Ludwig Börne

SÄMTLICHE SCHRIFTEN

Neu bearbeitet und herausgegeben von

INGE UND PETER RIPPMANN

Erster Band

JOSEPH MELZER VERLAG

Druck: Peli Printing Works Ltd., Israel

Inhaltsübersicht

Band I

Band II

Band III

Zeichenerklärung

O	=	Originalmanuskript, Börne-Archiv, Frankfurt/M.
GS	=	Gesammelte Schriften von Ludwig Börne, Bd. 1–8. Bei Hoffmann & Campe, 1829–1832
		Gesammelte Schriften, Bd. 9–14, Hamburg, Offenbach, Paris 1832–1834 (Briefe aus Paris)
		Gesammelte Schriften, Bd. 15, Paris 1837 (Menzel der Franzosenfresser)
B	=	Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Dritte, vermehrte und rechtmäßige Ausgabe. Teil 1–5, Brodhag'sche Buchhandlung Stuttgart 1840
NS	=	Nachgelassene Schriften von Ludwig Börne, Band 1–6, herausgegeben von den Erben des literarischen Nachlasses. Friedrich Bassermann, Mannheim 1844–1850
L	=	Lamennais' Worte des Glaubens. Übersetzt von Ludwig Börne, Paris 1834
C	=	Fragments politiques et littéraires par Ludwig Boerne, Précédé d'une note de M. de Cormenin, Paris 1842
W	=	Die Wage. Eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. Ludwig Börne 1818–1821
Z	=	Zeitschwingen. Wochenschrift, herausgegeben von Dr. Ludwig Börne (Nr. 53–81, Offenbach 1819)
MR	=	Moderne Reliquien. Herausgegeben von Arthur Mueller, Berlin 1845.

H	=	Ludwig Börne. Von Michael Holzmann, Berlin 1888
G	=	Börnes Werke. Historisch-kritische Ausgabe, herausgegeben von Ludwig Geiger; erschienen Bd. 1, 2, 3, 6, 7, 9 bei Bong, Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart 1911–1913
D	=	Étude sur l'histoire et les hommes de la révolution française. Herausgegeben von Joseph Dresch, Lyon, Paris 1952

ED	=	Erstdruck
*	=	Anmerkung der Herausgeber
1,2 etc.	=	Anmerkungen des Autors
[...]	=	Ergänzungen oder Erläuterungen der Herausgeber

Die zwischen das Zeichen * gesetzten Texte stellen Ergänzungen aus O oder ED dar.

Inhaltsverzeichnis Band 1

II Dramaturgische Blätter

Nachträge zu den dramaturgischen Blättern
[Wage 1818–1821]

III Aufsätze und Erzählungen

IV Skizzen und Fragmente vor 1830

Vorwort



Mit der vorliegenden Ausgabe gibt der Josef Melzer Verlag die erste vollständige Sammlung von Ludwig Börnes Schriften heraus. Im wechselvollen Widerhall, den Börnes Werk bei Zeitgenossen und Nachfahren fand, spiegelt sich der in starkem Wandel begriffene Zeitgeist einer Epoche, in der reaktionäre und revolutionäre Kräfte im Gegenspiel das Gesicht der um neue politische und soziale Lebensformen ringenden Völker Europas formten.
Schon Börnes erstes publizistisches Auftreten in den Jahren nach dem Wiener Kongreß wurde für die deutsche Öffentlichkeit zur Herausforderung. Legitimiert einzig durch den Glauben an die verschütteten Lebensquellen der deutschen Nation und durch die unwandelbare Überzeugung von dem angeborenen Recht eines jeden Menschen auf Freiheit, wagt es der Jude aus dem Frankfurter Ghetto im Alleingang, seine deutschen Mitbürger zum Kampf gegen politische Trägheit, gegen Standes- und Bildungsvorurteile, gegen den Zopfstil des öffentlichen Lebens in Deutschland herauszurufen.
Neben dem in Berliner und Wiener Salons bewunderten Theaterkritiker und gefeierten Jünger und „Denkredner" Jean Pauls steht der fanatische Patriot der *Briefe aus Paris;* seine prophetisch-revolutionären Fanfarenstöße verletzten das nationale Bewußtsein selbst der deutschen Liberalen — Gervinus' verächtliche Empörung in den Deutschen Jahrbüchern von 1835 mag hier für viele stehen —, während man sie im gegnerischen Lager, in Metternichs engster Umgebung, im privaten Gespräch als „ungemein geistreich" empfand.

Als Nestor der radikal-liberalen Bewegung genoß Börne schon seit dem Hambacher Fest, besonders aber nach seinem Tode in den Jahren des Vormärz, geradezu legendäre Verehrung — vom jungen Jacob Burckhardt, der bei seinem ersten Pariser Aufenthalt 1843 Börnes Grab auf dem Père-Lachaise besucht und skizziert, über Gottfried Keller, der sich mit dem Gedanken trägt, *Briefe aus der Schweiz* im Stile der *Briefe aus Paris* zu schreiben, bis hin zu Friedrich Engels, der 1840 im *Telegraph für Deutschland* eine Hymne an „die Eiche Börne" veröffentlichte.
Noch 1868, am Vorabend der deutsch-französischen Auseinandersetzung, wird Börne im Nachwort der Wiener Volksausgabe vom Proudhonisten Karl Grün gefeiert als der unerschrockene Vorkämpfer der republikanischen Freiheit, um die das deutsche Volk gerade zum zweiten Mal betrogen wurde. Wenig später jedoch, im Zenit der Bismarck-Aera, wird er vom Hofhistoriker des jungen Kaiserreiches, Heinrich von Treitschke, einer Diskriminierung preisgegeben, deren Sprache bereits fatal an die des Dritten Reiches anklingt.
Vergegenwärtigt man sich die offizielle geistig-politische Stimmung der Jahrhundertwende, so war es kein geringes Verdienst, wenn Ludwig Geiger es unternahm, den unbequemen Zeitschriftsteller des Vormärz durch das Projekt einer historisch-kritischen Gesamtausgabe zu ehren. Seltsam genug mutet es den heutigen Leser an, wenn hier hinter den einführenden Texten (die Mitarbeiter Ludwig Geigers gehörten zum großen Teil der Berliner Universität an — unter ihnen auch Alfred Klaar, Herausgeber einer 1889 erschienenen volkstümlichen Börne-Ausgabe) die Überzeugung stand, Börnes politische Hoffnungen für das deutsche Volk hätten im wesentlichen in der Gegenwart ihre Erfüllung gefunden.
Mit Hilfe der Börne-Administration in Frankfurt am Main, die nicht nur den von ihr verwalteten Nachlaß zur

Verfügung stellte, sondern das Unternehmen auch finanziell unterstützte, gelang es Geiger, von 1911 bis 1913 sechs der vorgesehenen zwölf Bände zu liefern. Der Ausbruch des Krieges machte jedoch die Fertigstellung der Ausgabe unmöglich, zumal die politische Konstellation kaum mehr ein Interesse an einem Schriftsteller fördern konnte, der einer der wärmsten Fürsprecher der deutsch-französischen Freundschaft war.

*

Genaue Hinweise in den Anmerkungen der fertiggestellten sechs Bände der historisch-kritischen Ausgabe zeugen davon, daß Textteil wie kritischer Apparat weiterer Bände bereits im Umbruch vorlagen. Die Hoffnung der Herausgeber der vorliegenden Ausgabe, aufgrund dieses Umbruchmaterials eine zuverlässige Textvorlage in die Hand zu bekommen, wurde nach eingehenden Umfragen durch die Mitteilung enttäuscht, daß im Zweiten Weltkrieg das gesamte Material mit dem Verlagshaus Bong in Leipzig durch Kriegseinwirkung vernichtet worden ist; ebenso muß Ludwig Geigers Nachlaß als verloren betrachtet werden.
Da damit der Nachdruck eines schon überarbeiteten, einheitlichen Textes ohnehin unmöglich geworden war, drängte sich, wollte man zur Ergänzung der Fragment gebliebenen Geigerschen Ausgabe nicht eine der textlich unzuverlässigen Ausgaben des 19. Jahrhunderts beiziehen, zwingend eine vollständig neue Texterstellung auf, bei der sich die Herausgeber auf die jeweils zuverlässigste Vorlage stützten. Schon die erste Durchsicht des handschriftlichen Materials des Börne-Archivs ließ ahnen, welche Veränderungen die Börneschen Originale und selbst die Erstdrucke in wenigen Jahrzehnten erfahren hatten: Nicht nur daß Lese- und Druckfehler sich von Ausgabe zu Ausgabe schleppten und vermehrten; bereits bei der ersten von den Nachlaßverwaltern in Börnes Sinn

herausgegebenen posthumen Ausgabe von 1840, die von 1844 bis 1850 durch sechs Bände *Nachgelassene Schriften* ergänzt wurde, beginnen die von den jeweiligen Herausgebern vorgenommenen „Berichtigungen“ und Glättungen von Börnes Sprache, die in der 1862 von Börnes Freund Reinganum edierten umfangreichsten bisherigen und für die im späteren 19. Jahrhundert erschienenen Leseausgaben maßgebenden Ausgabe schon beträchtlich sind.
Die sprachlichen Eigentümlichkeiten des Autors, gelegentliche grammatikalische Fehler, Verwechslung der Fälle, Inversionen, Zusammenziehung von End- und Zwischensilben, waren weitgehend beseitigt worden, so daß nicht nur, wie es heute Übung ist, das orthographische Schriftbild dem modernen Gebrauch angeglichen wurde, sondern Börnes Text auch phonetisch erhebliche Verschiebungen erfuhr (z. B. Tinte statt Dinte, Reiter statt Reuter, Hilfe statt Hülfe, anderen statt andern, lächeln statt lächlen). Dazu kamen gelegentliche grobe Lesefehler, Wortauslassungen und Umstellungen.
Die Ausgabe Geiger hatte sich bereits die Wiederherstellung des ursprünglichen Wortlautes vorgenommen, sie aber nicht einheitlich durchgeführt, da Geiger seinen verschiedenen Mitarbeitern weitgehende Freiheit in der Textgestaltung gelassen hatte. So bieten im Grunde nur die von ihm selbst erstmals nach dem handschriftlichen Original edierten Werkgruppen (*Jugendschriften*, Bd. 1, und der erste Teil der Briefe an Jeanette Wohl, Bd. 9), von eindeutigen Lese- und Druckfehlern abgesehen, einen zuverlässigen Text, der jedoch für die vorliegende Ausgabe nochmals mit den Manuskripten verglichen werden mußte.
Zwei weitere Werkgruppen der Geigerschen Ausgabe (*Dramaturgische Blätter*, Bd. 1 und 2, und *Reisen, Aufsätze und Erzählungen*, Bd. 2 und 3) geben den Text zur

Hauptsache nach der ersten posthumen Ausgabe von 1840, die – weil noch vom Autor selber in Aussicht genommen – offenbar als Ausgabe letzter Hand betrachtet worden war. Aus einem unedierten Brief Börnes an den befreundeten Frankfurter Literaten Eduard Beurmann vom 21. November 1836 geht aber eindeutig hervor, daß der Gedanke einer aus materiellen Gründen zu erwägenden Neuausgabe seiner alten Schriften erst zu diesem Zeitpunkt an Börne herangetragen wurde. Ein bei Weller in dem von den Nachlaßverwaltern angefochtenen sogenannten „17. Teil" der *Gesammelten Schriften* (Leipzig 1849) abgedruckter, im Original nicht vorhandener „Brief an die Brodhagsche Buchhandlung" – wohl eher an Beurmann, der die Verhandlungen mit Brodhag eingeleitet hatte – beweist nur, daß Börne auf den Plan konkret einging, den vom Verlag gewünschten Verzicht auf politisch exponierte Stellen der früheren Arbeiten zwar scharf ablehnte, im übrigen aber Vorschläge zur Erweiterung der *Gesammelten Schriften* machte. Es ist jedoch kaum denkbar, daß der seit Beginn des Jahres 1837 bettlägrige Schriftsteller noch irgend einen tätigen Anteil an der Gestaltung der Ausgabe hätte nehmen können.

Nachdem somit eine Betreuung der Brodhagschen Ausgabe durch Börne auszuschließen war, ergab sich notwendig, daß – mit Ausnahme der *Jugendschriften* – für alle bis 1829 erschienenen Arbeiten zunächst auf die von ihm in diesem Jahr veranstaltete Ausgabe der *Gesammelten Schriften* zurückzugehen war, die als Ausgabe letzter Hand wiederherzustellen eines der Ziele der vorliegenden Ausgabe ist. Ergänzungen in einzelnen Stücken – Börne hatte für die Ausgabe seine alten Beiträge aus der *Wage* und den *Zeitschwingen* vielfach gekürzt – sind, soweit sie aus den von ihm selbst redigierten Journalen stammen, nach den Erstdrucken, im übrigen nach der Bord-

hagschen Ausgabe vorgenommen und im Text als Zusatz gekennzeichnet worden.
Die nicht in die *Gesammelten Schriften* von 1829 aufgenommenen Aufsätze und Kritiken geben, sofern sie nicht in *Wage* oder *Zeitschwingen* erschienen sind, zur Hauptsache den Wortlaut der handschriftlichen Originale wieder. Was die wenigen Aufsätze und Aphorismen betrifft, die aus andern Blättern (Neckarzeitung, Iris, Morgenblatt und Literaturblatt) stammen und im Original nicht erhalten sind, so stützen sie sich auf eine 1845 in Berlin unter dem Titel *Moderne Reliquien* erschienene Nachlese verschiedener Autoren, da ein Zurückgehen auf die ohnehin von fremder Hand bearbeiteten Erstdrucke keine zusätzlichen Verbesserungen hätte bringen können. Für wenige Stücke mußte auf die von Börnes Freundin und Nachlaßverwalterin herausgegebenen *Nachgelassenen Schriften* abgestellt werden, da der handschriftliche Nachlaß heute gegenüber der ersten Katalogisierung durch Jeanette Wohls Neffen Dr. Schnapper-Arndt leider einige Lücken aufweist. Im übrigen verweist das Inhaltsverzeichnis für jede einzelne Nummer auf die benützte Textvorlage.
Die *Briefe aus Paris* geben den Text des 1832 bis 1834 als neunter bis vierzehnten Band der *Gesammelten Schriften* herausgekommenen Erstdrucks, dessen Druckfehler aufgrund des Vergleichs mit den Originalen eine Berichtigung erfuhren. Ebenso wurde die altertümliche Dehnung von Silben, wie sie der Erstdruck beinahe durchgehend bringt (z. B. gehet, zehen), dort rückgängig gemacht, wo sich in Börnes Handschrift bereits die moderne Verkürzung findet. Verschriebene Orts- und Eigennamen wurden richtiggestellt. Personennamen von allgemeiner Bedeutung, die Börne im Druck durch das Zeichen *** ersetzt hatte, sind – in eckige Klammern gesetzt – hinzugefügt worden. Wie sich bei den *Briefen aus Paris*

Erstdruck und Handschrift zueinander verhalten, wird im biographischen Zusammenhang in den *Lebensdaten* erklärt und im Briefband weiter zu erörtern sein. Um die *Briefe aus Paris* als in sich geschlossenes Hauptwerk nicht aufteilen zu müssen, sind die Herausgeber von der chronologischen Anordnung der Werkgruppen abgewichen und haben sie zusammen mit dem zweiten und letzten bedeutsamen Werk aus der Pariser Zeit, *Menzel der Franzosenfresser*, im dritten Band vereinigt.

Nicht zu erlangen war das Manuskript von Börnes *Studien über Geschichte und Menschen der Französischen Revolution*. Mit der Edition dieser Aufzeichnungen hatte Ludwig Geiger im Jahre 1911 den Straßburger Gelehrten Josef Dresch betraut, in dessen Nachlaß sich heute vermutlich das Original befindet. Da Geigers Ausgabe auch nach dem Ersten Weltkrieg vom Verlagshaus Bong nicht fertiggestellt werden konnte und nach 1933 in Deutschland keinerlei Interesse mehr daran bestand, gab Josef Dresch die *Studien* 40 Jahre später in Frankreich (Paris und Lyon 1952) heraus; diese Ausgabe ist übernommen worden unter geringfügigen Auslassungen reiner Literaturangaben- und Exzerpte, die Dresch bereits unvollständig abgedruckt hatte.

Während die nach 1833 in deutscher Sprache verfaßten Arbeiten Börnes fast vollständig unter den Manuskripten des Börne-Archivs vorhanden sind, fehlen alle französischen Handschriften. Da der Handschriftenkatalog der Nationalbibliothek in Paris noch nicht fertiggestellt ist, kann man hoffen, Börnes französische Aufsätze dort später aufzufinden. In der vorliegenden Ausgabe sind die in *Réformateur* und *Balanee* erschienenen Beiträge nach der von Cormenin 1842 in Paris veranstalteten Sammlung *Fragments politiques et littéraires* gedruckt; die Fragment gebliebenen Artikel folgen dem Text der *Nachgelassenen Schriften*.

Lamenais' *Paroles d'un croyant,* von Börne den deutschen Lesern zugänglich gemacht, erschienen 1834 in Paris und noch im gleichen Jahr in Herisau (Schweiz), wo auch die *Briefe aus Paris* als „neue wohlfeile Ausgabe" herauskamen. Der Text unserer Ausgabe gibt den der ersten Pariser Edition wieder.
Börnes letztes Werk, *Menzel der Franzosenfresser,* erschien als 15. Band der *Gesammelten Schriften* 1837 in Paris. Der Text der Erstausgabe wurde mit der in Börnes letzten Lebensjahren immer minutiöser werdenden Handschrift verglichen; das Manuskript gibt Aufschluß über Börnes sorgfältige Arbeitsmethode: Es weist erstaunlich wenig Korrekturen auf, doch nahm der Autor eine wohldurchdachte Umgruppierung einzelner Abschnitte vor.
An dieser Stelle bedarf es noch einer Erklärung, warum die Herausgeber eine Börne zugeschriebene und aus Anlaß seines 125. Todestages von der Stadt Frankfurt am Main zu seinem Gedenken nachgedruckte Schrift nicht in die vorliegende, auf Vollständigkeit Anspruch erhebende Sammlung aufgenommen haben: Selbst wenn die *Actenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten zu Frankfurt am Main* von Börnes Feder stammen sollte – die Fragwürdigkeit dieser These wird unter dem Jahr 1816 in den *Lebensdaten* behandelt –, so kann es sich höchstens um eine Abfassung im Auftrag und nach den ausdrücklichen Direktiven der israelitischen Gemeinde in Frankfurt gehandelt haben, so daß Börne, wie aus den an anderem Ort angegebenen Zusammenhängen hervorgeht, nicht als geistiger Urheber der Schrift betrachtet werden kann. – Ebenso sind bloße Literaturanzeigen oder rein redaktionelle Bemerkungen aus *Wage* und *Zeitschwingen* nicht in die Ausgabe aufgenommen worden.
Nachdem über die Behandlung von Orthographie und die Wahrung des Lautbestandes bereits Rechenschaft gege-

ben wurde, bleibt zu erwähnen, daß die Interpunktion überall dort Veränderungen erfuhr, wo in den maßgeblichen Druckvorlagen irreführende oder sinnentstellende Satzzeichen das Verständnis von Börnes Formulierungen stören mußten; hingegen wurde auch hier versucht, die Besonderheit im Duktus des Verfassers (z. B. Einleitung von Nebensätzen und indirekter Rede durch Doppelpunkt und Aneinanderreihen mehrerer Adjektive ohne Komma-Trennung) nach Möglichkeit zu wahren.
Die Reihenfolge der Schriften innerhalb der einzelnen Werkgruppen wird überall dort, wo es um die Wiederherstellung der *Gesammelten Schriften* geht, der von Börne bestimmten, kompositorisch, nicht aber chronologisch bedingten Anordnung angeglichen, während im übrigen auf die Entstehungszeit abgestellt wurde. Die chronologische Folge erforderte zugleich den Versuch der Datierung auch jener Stücke, die weder von Börne selber noch im Erstdruck datiert waren. Das gesamte Material wurde auf diese Weise neu gruppiert, wobei — in bewußter Abweichung von Geigers Editionsprinzip — vor allem die im Druck erschienenen oder von Börne als druckfertig anerkannten Stücke getrennt wurden von den zum großen Teil erst posthum gedruckten oder in der Handschrift vorhandenen Skizzen und Fragmenten, die keine endgültige Bearbeitung durch den Autor mehr erfuhren.
Der ergänzende vierte Band dieser Ausgabe wird neben dem Briefwechsel mit Henriette Herz in erster Linie Börnes Briefe an Jeanette Wohl enthalten, die über fünfzehn Jahre — von 1817 bis 1833 — Börnes einzige wirkliche private Korrespondentin war. Daneben sollen erstmals vollständig die Briefe an den großen deutschen Verleger Friedrich von Cotta erscheinen, sowie die verhältnismäßig kleine Anzahl persönlicher Briefe — u. a. diejenigen an den Verleger Julius Campe — die sich in Handschrift oder zeitgenössischer Überlieferung finden.

Eine Bibliographie der Börneschen Schriften, Literaturverzeichnis sowie Namensregister, dessen Erstellung der Senat der Stadt Frankfurt am Main ermöglicht hat, werden den letzten Band der Ausgabe abschließen. Die am Schlusse des dritten Bandes wiedergegebenen *Lebensdaten* sollen als biographische Notizen dem Leser eine den Dokumenten der Zeit möglichst nahe und knappe Übersicht über Börnes Leben geben. Es ist dabei versucht worden, auf zwei wesentliche Komponenten von Börnes Existenz näher einzugehen: einmal auf sein Verhältnis zu Jeanette Wohl, zum andern auf seine historische Bedeutung im Zusammenhang mit den Emeuten im Deutschland des Nachjuli und damit zugleich auf seine Rolle als einer der geistigen Wegbereiter der Revolution von 1848. Unter bewußtem Verzicht auf andere mögliche und wesentliche Aspekte unternimmt es das Nachwort, der zentralen Bedeutung des Freiheitsgedankens in Börnes Schaffen nachzugehen und es zu konfrontieren mit den geistesgeschichtlichen Strömungen der Zeit.

*

Schließlich möchten die Herausgeber eine vielfältige Dankesschuld abtragen: Zunächst gegenüber dem Verlag Hoffmann & Campe, bei dem 1829 Börnes *Gesammelte Schriften* erschienen und der zum Gedenken an Börnes Todesjahr, das sich 1962 zum 125. Mal jährte, eine neue Ausgabe plante, von diesem Vorhaben jedoch zurücktrat, nachdem er von dem bereits in Angriff genommenen Projekt der vorliegenden Ausgabe des Josef Melzer Verlages Kenntnis erhalten hatte. Dank kommt ferner der Direktion und den Mitarbeitern der Universitätsbibliothek Basel zu, die durch ihr Entgegenkommen die technische Vorbereitung der Ausgabe wesentlich erleichterten. Ganz besonders verpflichtet sind die Herausgeber der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt

am Main, vorab der Handschriftenabteilung, die den gesamten literarischen Nachlaß Ludwig Börnes zur Sichtung und Bearbeitung in Basel zur Verfügung stellte und damit eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Konzeption und Zuverlässigkeit der Ausgabe geschaffen hat. Nicht zuletzt muß der Josef Melzer Verlag erwähnt werden; er hat der von der Sache her geforderten und mit großem zusätzlichen Zeitaufwand verbundenen wachsenden Sorgfalt der Herausgeber bei der Vorbereitung der Texte grundsätzlich seine Zustimmung gegeben und im Wissen um die damit erreichte Verbesserung der Ausgabe die unvermeidlichen Verzögerungen mit Nachsicht in Kauf genommen.

Basel, im Juli 1964 *Inge und Peter Rippmann*

I

Jugendschriften



1. Jena, den 30. März 1805

Ich komme soeben von einer Wanderung zurück, die ich durch die Stadt gemacht habe. So weit ich gekommen bin, haben die Straßen eine gar klägliche Physiognomie, oder vielmehr gar keine. Die Häuser stehen alle so jämmerlich da, wie Dintenkleckser, einem zum Ärger und Verdruß. Es herrscht eine langweilige Stille umher, und das bißchen Geräusch dient nur dazu, sie noch zu vermehren. Kein freundliches Gesicht ist mir aufgestiegen, und kein einziger Konditor taugt was. Vor und nahe bei der Stadt liegen Berge, die ragen hoch empor. Ich kann sie aus meinem Fenster sehen. Wie ich sie so ansah, kam es mir vor, als schauten sie spottend hinab in die finstern dumpfen Löcher und redeten die Menschen an und sprächen: O ihr dummen Tiere, was sperrt ihr euch da unten in eure finstern Hütten und raubet euch die Luft einander? Kommt herauf, seht, wir reichen euch gerne unsre Rücken, kommt und lagert euch näher den Sternen. Wohl, ihr Berge, hört mancher eure stummen Töne, doch keinen locken sie hinauf. Doch wenn ihr Gold bergtet in eurem Schoße, dann würden sie kommen und scharenweise strömen und graben in eurem Eingeweide, ach, zerwühlend sich selbst.

2. [Fragment über Erziehung]

[1805]

Die Erziehung des Kindes beginnt schon vor der Begattung der Eltern.

Das *Tier* im Menschen sollte *mehr* der Gegenstand unsrer Erziehung sein als der Mensch im Menschen. Auf einem schlechten Instrumente spielt der beste Spieler schlecht.

Erziehung ist Erziehung zur Freiheit. Der Mensch wird

mit Ketten geboren, aber sich frei machen ist ein Werk der Freiheit; ein jeder kann nur seine eignen zerbrechen. Ihr, die ihr erziehet, schlaget und rasselt mit den Ketten, daß euer Zögling sie fühle, und jaget ihn von Genuß zu Genuß, damit er seinen Schädel blutig stoße an die Wände seines Kerkers.
Der Schwache, der sich das Leben nimmt, besticht gleichsam seinen Gefängniswärter und läuft davon; aber der Starke stürzt die Mauern ein.

3. Über Geist und Zweck des akademischen Lebens

[1805/6 ?]

Hab' ich nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider auch die Theologie!
Durchaus betrieben mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Tor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Und weiß, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz zerbrennen.

So läßt *Goethe* seinen *Faust* reden. Wer aber mit diesem Geständnis die Akademie verließe, der wäre wahrhaft zu beklagen; denn er gesteht nicht bloß, daß er *seinen* Zweck nicht erreicht habe, sondern er zeiget auch, daß er den wahren Zweck des akademischen Lebens gar nicht kenne, daß er ihn wenigstens nicht umfassend begriffen habe. Nicht das, was wir das *Wissen* zu nennen gewohnt sind, allein ist es, was wir auf der Akademie uns anzueignen streben müssen: nimmermehr. Das *ganze* Gebiet des Lebens zu erfassen müssen wir strebend uns bemühen.

4. [Zweckbegriff und Willkür]

[1805/6 ?]

Die Vorstellung vom Zweck ist der *Zweckbegriff*.
Willkür . . . Nach der grammatischen Bedeutung des Wortes ist es zweifelhaft, ob das *kür* (Wahl, küren – wählen) zum Willen als Subjekt oder als Objekt sich verhält. Im ersten Fall wäre es die Wahl *zwischen zwei Willen*, im letztern: *der Wille, welcher wählt.* Das letztere kann es nicht bedeuten; denn der Wille ist nicht Wille, solang er *wählt;* da *wollen* nichts anders heißt als das Streben, einen bestimmten *Gegenstand* zum Objekt seiner Tätigkeit zu machen. *Willkür* also ist das Vermögen, dem schwankenden Streben zwischen zweien Objekten, die für den Zweck gleich passend sind, nach einem Punkte hin eine bestimmte Richtung zu geben.

5. Dichten lehrt die Liebe nur

[1807 ?]

Wenn selige Vergessenheit
Des Schlummers meine Augen flieht,
Und der Strom dunkeler Zeit
Zaudernd mir vorüberzieht;
Wenn das Herz mit wilden Schlägen
Tobet in der stillen Nacht
Und ein nie gefühltes Regen
Mich mir selbst unkenntlich macht –
Möchte dies wohl Liebe sein?
Nein, es ist des Himmels Schwüle
Und des Mondes Dämmerschein,
Welcher ängstliche Gefühle
Mir in dem Busen weckt;
Ist die Mücke, die mich sticht
Und aus dem Schlafe neckt –
Aber Liebe ist es nicht.

Wenn ich in des Abends Kühle
Wandle auf der stillen Flur
Nach gedankenlosem Ziele;
Das leise Reden der Natur
Mir so verständlich wird,
Nachtigallen mich umtönen,
Die Lerche mich umschwirrt,
Füllet sich mein Blick mit Tränen —
Wäre dieses Liebe nicht?
Nein es ist des Frühlings Milde,
Die zu allen Wesen spricht,
Ist ein Gott, den wir im Bilde
Seines Werkes froh verehren,
Ist des Lebens Zauberlicht,
Welches uns die Blumen lehren —
Aber Liebe ist es nicht.

Sitz' ich schweigend ihr zur Seite,
Schweigend, denn wie könnt' ich sagen,
Welche Sterne stiller Freude
Freundlich mir im Innern tagen!
Wenn ich düstrer Welt entschwinde
Und froh meines Lebens Wahrheit
Nur in ihren Blicken finde
Truglos und in lichter Klarheit —
Ob wohl dieses Liebe sei?
Nein, es ist der Anmut Lächeln
Und der Schönheit Zauberei,
Welche mich in Träume fächeln;
Es ist ihres Herzens Milde,
Welche meine Starrheit bricht,
Ihrer Rede süß Gebilde —
Aber Liebe ist es nicht.

Wenn Apollo seine Leier
Freundlich lächelnd mir gewähret,

Sich der Muse frei und freier
Schüchterne Empfindung nähret;
Wenn ich kühn mit stolzen Saiten
Traulich wie mit Freunden spiele,
Meine Wonnen, meine Leiden
Im Gesange wiederfühle —
Saget, ob dies Liebe ist?
Raubend gibt uns Liebe alles;
Mich besiegte Amors List,
Lächelt, Freunde, meines Falles!
Euch erkenn' ich mit Erröten,
Zauberkräfte der Natur,
Welche schaffen, welche töten —
Dichten lehrt die Liebe nur.

6. Die Juden in Frankfurt am Main

[1807]

Das Herz pochte mir vor Erwartung, als ich die finstere Behausung wiedersehen sollte, in der ich geboren war, die Wiege meiner Kindheit. Es war grade am ersten Tage des Osterfestes, als ich in die Judengasse trat. Es tat mir wohl, daß mir, nach einer siebenjährigen Trennung von allen meinen Glaubensgenossen, noch so viel Herzlichkeit und jüdischer Sinn übriggeblieben war, daß ich bei einem Anblick, der lächerlich ist, nur gutmütig lächlen konnte. Die Sonne hing brütend über die lange schmale Gasse, und mir fiel wohl ein im Schweiße meines Angesichts, wir Juden müßten doch des Himmels Lieblingskinder sein, daß er unsre Wohnung wärmer beschien als den übrigen Teil der Stadt, wo es zur selben Zeit ziemlich kühle war. Wenn man hineinsieht in die langen schmalen Gänge der Häuser, so findet das Auge kein Ziel und keine[n] Ruhepunkt. Da herrscht eine Dunkelheit, die wohl dienen kann zur Rückerinnerung an die zehen Plagen des Pharao und ein Symbol abgibt von der Geisteskultur der Juden. Um so

reizender hingegen nehmen sich, an den Pforten dieser finstern Höhlen, die Töchter Abrahams aus, die im nachlässigsten Morgengewande, halb sitzend, halb liegend, des Betrachters Auge um so reiner vergnügen, da die Anschauung ihrer Schönheit sein Herz ungefährdet läßt und durch gleichzeitige Beschäftigung des Ohres nicht gestört wird. Um sie herum stehen die jungen Söhne des Merkurs, die durch ihre angenehme Unterhaltung und ewiges Trippeln beweisen, daß sie mit ihrem Schutzgotte auch die Beredsamkeit und die Flügel an den Füßen gemein haben. Da strömen die Lippen über vor artigem Witze und witzigen Artigkeiten. Zwar meinte eine Dame, die Herrn verstünden sich besser auf Galanteriewaren als auf Galanterie, allein das war eine böse Christin, die das sagte, und eine neidische Modehändelerin. Auch kann man es ihnen nicht zur Sünde anrechnen, daß sie am Sabbat ihre Zunge arbeiten lassen. Denn das mosaische Gesetz spricht: Am siebenten Tage sollst du deinen Knecht ruhen lassen und deine Magd; aber sind sie denn Herr ihrer Zunge? Ich ward bewillkommt von vielen schönen Lippen, und jeder fragte: Wenn war die Ankunft gewesen? Meine allerliebste Kusinen reichten mir ihre weißen Händchen und fragten mich, wie weit ich wäre in der Medizin, und ob ich schon den Puls verstände. Ich war artig und küßte jeder die Hand. Aber einige superkluge und genialische unter denselben, denen ich sagte, sie hätten gar keinen Puls, wollten irgendeinen satirischen Sinn in diesen Worten finden, und ich dachte doch gar nichts dabei, so wahr ich ein Jude bin! Da wir nun so beieinander saßen und kosten, und ich mir alle mögliche Mühe gab, den Damen zu beweisen, daß ich galant genug sei, um eine schöne Rahel sieben Jahre lange zu dienen, da wurde unsre Aufmerksamkeit durch einen Zusammenlauf von Menschen angezogen, die alle die Richtung nach dem Hause des Rabbiners nahmen. Ich eilte ebenfalls hin, nicht aus Neugierde, aber aus Eitelkeit,

um den Damen während meiner Abwesenheit Zeit zu lassen, über meine Gelehrsamkeit und liebenswürdiges Betragen zu urteilen. Da ich nun hinkam, sah ich einen bärtigen Juden, der seine Hände abwechselnd bald über seinem eignen Kopfe, bald über dem Rücken einer Magd heftig zusammenschlug und laut wehklagend dabei ausrief: „O Kartoffel, o Zwiebelsuppe, o Sauerkraut!" Ebenso mitleidig als erstaunt fragte ich meinen Nachbar, was das bedeute. Und ich hörte folgendes: Es hatte die Köchin dieses Mannes einige Töpfe mit Speisen geholt aus dem allgemeinen Backhause der Juden. Damit aber ihre eignen Töpfe mit andern nicht verwechselt werden können, hatte sie zum Mer[k]zeichen auf jeden Deckel ein Kartenblatt gelegt. Da nun aber des Tages grade Ostern war, an welchem, wie bekannt, die Juden nichts Gesäuertes essen dürfen, so hätte das Kartenblatt, als mit Pappe zubereitet, durch die Berührung mit dem Topfe, worin die Speisen lagen, letztere selbst verunreinigt und ungenießbar gemacht für solche, die, vom echten Geiste des Judentums erfüllt, seine Grundgesetze nicht vernachlässigen. Als nun der Herr seine Köchin auf der Straße antraf und diesen Gräul sah in Israel, brach er in die oben erwähnten Klagen aus, begleitet von den beschriebenen Hantierungen. Da nun aber die Verdammung der Speisen noch nicht ganz ausgemacht war, wurde der Fall dem Rabbiner zur Entscheidung vorgelegt. Die Sentenz war folgendermaßen: wenn das Kartenblatt mit der Bildseite auf dem Deckel lag, so sind die Speisen rein, denn die Farbe gibt gleichsam eine Mauer ab, durch welche die Partikelchen des Kleisters nicht in den Topf dringen können, da ohnedies noch der Deckel dazwischenliegt. Wenn hingegen die Karte mit der unbemalten Seite auf dem Topfe lag, so ist die Berührung zwischen dem Kleister und dem Deckel zu innig, als daß nicht die Speisen dadurch sollten verunreinigt werden. Es ist eine chemische Subtilität, die ins

Weite geht, und man sieht, daß die theologische Chemie eine Wissenschaft ist, die verdient, systematisch abgehandelt zu werden. Die Karte lag unglücklicherweise noch mit der weißen Seite darauf, die Magd aber war gewandt genug, sie schnell herumzudrehen und sprach: „Jetzt dürfen wir's essen, nicht wahr, Herr Rabbiner?" Dieser aber sagte: „Nach Belieben, geht nach Hause und laßt's euch schmecken!" Voller Ehrfurcht für die Weisheit und den Scharfsinn unseres Rabbiners ging ich zu meiner Gesellschaft zurück; diese hatte recht mit Sehnsucht auf meinen Bericht gewartet, und ich erzählte alles getreulich, was sich ereignet hatte. Nun, da die Mittagsstunde herangenaht war, ward ich von verschiedenen Herren und Damen gefragt, ob ich die Ehre haben wollte, ihr Gast zu sein. Auch nahm ich die Einladung eines jungen Mannes an, der mir merkwürdig war, weil er die Reisen des Anacharsis und Gibbons römische Geschichte schon zweimal und Nathan den Weisen noch gar nicht gelesen hatte. Welch letzteres Buch jeder Jude, der auf Bildung Anspruch macht, ein paar dutzendmal liest und es als das schönste Kunstwerk bis in den Himmel erhebt, wenn er auch kein Wort davon versteht und sich noch so sehr dabei ennuyiert. Bei Tische wurde viel gesprochen über die Tendenz des jüdischen Sanhedrins in Paris. Ein Kind tat die kindische Frage, was das Sanhedrin für ein Landsmann sei, und ob es einen Bart hätte. Auf einige Ideen, die ich äußerte über die Mittel zur Rekonstitution des jüdischen Staates, erwiderte mein Liebhaber des Anacharsis im echt kaufmännischen Stile: Der Atem, daran zu denken, sei verloren. Der *Atem*, zu denken! Welch ein physiologisches Paradoxon! Bei Tische ereignete sich ein Vorfall, den ich, ob er zwar ernsthaft war, doch hyperkomisch nenne, um meinen Glaubensgenossen zu zeigen, daß ich neben meiner Medizin auch Griechisch erlernt habe. Nämlich nach den Gesetzen der Philosophie und Religion ist uns

Juden versagt, mit unbedecktem Haupte zu beten und zu essen. Wie diese beiden ganz heterogenen Aktionen hier zusammentreffen, ist schwer zu erklären, da man in der theologischen Anatomie und Physiologie noch so weit zurück ist. Also wir saßen alle mit dem Hut auf dem Kopfe. Nun trat plötzlich und unangemeldet – denn das Frankfurter Christentum setzt voraus, daß die Juden aktiv und passiv wenig auf Höflichkeit zu halten pflegen – der Hausarzt in die Stube. Wir Herren griffen eilig nach den Hüten, um sie abzuziehen. Die Dame des Hauses aber, die eine Haube trug, welche mit einem Blumengarten und vielen Perlenschnüren geziert war, griff – aus einem Nachahmungstriebe, den man in Hoffbauers unsterblicher Psychologie prächtig erklärt findet – ebenfalls nach ihrem Kopfe und riß [die] Haube mit allem herab. Ihr [Haar] fiel wild herab, die Blumen lagen auf dem Tische herum und gaben dem Mahle ein ländliches Ansehen, die Perlen schwammen in der Suppe, die Haube aber selbst versteckte sie hinter einem Brot. Das waren alle die Begebenheiten eines Augenblicks; als aber die arme Frau sich besann, erschrak [sie] heftig, winkte ihrem Manne, fiel in Ohnmacht und schlug mit Händen und Füßen herum. Dieser verstand sie sogleich, machte ein betrübtes Gesicht und sprach wie folgt: „Lieber Herr Doktor, ich habe Sie rufen lassen wegen meiner Frau, sie hat seit einer halben Stunde ihre Krämpfe wieder bekommen, aber viel ärger wie sonst, und ich fürchte, es ist etwas Fallsüchtiges dabei." Der Doktor fühlte den Puls, fand ihn schwach und verschrieb ein krampfstillendes Mittel. Ich habe die Geschichte deswegen erzählt, um zu beweisen, daß kein Jude sobald in Verlegenheit kommen wird, daß sie als die feinsten Menschenkinder schnell die Fälle übersehen und sie berechnen, so daß sie nichts überrascht. Der Doktor, mit dem ich nachher über die Krankheit der Dame sprach, sagte mir, daß die Judenmädchen sehr gefallsüchtig wären ...

7. [14 Sätze]

[1807 ?]

1.

Die Vorurteile einer Gesellschaft können nicht von einem *einzelnen* zernichtet werden. (Die Gesellschaft Mosis.)

2.

Urteilen heißt die Identität aufweisen eines Objekts mit seiner Idee.

3.

Die Erkenntnis eines Dings auf eine bloß empirische Weise — ohne Einsicht des Grundes — ist ein *Vorurteil*.

4.

Ein Vorurteil zernichten, ist *nicht* Verneinung desjenigen Dinges, welches Objekt ist des Vorurteils; sondern vielmehr Begründung desselben durch Kundtuung der Idee, welche Vorbild ist des Dinges.

5.

Die Möglichkeit unserer Zernichtung, die ihren Grund hat in der Freiheit eines Menschen, mit dem Bewußtsein verbunden dieser Möglichkeit, ist *Haß*.

6.

Der Haß (5) zwischen Juden und Christen ist Vorurteil (3).

7.

Er muß zernichtet werden (4).

8.

Der Haß zwischen *Judentum* und *Christentum* ist notwendig; denn jedes, um sein höchstes Leben zu erreichen, erfordert den Untergang des andern.

9.

Weil aber durch den Tod des einen das andere den *Gipfel* seines Lebens ersteigen würde, so müßte notwendig der Tod des einen den Untergang des andern nach sich ziehen.

10.

Der Kampf muß also unterhalten werden.

11.

Um den Haß (5) zwischen Judentum und Christentum dauernd zu machen, muß ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Juden und Christen vermieden werden.

12.

Es gibt ein *allgemeines* Leben und ein *besonderes.*

13.

Wo das allgemeine Leben beschränkt wird, da tritt das besondere hervor.

14.

Leben ist Differenz.

8. Freimütige Bemerkungen über die neue Stättigkeits- und Schutzordnung für die Judenschaft in Frankfurt am Main, mit besonderer Hinsicht auf die Kritik der Jacobsohnschen Schrift, denselben Gegenstand betreffend.

[1808]

Prolog

Es war zu jeder Zeit ein Gemeinspruch der Prediger gewesen, daß man bei Erforschung der Wahrheit suchen müsse, sich soviel als möglich vor dem Einflusse der Leidenschaft zu bewahren. Schon der bedingende Zusatz „*soviel als möglich*" zeugt unwillkürlich gegen die gänzliche Ausführbarkeit jener Forderung. Der alte sündliche Wahn vieler Köpfe, der Leib und Geist auf verschiedene Stufen des Ranges stellt, ist es auch, welcher Vater war zu jener naturwidrigen Moral- und Klugheitsregel. Wir hoffen es von dem Geiste des Zeitalters, der die Scheidewand niederriß, die Bürger von Bürgern trennte, daß es ihm auch gelingen wird, die Kluft auszufüllen, die Philosophen zwischen Seele und Körper bereitet haben. Wir bemerken bloß, daß wenn es auch wirklich *möglich* wäre, die Tätigkeit des Geistes rein wirken zu lassen, ungetrübt von dem Einflusse der persönlichen Lüste, daß dieses doch auf keinem Fall auch *wünschenswert* sei. Denn gleichwie der Körper mit einem Geschmacksinne begabt ist, der in ihm die Sehnsucht nach Nahrung erregt, ohne welche er nicht bestehen kann: so ist auch ein ähnlicher Sinn dem Geiste gegeben, welcher ihn reizt, die Speise, die sein Leben unterhält, zu suchen und sie sich anzueignen. Dieser Gaumen des Geistes aber ist nichts anders als die Leidenschaft. Sie allein ist es, welche die Wißbegierde erregt und nicht ermüden läßt. Ob nun zwar hier der Ort nicht ist, wo dieses erörtert werden soll, so haben

wir doch für nötig erachtet, obige Sätze unsern Betrachtungen voranzuschicken, um nämlich einem Vorwurf gleich anfänglich zu begegnen, dem wir gewiß nicht entgehen werden. Und zwar dem Vorwurf: daß das Interesse der Persönlichkeit auf unsre Darstellung Einfluß gehabt habe. Alle diejenigen nun, die mit uns die Ansicht führen, daß dieses nicht zu vermeiden sei, werden uns verteidigen. Aber auch vor dem Richterstuhle der Andersgesinnten werden wir uns über jenen Vorwurf der Parteilichkeit gerechtfertigt finden. Denn der Verfasser der *Bemerkungen* [1] geht uns mit seinem Beispiele vor, zeigend, wie man sich nicht zu scheuen habe, die evidenteste Wahrheit zu verleugnen, ja sogar den eignen Glauben daran zu töten, um ihn auf die Altäre der Habsucht, des Neides und der Dummheit als Opfer zu bringen. *Lichtenberg* (der einzige Deutsche, der den Mut hatte, witzig zu sein) erzählt irgendwo von einem *Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt,* als einer Rarität, die Liebhabern zum Verkaufe angeboten wurde. Ganz jenem Kunststückchen ähnlich ist die Schrift unseres Tausendkünstlers, die gegen *Jacobsohn* [2] gerichtet ist. Der satirische Jäger, der so ungeschickt seine in Galle vergifteten Pfeile auf *Jacobsohn* losschleudert, hat nicht einmal vermocht, unserer Eitelkeit den billigen Genuß zu verschaffen, für die Notwendigkeit, seine Witze erbärmlich zu

1 Bemerkungen über des Herrn Geh. Finanzrats Israel Jacobsohn untertänigste Vorstellung an Se. Hoheit den Fürst Primas der Rheinischen Konföderation. Höchstdessen neue Stättigkeits- und Schutz-Ordnung für die Judenschaft in Frankfurt am Main betreffend, 1808 (Frankfurt bei Varrentrapp).

2 Untertänigste Vorstellung an seine Hoheit den Fürst Primas der Rheinischen Konföderation über Höchstdessen neue Stättigkeits- und Schutzordnung für die Judenschaft in Frankfurt am Main. Vom Geheimen Finanzrat Israel Jacobsohn, Braunschweig 1808 bei Vieweg.

finden, unserem Geschmack einiges Lob zukommen lassen zu dürfen. Wir würden sagen: Seine Sarkasmen sind pöbelhaft; aber wo nehmen wir die pöbelhafte Sprache her, um dieses gebührlich auszudrücken? Wir würden sagen: Seine Gründe sind seicht, wenn wir nicht durch das Zumuten, daß sie wohl anderer Meinung sein könnten, unsere Leser zu beleidigen fürchteten. Wir halten es darum für nötig, bestimmt zu erklären, daß wir uns nicht würden herabgelassen haben, den Verfasser der *Bemerkungen* dann und wann lächerlich zu finden, wenn nicht von der immer fertigen Menge (da, wo es darauf ankömmt, ihrem Hasse zu frönen) unser Stillschweigen als ein Beweis der Betroffenheit wäre angesehen worden.

In einer Einleitung, worin tröstlich versprochen wird, daß man keine zu erwarten habe, macht der Verfasser den Fürsten große Lobsprüche darüber, daß sie es ungeahndet und — unbeachtet ließen, wenn es jemand wage, ihre Gesetzgebung vor dem Richterstuhle der Vernunft zu ziehen. Inwiefern dieses Kompliment eine Anwendung erlaubte auf die erlauchte Person des Fürsten Primas, so müßte seine erhabne Weisheit über ein solches pleonastisches Lob sich beleidigt fühlen; und die Zeit des neunzehnten Jahrhunderts, als ein Weib voll Kraft und Keuschheit, würde über die Galanterien des Bemerkers erröten, wenn ihr Autor ein Mann wäre, der Achtung verdiente.

Der Verfasser der *Bemerkungen* beschränkte sich auf die Punkte, die Jacobsohn berührt hat; wir aber haben unserer Betrachtung einen weiteren Kreis gezogen. Der Verfasser der *untertänigsten Vorstellung* bezweckte bloß darzutun, wie der Geist der Verkehr[t]heit durch die Verordnung im allgemeinen waltet, und dazu war hinreichend, nur einige Punkte aus ihr herauszuheben. Wir aber werden uns bemühen zu zeigen, wie in jedem einzelnen Paragraphen des Dekrets der Geist der Bosheit sich beur-

kundet, die ihn diktiert hat, und die Hand der Dummheit, die ihn niedergeschrieben. Um die Tauglichkeit irgendeiner Handlung zu erproben, müssen wir sie der Kritik des Verstandes unterwerfen. In dem Falle nun, daß sie als unwürdig befunden wird, gibt es drei verschiedene Begriffe, durch die der Grad ihrer Unwürdigkeit bestimmt wird. Entweder nämlich ist der Zweck der Handlung ein schlechter, oder die Wahl der Mittel ist mißlungen, oder Mittel und Zweck sind gleich verdammlich. Wir werden bei unserer Prüfung der Stättigkeitsordnung Gelegenheit haben, alle drei Grade eines verdammenden Urteils in Anwendung zu bringen.

(Ende des Prologs)

Schon die Einleitung zur Stättigkeitsordnung, worin sie sanktioniert wird, bereitet uns schmerzlich vor auf das, was wir zu erwarten haben. Es werden Begriffe darin ausgesprochen, die den Grundsätzen einer gesunden Politik Hohn sprechen und nur dazustehen scheinen, um sich selber zu belächlen. Wie aber kann ein Gesetz auf die Achtung seiner Untertanen Anspruch machen, wenn es damit beginnt, seiner selbst zu spotten?
Es heißt in der Beurkundigung des Dekrets, die bisherigen Verhältnisse zwischen Juden und Christen sei'n untauglich befunden und daher beschlossen worden, andere einzuführen, die dem jetzigen Zustande der Juden und dem Geiste der Zeit angemeßner wären. Weltklug führwahr und höchst pfiffig war es, daß man den Geist der Zeit beschwor und ihn in die Werkstätte zu schleppen suchte, wo Sklavenketten geschmiedet werden. Zwar glauben wir nicht, daß man mit allen Liebkosungen es dahin bringen werde, den Beifall des Zeitalters zu erschmeicheln, indessen ist es eine manierliche Redensart, die den Pöbel bezaubert und gewinnt. Noch sind die Wunden nicht vernarbt, die ein zwanzigjähriger Krieg dem Blödsinn schlug,

und schon spricht man ohne Scheu von einem Unterschied der Stände, der in der Religion seine Quelle haben und eine Ungleichheit der Ansprüche nach sich ziehen soll. Man will neue und passendere Verhältnisse zwischen Juden und Christen einführen; es sollen aber zwischen ihnen gar keine *Verhältnisse* mehr stattfinden, insofern dadurch verschiedene Körperschaften vorausgesetzt werden. Wir sind indes nicht willens, das alte unendliche Gerede, was für und gegen die Zivilisierung der Juden geschrieben worden ist, zum tausendstenmal wiederzukäuen. Unserer Überzeugung entsagend, wollen wir zugeben, daß man den Juden, wie sie jetzt sind, das volle Bürgerrecht noch nicht zugestehen darf. Dieses vorausgesetzt, kann die Frankfurter Verordnung keine andere Tendenz haben, als die Juden zu Staatsbürgern zu erziehen; da einen andern Zweck dabei zu ahnden verboten ist, vor dem der Gedanke schaudert und die Sprache, ihre Dienste versagend, scheu zurücktritt. Wir wollen nun betrachten, inwiefern die ergriffenen Mittel, die Juden zu Staatsbürgern zu erziehen, zweckmäßig sind, und inwiefern nicht.

Der erste *Abschnitt* der Verordnung handelt *von der Religion und dem kirchlichen Zustande.* In einem Gesetze, worin Zivitätsverhältnisse irgendeiner Klasse von Untertanen bestimmt werden, kann nur insofern von Religion die Rede sein, als dieselbe in Beziehung auf den Staatszweck betrachtet werden kann. Ob zwar dieser Satz bekannt und anerkannt ist, so mußten wir ihn doch bemerklich machen, weil wir ihn zum Behufe unserer ferneren Betrachtung nie aus den Augen lassen dürfen. Ein anderes ist Religion, abstrahiert von allen bürgerlichen Institutionen, und ein anderes Religion im Staate. Der Mensch, dem die *erste* inwohnend gedacht wird, ist der ganzen Erde und der Welt ebenso zugehörig als seinem Vaterlande, und insofern kann er kein guter *Bürger*

sein. Denn der Staat, der als ein individuelles Organisches sich jeder Verschmelzung mit andern Staaten widersetzen muß, findet seine Erhaltung einzig und allein in der Liebe seiner Bürger. Letztere aber, wenn teilhaftig der wahren Religion, könnten sich nur ansehen als Kinder eines Gottes und müßten alle Erdgeborne als Söhne einer Mutter mit *gleicher* Liebe umfassen. Diese Ansicht hegend, können wir keineswegs (wie es viele tun) dem Staat das Recht absprechen, die Religion seiner Untertanen so zu formen und zu reformieren, daß sie dem Staatszweck wenigstens nicht hinderlich wird. Dieses erreicht der Staat auf zweierlei Wegen, indem er auf die Gemüter entweder durch den Glauben wirkt oder durch das Wissen. Daß ersteres jetzt unmöglich sei, werden alle die zugeben, welche, erkennend, daß die jetzige Zeit die des Wissens sei, begreifen, daß Glauben und Wissen nicht zu gleicher Zeit bestehen können. Schon darum also können wir es nicht billigen, daß überhaupt gar in der Konstitution von dem kirchlichen Zustand der Juden die *Rede* ist. (*Stillschweigend* hätte dies immer beachtet werden müssen.) Denn um sie in diesem Punkte für irgendeine Veränderung empfänglich zu machen, müssen ihre Gemüter erst diejenige Stimmung erhalten, die durch ein geläutertes Wissen allein nur hervorgebracht werden kann. Man hätte die Veränderungen ihres kirchlichen Zustandes, die man den Juden *aufgedrungen*, als ein *freiwilliges* Resultat der Bildung abwarten müssen, die ihnen durch eine zweckmäßige öffentliche und häusliche Erziehung mit der Zeit wäre gegeben worden, und dann wäre eine solche Reformation als das Produkt der Geistesaufklärung heilsam gewesen. Wenn man aber (wie es geschah) durch Machtsprüche jene Veränderungen einführte, so weiß man nicht, ob man mehr den Irrtum belächeln soll, der sich davon eine Wirksamkeit versprach, oder mehr eine Hartherzigkeit schelten, die es unbeachtet läßt, daß durch solche

plötzliche Störungen der alten Gebräuche das Herz so manches braven Mannes, der noch in *seiner* Frömmigkeit lebt, gekränkt und sein Zustand der Unschuld betrübt werden muß.

Wir sind keineswegs der Meinung mit Herrn Jacobsohn, daß es für den Staat in Hinsicht auf unmittelbare Verbeßrung der Religion *zu seinem Zwecke* nichts zu tun gäbe. Ebensowenig können wir in allen Fällen den Rügen beistimmen, die er gegen den ersten Abschnitt der Verordnung im allgemeinen führt. Indessen kann sein Kritiker, der Verfasser der *Bemerkungen,* die Ehre seiner Opposition keineswegs dadurch gerechtfertigt finden. Denn er verstand ebensowenig das, worin Jacobsohn recht, als das, worin er unrecht hatte, und seine Gründe sind gleich schamlos, wenn sie nackt und ungeschminkt uns ansprechen, als lächerlich, wenn sie, bekleidet mit dem verrosteten Flitterwerke seiner Witze, stolzierend einhergehen.

Es muß uns erlaubt sein, das, was in der Konstitution über die kirchliche Verfassung der Juden bestimmt wird, seinem Geiste nach über die Schranken der Worte auszudehnen. Die schon gemachten Veränderungen könnten daher als Präludien angesehen werden, die auf noch ferner zu machenden anspielten. In dieser Hinsicht aber wäre in dem ersten § ganz was Überflüssiges gesetzt. Es heißt darin: Den Juden solle ihre väterliche Religion ungestört bleiben, insoweit sie nicht verändert werden wird. Nun aber versteht es sich von selbst, daß alle Operationen nur das unwesentlich Äußere einer Religion betreffen können, weil an dem innern Wesen jeder Religion, als außer der Sphäre der Mechanik liegend, nichts gehandhabt werden kann. Man muß auf jeden Fall löblich finden, was der 2te § über die Prüfung der anzustellenden Rabbiner gebietet. Nur glauben wir, wird es nie dahin kommen können, daß diese Verordnung in Anwendung gebracht

werde, da die Bildung, die man durch jene bewährten Rabbiner den Juden will angedeihen lassen, schon vorausgesetzt werden muß, wenn solche Rabbiner überhaupt zustande kommen sollen. Geschieht dieses aber, so fragen wir, wozu überhaupt der aufgeklärte, gebildete Jude eines Rabbiners bedürfe? Die jüdische Kirche verlangt keinen symbolischen Gottesdienst und duldet ihn nicht. Verrichtungen dieser Art würden also dem Rabbiner keineswegs obliegen. Was bliebe ihm aber sonst zu tun übrig? Man wird sagen: Er soll Sittlichkeit predigen, wie es die Geistlichen der Christen tun. Die Unrichtigkeit aber dieser Forderung zeigt sich von selbst, wenn man bedenkt, daß für unzivilisierte (außer dem Staatsverein lebende) Menschen keine andere Sittlichkeit denkbar ist als die, welche in angebornen Gefühlen ihren Grund hat, und dies bedarf keines Predigers. Setzen wir aber die Juden als solche, die noch eines Rabbiners bedürfen, das heißt als größtenteils ungeläuterten Sinnes, wie sie doch von jenen müssen gedacht worden sein, von denen die Konstitution ausgegangen ist, so fragen wir wieder: Wie will man denn zu einem normalen Rabbiner gelangen? Denn welcher junge Mann, der nach Forderung des 3ten § durch akademische Studien sich gebildet hat und also einen empfänglichen Boden für seine Tätigkeit sich wünschen muß, welcher so gebildete Mann, fragen wir, wird Lust haben, einem obskuren Haufen vorzustehen, der seine Lehren selten verstehen und die verstandnen u[n]möglich lieben kann?

Der Verfasser der *Bemerkungen* führt hier wieder gar lose und schalkhafte Reden. Der schelmische Mann weiß es sehr wohl, wie empfindlich die Bisse seines Witzes sein müssen, da sie zugleich an jene grunzende Kreatur erinnern, deren Fleisch der Jude aus seiner Speisekammer entfernt halten muß. Auf Seite 11 nämlich beliebt es ihm, die Juden eine *ehrsüchtige* Nation zu nennen. Groß-

mütig genug, ihn nicht beim Worte zu fassen, wollen wir erkennen, daß es nur sein Scherz ist, wenn er die Juden ehrsüchtig — lobt. (Wir sind nicht gewillig, auf grammatische Subtilitäten Rücksicht zu nehmen.) Vielmehr wollte unser Pseudo-Juvenal dadurch zu verstehen geben, daß der Jude *keine* Ehre habe. Wir können ihm dieses im allgemeinen zugeben, ohne grade damit den Juden Vorwürfe machen zu wollen. Denn wenn unser humoristischer Kritiker nur selbst von dem einen Begriff hat, was man Ehre nennt, wie kann er vom Juden solche verlangen? Da alles, was der Staat *gegen* ihn tat und *für* ihn zu tun sich die Miene gibt, bloß und allein darauf abzweckt, nicht bloß alle Ehre in ihm zu tilgen, sondern ihm auch jede Gelegenheit zu benehmen, was es mit der Ehre überhaupt für ein Bewandtnis habe, zu erfahren.
Ob wir zwar der Forderung im allgemeinen nicht beistimmen können, die *Jacobsohn* macht, daß nämlich den Rabbinern Sitz und Stimme bei den christlichen Konsistorien gegeben werden solle, so ist doch die Einwendung, die sein Kritiker dagegen macht, soviel wie gar keine. Dieser fragt: Was soll aber der Rabbiner im Konsistorium, wo auch nach dem *Code Napoléon* die Ehescheidungen und Dispensationen nicht vorgenommen werden? Aber, fragen wir, ist denn in Frankfurt der *Code Napoléon* eingeführt?
Wenn man es doch stets beachten möchte, daß ein und dieselbe Sache, in Verhältnis zu einem Menschen gebracht, als schädlich oder als nützlich gedacht werden könne, je nachdem sie entweder als ein freies Produkt seiner innern Tätigkeit erscheint und folglich ein homogener Teil von ihm ist; oder als etwas fremdes Heterogenes dem Menschen von außenher gleichsam nur angeklebt wird. Wir sagen dies in bezug auf den 8ten §. Daselbst wird verordnet, daß die jüdischen Gebetbücher künftighin sich einer Prüfung und Sanktion der philologischen Behörden

unterwerfen sollen. Es muß eingestanden werden, daß die Gebetbücher der Juden nicht in allen ihren Teilen gebührlich sind; daß wenigstens manche Stellen darin den ungebildeten Sinn der Bigotten und der Kinder zu Mißverständnissen verleiten dürften. Solange aber unter den Juden selbst das Gefühl des Bedürfnisses besserer Gebete nicht so lebendig wird, daß sie die Kraft bekommen, diesem Bedürfnis eigenmächtig abzuhelfen, solange können auch die von den Konsistorien approbierten Gebetbücher von ihnen nicht gutwillig aufgenommen werden. Und wie kann man sie zur Annahme derselben *zwingen,* da ein großer Teil der Judengemeinde seine Gebete in den eignen Wohnungen hält, die doch insofern jeder polizeilichen Gewalt unzugänglich bleiben.
Wenn in § 15 von umherreisenden Predigern die Rede ist, so bestärkt uns dies in der Vermutung, die wir noch aus andern Gründen zu hegen Ursachen haben: daß man nämlich aus der Stättigkeitsordnung der galizischen Juden manches abgeschrieben habe, ohne zu erwägen, ob es auch hier seine Anwendung finde. In Galizien nämlich ist es Gebrauch, daß herumreisende Juden an manchen Orten predigen, welches aber in Frankfurt, sowie in Deutschland überhaupt, gar nicht Sitte ist.
Der § 16 schreibt vor, daß man zur Beschneidung eines Kindes zuvor die Erlaubnis des Kommissärs einholen müsse. Abgesehen von der Würdigung dieser Verordnung haben wir nicht können ausfindig machen, was denn eigentlich damit bezweckt wird. Es kann keine polizeiliche Vorrichtung sein, da die Behörde schon acht Tage vorher durch die Geburtsliste von der Existenz des Kindes benachrichtigt wird. Was ist aber sonst damit gemeint? Der Kritiker des Herrn *Jacobsohn* gibt zwar in seiner Schrift Seite 19 einen Grund davon an, von dem man aber nicht weiß, ob er mehr lächerlich oder mehr albern ist. Er sagt: ja, darum müsse man sich zur Be-

schneidung melden, damit, wenn etwa ein Vater Lust habe, sein Kind in eine andere Religion treten zu lassen, der Kommissär diesen gegen die Ankämpfungen des Rabbiners schützen könne. Aber wenn das Kind getauft werden soll, so braucht es nicht beschnitten zu werden, und wozu soll dann die Erlaubnis zur Beschneidung, da man sich ihrer nicht bedienen will? Übrigens ist es ja noch eine große Frage, ob es der Staat zugeben soll, daß ein *unmündiges* Kind eine andere Religion bekomme als die des noch lebenden Vaters. Der Jude nämlich, der sein Kind dem Judentum entziehen will, muß doch ein aufgeklärter Mann sein. Aber warum wird er in diesem Falle nicht selbst Christ? Es könnte nun freilich sein, daß alte Verhältnisse und Verbindungen, in denen er mit andern Juden steht, ihn davon abhielten; werden dann aber auch diese Beziehungen nicht auch auf das getaufte Kind Einfluß haben, das, solange es unmündig ist, als ein Teil des Vaters betrachtet werden muß?

Wir wollen nun zur Betrachtung des 2ten *Abschnitts* schreiten, welcher *überschrieben* ist: *Unterricht und Schulen.*

Wir haben das *Überschrieben* geflissentlich betont, um unsre Verwunderung zu bezeichnen, daß das Inwendige des Gebäudes so wenig seinem glänzenden Aushängeschild entspricht. Welche heilsamen Bestimmungen hätte man nicht zu unsrer Zeit von einem Gesetze erwarten dürfen, das den Unterricht der Juden zum Gegenstand hat, und wie wenig ist der ganze Abschnitt jenen Erwartungen entsprechend! Nicht bloß daß das meiste unberührt geblieben ist, was in Erwägung hätte gezogen werden sollen; sondern auch von allem, was hier gesagt worden, ist das meiste zwecklos und manches zweckwidrig in jeder Hinsicht.

Da es immer der Fall war, daß der *Sinn* dann am kräf-

tigsten hervortrat, wenn die *Tat* mangelte, so ließe es sich schon *a priori* dartun, daß unser Zeitalter herrliche *Ideen* über Erziehungskunst entwickelt haben muß, weil in der *Wirklichkeit* die Kinder so sehr schlecht erzogen werden. Allein alles, was die Pädagogen über ihre Wissenschaft Vortreffliches gesagt haben, findet teils nicht immer seine Anwendung und ist teils nicht hinreichend, um als Norm für die Erziehung der Juden dienen zu können. Wir werden dieses nachher weiter auseinandersetzen. Der Kritiker des Herrn *Jacobsohn* spottet zwar darüber (S. 17), daß die Kinder Gottes eigne Verstandeskräfte haben sollen; doch seine Persiflage ist so kraß, daß wir sie wahrlich nicht zu beachten brauchen. Offenherzig gesprochen, sind wir nicht deutsch genug, um gleich Krämpfe davon zu kriegen, wenn einmal der Schriftsteller, die Etikette der Logik verlachend, mit Geisteshand kräftige Ohrfeigen austeilt; aber der Ekel wandelt uns bis zum Erbrechen an, wenn es auf eine Weise geschieht, deren sich der Verfasser der *Bemerkungen* seine ganze Schrift hindurch bedient. Es wäre uns unbegreiflich, wie man sich erniedrigen könne, solche vertrocknete Späße von Anno 1616 wieder aufzufrischen, wenn nicht die Sache ihre Erklärung zugleich mit ihrer Entschuldigung in unsrer Vermutung fände, daß der liebe Mann zu den Bewohnern jenseits der Brücke gehören mag, die wegen Rustizität ihrer Sitten und Korpulenz ihrer Sprache so berüchtigt sind.
Ob zwar froh der Gelegenheit, eine Probe unserer Unbefangenheit ablegen zu können, macht es uns doch Verdruß, gestehen zu müssen, daß die Unwissenheit *des* Juden — insoweit sie eine Negation des Unterrichts zum Grunde hat — über allen Glauben groß ist. Diese Tatsache wird erwiesen, aber auch entschuldigt sein, wenn wir die Notwendigkeit, daß es so kommen mußte, werden aufgezeigt haben.
Moses hatte die Religion samt allen ihren Institutionen

unter dem Thema eines *alleinigen* Gottes seinem Volke gegeben. Und er mußte dieses, sobald er die Kirche seinen Staatsmaximen anpassen wollte. Aber der Geist der mosaischen Politik spricht es in jedem Gesetze deutlich aus, daß er glaubte, dem jüdischen Staate nur durch die strengste Isolierung von der übrigen Welt seine Erhaltung versichern zu können. Die israelitische Nation nämlich war nie eine kriegerische gewesen, wie ein Volk unmöglich tapfer sein konnte, dessen Ahnen einige Jahrhunderte lang unter Sklavendruck gehalten worden waren. Da aber die Eindrücke der Jugend stets dauerhaft sind, so mußte der Feigsinn, welcher den Voreltern der Juden durch knechtische Arbeiten eingebildet worden, um so bleibender sein, da die Zeit, die das jüdische Volk in Ägypten zubrachte, als die Zeit seiner Kindheit angesehen werden kann. *Moses* erkannte nun wohl, wie wenig sein Volk geeignet wäre, Eroberungen zu machen und die gemachten durch ausdauernden Mut zu erhalten. Er sah es vorher, daß der Mut und das Selbstvertrauen, mit dem die Juden unter seiner Anführung fochten, mit seinem Leben zugleich aufhören müsse oder doch höchstens nicht länger als die Begeisterung dauern könne, die sein Andenken in ihnen zurücklassen werde. Nachdem es nun *Moses* vergeblich versucht hatte, in einem Zeitraum von 40 Jahren die alte Generation mit dem Sklavensinn aussterben zu lassen, so eilte er, den Rausch der Religion zu benutzen, um den Juden den Besitz des angelobten Landes zu verschaffen. Er mußte aber zugleich darauf bedacht sein, den Juden alle Gelegenheit zu benehmen, wodurch sie ihren Mangel an kriegerischem Geiste kundtun und dadurch ihren Feinden den Mut geben könnten, ihnen in der Zukunft den Besitz Palästinas wieder streitig zu machen. Daher einerseits die vielen strengen Gesetze, die alle dahin zielten, einen Konflikt zwischen Juden und Ausländern soviel als möglich entfernt zu halten;

daher anderseits die Grausamkeit, mit der man den geschlagenen und verjagten Völkern begegnen mußte, um ihnen für die Zukunft die Lust zu benehmen, solche furchtbare und grausame Feinde als die Juden zu bekriegen. Es war also Grundmaxime der mosaischen Politik, den Staat auf Isolierung zu gründen, die Mittel aber, die Moses zu diesem Zwecke anwendete, waren so weise und kräftig, daß sie noch bis den heutigen Tag fortwirken, nachdem der Zweck lange nicht mehr vorhanden ist.

Aus dem Gesagten erhellen nun die Gründe, warum die Juden, als sie noch ein Volk ausmachten, sich mit der Wissenschaft fremder Nationen nicht bekannt machen konnten, da diese Befreundung mit der Existenz ihres Staates nicht vereinbar war. Aber das jüdische Volk konnte Wissenschaft und Kunst nicht aus sich selber schaffen, weil beiden, als Töchtern des Bedürfnisses, ein Zustand des Kampfes vorhergehen muß, wie wir es durch die ganze Geschichte finden, daß jedes kunstreiche Volk zuvor ein kriegerisches gewesen war. Nach Zerstörung des jüdischen Reichs fielen zwar die vorhandenen Ursachen weg, aber es traten neue ein, welche verhinderten, daß sich die Juden eine wissenschaftliche Bildung geben konnten. In den ersten Jahrhunderten nämlich der christlichen Religion waren es Fanatismus und blinde Mönchswut, welche den Juden verfolgten. Stets in ängstlicher Sorge für die Erhaltung ihrer Persönlichkeit, konnten sie zu einer freien Ausbildung ihres Geistes unmöglich Muße gewinnen. Nachdem in späterer Zeit ein aufgeklärtes Christentum den falschen Religionseifer verbannte, traten Neid und Habsucht ein, welche die Juden zu verderben suchten. Denn letztere, da sie einzig und allein ihre Geisteskraft auf den Erwerb ihres Unterhalts richteten, mußten bald die Aristokraten des Handelsstandes werden und dadurch die Eifersucht der Menge erregen.

Aus diesen Gründen der Habsucht hört man bis zur gegenwärtigen Stunde noch nicht auf, die Juden zu verfolgen, und man gebrauchte die Religion nur noch zum Vorwand des Hasses. Aber dieses alles trug dazu bei, die Unwissenheit des Juden permanent zu machen. Wieweit diese gehe, kann nur der wissen, der selber ein Jude ist. Wir reden hier nicht von den benannten Szienzen, die man aus Büchern erlernt, sondern mehr von jener Wissenschaft, die bewußtlos und allmählich in uns einfließt, sobald wir mit der Welt und der menschlichen Gesellschaft in jedmögliche Berührung kommen. Wir reden von jener allgemeinen Lebensansicht, von der Erkenntnis jener unsichtbaren Fäden, welche die Welthändel unter sich und diese mit jedem einzelnen in Verbindung setzen; von solcher Wissenschaft meinen wir, daß sie den Juden gänzlich abgehe. Der Egoismus, der zwar in der Praxis stets seine Rechte behauptet, wird doch zuweilen theoretisch verleugnet. Bei den Juden aber verliert er auch in der Theorie nie seine Herrschaft. Untersucht man die kosmopolitischen Ansichten des Mittelstandes unter Christen, so wird man finden, daß ein jeder irgend etwas als Mittelpunkt setzt, entweder seinen Landesherrn oder den Staat überhaupt oder sonst ein anderes, wobei er denn sich selbst höchstens nur als ein Trabant dieser Zentralsonne betrachtet. Unter den Juden aber steht keiner so niedrig, daß er sich nicht als Mittelpunkt der ganzen Welt ansehen sollte. Ein preußischer Bürger z. B. wird sagen: *Unsere* Armee ist geschlagen, *unser* König hat Frieden gemacht; ein preußischer Jude spricht: *Die* Preußen sind geschlagen, *der* König hat Frieden gemacht, und das vertrauliche *unser* wird nur dann ausgesprochen, wenn vom Handel oder vom Gelde die Rede ist. Auch kann es nicht anders sein, da — bis vor wenigen Jahren — der ganze Unterricht der jüdischen Jugend darauf hinarbeitete, die zentrifugale Tendenz des Judaismus zu bestärken. Der

Verfasser dieser Bemerkungen weiß sich noch gut zu erinnern, wie er alles, was er in seiner Kindheit lernte, nur insofern verstand und würdigte, als er es in Beziehung mit seiner biblischen Wissenschaft zu bringen wußte. Der Unterricht in der Geographie war ihm nur darum angenehm, weil er ihm Mittel verschaffte, auf der Landkarte den Berg Sinai zu entdecken, und beim Anblick eines Schafhirten dachte er an weiter nichts als an die Schleuder des kleinen Davids, womit er den Riesen Goliath tötete.

Faßt man nun dieses alle zusammen, erwägt man, wie die Unwissenheit des Juden durch die Urverfassung ihres ehemaligen Staates begründet, durch die Gewohnheit von Jahrtausenden befestigt und durch den feindlichen Einfluß der ganzen Welt notwendig gemacht worden ist; erwägt man, welche Anstalten dazu gehörten, so große Wirkungen solcher großen Ursachen zu zernichten: so traut man seinen Sinnen kaum, wenn man aus der Stättigkeitsordnung ersieht, daß man diese Veränderung durch 12 magre §§ glaubte bewirken zu können! Der Inhalt dieser §§ rechtfertige unser Urteil.

Nach den §§ 21 bis 23 sollen Schulen mannigfacher Art errichtet werden — Pflanzschulen für einstige Staatsbürger (wo nicht zu befürchten steht, daß zwischen Saat und Ernte der Jüngste Tag eintreten möchte). Es wird verordnet: zuerst eine Trivialschule für den niedern Unterricht, dann eine höhere Anstalt für die Kinder reicher *oder* (!) angesehener Eltern, und endlich eine Arbeits- und Industrieschule. Wir fragen: Warum sollen denn die Juden ihre besondern Schulen haben, warum will man sie nicht an den schon vorhandnen christlichen Anstalten teilnehmen lassen? Welche Vorteile wären auf dieser, welche Nachteile sind auf jener Seite! Welche Mühen und Kosten hätte die väterliche Sorgfalt der Legislatoren sich nicht dadurch ersparen und ihre großmütigen Kräfte bei einer andern Gelegenheit dafür um so mehr für das Wohl der Juden

anstrengen können! Wie heilsam wäre nicht eine Untermengung von Christen- und Judenknaben für letztere gewesen! Wie sehr wäre nicht durch diesen Konflikt die zentrifugale Kraft des Judaismus geschwächt worden. Wie bald hätten sich nicht die Kinder bei ihrer Geselligkeit und ihrem Nachahmungstriebe mit den Begriffen der Christenkinder verschwistert. Wie schnell hätten sie sich nicht die Gefühle der Ehre und der Vaterlandsliebe angeeignet, Gefühle, welche zugleich Bedingung und Endzweck aller Zivilisierung sind. Wieviel Gelegenheit hätten sie nicht gehabt, ihren Mut zu kultivieren, da es unter Schulkameraden an Händeln und Balgereien nie fehlen wird. Wir könnten ein Register ohne Ende von allen den Vorteilen machen, die daraus entstanden wären, wenn man, statt neue Schulen zu bilden, den Judenkindern den Besuch der christlichen Schulen ohne Ausnahme und Einschränkung verstattet hätte. Aber warum geschah es nicht? Wir wollen keineswegs die Vermutung simulieren, als habe man gefürchtet, den Christenknaben durch die Gesellschaft der jüdischen zu schaden; denn wir wissen bestimmt, daß dieses nicht der Fall war. Die Schulkuratel hat zu verschiedenen Malen die Erziehungsanstalten untersucht, die sich seit einigen Jahren in der hiesigen Judengemeinde gebildet hatten, und diese Anstalten wurden als vortrefflich erklärt. Ja, man hatte in einem Bericht an die oberste Behörde bestimmt ausgesprochen, daß das sittliche Betragen, der Fleiß und die Lernbegierde der Zöglinge bis zur Unbegreiflichkeit groß wären. Aber bei allem dem endlich, warum hat man für die Judenkinder doch separate Schulen bestimmt? Wir stellen diese Frage nicht ganz ohne Scheu auf. Denn was mögen diejenigen Leser von der Beschaffenheit unsres Gehirns für ein schlimmes Urteil fällen, die da wähnen, daß es uns mit dieser Frage Ernst sei, und daß wir das Rätsel nicht zu lösen wüßten. Da indes, wenn wir es nicht tun, die Legis-

latoren selbst sich schwerlich dazu verstehen würden, die Antwort auf die Frage kundzumachen, so verweisen wir unsre Leser auf den Schluß dieser Schrift. Dort wird von der Tendenz gesprochen, die diese neue Stättigkeit wirklich hat, und welche jener ganz entgegengesetzt ist, die zu haben man sich den Anschein geben möchte.

Nach dem § 24 sollen beim Schulunterricht bloß die Methoden befolgt und solche Lehrbücher gebraucht werden, die von der Schulkuratel genehmigt worden sind. Herr *Jacobsohn* bemerkt mit Recht (S. 13), daß diese Verordnung dem schlechten Lehrer nichts helfe und für den guten drückend sein müsse, da sie ihn in seiner Wirksamkeit beschränket. Wenn diese Bemerkung auf den Unterricht im allgemeinen anwendbar ist, so ist sie für den Unterricht der Juden von der größten Wichtigkeit. Denn auf christliche Schulen kann der üble Einfluß, der durch eine bestimmte Schulmethode bewirkt wird, bei weitem nicht so groß sein als auf jüdische. Bei erstern nämlich, da die Legislatoren, von denen die Schulmethode ausgeht, die Lehrer, denen sie vorgeschrieben, und die Kinder, auf die sie angewendet wird, allgesamt Christen sind, kann angenommen werden, daß es ein und derselbe Geist ist, der durch die Schulkuratel repräsentiert wird. Bei letztern hingegen, wo Lehrer und Kinder Juden sind, die Schulkuratel aber aus Christen besteht, muß die Dissonanz größer und der Schaden einer aufgedrungenen Schulmethode umso bedeutender sein. Ferner scheint es ein Symptom des kriegerischen Zeitalters zu sein, daß die vorgeschriebenen Regeln, die bei der wissenschaftlichen Erziehung mit militärischer Subordination befolgt werden sollen, immer allgemeiner werden. Die Gelehrsamkeit wird nun freilich dabei verlieren, wofür man aber dem Himmel danken soll. Denn besonders die Deutschen haben vor lauter Wissenschaft (was sie so nannten) ganz das *Leben* verlernt, so daß es einmal Zeit wäre, die Wissen-

schaft etwas lauer zu behandeln. Für die Juden aber ist das Gegenteil zu wünschen, da sie von allen europäischen Völkern auf einer nicht bloß dem Grade, sondern auch der Beschaffenheit nach ganz verschiedenen Stufe der Kultur stehen.

Der 25ste § verordnet, daß kein Hausvater einen Hauslehrer für seine Kinder annehmen dürfe, ohne ihn zuvor einer Prüfung der Schulkuratel unterworfen zu haben. Wir finden auch dieses Gesetz wenigstens zwecklos. Denn wenn der Hausvater ein gebildeter Mann ist, so wird er die Würdigkeit eines Lehrers selbst zu prüfen verstehen. Ist er aber ein ungebildeter, so werden zehn von der Schulkuratel approbierten Lehrer nicht imstande sein, den Schaden wieder gutzumachen, den ein solcher Vater seinen Kindern zufügt.

Der § 27 beginnt mit einer Pläsanterie, die medizinisch dasteht, um womöglich das melancholische Blut zu heilen, das die vorhergehenden Paragraphen könnten bewirkt haben. Es heißt daselbst wörtlich so: „Es darf niemand, weder Jüngling noch Mädchen, zur Verehelichung zugelassen werden, wenn er sich nicht bei der ersten Anmeldung beim Gemeinds-Vorstand durch genügliche Zeugnisse der Schuldirektion ausweisen kann, daß er die Schule vormals vorschriftmäßig besucht und guten Fortgang im Deutsch Lesen, Schreiben und Rechnen gemacht habe." Welch ein unabsehbar neues Feld eröffnet sich nicht hierdurch der Dichtung unsrer Romane- und Komödienschreibern, unsern Lafontaines und Kotzebues. Das blöde Geständnis der ersten Liebe wird von nun an nicht gestammelt, es wird deutlich ausgesprochen werden müssen, um zu erkennen, ob man auf legale Weise das Lesen erlernt habe. Nicht mehr die Habsucht der Eltern, nicht der Adelstolz eines alten Onkels wird es ferner sein, was liebende Herzen trennt — nein! „Dein Geliebter spricht kein Griechisch" wird die grausame Mutter grol-

len; „Deine Liebste kann nicht einmal dividieren“, brummt der Onkel drein – „es kann nichts aus der Heirat werden.“ Und wenn dies Gesetz erst recht wird in Wirksamkeit gekommen sein, welche reizende Spaziergänge bietet uns nicht dann die neue Judengasse an! – Man wird sich dort in die alten Zeiten Roms und Griechenlands zurückversetzt fühlen. „Süße Lais“, hör’ ich Nathan seufzen; „Holder Brutus“, flüstert Recha nach. Juda und Levi prügeln sich um Cäsars Wert, und Rebekka weint eine Träne dem gefallenen Rom. „Ich kam, sah und siegte“, deklamiert Herr Moses, Merkurs geliebter Sohn; Aaron macht ein kraus Gesicht und spricht: „Seht, meine Damen, so finster sah *Marius* aus, als er ruhte auf Karthagos Trümmern!“ *„Odi profanum vulgus et arceo“* – *„Quos ego!“* – – –

Wir gehen nun zum 3ten *Abschnitt* über, welcher handelt von den *Gemeindsverhältnissen* der Juden.
Auch der blödeste Sinn wird es sogleich erkennen, daß die Legislatoren auf diesen Abschnitt ihre meiste Kraft verwendet haben, weswegen sie ihm auch den Ehrenplatz mitten unter den andern gaben. Die vor- und nachgehenden Titel sind gleichsam nur als Schleier zu betrachten, mit den man diesen *dritten* umhängt hat, um das Licht, das jedem unbefangnen Leser über die Tendenz der Konstitution aufgehen muß, wenn er diese *Gemeindsverhältnisse* studiert, um dieses Licht soviel als möglich zu verdämmern.
Es tritt der sonderbare Fall ein, daß von diesem Abschnitt behauptet werden kann: Je böser er im einzelnen ist, um so weiser müsse er im allgemeinen sein. Denn *weise* ist alles, was seinem Zwecke entspricht; man muß aber gestehen, daß alle nachfolgenden Paragraphen der Absicht, die man sich vorgesetzt, gar sehr ersprießlich sind. Unser Urteil hat zwar durch die gleich anfänglich

affektierte Präsumption, als habe man bei dieser neuen Stättigkeit bezweckt, die Juden zu Staatsbürgern zu erziehen, sich in freiwillige Sklaverei begeben; doch an diesem Orte hätten wir mit Recht es wieder loskaufen dürfen, da wir, ohne unsern Kopf in Mißkredit zu bringen, nicht länger auf jene Meinung verharren können. Wir wollen aber noch solange unsre Eitelkeit der Selbstkasteiung unterwerfen, bis wir zum Ende der Schrift werden gelangt sein. Dort werden wir den Wechselbalg des neunzehnten Jahrhunderts, mit einer kranken Kröte in unehelichem Beischlaf erzeugt – die Judenordnung – aus der Taufe heben und sie nach Würden benamen.
Wir haben dem Widerwillen gerne nachgegeben, der uns anwandelte, sooft wir uns über einen Paragraphen auslassen sollten, der eine pekuniäre Farbe trägt. (Wie es in diesem Abschnitt oft der Fall ist.) Denn man wird die Gringschätzung solcher interessanten Punkte als einen *Beweis* ansehen, wie frei unser Urteil von dem Einflusse eines niedern Eigennutzes ist, da man uns dieses aufs bloße *Wort* doch nimmer würde geglaubt haben: Wir haben daher solche Paragraphen nur dann berührt, wenn wir es, ohne den Zweck unsrer Schrift zu verletzen, nicht unterlassen durften.
Das klägliche Schicksal steht uns von nun an gar oft bevor, mit dem Kritiker des Hrn *Jacobsohn* zusammenzutreffen. Hier ist das Feld, wo sich der kühne Reuter am wildesten herumtummelt, weil er weiß, im Falle des Entsatteltwerdens doch nur auf Sand zu fallen, der daselbst aufgehäuft liegt, um ihn dem naseweisen philosophischen Zeitalter, das stets nach dem Grunde einer Sache frägt, im Falle der Verlegenheit in die Augen streuen zu können.
Wenn man liest, was in der Kritik der *Jacobsohnschen* Schrift S. 20–24 gesagt ist, kann man sich des Lächlens nicht enthalten, wenn nicht schon früher der Trübsinn

der Langenweile die Lippen okkupiert hält. Der Verfasser, im stolzen Selbstbewußtsein seines Wertes, verspricht, Jacobsohn und seine Nation auf einen Standpunkt zu stellen, auf dem sie, die Nebel des Irrtums weit unter sich, den reinen Himmel der Wahrheit erblicken sollen. Wir – als auch zur Nation gehörig – kletterten keuchend den kritischen Maulwurfshügel hinan und schauen nun hinab in das freundliche Tal, das man zur Belustigung unseres Zwerchfells ausgebreitet hat.
Es ist nämlich hier die Rede von dem 39sten §, wo es heißt: es sollen nicht mehr als 500 jüdische Familien dahier seßhaft sein usw. Da wir im Besitz der Antwort sind, so brauchen wir mit *Jacobsohn* die Frage nicht aufzustellen, warum nicht mehr und nicht weniger als 500 Familien in Frankfurt geduldet werden sollen. *Mehr* sollen *nicht geduldet werden, weil man doch sowenig als möglich* die Barbarei des siebzehnten Jahrhunderts wollte aussterben lassen und weil nach der Konstitution von 1616 ebenfalls nur 500 Familien in Frankfurt wohnen dürfen. Man wollte sie aber auch nicht samt und sonders zum Tor hinausjagen, wie *Jacobsohn* anratet, weil, wie sein Kritiker S. 27 sehr naiv bemerkt, der Staat ihrer Abgaben doch bedarf. Beiläufig gesagt, ist dies der wahrste Satz, der in jener Schrift vorkömmt. Nur begreifen wir nicht, wie der Verfasser sich selbst und den Legislatoren, die er verteidigen wollte, eine solche Sottise hatte machen können.
Jacobsohn stellt den Satz auf (Seite 14): Der Staat braucht so viele Menschen, als in ihm sich ernähren, leben und das Leben genießen können. (Wir teilen mit ihm diese Meinung, aber nicht den frommen Glauben, daß es der ewigen Weisheit allein vorbehalten sei, zu bestimmen, wie *viel* Menschen sich in einem Staate ernähren können. Vielmehr denken wir, daß jeder Politiker dieses wissen könne.) Dieser Satz nun wird in der Kritik ange-

fochten. Es wird behauptet, daß unbeschadet dem Staate in Frankfurt nicht mehr als 500 Judenfamilien leben könnten. Diese Behauptung aber wird in einer Deduktion erwiesen, die unbestimmt läßt, ob mehr die Nachlässigkeit zu tadeln sei, mit der man die Regeln der Logik behandelte, oder mehr die Kühnheit zu bewundern, mit der es geschah.

Es werden folgende Sätze aufgestellt (S. 21, 22):

1. Der Staat ist schuldig, für die *Sicherheit* aller seiner Bürger zu sorgen.
2. Staatsbürger kann nur der sein, der alle Lasten des Staats gleich jedem seiner Mitbürger trägt und sich keiner derselben entzieht.
3. Geschützt kann nur der zu werden verlangen, der nicht übernommene Lasten verhältnismäßig vergütet.
4. Wie viele Schützlinge der Staat aufnehmen will, wird durch die Anzahl der Staatsbürger bestimmt, welche die vom Schützling nicht zu leistende Staatsbürgerpflicht für ihn, wenn auch für eine Vergütung, übernehmen müssen.

Ergo: können in Frankfurt nur 500 jüdische Familien geduldet werden!

Man sehe doch, wie schlau der liebe Mann dafür gesorgt hat, seine Schlüsse ohne Gefahr aufführen zu können. Er hätte zuvörderst den Beweis führen sollen, daß der Jude überhaupt zum Staatsbürger nichts tauge, und wenn ihm dieser Beweis gelungen wäre, so hätten wir ihm mehr daraus zugegeben, als er nur immer verlangt hat. Seiner Meinung nach sind doch immer 500 jüdische Familien mit dem Wohle Frankfurts vereinbar; aber nach unserer Ansicht sollte der Staat auch nicht *einen* Schützling als *Nichtbürger* dulden. Aber hier erkennt man wieder deutlich die rächende Hand der Nemesis, und wie Bosheit und jedes Laster immer nur gegen sich selbst wü-

tet! Man hat trotz dem Hasse, den man immer gegen Juden hatte, sich doch nie entschließen können, sie gänzlich aus dem Lande zu vertreiben. Denn die Habsucht, die von ihrem Reichtum Nutzen ziehen wollte, war stärker noch als der Haß. Dieselbe Toleranz, die man an vielen Orten den Bettlern angedeihen ließ, war es auch, die den Juden zustatten kam. Wie erstere nicht zu dulden wären, weil sie nichts zu verlieren und alles zu gewinnen haben, so sind es letztere noch weniger, weil ihr Verlust und Gewinst von einer Quelle ausgeht, die ganz verschieden von jener ist, aus der das allgemeine Staatswohl fließt. In einem gesunden Staate aber muß das Glück und Unglück jedes einzelnen vom Wohl und Weh des Ganzen abhängig gemacht werden. Man bedenke nur z. B., wie notwendig es sei, daß die Wünsche jedes Bürgers über Krieg und Frieden mit den Wünschen des Staats übereinstimmen, damit er seine Tätigkeit demgemäß einrichte. Bei guten Bürgern wird man auch finden, daß dies der Fall sei. Nicht aber so beim Juden; denn diesem ist der Krieg immer willkommen. Wenn zwar der Kaufmannstand im allgemeinen derjenige Stand ist, der durch den Krieg am wenigsten leidet, so sind doch die *christlichen* Kaufleute dabei immer gefährdet genug, daß sie ihn verwünschen müssen. Denn bei jenen ist es meistenteils die *Ware*, die den Gegenstand ihres Handels ausmacht. Die Ware aber ist im Kriege erstens als Raum erfüllend der Plünderung ausgesetzt. Ferner hängt ihr Umsatz von dem Grade des Luxus und des Bedürfnisses ab, der im Kriege sehr wandelbar ist. Endlich wird durch den Feind der Transport derselben verhindert und oft unmöglich gemacht. Der jüdische Kaufmann aber betrachtet das *Prinzip* des Handels als *Objekt* des Handels, d. h. er macht das Geld (ein idealisches) zur Ware und entzieht sich hierdurch den Gefahren, denen der christliche Kaufmann ausgesetzt ist. Da nun der jüdische Handelsmann seine Sicherheit durch

den Krieg nicht gefährdet sieht, so kann er mit Freiheit die Gelegenheit zum Gewinst benutzen, die in Zeiten der Unruhen eintreten, er muß also den Krieg wünschen. Will man sich von dem Gesagten überzeugen, so gehe man die Frankfurter Juden durch, und man wird eine große Anzahl unter ihnen finden, die sich durch den französischen Revolutionskrieg bereichert haben. Dieses aber, was wir eingestehen, die wir *für* die Juden schreiben, hätte der Kritiker des Hrn Jacobsohn, der *gegen* die Juden schreibt, auf keinen Fall übergehen sollen. Und dies um so weniger, da er in seinem aufgestellten Grundsatze, den wir mit Nr. 1 bezeichnet haben, sagt: Sicherheit des Staats sei Staatszweck. (Welches, beiläufig gesagt, etwas verkehrt ausgedrückt ist; denn der Staat muß doch schon vorhanden sein, wenn er gesichert werden soll, wie kann also Sicherheit des Staats zum Staatsprinzip gemacht werden?).

Nach Nr. 2 der angeführten Grundsätze (oben S. 51) kann niemand Bürger sein, der sich irgendeiner Staatslast entzieht. Wir fragen: was sind denn das für Staatslasten, die der Jude nicht übernehmen *will*? Wir kennen solche nicht. Man kann doch unmöglich an Staatsämter dabei denken, mit denen sich der Jude nicht befaßt; denn welcher Jude, ohne für toll erklärt zu werden, hätte sich hier in Frankfurt um solche bewerben dürfen? Überdies ist die Verwaltung eines Staatsamts keine *Last* zu nennen, da sie bezahlt wird. Man hat da eine fixe Idee, eine langweilige Melodie, die man flugs herzuleiern pflegt, sobald die Untauglichkeit des Juden zum Staatsbürger dargetan werden soll. Man führt nämlich die Militärpflichtigkeit an, der sich die Juden entziehen. Aber zugegeben allenfalls, daß die Juden *ungerne* Soldaten werden, warum *zwingt* man sie nicht dazu? Es ist auch bei vielen christlichen Rekruten der Fall, daß sie sich anfänglich gegen die Montur sträuben; wo aber gar bald der Korporalstock

die gehörige Lust hervorzubringen weiß. Warum wendet man dieselben Mittel nicht auch bei Juden an? Sobald es die übrigen onerosen Verbindlichkeiten betrifft, wenn etwa ein Jude zaudert, seine Schutzgelder zu bezahlen, da weiß man doch, was zu tun ist, um sich Gehorsam zu verschaffen, wie aus § 80 der Stättigkeit ersehen werden kann. Wie aber sollte man bloß in betreff der Militärpflichtigkeit die Halsstarrigkeit der Juden nicht zu beugen wissen? Ist es nicht überhaupt eine Lächerlichkeit und eine Sottise für die Regierung, davon zu sprechen, daß ein Untertan irgendeine Staatslast schlechterdings nicht übernehmen will? Wenn ein Frankfurter Christ, der Bürgerrechte genießt, sich einmal einfallen ließe, seine Abgaben nicht zu bezahlen oder sich sonst gegen eine Bürgerpflicht zu sträuben, würde man da lange Komplimente mit ihm machen? Man schickt ihm Polizeiknechte ins Haus, und so hat die Sache ein Ende. Er wird aber seines Ungehorsams wegen nicht aufhören, Bürger zu sein, und zu der Zahl der Schützlinge gerechnet werden.
Nach Nr. 3 kann nur der geschützt zu werden verlangen, der nicht übernommene Lasten *verhältnismäßig* vergütet. Wider des Verfassers eigener Erwartung müssen wir ihm darin recht geben und aus seinem Grundsatze schließen, daß die Frankfurter Juden auf Schutz gar keine Ansprüche machen können. Denn das, was sie für nicht übernommene Staatslasten vergüten, ist so *unverhältnismäßig*, so erstaunlich viel, daß wir das Detail der Berechnung nur darum unsern Lesern nicht geben, weil es Prätention wäre, zu verlangen, daß sie auf die Authentizität unserer unglaublichen Berichte sich verlassen sollten.

Aus Nro. 4 sollte man schließen, daß die Frankfurter Bürgerschaft in beständigen Schweiß lägen wegen der vielen Staatslasten, die sie für die Judenschaft tragen müssen. Nun aber haben wir die Zungen der Christen

zwar oft genug Schimpfreden und Flüche gegen Juden ausstoßen hören; wir haben aber nie vernommen, daß sie sich darüber beklagt hätten, die Knechte und Tagelöhner der Judenschaft zu sein.

Diese angeführten Grundsätze nun, aus denen der Verfasser deduzieren wollte, daß in Frankfurt nur 500 Judenfamilien geduldet werden können, diese nennt er *ewige* Grundsätze jeder Staatsverfassung. (Unvergängliche freilich, da es sich annehmen läßt, daß, solange die Welt steht, es an Käsekrämern nicht fehlen wird, die des Makulaturs bedürfen.) Wir haben diese ewigen Grundsätze angefochten, weil sie höchstens doch nur falsch und sinnlos sind. Wir haben es aber tief unter unsrer Würde gefühlt zu beantworten, was der Kritiker ferner auf S. 22–25 sagt. Dort hat alles so sehr einen Anstrich vom blauen Montag, daß wir zuvor ein halbes Jahr lang alle Herbergen und Bierstuben besuchen müßten, um daselbst zu lernen, wie man pöbelhafte Späße so geziemend erwidre. Wir wollen nur noch die Frechheit bemerklich machen, mit der sich der Verfasser erlaubt, Auslegungen zu machen, die weder im Buchstaben des Gesetzes noch durch den Geist und Willen der Gesetzgeber angedeutet sind. Er sagt: „Hört der Jude auf, Handel zu treiben; wird er Landbauer, wird er Handwerker, so fällt er ja von selbst aus der Zahl jener 500 Handelsjuden heraus: und der Staat wird ihn nun nicht verweisen, weil er sich dem aktiven Staatsbürger so sehr genähert hat." Wo aber um aller willen wird in der ganzen Stättigkeit ein Wort von diesem tröstenden Versprechen ausgesprochen? Es war auch keineswegs des Kritikers Ernst damit; den Leuten sollte nur ein blauer Dunst vorgemacht werden, und an Dunst hat man es auch wahrlich nicht fehlen lassen.

Ob zwar die Absicht des 41ten §, der den jüdischen Hausvätern anbefiehlt, sich deutsche Familiennamen beizulegen, sehr sublim und weitaussehend ist, so muß sie

doch auf jeden Fall lobenswert befunden werden. Auch möchte dieses in der Stättigkeit die einzige Verordnung sein, der die Juden gerne Genüge leisten werden. Denn wenn sonst ein jüdisch klingender Namen schon hinreichend war, sich die Stöße und Schimpfreden des Frankfurter Pöbels zuzuziehen, so wird diese Gefahr künftig abgewendet werden durch die Hinwegräumung des verräterischen Merkzeichens.

Der Kritiker des Hrn Jacobsohn ist unbesonnen genug, Seite 25 zu sagen: „Gleiche Rechte muß der Staat seinen Bewohnern erhalten; Ungleichheit der Rechte hebt alle bürgerliche Ordnung auf." Wie konnte aber eingedenk dieses Grundsatzes der Verfasser sich unterfangen, die neue Stättigkeit verteidigen zu wollen, die nicht bloß eine verjährte Ungleichheit des Rechts von neuem sanktioniert, sondern gar ein Minimum des Rechts und ein Maximum der Verbindlichkeit eingeführt hat?

Man will die Juden so erziehen, daß sie einst fähig werden, das Bürgerrecht zu erhalten; aber die erste Erfordernis zu einem tauglichen Staatsbürger ist *Sittlichkeit*. Wenn man aber ein Gesetz gibt, das die Ehen vor dem fünfundzwanzigsten Jahre verbietet (§ 48), so ist dies ein sehr gutes Mittel, die Unsittlichkeit auf den höchsten Punkt zu steigern. Denn in unserm Zeitalter, wo die physische Organisation des Menschen zum Vorteil seiner geistigen immer mehr geschwächt wird, ist es eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß der Geschlechtstrieb im zwölften Jahr schon erwacht und im vierzehnten Befriedigung verlangt. Zumal bei den Juden, die sich ihres südlichen Temperamentes wegen schneller konsumieren. Aber die Forderung der Natur läßt sich nicht wegschwatzen durch ein Gesetz, das die kalten boshaften Lippen eines Rentmeisters diktiert haben. Da nun die außereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebs aus tausend Gründen die Sittlichkeit untergräbt, so ersieht man leicht,

welche üble Folgen ein Gesetz haben muß, das jene Unsittlichkeit zur Notdurft macht. Werden jetzt die Ehen erst im fünfundzwanzigsten Jahr geschlossen, in einem Alter, wo viele nicht mehr fähig sind, Kinder zu zeugen, und die Mannskraft (das einzige Band, welches die Treue der Weiber fesselt) schon vergeudet ist, so können solche Ehen nur unglücklich sein. Da aber das Institut der Ehe die Basis eines gut organisierten Staates ist, so sieht ein jeder, wie durch erwähntes Gesetz die Juden zu Staatsbürgern immer untauglicher gemacht werden müssen.
Nach § 52 muß auch der Judensohn Schutzgeld bezahlen. Auch jedem, der nicht Jurist ist, wird es in die Augen fallen, welche Unordnungen daraus entspringen müssen, wenn man aufhört, den Vater mit seiner Familie als *eine* Person und erstern als Repräsentanten derselben zu betrachten. Wenn man nämlich dem unmündigen Kinde Verbindlichkeiten auflegt, die sonst nur dem Hausvater zukommen, so kann man ihm ohne Ungerechtigkeit auch alle die Ansprüche nicht versagen, die einem Unmündigen gewöhnlich nicht verstattet werden. Und welche Verwirrung müßte nicht aus dieser Konsequenz entstehen!
In § 61, wo vom Schutzgelde die Rede ist, heißt es: ... der fürstliche Kommissär und der Gemeindevorstand setzen dasselbe (das Schutzgeld) *nach Erwägung des Handels und Gewerbes, welches ein jeder treibt, und nach Maßgabe der besonderen Verhältnisse an.* Jacobsohn tadelt dieses Schätzungsprinzip (Seite 19) und, wie wir glauben, mit Recht. Sein Kritiker verteidigt es (Seite 27, 28). Er sagt: eine billige und vernünftige Regierung fordert das meiste von denen, welche das *meiste gewinnen*... Ferner: nicht das Kapital bestimmt den Handelsgewinn, sondern *der Umsatz desselben*... Wenn man annimmt, daß nicht die *Wirklichkeit* des Vermögens, sondern die *Möglichkeit*, es zu multiplizieren, zum Maßstab der Steuerung gebraucht werden müsse, welche absurde Folgerun-

gen ließen sich nicht aus diesem Satze ziehen! Auf diese Art könnte es kommen, daß ein Geizhals, der sein Gold in der Kiste verschlossen hält, oder ein Dummkopf, der mit seiner ererbten Million nichts *verdienen* kann, gar keine Abgaben zu bezahlen braucht; während ein gescheiter Kopf, der das Unglück hat, dafür erkannt zu werden, wenn er zwei Gulden im Vermögen hat, doch 1000 davon geben muß, weil man ihm vorrechnen wird, wieviel er bis in sein siebzigstes Jahr als kluger Kaufmann verdienen könne, zumal da der Verstand in geometrischer Progression zunimmt. Da wir nun an der immer fortschreitenden Vervollkommnung der Welt glauben, so erwarten wir mit Zuversicht, daß einst die goldne Zeit kommen werde, wo der Staat den Verstand und das Talent in Taxe nehmen, die Narren und Ungeschickten aber unbesteuert werde essen und schlafen lassen. Dann werden die Polizeibehörden nicht mehr in die Geldkasten und Handlungsbücher schauen; sondern sie werden nach Gallischen Regeln die Köpfe der Bürger befühlen, um daraus ihre Norm für die Besteuerung herzunehmen. Vorderhand aber müßte es doch noch bei dem alten Steuersysteme bleiben, wie es in jedem Staat eingeführt ist, daß nämlich das Kapital taxiert wird, nicht aber der imponderable Geist. Der Kritiker Jacobsohn scheint indes von solchen Dingen wenig Notiz zu haben, und er ist zu entschuldigen, wenn er ein Steuerungssystem einzuführen sucht, wobei er so wohlfeil wegkommen würde.

Bei der Aufnahme in die Gemeinde zahlt der fremde Jude fünf Prozent von seinem Vermögen, *und es darf in keinem Fall mehr genommen werden* (§ 62). Es ist hierbei nichts zu bemerken. Wir haben aber eine Träne der Rührung nicht unterdrücken können, die eine so großmütige Genügsamkeit uns entlockt hat.

Alle die übrigen Bagatellen, die der Jude hie und da und dann und wann zu zahlen hatte, fallen künftig als dem

Geiste der Zeit nicht angemessen[1] gänzlich weg. An deren Statt aber zahlt die ganze Judenschaft ein Judenschaft-Konzessionsgeld von 22 000 Gulden (§ 63). Das heißt so überhaupt. Dieses Konzessionsgeld könnte unverständigen Menschen, die mit der wahren Beschaffenheit der Sache nicht bekannt sind, einigermaßen ernorm vorkommen. Wir wollen aber jene unbilligen Leute eines Bessern belehren. Die Summe der verschiedenen Abgaben, welche die Judenschaft unter verschiedenen Namen und Titeln mehr als die Christen zu bezahlen hatte, betrug bis jetzt etwa 10 000 Gulden. Davon wurden aber dem Deutschen Kaiser als Schutzherrn der Juden 3000 Gulden abgelassen. Nach der abgeänderten Verfassung des Deutschen Reichs fallen die Verhältnisse zwischen Kaiser und Juden, mithin auch jene Schutzgelder weg. Es würden also nur noch 7000 Gulden zu bezahlen übrigbleiben. Daß nun aber nach der neuen Ordnung die jährlichen Konzessionsgelder dreimal so viel betragen, das entspringt ganz natürlich aus dem Gefühl des Bedürfnisses, daß die Verhältnisse der Juden einer *richtigern Bestimmung* bedürften, einer Bestimmung, die dem Zeitalter angemeßner ist. (Stättigkeit S. 1.) Das jetzige Jahrhundert ist aber ohne Widerrede dreimal so viel wert als das siebzehnte.

Nach § 66 sollen gewisse städtische Bedienten die Geschenke, die sie aufs Neue Jahr und zu den Messen von den Juden zu erhalten pflegten, auch fernerhin einfordern dürfen. Doch sollen sie dieses Recht nur bis zu ihrem Tode behalten, es aber nicht an die Nachkommenschaft vererben können. Man hätte gewiß lieber ganz auf einmal den Juden die üblichen Neujahrs- und Meßpräsente erlassen; dann aber wären alle die üblen Folgen davon zu befürchten gewesen, die aus einer plötz-

1 Lies: die Beurkundigungen der Stättigkeit.

lichen Zurückhaltung einer angewöhnten Ausleerung zu entstehen pflegten. (Gleichwie man sieht, daß solche krank werden, die eine gebräuchliche Aderlaß zur rechten Zeit unterlassen.) Daher suchte man erst nach und nach sie auf diese ungewohnte Vollblütigkeit vorzubereiten. Wir finden uns gedrungen, auch in dieser anscheinenden Kleinigkeit die väterliche Tendenz des Legislatoren und ihre diätetische Vorsicht mit Dank zu erkennen.
Es gab gewisse Arbeiten, bei welchen den Handwerksleuten die Prellerei gegen Juden gesetzlich verstattet war. Dies hört künftig auf. Es wird den Juden erlaubt, bei dergleichen Arbeitsleuten die Macht ihrer Beredsamkeit zu ihrem pekuniären Vorteil anzuwenden; auch wird das Versprechen geleistet, der Wirkung ihrer Suade kein Hindernis in den Weg zu legen (§ 67).

Wir wenden uns nun zum vierten *Abschnitt*, dessen Inhalt *Wohnung, Gewerb und Handlung* ausmachen.
Die Achtung für angestammte Majestätsrechte der Menschheit, die von Natur einem jeden inwohnet, kann durch Kunst mehr oder minder geschwächt werden. Sie wird aber nie in dem Grade unterdrückt, daß nicht auch der Ruchloseste für seine Übeltat etwas suchen sollte, das der auszuübenden zum Vorwand oder der geschehenen zur Entschuldigung dienen könne. Davon, und daß das Gefühl für Wahrheit und Recht nicht gänzlich in ihnen erstorben sei, haben die Autoren der Stättigkeit einen Beweis niedergelegt in diesem vierten Titel. Da sie nämlich mit so viel Kühnheit der Juden Ansprüche beleidigen, Ansprüche, die als Menschenrechte unverletzlich sollten sein, so haben sie etwas zu konstituieren gesucht, was diese Sünde beschönigen möchte. Dieses vollführten sie, indem sie Gesetze gaben, die die Unbefähigung der Juden zu Bürgerrechten, nicht bloß die wirklich vorhandne permanent machen, sondern auch alles herbeiziehen müs-

sen, was für die Zukunft jene Unbefähigung vergrößern kann. Wir meinen die Verordnungen, die über die Wohnung der Juden ergangen sind (§ 101–107).

Unsere Leser mögen es erlauben, daß wir ihnen ein Gemälde der Judengasse geben, wie es vor zwölf Jahren passend war. Laßt uns einen Spaziergang machen durch den langen finstren Kerker, worin das hochgepriesene Licht des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht hat dringen können. Euch laden wir dazu ein, ihr Weisen, die ihr sie löset, die Rätsel der Welt, und dich, o Herkules, gewaltiger Stallfeger. Kommt auch ihr, Götzendiener, ihr klugen Priester der *besten* Welt, kommt und schwört eurer Göttin ab. Aber bleibt ja weg, die ihr erforschet die Gesetze der Natur; denn hier ist ein Geheimnis, das eurer Allwissenheit spottet. Diese Steine bewundert ihr, diese Abdrücke von Pflanzen, die nicht mehr blühen – ihr staunet diese Knochen an, Reste alter grauer Zeit von Tieren, die nicht mehr atmen – pfui der kleinlichen Betrachtung! – Tretet hierher, ein Tier wollen wir euch zeigen, einzig seiner Art, das da lebt und sich bewegt, und die Zeit ist schon längst vermodert, die es geboren. Warum so emsig betrachtest du diesen Obelisk, törichter Jüngling, und schwindelst froh hinan? Nur Form und Masse erblickst [du] doch nur der Säule, ihr Inneres nicht. Das Wort verstehst du nicht, die Bilder enträtselst du nicht, den Geist erkennst du nicht. O säume nicht und komme mit uns. Eine Säule sollst du sehen, die die Schande sich erbaut, und sie ist verständlich und spricht in tausend Zungen. Bebst du zurück, blondes Mädchen, vor dieser Finsternis? Deine Augen machen hell, drum fürchte nichts. Auch Ceres stieg ja leuchtend hienab in die Unterwelt – und hier ist kein Cerberus, der dich zurückbellt!

Es war 11 Uhr, als wir in die Judengasse traten, und wir hatten den Sabbatvormittag gewählt, als die Zeit, wo sich

alles darin in der größten Herrlichkeit zeigt. Am Eingange der Straße war ein Adler hingepflanzt, sonst das Symbol der Freiheit und Hochherzigkeit, hier ein Zeichen der Knechtschaft und der Schwäche. Es ist ein kaiserlicher Adler, den die Juden als Denkmal ihrer Dankbarkeit für den Deutschen Kaiser hingesetzt hatten, weil er sie so oft gegen die Wut der Frankfurter Bürgerschaft in Schutz genommen. *Vor* uns eine lange unabsehbare Gasse, *neben* uns grade soviel Raum, um den Trost zu behalten, daß wir umkehren könnten, sobald uns die Lust dazu ankäme. *Über* uns ist nicht mehr Himmel, als die Sonne bedarf, um ihre Scheibe daran auszubreiten; man sieht keinen Himmel, man sieht nichts als Sonne. Ein übler Geruch steigt überall herauf, und das Tuch, das uns vor Verpestung sichert, dient auch dazu, eine Träne des Mitleids aufzufangen oder ein Lächeln der Schadenfreude zu verbergen dem Blicke der lauemden Juden. Mühsam durch den Kot watend dient der verzögerte Gang dazu, unsrer Beschauung die nötige Muße zu verschaffen. Scheu und behutsam wird der Fuß aufgesetzt, damit er keine Kinder zertrete. Diese schwimmen in der Gosse herum, sie kreuchen im Kote umher, unzählig wie ein Gewürm von der Sonne Kraft dem Miste ausgebrütet. Wer gönnte nicht den armen Knaben ihre kleine Lust? Haben sie doch keinen Hofraum, kein Gärtchen im Innem des Hauses, wo sie ihre kindlichen Spiele ausüben könnten. Wohl, wenn der Kindheit Spiel das Vorbild ist von des Lebens Ernst, dann muß die Wiege *dieser* Kinder das Grab sein alles Mutes, aller Hochherzigkeit, aller Freundschaft und jeder Lebensfreude. Fürchtet ihr, die turmhohen Häuser möchten einstürzen über uns? O fürchtet nichts! Sie sind wohl befestigt, die Käfige der beschnittenen Vögel, gestützt auf den Grundstein der ewigen Bosheit, gut gemauert von den emsigen Händen der Habsucht, geleimt mit dem Schweiße der gefolterten Sklaven. Zaget nicht,

sie stehen fest und fallen nimmer. – Von oben, unweit den Sternen, schaute ein schönes Mädchen herab: unsre Cousine ist's, kommt, wir wollen ihr ein Sträußchen bringen. Aber, lieben Leute, unser Onkel liebt die strengste Etikette, ihr müßt euch bücken, noch ehe ihr ins Haus tretet. Wir bückten uns und traten hinein. Kaum waren wir einige Schritte fortgegangen, so erlosch das Tageslicht hinter uns; grause Finsternis breitete sich aus; wir bebten. O Pharao, Pharao, wie konntest du zehn Tage lang solche Plage ertragen und doch die Juden nicht ziehen lassen! Wir wollten umkehren, aber zu spät. Der Weltgegend unkundig, kamen wir statt zurück immer weiter vor. Der Gang war eng, und der Kopf wurde derb gezeichnet, wenn er, seiner Phantasie folgend, nach rechts oder links ausweichen wollte. Endlich gelangten wir an einer Treppe. Wir stiegen unzählige Stufen hinauf, bis endlich einige Lichtstrahlen uns die Hoffnung gaben, daß die Visitenstube unsrer Kusine nicht fern sein dürfte. Wir machten wirklich ein Stübchen ausfindig, das von einer Lampe erhellt war, mit dessen Licht einige kümmerliche Sonnenstrahlen in einem lächerlichen Kampf begriffen waren. Das Zimmer nämlich ward vom Schornstein des gegenüberstehenden Hauses zugleich beräuchert und verfinstert. Ein altes Mütterchen belehrte uns, daß wir falsch gegangen wären und daß unsre Kusine gar nicht hier wohnte. Wir beteuerten, die Mamsell hätte oben aus dem Fenster herausgesehen. Es war auch wirklich so; aber die Türe, die unter diesem Fenster lag, führte in ein ganz anderes Haus. So sehr sind die Häuser wegen Mangel an Raum ineinandergefügt und -geschoben, daß Fenster und Türe, die vertikal übereinanderstehen, zu zwei verschiedenen Häusern gehören, die zwanzig Schritte weit auseinander liegen – – – – – – – – – – – – – – – – – – –

. . . .

Acht Tage darauf, und die Gasse lag zur Hälfte in Schutt und Asche. Die Vorsehung hatte sich in einem genädigen Augenblick herabgelassen, den Juden in eigener Person eine handgreifliche Lektion zu geben. Es war im Juli des Jahres 1796, wo durch ein Bombardement der Franzosen an 180 Häuser niederbrannten. Wenn in der Geschichte der französischen Revolutionskriege die Eroberung Frankfurts als ein unbedeutender Punkt verschwindet, so wird in der Geschichte der Frankfurter Juden jenes Bombardement doch ewig Epoche machen. Nicht das Unglück der Begebenheit ist es, die sie wird unvergeßlich machen; denn obzwar unter den Abgebrannten eine große Zahl armer Familien war, so hatte doch die Frankfurter Judenschaft mit einer edlen Freigebigkeit dafür gesorgt, jenen Schaden soviel als möglich unfühlbar zu machen. Aber der Vorfall hatte auf die Bildung der Juden einen so vorteilhaften Einfluß, daß diese Wirkung zu zernichten den obskuranten Behörden mit allen ihren architektonischen Institutionen nicht gelingen möchte. Die Mauer, die sie von des Lebens Freuden trennte, ward nicht ganz niedergerissen, aber doch durchlöchert, und die gefangnen Tiere schlüpften jubelnd hindurch, um nach vielen hundert Jahren zum erstenmal des Himmels freie Lüfte einzuatmen. Man mußte den Abgebrannten die Erlaubnis geben, sich in der Christenstadt Wohnungen zu mieten; man *mußte* es, wie wollte man's ändern? Oder nein, man tat es gerne. Denn das Vergnügen, die verhaßten Juden an ihrer empfindlichsten Seite gekränkt, ihren Reichtum vermindert zu sehen, dieser Genuß war groß genug, um dem Gegenstand, der ihn verschafft hat, um den Juden selbst eine Erkenntlichkeit dafür zu ziehen. Von diesem Augenblick an lernte man deutlich einsehen, wie der Mangel an bürgerlicher Sittlichkeit, an Lebensart, an wissenschaftlichen Kenntnissen und allem dem, was man von gebildeten Menschen fordert, wie dieser Mangel nur durch

das Zusammenwohnen der Juden verursacht worden sei. Denn kaum wohnten sie unter Christen zerstreut, als sie sogleich begannen, sich alle jene Tugenden anzueignen. Wenn die Judenschaft ihre Gasse als einen großen Familiensaal zu betrachten pflegte, worin sie alles das tun und unterlassen durfte, was man in seinem Hause zu verrichten und zu unterlassen gewohnt ist, so konnte der äußere Anstand unmöglich dabei gewinnen. Am Sabbat sah man die Herrn in Schlafrock und Pantoffel, die Damen in ihren Nachthauben herumspazieren. Die jungen Frauenzimmer zeigten sich in Negligés, als wären sie in ihren Schlafstuben. Sie saßen auf Bänken vor ihren Häusern und deklamierten Schillers Gedichte. Sie nahmen daselbst ganz ungeniert die Besuche ihrer Liebhaber an. Man trank auf der Straße seinen Kaffee, man rauchte, man zankte, man küßte sich; kurz, man tat wie zu Hause. Dieser Unfug mußte natürlich aufhören, sobald die Wohnungen der Juden zerstreut wurden. Wenn auch schon früher mancher Aufgeklärte das lästige ungereimte Zeremoniell des jüdischen Kultus hätte hintenansetzen mögen, so mußte er doch, durch Verhältnisse gebunden, den Späherblick der Nachbarn fürchten; aber diese Fessel fiel weg, sobald er unter Christen wohnte. Wenn viele, nicht bloß aus Bigotterie, sondern mehr aus Gewohnheit sich scheuten, irgendeine Ritualvorschrift des Talmuds zu übertreten; wenn sie von ihren unendlichen Morgen-, Abend- und Tischgebeten kein Jota fallen ließen, so mußten sie jetzt, um ihre christlichen Nachbarn nicht zu stören, ihre Psalmen doch leiser singen, und darauf folgte gar bald die gänzliche Beiseitsetzung derselben. Wegen der größern Entfernung der Wohnungen wurde der Umgang der Juden unter sich selbst seltener gemacht. Man gewöhnte sich den jüdischen Dialekt ab, man entsagte der orientalischen Sitte, immer mit bedecktem Haupte umherzugehen. Es war nun unbequem, die Kinder ferner die Schulen der Ju-

dengasse besuchen zu lassen, man fand sich daher bewogen, sie in christliche Schulen zu schicken. Dieses gab Veranlassung zur Errichtung neuer jüdischer Schulen, die nicht des Kontrastes mit den ältern Anstalten bedürfen, um vortrefflich befunden zu werden. Unzählige Vorteile waren es, die aus der Einäscherung der Judengasse hervorgingen. Man hätte nun erwarten sollen, daß hierdurch der Haß der Bürgerschaft gegen die Juden würde zerstört werden. Denn man sah, daß die jüdischen Bewohner die Christenheit weder verpestet noch die Sitten ihrer Nachbarn verderbt hatten. Kein Feuer fiel vom Himmel, kein Erdbeben ward vernommen, kein furchtbarer glühender Komet drohte die ruchlose Stadt zu zerstören, wo Juden mitten unter ehrlichen Leuten wohnen. Man sah, daß der Jude kein so schlimmes Tier sei, das man wohl zu verwahren habe. Aber eben durch die Erkenntnis dieses blieb der Haß nicht bloß ungeschwächt, sondern er wurde immer mehr gestärkt. Denn wie es die Bosheit sonst bequem fand, die Juden verachten zu dürfen, um ihre Verfolgung damit zu rechtfertigen, so mußte ihr Herz ergrimmen, daß ihr diese Rechtfertigung entzogen ward. Denn die Lächerlichkeiten der Juden verminderten sich täglich. Es war nicht mehr der Moses, dem der ekle Geifer von dem Barte träufelte, der mit schlotternden Beinen und gesenktem Haupte über den Markt schlich. Die Jungens hüpften froh umher, und ihre Röcke waren nach der neuesten Mode. Man hörte seltener den jüdischen Dialekt, man sprach Deutsch wie Adelung, und gar mancher konnte *guten Morgen* sagen in verschiedenen Sprachen. Ja, hatte doch Esther die Kühnheit, sich Elwire zu nennen, und es war ihr unter dieser Maske gelungen, sich auf dem Sandhof unter christliche Tänzerinnen zu mischen und als Jüdin unentdeckt zu bleiben. „O ihr Götter, habt ihr keine Blitze?“ Aber Zeus lächelte und schwieg. – Im Jahre 1802 war die Rede davon, daß die Judengasse

wieder aufgebaut werden sollte. Die Gemeinde trug darauf an, daß man es ihr erlauben möchte – nicht wohnen zu dürfen, wo sie wollten (solche kühne Forderungen wagte man fünf Jahre vor Errichtung des westfälischen Königreichs noch nicht zu machen); sondern daß man das Judenquartier noch auf die Straße ausdehnen möchte, die an die alte Judengasse grenzt. Man versprach, das Gesuch in Erwägung zu ziehen. Eine saubere Gesellschaft aber, von der wir unten mehr erzählen werden, suchte die Sache beim Senat zu unterdrücken. Sie ward in die Länge gezogen und ist daher bis jetzt unentschieden geblieben.

Im Jahre 1807 ward es kund, daß man sich damit beschäftigte, die Verhältnisse der Juden von neuem zu regulieren. Es dachte auch nicht einer so entehrend vom neunzehnten Jahrhundert, daß er hätte erwarten sollen, es würde wieder von einem Judenquartier die Rede sein. Aber die Wirklichkeit, indem sie den Stolz des Zeitgeistes demütigte, strafte die Propheten Lügen. Lese die §§ 101, 102.

Die Herrn mochten wohl gewittert haben, wie es urplötzlich dem *eisernen Schicksal* gefallen dürfte, ihr papiernes Machwerk umzuhauchen; sie waren daher darauf bedacht, es wenigstens so fest zu pappen, daß es solchen feindlichen Außenverhältnissen ehrenhalber einen Augenblick länger widerstehen könne. Neue Häuser werden freilich nicht so bald baufällig, als einige Bogen Druckpapier zerrissen werden können; darum eilten sie aber auch, die schimpfliche Auszeichnung einer abgesonderten Wohnung den Juden so schnell als möglich anzuheften. Es heißt daher in § 103 – (kommt ihr Betrübten und werdet lustig) – Es heißt: „all dieses (die Verordnungen über die Wohnung) . . . ist von der jüdischen Gemeinde als eine *unnachläßliche Bedingung der Befähigung zur gegenwärtigen Stättigkeitsordnung zu erfüllen*". Seht

doch nur, seht, erst *verdient* sogar muß das Glück werden, ein Sklave zu sein!

Jacobsohn hat sich, gleich wir, erdreistet, die Quartierordnung der Juden barbarisch zu finden. Aber möge der Himmel verhüten, daß uns nicht so arg von unserm Rezensenten mitgespielt werde, als jener von seinem Kritiker derb und witzig abgeführt worden ist. Dieser sagt (S. 32): „Die Juden sollen nicht wohnen, wo sie wollen. Die *Stadt Frankfurt muß wohl ein altes Recht haben, dies zu fordern.*" Hätte dies der Kritiker im Monat Juli geschrieben, so wäre uns sein tolles Geschwätz erklärbar genug gewesen, wie kann man aber im kalten März so was von sich geben? – Ferner stellt sich der Kritiker an, als habe er von Jacobsohn darüber eine Klage gehört, daß man den Juden *geräumige* und *gesunde* Wohnungen geben wollte. Denn in einem Bierparoxysmus seiner witzigen Laune deklamiert er folgendermaßen: (Seite 33 flg.) „Soll durch den alten Schmutz, das ehemalige ekelhafte Aufeinanderpacken, Frankfurt ein Philadelphia und der Sitz ansteckender Krankheiten werden? Warum fordert man nicht lieber auch für die Juden *das Vorrecht, ungehindert mit Gift zu handeln?*"

Warum haben Narren das Vorrecht, ungehindert Albernheiten sagen zu dürfen?

Aber wie, es dürfen ja auch Christen Häuser im Judenquartier kaufen, wie reimt sich dies mit der noblen Absicht der Obskuranten? Würde es nicht verständiger Bürger genug geben, die sich nicht scheuen, unter Juden zu wohnen? Könnte nicht ein verliebter Jüngling die Nähe seiner jüdischen Schönen suchen? Wäre es nicht von der Industrie der Juden zu befürchten, daß sie den Abscheu übergolden möchten, den man vor ihrer Nachbarschaft hat? Könnten nicht selbst edeldenkende Männer ihre Häuser zu billigen Preisen anbieten, um christliche Käufer zu locken und dadurch den Schaden zu verhüten,

der durch das Zusammenwohnen der Juden unfehlbar hervorgebracht wird? Wie, dachte man nicht an diese Gefahren? Geduld nur! Die Raffinerie der Bosheit übersteigt den Verstand der vorurteilsfreien Bürger; sie besiegt den Wahnsinn des liebekranken Jünglings, den Handelswitz der Juden; sie schwächt die Lockung des Edelmuts. Sie hat für alles gesorgt. Man lese den § 107; dort steht folgendes: „Es können zwar auch Christen Häuser in dem Judenquartier kaufen und besitzen ... sie haben aber kein Recht, an jemand andern als an Juden Insätze darauf zu konstituieren. Nebstdem steht auf solchen von Christen erkauft werdenden jüdischen Häusern jedem in der Stättigkeit eingeschriebenen Juden und auch der jüdischen Gemeinde in Gesamtheit das *ewige* Zugs-(Retrakts-)Recht ... zu usw." Welcher vorsichtige Familienvater wird nun unbesonnen genug sein, unter solchen onerosen Bedingungen ein jüdisches Haus zu kaufen, mit dem er nicht einmal wie mit seinem Eigentum schalten darf, und aus dem er jeden Tag vom vorigen Eigentümer wieder vertrieben werden kann?

Der Kritiker Jacobsohns, um Gelegenheit zu haben, eine gewisse Redensart anzubringen, sucht etwas zu verteidigen, worüber gar nicht geklagt worden ist. Den Juden nämlich sollen nach § 102 gewisse Gebäude zur Erweiterung ihrer Gasse in billigen Preisen überlassen werden. Ob nun zwar, beiläufig gesagt, diese Preise nicht sonderlich billig sein sollen, so haben sich doch die Klagen darüber vor den Stimmen der größern verloren. Denn man würde zu der vorgeschriebenen Bestimmung jene Gebäude freiwillig auch nicht *geschenkt* angenommen haben. Indessen, sagt der Kritiker (S. 34), „erlaubte es die Lage und Verhältnisse seiner (des Fürsten) Finanzen, so würde er sie geschenkt haben; daß aber ein Fürst oft weniger jetzt verschenken kann als ein wohlhabender Privatmann, sollte ein Mann doch wissen, *der so viel mit*

Anleihen zu tun hat!" Die betonte Stelle ist die *gewisse Redensart*, von der wir sprachen. Da sie aber den meisten unsrer Leser wird unverständlich sein, so wollen wir eine Erklärung von ihr beifügen.

Als vor kurzem im Königreich Westphalen die Bürgerrechte der Juden dekretiert wurden, da verfielen die Frankfurter Christen in eine gar klägliche Hyp[o]chondrie. Denn sie wollten lieber an die Gesundheit ihrer Sinne zweiflen als an die Wirklichkeit dessen glauben, was sie sahen und hörten. Die Zeitungsschreiber hüteten sich wohl, den Appetit ihrer Mitbürger zu verderben, und rückten von jenem Dekret kein Wort in ihre Blätter ein; bis endlich ihre Vaterlandsliebe dem Golde der Juden weichen mußte. Alles das, was in den Frankfurter Zeitungen die Juden betreffend aus dem Westphälischen Moniteur abgedrückt stand, mußte Zeile für Zeile bezahlt werden, als wäre es eine Kindbettsannonce. Die verkrüppelten Seelen nun, der Motive sich wohl bewußt, aus denen ihre sogenannten guten Handlungen zu entspringen pflegen, wagten es, dem Edelmut eines erhabenen Monarchen den Eigennutz zur Folie zu geben. Mit einer unerhörten Frechheit erzählten die Frankfurter Zeitungen, die westphälischen Juden hätten für ihren *so genädigen* König eine Anleihe eröffnet unter Direktion des Geheimen Finanzrats Jacobsohn [1]. Dieses ist es, worauf der Kritiker in der unterzogenen Stelle anspielt.

Da jede Krankheit den eigentümlichen Grund der Genesung in sich selber trägt, so muß bei ihrer Heilung von diesem Punkte ausgegangen werden. Die Krankheit der Juden aber besteht in einer Hypersthenie der Handels-

1 In der Kasseler Zeitung stand eine offizielle Widerlegung der Verleumdung. Es heißt darin: Das Gefühl für Menschenrechte, das sich auch bald in andre Länder *unwiderstehlich* ausbreiten wird, bedürfe nicht des Goldes, um erklärt zu werden.

und Gewinnsucht. Dadurch, daß hier alle ihre Lebenstätigkeit aufgehäuft ist, müssen natürlich die übrigen Teile ihres Organismus geschwächt werden. Der Staat nun, an den die Forderung gemacht wird, die Kräfte seiner Untertanen gleichförmig zu regeln, hat das Recht, dieses Übermaß der Handelstätigkeit abzuleiten. Aber alle Arzneien, die man den Juden gegen ihre Krankheit geben will, müssen ihnen angenehm gemacht werden, sie müssen den Geschmack des Gewinstes haben. Ihre Leidenschaft zum Handel muß selbst ein Mittel werden, sie vom Handel abzuziehen.

Ferner: der Ackerbau ist die Basis des Staates. Denn alle Mittel, die der Staat zu seinen Zwecken anwendet, können allein durch die Liebe der Bürger herbeigeschafft werden. Das Band aber, das Staat und Bürger miteinander verknüpft, ist bewußtlos oder mit Bewußtsein immer der Eigennutz. Wo der Eigennutz am größten ist, da ist die Verbindung am innigsten. Der Staat kann den Ackerbauer nicht missen, weil er die Früchte des Landes liefert; der Ackerbauer muß am Staate hangen, weil sein Vermögen als immobil mit dem Ganzen gleichsam zusammenhängt.

Daraus folgt denn, daß, da die Juden zu Staatsbürgern erzogen werden sollen und dieses nur durch Vaterlandsliebe bewirkt werden kann, daß man sie zum Ackerbau anhalten muß. Dieser aber mußte unter so vorteilhaften Bedingungen ihnen angeboten werden, daß sie, vom *Gewinst* gelockt, ihn gerne ergriffen hätten. Indem man Reize angewendet hätte, die den Juden gewöhnlich Motive ihrer Tätigkeit sind, so würden ebendiese Motive am bäldesten dadurch geschwächt worden sein. Der *Grund*, die Gewinnsucht, wäre endlich weggefallen, die Liebe zum Landbau aber als *Wirkung* zurückgeblieben.

Man verfuhr aber nicht so. Nach § 109 wird den Juden Ländereien bloß zu pachten, aber keine eigentümlich zu

besitzen erlaubt. Dadurch wird der wohltätige Zweck ganz verfehlt, da für eine Sache, die man nur temporell genießt, man unmöglich die Liebe wie für ein bleibendes Eigentum haben kann. Wenn man sagt, daß nicht verbürgerte Einwohner überall keine Grundstücke besitzen dürften, so macht man nur einen Zirkel, und es ist nichts damit gerechtfertigt.
Gleichwie auf Regen Sonnenschein zu folgen pflegt, Freude auf Betrübnis und auf Leiden Trost, so auch hier in dieser Stättigkeitsordnung. Sooft man darin einen wüsten dürren felsigen Weg auf und ab geklettert ist, ladet uns ein schattiger Baum freundlich zur Ruhe ein. So ein süßes Faulbettchen ist der 111te §, der uns hold zulächelt. Es wird nämlich darin, um den Juden ihr Joch zu versüßen, ihnen ausdrücklich erlaubt: sich von ihren eignen Gesinde bedienen zu lassen, mit ihren eignen Pferden spazierenzufahren und mit dem übrigen Geschirre alles das zu machen, was zu ihrem Nutzen und Vergnügen dienlich ist.

Ihr Kinderchen, seid lustig fein;
Bald steigen wir zur Kutsch' hinein;
Die Kutsche steht schon vor der Tür,
Juchhei, und bald kutschieren wir;
Denn gelebet muß doch sein.

Da der Untertan dem Staate, worin er wohnet, mehr durch seine Persönlichkeit als durch seine Individualität anhänglich ist, so folgt, daß die Tätigkeiten des Körpers mehr als die des Geistes geschickt sein müssen, den Bürgersinn zu nähren. Daraus und aus dem Obengesagten ersieht man, wie die *Hand*werke unter allen zu ergreifenden Mitteln am wirksamsten sein würden, in den Juden Patriotismus zu erwecken. Die Befugnis aber, ein Handwerk zu ergreifen, die der § 113 erteilt, ist von der Art, daß sie schwerlich von vielen dürfte benutzt werden.

Denn der § 114 läßt es ganz unbestimmt, ob ein ausgelehrter Junge auch sein erlerntes Handwerk treiben dürfe. Es läßt sich daher nicht erwarten, daß jüdische Hausväter, bei ihrer ausschweifenden Nahrungssorge, sich dazu verstehen möchten, ihre Kinder zu Handwerkern zu bestimmen, solange sie nicht die untrügliche Versichrung haben, daß sie ihr Handwerk als Meister werden ausüben dürfen. Zwar meint der Kritiker Jacobsohns (S. 42), das verstünde sich von selbst, da sie zum Handwerk ermuntert werden. Allein wir glauben nicht, daß sich dies so von selbst verstünde. Und wenn es sich auch erwarten ließe von den bekannten edlen Gesinnungen derjenigen, die gegenwärtig bemächtigt sind, das Gesetz nach Gutdünken auszulegen, daß sie einem ausgelehrten jüdischen Jungen die Treibung seines Handwerks erlauben würden, so wäre es doch eine weise Vorsicht gewesen, diese wohltätige Absicht auch im *Buchstaben* des Gesetzes auszudrücken. Denn hier in Frankfurt stünde wohl zu befürchten, daß die Deutung dieses Paragraphen einmal dem Scharfsinne solcher Räte überlassen werden möchte, die es noch nicht verschmerzen können, daß die Juden keine gelbe Ringe mehr zu tragen brauchen; und diese könnten denn, selbst ohne gesetzwidrig zu handeln, den jüdischen Gesellen das Ausüben der Handwerke verbieten.
Alles was vom Handwerke und Ackerbau als Mitteln, die Juden zu zivilisieren, gesagt worden, findet auch auf Fabriken und Manufak[t]uren seine Anwendung. Letztere nämlich würden das Band abgeben, die Juden zum Ackerbau zu leiten. Denn da es das Geschäft der Fabrikanten ist, die rohen Naturprodukte zu verarbeiten, so muß durch Fabriken die Einsicht von der Nützlichkeit des Landbaus gar bald geschaffen werden. Dieses eingedenk hätte man über die Freiheiten, die man den Juden in jener Hinsicht verstattete, sich weiter ausbreiten sollen, als es in den §§ 116, 117 geschehen ist.

Der übrige Teil dieses Abschnitts verordnet über den Handel.

Der Geschichtsforscher, der es zum Gegenstand seiner Untersuchung machte, das Motiv zu erforschen, das von jeher den Haß der Christen gegen die Juden hervorgebracht hat, würde finden, daß jenes Motiv verschieden ist je nach den Zeiten, die er in Erwägung zieht. In frühern Jahrhunderten war es offenbar ein falscher Religionseifer, der die Juden zu vernichten anriet. Als hingegen nach Luther die Christen anfingen, sich unter sich selbst zu bekriegen und die Reformation endlich den Sieg behielt, da wurden die Judenverfolgungen seltner. Aber der Haß in den Herzen der Christen ward um so stärker, je mehr ihnen das lichtere Zeitalter verbot, ihn in Tätlichkeit auszulassen. Daß dieser Haß bis heutiges Tags noch nicht aufgehört hat, nachdem jede Spur von Fanatismus verschwunden ist, kann nur durch die Handelsaristokratie der Juden erklärt werden. Der Egoismus nämlich steigt in gleichem Verhältnisse mit der Aufklärung des Geistes; jedoch nach dem Unterschiede, daß während die Bessern den Nutzen und den Gewinst des Lebens in ihrem edlen Selbst suchen, gemeine Seelen dafür nur am schnöden Gelde ihre Lust haben. Da zu letzterer Klasse ein großer Teil der Frankfurter Kaufmannschaft gezählt werden kann, so war es natürlich, daß solche Menschen die jüdischen Kaufleute stets als Nebenbuhler verfolgen mußten. Es war nicht die *Extensität* ihres Vermögens, um die man sie beneidete — denn die jüdischen Kaufleute sind hier die reichsten nicht —, aber die *Schnelligkeit* und *Sicherheit* ihres Gewinstes konnte man ohne Ärger nicht betrachten. Daher waren ihre Handelsfreiheiten in Frankfurt immer sehr beschränkt. Hundert Gegenstände des Kaufmanns waren ihrer Spekulation entzogen; sie durften keine Fabriken, keine offne Gewölbe haben; sie durften keine Schilder vor ihren Laden aushängen.

Als man im 2ten Jahre des 19ten Jahrhunderts zu hoffen wagte, daß die Barbarei des 17ten vermodert sein würde, da hielten die Juden um gewisse Handelsfreiheiten an. Sie beschränkten sich aber bloß auf das Gesuch, daß man ihnen erlauben möchte, während der Messe offne Gewölbe zu haben. Gegen diese billige Forderung reichte eine Gesellschaft von christlichen Kaufleuten eine Vorstellung ein, weil sie eitel genug waren zu wähnen, es bedürfe noch einer Tatsache, um die Obskurität ihres Geistes zu beurkundigen. Diese Gesellschaft stand unter der unsichtbaren Leitung eines Buchhändlers R. und ward angeführt von den Warenhändlern H. und S. Diese Vorstellung trug ganz das Gepräge von dem Geiste ihrer Verfasser. Sie sagten: wenn man den Juden unbeschränkte Handelsfreiheit gäbe, müßte der christliche Kaufmann verderben. So ganz unrecht mochten sie wohl nicht gehabt haben. Denn es hätte wohl kommen können, daß sie hierdurch wären gezwungen worden, ihre Freuden und Genüsse sparsamer einzurichten. Ihre Equipagen hätten nicht mehr so brillant sein können, ihre Soupers nicht so schmackhaft, und die Familienbälle wären seltner geworden. Ja sie hätten die Feste, die sie ihren Patronen geben, auf den Dank der selbst*genossenen* Wohltaten einschränken müssen; sie aber ferner nicht auf die Erkenntlichkeit für solche Wohltaten ausdehnen dürfen, die man den Gehaßten *entzogen* hat. Indes schien jene Vorstellung nicht ohne Wirkung geblieben zu sein. Denn ob zwar *gegen* das Gesuch der Juden nichts bestimmt wurde, so ward doch auch da*für* nichts entschieden. Ganz anders bei einer ähnlichen Gelegenheit verfuhr der große Mann, der an der Spitze des französischen Volkes steht. Die christlichen Kaufleute einer der bedeutendsten französischen Handelsstädte wendeten sich an *Napoleon* und stellten ihm vor, daß die Juden ihre Waren um ein beträchtliches wohlfeiler verkauften

und dadurch allen Handel der Christen untergrüben. Aber der Kaiser antwortete ihnen, daß er, weit entfernt, die Juden in ihrer Handlung einschränken zu wollen, sich sehr freue, tätige Bürger zu sehen, die durch ihre Spekulation die Preise der Waren für das Publikum heruntersetzten und so durch ihre Industrie und Tätigkeit vielmehr allen Anspruch auf seinen Schutz und seine Unterstützung zu machen hätten.

In dieser neuen Stättigkeitsordnung sind die Handelsbeschränkungen der Juden noch verstärkt worden. Wir wollen so gefällig sein, zuzugeben, daß der christliche Kaufmann wirklich darunter leiden würde, wenn man den Juden unumschränkte Handelsfreiheit gäbe; wäre dies aber nicht sehr billig? Haben doch die Christen tausend Erwerbszweige, die den Juden versagt sind und womit sie sich leicht entschädigen können!

Das Schlimmste oder für die Juden vielmehr das Beste bei der Sache ist, daß die Mittel, die man angewendet hat, die Handelsaristokratie der Juden zu zernichten, grade dazu geeignet sind, die entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen. Denn ihrem Erwerbe Hindernisse in den Weg legen, sie mit neuen Auflagen beschweren, heißt das nicht ihren Handelswitz auf die Folter spannen, der suchen wird, durch Anstrengung auf dieser Seite zu gewinnen, was er auf der andern verliert? Und wird man sich damit begnügen, wird man sich nicht auch die Schmerzen bezahlt und den Verlust zehnfach ersetzt machen wollen? Um den Handelsgeist der Juden zu schwächen, hätte man ihnen grade die ausschweifendste Handelsfreiheiten geben müssen. Denn die Kraft ermattet bald, wo ihr Spielraum unendlich ist, dahingegen jede Schranke und jeder Gegendruck nur die Tätigkeit erhöht. Hätte man den Juden die anderseitigen Bürgerfreiheiten verstattet, so wären sie von selbst dem Handel nach und nach entzogen worden. Denn die Geistestätigkeit ist ein Fluidum, das,

sich selber überlassen und ohne äußern Einfluß, sich nach allen Seiten zu gleichförmig ausbreitet. Der Strom aber ist da am tiefsten, wo sein Bett am schmalsten und seine Ufer am höchsten sind. Man sagt: Die Juden werden sich aus eingefleischter Gewinnsucht nie freiwillig vom Handel wegwenden; man muß sie also mit Gewalt aus diesem Kreise heraustreiben. Allein man hat doppelt unrecht. Denn erstens sollte man ihnen doch erst neue Häuser bauen, ehe man ihre alten niederreißt. Zweitens ist es gar nicht Gewinnsucht allein, was die Juden zum Handel beseelt. Denn wenn man sie beobachtet, wird man weder Geizige unter ihnen finden, die an der *Kraft* des Geldes sich ergötzen, noch Verschwender, die seiner *Wirkung* sich erfreuen. Und Geiz nebst Üppigkeit sind doch die beiden Hauptmotive, welche die Geldgierde hervorbringen. Aber es ist den Juden mehr um das *Gewinnen* als um den *Gewinst*, mehr um das *Betriegen* als um den Vorteil des *Betrugs* zu tun. Denn ein Volk wie das jüdische, dem die Südlichkeit seines Ursprungs noch so rein beiwohnt im Blute und im Gemüte; ein Volk, das mehr Phantasie als Verstand, mehr Witz als Beurteilungskraft und mehr Feuer als Ausdauer besitzt: ein solches Volk muß von seinem rastlosen Geiste immerfort zur Tätigkeit getrieben werden. Da ihm aber ein verjährtes Vorurteil und eine ungesunde Politik jeden andern Gegenstand seiner Tätigkeit entzieht, so muß es den Handel als das einzige Mittel, die Sehnsucht seines Geistes zu befriedigen, mit Freude und Liebe ergreifen.
Da das im allgemeinen Gesagte auch für jedes einzelne gilt, so haben wir nicht nötig, uns über das Detail der §§ 118–139 auszulassen.

Von dem Betragen der Juden in Hinsicht der christlichen Einwohner und dieser gegen jene.
Man muß lächlen und immer wieder lächlen, wenn man

von diesem Abschnitt auch nur die Überschrift gelesen hat. Nicht die in ihren drei letzten Worten enthaltne handgreifliche Lüge ist es, die sie lächerlich macht: denn die Wahrheit folgt ihr so schnell auf den Fuß, daß man nicht lange Zeit hat, sich mit dem Kontraste zu ergötzen. Das Lustige bei der Sache ist vielmehr, daß man hier von einem Dinge spricht, das nicht war, nicht ist und nicht sein wird — solange man davon spricht. Es ist die Rede von einem *Betragen* zwischen Juden und Christen, von einer Sache, die in Frankfurt nie vorhanden war. *Betragen* nämlich ist das Beachten oder Kränken derjenigen Gesetze, welche die Höflichkeit in der bürgerlichen Gesellschaft festgesetzt hat. Die Gesetze der Moral und der Polizei reichen nicht hin, die Ausbrüche der Kämpfe zwischen Bürgern und Bürgern zu verhüten, die der Egoismus des Menschen unaufhörlich hervorbringen würde. Daher hat sich im Staate etwas freiwillig konstituiert, was diesem sich entgegenstellt — die *Höflichkeit.* Letztere ist insofern die Stütze der bürgerlichen Gesellschaft. Man kann aber von den Juden nicht verlangen, daß sie ihre Vorschriften kennen sollen; denn sie leben außer dem Staatsverein. Man kann es ebensowenig den Christen zumuten, daß sie der Neigung zur Grobheit, die jeder von Natur hat, Gewalt antun, wenn sie es mit Leuten zu tun haben, die keine Bürger sind. Ist diese Theorie falsch, so ist sie es nicht mit unsrer Schuld; denn wir haben sie ganz von den Erfahrungen abstrahiert, die wir hier in Frankfurt darüber gemacht haben. So wie wir, müßten ohngefähr jene räsonieren, die ihre Grundsätze der Brutalität, die sie zu aller Zeit gegen die Juden ausgeübt haben, in ein System bringen wollten. Damit man uns aber nicht vorwerfe, daß wir in den Fehler jener transzendentalen Seelen gefallen wären, die stets *a priori* demonstrierten, was sie in der Wirklichkeit nicht darzutun vermögen: so wollen wir die aposteriorischen Belege

zu unserem aufgestellten Theorem den Lesern nicht vorenthalten. Man möge aber keineswegs Proben jener *göttlichen* Grobheit erwarten, in der, wie bekannt, das Genie sich auszusprechen pflegt; denn wenn Genies den Sonnen zu vergleichen sind, so haben wir in Frankfurt immer Mondschein. Dafür werden in der vorzulegenden Musterkarte der Brutalität unsere physikalischen Leser ein Belege mehr finden für den Satz, daß das Wasser ein guter elektrischer Leiter ist. Denn eine Menge bestialer Phänomene würden nicht erklärt werden können, wenn man nicht annähme, daß der Main fähig sei, die Manieren seines linken Ufers seinem rechten mitzuteilen.

Musterkarte Frankfurter bürgerlicher Manieren

1.

Erst vor kurzem hat sich die elektrische Leistungsfähigkeit des Mainwassers auf eine sehr evidente Weise bewährt. Man hatte sich nämlich nicht gescheut, ein Fest, welches die Liebe der Untertanen ihrem guten Fürsten gab, mit dem Hasse zu besudeln, den man gegen dessen jüdische Untertanen in Tätlichkeiten ausarten ließ. Die Bürgerschaft, um ihre Freude über die glückliche Zurückkunft seiner Hoheit des Fürsten Primas an den Tag zu legen, hatte zu diesem Behuf einen glänzenden Ball veranstaltet. Es war wohl mancher unter den Juden, den die Liebe zu seinem Fürsten hingezogen hätte, sich seiner beglückenden Nähe einige Stunden zu erfreuen; doch fiel es keinem *Schützling* ein, sich in die Gesellschaft der *Bürger* zu mischen. Denn es war vorherzusehen, daß der lustige Bacchus nicht ermangeln würde, seine Schwänke zuerst an denen aus[zu]lassen, die als Nachkömmlinge seines Bruders Noah auf seine Familiarität am meisten Anspruch haben. Der Buchhalter eines der reichsten jüdischen Kaufleute, G . . ., ein junger Mann von Sitten und Talenten,

wagte jedoch zu hoffen, daß die Gegenwart eines weisen Fürsten stark genug sein würde, der Zügellosigkeit des Pöbles Schranken zu setzen. Es war ihm gelungen, ein Entreebillett zu erhalten. Ein Kaffeewirt, der es für klug hielt, dem nichts zu versagen, der Gelegenheit hat, sich von der Konnexion zu [unt]errichten, in welcher er mit seines Prinzipalen Handlungsbücher stünde, ein gewisser L * * * war großmütig genug, ihm solches – zu verkaufen. Er ging auf den Ball. Kaum aber war er den Saal einigemal auf und ab gegangen, als ein vielnasiges Sonntagskind im Champagnerglase witterte, es sei ein Jude gegenwärtig. „Es ist ein Jude hier", rief es aus. „Eine Uhr ist gestohlen", lärmte man auf der andern Seite. „Ein Jude hat eine Uhr gestohlen", schrie man nun im ganzen Saal. Die Wache wurde herbeigerufen, und zu ihrer Assistenz vereinigten sich flugs naseweise Kaufmannsdiener, bankrotte Kaffeewirte und betrunkne Transmönaner. Vorzüglich tätig bei dieser Exekution war ein Kaufmann * * *r, der, seit einem gewissen Vorfall, einen großen Widerwillen gegen Diebstahl und Einbruch bekommen hat. Der arme G * * *, bestürzt, außer sich selbst gebracht, ward bewußtlos zum Saal herausgestoßen und fand seine Besinnung erst zu Hause wieder. Der Schmerz über die erlittene Beschimpfung zog ihm ein dreitägiges Fieber zu. Als er sich wieder erholt hatte, wollte er den Vorfall in die Zeitung rücken lassen, nicht um sich gegen die Beschuldigung des Diebstahls zu verteidigen, sondern um zu sagen, daß ein solcher Vorwurf keiner Widerlegung würdig wäre. Die Zensur aber hat mit Recht eine Nachricht unterdrückt, wodurch ein großer Teil der Frankfurter Bürgerschaft wäre kompromittiert worden. Aber was war es denn in diesem Betragen, was den Bürgern zum Vorwurf gereichen könnte? Auch die nüchternsten und verständigsten unter ihnen sagten: hier ist ein *Bürgerball*, wie kömmt ein *Jude* dazu?

2.

Die Musikliebhaber unter den Juden hatten seit einigen Jahren ein Dilettantenkonzert veranstaltet, wozu jedem beliebigen die Entree unentgeltlich verstattet war. Von dieser Liberalität Gebrauch zu machen, hatten unter andern die Direktoren des christlichen Liebhaberkonzerts nie verabsäumt. Zu letzterem Konzerte aber wurden die Entreebilletts *verkauft.* Nun schickte einmal ein jüdischer Konzertdirektor zu einem jener unbeschnittenen Musageten, um sich für Geld eine Einlaßkarte holen zu lassen; aber man gab ihm keins, weil — weil seine Großmutter kein Schweinefleisch ißt.

3.

Madame L., erste Sängerin der hiesigen Bühne, ward eingeladen, im jüdischen Dilettantenkonzert zu singen, was sie auch zusagte. Einen Tag aber vor dem Konzert meldete sie den Direktoren, sie könne ihr gegebenes Wort nicht halten; denn einige christliche Kaufleute, besonders Herr G * * *, hätten ihr sehr zugesetzt, sie möge sich doch ja nicht so sehr *prostituieren,* in einem jüdischen Konzert zu singen.

4.

Ein invalider Glücksritter, Herr v . . . h . . ., hatte seiner Köchin die Anweisung gegeben, ehe sie auf den Markt ging, um Eier und Butter einzukaufen, sich jedesmal das Geld dazu von einem namhaften jüdischen Bankier zu holen. Dieses geschah auch ein ganzes Jahr lang, bis die Summe zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen war. Da nun aber weder Kapital noch Zinsen abgetragen, so fing der Bankier an, ernste Notizen zu machen. Er drohte mit Arrest. Der arme Glücksritter war in der größten Verlegenheit, bis ihn endlich ein glücklicher Einfall von seiner Angst befreite. Er gab nämlich seinem Söhnchen, einem

wohlgedrechselten allerliebsten Pürschen, den Auftrag, sich nach der Tochter seines Gläubigers umzusehen und ihr solange die Cour zu machen, bis sie, gerührt von einer solchen Anhänglichkeit, ihren Einfluß dazu gebrauchte, des Vaters Strenge herabzustimmen. Das Söhnchen, hoch erfreut, sprang flugs aus dem Bette, zog ein paar seidne Strümpfe an und eilte, weil es gerade Samstag war, nach Bornheim zu, wo er seine Schöne anzutreffen hoffte. Als er sie nun im Saale ausfindig gemacht, fing er mit einer edlen Dreistigkeit an, sie zu bestürmen, wo er auch gar bald reüssierte. Denn die Tochter Israels, der ein christlicher Liebhaber etwas Neues und Erwünschtes war, enthielt sich aller Sprödigkeit. Unfern aber der Szene stand lauschend der Liebhaber des Mädchens, dem die Eifersucht Löwengesinnungen einflößte. Er wollte sich mit seinem zudringlichen Nebenbuhler hauen, stechen, schießen. Da nun aber grade Messe war und Merkurs Sohn Geschäfte halber nicht Zeit hatte zu sterben; so gab er einem Freunde den Auftrag, sich seiner statt mit dem christlichen Rivalen zu schlagen. Dieser versprach es zu tun. Den andern Tag ganz frühe nahm er zwei ungeladene Pistolen, ging in das Haus des Glücksritters auf die Stube des jungen Herrn und schloß die Türe hinter sich zu. Das liebe Söhnchen, ermüdet von der Arbeit des vorigen Tages, lag noch im Bette. Der Jude trat vor ihm hin, präsentierte sich als den Bräutigam der eroberten Mamsell und bot ihm eine Pistole an. Der arme Junge, ganz bestürzt, erblaßt, nahm bewußtlos die Pistole in die Hand. Sein Gegner spannte den Hahn und sprach: „Nun schießen Sie!" Der Herzeneroberer aber, als er merkte, daß es Ernst war, legte sich aufs Bitten. Der Jude zielte. „Um Gotteswillen", rief jener, „ich will tun, was Sie wollen, lassen Sie mich nur beim Leben!" – „Gut", sprach dieser, „unterschreiben Sie dieses Zettelchen, dann brauchen Sie nicht zu sterben!" Er las es ihm vor: „Ich bekenne

durch meine Namensunterschrift, daß ich mich einer wohlverdienten Tracht Prügel nur durch meine Geschmeidigkeit entzogen habe." Er unterschrieb es: L. v. ...h... – Jener Glücksritter mit seinem würdigen Sohne sind von solcher Natur, daß sie Krämpfe kriegen, sobald sie nur einen Juden zu sehen bekommen.

5.

Die Juden durften sich sonst innerhalb der Allee, die um die Stadt herumgeht, nicht sehen lassen. Ein *französischer* Jude gab vor einigen Jahren die Veranlassung, daß dieses Verbot aufgehoben wurde. Diese Begebenheit hatte manchen Frankfurter Bürger zum Atheisten gemacht. Denn in den ersten Tagen, da die Judenmädchen von dieser Erlaubnis scharenweise Gebrauch machten, hörte man einen Bierbrauer, der auf einem Baumstamme sinnend saß, schmerzlich ausrufen: „Es muß doch kein Gott im Himmel sein!"

6.

Ein Doktor G * * *, der einen langweiligen Beitrag zur Geschichte der Stadt Frankfurt geliefert hat, konnte sich nicht enthalten, bei einer Gelegenheit, wo er von der Akzise spricht, die die Juden von ihren Weinen geben müssen, eine besondere Note anzubringen, worin er auf Ehre versichert, daß diese jüdischen Weine allgesamt sehr sauer wären.

Es ist genug. Wir können unsern Lesern versichern, daß ernstliche Maßregeln getroffen sind, um diesen Unfug zu steuern. Sie mögen sich davon überzeugen aus dem § 145, wo den Judenmägden strenge verboten wird, auf den Fischmarkten in schmutzigen Schürzen sich sehen zu lassen.

Wir haben oben einigemal auf das Ende dieser Schrift hingewiesen, wo wir die wahrhaftige Tendenz der Stättigkeitsordnung anzugeben versprachen. Nun aber, da wir am Schlusse gelangt sind, fühlen wir die Unmög-

lichkeit, unser Versprechen zu erfüllen. Es haben sich nämlich bei Behandlung dieses Gegenstandes Betrachtungen in uns entwickelt, die wir in ihrer Ausbreitung dem Publikum nicht mitteilen *dürfen* und vereinzelt nicht geben *können*, ohne uns der Gefahr, mißverstanden zu werden, preiszustellen.

Epilog

So Freude als Schmerz, Tränen der Kränkung und Lächlen, das man den Betörten weiht, und Gefühle mannigfacher Art haben in unsrer Brust gewechselt, indem wir diese Stättigkeitsordnung durchgangen sind. *Freude* – denn wird nicht durch solche Buße der strenge Rächer der Sünden versöhnt, und wir können kühn hervortreten und sagen: unsre Strafe ist größer als unsre Schuld. *Schmerz* – denn wer ist gestählt genug, um ein unverwundbares Herz den Pfeilen der Bosheit darzubieten? *Lächlen* – denn wer kann ernsthaft bleiben, wenn böse Katzen nach ihrem eignen Schwanze beißen? *Tränen* – denn man bleibt nicht ungerührt, wo andere weinen. Darum, wenn es auch nicht immer gelungen, in unserer Betrachtung uns dieser Gefühle zu bemeistern, so möge man das Verbrechen des Kopfes dem Herzen verzeihen. Wir konnten uns des Schmerzensrufes nicht enthalten, da man uns, die wir kaum begannen, den süßen Namen *Vaterland* zu lallen, grausam der Zunge beraubte. Wir grüßen euch freundlich, ihr Leser, und wagen zu hoffen von . . . [Manuskript unvollständig. D. Hgb.]

Fragment zur Stättigkeitsordnung

Der 151. § ist derjenige, welcher uns richtet, entscheidend, ob unsre Prüfung treu gewesen oder nicht. Denn da er sich im Namen eines Fürsten ausspricht, den man bloß zu nennen braucht, um an Weisheit und Milde zu erinnern: so würden wir die Reden nicht geführt haben,

wie wir sie geführt, wenn wir nur im schwankenden Besitze des Rechtes wären. Nimmer hätten wir so keck dem Hohne der Welt uns preisgestellt, indem wir das Werk des Erhabenen rügen, dessen Seele nicht unser Lob, nicht unser Tadel berührt; so selbstmörderisch hätten wir die Eigenliebe nicht behandeln mögen, wenn wir uns unfähig fühlten zu beweisen, daß die Stättigkeit nicht die Schöpfung desjenigen sein kann, der nur Ähnliches seiner Natur, nur Großes, Herrliches, Schönes hervorbringen kann. Dieses zu beweisen eilen wir. Für euch, ihr hochherzigen Leser, denen es bewußt ist, wie jeder edlen Seele das Bestreben inwohnet, die eigne Gestalt der umgebenden Welt einzuprägen, für euch bedarf es des Beweises nicht. Jenen aber, die beschränktes Sinnes als Ursache und Wirkung stets das betrachten, was sie nebeneinander oder aufeinander folgen sehen, zu jenen sei das Wort gerichtet. Sie mögen es wissen, daß die Stättigkeitsordnung für die Frankfurter Judenschaft weder in dem Geiste des erlauchten Fürsten Primas seinen Ursprung hat, noch von dem Edelmut seines Herzens gebilligt worden ist. Der Mann, der in seinen Schriften Ansichten niederlegte, wie sie eines Philosophen würdig sind, dem es sein Genius vergönnte, was Natur und Geschichte insgeheim beschließen, zu erhorchen und zu verkündigen: ein solcher Geist kann von dem Urteile der Menge nicht befangen sein, kann nicht gut finden das Gerede des Volkes, das nie vermag den Keim zu erkennen vor seiner Entwicklung, die Kraft, die tatenlos bleibt, und die Fähigkeit, die unfertig ist. Er kann unmöglich dem beistimmen, was der ungehobelte Pöbel gegen den Juden ausstößt, denn wie ersterem zu hassen und zu lästern stets Bedürfnis ist, so sind letztere ausersehen, der rohen Volkslust das Ziel zu sein. Doch auch die Männer, von denen die Stättigkeit verfaßt worden, sind nicht vom Volke welche, auch nicht von den Unverständigen. Wie aber die

Natur nach einem ewigen Gesetze stets nach dem Gleichgewichte strebt, so ist auch das Herz jener Legislatoren um so entarteter, je größer die Kraft ihres Kopfes ist. Denn daran genügte ihnen nicht, die böse Lust des Gemüts auf einmal zu sättigen, sie suchten auch ihren Durst nach Hasse mit aller Kunst zu reizen und zu unterhalten, um ihn unaufhörlich befriedigen zu können. Die Legislatoren, wie wir sie kennen, konnten unmöglich von einem Interesse der Persönlichkeit dahin verleitet worden sein, den Juden so zuwider zu handeln, da sie keine Kaufleute sind und mit letzteren daher in keine Kollision kommen können. Aber eben darum, weil sie fürchteten, ihr tausendjähriger Haß, der ihnen als ein Erbstück so lieb geworden war, möchte aus Mangel eines Sporns nach und nach erschlaffen, so haben sie sich willig gefunden, von den Motiven der Frankfurter Kaufmannschaft zur feindlichen Tätigkeit gegen die Juden sich anpeitschen zu lassen. So entstand die Stättigkeit; daß sie aber vom Fürsten sanktioniert ward, ist eher ein Beweis seiner Huld und Gnade als des Gegenteils. Denn wenn das Gemälde, das man ihm von den Juden gemacht hat, *treffen[d]* wäre, dann müßte die Strenge der Stättigkeit uns selbst noch als die ausschweifendste Toleranz erscheinen, als eine verdammenswerte Affenliebe, die man für ein Gesindel hegt, das der Luft nicht wert ist, die es einatmet. Hätte man die Juden nur mittelmäßig verleumdet, dann würde der Weisheit des Fürsten die Absicht der Bosheit nicht entgangen sein, er hätte selbst geprüft, und sie wären gerettet. Da man aber so kolossale Lügen aufgestellt und die Juden mit so unerhörter Frechheit angeschwärzt hat, so wäre es eines edlen Mannes unwürdig gewesen, Betrug da zu ahnden, wo man nur die Hand auszustrekken braucht, um die Wahrheit zu ergreifen. Eine Decke hat man hingehängt zwischen dem Wohlwollen des Fürsten und seinen schmachtenden Untertanen, die nur die

Zeit kann aufheben; denn das weiß man wohl, sie — durch Sklavendruck entmutet, kühn und geziemend zu reden zu dem Großen der Erde — die Juden selbst werden nie jenen Vorhang wegziehen. *Gezwungen* nur dem Bauche zu fronen, mußten sie ja entübt werden für jede edle Tätigkeit, und das rätselhafte Lallen des Kindes versteht wohl das hinhorchende Ohr des Mutterherzens, aber kein Fremder. Ermattet ja auch stets die Kraft zu klagen, wo der Schmerz unbändig ist, und von denen ist keine fruchtbringende Ernte zu erwarten, die aus Notdurft das Saatkorn verzehren müssen. Aber es ist ein Schicksal, das unabhängig waltet von dem Einfluß der Menschen, es kömmt ein Tag, der vieles aufklärt — und er ist nicht fern. Mögen die Pygmäen zittern, die diesen Geist der Zeit verspotteten, doch ihre Schwäche wird ihr Schutz sein; denn zur Rache des Nemesis sind sie viel zu klein. Mögen sie erbeben, jene chaotische Menschen, deren schwarze Seelen nicht verklärt werden können, nicht durch allen *Demantglanz* ihres Handwerks; er wird kommen, der Tag des Gerichts. Mögen die Juden zu seinem Empfange sich festlich bereiten und streben, sich seiner wert zu machen.

9. Von dem Gelde

[1808]

Die Natur des Geldes beschreiben, das heißt die Idee des Staates überhaupt entwickeln. Daher kommt es auch, daß keine Untersuchung über diesen Gegenstand an den Orten, wo man sie gewöhnlich angestellt findet, nämlich in staatswirtschaftlichen Schriften, vollständig ist und sein kann. Denn einerseits mußte man, um die Art und Weise zu erklären, wie das Geld sich notwendig machte, bis zu dem Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft hinaufsteigen, und andererseits würde man das Geld in die feinsten Verzweigungen seiner Wirksamkeit nicht verfol-

gen können, ohne die verschiedenartigen und mannigfaltigen Kraftäußerungen des Staats überhaupt in Betrachtung zu ziehen. Aber die Grenzen der Nationalökonomie als Wissenschaft sind zu enge gezogen, als daß sie dieses alles umfassen könnten; denn sie schließen die Politik aus, was sie nicht sollten.

Viele haben versucht, das Geld zu definieren; doch, wie ich glaube, keiner mit Erfolg. Wenn dieses selbst den Deutschen, denen man doch Übung im Definieren nicht absprechen kann, mißlungen ist, so kann man kühn behaupten, daß dieses Mißlingen nicht einem Mangel an Einsicht zuzuschreiben sei, sondern daß das Wesen des Geldes etwas enthalten müsse, das jeder Definition widersteht. In der Tat läßt sich auch wenigstens für die empirischen Momente des Geldes kein allgemeiner Ausdruck festsetzen; denn das Geld ist an verschiedenen Orten ganz ein verschiedenes, je nach der Kraft, von der es in Bewegung gesetzt wird, und je nach dem Gegenstande, den es selbst in Bewegung setzt.

Die meisten haben das Geld so definiert: es ist ein Tauschmittel. Allein da alles, was zur Erklärung des Geldes gesagt werden kann, auch gesagt werden muß, um begreiflich zu machen, was ein Tauschmittel ist, so sagt diese Definition nichts anderes als: Geld ist Geld. Auch hat man außer acht gelassen, daß das Geld für den Staat noch andere Bestimmungen habe als bloß die, ein Tauschmittel abzugeben.

Wenn man bekennt, daß die Neigung zum gesellschaftlichen Leben dem Menschen angeboren ist, und wenn man eingesteht, daß ohne Geld kein Staat bestehen könne, so folgt notwendig daraus, daß das Prinzip, welches die Konstitution des Geldes herbeiführte, in der menschlichen Natur selbst nachgewiesen werden müsse. Ich will versuchen, das *Naturgesetz* zu beschreiben, welches die *Organisation der Staaten und des Geldes anbefahl.*

So mannigfaltig auch die Kräfte der Menschen unter sich, und so verschiedenartig sie in ihrer Anwendung sein mögen, so erhalten sie doch sämtlich von einem und demselben Gesetze ihre Richtung – von dem Triebe der Selbsterhaltung. Dieses Gesetz ist allen Geschöpfen vorgeschrieben, und sie gehorchen ihm mit mehr oder minderem Bewußtsein. Doch könnten wir uns jenes Selbsterhaltungstriebes nicht bewußt werden, wenn nicht Hindernisse vorhanden wären, die uns abhielten, ihn zu jeder Zeit und in der möglichsten Vollkommenheit zu befriedigen. Daß diese Hindernisse von verschiedener Natur sind, das ist klar, sowie auch, daß ein und dasselbe Hindernis auf verschiedene Menschen einen verschiedenen Eindruck machen kann; denn seine Wirkung muß sich modifizieren je nach der Empfänglichkeit dessen, auf den es tätig ist.

Diese Feinde nun, die jedes individuelle Dasein ankämpfen, sind doppelter Art – innere und äußere.

Man kann sich den menschlichen sowie jeden andern Organismus als einen Staat vorstellen, worin zwar sämtliche verschiedene Glieder einer gemeinschaftlichen Lebensregel unterworfen sind, wo aber jedes für sich wieder seine eigentümlichen Gesetze hat, die es befolgt und welche es für die Alleinherrschende des ganzen Organismus zu machen geneigt ist und auch dieser Neigung gemäß handelt, wenn ihm kein Widerstand geleistet wird. Da aber, sobald ein einzelner Teil seine Sphäre übertritt, er die andern einschränkt und dadurch das Gleichgewicht des Organismus notwendig aufgehoben wird: so ist es eine Vorschrift des Selbsterhaltungstriebes, die gesetzwidrige Präpotenz eines einzelnen Organs nicht aufkommen zu lassen. Dieses wird dadurch verhindert, daß, sobald sich eine abnorme Menge von Kräften irgendwo angehäuft hat, man diese Kräfte entweder gleichmäßig unter alle Glieder verteile oder, wo dieses nicht möglich ist, sie

gänzlich ausstoße. Nun muß aber, wo irgendein Körper ausgeschieden wird, ein für Substanzen seiner Art empfänglicher Raum dasein, der ihn aufnimmt. Findet sich kein so beschaffener Raum, so kann er auch nicht ausgestoßen werden. Es läßt sich nun im allgemeinen annehmen, daß Kräfte, deren sich Menschen entäußern, nirgends Empfänglichkeit finden als nur bei andern Menschen. Daher kam es, daß der Egoismus, indem er uns gegen jedes Außending ankämpfen lehrte, uns dennoch untersagte, die uns umgebenden Geschöpfe der völligen Vernichtung preiszugeben. So ward das Leben jedes einzelnen Menschen an das Leben aller geknüpft, und der Selbsterhaltungstrieb konnte niemals handeln, ohne zugleich für die Erhaltung anderer tätig zu sein. Man kann daher sagen, daß das Bedürfnis zu geben früher und stärker gefühlt wurde als das Bedürfnis zu empfangen. Der Selbsterhaltungstrieb also hat die Menschen zusammengeführt; denn es mußte genommen werden, damit gegeben werden konnte.
Der äußern Feinde des Lebens sind ebenso viele, als es Dinge gibt in der Welt. Da aber in gewisser Beziehung kein irdisches Naturgeschöpf selbständig ist, sondern unter der Herrschaft des Menschen steht: so brauchen nur letztere in Betrachtung gezogen zu werden. Jedes Naturprodukt, das zu unserem Leben nützlich oder unentbehrlich ist, muß daher immer in der Gewalt eines oder des andern Menschen stehen, und es kann nicht anders erlangt werden, als indem wir auf letztere tätig sind. Dasselbe Motiv aber, das uns zu dessen Erwerbung antreibt, wird auch den Besitzer bestimmen, die Sache nicht freiwillig wegzugeben. Das Produkt kann also nur auf eine gewaltsame Weise erlangt werden. Die erste Lebensregel, die uns nun der Selbsterhaltungstrieb eingibt, wird daher sein: den Feind zu vernichten. Da aber jeder Mensch von demselben Egoismus erfüllt ist, so wird gegen jeden

einzelnen der Widerstand aller sich erheben; da sie alle dieselbe Absicht haben, so wird sie keiner erreichen. So wird nun der Friede und das Gleichgewicht wiederhergestellt. Hierdurch wird zwar die Gefahr der Vernichtung entfernt, aber die Furcht wird nicht beseitigt. Insofern aber die wirkliche Gefahr ein bestimmtes Objekt hat, die Furcht jedoch ein unbegrenztes: so ist es von größerer Wichtigkeit, letztere zu entfernen als erstere. Wenn also auf diese Weise der Zweck nicht erreicht wird, der Zweck selbst aber unmöglich aufgegeben werden kann; so muß die Forderung des Egoismus auf eine andere Art befriedigt werden. Die andere Lebensregel des Egoismus wird nun die sein, sich den Feind zu assimilieren. Eine vollkommene Assimilation des ganzen Objekts kann aber ebensowenig als dessen Vernichtung zustande kommen. Denn da dieses einer Zerstörung gleichkäme, so würde der unbesiegbare Widerstand sich wieder erheben. Eine solche Zerstörung kann aber auch nie bezweckt werden. Denn da jedes Wesen eigentümliche, andern Geschöpfen heterogene Bestandteile hat: so können wir es nicht unbedingt in unsere Lebenssphäre hineinziehen. Alle Tätigkeit wird sich daher darauf beschränken, daß wir nur gewisse Teile eines fremden Organismus in den unsrigen aufnehmen. Diese teilweise Assimilation kann aber ebensowenig gewaltsam bewerkstelligt, sondern sie muß ganz friedlich und freiwillig ausgeführt werden. Wie dieses möglich sei, das ist oben schon angedeutet. Da nämlich ein jeder Mensch binnen einer bestimmten Zeit eine bestimmte Summe von Kräften[1] ausstößt, so wird ein anderer,

[1] Es ist ganz gleichgültig, ob ich von Produkten oder von Kräften rede; denn jedes Produkt hat nur insofern einen Wert, als es zur Kraft wird. Und in der Tat gibt es auch kein Produkt, das nicht zugleich produktiv wäre. Denn auch alles, was wir verzehren und genießen, geht, insofern es Bedingung aller unserer Kräfte ist, im Werte allen andern Kräften zu-

dem diese Kräfte fehlen, sie aufnehmen und sie sich assimilieren. Hier also beginnt der Tausch [2]. Dieser Wechsel der Kräfte kann auf vielerlei Art stattfinden. Das einfachste Verhältnis ist dieses: A expulsiert b, und C expulsiert d, A nimmt nun das d und gibt dem C sein b. Oder durch den Konflikt von b und d entsteht ein neues homogenes Produkt e, in welches sich A und C teilen [3]. Oder: Die beiden Teile von e werden von den beiden Eigentümern derselben in zwei verschiedene Produkte f, g verwandelt, wovon jedes der Natur seines Produzenten homogen ist [4]. Man kann sich diesen letzten Fall bei der ganzen Nation denken. Die einzelnen Staatsglieder A, B, C, D usw. expulsieren die abnormen Kräfte e, f, g, h, usw. Aus diesen heterogenen Kräften entsteht ein homogenes Produkt = X. Von diesem nimmt A nach Verhältnis, als er durch e dazu beigetragen hat, einen gleichgültigen Teil weg und macht daraus ein neues Produkt I. B nimmt ebenfalls seinen verhältnismäßigen Teil

vor. Dieses scheinen diejenigen nicht beachtet zu haben, welche so unbedingt gegen alle Konsumtionssteuern eifern, weil (wie sie sich ausdrücken) nur das nutzbringende Eigentum besteuert werden soll.

2 Ich verkenne nicht, daß in dieser Deduktion etwas Willkürliches herrscht. Allein die Notwendigkeit entschuldigt mich. Um die Entstehung des Geldes zu entwickeln, mußte ein gesellschaftlicher Verein vorausgesetzt werden; man kann sich aber den Staat nicht einen Augenblick denken, ohne einen Tausch der Kräfte vorauszusetzen. Doch eben darum, weil hier, wie in allen politischen Betrachtungen, ein Zirkel von Ursachen und Wirkungen sich uns darstellt, ist der Anfangspunkt der Untersuchung willkürlich.

3 Z. B. ein Gerber gibt einem Schuster Leder, und dieser macht Schuhe daraus für den Gerber und für sich selbst.

4 A hat einen Acker und C bestellt ihn. Das gewonnene Getreide teilen sie unter sich. A läßt von seinem Korn Branntwein brennen, C aber läßt Brot daraus backen.

und bildet das Produkt K daraus. Jenes X ist es, was man *Geld* nennt.
Geld also ist *das Produkt des politischen Prozesses, welcher die heterogenen Kräfte des Staats in eine homogene Masse verwandelt.* Bei diesem Geldprozeß unterscheidet man zwei verschiedene Operationen: die *Konstruktion* und die *Destruktion* des Geldes. Wir wollen beide Momente genauer untersuchen.
Wir haben gefunden, daß bei jedem Menschen in einer bestimmten Zeit sich eine gewisse Summe von Kräften anhäufe, die er, weil sie ihrer Quantität oder Qualität wegen seiner Natur entartet sind, zu entäußern sucht. Auch sahen wir, daß ein jeder geneigt ist, die expulsierten Kräfte anderer, für die er Empfänglichkeit hat, sich anzueignen. Nun kann man annehmen, daß in jeder etwas beträchtlichen Gesellschaft die entbehrlichen und begehrten Produkte sich das Gleichgewicht halten und die Geber und Nehmer sich wechselseitig ausgleichen. Denn da sie alle auf derselben Stufe der Kultur stehen, so wird der Fall nicht eintreten können, daß ein einzelner etwas produzieren sollte, das nicht für irgendein anderes Mitglied der Gesellschaft brauchbar wäre, oder daß jemand ein Bedürfnis hätte, dessen Befriedigung er nirgends fände. Die Bedürfnisse aller würden daher befriedigt werden, und in dieser Hinsicht würde der Umtausch der Kräfte keine Schwierigkeit haben. Man muß ferner erwägen, daß in einem solchen idealistischen Zustande einer Gesellschaft (warum ein solcher Zustand in der Wirklichkeit nicht gefunden werden könne, werde ich in der Folge erörtern), daß bei einem Volke, welches den niedrigen Grad der Kultur besitzt, welcher durch den Mangel des Geldes bezeichnet wird, keine Reflexion und Vorsicht gesucht werden kann. Nicht allein daß ein jeder, wenn er auch seine Bedürfnisse kennt, dennoch um den kommenden Tag unbekümmert ist, sondern, obzwar dieselben Be-

dürfnisse täglich wiederkehren: so hat er doch nicht Besonnenheit genug, um sich aus dieser Erfahrung eine allgemeine Regel für die Art seiner Erhaltung bilden zu können. Man muß auch dieses noch erwägen, daß beim Geben und Nehmen keineswegs das begehrte Produkt, sondern das entbehrliche das erste Motiv ist, welches den Willen zum Tausche bestimmt. Man sollte denken, daß unter solchen Umständen der Tausch keineswegs Schwierigkeit haben könnte. Allein nichtsdestoweniger können Verhältnisse eintreten, wo nicht bloß bei der Übereinstimmung beider Kontrahenten die Ausführung des Tausches verhindert, sondern wo auch schon bei dem schon beschlossenen Tausche, während dessen Vollführung, der Wille geändert oder aufgehoben wird und also der Handel ebensowenig zustande kommt. Man denke sich folgenden Fall: A und B haben die Produkte c und d, die sie gegeneinander umtauschen wollen; jedes dieser Produkte ist für seinen Eigentümer unbrauchbar oder wenigstens entbehrlich. Indem aber diese beiden Produkte zusammenkommen, entsteht ein neues homogenes Produkt, welches für beide brauchbar oder notwendig ist, aber wegen seiner Unteilbarkeit doch nur *einer* allein besitzen kann. Nun wird keiner Lust haben, das Produkt dem andern zu überlassen, und der Tausch unterbleibt [1]. Oder das Produkt d, gegen welches c ausgetauscht werden soll, befindet sich an einem entfernten Orte. A muß also hingehen, um es sich zu holen. Da aber durch diese Veränderung von Zeit und Raum das Verhältnis von A gegen c und d überhaupt geändert wird: so kann es kommen, daß A, wenn er an Ort und Stelle angekommen ist, entweder das einzutauschende Produkt nicht mehr brauchen oder das wegzugebende nicht mehr entbehren kann. Der Tausch kommt ebensowenig zustande.
Diese und mehrere andere Hindernisse werden sämtlich

1 Z. B. A hat einen Pfeil und B einen Bogen.

durch das Geld weggeräumt. Es versteht sich wohl von selbst, daß ich hier noch nicht an Gold und Silber, noch weniger an gemünztes Metall, und auch nicht einmal an irgendein *körperliches* Surrogat des Geldes denken kann: denn alle die Völker, bei denen wir ein solches Surrogat finden, z. B. Vieh, Salz, Muscheln u. a., mit denen sie statt des Geldes zahlen, die sind schon weit über die unterste Stufe der Kultur hinaus. Das erste, dessen man sich als Geld bediente, war kein Objekt, sondern eine Idee: Sie war der Maßstab, mit dem man den Wert der Dinge verglich. Diese Idee mußte natürlich eine solche sein, die in allen Dingen enthalten oder, was dasselbe ist, die man sich bei allen Dingen denken kann. Geht man alle Eigenschaften der Dinge durch: so findet man keine, die allen gemeinschaftlich wäre, als Zeit und Raum. Das heißt: jedes Ding hatte eine bestimmte Größe und eine bestimmte Dauer. Der Raum und die Zeit waren es also, was die Preise bestimmte. Daher lassen sich auch alle die Verhältnisse, die noch jetzt unter uns den Preis der Waren bestimmen, unter jene zwei Urmaßstabe von Zeit und Raum bringen. Die Werte gleichartiger Dinge verhalten sich wie ihre Größen. Bei ungleichartigen Dingen aber stehen die Werte im Verhältnis mit ihrer Dauer. Der Verkäufer berechnet die Zeit von der anfangenden Produktion des Objekts, bis sie an den Käufer kommt; letzterer hingegen rechnet von dem Moment der Besitzergreifung an bis zur vollendeten Konsumtion. Man darf aber den Anfang der Produktion nicht erst in den Augenblick setzen, wo die Menschen anfingen, Hand an das Werk zu legen; die Produktion nimmt vielmehr schon da ihren Anfang, wo die Natur den ersten Keim zum Produkte legte. Je länger die Natur arbeiten muß, um irgendein Wesen hervorzubringen, je höher steht dieses im Werte. Daher der verhältnismäßige hohe Preis der Metalle. Und da wir von letztern nicht einmal wissen, wie lange die

Natur beschäftigt sein muß, um sie zu produzieren, so ist hier die Zeit für uns so gut wie eine unendliche. Die *Seltenheit*, welche eines von den Hauptmomenten ist, die den Preis der Waren bestimmen, drückt nichts anderes aus als die Größe ihrer Dauer. Denn je längere Zeit eine Kraft bedarf, um ein Objekt zustande zu bringen, je seltener wird in einer gewissen Zeit ein solches Objekt zum Vorschein kommen. Da nun nach jenem Gesetze der Natur die Dauer der Konstruktion eines Körpers im Verhältnisse steht mit der Dauer seiner Destruktion; d. h. daß, je längere oder kürzere Zeit ein Ding bis zu seiner vollkommenen Ausbildung braucht, je langsamer oder schneller es auch abstirbt: so findet man darum, daß die seltensten Körper auch die dauerhaftesten sind. Aus diesem Prinzip der Zeit läßt sich auch der Grund herleiten, warum der Transport die Waren verteuert, weil hierdurch Produktion und Konsumtion der Produkte weiter auseinander gesetzt werden.

Nun darf man freilich nicht denken, daß die wilden und rohen Völkerschaften einen deutlichen Begriff von diesem Gelde gehabt hätten. Natürlich konnten wir die Wesenheit jenes Urgeldes erst dann begreifen, nachdem wir seiner nicht bedurften. Es läßt sich aber zeigen, wie sie instinktmäßig nach jenem Urgelde berechneten. Bei rohen Jägervölkern, wo jeder seinen täglichen Unterhalt erjagen mußte, war es ein natürlicher Vertrag, daß, wenn jemand von ihnen irgendein rohes Kunstprodukt zustande brachte, der Käufer desselben so viel Lebensmittel dafür geben mußte, als der Fabrikant in der Zeit, wo er mit dem Werke beschäftigt war, zu seinem Unterhalt bedurfte. Hier wird also der Wert des Produkts ganz allein an die Zeit der Produktion abgemessen.

Die Hindernisse, welche den Tausch oft unmöglich und fast immer beschwerlich machten, obzwar verschiedener Natur, hatten doch einen gemeinschaftlichen Grund, der

sie alle herbeiführte. Daher konnte ein und dasselbe Mittel hinreichen, sie sämtlich zu beseitigen. Wir hatten gefunden, daß die Neigung zum Geben aus der Notwendigkeit entsprang, die dem Organismus entarteten Produkte auszustoßen, und daß die Begierde zu nehmen in dem Egoismus seinen Grund hatte, welchem zufolge ein jeder seine Lebenssphäre zu erweitern sucht. Sollten nun dieser Gründe wegen die Produkte X und Y gegeneinander umgetauscht werden, so trat jedesmal ein Umstand ein, der einerseits wirkte, daß der Wille der Kontrahenten nicht vollständig erfüllt wurde, und der andrerseits etwas herbeiführte, was dem Wunsche der Tauschenden gerade entgegen war. Das Produkt X, welches seiner Heterogenität wegen expulsiert wurde, konnte unmöglich ganz und durchaus heterogen sein. Denn wäre es dieses, so ließe es sich nicht begreifen, wie es in dem Organismus, der es ausscheidet, hat erzeugt werden können. Es muß also irgendeinen homogenen Bestandteil in sich schließen, welchem sich die andern Teile gleichsam nur äußerlich angesetzt haben. Diesen normalen Teil würde der eine Kontrahent gerne zurückbehalten, und er gibt ihn nur darum hin, weil er von den anderen heterogenen Teilen unzertrennlich ist. Ferner muß auch das einzutauschende Produkt Y einen Bestandteil haben, der für den Nehmenden nicht brauchbar ist. Denn da jeder Mensch etwas Eigentümliches in seiner Natur hat, was ihn von andern unterscheidet: so muß auch in jedem seiner Produkte diese Eigentümlichkeit sich ausgedrückt finden. Der Bestandteil also, der dieses enthält, wird dem Nehmenden heterogen sein, und er nimmt ihn nur darum, weil er von den andern brauchbaren Teilen nicht getrennt werden kann. Bei dem andern Kontrahenten findet dasselbe statt. Beide also nehmen und geben mehr, als sie wollen. Ferner: gemäß der Tendenz, seine Lebenssphäre immer zu vergrößern, soll das aufgenommene Produkt in alle Teile des

Organismus gleichförmig verbreitet werden; oder dem Assimilierenden muß wenigstens die Wahl freistehen, auf welchen besondern Teil er es anwenden wolle. Bei dem Produktentausch aber kann weder das eine noch das andere stattfinden; denn da jedes Produkt schon seine bestimmte Form hat, so kann der Assimilierende es nur auf die Art gebrauchen, wie es ihm von der Natur jeglicher Form vorgeschrieben wird.

Das Mittel also, welches zur Erleichterung des Tausches dienen sollte, hatte unter andern auch jene zuletzt erwähnten Beschwerlichkeiten aufzuheben. Es sollte dreierlei bewirken. Erstens mußte derjenige Teil von dem wegzugebenden Produkte, welchen man zurückbehalten möchte, von den andern Teilen abgesondert oder, wo dieses nicht möglich ist, etwas dafür empfangen werden, was jenem Teile gleichartig ist oder gemacht werden kann. Zweitens mußte derjenige Teil des einzunehmenden Produktes, welcher uns widersteht, entweder seiner Heterogenität beraubt oder etwas dafür gegeben werden, was unserer Natur angemessen ist. Endlich mußte das einzutauschende Produkt die Beschaffenheit haben, daß es auf die allgemeinste oder jede beliebige besondere Art angewendet werden konnte.

Das Wesen des Geldes umschließt alle die Eigenschaften, die jenen gemachten Forderungen entsprechen. Wir wollen dessen einzelne Bestandteile, jedes in seiner eigentümlichen hülfreichen Beziehung, betrachten; aber es läßt sich nicht erklären, auf welche Weise jene Bestandteile sich so vereinigen, daß ihr Produkt das Geld bildete. Der innere Bildungsprozeß des Geldes kann keineswegs dargestellt werden. Denn da die Neigung zum gesellschaftlichen Leben dem Menschen angeboren, das Geld aber nichts anderes ist als der allgemeine Ausdruck für alle die mannigfaltigen Tätigkeiten, welche die Menschen als Gesellschaftsglieder wechselseitig leiden und ausüben – so fällt

der Ursprung des Geldes, wie schon erwähnt, ganz zusammen mit dem Ursprung der Staaten. Weder das eine noch das andere kann von seinem Ursprung an verfolgt werden; denn jede Wurzel entzieht sich unsern Blicken. Daher ist die Untersuchung des Geldes stets analysierend, es kann immer nur als vorhandenes Produkt betrachtet werden.

Da alle Menschen auf einer und derselben Stufe der Organisation stehen, so müssen sie auch, ungeachtet ihrer anderseitigen Verschiedenheit, dennoch ein Gemeinschaftliches haben, welches den Charakter ihrer Gattung ausspricht. Dieses Gemeinschaftliche ist nichts anderes als die Grundkraft der Humanität, welche, durch die eigentümliche Natur jedes einzelnen modifiziert, uns eine Mannigfaltigkeit von Kräften darstellt. Jenes Prinzip aller Tätigkeit muß daher in jedem humanen Produkte ausgedrückt sein. Folglich wird auch jedes Produkt etwas enthalten, was für *alle* Menschen brauchbar ist. Und zwar muß dieser Teil, der für alle brauchbar ist, auch im Verhältnis gegen das ganze Produkt überhaupt der brauchbarste Teil sein. Denn wenn das Produkt im ganzen nur auf die Art angewendet werden kann, wie es dessen Form erheischt, so kann die Grundkraft in ihm auf jede beliebige Weise gebraucht werden. Wird nun diese Grundkraft isoliert und objektiv gemacht, so entsteht ein Produkt, welches für alle einen gleichen Wert hat. Diese Gleichgültigkeit kann aber nur so verstanden werden, daß jenes Produkt für jeden in Beziehung *auf sich selbst* gleich unschätzbar ist. Ein Teil dieser Grundkraft = a hat einen gleichen Wert für N und L; denn einem jeden muß *die Fähigkeit* zu produzieren, die er durch sie empfängt, vom höchsten Werte sein, insofern jedem sein Leben überhaupt das Werteste ist. Aber in den Augen eines Dritten ist es keineswegs gleichgültig, ob N oder L diese Kraft anwende; denn wenn L den N an Geist und Ta-

lenten übertrifft, so muß auch dessen Produkt an und für sich einen größern Wert haben. Diese Grundkraft ist nun eben der Teil, den man bei jedem wegzugebenden Produkte gern zurückbehalten möchte. Da er aber dennoch weggegeben werden muß, so kann dieser mißliche Umstand nur dadurch gutgemacht werden, daß für diesen Teil Grundkraft eine gleiche Quantität ähnlicher Kraft zurückgegeben werde. Hierdurch wird nun die erste Beschwerlichkeit des Tausches aufgehoben. Die andere, welche darin bestand, daß man mit dem eingetauschten Produkte einen Teil erhielt, den man nicht brauchen konnte, wird auf gleiche Weise beseitigt. Statt dieses Teiles nämlich wird eine gleiche Quantität Grundkraft gegeben, die allen homogen ist. Das dritte Erfordernis zu einem vollkommenen Tausche war, daß das zu empfangende Produkt so beschaffen sei, daß es uns in der Art seiner Anwendung keine Fesseln anlege. Es gibt aber nur eine Sache, welche diese Eigenschaft besitzt, nämlich die reine Grundkraft. Die Menge der Grundkraft nun, die für jedes Produkt gegeben werden muß, ist gleich der Summe von Grundkraft, die angewendet worden ist, um das Produkt zustande zu bringen, und derjenigen, die sich der Empfangende aus dem Produkte selbst durch die Konsumtion bereiten kann. Letzterer aber wird von der Bezahlung so viel abziehen, als er wird Kraft aufopfern müssen, um die Assimilation des Produkts zustande zu bringen. Diese Grundkraft nun ist nichts anderes als das Geld. Es ist hierdurch angedeutet, in welchem Verhältnisse die Geldmasse eines Staats mit seiner Produktenmasse stehen müsse, und welche Folgen unausbleiblich sind, wenn jenes Verhältnis verletzt wird.

Man darf sich daher das Geld keineswegs als ein Produkt *eigentümlicher* Natur vorstellen, welches von den andern Produkten völlig unterschieden und bloß willkürlich als der Maßstab, mit dem man die verschiedenen

Werte vergleicht, angenommen worden sei; sondern das Geld ist der ausgezogene Bestandteil, der in allen Produkten gleichartig enthalten ist und der sich von selbst darstellt, sobald die Produkte miteinander in Konflikt treten, das heißt: sobald der Tausch beginnt. Man kann daher sagen, daß bei jeder Produktion das Geld, womit das Produkt bezahlt werden soll, zugleich mit erzeugt werde; denn jede Ware ist immer nur so viel wert, als Geld daraus gemacht werden kann.

Nachdem die menschliche Gesellschaft eine höhere Stufe der Kultur erstiegen hatte und die Wechseltätigkeit ihrer Glieder anfing, lebendiger und rascher zu wirken; da mußte in demselben Verhältnis, als hierdurch das Geld in größerer Menge und schneller sich erzeugte, auch dessen Begriff sich deutlicher entwickeln. Von dieser Zeit an konnte auch die abstrakte Idee des Geldes, die bis dahin zugereicht hatte, nicht mehr hinlänglich sein. Das Geld mußte sinnlich dargestellt werden. Wir haben gesehen, daß bei Völkern, die von der Jagd oder Fischerei lebten, die Menge der Nahrungsmittel, die jemand während der Zeit, als er mit der Produktion einer Sache beschäftigt war, verzehrte, diejenige Form abgab, nach welcher der Preis des Produkts bestimmt wurde. Doch ward durch diese Bezahlung die Arbeit eigentlich nur ersetzt, es mußte aber auch für beide Kontrahenten noch *ein Gewinst* stattfinden, wenn der Tausch zustande kommen sollte. Dieser Gewinst bestand nun für den Konsumenten darin, daß er ein Produkt erhielt, welches er auch bei aller Muße aus Mangel an Talent nicht hätte hervorbringen können; bei dem Produzenten aber darin, daß er der Mühe, sich auf eine beschwerliche Art seinen Unterhalt zu erwerben, enthoben ward. Gehen wir aber einen Schritt weiter und betrachten die Hirtenvölker. Bei diesen, welche sich von den Erzeugnissen ihrer Herden, also auf eine leichte Art, ernährten, konnte bei jedem Produkt zwar

der *Ersatz* der Arbeit, aber bei keinem der *Gewinst* auf die vorige Art berechnet werden. Denn der Produzent durfte die abgenommene Miete des Nahrungserwerbs nicht mehr in Anschlag bringen, und der Gewinst wäre daher einseitig bloß dem Konsumenten zugefallen. Oben sprach jede Sache ihren Preis selbst aus. Das Produkt war Maßstab für das Geld. Im gegenwärtigen Falle aber, wo das Produkt seine bestimmenden Grenzen verlor, mußte das Geld bestimmt werden, und das Geld ward Maßstab für das Produkt. Es ward notwendig, ein Objekt aufzusuchen, welches eine bestimmte, allgemein bekannte und unveränderliche Quantität von Dauer und Größe enthielt. Das Objekt mußte ein solches sein, welches für jeden und zu jeder Zeit eine gleiche Brauchbarkeit hatte. Bei Hirtenvölkern ist nur eines, welches alle besitzen und dessen Besitz zu jeder Zeit nützlich ist: nämlich das Vieh. Und dieses mag es auch gewesen sein, welches bei ihnen das Geld vorstellte. Andere Völker haben vielleicht einen anderen Gegenstand als Geld gebraucht. Man kann daher aus dem unterschiedenen Worte, mit welchem die Nationen den Begriff des Geldes verbinden, oder aus dem Ursprung dieses Wortes den verschiedenen Grad der Kultur erkennen, welchen ein Volk besaß, als die Idee des Geldes anfing, sich bei ihm zu entwickeln! Man kann überhaupt daraus ersehen, auf welche Art und Weise der gesellschaftliche Verein eines Volkes sich ausgebildet habe. Die Römer z. B., welche von einem Hirtenstamme ihren Ursprung nehmen, drückten Geld durch *pecunia* aus, wahrscheinlich, weil ihnen das *Vieh* Geld war. Bei den Deutschen, unter welchen, als einem kriegerischen Volke, die Tapferkeit dasjenige war, welches von allen und zu jeder Zeit am meisten geschätzt wurde, war es eben die Tapferkeit und Stärke, welches bei ihnen das preisbestimmende Prinzip vorstellte, welches durch *Geld, gelten* bezeichnet wird.

Wir wollen nun untersuchen, wie bei fortschreitender Kultur die Unvollkommenheit des bisher dienlichen Geldes sich aufdecken und man notwendig zum Gebrauch des Metallgeldes kommen mußte. Es ist gezeigt worden, daß Dauer und Größe das ursprünglich wertbestimmende Prinzip der Dinge ist. Zwei Körper von gleicher Größe werden sich also verhalten wie ihre Dauer und umgekehrt. Dieser Satz aber kann, wie es sich von selbst versteht, nur dahin gedeutet werden, daß hierdurch nur das Verhältnis der Dinge unter sich selbst bestimmt werde. Natürlich mußte es dahin kommen, daß Körper von gleicher Dauer und Größe dennoch für verschiedene Menschen und für diese zu verschiedenen Zeiten einen ungleichen Wert haben mußten. Auch konnten zwei Produkte, an und für sich von gleichem Wert, dennoch ein und demselben Menschen von verschiedener Gültigkeit sein. Ja, in vielen Fällen mußten die Werte der Körper mit deren *Größe* in umgekehrte Verhältnisse treten. Dieses alles aber konnten wir bis jetzt unbeachtet lassen. Denn in jenem einfachen Naturzustande waren alle Bedürfnisse der Menschen gemeinschaftliche und zu jeder Zeit dieselben. Da nun jedes Produkt für jeden Menschen denselben Wert hatte, so brauchte man bloß auf das Verhältnis der Dinge unter sich Rücksicht zu nehmen. Es konnte daher irgendein Produkt, das allgemeine Brauchbarkeit hatte, als Geld festgesetzt werden. Dieses einfache Verhältnis mußte jedoch verwickelter werden, sobald die Menschen aus dem Stande der Natur heraustraten [1], so-

1 Ich habe diesen Ausdruck, obzwar ihn sehr mißbilligend, doch nicht unterdrücken können, denn man hört und liest ihn so oft, daß man nicht vermag, seiner Geläufigkeit Einhalt zu tun. Was die Schriftsteller, welche sich dieser Redensart im Ernste und aus wahrer Neigung bedienten, dabei denken mochten, ist mir stets unerforschlich geblieben. Wenn die Menschen den Stand der Natur verlassen haben sollen, so

bald ihre Bedürfnisse mannigfaltiger wurden und von der eigentümlichen Kultur jedes einzelnen und dem verschiedenen Charakter der Zeiten ihre Bestimmung erhielten. Ich will mich über die Beziehung, die zwischen der Kultur und den Bedürfnissen der Menschen stattfindet, etwas deutlicher aussprechen.

Diejenige Verrichtung, wodurch die Kunstprodukte ihre möglichste Vollkommenheit erhalten — die *Teilung* der *Arbeiten*, ist eine Operation, welche die Natur überall ausübt und auch die Menschen zu jeder Zeit ausgeübt haben. So wie die Teilung der Arbeiten eine Mannigfaltigkeit der Produkte zur Folge hat, so setzt sie auch Mannigfaltigkeit der Kräfte voraus. Diese verschiedene Kräfte, obzwar bloß Modifikationen ein und derselben Grundkraft vorstellend, bedürfen doch jede ihrer eigentümlichen Nahrung, um sich zu erhalten und fortzupflanzen. Dasjenige nun, was ein Ding zu seiner Erhaltung notwendig erfordert, heißt, in Beziehung jenes Dinges, ein *Bedürfnis* [1].

muß ihr jetziger Stand ein widernatürlicher oder übernatürlicher, auf jeden Fall aber ein unmenschlicher sein. In der Tat eine höchst interessante und wunderbare Situation, die aber, mir wenigstens, ganz unbegreiflich ist!

1 Daher ist es ein Mißverständnis von bedeutenden Folgen, wenn man von wahren und eingebildeten Bedürfnissen spricht; denn indem man letztere tadelt, tadelt man eigentlich nur die Kräfte, die durch sie erhalten werden. Daß es aber eine menschliche Kraft gäbe, die unterdrückt oder vernichtet zu werden verdient, das werden sich auch solche zu bekennen schämen, aus deren Behauptungen man dergleichen Ansichten notwendig folgern mußte. So unbedeutend dieser Umstand auch scheinen mag, so wichtig ist er doch, da er zu äußerst falschen Ansichten Gelegenheit gab. Denn jene Billigkeitskrämer haben, sooft sie von Staatsausgaben sprachen, nie unterlassen mögen, gegen sogenannte falsche Bedürfnisse zu eifern und den Aufwand für solche zu verdammen. Sie

Da die Grundkraft der Humanität nur in ihrer Wirksamkeit erkannt und erst in ihren Produkten anschaulich wird, so muß in dem Verhältnisse, als letztere vollkommener werden, auch die erstere für die Erkenntnis einen höhern Grad der Bedeutung erhalten. Da ferner die Produkte wieder in Grundkraft verwandelt und produktiv werden, so müssen sie die empfangene Würde sich wechselseitig mitteilen. Das Geld wird daher seinen Charakter verändern, wie die Dinge, die es vorstellt, eine andre Gestalt annehmen. Auf jener bezeichneten Stufe der Kultur kannte der Mensch, wie die Welt, so sich selbst nur höchst unvollkommen. Alle die mannigfaltigen Beziehungen zwischen der Natur und ihm stellten sich seiner Anschauung in *einem* Bilde verschmolzen dar. Essen war sein ganzes Leben, und nach Nahrung ging alle seine Sehnsucht. Er kannte nur seinen Magen. Als aber durch die Ehe die Gefühle der Liebe und die Bedürfnisse des Herzens sich entwickelten, als aus der Präpotenz des Geistes die Herrscherkraft und aus dieser der Herrscherwille hervorgingen, da der Kopf seine Rechte kennenlernte und sie geltend zu machen suchte; da schloß sich die Welt den klarern Blicken des Menschen auf, und seine Sehnsucht, das Erkannte zu umfassen, ward schrankenlos. Von dieser Zeit an hörte das, was bisher Geld vorstellte, zwar nicht auf; das allgemeinste Bedürfnis aber, als das *allgemeinste* Bedürfnis, mußte aufhören, Geld zu sein. Wie die

haben aber solche Dinge mit dem Namen eingebildeter Bedürfnisse belegt, von denen sie sahen, daß die meisten Menschen ihrer entbehren konnten, ohne zu sterben oder krank zu werden. Sie hätten aber bedenken sollen, daß eben darum, weil die rohe Substanz der Menschheit besteht, ohne jene falsche Bedürfnisse zu fühlen, daß darum in den seltenen Kräften, welche jene Bedürfnisse zu ihrer Ernährung dennoch erfordern, gerade die höchste Würde der Menschheit sich aussprechen muß.

Staaten, so bilden sich die Menschen. Wie jene sich nach und nach der Monarchie[1] nähern, wird auch der Organismus der Menschen im Verlaufe seiner Entwickelung immer mehr und mehr monarchisch. Die Organe werden nach ihrer Kraft und Bedeutung bei- und untergeordnet. Nun mußte dasjenige, was dem herrschenden Organe Bedürfnis war, das herrschende Bedürfnis überhaupt, es mußte Geld werden. Bedürfnis aber für das herrschende Organ kann nichts anders als dasjenige sein, was überhaupt jede Herrschaft notwendig fordert, um sich zu erhalten und sich geltend zu machen. Daher durfte es mit den Bedürfnissen der andern Organe nichts gemein haben. Denn wäre dieses der Fall, dann würde, da eine Ähnlichkeit der Bedürfnisse auch eine Ähnlichkeit der Kräfte voraussetzt, die herrschende Kraft an verschiedene Orte verteilt sein, welches der Voraussetzung, daß die Regierung monarchisch sei, nicht entspräche. Es sollte bloß das Prinzip vorstellen, welches alle Bedürfnisse unter ein Gesetz bringt, sie leitet und nach Regeln unter die untergebenen Organe verteilt. Es war daher notwendig, daß das Vieh oder so ein Ähnliches, was bis jetzt als Geld gebraucht wurde, vom Tauschmittel zum Tauschprodukt herabsank. — Was trat an dessen Stelle? —

Ein Produkt der Art, welches so wenig Bedürfnis für das physische Leben des Menschen wäre, daß er jederzeit ohne dasselbe bestehen kann, finden wir nur in dem unorganischen Reiche der Natur. Hier also muß auch das gesucht werden, was auf der Stufe der Kultur, worauf wir jetzt die Menschen betrachten, sich als Geld konstituiert haben müsse. Von der gesteigerten Bildung der Mensch-

1 Ich verstehe unter Monarchie die Alleinherrschaft einer Idee und setze sie der Polyarchie (Anarchie) entgegen. In diesem Sinn sind alle Staaten monarchisch; denn während der vorübergehenden Perioden der Anarchie (Revolution) hört der Staat auf, ein solcher zu sein.

heit war die Vermehrung der Bedürfnisse nicht die einzige Folge, es mußte noch ein anderes daraus entstehen. Der Mensch mußte nämlich für seine mannigfaltigen Kräfte, die er bisher nur aus ihren Äußerungen erkannte, für jede ihr eigentümliches und das gemeinschaftliche Gesetz auffinden, welches sie alle in Bewegung setzt. Er mußte das Verhältnis kennenlernen, das ihn zugleich an die Natur fesselt und ihn von ihr trennt; seine Rechte *an* und seine Pflichten *gegen* die Natur mußten sich ihm offenbaren. Von nun an war es nicht bloß das Bedürfnis des Augenblicks, dessen Befriedigung ihn beschäftigte – es waren auch die Bedürfnisse der Zukunft, die seine Tätigkeit anstrengten. Und da durch die Bande des Staats und der Familie zugleich mit dem Gefühl der Liebe das Bewußtsein der Unsterblichkeit in ihm erwachte: so ging seine Vorsicht auf eine unendliche Zeit, wie sein Leben selber schrankenlos war. Es treten also jetzt Forderungen ein, die damals noch nicht an das Geld gemacht wurden, als es noch bloß zum Tauschmittel des augenblicklichen Bedürfnisses diente und nicht aufbewahrt zu werden brauchte. Es mußte folgende Eigenschaften haben:

1. Die Erhaltung desselben durfte nicht so viel Kraftaufwand kosten, daß hierdurch der Wert der Kraft, die daraus bereitet werden sollte, bedeutend verringert worden wäre.
2. Es durfte keiner solchen Veränderung ausgesetzt sein, die seinen Tauschwert vermindern könnte.
3. Die Kraft, die zu dessen Assimilation erfordert wird, darf nicht so groß sein, daß sie den Wert der daraus zu bereitenden Produkte aufwiegt.

Wegen des ersten und zweiten Punktes konnte kein organisches Produkt Geld werden, weil organische Produkte Nahrung bedürfen und sich verändern. Wegen des letzten Punktes durfte das Geld keine große Ausdehnung haben, weil alsdann der erschwerte Transport viel

Kraftaufwand erfordern würde[1]. Diese Forderungen alle finden wir nur bei den Metallen befriedigt.

Doch nicht allein seiner objektiven Beschaffenheit wegen ist das Metall zum Gelde tauglich befunden worden; sondern auch, und zwar vorzüglich die Art, es zu *gewinnen*, war der Grund, der es vor allen andern Dingen zum Geld brauchbar machte. Denn da, wie gezeigt worden, das Geld jedesmal den Charakter der Kultur ausdrückt derjenigen Gesellschaft, in welcher es geltend ist, so folgt natürlich: daß das Geld einer spätern Zeit und von einer höhern Bedeutung, schon seiner künstlichen Fabrikation wegen, bei einem frühern und geringerem Grade der Kultur unmöglich hatte dargestellt werden können. Die Behandlung der Bergwerke und alle die Operationen, welche erfordert werden, um das Metall in seiner Reinheit darzustellen, setzen so viele Wissenschaft und Kunst voraus, daß man hieraus sieht, welch eine lange Zeit verstrichen sein müsse, ehe man dahin kommen könnte, das Geld auf eine solche Art vorzustellen. Wäre das Metall von der Art, daß es ohne Kunst und Mühe in seinen brauchbaren Zustand gebracht werden könnte, so würde es, seiner übrigen empfehlenden Eigenschaften ungeachtet und auch bei demjenigen Grade der Seltenheit, der seine Dauerhaftigkeit bewährte, dennoch zum Gelde nicht dienlich sein.

Da das Geld das vorstellende Zeichen der Kräfte ist, so folgt: daß es von den Kräften auch seine Bestimmung erhalten und seine Größe mit ihnen in einem gewissen Verhältnisse stehen müsse. Wäre es möglich, daß das Geld sich unabhängig erzeugen und sich nach eignen Regeln

1 Dieser letztern Forderung zufolge mußte also der eine Faktor des wertbestimmenden Prinzips, nämlich die *Größe* des Produkts, immer mehr abnehmen und der andere Faktor, die *Dauer*, dafür einen Zusatz erhalten.

vermehren und vermindern könnte, so würde es hierdurch gänzlich seine Bedeutung verlieren. Dieses würde aber der Fall sein, wenn die Metalle ohne viele Arbeit erworben werden könnten. Aber die auf die Zutagbeförderung der Metalle zu verwendende Arbeit ist nichts anderes als derjenige Teil der Kraft, der vom Gelde notwendig verzehrt und verschlungen werden muß, um selbst ein vorstellendes Zeichen der Kräfte abgeben zu können.
Lägen die Metalle rein und mit fremdartigen Bestandteilen unvermischt auf der Oberfläche der Erde, so würden sie, wenn auch während einer bestimmten Zeit nichts mehr davon aufgefunden werden könnte, als in einem gleichen Zeitraum jetzt aus den Bergwerken gewonnen wird, dennoch nicht zum Gelde gebraucht werden können. Denn da die Kraft eines einzelnen alsdann hinreichen würde, das Geld darzustellen, so würde das Geld nicht mehr vorstellen als eben nur die Kraft eines einzelnen, und das sämtliche Geld einer ganzen Gesellschaft könnte keinen größern Wert haben als die Summen der Kräfte einiger wenigen. Der Staat hätte es alsdann nicht in seiner Gewalt, den Umlauf des Geldes zu leiten. Denn da ihm sowohl dessen Menge als dessen Aufenthaltsort unbekannt bliebe, so könnte er weder die Kraft bestimmen, die erfordert würde, um Geld in Bewegung zu setzen, noch den Punkt, von welchem dieses bewegende Prinzip ausgehen müsse. Denn wenn es auch Privatleuten verboten wäre, sich das Geld eigenmächtig zuzueignen, so würden doch, da dessen Besitzergreifung schnell und ohne Geräusch vonstatten ginge, die Übertreter des Gesetzes selten entdeckt und bestraft werden können. So wie sich aber die Sache wirklich verhält, kann das Metall nur durch die vereinigten Kräfte vieler zu Gelde gemacht werden. Eine Vereinigung, die ein einzelner nicht zustande bringen, die er wenigstens nicht unbemerkt vollbringen kann! Und so bleibt es der Regierung allein möglich,

dem Gelde denjenigen Charakter zu geben, den es als allgemeines Tauschmittel haben muß [1].

Wenn die Idee einer Monarchie dasjenige ist, was die Vereinigung der Menschen erst zum Staate stempelt, so können die verschiedenen Grade der Integrität, welche die Staaten zu verschiedenen Zeiten besaßen, nur darin ihren Grund haben, daß jene Idee mit mehrerer oder minderer Klarheit darstellt und mit größerer oder geringerer Besonnenheit erkannt wurde. Zu der Stufe der Vollkommenheit, auf welcher jetzt die Staaten sich befinden, konnten sie erst alsdann gelangen, nachdem die Idee in die Gewalt eines einzelnen gekommen war, nachdem die Staaten einen Monarchen erhielten [2]. In früherer Zeit, wo jene Idee noch unsichtbar herrschte, nahmen zwar

1 Wenn diese Bemerkung richtig ist, so kann sie auch keineswegs überflüssig befunden werden. Denn in der Tat, man hat, sooft man vom Gelde sprach, diesen Umstand nicht genug berücksichtigt. Man glaubte die empfehlenden Eigenschaften des Metallgeldes bloß in der Natur und Beschaffenheit des Metalls allein zu finden. Jedoch, obzwar diese Eigenschaften wichtig genug sind, daß sie mit zu jenen Bestimmungsgründen haben beitragen können, so ist die *Schwierigkeit*, das Metall zu erlangen, dennoch das Hauptmotiv, warum es als allgemeines Tauschmittel konstituiert worden ist.

2 Man kann hierauf einwenden, daß es ja zu allen Zeiten Republiken gab und daß wir noch jetzt Staatsverfassungen finden, die der republikanischen Form sich nähern, deren Regierung an Kraft und Würde der besten Monarchie nicht nachsteht. Hierauf aber läßt sich antworten, daß schon seit langer Zeit die europäische Menschengesellschaft nicht anders als ein Staatsverein anzusehen ist und daß man die einzelnen Staaten bloß als Regierungsverwaltungen untergeordneter Provinzen betrachten muß. Wenn also eine Republik mit gleicher Kraft als eine Monarchie herrscht, so kann sie es darum, weil beide derjenigen Idee untertänig sind, welche auf dem Throne von Europa sitzt.

alle Tätigkeiten der Nation nach ihr ihre Richtung. Da aber dieser Punkt verborgen war, so hatte jeder einzelne für seine Tätigkeit eine Bewegung, jeder *glaubte* wenigstens es in seiner Willkür zu haben, wohin er die Kraft lenken wollte. Nun wird zur Berechnung einer jeden Kraft erfordert, daß man die Zeit bestimme, welche sie auf ihrem Lauf zugebracht, und den Raum, den sie durchgangen, das heißt: daß man den Punkt erforsche, von dem sie ausgeht, und den, wo sie ihre Bewegung endet. Dieser letztere war in der bezeichneten Lage der Dinge unbekannt; eine solche Berechnung hat also damals nicht vorgenommen werden können. Nun fand aber zu jeder Zeit ein Tausch statt; getauscht kann jedoch nicht werden, ohne daß das Wertverhältnis der verschiedenen Kräfte bestimmt werde. Es mußte also dennoch eine ähnliche Berechnung unternommen werden, sie ward auf folgende Weise zustande gebracht: Jeder Tauschende setzt den Endpunkt der Bewegung in sich selbst und ihren Anfangspunkt entweder in die vertauschende Person oder in den Moment, wo die Natur den ersten Keim zur Schaffung des Produkts gelegt hatte. Da nun ein ungeteilter Zweck nicht anders als durch eine Einheit der Mittel erreicht werden kann, so ersieht man leicht, wie die verschieden gerichtete Tätigkeiten der Vervollkommnung der Staaten im Wege standen. Nachdem aber die unsichtbar herrschende Idee in der Person des Monarchen formell gemacht war, nahmen alle Tätigkeiten nach dem Regenten ihren Lauf. Er ward das Ziel aller Bewegungen und schloß den Punkt in sich ein, den man, nach dem Ausdruck eines geistreichen Schriftstellers, den *Schwerpunkt* des *Handels* nennen kann. Hierdurch nun ward die Berechnung der Kräfte einfacher gemacht. Denn die Linie, die jede Bewegung von jedem einzelnen Staatsgliede aus bis zu der Person des Regenten durchlief, war der Maßstab für den Wert des sich in dieser Linie bewegenden

Produkts. Da aber der Regent nur darum die Kräfte der Nation in sich vereinigt, um sie nach einer allgemeinen Regel wieder jedem einzelnen zurückfließen zu lassen, so wird bei dieser rückgängigen Bewegung der Schwerpunkt jedes einzelnen zurückgesetzt, und der Regent stellt wieder den Anfangspunkt dar. Wie aber der Wert einer jeden Sache das Produkt ist von der Ansicht des Gebens und des Nehmens, so steht es keineswegs in der Willkür des Regenten, den Dingen einen beliebigen Preis zu geben, sondern er wird die Untertanen dahin leiten müssen, daß sie sowohl unter sich als mit dem Oberhaupt des Staats sich freiwillig über den Wert der Tauschprodukte vereinigen.

Geld ist das vorstellende Zeichen der Kräfte. Jeder Mangel der Bildung also, der in letztern aufgefunden wird, muß auch im erstern nachgewiesen werden können. Zu der Epoche des Metallgeldes, welches wir zuletzt erwogen, waren die Kräfte in demjenigen Zustand, den wir vollkommen nannten. Doch waren sie es nur insofern, als sie *ruhend* betrachtet wurden oder doch in Beziehung gegen ihre Produkte. Sobald aber die Kräfte anfingen, sich nach jenem monarchischen Prinzip hinzuwenden, so mußte, weil diese Bewegung nur bewußtlos geschah, sich eine Zweckwidrigkeit offenbaren, durch deren Beseitigung allein die Bestimmung des Staats vollkommen erreichbar ward. Worin jene Zweckwidrigkeit bestand, haben wir zuletzt angegeben. Die Kräfte einer Menschengesellschaft waren damals nur erst *Nationalkräfte* und das sie vorstellende Geld *Nationalgeld.* Durch die Objektivierung der Monarchie aber mußten die Nationalkräfte sich in *Staatskräfte* verwandeln. Wir wollen zeigen, wie ein drittes Prinzip – das *Staatsgeld* –, welches sich zum Nationalgeld verhält wie dieses zu den Nationalkräften, sich notwendig konstituierte und es endlich in der *Münze* dargestellt ward.

Da das Geld für *alle* einen Wert und für jeden einen *gleichen* haben sollte, so durfte die Ergründung dieses Wertes kein Erkenntnisvermögen erfordern, das nicht bei allen überhaupt und nicht bei jedem in gleichem Grade vorausgesetzt werden konnte. Wäre dieses anders, würde zur Wertbestimmung des Geldes ein Talent erfordert, das manchem ganz abginge und die andern in ungleichem Grade besäßen, so wäre die notwendige Folge davon, daß das Geld seinen Wert verändern würde nach dem Verhältnisse jenes Talents. Hierdurch aber erhielte es einen Charakter, der seiner Bestimmung zuwider wäre oder wenigstens veranlaßte, daß diese Bestimmung nicht vollständig erreicht werden könnte. In der Tat aber finden wir diese mißlichen Umstände bei dem ungemünzten Metallgelde. Da Gold und Silber gewöhnlich mit ungeltenden Metallen vermischt gefunden wird, diese Unlauterkeit also von dem Empfänger des Geldes in allen Fällen wenigstens befürchtet werden muß; da überhaupt die Scheidekunst damals noch nicht in dem vollkommenen Zustand gewesen sein konnte, daß sie es vermocht hätte, das Gold und Silber in seiner höchsten Reinheit darzustellen, so mußte bei jedem Tausche die Echtheit des Geldes untersucht und der Grad seiner Unlauterkeit erforscht werden. Diese Untersuchung erfordert aber eine Geschicklichkeit, die verschieden sein wird je nach der Einsicht, die jeder in die Natur dieses Geschäftes, und je nach der Übung, die einer hat, solche Operationen vorzunehmen. Je mit größerer oder geringerer Leichtigkeit, je in längerer oder kürzerer Zeit, je mit mehr oder minderer Vollkommenheit jemand diese Operation zustande bringt, um so mehr oder weniger muß auch das Geld von seinem innern objektiven Wert verlieren. Und überhaupt wird hierdurch der Forderung entgegengewirkt, die oben an das Geld gemacht worden war: daß nämlich die Kraft, die auf dessen Verfertigung verwendet wird, die Summe derjenigen

nicht bedeutend vermindern dürfe, die aus demselben bereitet werden soll. Hierdurch wird der Tausch äußerst beschwerlich gemacht. Da die Untersuchung des Geldes einige Zeit erfordert und der Tausch nicht eher gültig ist, als bis das Geld in Empfang genommen, so wird oft der Fall eintreten, daß während dem Akte der Untersuchung, durch veränderte Umstände bewogen, einer der beiden Kontrahenten seinen Willen widerrufen wird, wodurch Streitigkeiten unvermeidlich herbeigeführt werden. Die Kontrahenten werden sich ferner darüber vereinigen müssen, wer die Mühe des Gelduntersuchens über sich nehmen soll, ob der Geber oder der Nehmer des Geldes, wodurch der Tauschkontrakt einen Zusatz erhält, der nicht in dem ursprünglichen Bestimmungsgrund der Kontrahenten lag und wodurch ihr Zweck verrückt wird.'
Sobald der Staat einen sinnlichen Monarchen erhielt, konnte das Geld nicht mehr in diesem Zustand verbleiben. Denn da der Regent die Kräfte der Nation in sich vereinigt und sie nach allen Seiten hin wieder zurückgibt, so kann er die Wirkung, welche die rückfließende Kräfte auf jeden einzelnen machen werden, nicht berechnen, ohne die Empfänglichkeit zu kennen, die jeder zum Gelde hat [1]. Diese Empfänglichkeit aber war, wie wir gesehen, bei dem ungemünzten Gelde verschieden. Doch durch das *Prägen* der Metalle ward man der Untersuchung

1 Auf welche Weise der Regent die Kräfte der Nation in sich vereinigt, und wie er sie zurückgebe, dieses zu zeigen ist hier nicht der Ort; es wird in der Finanzwissenschaft gelehrt. Daß es aber auf jeden Fall Geld sein müsse, in welcher Gestalt die Kräfte der Nation in den Regenten ein- und von ihm zurückfließen, dieses bedarf keines Beweises; es folgt aus dieser ganzen Untersuchung. Ich will nur noch kürzlich auf das hieraus fließende notwendige Resultat aufmerksam machen: wie zweckwidrig nämlich Naturalabgaben und Naturalbesoldungen für die Staatsverwaltung sein müssen.

ihrer Feinheit überhoben, und dadurch erst erhielt das Geld einen Charakter, welcher dem Zustand der jetzigen Kultur angemessen ist.
Ich breche diese Untersuchung ab an einem Punkte, wo sie anfängt, am allerinteressantesten zu werden. Ich hatte mir vorgesetzt, die *Entstehung* des Geldes darzustellen. Von der Natur und Wirkung des Geldes, als *vollendetem Produkte*, werde ich an einem andern Orte reden.

10. Staatswissenschaftliche Fragmente

[1808 ?]

1.

((Der französisch-englische Finanzkrieg wird unter andern auch *die* zwei große Folgen haben: das Geld wird Ware, die Ware Geld werden. Das erstere in Frankreich, das andere in England.))*

2.

((Polizeiwissenschaft ist die Diätetik des Staatskörpers.))

2 a

Zu wünschen wäre die Errichtung einer Höflichkeitssektion auf den Polizeibureaus.

3.

Man pflegt zu definieren: Der Zweck des Staats ist *Sicherheit*. Es ist dieses ebenso erklärt, als wenn man sagte, der Zweck des menschlichen Lebens sei die *Gesundheit*. Sicherheit (d. i. die feste Zuversicht eines jeden auf das Fortbestehen der rechtlichen Verhältnisse) kann wohl ein Kriterium abgeben, daß der Staatszweck erreicht sei; sie ist aber keineswegs dieser Zweck selbst.

* Die in Doppelklammern gesetzten Partien sind im Original durchgestrichen.

4.

((Nach einem alten Wiener Polizeigesetz mußten die Fischer mit unbedeckten Kopfe auf dem Markte feilen. Man wollte sie dadurch zwingen, ihre Waren wohlfeil wegzugeben. Manche neuere und neueste Polizeitaxverordnung ist zwar delikater ausgedrückt; doch nicht minder grausam.))

5.

Die Politik ist eine Erfahrungswissenschaft. Man soll den Staat als eine Erscheinung, die uns die Wirklichkeit darbietet, *erklären*, aber nicht ihn *erfinden*. Man pflegt politische Ideale aufzustellen, deren unselige Folgen nicht so beschränkt und vergänglich sind als die jeder andern Schwärmerei, deren Täuschung bloß der Getäuschte schmerzlich fühlt – sie sind weit eingreifend in das bürgerliche Leben, verborgene Ursachen offenbarer Zerrüttungen. Das Register der politischen Sünden hat große Lücken, und die, welche sie ausfüllen könnten, schweigen davon, weil sie selbst die Sünder sind – die *Schriftsteller*. Alle das Gute und Schöne, was sie in verschiedenen Staaten zerstreut fanden, oder was ein und derselbe Staat im Verlaufe seines Lebens *nach und nach* äußerte, das warfen sie zusammen und forderten, daß jeder Staat alle jene Vollkommenheiten vereinigt in jedem Momente seines Daseins äußern solle. Den schuldlosen und rechtlichen Zustand der Kindheit, die rasche und feurige Bewegung des Jünglings, die Kraft des Mannes und die kalte Besonnenheit des Greisenalters wollte man beisammen finden. Man verhöhnte ein ewiges Gesetz der Natur, und indem man das Unmögliche forderte, verlor man das Wirkliche darüber, und auch das Leichte ward verweigert. Daher Bürger ohne Vaterlandsliebe, Regenten ohne Tugend, Tröster ohne Trost. Die heterogensten Dinge wollte man befreundet sehen: Tapferkeit und bürgerlich-

ästhetischen Sinn des Regenten, Handel und keinen Luxus, Reinheit der Sitten und den Glanz der Künste, ewigen Frieden und geübte Kriegsheere, Patriotismus und keine Konskription, gerechte und auch schnelle Justiz, monarchische Regierung und keinen Erbadel, Schutz gegen Feinde und geringe Abgaben, Unterhandlungen ohne Schlachten, Krieg ohne Blut. Das Saatkorn wollte man verzehren und doch die Ernte genießen.

6.

Die Idee des *ewigen Friedens* konnte keinen Eingang finden, weil man nicht verstand, sie gehörig aufzufassen. Die einen haben vom ewigen Frieden einen biblischen Begriff. Sie denken sich die Zeit darunter, wo Wölfe und Schafe friedlich miteinander leben werden. Diese Idee hat etwas Lächerliches und läßt keine ernste Betrachtung aufkommen. Die andern haben davon eine hyperpolitische Ansicht. Sie denken sich unter einem Universalmonarchen einen obersten Polizeidirektor, der auf alle Landstreicher der fünf Erdteile unseres Planeten sein Auge hat und eine Weltbrottaxe vorschreibt. Diese Idee hat etwas Fürchterliches und wird mit Abscheu zurückgewiesen. Die Wahrheit liegt – nicht in der Mitte.

7.

Es ist zum Erstaunen, daß in Hinsicht der politischen Ereignisse die Leute nicht aufhören wollen, sich zu erstaunen! Aber da habt ihr den deutlichsten Beweis, wie wenig man die Regeln kennt, die die politische Welt in Bewegung setzen. Da, wo wir die Notwendigkeit und die Kausalität der Dinge nicht erkennen, da erscheint uns jedes Ungewohnte als ein Akt der Willkür oder als ein Spiel des Zufalls.

8.

Wenn man einen Arzt, der, so er seine Kunst versteht,

notwendig von körperlicher Vollkommenheit und Gesundheit ein Ideal haben muß, für unfähig erklären wollte, eine Krankheit zu heilen und einem Menschen eine passende Diät vorzuschreiben, darum weil sein Ideal in der Wirklichkeit nicht zu finden sei, wäre dieses Mißtrauen nicht äußerst ungegründet? — — Die moralische Nutzanwendung dieses Gleichnisses ohne Gleichung hätte ich lieber erraten, als daß ich sie sagte. Nur so viel will ich hervorgucken lassen: Die Französische Revolution wäre nicht entstanden, wenn man das beachtet hätte, was die Auflösung dieses Nichträtsels als beachtungswert anempfiehlt.

9.

Die Physiokraten haben insoweit recht, als man mit Wahrheit behaupten kann, Raffael wäre nie geworden, was er war, wenn es keine Farben gäbe — weiter aber auch nicht.

10.

Man bemüht sich in der Landwirtschaft, die Haustiere körperlich zu vervollkommnen, sie schöner und stärker zu machen. Man hat aber noch wenig daran gedacht, die Tiere — man erschrecke nicht! — geistig zu bilden, sie gelehriger und verständiger zu machen. Wie leicht wäre es nicht, ein Pferd abzurichten, daß es seine Station ohne Führer fortläuft oder daß es den Pflug allein lenkt. Man könnte die Hunde abrichten, Bediente zu machen, auf den Markt zu gehen und die tägliche[n] Hausbedürfnisse einzuholen. Wieviel Menschenkräfte würden nicht dadurch erspart werden! Anfänglich freilich würde der Aufwand von Mühe und Zeit, die es kostete, um die Tiere so weit zu bringen, durch die Ersparung der Menschenkräfte nicht ersetzt werden können. In der Folge aber würde die Gattung veredelt, die Bildung fortgepflanzt und das

zum Instinkt werden, was anfänglich nur Kunstbildung war – doch ich mag nicht länger davon reden. Denn es wird noch lange dauern, bis man den Vorschlag, zur sittlichen Bildung der Tiere Institute anzulegen, aufhören wird lächerlich zu finden.

11.

Die einzigen Naturalabgaben, die ich billigen möchte, wären solche, die man von den Produkten der Gelehrsamkeit nähme. Jeder Gelehrte sollte verpflichtet werden, für den Fiskus alljährlich, und zwar über ein vorgeschriebenes Thema, eine Abhandlung zu liefern. Dafür sollte man sie von den Einquartierungslasten befreien.

12.

Gegen provisorische Steuerregulierungen wäre nichts einzuwenden. Doch läßt die Gediegenheit und Gründlichkeit des deutschen Charakters erfürchten, daß solche provisorische Institutionen nicht viel weniger Mühe und Zeit kosten möchten, als für die Dauer bestimmte Einrichtungen es tuen würden.

13.

Zuerst wird man mir eingestehen, daß Gesetze nicht allein für Advokaten und Richter, sondern auch für andere ehrliche Leute gegeben sind. Jetzt frage ich: wenn von verschiedenen Staaten, die durch Volkscharakter, Sitten und Sprachen nicht allein, sondern auch durch politische Verhältnisse miteinander verbunden sind, jeder seine eignen Gesetze hat, welches ist schlimmer, wenn die Verschiedenheit dieser Gesetze stark und in die Augen fallend ist und so die Aufmerksamkeit der Verkehrtreibenden in steter Aufmerksamkeit erhält; oder wenn jene Abweichungen fein, selten und nur dem Auge des Rechts-

kundigen sichtbar sind? Wenn die Antwort so ausfällt, wie ich es wünsche, dann wird man die in verschiedenen Staaten des Rheinbundes eingeführten Modifikationen des *Code Napoléon* keineswegs billigen können. Man könnte hierauf erwidern, daß eine von der französischen abweichende Staatsverfassung Modifikationen des Zivilrechts nötig machte. Allein hier wird nur ein Fehler mit dem andern entschuldigt. Freilich sollte man an die Einführung des *Code Napoléon* nichts eher denken, als bis man die Staatsverfassung desjenigen Landes, worin er eingeführt werden soll, der französischen analog gemacht. Allein, wer hindert dieses zu tun? Nichts ist in den Sitten, dem Charakter oder der physischen Lage der deutschen Lande enthalten, was eine von der französischen abweichende Staatsverfassung erforderlich machte, diejenigen Modifikationen ausgenommen, die durch die geringere Ausdehnung des Staates notwendig gemacht werden.

14.

Wäre es nicht gut, wenn man die Ämter der Staatsminister erblich machte? — Ich bitte jedermann, darüber nachzudenken.

15.

Eine gute Polizei macht die Justiz überflüssig, wie eine gute Diät den Arzt. Aber es geht in der Politik wie in der Medizin. Die Ärzte wollen leben, die Richter auch. Tausend Prozesse könnten verhütet, sehr viele durch einfache Hausmittel geschlichtet werden. Dahin gehören: Friedensgerichte, eine zweckmäßige Notariatsordnung, vom Staat besoldete . . .

[Im Manuskript unvollständig; d. Hrsg.]

11. Über Theorie und Praxis in der Politik
Das Leben und die Wissenschaft.

[1808]

Das Leben und die Wissenschaft, obzwar eins und unzertrennlich in der Anschauung, sind doch feindlich stets geteilt, sobald sie das Bewußtsein verlassen und in die Wirklichkeit übertreten. So, den Haß im Herzen und sich wechselseitig verspottend, durchwandern sie die Welt, streuen überall den Samen der Zwietracht aus, ertöten jede Lebensfreude und lassen keine Seligkeit vollkommen werden. Diese Spaltung zwischen Idee und Wirklichkeit durchläuft alle Zeiten, und die Unversöhnlichkeit derselben beweist die Notwendigkeit ihres Hasses. Und notwendig ist er in der Tat. Denn die Idee fürchtet ihre eigne Realisierung; weil, da es ihr nie gelingt, sich erschöpfend darzustellen, sie durch Verkörperung sich mit sich selbst entzweit und ihrem Leben eigenhändig eine Schranke setzt. Die Wirklichkeit wiederum fliehet gerne die Idee, von der sie ausgegangen ist; denn sie möchte selbständig sein und sucht sich daher der Herrschaft derjenigen zu entziehen, die ihr das Dasein gab. Diesem Naturgesetze gemäß findet man, daß selten ein und derselbe Mensch fähig ist, Ideen zu schaffen und sie zugleich bildlich darzustellen, daß er Wissenschaft und Kunst vereint besäße. Wo der *Sinn* am herrlichsten blüht, da mangelt die Frucht der *Tat;* wo die Tat am kräftigsten hervortritt, da handelt sie bewußtlos. Heroismus und Genialität werden darum so selten beisammen gefunden. Die einen sind Helden geworden, haben Welten bewegt und Welten zertrümmert; doch wurden sie getrieben von einer unsichtbaren Gewalt, und sie wußten nicht, was sie taten. Die andern haben der Beschauung sich gewidmet, sie philosophieren über der Menschen Kräfte und wägen ihre Taten ab; sie loben und tadeln nach ihrer Weisheit und mei-

nen oft, es könnte besser sein. Das sind die Gelehrten; doch bringt selten es einer dahin, auch nur ein Sonnenstäubchen aus seinem Gleise zu rücken. So schauen nun die Philosophen von ihrem Sternensitze verächtlich herab auf das kleinliche Treiben der Menschen und weinen den Verblendeten eine Träne des Mitleids. Die Herrscher hingegen von ihren goldnen Thronen sehen lächelnd hinauf zu jenen Irrlichtern, die nicht leuchten und nicht wärmen, schnell vergehen, wie sie schnell entstanden — sie lächlen und freuen sich der bequemen sichren Erde.

Dieser Neigung aber des Geistes, sich in tausendfache Formen zu zersplittern, die alle feindlich sich bekämpfen, dieser Neigung muß der Mensch widerstreben in seiner Herrscherkraft; und er *kann* es, wenn er den Mut hat, es zu *wollen*. Alles, was du in deinem Gemüte erzeugst, mußt du in der Wirklichkeit geltend zu machen suchen; denn du wirst deinen eignen Gedanken nie klar erkennen, solange er nicht verkörpert vor dir steht. Du mußt dich anderseits bemühen, jedes Gebilde, das dir die Welt darbietet, zu vergeistigen; denn nichts wirst du erfassen, bevor du es erkannt, und du erkennst es nicht, wenn du die Idee nicht begreifst, die ihm inwohnet.

Ob nun zwar diese Universalität des Seins nur wenigen von Natur verstattet ist, so sollte die Erlangung derselben doch keiner unversucht lassen. Wohl fließt ein reißender Strom zwischen dem Gedanken und der Wirklichkeit, zwischen der Philosophie und dem Leben; aber der mutige Schwimmer kömmt doch hinüber. Wie glücklich wäre er dann, wenn er mit dem Ufer zugleich sein Ziel erreicht hätte; aber nein! Die Menschen in ihrem törichten Wahn haben die Hindernisse der Natur nur noch zu vergrößern gesucht. Man hat eine Mauer aufgerichtet zwischen dem Leben und der Wissenschaft, zwischen der Stube des Gelehrten und dem Felde des bürgerlichen Handels, zwischen Theorie und Praxis; eine Mauer, die

man mit der ängstlichsten Treue bewacht, die daher nicht erklimmt werden kann; die man zerstören muß, um in das Gebiet, das sie beschützt, gelangen zu können.
Wie diese Dualität entstanden sei, begreift man leicht, wenn man weiß, daß sie von der Natur begünstigt worden ist. Schwerer aber ist es zu erklären, warum die Menschen, nachdem sie zum Bewußtsein derselben gelangt waren, sich so sehr bemühten, den Zwiespalt permanent zu machen. Bedarf es wohl noch einer Erzählung der Qualen, die man sich dadurch bereitet hat? Nein, denn keiner ist von uns, der nicht darunter litte. Man besuche die Geburtsstätten der Gedanken. die Studierstuben der Gelehrten, und was wird man finden? Man findet dort, je nach dem Alter der sie bewohnenden Philosophen, entweder die Tränen der unbefriedigten Sehnsucht oder den Schmerz des mißlungenen Strebens oder den Ingrimm wegen verspotteter Weisheit. Durchwandle auf der andern Seite das Gebiet der bürgerlichen Tätigkeiten, und was wirst du sehen? Du siehst da ein bewußtloses Drängen und Gedrängtwerden, ein eitles Handeln, das sich oft nicht zur Würde des Instinkts erhebt, des Instinkts, welcher doch immer die Zweckmäßigkeit für sich hat. Sinnlos und tot sind alle Glieder und ihre Bewegungen, gleich denen einer Marionette, ohne Leben und Selbstbestimmung. Wenn auch einmal der Geist sich in dieses Puppenspiel verirrt, so wird er flugs in kalte, ekle Formen eingezwängt, so daß er, der Freie, dem Kerkerluft unerträglich ist, nicht bleiben mag und schnell die Flucht ergreift.
Da nun jede Wissenschaft ein Gebiet hat, worin sie sich verkörpert darstellt; da anderseits jedem Gebilde der Welt eine Wissenschaft gegenübersteht, worin sein Geist sich ausspricht: so lassen sich die unseligen Folgen, die aus der Trennung der Theorie von der Praxis entstanden sind, an jedem Punkte aufzeigen. Man mag nun die ein-

zelnen Institutionen der menschlichen Gesellschaft betrachten oder eine Enzyklopädie der Wissenschaften durchgehen. Der Geist der Zwietracht wird überall gefunden, schwächer oder stärker.

Wie nun jede Tätigkeit des Menschen darauf hingeht, Geist und Leib in ihrer Individualität zu erhalten und durch Fortpflanzung unsterblich zu machen: so wird zuerst dem Menschen das am Herzen liegen, was jenem Zwecke ersprießlich ist. Da ferner, wie gezeigt, nur in Verbindung des Lebens mit der Wissenschaft ein glücklicher Zustand gedacht werden kann, so folgt: daß das Unheil, was aus dem Gegenteil entspringt, am größten dann sein muß, wenn es in ein Gebiet fällt, das alle Menschen ohne Ausnahme für ihre Zwecke in Anspruch nehmen. Daher gibt es vorzüglich eine Wissenschaft, wo Theorie, von der Praxis getrennt, jeden reinen Genuß unmöglich macht; daher gibt es ein Gebiet des Lebens, das, von der Wissenschaft abgesondert, entgeistert und ohne Bedeutung dasteht. – Es ist die *Staatswissenschaft*, es ist der *Staat*.

Denn es läßt sich zeigen, wie jeder, der sich mit irgendeinem andern Zweige des Wissens befaßt, des Trostes doch nicht ganz entbehrt, wenn es ihm schmerzt, daß die Wirklichkeit so wenig seinen Idealen entspricht. Es kann ferner dargetan werden, daß für die meisten, die sich gezwungen herumtreiben in einem öden Felde des Lebens, daß es für jeden außer seinem Kreise doch ein[en] Zufluchtsort gibt, wohin er sich flüchten kann, wenn die kalte Hand der entseelten Wirklichkeit ihn zu Boden drückt. Für alle ist einige Rettung möglich, nur nicht für den Gelehrten, der sich mit der *Staatswissenschaft* befaßt, nur nicht für den Bürger, der im Staate, als solcher, lebt.

Wenn der Theolog weint über die Gottlosigkeit der Menschen, so ist die Hand nicht fern, die seine Tränen

trocknet. Denn wo er wahrhaft in Gott lebt, so gibt es für ihn keinen Raum und keine Zeit. Die erquickende Aussicht also, daß kommende Generationen oder die Bewohner anderer Welten frömmer sein dürften, muß ihn genugsam für den Schmerz entschädigen, sich von Ungläubigen umringt zu sehen. Wenn der Philosoph klaget über die Unweisheit der Menschen, und daß sie doch so töricht seien; nun, was klagst du, Mann? Wenn du glaubst, daß nur in der Weisheit ein seliges Leben möglich sei, gut, so überlaß dich ihr, und das Gefühl deiner Freiheit wird dir um so köstlicher schmecken, je mehr du dich von Menschen umringt siehst, die in den Fesseln der Sinnlichkeit schmachtend vergehen. Wenn die Ärzte jammern über die Unmäßigkeit der Menschen, so haben sie doch die Befriedigung, daß ihre Wissenschaft sie lehrt, den üblen Folgen, die daraus entstehen, abzuhelfen. Wenn die Leute spotten über die Ungewißheit der medizinischen Kunst, ei, dann mögen sie so leben, daß sie ihrer nicht bedürfen. So gibt es ein Heilmittel für jede Wunde. Wenn aber der Bürger mit der Staatsverfassung, die ihn beherrscht, nicht zufrieden ist, wenn der Staatsgelehrte klagt, daß man seine Grundsätze nicht in Ausübung bringe: so ist hier nichts, was für den Verlust entschädigen könnte, dann tritt auch nicht ein Moment ein, wo man den Einfluß einer gestörten Harmonie nicht schmerzlich fühlen sollte.

Denn mache es, wie du willst, sei geschmeidig wie ein Aal, kleiner als ein Atom oder von Gigantengröße, sei König oder Bettler; du entgehst dem Staate doch nicht und seinem Einflusse. Verkrieche dich in den entferntesten Winkel der Erde, den nie ein Menschenfuß betritt; auch da verfolgt er dich. Denn du wirst dich der Gedanken nicht erwehren können, der Gedanken, die der Staat dir gab, in dem du erzogen worden. Die Luft umgibt deinen Leib, der Staat deinen Leib *und* deinen Geist;

erstere kannst du auf einen Moment entbehren, den letzteren nicht. Deine Bedeutung in der lebendigen Natur endet mit dem Leben, wie sie mit dem Leben begann; im Staate bist du unsterblich. Er hatte dich bestimmt, noch ehe du zur Welt kamst; dein Leichnam ist seiner Obhut nicht entzogen; er handhabt dein Vermögen, er beherrscht deine Nachkommenschaft als Blut von deinem Blute und Geist von deinem Geiste. Er *dringt* dir deine Gesinnungen auf; denn die Umgebungen sind es, die uns erziehen, diese Umgebungen aber regelt der Staat. Daher kann man mit Recht behaupten, daß von den drei Verhältnissen, die das menschliche Wesen beherrschen: seine tierische Natur, seine Humanität und sein bürgerlicher Zustand, daß es der letztere ist, der das größte Gebiet im Besitz hat.

Diesen Zustand kennen lernen, das heißt *sich selbst* kennen lernen. Die Forderung nun, sich dieser Kenntnis zu bemächtigen, würde man an jeden machen müssen, wenn es nicht darum überflüssig wäre, weil schwerlich einer, der sich diesem Gesetze nicht freiwillig unterwirft, imstande sein möchte, seine Notwendigkeit überhaupt zu begreifen, auch wenn es ihm von einem andern diktiert wird. Es ist daher nicht nötig, jeden ohne Ausnahme zu tadeln, der diese Regel vernachlässigt; denn es ist die unorganische Menge, die *überall* sinnlos waltet. Wenn aber Menschen, die mit dem Staate in näherem Konflikt stehen, wenn *Staatsdiener* selbst verabsäumen, sich theoretische Kenntnisse anzueignen, dann kann man wahrhaft behaupten, daß der ehrliche Tagelöhner, der doch weiß, was er tut und warum er es tut, solchen Menschen weit wird vorzuziehen sein.

Und doch waren es meist solche Menschen, die man ans Steuerruder des Staates setzte. Zwar muß man die Konsequenz des Feudalismus billigen, daß er den Adel ausschließlich zu Staatsämtern zuließ; denn da die Verwaltung derselben Verstand erfordert, so war es natürlich,

daß man sie denen gab, die den Geist in Erbpacht besaßen. Die Natur hingegen, die nicht mit sich kontrahieren läßt und auch keinen Prozeß fürchtet, hatte oft gewagt, mit frevelhafter Verletzung des Eigentums auch Leute von niedriger Herkunft mit Talenten zu begaben. Diese wurden immer zurückgesetzt. Vorzüglich unser ehrliches, aber etwas tölpelhaftes Vaterland war immer darauf besessen, nur solche Männer zu Ehrenämtern zuzulassen, deren Ahnen sich rühmen durften, Schlösser verwüstet und den wehrlosen Wandrer geplündert zu haben. Die Söhne ehrlicher Bürger aber wurden verdammt, die Müllertiere des Staates zu sein, die für andere das Mehl herbeischleppten, während sie selbst mit Disteln sich begnügen mußten. Wenn man sich auch dann und wann das Ansehen gab, als wollte man dem Talente Einfluß auf die Staatsverwaltung gönnen, so geschah es doch auf eine so plumpe, beleidigende Art, daß kein Mann von Ehre wünschen konnte, der Gegenstand einer solchen Auszeichnung zu sein. Es war nicht die heilige Flamme des Genies, die man schützte und göttlich verehrte – nein! Man *mästete* die Intelligenzen, um dem Fiskus einen fetten Sonntagsbraten zu verschaffen.

So wie jede böse Tat immer zwei zugleich verdammt: die Sünde desjenigen, der sie begangen, und die Schwäche dessen, an den sie ausgeübt, so war es auch hier. Jedoch wenn die Weisheit kalt und streng vom Throne entfernt gehalten wurde und die entadelte Regierung, indem sie ihrer selbst spottete, zugleich die schein- und glanzlose Philosophie dem Gespötte des Pöbels preisgab: so war das ebensosehr die Schuld der Philosophen, die die Kraft nicht hatten, ihre Kraft geltend zu machen, als es die Schuld der Fürsten war, die nicht Mut genug hatten, einer angeerbten Schwäche treulos zu werden. Wenn die Machthaber glaubten, daß sie vom Schweiße ihrer Arbeiten nirgends angenehmer ausruhen könnten als unter dem

Schatten eines breitästigen Stammbaums: so folgten sie darin der unwiderstehlichen Lehre einer tausendjährigen Gewohnheit, und sie taten, was sie nicht lassen konnten. Wie oft aber mochten sie, an jener Sonntagskühlung bis zur Übersättigung schmausend, zähneklappernd ihres Ekels sich bewußt werden und sich zurücksehnen nach der Freude des Sonnenscheins! Wo war alsdann die philosophische Sonne, die Macht genug hatte, hindurchzudringen durch den Wolkendunst der Gelehrsamkeit, um Licht dem zu senden, der um Licht flehte? Wie mancher edle Fürst, umringt von seinen Lügentrabanten, hat hinaufgesehen zur Dachstube der Philosophie, wünschend, daß ihm Erquickung käme von dorther; aber keine ward ihm zuteil. Denn wo fand sich der Philosoph, der bescheiden genug war, sein Strahlenangesicht zu umschleiern und das Licht der Wahrheit dem entübten Auge verdämmert darzubringen? Wer hatte den Mut, seine Brust den Lanzen der Fürstenschmeichler darzubieten, und wer besaß die Gewandtheit, daß er nicht stolperte über seine eigne Weisheit? O, wer da glaubt, daß es hinreiche, Geist und Wissenschaft zu haben, um ein guter Fürstenrat zu sein, der kennt die Welt nicht oder hat nie einen deutschen Professor gesehen. Steif wie eine lateinische Deklination schreitet die deutsche Gelehrsamkeit einher und fällt jedesmal zu Boden, sooft sie es wagt, ein Kompliment zu machen. Wie kann man aber von dem blöden Sinne der Menge, der nie durch die Oberfläche dringt, verlangen, daß er *dem* Manne Kraft zutraue, der zu schwach ist, seinen eignen Körper zu beherrschen? Auf diese Weise ward bis jetzt die Schranke unterhalten, die Fürsten und Philosophie sich zu vereinigen verhinderte.

So war es bis jetzt. Nun hat aber zu unserer Zeit die Vorsehung sich in höchst eigner Person herabgelassen, dem christlich-moralisch-ökonomischen Deutschland eine

handgreifliche Lektion zu geben. Sie lehrte, daß der Staat wie eine tote Masse zu betrachten sei, wenn keine Seele da ist, die ihn belebt; daß aber auch der Geist keine Bedeutung habe, wenn ihm kein Stoff gegeben ist, dem er sich einbilden könne. Die Lehre war stark, und man wird sie nicht vergessen. Denn als die Preußen bei Jena geschlagen wurden, da konnte nichts mehr ihren Staat retten. Nicht die schön gedrechselten Zöpfe der Soldaten, nicht der gewichtige Korporalstock; denn die Seele war aus ihm gewichen. Die preußische Staatsverwaltung war nie was anders als eine kleinliche Tabellenkrämerei gewesen; man zwängte den Geist in rote Linien ein, die er bei höchster Ungnade nicht übertreten durfte, und der Mangel der Sinne sollte ersetzt werden durch die fünf Spezies der Rechenkunst. Man glaubte, daß das Teilungsprinzip der Arbeiten auch auf den *Kopf* angewendet werden müsse, welcher arbeitet. Daher erschöpfte man die Alphabete der alten und der neuen Sprachen, um alle die Divisionen und Subdivisionen zu bezeichnen, in die man die Funktionen des Geistes zerspaltete. Man zerschnitt das Gehirn gleichsam in Stücken und sprach: du tust das, und du sollst jenes tun. Darum besetze man die Ämter am liebsten mit solchen Menschen, bei denen man ihrer angebornen Einseitigkeit wegen diese Teilung nicht erst vorzunehmen brauchte. Es war zum Sprichwort geworden, man müsse im preußischen Staat ein mittelmäßiger Kopf sein, um in einer Amtsbewerbung zu reüssieren, und die Glücksritter, die sich klüger dünkten, bemühten sich, Mediokrität zu affektieren. Wie konnte ein solcher Staat sich retten in einem Kampfe, wo ihm die *ungeteilte* Intelligenz gegenüberstand? Er mußte fallen; und das war so natürlich, daß, hätte Preußen nicht einst seinen *Friedrich* gehabt, kein Kind mehr davon spräche, daß es zertrümmert worden ist.

Jetzt ist alles flugs bei der Hand, um die Ehre des Sprich-

worts zu retten: durch Schaden wird man klug. Unser prosaisches Vaterland hat sich plötzlich der Genialität hingegeben, hat abgeworfen den Reifrock und die steife Schnürbrust, in der seine Staatsverfassung bis jetzt ängstlich keuchend einherging. Man fängt allerorten an, die Gelehrten aus ihren Studierstuben in die Staatsbehälter zu ziehen, indem man sie schön ausschmückt mit Sternen und Bändern. Wer hätte eine so hochherzige Huldigung des Genies sich nur träumen dürfen zu einer Zeit, wo Deutschland – pfui, man möchte erröten, es auszusprechen – wo das ökonomische Deutschland zum Denkmal für seinen *Luther* kaum so viel Geld zusammenbrachte, als hinreicht, um die Kinder einer großen Stadt mit Semmeln zu bewirten? Doch der Leier des gallischen Orpheus konnte keiner widerstehen, und sogar die deutschen Bären tanzten.

Lächlen muß man freilich, wenn man sieht, mit welcher Wichtigkeit sie sich zu ihrer eignen Genesung gratulieren, ganz uneingedenk, daß sie nur die Nachahmer einer fremden Erfindung sind, indem sie eine Idee befolgen, die nicht aus ihrem Geiste entsprungen ist. Indessen sei dem, wie ihm wolle, der Nutzen wird unausbleiblich sein. Darum soll sich ein jeder freuen, der sein Leben dem Staatsdienste widmen will, daß kein Vorurteil mehr da ist, das ihm die Lust beraubt, seine Talente zu entwickeln, und daß die Schranken eingestürzt sind, die den Spielraum seiner Tätigkeit bisher so eingeengt hatte[n]. Es wird daher auch wie billig gefordert, daß man suche, sich einer so schönen Zeit würdig zu machen, daß besonders die künftigen Staatsdiener nicht versäumen sollen, sich von der Staatswissenschaft und Staatskunst eine gründliche Kenntnis zu erwerben, damit man nie mehr sagen dürfe: mit unserem Adel war's doch besser. Die Notwendigkeit eines Studiums der Staatswissenschaft ist nun oben schon im allgemeinen angegeben worden, und

das Gesagte kann auf folgende zwei Sätze zurückgebracht werden:
Erstens: Der Staat ist ursprünglich ein Produkt der Menschen. Da nun immer der Geist sich in seinen Werken ausspricht, so muß auch die Natur des Menschen den Organisationen des Staates völlig eingedrückt sein. Folglich ist das Studium der Staatswissenschaft zur Selbsterkenntnis unentbehrlich (und man lebt nur in dem Maße, als man es vermag, sich zu objektivieren).
Zweitens: Der Staat, nachdem er geschaffen war, mußte wieder rückwärts auf die Menschen wirken. Daher muß in der menschlichen Natur etwas gefunden werden, was analog ist den Institutionen des Staats und welches man den Staat im Menschen nennen kann – *Mikropolitik.*

12. Über die geometrische Gestalt des Staatsgebiets
[1808]

Die Form des Staats, d. h. die geometrische Figur, die seine Umgrenzung bildet, hat den bedeutendsten Einfluß auf sein ganzes Leben.
Die Regenten haben von jeher eine Neigung gehabt, ihre Länder zu *arrondieren.* Dieser Trieb, sich zu arrondieren, ist der symbolische Ausdruck für die Tendenz zur Vervollkommnung überhaupt, die jedem Dinge inwohnet. Man findet es bei allen Organismen der Natur, daß, je höher sie stehen, je mehr nähert sich ihre Gestalt der Kugelform. Der Grund ist auch leicht einzusehen, warum es zur Vollkommenheit eines Staates gehöre, arrondiert zu sein. Nur in dem Falle nämlich, daß der Staat einen Zirkel bildet, kann er einen Mittelpunkt haben; hat er aber ein Zentrum, so wird die Lebenskraft, die von demselben ausgeht, der Natur jedes Fluidums gemäß, sich nach jedem Punkte der Peripherie hin gleichförmig ver-

teilen, und daraus muß ein Zustand resultieren, der der vollkommensten Staatsverfassung gleichkömmt. Hat aber der Staat eine unregelmäßige Figur, so sind die Übel, die daraus entspringen, ebenso schlimm, als die Mittel gefährlich sind, die man anwenden könnte, um jenen Übeln abzuhelfen.

Man nehme an, ein Staat habe folgende Gestalt (Fig. I.): Einen Mittelpunkt könnte er alsdann nicht haben, und es hängt bloß vom Zufall ab, wo sich der Punkt bilden wird, von dem alle Tätigkeit ausgeht. Dieser Punkt soll a sein. Sich selbst überlassen, wird nun die Staatskraft

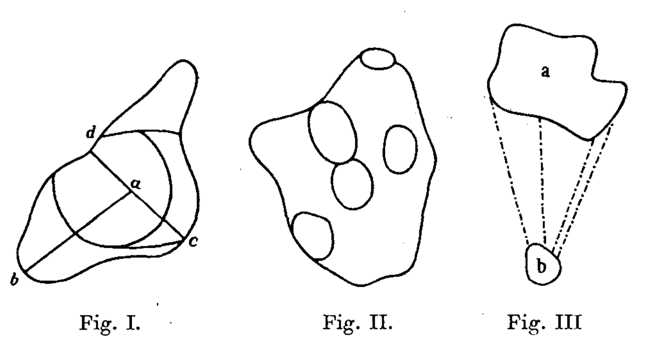


Fig. I. Fig. II. Fig. III

sich mit gleicher Stärke nach den Punkten d, c, b ausdehnen. Nun ist die Linie a b zweimal so groß als die Linie a c, die Intensität der Regierung aber ist sich gleich, wodurch denn notwendig ein Mißverhältnis entstehen muß.

Will man, um dem abzuhelfen, ein unregelmäßiges Land in viele Kreise zerteilen (Fig. II.), so wird dadurch die Einheit der Regierung zernichtet.

Was das Verhältnis eines Staates zu andern Staaten betrifft, so wird dieses Verhältnis um so schwankender und daher um so gefährlicher sein, je mehr seine Figur von

der Zirkelform abweicht. Man betrachte Fig. III. Hier werden die sukzessiven Bewegungen des Staates a um seine Achse ebenso verschieden als die Linien sein, die von jeglichem Punkte der Peripherie nach dem Mittelpunkte gezogen werden können. Nach den Gesetzen der Gravitation wird daher [der Staat] a auf den Staat b in jedem Augenblicke mit einem andern Grade der Kraft einwirken. Da nun die Reaktion des [Staates] b parallel läuft der empfangenen Kraft, so wird die Passivität des [Staates]a unendlich variabel sein. Daraus folgt, daß das Verhältnis des Staates a zu irgendeinem andern Staate ein ewig schwankendes sein muß, das sich jeder Berechnung entzieht.

Will man ein Belege haben für den Satz, daß das innere Leben eines Staates zum Teil von seiner äußern Umgrenzung bestimmt werde: so betrachte man *Italien*. Dieses Land, unter allen Ländern Europas dasjenige, dessen Figur von der sphärischen am meisten abweicht, zeigt uns in seiner Geschichte einen wunderbaren Widerspruch. Seine Kraft, sooft sie sich äußerte, wirkte immer nur zentrifugal und vermochte nie, sich in sich selbst zu bilden. Die Welt, nachdem sie von den irdischen Banden erlöst worden, die ihr der Materialismus der Römer angelegt hatte, mußte ihre junge Freiheit der despotischen Intelligenz der Päpste hinopfern und ward ein Jahrtausend lang, als seelenloser Leib, nach Willkür gelenkt. Nachdem die Geduld des Himmels, sich als Marionettendraht gebrauchen zu lassen, aufhörte zu sein, hat zu unserer Zeit Ajaccio einen Geist ausgeboren, der im vereinten Besitz sowohl der intellektuellen als der massiven Kraft der Weltgeschichte auf eine lange Zeit ihre Bahn vorgezeichnet; und so ist es wiederum Italien, das die Herrschaft der Welt auf ein neues Jahrtausend in Pacht genommen.

Wie kömmt es aber, daß ebendieses Land mit der unver-

siegenden Herrscherkraft doch nie vermochte, sich selbst zu beherrschen? Der römische Staat, der mit seinen langen Armen ergriff, was er nur immer erreichen konnte, erstreckte sich nicht weit über das römische Gebiet hinaus, und die andern Provinzen Italiens wurden ebenso fremd wie auswärtige Länder behandelt. Nie hat Italien einen einzigen Staat ausgemacht. Zerstückelt, wie es war, bot es uns eine unaufhörliche Szene dar von innern Zerrüttungen, von Bürgerkriegen und Greulen aller Art. Zu unsrer Zeit, wo ein einziger Federzug hinreichen würde, Italien in einen Staatsverein zu bringen, ist es doch nicht geschehen, und seine Zerstückelung ist von neuem sanktioniert worden.

Gleichwie dieses Land eines Mittelpunkts entbehrt, so spricht sich auch die zentrifugale Tendenz des Egoismus nirgends stärker aus als bei seinen Einwohnern. Die *Unhöflichkeit* der Italiener zeigt, wie wenig sie der Notwendigkeit bewußt sind, zum Wohle des Ganzen von ihren egoistischen Zwecken etwas aufzuopfern, und ihre *Rachsucht* beurkundet, daß sie zum Schutz des Staates kein Vertrauen haben können. Der Grund aber von allem dem liegt in der unglücklichen Figur des Landes, die einen Mittelpunkt unmöglich macht und daher der Entwicklung eines ungeteilten politischen Lebens hinderlich ist.

Mehr als seine Figur ist der Umstand einfließend auf den Staat, ob er von benachbarten Staaten bloß durch politische Grenzen oder durch natürliche getrennt werde. Im ersten Falle wird es unabänderlich sein, daß einerseits der Staat über seine eignen Grenzen hinauswirken wird und daß er sich anderseits der Rückwirkung benachbarter Staaten nicht wird erwehren können. Durch diese Amalgamation aber zweier verschiedener Staatskräfte werden die Gesetze eines Landes oft sehr in Verwirrung gebracht. Man denke nur an die Schwierigkeit, die Gesetze der Akzise an der Landesgrenze geltend zu machen,

wo der Schleichhandel mit solcher Bequemlichkeit geführt werden kann. Man denke an die Unmöglichkeit, alle unsichren Menschen abzuhalten, die sich gewöhnlich an der Grenze aufhalten, wo es ihnen freisteht, ihren Aufenthalt bald in diesen, bald in den benachbarten Staat zu verlegen.

Wenn aber ein Land mit Bergen oder Wasser umschlossen ist, so wird ihm dadurch in der Reihe der Staaten eine viel höhere Stufe angewiesen. Man findet es durch die ganze Natur, daß die Vollkommenheit des Lebens gleiches Schrittes geht mit der größern oder geringern Isolierung des belebten Körpers. Demgemäß muß sich auch die Kräftigkeit eines Staats stärker äußern auf Inseln als auf dem festen Lande. Vergleicht man die Geschichte des festen Landes mit der Geschichte der Inselstaaten, so findet man den Geist, der in ihnen vorwaltet, so verschieden, daß der Unterschied jedem in die Augen springt. Auf dem festen Lande war die Regierung immer monarchisch, auf den Inseln republikanisch. Man denke an die griechischen Inseln, an England, Venedig, Westindien. Die Aristokratie im Handel, welche den Inselstaaten immer eigen war, hat man aus dem Umstande erklären wollen, daß die See dem Transport der Waren günstig sei. Die Sache ist wohl wahr, der Grund aber, warum sich die Inseln die Präpotenz im Handel zueignen konnten, liegt höher als in diesem zufälligen Umstande, und es soll an einem andern Orte mehr davon gesprochen werden.

Zur Wirklichwerdung eines ewigen Friedens ist es schlechterdings notwendig, daß alle Staaten vollkommen arrondiert sind. In dem Fall nämlich, daß sie Zirkel bilden, werden sich ihre Peripherien nur an *einem* Punkte berühren können, wodurch jede feindliche Begegnung erschwert wird. Allein dieses ist noch nicht hinreichend. Damit der Friedenszustand der Staaten ewig sein könne, darf un-

ter ihnen gar kein Berührungspunkt stattfinden; sie müssen vollkommen getrennt sein. Dieses ist nur dadurch möglich, daß die Staaten durch Wasser voneinander geschieden werden, das heißt, daß sie Inseln bilden.
Um den Liebhabern des ewigen Friedens zu zeigen, welch eine mächtige Tendenz die Natur habe, jene paradiesische Zeit herbeizuführen, ersuche ich sie, mit mir ein klein wenig die Gestalt der Erde zu betrachten. Sie werden finden, daß viele Länder, die jetzt getrennt sind, ehemals zusammenhingen, und daß andere, die jetzt noch zusammenhängen, ihre zukünftige Bestimmung, sich zu trennen, gar deutlich offenbaren.
Daß ehemals die vier sogenannten Weltteile miteinander verbunden waren, das ist gar nicht zu verkennen. Europa mit Afrika hing da zusammen, wo sie jetzt die Meerenge von Gibraltar trennt; desgleichen Amerika mit Asien da, wo die Behringsstraße ist. Daß England einst mit Frankreich verbunden war, das läßt sich ebensowenig bezweifeln.
Die Zeichnung der Länder, welche sich künftig trennen sollen, ist gar bestimmt gegeben. Hätten die Franzosen ihr Projekt ausgeführt, die Erdenge von *Suez* zu durchbrechen, so würden sie der Natur die Mühe erspart haben, zum Behuf des ewigen Friedens Afrika von Asien zu trennen. Es kann so viele tausend Jahre nicht mehr dauern, dann wird sich bei der Erdenge *Darien* Amerika in zwei Hälften teilen, und das Südliche wird sich dann zum Nördlichen verhalten, wie sich Afrika zu Europa verhält. Spanien von Frankreich zu trennen, das kann der Natur gar nicht schwer fallen, da der *Biscayische Meerbusen* schon eine große Kluft zwischen beiden Ländern bildet. Ebenso leicht ist es, Italien von Europa loszutrennen. Dänemark mit Deutschland hängt auch nicht fest zusammen, und um Schweden von Rußland loszureißen, reichen sich der *Bottnische* Meerbusen und das

Weiße Meer hülfreich die Hände. Es bleibt dann in Europa noch ein Kern übrig, der nicht zerstückelt werden kann. Zumal *Frankreich* und *Deutschland,* die hängen so fest zusammen, daß sie sich schwerlich werden trennen können. Hier sieht man aber auch deutlich den Fingerzeig des Schicksals, daß beide Länder nur *einen* Staat bilden sollen. Und welch ein glücklicher Staat müßte das nicht werden, wenn sich die deutsche Natur mit der französischen vermählte und beide sich neutralisieren.

Kraft des Staats

[Entwurf, als Teil einer größeren, unvollendet gebliebenen Abhandlung über „Form und Masse des Staats" geplant, zu der auch die 1809 und 1808 veröffentlichten Nr. 10 und 11 gehörten. D. Hrsg.]

Was anderes ist die *Kraft* des Staats, die, mit seiner *Masse* verschmelzt, als ein *Ungeteiltes* sich uns darstellt, und was anderes jene Kraft der Masse *entgegengesetzt.* Um erstere deduzieren und ihre Größe berechnen zu können, müssen wir den Staat in Konflikt mit andern Staaten bringen und so den Grad bestimmen, mit welchem er in diesem Verhältnis seine Tätigkeit äußert. Wir müssen aber die Kraft von der Masse getrennt betrachten, wenn wir den Staat nicht bloß in seinem *Dasein* erkennen, sondern die *Möglichkeit* seines Lebens überhaupt begreifen wollen. Hierbei ist folgendes zu bemerken.
Kraft und Masse verhalten sich wie Seele und Leib. Daher, so wie letztere stets vereint gefunden werden, so wird auch die Kraft immer nur als in der Masse tätig erscheinen, gleich wie in jedem Punkte der Masse eine Kraft sich ausspricht, die ihn in Bewegung setzt. Indem wir also hier Dinge trennen, die in der Wirklichkeit immer nur in Verbindung erscheinen, so tuen wir dies zwar durch einen Akt der Willkür, der aber zum Behufe der Untersuchung

notwendig ist. Denn obzwar ein Körper vom Auge nur dann angeschaut werden kann, wenn ihn das Licht erhellt, und wenn andererseits das Licht selber nur erkannt wird, wenn es an einem beleuchteten Körper als tätig erscheint, so muß dennoch das Licht vom Körper als getrennt gedacht werden, wenn man seine eigentümliche Natur untersuchen will. Hier aber herrscht dasselbe Verhältnis . . .

13. [Logenrede 1809]

Wenn wir einen prüfenden Blick auf unser Dasein werfen, so erkennen wir, daß irgendein namenloses und höchstes Wesen den ersten Keim des Lebens in die Natur gelegt haben müsse.
Zwar würde uns das Kunstwerk stets mit Bewunderung erfüllen, auch wenn wir nicht den Künstler kännten, denn vergänglich ist die Tat, die Kraft aber ist unendlich. Darum, wenn uns die Schöpfung entzückt, die ewig wechselnde, so laßt uns den großen Weltenbaumeister anbeten, der in heiliger Ruhe thront und den Samen von Millionen Welten in sich trägt.
Die Ordnung, welche abermals in der Natur waltet, die allgemeine Regel, die alles beherrscht, das wandellose Gesetz, daß Gleiches Gleiches erzeuge, und daß jede Tat ein unsterbliches Geschlecht von Folgen gebäre, – dieses ist es, was unsere Wünsche befriedigt, unsere Hoffnung aufrechterhält und unsere Betrübnis mildert.
Wie drückend und freudenleer wäre uns das Leben, wenn wir jedes Glück nur erwarten dürften von des Zufalls günstiger Laune, wenn wir in Unschuld und reinen Herzens zittern müßten vor der Tyrannei eines bösen Geschickes; wenn wir ängstlich harrten auf den kommenden Morgen, ob er das Licht der Sonne uns brächte, oder ob Finsternis bliebe. Welch ein unwürdiges Geschenk wäre

der menschliche Geist, wenn er an den irdischen Leib gefesselt wäre und mit ihm zugrunde ginge. Wie traurig wäre die Natur, wenn alles in wilden tollen Tänzen sich bewegte, wenn wir andere Früchte ernteten als die wir gesäet; mir wäre nie geboren sein das höchste Gut, wenn der Tod uns keinen mahnenden Boten sendete und uns plötzlich herabstürzte vom Gipfel des Lebens!

Was ist es aber, das uns vertrauen läßt auf den kommenden Tag? Was verwandelt des Sämanns Hoffnung in feste Zuversicht? Wer lehrt uns in dem Sarg unseres Leibes die Wiege eines neuen Lebens begrüßen?

Nicht die Gewohnheit, wie manche wähnen, lehrt uns an das Licht glauben; nicht der geübte Wechsel von Tag und Nacht erhält die Gestirne in ihrer vorgeschriebenen Bahn. Denn Tausende von Jahren sind nur ein Moment für die Welt, und die Tat eines Augenblicks kann nicht Regel werden zu den Handlungen für die Ewigkeit.

Doch die Erkenntnis eines ewigen Wesens, das die Welt regiert, die Einsicht, daß es mit Weisheit herrsche, das ist es, was uns die Pforten der Weisheit und des Heiles aufschließt.

Ein Ring der Gnade umgibt uns alle, die Guten wie die Bösen. Laßt uns die Gnade verdienen, damit wir ihrer nicht bedürfen.

Möge uns der göttliche Glaube stärken, damit wir stark werden zur Weisheit. Laßt uns weise werden, daß sich der Glauben in Wissen verwandle.

Laßt uns nach Wahrheit trachten, denn Wahrheit ist Freiheit, und Freiheit ist die Krone des Lebens. Laßt uns das Böse erforschen, denn das Böse erkennen, heißt: es vernichten.

Wir wollen mit Demut und Freude in unser Inneres schauen. Demütig – daß uns die Selbstliebe nicht täusche. Freudig – daß uns der gefundene Irrtum nicht mutlos mache.

Unser Herz ist unser Tempel, Priester und Götter zugleich; laßt uns nur reine Opfer bringen, daß wir den Gott nicht erzürnen; laßt uns nur reine verlangen, daß wir den Priester nicht entheiligen.
Heil dem, der am Rande des Grabes sagen kann: jetzt werde ich geboren. Die Schmerzen des Todes sind die Wehen seiner Mutter.
Entsagung ist das heilige Zauberwort, das jedes Glück hervorruft. Der Boden, auf dem wir bauen, kann uns keine Früchte geben. Der Tor genießt die Frucht und weiß nicht, woher sie kommt, der Weise sät und erntet und freut sich seiner Tat. Geheimnisvoll ist jede Saat. Der Schnitter sieht, staunt und betet an. Darum wollen wir die Gegenwart der Zukunft opfern, wie die Vergangenheit war der Samen für die Gegenwart.
Die Tugend ist die Schutzmauer des Glücks, und Mäßigkeit und Gerechtigkeit sind die Grundsteine der Tugend. Sehnsucht ist die Wurzel des Lebens, und Genuß ist das Grab der Sehnsucht. Trinket mäßig aus dem Becher der Freude, daß euch noch ein Abschiedstrunk übrigbleibe in der bittern Stunde, wenn ihr euch von diesem Leben trennt.
Das ist die Natur, o Mensch, und du beherrschest sie. Freue dich deiner Herrschaft, doch mißbrauche sie nicht; regiere mit Milde, daß sie sich nicht der Sklaverei erinnere; denn das *gefesselte Volk ist furchtbarer als das freie*. Fliehe die Sättigung, sie ist die Verräterin deines Glücks und deiner Majestät. Sei mäßig. — —
Die Liebe wird aus dem Hasse geboren, und ohne Streit wäre keine Versöhnung. Im Kampfe der Dinge bilden sich die Kräfte aus, und die schlummernden erwachen. Jedes einzelne Wesen muß seine Selbstheit fühlen lernen, um sie der allgemeinen Harmonie der Welt freiwillig als Opfer darzubringen.
Licht ist Wahrheit; Finsternis ist die Mutter des Lichtes, Irrtum der Vater der Wahrheit. Wer Wahrheit *sucht*,

hat sie schon gefunden; wer sie nie vermißte, besaß sie nie. Es gibt keinen Irrtum als den, daran zu glauben. Die Sinnlichkeit ist das Prisma der Vernunft; wir kennen nur die Farben des Lichtes; doch wir sahen nie das reine farbenlose Licht. Denn wir leben im Lichte, und das Auge kann sich selbst nicht schauen.
Gewalt nahe sich nicht, wo kindliche Hingebung Pflicht ist, und wo Liebe fesselt, bedarf es nicht der Schmeichelei.
Der Freund warnt vor Abgründen, doch indem er zeigt, wie man die Gefahr vermeide, lehrt er die unvermeidliche Not mit Standhaftigkeit ertragen.
Sei unveränderlich in den Gesinnungen für das Gute und ausdauernd in dem Bestreben, die Gesinnungen durch gute Taten lebendig zu machen.
Das Herz prüft, was der Verstand erdacht, die Hand vollführt's.
Nur eine gemeinschaftliche Formel gibt es für alle unsere Handlungen – die der Gerechtigkeit. Doch verschieden sind die Wege zur Wahrheit; am Ziele aber treffen wir uns alle. –
Himmlischer Vater! Sende uns dein Licht. Erleuchte unser Herz, daß es würdig werde zum Tempel unserer Anbetung. Lehre uns, wie wir andere belehren. Schaue gnädig auf den Irrenden herab und lasse den Wankenden nicht fallen. Gib uns Mut, das Gute zu wollen, und Kraft, unsern Willen zu vollführen. Verleihe uns die Standhaftigkeit des Mannes und die Folgsamkeit des Kindes. Amen!

14. Über Freimaurerei

[1811 ?]

Sooft unserer göttlichen Kunst ein neuer Tempel erbaut wird, kann man sich einer Betrachtung nicht erwehren, die das Herz betrübt und den Geist gefangennimmt.

Warum muß die Wahrheit hinter Mauern flüchten, wo des Lebens frische Lüfte sie nicht berühren, wo der Sonne Strahl sie nicht beleuchtet, wo sie beim Dämmerschein der Kerzen hinschmachtet und ihre Farbe der Gesundheit verbleicht? Wie lange noch wird die Göttin, der Beschwörung des Eingeweihten allein folgend, dem Rufe des Profanen ungehorsam bleiben? Wie lange noch soll das himmlische Licht, in die enge Schranken eines Dreiecks gebannt, der Menge unzugänglich sein, die dürstend nach der Quelle eilt? Ist dieses Weltall nicht geschmückt genug, daß es uns zum Tempel dienen könne? Sind die Säulen des Rechts und der Liebe nicht stark genug, um das ewige Firmament der Wahrheit zu tragen, und lehrt die blühende Natur nicht jede Wissenschaft schöner und lebendiger als stumme Zeichen auf tote Leinwand gemalt? — Solche Zweifel hegend kam ich zu einem frommen Priester der Maurerei und bat um Belehrung. — Was er mich lehrte, will ich treu verkündigen.

Nachdem das heilige Wort entsendet, das der Welt ihr Dasein gab, ward das Chaos geboren. Dunkel war sein Leben, doch liebevoll; öde, doch ohne Sehnsucht; einförmig, doch nicht allein, denn ihm stand nichts gegenüber. — Verschwistert waren alle Kräfte, und der Schöpfung einziger Sohn schlummerte in Träumen der Kindheit und der Unschuld. Nun ward das Licht, und der Friede — starb. Die Elemente begannen ihren fürchterlichen Kampf, und aus dem Schoße der allumfassenden Mutter stiegen Geschöpfe, feindlich gesinnt im Sein und im Werden. Das Licht, das alles bindet und alles löst, zeugte zwei Söhne: das Leben und den Tod, den Tag und die Nacht. Die Morgenröte spottete die Nacht des Trugs und des Wahns hinweg, und am Abend schwang der Himmel sein blutiges Panier, und die verscheuchte Finsternis kehrte siegreich zurück. — Dasein kämpfte gegen Dasein, Liebe gegen Haß, Treue gegen Verräterei und der Tod gegen

alles. Die Natur hatte ihre ganze Kraft verschenkt, es gab kein herrenloses Gut mehr. Was das eine erwarb, mußte das andere verlieren; jeder Atemzug war ein Diebstahl, jeder Pulsschlag war ein Mord. So sproßte die Pflanze der Zwietracht, mit ihren Zweigen den Himmel berührend, und ihre Blüte war – der Mensch.
Wie das Herrliche der Schöpfung in dem Menschen sich offenbaret, so auch das Verworfenste; denn die höchsten Bäume sind's, die am tiefsten wurzeln. Wenn die sinnlosen Geschöpfe der Natur in ihren Kämpfen sich bewußtlos anfeindeten, wenn ihren Schmerz weder Erwartung noch Erinnerung begleitete; so war beim Menschen nicht die *Tat* allein, auch der *Wille* war blutig; Reue folgte der Sünde nach, und vor dem Übel ging die Furcht drohend einher. Die Herrschaft ward geboren und mit ihr die Sklaverei. Das Recht mußte der Stärke weichen, das Glück ward der Habsucht geopfert und die Unschuld der Bosheit preisgegeben. Jeder Baum der Freude trug die vergiftete Frucht des Neides, und unschuldsvolle Geschlechter mußten den Jammer ernten, den andere gesäet. Der Wahnsinn hatte den Menschen ergriffen; er vergaß, daß nur *ein* Herz im Busen der Menschheit sich bewege; mit selbstmörderischem Beginnen zerriß er seine eignen Glieder – der Mensch erschlug seinen Bruder.
So ward Jahrtausende der Kampf fortgeführt; der Besiegte verlor, doch der Sieger hatte nichts gewonnen, und nur Leichen behaupteten das Schlachtfeld. Das Gut, um welches man stritt, ward keinem zuteil, der karge Becher der Freude ward im Taumel umgeschüttet, und früher, als man es selbst verlangte, gab man der schadefrohen Erde ihre Beute hin. – Was war die Quelle dieser ewigen Feindschaft, und was war ihr Ziel? Es war nicht der *Preis* des Sieges, um den man kämpfte, man kämpfte um die Lust des Kampfes; denn oft kehrten die

Völker gesättigt vom Streite zurück, gestillt war jede Sehnsucht und jeder Wunsch befriedigt. Todesstille herrschte über Leichenfelder, und die Morgenröte des Friedens ging glänzend auf. Darob erschraken die Bösen und hielten ihren sündlichen Rat. – „Soll unser Reich zugrunde gehen? Ist nichts vorhanden, das die erloschene Kampfbegierde wieder anfacht, und hat der Himmel keine Blitze, um die Welt des Friedens zu entzünden?" Sie suchten solche Blitze und fanden sie auch. Das Heiligste, was die Erde und der Himmel trägt, das schönste Gut, das der Mensch besaß, stahlen sie frech, warfen es hin auf den Kampfplatz, und die Flamme des Kriegs loderte von neuem auf. – – – Was war jenes Heilige, das dem Blödsinn zur Folie dienen mußte? Wie hieß das Göttliche, das der Mensch zum Wetzstein seiner Bosheit herabwürdigte? Wie es hieß? Keiner frage mich darnach! Ich weiß es wohl, doch darf ich es nicht sagen. Ich mag in diesem Hause des Friedens und der Freude das Wort nicht aussprechen, das wie ein böser Zauber den Vorhang vor einer blutigen Vergangenheit hinwegzieht; ich mag das Wort nicht nennen, das in wenigen Silben das Schrecklichste bezeichnet: den Mord, den Mörder und den Gemordeten zugleich. –

Solches sahen die Guten und die Besten jeder Zeit, wie die Menschheit in ihren eigenen Eingeweiden wühle; sie sahen es und trauerten. Sie trauerten, doch sie verzweifelten nicht. Denn das Kraut des Heils sproßte in ihrem Herzen, und die Hoffnung des Genesens machte sie gesunden. Sie beschlossen, die vertriebene Vernunft wieder in ihre Rechte einzusetzen. Sie sprachen zu dem Volke der Finsternis, und Worte des Friedens und der Versöhnung strömten von ihren Lippen: „O, Könige der Natur, habt ihr das Leben auf eine Ewigkeit gepachtet, daß ihr Jahrhunderte, dem Hasse vergeudet, nicht für verloren haltet? Werdet ihr euern Kindern einen Balsam hinterlassen, um

die Wunden zu heilen, die ihre Väter schlugen? Habt ihr ein Zauberwort, das die Geschlechter wieder hervorrufe, die ihr getötet; das die Ruhe wiederherstellt, die ihr getrübt; das die Narben ausglättet, die die Schande eurer Ahnen der Nachwelt überbringen? O! kehrt zum Frieden zurück und liebt euch!"

So redeten die Guten in ihrer Frömmigkeit. Doch von der ehrnen Brust der Bösen hallten ihre Worte nachspottend zurück. *Gehört* hatte man sie, aber nicht *verstanden*, und Verfolgung war ihr Lohn. Doch keine Saat geht durchaus verloren, und nicht ganz fruchtlos war ihr Bemühen. Alle die, welche Gott im Herzen und die Wahrheit im Geiste trugen, traten hervor und folgten dem Ruf. Sie reichten sich die Hände, und der Bund des Lichts war geschlossen. Keine Zeugen hatten ihn beurkundet, kein Unterpfand hatte ihn versichert; das heilige Wort ging von Mund zu Mund, und um den Altar des Rechts zog sich der geheimnisvolle Kreis und wehrte den Zutritt. — Wie heißt das Bündnis, das die Edlen aneinanderkettet, das den Geist dem Herzen vermählt und dem guten Willen die Tat zusichert? — Es heißt hier in diesem heiligen Tempel, dem Herkommen gemäß, *Maurerei*. Anders nennt man es im Leben; doch nennt es, wie ihr wollt, es spricht sich stets als das Würdigste aus.

Ja, meine Brüder, die Maurerei ist die heilige Quelle, wo die verblühte Schönheit ihre Huldigung, wo die getrübte Weisheit ihre Helle, wo die geschwächte Kraft ihre Fülle wiederfand. Sie ist das Asyl der geängstigten Treue, die Versöhnerin der beleidigten Unschuld, die Vergelterin der unbezahlten Liebe. Die verworrenen Rechte des Lebens soll sie ordnen, das bestochene Urteil der Leidenschaft soll sie strafen, die Handlungen des Herzens soll sie richten. Was die plumpe Hand des Blödsinnes wild untereinandergemengt, das soll sie sondern und mit ihrem Geiste beleben; was die Feuerkraft der Begierde zu heiß um-

armt, das soll sie mit ihrer Milde erquicken; und was die unkundige Menge zu streng verdammt, das soll sie mit ihrem Schilde schützen. – Sie stürzt die Scheidewand ein, die das Vorurteil zwischen Menschen und Menschen aufgerichtet; sie zieht das goldene Kleid hinweg, das einen seelenlosen Leib bedeckt; sie stellt Herz gegen Herz, Geist gegen Geist, Kraft gegen Kraft und gibt dem Würdigsten den Preis. Sie lehrt den Baum nach seinen Früchten schätzen; nicht nach dem Boden, der ihn trägt, nicht nach der Hand, die ihn gepflanzt. Sie sichert das Glück vor den Pfeilen des tückischen Zufalls, sie ergreift das Ruder bei den Stürmen des Lebens und führt das lecke Schiff in den sichern Hafen ein. –

So, meine Brüder, sollte die Maurerei handeln, so sollte sie sein. Doch so *war* sie selten, so *ist* sie nicht. Nicht der *Göttin*, dem *Priester* opfert man. Man ward es müde, das *Kunstwerk* anzubeten, man wollte den *Künstler* verehren. Nun trat man keck hin vor die Göttliche und sprach: Sag' uns doch, wo kömmst du her? Wohin gehst du? Wer hat dich gemacht, und für wen bist du verfertigt? Doch der Himmel verschmäht es, der Erde Rechenschaft zu geben, und keine Antwort erfolgte. Jetzt warf der Maurer das Senkblei seiner Wißbegierde aus – grundlos war das Meer. Das wilde Herz pochte an die Schranke der Erkenntnis und forderte den Ausgang; doch die Schranken blieben stehen, und die Pforte öffnete sich nicht. Zu den Sternen schaut er hinauf, wo die Wahrheit quillt – das *Leuchten* sah er wohl, doch nicht das Licht. Jetzt wendet er rückwärts seinen Blick; die Vergangenheit soll ihm die Gegenwart lösen; doch die ernste Sphinx im Osten schaut ihn verschlossen an, und hinter dem Schleier der Isis lauscht der Tod. Nun irrt der betrogene Maurer in der Weite umher und kann die Heimat nicht mehr finden. Da ließ eine Stimme sich hören aus dem Innersten seines Herzens. Sie sprach zu ihm:

Betörter Mensch, du hast dein eignes Haus verlassen und suchst Ruhe in der Fremde. Du bist der Wahrheit treulos geworden und suchst Heil bei der Lüge, du bist der Quelle entflohen und suchst Erquickung in der Wüste. – Kehre schnell zurück! Mensch, erkenne dich selbst. – Der Maurer *hörte* wohl die Stimme seines Herzens, doch er gehorchte ihr nicht. Der Puls seiner Neugierde war fieberhaft gespannt; er wollte der Maurerei Herz und Nieren prüfen. Da ergriff er im Wahnsinn das kritische Messer; er öffnete, er zerlegte sie; er ging ihren Adern nach, er sonderte ihre Nerven. Nun ja, jetzt lagen ihre innern Teile klar und zergliedert vor seinen Blicken; doch eine Leiche war sie geworden, der Geist entfloh. Er hatte die Quelle der Maurerei entdeckt, doch nur vertrocknet fand er sie; er war ihrem Bette nachgegangen, doch versiegt war der Strom. – Anfänglich war man freilich etwas betrübt über ihren Tod; doch bald tröstete man sich, man setzte sich hin und schrieb – *Maurerische Systeme.* – Systeme! – Ja, der Mörder glaubte seine Tat gebüßt zu haben, wenn er seinem Schlachtopfer eine Leichenpredigt hielt. Man spannte das Gemälde des gotterfüllten Künstlers in einen langweiligen Rahmen ein, und einer bemalten, vielfarbigen Natur gleich blickt uns das göttliche Bild der Wahrheit lächerlich an und läßt weder die Anbetung in unserm Herzen, noch die Bewunderung in unserm Geiste aufkommen.

Man hat innerhalb des Tempels der Maurerei Vorhänge aufgehängt, und wieder einen, und noch einen. Meine Brüder! kann denn das Heilige noch heiliger sein? Hat die Wahrheit ihre Stufen, hat die Seligkeit ihre Grade, und kann die Sonne heller leuchten als helle? – Man will die Unwürdigen abhalten – o unnötiges Bemühen! Die Sehkraft erfaßt die Dinge, das Licht bietet sie nur an; dessen Auge trüb ist, wird auch nur Trübes schauen; seid unbesorgt, jedem wird nur so viel Licht zuteil, als ihm

gebührt. Stürzt die Mauern ein, der Schwache wird doch nichts erbeuten. Öffnet die Pforte: die Sehnsucht bleibt doch stets das Maß der Befriedigung. –
Meine Brüder, wenn Lüge gegen Wahrheit, wenn Tugend gegen Laster streitet, dann bleibt das Herz des Zuschauers nicht ganz ohne Trost; denn wo Ungleiches mit Ungleichem kämpft, da muß eines unterliegen. Man weiß, wohin man seine Neigung zu wenden [hat], und wenn auch das Verderben den Gerechten trifft, so endet doch der Schmerz mit der Tat, die ihn hervorgebracht. Wenn aber Wahrheit mit Wahrheit, wenn Tugend mit Tugend sich feindlich begegnen, woher soll man alsdann Beruhigung nehmen? Wem soll man den Sieg, wem den Untergang wünschen? Ist nicht die Freude des einen die Trauer des andern? – So ist es in der Maurerwelt. Systeme kämpfen gegen Systeme; Logen gegen Logen; Brüder gegen Brüder. Ja, wunderbar ist es zu sehen; alle wollen sie die Wahrheit suchen, doch jeder will allein sie *finden*. Alle wollen die gefundene Wahrheit mit allen teilen, doch jeder will allein sie suchen. Das Licht ist in seine Bestandteile zerfallen, und Farbe kämpfet gegen Farbe. Die Weisheit hat sich mit der Standhaftigkeit verbunden und hält standhaft die Einigkeit von sich entfernt. Die Morgenröte, die das Licht verkündigt, wird vom hohen Mittag verspottet – verachtet; denn das stolze Sonnenbild hat seine Wiege vergessen und schämt sich seiner Mutter.
Meine Brüder, wann wird der Tag erscheinen, den alle Maurer mit einem Herzen begrüßen? Wann geht der Mittag auf, der uns zur gemeinschaftlichen Arbeit führt, und wann bricht die Nacht heran, wo alle Brüder Arm in Arm entschlummern? – Er wird kommen, der Tag des Lichts! Mögen immerhin Pygmäengesinnungen in einen Kampf sich einlassen mit dem Riesengeist der Wahrheit; wir lächeln und sind des Sieges gewiß, doch – auch

die Wunde des Siegers schmerzt. Darum, meine Brüder, laßt uns mit lindernder Hand Balsam träufeln in die Wunde der siegenden Wahrheit, damit, wenn man das neunzehnte Jahrhundert noch einmal erröten sieht, man sagen möge: *„Die Farbe der Freude ist's, die es verklärt, nicht die Farbe der Scham!"*

15. Über Musik und Talentbrüder

[1811]

Ob Maurerei geheime Weisheit lehre? Viele behaupten, viele verleugnen es. Ich glaube daran; denn geheim ist jede Weisheit. Nicht etwa, als ob der helle Seher der Fakkel bedürfe, um die Sonne zu schauen, nicht etwa, als ob der Zauber unserer Kunst vermöge, den Nebel wegzuhauchen, der den Blinden umhüllt. Nein, solches gewährt Maurerei nicht, solches verlange man nicht von ihr. Doch all- und nichtssehend ist kein Sterblicher. Wir steigen, wie die Engel im Traume, auf der Leiter des Wissens auf und ab, den Boden berührt keiner und keiner den Himmel.
Doch was ist es sonst, das, in der Schule der Welt vergebens aufgesucht, in diesem Tempel sich uns darbietet? Nicht das Licht wird vermehrt, nicht das Auge wird gestärkt, nur seine Waffe findet hier das Gesicht. Die Sonne der Wahrheit bescheint mit gleicher Liebe alle ihre Kinder. Dem gesunden Auge genügt diese Helle, nicht so dem schwachen. Wir lehren es die Strahlen des Lichtes in einen Brennpunkt sammeln und tausend Dingen die Quelle ihres Daseins rauben, um das Leben eines einzigen zu steigern. Nun dehnt ein leichtes, unsichtbares Luftgebilde sich in gigantische, schreckende Formen aus. Das Spinngewebe wird zum Baugerüste, die Göttin zur Magd. Frevelhaft ist dieses Beginnen, doch unerläßlich. Der Schmetterling verliert zwar vom Glanze seiner Farben, wenn man ihn hascht, doch haschen muß man ihn, soll

nicht das Ergötzen flüchtig sein wie der Augenblick. Die Nadel, die ihn mordet, sichert euch eure Freude. So stirbt die Wahrheit, wenn man sie begreift, und töten muß man sie, will man sie begreifen.
Darum, meine Brüder, zürne keiner unter Ihnen, wenn ich, von Musik redend, die Göttliche in irdische Gewänder kleide und das hehre, luftige Hauchbild an das Dasein einer Saite schimpflich kette! Wer die Freie kannte, wird sie leicht befreien; wer es nie getan, verliert nichts. Wenn man Staub auf eine Glasscheibe streut und tönend daran schlägt, formt sich die Erde zu mannigfaltigen Gestalten, zu seienden und werdenden. So schlummerte auf der Folie des Lichts die chaotische Welt, als Gott sein klangreiches Wort aussprach: „Es *werde*!" und das tönende Gebot ging von Ort zu Ort. Aufgerollt ward der Vorhang und festgesetzt der ewige Takt. Welten bewegten sich, und die Sterne begannen ihren Lauf. Meere rauschten, Winde säuselten, die Nachtigall flötete, und die Donner rollten. Keiner verstand den andern, doch der Einzige alle. So hallt das erhabene Lied der Schöpfung ewig nach, und ein Laut zeugt den andern.
Darum, meine Brüder, laßt uns die Musik verehren, die jüngere Schwester des Lichts. Beide thronen in den Lüften und verkünden der Erde, was ferne Welten denken und was sie fühlen.
Es gibt keinen stillen Raum in der Natur, keine stumme Zeit in der Geschichte. Alles tönet, alles redet. Die Morgenröte wird von den fröhlichen Sängern des Waldes begrüßt, und am Abend taucht die Sonne rauschend in das Meer. Der Schmerz hat seine Klagen, die Freude hat ihre Lieder, und selbst der Tod hat seine Worte. Nie endet die Musik, und wenn das blöde Ohr des Menschen das leise Reden der Nacht nicht vernimmt, so erinnert ihn der Schlag seines Herzens, daß das Leben noch vorhanden, daß die Töne nicht erstorben seien.

Es gibt verborgene Winkel im Dasein des Menschen, wohin keine Worte dringen. Der Eispanzer, der das Herz des Bösewichts umschließt, spottet jeder Mahnung, und der Ruf der Kraft sucht vergebens Eingang in die Seele des Erschlafften, der sich hinter den Bollwerken seiner Furcht feig verrammelt. Dort, wo Rührung den Verhärteten, wo Mut den Schwachen fruchtlos anspricht, dringt der Zauber der Musik unwiderstehlich ein. Sie lockt Tränen aus den vertrockneten Augen des Weltmanns, der, das heuchlerische Spiel der Pfauentugenden wohl kennend, an keine Liebestat glaubt und den Edelmut des Guten verlacht. – Wie oft hat nicht in dem Kriege unserer Zeit, da ein großes Volk um Recht und Freiheit kämpfte, ein begeisterndes Lied die Schlacht entschieden, wo die Übermacht des Feindes keine Hoffnung erlaubte! Der Feind floh, nicht vor dem Schwerte des Siegers, die Allmacht der Töne hatte ihn zertrümmert.

Ich sah den Helden, der alles besiegte und dem die Welt gehört. Er saß schweigend in dem dunkeln Winkel des Saals. Fürsten standen um ihn her und lauschten seines Befehls, er aber lauschte der Musik, und gehorchend vergaß er, daß er Herrscher war. Seht! können nun Töne das Unbezwingbare besiegen, so sind sie so mächtig als die Zeit und mächtiger als die Natur.

Man erzählt, daß Musik den giftigen Biß der Tarantel heile. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, doch andere Wunden sind mir bekannt, die auf den Ruf der Töne sich schließen. Wie beklag' ich den, den solche Wunden nie geschmerzt: die süße Arznei macht die Krankheit wünschenswert. Wenn in den Stürmen des Lebens die *bewährten* Freunde am sichern Ufer stehen, jeder die Arme ausstreckt und nach Hilfe ruft, doch keiner es wagt, sich selbst in die Flut zu stürzen, wenn verratene Treue, unbelohnte Liebe, wenn getäuschte Erwartung an unserem Herzen reißen: dann nimmt uns die Himmlische unter

ihre Fittiche und wiegt uns sanft in den Schlummer der Vergessenheit. Seht den Schweizerbewohner, das Vorbild der Treue und der Kraft, der fremden Herrschern dient, die ihm mehr als eigenen Untertanen vertrauen; seht, wenn er in der Fremde die Alpenflöte hört, wie ihn die Sehnsucht nach der Heimat ergreift, ihn unwiderstehlich fortzieht und er, die Schande und den Tod nicht scheuend, seine Fahne und die Tugend verläßt! – Kann Musik die Treue selbst zum Verrate zwingen, um wieviel leichter wird sie nicht den Verräter zur Treue zurückführen und den Sünder in den Arm der Tugend leiten!
Tretet hinaus auf die bunte Szene der Welt, wo in regelmäßiger Wildheit das fürchterlich-schöne Spiel der Geschichte sich aufrollt und Menschen sich drängen und Taten sich treiben. Jeder gibt seinen Ton an und verschwindet. Das Lallen des Kindes und das Angstgeschrei der verfolgten Unschuld, das Brausen des Meeres und das Säuseln des Zephirs, das Flöten der Nachtigall und der Donner des mordenden Geschützes, alle verschwistern sich zu jener ewigen göttlichen Harmonie, die jeder befördern hilft, wenige begreifen und keiner zu stören vermag. Darum erkühne sich keiner, Menschen und Begebenheiten nach seinem Maßstabe zu richten, sonst gleicht er jenem Kannibalen, der seine Schlachtopfer in ein eisernes Bett legte und sie zerriß oder ausdehnte, bis sie der Richtschnur *seines* Lebens glichen. Legt nicht die schnöde Elle des Schneiders an Pyramidenherzen an, die den Himmel küssen und, sich über das Gemeine erhebend, dem Zahne der Zeit trotzen und den Zungen kleiner Toren. Legt das wilde Brausen des erzürnten Meeres nicht auf die Wagschale der bürgerlichen Gerechtigkeit und zürnt nicht, wenn sein lauter Ton eure schwachen Instrumente überstimmt und euer schleichender Takt seinem raschen Lauf nicht zu folgen vermag. Beruhigt euch, keiner darf sein

Maß übertreten, und alle vereinen sich, zum Ruhme des Schöpfers das erhabenste Lied zu singen.
Schaut um euch, wie die alte langweilige Melodie täglich wiederkehrt und wir, schwebend zwischen Schlaf und Wachen, die verjährten Ammenlieder singen, weiser *denken,* doch nicht klüger zu *handeln* vermögen. Darum mißhört nicht jene höheren Geister, die wie Sturmwind durch die Welt ziehen und das faule Orchester in Bewegung setzen. Sie sind die Solospieler im Konzerte der Welt, und ihre Kadenzen unterbrechen den einförmigen Takt der Lebensmusik.
Und endlich, wenn alle Pulse der Natur entschlummert sind und eine lange Nacht die Welt bedeckt, wenn keine Träume mehr uns beglücken und keiner unsern Schlaf bewacht als der Schöpfer aller Dinge: dann tönt die Posaune des Weltgerichts in unser Ohr; wir erwachen, die erstorbenen Töne steigen aus ihren Gräbern, und das erfrischte Leben beginnt von neuem seinen schöneren Lauf.
— — Ist keiner unter euch, der einst, das Herz von wilden Leidenschaften zerrissen, von Begierden feindlicher Natur umhergeschleudert, von Ehrbegierde und Sinnlichkeit, von Wissensdurst und einer faden Liebelei bald hierbald dorthin getrieben, nicht wußte, was er tat, und nicht tat, was er wollte, und nun plötzlich ein Trompetenschall, stark wie der Felsen im Meer und einsam wie der Wanderer in der Wüste, seine schlummernde Seele erweckte — wie nun die verworrenen Töne seines Herzens in eine Harmonie verschmolzen und, dem Ruf des Feldherrn folgend, alle feigen Kräfte seines Geistes zu einem Ziele sich hinbewegten? — — Seht, das kann Musik! — Sie öffnet die verborgenen Falten unseres Herzens, und das trunkene Ohr, zwischen Himmel und Erde geschleudert, schaut in einem Momente die Freuden des Elysiums und die Qualen der Hölle.
Wie ehren wir jene Göttin? Wie soll der Maurer sie ver-

ehren, der nur dem Schönen dient und nur über Schönes herrschen mag? – Wenn wir die Allmacht Gottes in seinen Werken anbeten, so müssen wir die Kunst in dem Künstler achten.

Wenn auch das göttliche Bild der Musik sich nicht stets in denen spiegelt, die sie üben, wenn die Gemeinheit, die uns alle bändigt, auch sie umstrickt; wenn sie rühren, während ihr eigenes Gemüt im Froste starrt, wenn sie erfreuen und selbst betrübt sind; wenn sie sanfte Gefühle erregen und ein Hohnlächeln um ihre Lippen schwebt: mindert das ihren Wert? Ist das Gefieder des Pfaus weniger schön, weil es ein einfältig Gemüt bedeckt? Spiegelt die Sonne sich in den Farben einer Schlange nicht ebenso reizend als in dem Gewande einer schuldlosen Turteltaube? – Darum sei es unsere Pflicht, Tonkünstler in unserer Mitte aufzunehmen. Meßt sie nicht nach dem Maßstabe, womit man andere Menschen richtet. Fragt nicht darnach, ob sie mäßig, ob sie wirtschaftlich, ob sie verständig seien. Das sind Tugenden, die den *Bürger* zieren, der Künstler aber gehört der Welt. Mag er immerhin im Übermaß der Freude schwelgen; ein nüchternes Gemüt hat nie etwas Großes vollbracht. Die delphische Pythia sprach im Rausche ihre Orakelsprüche, und im Wahnsinne beherrschte sie *Gräzien*, das Band der Schönheit, das zwischen Rom und Indien die heilige Kuppel unseres Tempels stützt.

16. Aphorismen *

[1808–10]

1. *Archimedes* wollte die Erde aus ihrem Gleise rücken, sobald er *außer* ihr fußen könnte. Das ist das Todes-

* Die in Nr. 16 der Jugendschriften mit * bezeichneten Aphorismen hat Börne in die Aphorismensammlung seiner Gesammelten Schriften von 1829 aufgenommen (VI der vorliegenden Ausgabe).

urteil der Philosophie. Wir können die Vernunft nicht eher erkennen, als bis wir *unvernünftig* werden.
2. Was in der Körperwelt die *Schwere* ist, das ist die *Tugend* im Geisterreiche.
3. Das Leben ist Sünde, nur im Grabe ist Unschuld. Jeder Atemzug ist ein Diebstahl, jeder Pulsschlag ein Mord. Die Blumenspiele der Kindheit und der blutige Ernst des Mannes sind nur in dem Eindrucke verschieden, den sie auf unsre Nerven machen.
4. Nicht um alles in der Welt möchte ich akademischer Lehrer sein. Das Beste von dem, was man weiß, darf man doch nicht sagen, und das Beste von dem, was man sagt, wird nicht verstanden.
5. Es gibt ein[en] Irrtum, der gar vielen anklebt: der Glaube, daß es Irrtümer gebe.
6. Man kann nicht sagen, daß er hinkt, denn er bewegt sich gar nicht. Keiner sieht ihn, ohne an die sieben magern Kühe Pharaonis zu denken. Er gefällt sich darin, den Brennus zu spielen, und wirft das Schwert auf die Waage des Rechts. Er hat alle Wochentage am Leibe. Den Sonntag im Kopfe; denn da wird immer gefeiert. Sein Witz hat die Farbe des blauen Montags usf.; denn ich mag sie nicht alle herzählen. Ein spaßhafter Satan hat ihn erschaffen, um dem lieben Gott seinen siebenten Tag zu parodieren. Er ... „aber wen meinen Sie, mein Herr?" Ich meine den Geist der *** Studenten.
7. Die Philosophie des *Diogenes* predigt mehr den Egoismus als *Alexanders* Eroberungssucht.
8. Im menschlichen Organismus unterscheiden wir drei Reiche: das Reich des Magens, das Reich des Herzens und das Reich des Gehirns. Der Magen fesselt uns an die Erde; das Herz verbindet uns mit den Menschen; durch das Gehirn hängen wir mit der Sonne zusammen.
9. So ein eitles Tier ist der Mensch, daß er lieber sich selbst herabwürdigt als sein philosophisches System.

10. Moses, Christus und Napoleon bilden die heilige Trias der Geschichte.

11. Die Philosophen sind doch sonderbare Käuze. Den Egoismus der einzelnen Menschen will keiner gelten lassen, da schreien alle, er wäre sündlich, wider Moral und Christentum. Den Egoismus der Menschheit hingegen predigt ein jeder. Schon mit der Ammenmilch wird er uns eingeflößt: „Wir Menschen sind die Kronen der Schöpfung, und die ganze Welt ist nur unser wegen da; drum preiset, ihr Kinder, Gott den Herrn und bewundert seine Weisheit.“ O Eitelkeit der Eitelkeiten! Die Erde ist das Komödienhaus in der großen Himmelsstadt, und du, o Mensch, spielst den Hanswurst darin.

12. Wo wir unfähig sind, die Gesetze der Notwendigkeit zu erkennen, da glauben wir frei zu sein.

13. Die Französische Revolution hat den Unterschied der Stände aufgehoben. Eine solche Revolution wäre auch in der Philosophie zu wünschen, damit die Schranke einstürze, welche die Philosophen zwischen Körper und Seele aufgerichtet haben.

14. Wenn es Weiber gibt, die durch ihren Geist glänzen, was ist es mehr als das Leuchten des Bononischen Steins, was anders als das eingesogne Licht von der Sonne der Männlichkeit?

15. Das Hofleben ist ein Schachspiel ohne Rochen.

16. Die Schriften vom Verfasser des goldnen Kalbes sind mit einer Schweizergegend zu vergleichen. Man genießt überall herrliche Aussichten; aber der Weg ist steil und ermüdend.

17. Ich hörte einen Preußen sagen: „Daß Napoleon schon um drei Uhr morgens das Bett verläßt, das tut er bloß aus Eitelkeit, um Friedrich dem Großen nachzuahmen.“ Da habt ihr ein feines Muster der deutschen Experimentalpsychologie.

18. *Schmidts* Geschichte der Deutschen ist eine würdige

Kopie der Nation, deren Geschichte darin beschrieben wird. Ganz so chaotisch ohne Kraft, ohne Einheit, und aus Mangel der Vaterlandsliebe voller Kosmopolitismus.
19. Aus Goethes *Faust* kann man mehr lernen als aus hundert Kompendien der Metaphysik.
20. Willst du die Zwittergestalt kennenlernen, die aus Vermischung der Politik mit der Moral entsteht: so lese nur Ciceros Buch von den Pflichten.
21. Die Deutschen haben zwar vielen körperlichen Mut, aber auch gar keine Geistestapferkeit. Sie haben den Mut, nicht witzig zu sein; sie haben den Mut, nicht mit ihrer Sprache vertraut umzugehen, und auch aus Feigheit verstecken sie sich hinter die Moral.
22. Es gibt nur drei deutsche Schriftsteller, die einen Stil haben: Schelling, Schleiermacher und Johannes Müller.
23. Auf dem Westphälischen Friedenskongreß zu Münster beklagte sich eine französische Herzogin über Langeweile. Der Gesandte eines deutschen Hofes riet ihr, sie möchte zum Zeitvertreib die deutsche Sprache lernen. Wollte Gott, daß wir über diese Geschichte lachen dürften!
24. ((Wenn ich nicht selbst ein Jude wäre, so wollte ich manches zum Lobe der Juden sagen; aber die deutsche Eitelkeit zwingt mich, Bescheidenheit zu affektieren.))
25. Die Deutschen bilden sich so viel auf ihre Bescheidenheit ein; das kömmt mir vor, als wollte ein Hase mit seiner Furchtsamkeit prahlen.
26. ((Ein Konrektor, der von Paris kam, sagte, er wollte sich von einer Französin lieber beohrfeigen als von einer deutschen Dame sich küssen lassen. In dem prosaischen Munde eines Konrektors klingt so was sehr glaubwürdig.))
27. Die Geschichte scheint seit anderthalbtausend Jahren keine andere Absicht gehabt zu haben, als Deutsch-

land zu erziehen. Hätte die Lehrmeisterin nicht mehr Geduld als der Lehrling Fassungskraft, sie würde den ungeschickten Zögling schon längst aufgegeben haben.
28. Über die Schwächen der Menschen zu spotten, das ist ein selbstmörderisches Handwerk. Man kann dem Kritiker vorwerfen: Du gleichst dem Kinde, welches das Bild im Spiegel für etwas Fremdes hält.
29. Kein akademischer Lehrer hat einen schwereren Stand als der Professor der Politik. Denn in dem Vortrage dieser Wissenschaft gibt es zwei Gefahren, [an] denen man ohne große Gewandtheit nicht unbeschädigt vorbeiseglen kann. Auf der einen Seite drohet die Sandbank der *Flachheit*, auf welche zu geraten der Eitelkeit schmerzt; auf der andern schreckt uns der Felsen der *Wahrheit*, welcher dem Leben gefährlich ist. Wer wird es wagen, auf dem Katheder den *Machiavelli* zu loben? ((Wer möchte sich aber auch herablassen zu sagen: Machiavelli habe eine Satire schreiben wollen. Ich kenne einen Professor der Politik, der dieses gesagt hat; allein ich bin überzeugt, daß er es selbst nur aus Satire sagt und daß er diejenigen hat persiflieren wollen, die einer solchen Meinung sind.))
30. Man hat Friedrich dem Großen viele Lobsprüche über seine Mäßigung gemacht, daß er bei so vieler Heldenstärke doch so wenig eroberungssüchtig war. Ich glaube nicht, daß er dieses Lob verdient hat, da es nicht in seiner Gewalt stand, es anders zu machen. Die Natur hatte ihn ebensosehr zum Philosophen als zum Helden gebildet; daher würde ihm die Philosophie immer im Wege gestanden haben, wenn er seinen Heroismus hätte geltend machen wollen. Ich bin überzeugt, hätte Friedrich keine Verse gemacht, und wäre er weniger witzig gewesen, dann würden wir *Napoleon* 50 Jahre früher kennengelernt haben — oder gar nicht.
31. ((Preußens Untergang ist mehr in der Größe Fried-

richs als in der Schwäche seiner Nachfolger zu suchen. Das Gebiet, das Friedrich beherrschte, war für seine Geistesstärke viel zu klein. Dadurch entstand ein Überschuß an Kraft, die sich konzentrieren mußte, weil sie sich aus Mangel an Raum nicht extendieren konnte. Daher wirkte die Kraft zu intensiv auf den Staat, wodurch die Formen der Staatsverfassung verhärtet und gleichsam versteinert wurden. Die Nachfolger Friedrichs waren blödsinnig genug, sich über die Festigkeit des Gebäudes zu freuen, das ihnen ihr Vorgänger zurückgelassen hatte. Sie sahen nicht ein, daß eben die Schwäche des Staats in seiner Festigkeit gegründet war, weil er wegen seiner Steifigkeit und Unbeweglichkeit nicht ausweichen kann, wenn eine übermächtige Gewalt ihn berührt und dann notwendig zertrümmert werden muß.))

32. Die Philosophie muß es dahin bringen, ihre Sätze durch algebraische Formeln ausdrücken zu können.

33. Wir haben wohl manches vor den Tieren voraus; aber es ist nichts im Tiere, was nicht auch in uns wäre.

34. Sei gut; doch was du Böses getan, es *mußte* geschehen. * Nichts bereuen ist aller Weisheit Anfang.

35. Es ist ein großes Glück, daß die Pädagogen die Kraft und den Mut nicht haben, ihre Grundsätze völlig in Ausübung zu bringen; sonst würden sie das Menschengeschlecht gar bald zugrunde richten.

36. Der kleine Wilhelm hatte seiner Lerche die Flügel beschnitten, und nun sprach er stolz: „Vogel, fliege nicht!" Seht da den gewaltigen Menschen, den Herrscher der Erde.

37*. *Schmerz* ist der Vater und *Liebe* die Mutter der Weisheit.

38. Manche Menschen haben bloß *männliche*, andere bloß *weibliche* Gedanken. Daher gibt es so viele Köpfe, die unfähig sind, Ideen zu gebären, weil man die Ge-

danken beider Geschlechter vereint besitzen muß, wenn eine idealische Geburt zustande kommen soll.

39. Die Jugend des Menschen ist eine wilde Zeit der Anarchie. Da wirft die Liebe Feuerbrände in unser Herz, die Robespierre der Leidenschaften bringen blutige Opfer; die Stürme der Sinnlichkeit reißen alles mit sich fort. Alles will herrschen, und der Zepter wechselt von Moment zu Moment. Die starken Naturen gehen aus diesem Sturme um so herrlicher hervor. Was die Liebe begann, endet der Haß. Sie werden verlacht, die Rednerkünste einer faden Liebelei, und es verstummt das wilde Gemurmel der Sinnlichkeit. Das tyrannische Gehirn ergreift mit starker Hand die Zügel der Regierung; zernichtet ist die schnöde Herrschaft des Bauches und die gefährlichere des Herzens.

40. Die Philosophie des *Rousseau* kann man nicht verstehen, wenn man nicht weiß, daß er einen schwachen Magen gehabt hat.

41. Eins ist, was mir Freude macht: nämlich daß ich ein Jude bin. Dadurch werde ich zum Weltbürger und brauche mich meiner Deutschheit nicht zu schämen.

42. Mamsell Europa, die Erzkokotte, hat sich bekehrt. Sie hat plötzlich alle ihre Liebhaber abgedankt und ist in den heiligen Ehestand getreten. Ihr Mann ist streng und eifersüchtig und wird wohl schwerlich erlauben, daß man ihr nach der Hochzeit noch die Cour mache.

43. *Schmerz* ist der Sauerteig des Lebens, der es erst schmackhaft und genießbar macht.

44. *Ökonomische Jeremiade*

Ach du klägliche Welt, wie bist du so ganz miserabel.
Und schlechter und schlechter wirst du mit jeglichem Tag!
Das liebe Brot ist so teuer, der Kaffe gar nicht zu bezahlen.

Und gar zu entsetzlich in Preußen hauset die große Armee.
O köstlich gesalznes Leben, du schöne geräucherte Zeit,
Wenn kehrst du zum Schornstein der wirtlichen Hausfrau zurück?
Wir geloben es, lieber Herr Gott, läßt du die Rüben gedeihen,
Und gibst uns Regen und Frieden auf sieben Jahrhundert hinaus,
So legen wir noch einen Gulden für Luther sein Denkmal zurück.

45. ((Die Geschichte ist monarchisch, die Natur republikanisch.))

46. Geschichte ist die Biographie der Menschheit.

47. Wenn so ein unbehülflicher bleierner rechtwinklichter deutscher Gelehrte sich einmal gelüsten läßt, etwas Witziges, Launiges oder Sentimentales zu sagen, dann kömmt das so possierlich heraus als eine Predigt aus Falstaffs Munde. Der Professor Zachariä in Heidelberg fängt sein Handbuch des französischen Zivilrechts mit folgenden Worten an: „Hier, wo ich Frankreichs Berge liegen sehe, mußte der Gedanke, auch Frankreichs Rechte kennenzulernen, von selbst in mir entstehen." Nun, das nenne ich mir eine pragmatische Psychologie! Du mein Gott, wieviele hundert ehrliche Leute, wie viel Gelehrte selbst gehen nicht täglich auf der Heidelberger Brücke spazieren und sehen Frankreichs Berge, ohne daß es auch einem einzigen dabei einfiele, den *Code Napoléon* zu studieren.

48. ((Ich kann mir Ungerechteres nicht denken als das Gesetz, das auf Akademien die Duelle verbietet. So viel gibt doch jeder zu, daß die Privatrache nur dann unerlaubt ist, wo das Gesetz Wille und Kraft hat, mich zu schützen. Das Gesetz aber kann mich gar nicht vor den üblen Folgen bewahren, die mir daraus entstehen, wenn

ich ein angetragenes Duell ausschlage oder ein Duell anzutragen unterlasse, wo es die Observanz erfordert, mich für beleidigt zu halten. Und wie kann überhaupt ein Gesetz auf die Achtung seiner Untertanen Anspruch machen, das sich jeden Augenblick selbst beleidigt? Denn wie lange würde wohl eine Universität bestehen können, wenn man alle die bestrafen oder gar fortjagen wollte, die sich duelliert haben?))

49. Ein Deutscher wird verlegen, wenn man ihn über einen witzigen Einfall ertappt; keuschen Geistes errötet er bei den buhlerischen Küssen der Phantasie.

50. *Galls* Schädellehre war ein chemisches Reagens, das uns die Natur des wissenschaftlichen Zeitgeistes und seine Bestandteile kennen lehrte.

51. Große Geister sind die Solospieler im Konzerte der Welt, und ihre Kadenzen unterbrechen den einförmigen Takt der Lebensmusik.

52. Das *Genie* bildet die Welt aus sich heraus, der *Held* bildet sie in sich hinein.

53. Der Ehrgeiz ist für die Seele, was der Hunger für den Leib ist.

54. Mit der Liebe zum Leben hört das Leben der Liebe auf.

55. Liebe zur Wahrheit ist *auch* Eigenliebe.

56. O denkt nur einmal, wenn die Erde ihren Verstand verlöre, was die rasen und toben würde.

57. Wenn man das Leben einen Traum nennt, dann freilich träumt man vom Leben.

58. Erziehung ist Erziehung zur Freiheit.

59. Der Mensch wird mit Ketten geboren, aber sich befreien ist bloß ein Werk der Freiheit. Jeder kann nur seine eignen Bande zerbrechen. Ihr, die ihr erziehet, schlaget und rasselt mit den Ketten, daß euer Zögling sie fühle, und jaget ihn von Genuß zu Genuß, damit er seinen Schädel blutig stoße an die Wände seines Kerkers.

60. Wie sich die Erde selbstisch um ihre Achse dreht, indem sie die Sonnenbahn durchwandelt, so lebt auch der Mensch ein doppeltes Leben, ein besonderes und ein allgemeines.
61. Die Polizei müßte ein wachsames Auge auf die Moralisten haben, sie sind das für die Seele, was die Quacksalber sind für den Leib.
62. Je dankbarer sich ein Mensch für empfange[ne] Wohltaten bezeigt, um so weniger wird er selbst wohltätig sein.
63. Ein jeder spielt seine Rolle in der Welt. *Wie* man sie spielt, ist so bedeutend eben nicht; man darf nur das Stichwort nicht vergessen, um zu wissen, wenn man auftreten soll.
64. Wer unglücklich ist, der verdient es zu sein.
65. Man kann immerhin ehrlich sein, es ist nur dumm, sich's merken zu lassen.
66. Einmal im Leben muß sich jeder verlieren; man hat nur dann sich selbst, wenn man sich *gefunden*.
67. Die Weiber sind die Schwellen des Glücks und die Pforten des Ruhms.
68. Auch die Geschichte hat ihre *Temperamente*. Die neuste ist *cholerisch;* Mut ist Virtuosität der Ernährung; *Heroismus* Virtuosität des Wachstums; *Genialität* Virtuosität des Zeugens.
69. Das *Unglück* ist der Ballast, der uns auf dem Ozean des Lebens im Gleichgewichte erhält, wenn wir keine Glücksgüter mehr zu tragen haben.
70. *Verlegenheit* ist derjenige Zustand des Bewußtseins, wobei die normale Relation zwischen dem *Ich* und der *Außenwelt* aufgehoben und eine fremde gesetzt wird. Dieses bringt ein Schwanken des Bewußtseins hervor. — Was für die Körperlichkeit der *Schwindel* ist, das ist *Verlegenheit* für die Seele.
71. Die Menschen sind Gedanken der Erde.

72. Zwei sind der Wege des Lebens: sie werden bezeichnet durch *Diogenes* und *Alexander.* In der Mitte liegt das Unorganische, Gemeine. Man muß den Mut eines Alexanders haben, um Diogenes sein zu *können,* und den Stolz eines Diogenes, um Alexander sein zu *wollen.*

73. Vieles erlangt man durch des Schwertes Schärfe, manches durch friedliche Worte; aber das Geld ist Wort und Schwert zugleich.

74. Ich finde nichts lächerlicher als etwas lächerlich zu finden.

75. Ich würde die Liebe allmächtig nennen, könnte sie sich selbst bezwingen.

76. Wer in jedem Momente die Individualität seines Geistes zu behaupten weiß, der besitzt *Geistesgegenwart.*

77. Wer die Geistesgegenwart nicht verliert, wenn seine Persönlichkeit in Gefahr ist, der ist *unerschrocken.*

78. *Höflichkeit* ist die scheinbare Verleugnung der Individualität, um sich als etwas Unorganisches der Individualität eines andern als Nahrung anzubieten.

79. *Besonnenheit* ist das stete Eingedenksein der Vernunftgesetze.

80. *Verachtung* ist das Nichtanerkennen der Individualität eines andern.

81. *Beredsamkeit* ist das Vermögen, die Menschen zur Tilgung ihrer eigenen Individualität zu bewegen und sie zu zwingen, in unsre einzutreten.

82. In einem wohlorganisierten Staate muß jedes Glied abhängig vom Ganzen sein. Darum sollten darin keine Bettler und keine Philosophen geduldet werden. Denn beide sind frei: die ersten, weil sie nichts zu verlieren, die anderen, weil sie nichts zu gewinnen haben.

83. ((Nicht glücklich sein wollen – nicht glücklich sein können – nicht wollen *können* – redet ihr Moralisten.))

84. Will man einen Menschen kennenlernen, dann sehe

man nur, wie er sich benimmt, wenn er Geschenke annimmt oder gibt.

85. Das *Temperament* ist Ausdruck der Relation zwischen dem besondern und dem allgemeinen Leben, zwischen Organismus und Außenwelt.

86. Der Mensch muß innerhalb seines Totallebens irgendein Organ zum höchsten Leben individualisieren, daß es das Herrschende werde für die übrigen.

87. Es ist dieselbe Lebenskraft, die den Geist bewegt und den Leib. Sie flutet immerwährend zwischen beiden hin und her. Wie aber das Gewässer der Schwerkraft folgt und eher die Tiefe ausfüllt als die Höhe, so wird auch die Lebenskraft williger sich dem Leibe ergeben als dem höhern Geiste, wenn sie nicht der Mensch mit Bewußtsein und Kraft zu letzterem hinaufzieht.

88. Die *Sitten* sind für den Geist, was *Kleider* dem Leibe sind.

89. Ich sende täglich meine heißen Gebete zu den Manen des Hippokrates, daß sie mich bewahren mögen vor drei Krankheiten: vor dem Wahne, frei zu *sein*, vor dem rasenden Bestreben, frei zu *werden*, und vor der Verzweiflung, nicht frei werden zu *können*.

90. ((Dem Philosophen, der so viel spricht von menschlicher Freiheit, möchte ich zurufen: Freund, gib mir einen Beweis deiner Freiheit und versuche es, deinen Glauben daran auf einen Augenblick einzuschläfen. Wie, Tausendkünstler, du zauderst?))

91. Das *Wahre* läßt sich nicht beweisen, und was sich beweisen läßt, ist nicht *wahr*.

92. In der Welterschaffung offenbart sich die Eigenliebe Gottes.

93. Das Wissen ist das Blut unseres Geistes, das ihn nährt und erhält.

94. Man muß niemand fürchten als sich selbst.

95. Es gibt geistesmagre Menschen, in deren Seele man

jede Rippe unterscheiden kann. Sie sind durchsichtig wie Glas und lassen Ball spielen mit ihrem Gehirn. Man kann die Psychologie handgreiflich an ihnen demonstrieren und Experimente machen mit ihrer armen Seele, daß es eine Lust ist. Man weiß, was sie denken, was sie gedacht haben, was sie denken werden. Sie sind wie die Saiten einer Geige, die ihren Ton verändern je nach dem Punkte, wo sie gedrückt werden. Sie sind die Wörterbücher im Gebiet der Wissenschaft. Im Staate sind sie die *brauchbaren* Menschen; in der Theologie sind sie es die Heterodoxen, die alles *beweisen* wollen. Ihre Religion ist gespickt mit pragmatischen Maximen. Sie erklären alles praktisch, sogar die Dreieinigkeit, und die Offenbarung Johannis möchten sie gerne für Unsinn erklären, wenn sie nur dürften. Sie *töten* den Glauben, um ihn kompendiarisch zergliedern zu können. In der Jurisprudenz sprechen sie viel von Billigkeit und Liebespflichten und möchten gar zu gern die Todesstrafen abgeschafft haben. Wenn sie als Mediziner den Bau des menschlichen Körpers betrachten, dann können sie nicht satt werden, die Weisheit Gottes zu bewundern. „Sehen Sie, meine Herrn, diese Ader dient dazu, das Blut in die Leber zu führen. Nun hätte freilich die Natur auf viel kürzerm Wege diesen Zweck erreichen können; wir dürfen sie aber darum doch nicht tadeln; denn unergründlich ist die Weisheit des Schöpfers.“ (Bedank dich, Schöpfer!) Aus der Philosophie machen sie sich ein[en] warmen Pelz. Auf der Reise zur Wahrheit bleiben sie immer auf der großen Heerstraße des Staubes. Sie sind das Steinreich der Menschheit, sie wachsen durch Ansatz von außen. Sie sind Kaufmänner, die mit derselben Elle messen ihre Liebe und Leinwand, die mit gleicher Waage wägen Gold und Ruhm und mit *einer* Zunge schmecken die Kunst und ihr Pökelfleisch. Sie vermögen nicht den Keim zu erkennen vor seiner Entwicklung, die Kraft, die tatenlos bleibt,

und die Fähigkeit, die unfertig ist. Mit einem Worte: sie sind *Philister.*

96. Krieg, schöner Jüngling, du kühner Sämann des Friedens und der Liebe, sei mir gepriesen. Des Leibes Stärke wird im Fieber, des Geistes Kraft im Wahnsinn neu geboren; es rüttelt der Sturm die faulen Glieder der Natur zum Vollgefühl des Lebens auf. Fieber, Wahnsinn, Sturm des Kriegs, so auch ihr. Was der Dummheit plumpe Hand zu trägem Teige geknetet, der ohne Murren jeden Druck empfängt, das durchhauchest du mit Atem des Lebens. Was vielarmige Tyrannei Fels auf Fels gehäuft, das unbeweglich und gehorsam kleinen Toren, die sich erhaben dünken möchten, zum Fußschemel dienen muß, das untergräbst du mit gigantischen Armen – Berge stürzen und Fürsten fallen. So zeugst du Leben im Tode, Riesensöhne aus dem Schoße der Fäulnis.

97. Wie die bewegten Elemente ihren Punkt suchen, an den sie sich kristallisieren, so sucht auch die Geschichte einen Mittelpunkt, um den sie ihr Werden zum Sein gestalte. Dem Kühnen aber, der unerschütterlich steht, schmiegt sich alles gehorchend an, und er wird zur Achse, um den sich die Begebenheiten drehen.

98. Nicht jede Zeit ist empfänglich für jede Tat. Wie die Natur eine *tätige* und eine *seiende* ist, so auch die Geschichte. Manche Zeiten sind nur Produkte vorhergegangner, und in ewig starrer Form verweilt da alles, wie es die Vergangenheit gebildet. Da vermag der Mensch nichts mit Freiheit zu verändern und umzu[ge]stalten. Der Sklav' trägt die Fesseln, in denen er geboren, keuchend in das Grab. Ungeahndet frevelt der Tyrann auf seinem angestammten Throne. Das Laster schwelgt, die Tugend schmachtet. Es herrscht ein ewiger Winter, eine unselige Zeit des Jammers und der Sünde. Andere Zeiten hingegen sind schaffend und lebendig. Ihre regsame Allgewalt zerstört die unorganischen Gebilde der Gegenwart, die

nicht an sich tragen das Gepräge eines wahren Lebens. *Sie* ist es, die unterjochte Völker befreit, die, was des Zufalls Tücke regellos verteilt, nach Weisheit und Gerechtigkeit ausgleicht. Die Gegenwart ist eine solche Zeit. Kennt ihr den Helden, dessen Schwert seine Laufbahn schneller mißt, als der Blitz die Himmelsräume durchfährt? Kennt ihr den Mann, der mit erhabener Weisheit diese Welt belehrt, die der Mahnung nur so sehr bedarf? Kennt ihr ihn, der mit heilkünstlerischem Beginnen die Menschheit macht gesunden, die schon so lang gesiecht? Ihn — das Hirn der Erde —, der in edlem Zorn entzündet den Übermut der — — — — *[Der Schluß von Aph. 98 und der Anfang von Aph. 99 fehlen im Manuskript. D. Hrsg.]*

99. — — — — dort Gründen nichts verstehet und nichts verstehen kann. Nun ist freilich *Knigge* ein Mann von Geist, gehört also keiner Nation an, sondern der Welt. Dennoch aber hat er nicht vermocht, seine Deutschheit abzuschütteln, und die Polykratie der Lebensprinzipien spricht sich überall aus. Sooft er sich erheben will, um zu den Sphären der sogenannten großen Welt zu gelangen, hängt sich die Moral und das Pflichtentum wie Blei an seine Füße und zieht ihn herab. In seinem Buche sind Sittenlehre und Politik zum Entsetzen untereinander geworfen. Sein erstes Kapitel handelt von dem Umgang mit sich selber. Da wird von Pflichten gegen sich selbst, vom guten Gewissen und dergleichen mehr gesprochen. Sooft er nun die taktischen Künste der sogenannten Menschenkenntnis spielen läßt und alle die Tore und Türen aufzeigt, durch die man den Schwachen das Herz entlocken könne, sooft sieht er sich umher, ob nicht etwa die Moral auflauere. Merkt er nichts dergleichen, dann spricht er mutig fort und lehrt alle die sündlichen Manövres, die den Egoismus zum Ziele führen. Sobald aber Gellerts Moral, die zehen Gebote oder der kategorische Imperativ mit der Rute drohend hinter ihm stehen, ändert er sei-

nen Ton. Er windet und drehet und krümmet sich solange, bis es ihm gelingt, in die Manier jener gefährlichen Geister einzustimmen. Wenn er z. B. anratet, den Leuten zu schmeichlen, so setzt er hinzu, die Menschenliebe erfordere es ohnedies, jedem so viel Angenehmes als möglich zu erzeigen. Im letzten Kapitel seines Buches über den Umgang mit Menschen spricht er sogar über den Umgang mit Tieren. Es gehört nun freilich kein Todessprung dazu, um von den Menschen der sogenannten höhern Welt zu den Tieren zu gelangen, aber der Herr *Knigge* wollte nicht bloß satirisch sein; es war sein völliger Ernst damit. Er lamentiert, daß man die unschuldigen Vögel in den Käfig sperrte, daß man den Hirschen zu Tode hetzte; denn „der Gerechte" (sagt die Schrift) „erbarmt sich auch seines Viehes". O ihr Götter! –

100. Theoretischer Lebenslauf eines vielpoetischen Jünglings

Die Muskelkraft des Geistes, welche man bei den Gelehrten voriger Jahrhunderte so häufig antraf, wird zu unserer Zeit immer seltener. Wenn man die gelehrten Jüngers kennenlernt, die heutigestags in den akademischen Treibhäusern aufgezogen werden, so möchte man sie lieber Musentöchter als Musensöhne nennen. Sie haben ganz erbärmlich schwache Nerven und stellen sich höchst kläglich an, wenn sie auf der Reise zur Wahrheit über einen breiten Strom der Langeweile schwimmen oder die Sandwüste irgendeiner trocknen Hülfswissenschaft durchwandern sollen. Sie verzehren ihr Saatkorn, und was sie pflanzen, trägt selten Früchte; denn sie halten die Kotyledonen für Blüten und pflücken sie frühzeitig ab, um ein Sträußchen daraus zu winden für den Busen irgendeiner galanten Zeitung. Sie baden ihr Gehirn in Opium, daher auch die Kinder ihrer Phantasie so viel an sich tragen von der Natur des Mohns, der sie gezeugt. Den heiligen Ernst

des Lebens und der Wissenschaft schmücken sie lächerlich aus mit dem eitlen Flitterwerke eines frivolen Witzes, und den Klingklang ihrer Sonette halten sie für Sphärenmusik. Sie sind poetisch durch und durch und umwickeln ihren Käse mit süßen Minneliedern, damit er nicht so prosaisch rieche. Weil ihre Verdauung geschwächt ist, haben sie nicht den Mut, sich satt zu essen am Tische der Gelehrsamkeit und nennen jeden einen Philister, der mit unverdorbenem Magen den Erfahrungsschüsseln der gelehrten Köche häufiger zuspricht. Sie halten sich für Genies, weil sie Schulden haben und unleserlich schreiben; auch prahlen sie damit, daß sie kein Latein verstehen. Man kann sie nicht mehr ärgern, als wenn man sie frägt, ob sie die Logik studiert haben, und wenn du ihnen merken läßt, daß dir Wieland gefällt, kratzen sie dir gewiß die Augen aus. Sie sprechen gar viel von Intelligenzen, Potenzen und Indifferenzen. Die Praxis ist ihnen herzlich verhaßt; denn sie schlafen gern lange. Ihr genialisches Wesen treiben sie nun so fort, bis der Papa kein Geld mehr hergibt; dann machen sie ein ernst Gesicht und sagen: Jetzt wollen wir ins bürgerliche Leben eintreten. Die philiströsen Schuldner nehmen sich die Freiheit, die jungen Herrn ins bürgerliche Leben zu begleiten; denn ihr gutes Herz wünscht teilzunehmen an die ersten bürgerlichen Freuden und Früchten. Nun fängt das Lamentieren an. Der poetische Kameralist hat auf der Universität, statt Landwirtschaft zu studieren, Epigramme gemacht, und seine Berichte an die Regierung werden sehr lächerlich gefunden; denn zum Unglück hat der Herr Präsident mehr Bauch als Intelligenz. Der genialische junge Staatsbeamte hat in einer Abhandlung über die Verbesserung der herrschaftlichen Landgüter vortreffliche Ideen ausgesprochen über die reizenden Potenzen des Düngers, über den hypersthenischen Zustand des Ackers und über die Polarität des Dreschflegels; aber

wer versteht's? Das höchst poetische Gemüt, es tief unter seiner Würde achtend, mit dem prosaischen Pflug der Empirie das — — — —
[Hier fehlen vier Seiten des Manuskripts. D. Hrsg.] ...
„Tee eingeladen. Es lebe die Menschenkenntnis!" — Gestärkt vom alten Weine der Frau Präsidentin ist der Herr Assessor imstande, schon den andern Tag auszugehen. Die Erkenntlichkeit treibt ihn zuerst hin zu den Füßen des halben Jahrhunderts. Gerührt stammelt er Worte der Dankbarkeit her. „O", sagt die Präsidentin mit dem Lächlen einer siegenden Furie, „ich habe noch mehr für Sie getan, eine *halbe* Wohltat ist gar keine. Da ich weiß, daß Ihre noch schwankende Gesundheit Ihnen nicht verstatten wird, so bald sich wieder mit anstrengenden Arbeiten zu befassen, bin ich Ihrem Wunsche zuvorgekommen und habe durch meinen Mann Ihren Abschied ausgewirkt; hier ist er..." Der Mann ohne Logik irrt nun umher, brot- und trostlos. Die Verzweiflung treibt ihn in die gelehrten Bordelle. Er schreibt Liederchen und Xenien; er verschüttet seine Denkkraft in den Schoß der Tags-, Stunden- und Minutenblätter; er irrt lange umher, bis er endlich in den weichen Armen der großen Langenweile ermattet und lebensmüde darniedersinkt und seine poetische Seele aushaucht. Er starb am ersten April und liegt begraben im Dichtergarten. Wanderer, weihe ihm eine Träne des Mitleids. — Dieses ist der theoretische Lebenslauf eines vielpoetischen Jünglings.

Frankfurt am Main, August 1810

101. *Spottableiter.* Kraftmenschen, Menschen von Stahl und Eisen, die den Blitzen des Neids und der Verleumdung mehr als andere ausgesetzt sind, müssen sich mit *Spottableitern* bewaffnen. Dann wird der Wetterstrahl, statt sie zu beschädigen, ihnen zur Glorie dienen. So kaufte

Alkibiades den schönsten Hund um 1000 Drachmen, schnitt ihm den Schwanz ab und ließ ihn durch die Gassen Athens laufen. Das Volk lachte und versöhnte sich mit dem gefürchteten Manne, weil er doch auch närrisch sein konnte.

102*. *Vernunft. Vernunft* verhält sich zum *Verstande* wie ein Kochbuch zu einer Pastete.

103. *Musik.* Ein Beweis, wie sehr *Musik* Leidenschaften erweckt, ist das ruhige, freundliche und sich immer gleichbleibende Gemüt der tauben Menschen.

104. *Klangfiguren.* Begebenheiten sind chladnische Klangfiguren der Zeit; wer den Knoten trifft, gibt den Ton an in der Geschichte.

105. *Sparbüchsen.* Jeder Denkende sollte sich eine Sparbüchse für Ideen halten, die er nicht eher gebrauchte als in Zeiten der Not. Wie mancher kühne, originelle Gedanke ging unter in der Flut der Gewöhnlichkeit und hatte, statt dem Leben Gewinn zu verschaffen, seiner Fülle wegen demselben geschadet (wie großes Wasser die Mühlräder hemmt). Solche aufgehäufte Schätze könnten Rettung bringen, wenn, wie es schon oft geschah, im Gebiet des Wissens eine Geistesebbe eintritt.

106. *Letzte Hand.* Gewöhnlich schreibt man dem das Werk zu, der die letzte Hand daran legte. Daher trägt ein Tölpel so oft den Preis davon, wenn er geschickt genug ist, zu einer Geige den mangelnden Bogen zu verfertigen.

107. *Sieger.* Nicht wer den Bogen geschnitzt, der ihn spannt, wird Sieger.

108. *Weiber.* Ernsthafte Weiber gleichen einem leeren Koffer mit sieben Schlössern.

109. *Philosophen.* Selten bewohnt der Architekt ein Haus, das er selbst gebaut. – Er gleicht den modernen Philosophen.

110. *Eitelkeit.* Wie unterscheidet sich der bescheidne

Mann vom eitlen? Wie sich der Reiche vom Armen unterscheidet. Während jener die einzulaufenden Zinsen seines Ehrenkapitals ruhig und gelassen abwartet, lebt jener vom Tagelohne seiner Ehrenjagd. Wenn der erwartete Gewinst ausbleibt, muß er hungrig zu Bette gehen.
111. *Wahlverwandtschaft. Goethes* chemischer Roman gibt uns Prozesse und keine Produkte. *Ottilien* ausgenommen, die das wahre *caput mortuum* bildet, *handelt* alles, ohne daß eine *Handlung* erscheint.
112. *Schriftsteller.* Es gibt Schriftsteller, die nichts anderes tun, als daß sie wie Wind und Insekten den Antherenstaub der Gedanken in den weiblichen Schoß der Ideen führen. Sie sind die Fuhrleute der Wissenschaft, und Talente, die ihrer Trennung wegen unfruchtbar geblieben wären, werden durch sie genießbar gemacht. Der genialische Gelehrte trägt männliche und weibliche Geschlechtsteile in einer Geistesblüte, und da es hier nichts zu verdienen gibt, so sind ihre Schriften gewöhnlich die Zielscheibe der Rezensentenpfeile.
113. *Gedanke.* Der Gedanke befruchtet, die Idee empfängt. Der eine reift im Geräusche der Welt zum Mann heran, die andere im stillen Schoße der Häuslichkeit.
114. *Originalität.* Originell wollen sie alle scheinen, und so machen sie's dem leicht, es zu sein, der's nicht scheinen will.
115. *Zorn.* Dem Zorne muß man Sanftmut entgegensetzen. Der Blitz fährt nur an harte Körper herunter — die weichen verschont er.
116. *Eitelkeit.* Mancher unterläßt aus Eitelkeit, was er aus Eitelkeit zu tun beschloß — weil er sich fürchtet, eitel zu scheinen.
117. *Handeln.* Das *Wollen* ist schwerer als das *Handeln.*
118. *Weiber.* Die Weiber sind am gefährlichsten, wenn sie nachgeben und ihr Unrecht bekennen. Sie schnellen wie die Parther fliehend ihre Pfeile ab.

119. *Sterben.* Das Leben ist allen Tieren gemein, aber sterben kann nur der Mensch.

120. *Systemfabrikanten.* Manche Systemfabrikanten gleichen jenem Barbaren, der seine Schlachtopfer verstümmelte oder ausdehnte, bis sie in sein eisernes Bett paßten.

121. Wenn man bedenkt, wieviel bequemer es ist, zu lieben als zu hassen, so muß man eingestehen, daß die meisten Menschen aus Langerweile Böses tun.

122*. Ein Mann von Geist wird nicht allein nie etwas Dummes *sagen,* er wird auch nie etwas Dummes *hören.*

123. Philosophen sind nicht mehr als die Schmiede, die den Pflug verfertigen; da muß noch gar vieles geschehen, bis man das Brot an den Mund bringen kann.

124*. Das Philosophieren ist eine angeerbte Krankheit des menschlichen Geistes — der Fluch des mit Schmerzen Gebärens.

125. Es gibt Dreiviertelsmenschen der Welt, die mehr gelten, als sie wert sind. Das kömmt daher, weil die blödsinnige Menge die Zähler und Nenner jener Bruchseelen für ganze Zahlen hält und sie *addiert.*

126*. Moral ist die Grammatik der Religion; darum ist es leichter, *gerecht* als *schön* zu handeln.

127*. Es ist leicht, den Haß, schwer, die Liebe, am schwersten, Gleichgültigkeit zu verbergen.

128*. Ein verrostet Schild flehte zur Sonne: „Sonne, erleuchte mich!“ Das sprach die Sonne zum Schild: „Schild, reinige dich!“

129. Die Menschen sind so gewöhnt, überall Heuchelei und Verstellung zu suchen, daß Offenherzigkeit zur täuschendsten Maske wird.

130. Man hat sehr unrecht, zu behaupten: unsere moderne Erziehung sei eine unnatürliche. Nie gab es eine Zeit, wo man die Sache mehr dem Himmel und der Natur überließ.

131. Ein Fürst ist weise, wenn er Klugheit mit Gerechtigkeit zu verbinden weiß.
132. Was die Fenster an einem Gebäude, das sind die Philosophen in der bürgerlichen Gesellschaft. – Man bittet die Leser, das Gleichnis weiter auszuführen.
133. Die Denkungsart mancher Menschen gleicht einem gotischen Gebäude. Sie ist groß, herrlich, aber unbequem; und die heidnischen Wellenlinien des modernen Geschmackes spotten der frommen Schnörkel aus dem Mittelalter.
134*. Nicht lächlen soll das Bild des Todes; aber auch nicht grimassieren. Freund *Hein* hat mehr, als man denkt, dazu beigetragen, uns spießbürgerlich, gemein und kraftlos zu machen. Seitdem das Pulver erfunden, hat der Mensch verlernt, menschlich zu sterben, und man kennt die Kunst nicht mehr, das Leben durch den Tod zu erziehen.
135. Verleumder gleichen den Windbüchsen; man *hört* nicht, man *sieht* nur ihre Opfer fallen – die Sperlinge.
136. Man nimmt keinen Marmor zu dem Grundstein eines Gebäudes. Darum verlange man von starken Menschen nicht die Spiegelglätte einer Toilettenpuppe.
137. Das Märchen von der alten Landkarte lehrt uns besser, was schön und gut ist, als hundert Kompendien der Moral.
138. Höflichkeit ist ein Regen- und Sonnenschirm. Sie schützt vor Nässe und Wärme; aber sie macht weichlich.
139. Das Studierzimmer eines Gelehrten gleicht oft der Kindbettsstube einer Wöchnerin. Das Weinen und Schreien der neugebornen unsaubern Gedankchen ist jedem, nur nicht dem Vater, zuwider. Darum soll ein Gelehrter, wenn er Besuche erwärtet, erst die Wiege wegtragen lassen und seinem Gaste bloß die erwachsenen Kinder präsentieren.
140. Gleicht nicht manche Poesie der Prinzessin Bumpfia

in der Marionettenkomödie, die mit ihrem Schatz Apfelwein trinkt und spricht: „Mein Prinz, liebst du mir?“

141. Es gibt Menschen, die sind wie die Kugelzieher einer Jagdflinte. Mit dem einen Ende ziehen sie die Ladung heraus, mit dem andern schütten sie Pulver in den Lauf. Es kömmt darauf an, wie man sie dreht.

142. Bedenkt ihr denn nicht – doch nein, man muß nicht bedenken, wo man fühlen soll – Fühlt ihr denn nicht, wie abgeschmackt es sei, mit der Elle des Schneiders das Weltmeer ausmessen wollen?

143*. Es gibt Menschen, die wohnen auf dem *Chimborasso* der Gemeinheit. Es ist unmöglich, ihnen beizukommen; sie behalten immer recht. Der Witz, der sie aufsucht, sinkt schon am Fuße des Berges entatmet nieder und bekennt mit Scham: daß ein Prügel besser sei als eine Lanze.

144. Nur Kunstverständige und Betrüger besitzen den Dietrich, der alle Herzen öffnet. Die übrigen wollen ihn oder dürfen ihn nicht gebrauchen.

145*. Um Kinder Moral in Beispielen zu lehren, dazu gebraucht man die Geschichte. Das heißt, ihnen Schwert und Lanze als Messer und Gabel in die Hände geben.

146. Wie die Menschen sich gewöhnen, alles mit der rechten Hand zu verrichten, so hat auch oft der Geist seine eigne Seite, wo allein er wirksam ist. Wer die schwache kennt, wird auch den größten leicht besiegen.

147. Die ästhetischen *High-way-mans* lauern an der staubigen Landstraße dem Apoll auf und rufen: *La bourse ou la vie!* Er gibt singend seinen Beutel hin und freuet sich, daß er das Leben behielt und – die Leier.

148. Voltaire, dieser elegante Toilettenkasten der französischen Literatur, wie artig wäre er nicht, enthielte er weniger Schminke.

149. Es gibt im Handel ein[en] Schlendrian, der schuld

daran ist, daß nur *reiche* Kaufleute *große* Kaufleute sein können.

150. Die meisten Bücher gleichen gewendeten Röcken. Aus der Ferne betrachtet, scheinen sie uns neu; tritt man aber näher, dann erkennt man den Irrtum, und Musje Kammerdiener gesteht selbst, er habe ihn von seinem genädigen Herrn geschenkt bekommen.

151. Gewisse Schriftsteller sind die *Huiliers* auf der Tafel der Wissenschaft. Allein sind sie ungenießbar; aber man gebraucht sie zu allem.

152. Das Herz auch des größten Bösewichts rechnet nie so schlecht, daß es nicht das Einmaleins der menschlichen Gefühle kennen sollte.

153. Du schöne geräucherte Zeit, du köstlich gesalzenes Leben, wo der Wein, das Deckelglas und der Prozeß des Urgroßvaters sich forterbte von Kind zu Kind — nein, du kehrst nie zurück!

154. Der Mensch ist wie eine Leier. Ein unmerklicher Ruck — und er gibt eine andere Melodie an.

155*. Warum Shakespeare auf deutschen Bühnen kein Glück macht? — Weil man nicht gewöhnt ist, mit Vorlegelöffeln zu essen.

156. Die Nachtigall singt nur im Dunkeln. So lernen wir die himmlische Melodie eines edlen Herzens erst kennen, wenn es trauert.

157. Es gibt Sonnen- und Mondfinsternisse in der Geschichte wie in der Natur. Die unkundige Menge erbebt bei ihren Anblick und wähnt, es stünde der Welt ihr Untergang bevor. Der Weise lächlet und weiß, daß sie vorübergehen.

158. Ach, nur *eine* Stunde dem Hasse vergeudet ist eine Ewigkeit der Liebe entzogen.

159. *Verlegenheit.* Geistreiche Menschen geraten öfter in Verlegenheit als dumme; denn man muß Geist besitzen, um die Geistesgegenwart verlieren zu können.

160. Die Deutschen haben unter allen Nationen am meisten philosophiert; das kömmt daher, sie haben am wenigsten gelebt.
161. Alle Wissenschaft ist Wissenschaft des Rechts. Die Theologie ist die Lehre von den Verhältnissen zwischen dem Menschen und der Gottheit. Die Medizin lehrt die Verhältnisse der Menschen zur Natur. Jurisprudenz ist die Lehre von den Verhältnissen der Menschen unter sich. Die Philosophie endlich lehrt das Verhältnis der Idee zur Realität.
162. Die Deutschen haben drei Dinge zu viel und drei Dinge zu wenig. Sie haben zu viel Moral, zu viel Oekonomie und zu viel Gelehrsamkeit. Hingegen haben sie (im allgemeinen) zu wenig Witz, zu wenig Geschmack und zu wenig Lebensart.
163. Mut ist die Virtuosität der Ernährung, Heroismus ist die Virtuosität des Wachstums und Genialität ist die Virtuosität des Zeugens.
164. Die jüdische Nation gleicht einer ägyptischen Mumie, die ohne Leben den Schein des Lebens trägt und als Leiche doch der Verwesung widersteht.

17. Was wir wollen

[Juli 1814]

Es frommt uns nicht, von der Brücke, die Vergangenheit und Zukunft bindet, an der schützenden Brustwehr gelehnt, sorglos hinabzuschauen in die wilden Fluten, die das Unerforschte und das Unerforschliche verbergen. Wir wollen, hier oder dort, ganz hinüberschreiten — Pfeiler können brechen.
Beneidenswertes Geschlecht, dem vergönnt ist, das Seltene zu sehen: Saat und Ernte, Frucht und Blüte der Zeiten, was die Geschichte in ihrer geheimnisvollen Grotte bereitet, und was vollendet des Meisters Mühen um-

schleiert. Beneidenswertes Geschlecht, dir leuchtet ein beglückender Stern. Nicht wie Römer in angeerbter Größe schwelgend, wir erfreuen uns der selbsterworbenen Kraft. Nicht wie sie, des Lebens mannigfaltige Gefühle in einen Brennpunkt drängend, uns ward ein besseres Los zuteil. Was wir als Bürger getan, hat auch den Menschen belohnet; wir haben den übermütigen Feind besiegt und dürfen auch die Wunden heilen, die wir ihm geschlagen. Die Freuden aller Jahreswechsel sind uns vereint gegeben.

Aber laßt uns nicht, männernde Jünglinge, unsere Kraft vergeuden, sondern die Lust in keuscher Ehe umarmen, damit sie fruchtbar und unsterblich werde. Nicht das ist unsere Größe: der Flitterglanz schillernder Empfindungen oder die Vergänglichkeit großer Taten, die im Rausche, wenn auch in dem edelsten, begangen; denn auch faules Holz kann leuchten, und Wunder glaubt zu tun, wer die Grenzen des Natürlichen nicht kennt. Das brennende Gebäude hat uns angewärmt, der Wetterstrahl hat unsere Nacht erleuchtet, aber nur da ist Wahrheit und ist Kraft, wo Licht und Wärme aus dem Innern kommen.

Großes kann nicht täglich geschehen, aber Helden sind es auch in ihren Häusern und überall, wo sonst die Gemeinheit den Weg alles Fleisches wandelt. Zwar ziemet uns die Ruhe am Abend des heißen, geschäftigen Tages; aber der Morgen wird kommen, der uns zu neuen Taten ruft. Darum laßt uns, nachdem wir das Geschehene berechnet, besonnen überlegen, was ferner zu tun sei; was zu tun sei, damit über des Lebens Gaukelei nicht der heilige Ernst und über den Genuß der Freiheit die Kraft, sie zu behaupten, verderbe.

Wir wollen freie Deutsche sein, frei in unserem Hasse, frei in unserer Liebe. Mit dem Leibe nicht, nicht mit dem Herzen einem fremden Volke ergeben. Tyrannei verwundet und kann nur töten; aber die Lust, die schmeichelnde,

vergiftet und versiecht. Jene lähmt die Kraft, diese auch den Willen. Wir wollen frei sein, nicht jenen Inselbewohnern untertan, die uns bereichern und entnerven. Wir dürfen wünschen, sie zu sein, nicht es ihnen nachzutun. Dort, wo der kühne Händler mit empörten Wellen kämpft, sich seinen Handelsweg durch besiegte Feinde bahnt, wo er mit Gewürzen auch den Boden erbeutet, der sie trägt, und Könige, die den Boden beherrschen; dort ist es edel, zu gewinnen — der wuchernde Efeu schlängelt sich um die Eiche der Kraft. Wir aber sind Waffensöhne; in dem Eisen ist unser Gold.
Wir wollen freie Deutsche sein, und damit wir es bleiben, über sklavische, willenlose Völker auch nicht herrschen. Mögen jene Knaben sich mit den Scherben ihres zerbrochenen Ruhms ergötzen, wir wollen ihr Spiel nicht teilen und nicht stören, wir wollen es belächeln und verachten. Weil sie ihre Freiheit und ihre Frühlingskraft einer Metze hingegeben, sind sie vor der Zeit gealtert und kindisch geworden. Gefährlich ist's, ihnen zu dienen, gefährlicher, ihnen zu gebieten.
Wir wollen das deutsche Herz nicht mit jenen Eisfeldern befreunden, wo die Empfindung gerinnt und Größe aus unumfaßlichen Kolossen spricht. Nun, da der Friede geläutet, kehre das Riesenschwert in die Scheide zurück! Wir sind uns selbst genug; wo nicht, auch sie nicht. Wir *sind*, wohin sie *zielen*. *Sie* haben Wälder auszurotten im Reiche der Natur und da, wo der Geist herrscht; *uns* lacht ein freundliches Land. Wir wollen sein wie unsere Luft, fern von entnervender Schwüle und fern von erstarrender Kälte, damit sich Mut mit Liebe und Kraft mit Schönheit paare.
Wir wollen Deutsche sein, ernsten, ruhigen Sinnes, nicht in dumpfer Gefühllosigkeit auf dem Bauche kriechen, nicht mit wächsernen Flügeln in das Reich der Sonne steigen. Wir wollen stark sein, der Gebieter in seiner Macht,

im Gehorchen der Bürger. Gleich; so daß jedem gleich geschützt, was ihm gebührt, nicht daß jedem gleiches gebühre. Wo jeder alles hat, geht alles am leichtesten verloren. So geschah's. Man hatte im Wahnsinn die Stufen abgebrochen, die von der friedlichen Werkstätte zu dem Throne führen, und nun als das Gebäude brannte, war nirgends Hilfe — in Asche ging der Zepter und der Wanderstab. Man hätte alle Dämme eingerissen, und als das Ungemach flutend eintrat, war nirgends Rettung. Darum haben Blitze, die Paläste trafen, sich hinab bis zu den niedrigsten Hütten geschlängelt, und Meinungen zerlumpter Bettler haben Throne untergraben und umgestoßen. Es ziemt uns nicht, uns keck in den Rat der Fürsten einzudrängen, sie sind besser als wir. Wir haben das Schwert, sie uns geführt; aber das Schwert kann nur töten, der Wille siegt.
Mögen andere mit plumper, ungeübter Hand in den Eingeweiden der bürgerlichen Gesellschaft wühlen, das Herz in den Magen schieben, das Gehirn neben die Leber stellen und den Lauf des Blutes nach eigner Weisheit lenken. Wir wollen es nimmermehr. Der Tag der Entscheidung wird es lehren, daß vieler Wille und Willenlosigkeit und Willkür zu gleichem Ziele führen. Wir wollen es voraus bedenken, und auch dieses: daß Tränen später Reue in dem Himmel und nicht auf Erden fruchten.
Wir wollen nicht ferner in lächerlichen Vogelschlingen eitler Konvenienzen zappeln, sondern Männer auch im Frieden sein, damit die Not uns geharnischt finde; Löwen sein, keine Schmetterlinge und auch nicht Bären, die Honig lecken. Werde der Preis der Schönheit immerhin den Jungen hingegeben, die eine gefallene Stricknadel am schnellsten wiederbringen oder am lieblichsten mit säuselndem Schmeichelwort die Glut der Eitelkeit fächeln — der tapfere Jüngling lerne solchen Preis verachten! Aber die Bürgerkrone werde nicht ferner schlauen

Gaunern zuteil, die in dem Dunkeln trippeln und das schlafende Gesetz bestehlen. Sie werde am hellen Tage gewonnen und vergeben dem Würdigsten, dem Besten.
Ernst sei in den Spielen unserer Kinder, damit sie den Ernst froh und leicht, wie in dem Spiele, üben. Sie sollen nicht in martervollen Stunden lernen, wie man römische Worte und Taten dumpf bewundere, sondern in Lust und Freiheit es ihnen nachzutun. Sie sollen tauchen lernen in die Fluten der Ströme und in die Fluten der Zeit, damit sie des zerbrechlichen Fahrzeugs nicht bedürfen und sich verlassen auf die eigene Kraft. Führt den Bürgerknaben zu jenem blutgesogenen Volke, das frech mit Gesetzen spielte und zum Spotte geworden, weil es alles mit seinem Spotte besudelt; führt ihn hin, damit er gehorchen lerne. Führt den Fürstensohn auf jenes Inselland, wo in den Bergen das zornige Eisen wohnt und wo die gerechte Vergelterin sich ihren Tempel erbaut; führet ihn hin, damit er herrschen lerne und dort die heilige Lehre vernehme Müllers und der Weltgeschichte: Wer gewinnt, hat nur sich selbst zu fürchten; wer verliert, keinen anzuklagen als sich selbst.
Auch sollen unsere Frauen sich dem eiteln Tand entwöhnen, tun, was ihnen ziemt, nicht Netze stricken. Penelope, die Mutter der Gracchen und des Ritters züchtige Braut saßen nicht am Spieltisch moderner Damen. Sie sollen weben und Wunden heilen, die das Schwert oder das Geschick uns schlägt. Sie sollen das heilige, ungetrübt Menschliche bewahren, worin sich Völker entfernter Zeiten und Regionen als Brüder erkennen; das *eine*, worin die tausendfachen Kräfte, in welche die Natur des Mannes zersplittert, sich wiederfinden und versöhnen — die Liebe.
Denn wahrlich, das ist's, was vor allem nottut: daß sich die Sitten mit den Zeiten verschwistern; damit nicht etwa, nach Jahren des Friedens, wir wie aus dem Schlum-

mer erwachen, uns selbst nicht mehr kennen, unsre eigene Taten belächeln und hingehen, um in Assembleen die sehr komischen Träume zu erzählen.

18. Vorschlag zu einer Lotterie. Das Los à 10 Fl., worin die Gewinnenden 40 Tage lang in dem eroberten Frankreich auf Kosten der großen Nation reisen können.

[Fragment 1814]

1. *Reflexionen eines freiwilligen patriotischen Schriftstellers.*

Zwar sind noch viele andere tapfere deutsche Männer nicht in den heiligen Krieg gezogen; aber es war kein Verdienst dabei, sie wurden durch Verhältnisse zurückgehalten. Sie waren entweder verheiratet, oder rheumatisch, oder sie handelten mit Dreiblei, oder es fehlte ihnen an Mut. Aber der Projektierer dieses, dem alle diese Fehler fehlen, ist freiwillig zu Hause geblieben; er glaubt daher, daß es ihm mehr als irgend einem zukomme, in den ehrwürdigen Kreis jener deutschen Männer zu treten, die für das Vaterland reden und schreiben: Wir kennen recht gut die Sprache, aber wir achten ihrer nicht, nämlich die jener bloß am Sinnlichen hängenden Menschen, die, weil sie unfähig sind, Ideen zu gebären, ja auch nur zu empfangen, den Einfluß derselben verkennen oder verleugnen und der massiven Kraft allein alle Wirksamkeit zuschreiben. Nach jener gemeinen Ansicht wären es Flinten, Kanonen, Kavallerie, Taktik und Strategie, welche bei Leipzig und La Belle Alliance den Sieg herbeigeführt haben, und die Blödsinnigen begreifen nicht, wie es allein die Intelligenz der deutschen Schriftsteller sei, die der guten Sache den Erfolg zugesichert habe. Sahen wir nicht, daß so viele Jahre lang, als der

Herausgeber des Rheinischen Merkurs zürnend und scheltend gegen Deutschland aufgetreten, auch die Franzosen stets die Sieger geblieben sind, daß aber die Siegesgöttin sich sogleich zu den Deutschen gewendet, sobald als jener angefangen, für ihre gerechte Sache zu schreiben, ja, daß sogar an dem nämlichen Tage, als er zum erstenmal sich freundlich zu ihnen gewendet, das deutsche Heer schon in Koblenz einrückte? Hat nicht der Professor Crome in Gießen dadurch, daß er im Juni 1813 zugunsten der Franzosen geschrieben, dem gigantischen Schicksal selbst in seinem Laufe Einhalt getan, so daß die Franzosen, die von der Moskau bis an die Elbe geschlagen waren, auf einmal wieder siegend wurden, ja so daß zur nämlichen Zeit und ohne daß einer von dem andern etwas wußte, Napoleon und Crome, jener bei Lützen gesiegt und dieser in Gießen geschrieben hatte?

19. Frankreich. Gedanken

[1815 ?]

1. *Legitimität.* — Die französischen Ultraroyalisten machen durch ihr allzu häufiges Predigen der Legitimität auf die *Streitbarkeit* des Kronenrechtes zur Unzeit aufmerksam.

2. *Frankreich und Deutschland.* — Man mag Frankreich, welches das verderbliche Übermaß der Freiheit erfahren, immerhin fasten lassen, damit seine durch Schwelgerei geschwächten Verdauungskräfte wiederhergestellt werden. Man lasse aber das stets mäßige und gesunde Deutschland nicht an Freiheit hungern. Der Gesunde bedarf viele[r] Nahrung und erträgt sie ohne Beschwerden.

3. *Seine Schwächlichkeit.* — Frankreichs Wehen sind vorüber, aber wie eine Wöchnerin nach einer schweren Niederkunft bedarf es noch großer Schonung und Pflege.

4. *Die Okkupationsarmee.* — Die Okkupationsarmee der Verbündeten in Frankreich ist wohl nicht gegen die Franzosen allein, sondern gegen die Untertanen aller der europäischen Staaten aufgestellt, deren Freiheitstrieb man zu fürchten [an]fängt. Nichts ist furchtbarer als das Tribunal, welches sich zu Paris aus den Ministern der fünf Großmächte gebildet hat, mit dem ihnen untergebenen Heer von hundertundzwanzigtausend bewaffneter Gerichtsboten. Dieses Söldnerheer der Herrschsucht ist nur in Frankreich an der gelegensten Stelle, von wo aus, in der Mitte zwischen Deutschland, Italien, England und Spanien als denjenigen Ländern, wo der Revolutionsgeist offener oder verborgener waltet, es sich überallhin schnell verbreiten kann. Dahin ist es gekommen, daß die Völker der genannten Länder nur durch einen Krieg von den Angriffen der Tyrannei befreit werden können; dies wissen auch die europäischen Großmächte, und darum ist es ihnen diesmal mit der Erhaltung des geschlossenen Friedens und der Erfüllung ihrer Verträge wirklich ernst.

20. Für die Juden

[1816]

Ich bin nicht gesonnen, meine Betrachtungen über die Juden an die strenge Ordnung eines Lehrbuchs zu fesseln und, Grundsatz auf Grundsatz bauend, endlich das Werk mit einem fröhlichen Dache zu krönen. Es sind denkende Köpfe, die diese Art lieben und fordern, aber solche bedürfen meiner Belehrung [zu ergänzen: nicht], und die, auf welche ich wirken möchte, *denken* nicht. Ihr Haß und ihre Verachtung der Juden, das ist ein angeborner oder anerzogener Trieb, der nie zur Klarheit gekommen und von sich selber Rechenschaft gefordert. Diesen aufzuwecken durch irgendeinen Stoß oder Druck der Rede,

darum allein ist mir zu tun. Die Sache der Juden muß aus einem Gegenstande der Empfindung zu einem Gegenstande der Überlegung gemacht werden, und dann ist das Gute gewonnen; denn wer über seine Träume nachzudenken vermag, der träumt nicht mehr. Ich werde daher, ohne Regel, bald diese, bald jene Seite des Gegenstandes besprechen, hierin nur meinem Triebe oder auch äußern Anregungen gehorchend. Nachfolgend teile ich einige Stellen aus einer Schrift mit, welche schon vor drei Jahren gedruckt worden, aber nicht zur Öffentlichkeit gekommen, weil sie nicht dafür bestimmt war. Vielleicht findet man die darin herrschende Sprache – *leidenschaftlich,* wie man es nennt. Ich habe mich auf diesen Vorwurf nie verstanden. Wenn Könige Krieg führen, auch gerechte, so liegt nicht in den Schwertern, nicht im Geschütze, nicht in der Kampfbegierde der Soldaten der Grund ihres Rechts; aber – damit erringen sie es. Die Rede mag immer im Drange und Sturme wild und heiß werden, wenn nur der als Feldherr gebietende Geist die Ruhe und Klarheit nicht verliert.

„Die zur Befreiung Europens verbündeten Fürsten und Heere waren bis an den Rhein gekommen. Da sahen wir verlernte Wünsche geschehen und des Herzens dunkle Träume klar und erfüllt uns vor die Augen treten. Damals mochte die Brust jedes gutgearteten Menschen wohl kein anderes Gefühl aufnehmen als das einer zagenden, der Vollendung harrenden Freude, als das der ehrfurchtsvollen Anerkennung eines alles lenkenden Schicksals und das des Dankes gegen die edlen und weisen Vollstrecker desselben. Doch manchen Orts tat sich kund, was in Zeiten großer Dinge am meisten überrascht und was mitten unter Wundern als das Wunderbarste erscheint – das *Alltägliche* und *Gemeine*.

„Die Erretter hatten auf ihrem Siegeswege auch aus Frankfurts Mauern den gewohnten Feind verjagt – aus

Frankfurt, das mehr als irgendein anderes Land oder Volk der köstlichen Früchte glorreicher Kämpfe in Siegen sich erfreut, die es nicht erringen half. Denn nicht allein ward ihm von dem geduldigen, gebeugten Nacken das fremde Joch mit sanfter Hand abgenommen, sondern auch eine durch die Gewohnheit vieler Jahrhunderte liebgewordene Verfassung ward ihm zurückgegeben und ihm verstattet, sich als eigenes freies Glied dem deutschen Staatenbunde anzuschließen. Aber nicht alle dort, die sich in die Ehre dieser Auszeichnung teilten, stellten sich solcher würdig dar. In dieser Stadt, die seit fünfundzwanzig Jahren den Frieden nicht gesehen, hatten so lange Stürme nicht vermocht, die Sümpfe stehender Gesinnungen zu beleben und zu erfrischen, und kaum war der Wind vorüber, so entquollen ihnen von neuem verdunkelnde Düfte, die ebenso giftig als unbehaglich waren.

„Die über Deutschland aufgegangene Sonne der Freiheit beleuchtete tausend noch nicht gesehene Wunder. Das felsenfesteste Herz mußte erweichen bei dem Anblicke all des Jammers und all der Verwüstungen, die seit zwanzig Jahren über dieses edle Volk und herrliche Land gekommen waren. Sollten die Deutschen nach überstandener Gefahr sich nicht inniger vereinigen gegen jede künftige? Sollten sie nicht brüderlich sich trösten über den Verlust des Unersetzlichen und zur Wiederherstellung des Beschädigten sich wechselseitig behilflich sein? Auch geschah es. Ja, man darf es freudig bekennen, die meisten entsprachen der Erwartung, und man sah deutsche Völker und Bürger in Eintracht das Glück der Gegenwart genießen, das der Zukunft begründen. Aber die Herzen einiger selbstsüchtiger Krämer und Regierlinge verdorrten nur am Sonnenstrahle deutscher Freiheit, und darum sah man zu Frankfurt geschehen, was erzählt werden soll.

„Nämlich das neue Verfassungswerk des wieder ins Leben gerufenen Freistaats soll begonnen werden. Da zeigten sich mannigfaltige, sich wechselseitig verschlingende Begierden sonderbarer Art und Abneigungen, die noch sonderbarer waren... Einige derer, welche zu regieren gewohnt waren, meinten, es verstünde sich wohl von selbst, daß die seit sieben Jahren entbehrte Lust ihnen als Rückstand mit Zinsen vergütet werden müsse, und sie suchten, um sich *so* zu bezahlen, hypersthenische Herrschaft einzuführen. Aber dieser Kampf von Selbstsucht gegen Selbstsucht, als ein Streit ohne Kraft und Würde, war auch ohne Lust für den sinnigen Zuschauer, der es widerlich finden mußte, an Spieltischen, wo man um Kronen und Völker würfelte, Pfennigsleidenschaften zu begegnen.

„Unter den kämpfenden Staatselementen traten auch die Religionen auf; deren eine angreifend, sich verteidigend die übrigen. Die lutherische Religion wollte herrschen — über die reformierte, die sich herkömmlicher Untertänigkeit geduldig hinzugeben gewohnt war — über die katholische, weil sie monarchische Regierungsform zu lieben schien — über die jüdische, deren Bekenner man haßte aus angeerbter Gespensterscheu und andern bekannten Gründen.

„Die Juden zu Frankfurt hatten, als eine Frucht unseres alles zeitigenden Jahrhunderts, die Bürgerrechte erlangt. Aber die vornehmen Diener der Zeit, die ihnen dieses Gewinstes frohe Botschaft brachten, forderten und erhielten einen ungeheuern Botenlohn. Die Lösung ihrer schmachvollen, seit Jahrhunderten getragenen Ketten hat fast eine halbe Million gekostet. — Doch von dem unabänderlich Geschehenen sei weiter keine Rede!

„Nun war das Geschütz des fliehenden Feindes in Frankfurts Weichbild kaum verhallt, da vernahm man schon mehrere laute Stimmen, die mit wechselseitiger Ermunte-

rung sich zuriefen: Man müsse vor allen Dingen darauf bedacht sein, wie den unerhörten Anmaßungen der Juden Grenze gesetzt werde. Man sagte sich diese Sorgfalt zu und hielt Wort, und in jenes Lärmgeschrei war nun verpufft alle der Zündstoff aller der deutschen Vaterlandsliebe, die kühle Selbstlinge in ihr Herz hineingedichtet hatten.

„Seitdem waren die so teuer erworbenen Bürgerrechte der Juden auf mannigfaltige Art gekränkt worden. In allen Verfassungsentwürfen ward es als Grundsatz angenommen, daß diese Religionsbekenner außer der Konstitution gesetzt und nicht einmal gleiche *bürgerliche* Rechte mit den christlichen Einwohnern haben sollten. Mehr zu tun unterließ man geflissentlich, weil man sich durch kein Gesetz die Hände binden, sondern die Juden unter die wandelbare Herrschaft der Willkür setzen wollte. Seitdem auch hatten die Juden, einzeln sowohl als in Gesamtheit, des erlittenen Unrechts sich laut beklagt. Daher sahen die Machthaber in Frankfurt sich von Zeit zu Zeit genötigt, um ihre stereotypischen Grundsätze teils gegen den Spott der öffentlichen Meinung, teils gegen den Tadel derer zu schützen, die auf Deutschlands Gesetzgebung einflußreich wirkten, ihr rechtkränkendes Verfahren gegen die Juden zu beschönigen. Dieses geschah stets mit derjenigen ängstlichen Bemühung, die das Selbstgefühl eines unedeln Strebens zu begleiten pflegt.

„Bei solchen Anlässen waren so unglaubliche Dinge behauptet worden, daß es unglaublich wird, daß sie behauptet worden sind. ... So wurde in einer im November 1815 von dem Frankfurter Senat zur Rechtfertigung seines Verfahrens gegen die Juden einem der ersten deutschen Staatsmänner überreichten offiziellen Denkschrift gesagt:

‚Die europäische Kongreßakte spricht deutlich aus, daß

die Stadt Frankfurt – also auch ihre Bürger – in den Stand von 1803 versetzt sein sollen. Damalen hatten die christlichen Bürger wohlerworbene Rechte[1], auf deren Wiedererstehung sie demnach den gegründetsten Anspruch haben.'

„Der Art. 46 der Wiener Kongreßakte, auf den sich hier bezogen wird, heißt nach der betreffenden Stelle:

,*La ville de Francfort avec son territoire, tel qu'il*[2] *se trouvoit en 1803, est déclarée libre.*'

„Nun wird mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit eine *geographische* Bestimmung zum *staatsrechtlichen* Prinzip erhoben und darauf klagend ausgerufen: ,Die wohlerworbenen Rechte der hiesigen christlichen Bürger, wie sie Anno 1803 bestanden, sollten verschwinden usw.'

„Auch hat man arglistig gesucht, die von der Judengemeinde geschehene Erwerbung des Bürgerrechts, als in jene Jahre fallend, wo noch zu Frankfurt der Geist französischer Gesetzgebung vorherrschend war, durch Hinweisung auf jene Gleichzeitigkeit als etwas Gehässiges darzustellen. In diesem Sinne ist bemerkt worden:

,Daß die Gerechtigkeit der allerhöchsten verbündeten Mächte gleich nach der Besitznahme des Großherzogtums Frankfurt sich ruhmwürdig dadurch ausgesprochen hat, daß alle französische Institute mit ihren Folgen abgeschafft sein sollen. So mußte zur großen Dankverpflichtung der Einwohner dieser freien Stadt das Enregistrement und der *Code Napoléon* verschwinden, und diese an die Juden in Masse in Gefolge der französischen Einrichtungen stattgehabte Bürgerrechtserteilung sollte bestehen können, die doch in ihren Folgen ebenso verderblich, wo nicht verderblicher für die christlichen Einwohner dieser freien Stadt auf lange Zeit hinaus wirken wird?' –

1 Nämlich zur Bedrückung der Juden.

2 Nämlich *le territoire!*

„Welche Ansichten werden uns hier kundgetan! Wie wird man von Überraschung zu Überraschung fortgeführt! Also hätte wirklich die so lange unter tausendfachen Wehen kreissende Zeit eine lächerliche Maus geboren? Darum allein wären Millionen Menschenleben hingeschlachtet worden, damit nach dreißigjährigen Kämpfen sich ergebe, was jedermann schon gewußt – daß die Herrschaft über ein gewisses Volk dem *Kunz* und nicht dem *Hans* gebühre! Es wäre nicht gestritten worden für die Anerkennung der unveräußerlichen Rechte, die der Mensch auch als Bürger nicht verliert; nicht für die Gleichheit aller Bürger vor und für die Stellung der Herrscher unter dem Gesetze! Nicht für die Unverantwortlichkeit und den gleichförmigen Staatsschutz aller religiösen Gesinnungen! Wie? die Früchte einer so mühsamen und kummervollen Saat soll man tausend deutschen Bürgern darum, weil sie Juden sind, rauben und diese Erzeugnisse wegwerfend *französische Institute* nennen dürfen? Man lese nur die alte Frankfurter sogenannte *Judenstättigkeit* – man wird glauben, den Roman der Bosheit zu lesen – und die Befreiung von solchen albernen und abscheulichen Gesetzen, daran man nur „*hier und da* etwas abzuändern" gedenkt, wird eine verderbliche französische Einrichtung genannt! Wo sind sie denn, die verderblichen Folgen dieser seit fünf Jahren bestehenden Einrichtung? Man zeige oder nenne doch nur einen christlichen Kaufmann in Frankfurt, der durch die den Juden gewährte Handelsfreiheit verarmt oder von Bereicherung wäre abgehalten worden! Wem anders als christlichen Kaufleuten sind sie zugehörig, die täglich sich vermehrenden, glänzenden Kutschen und Pferde, alle die Lustgärten, die man neu anpflanzen, alle die Häuser und Paläste, die man in ganzen Straßen sich erheben sieht? ... Wenn es aber christliche Kaufleute gibt, die ihre Zufriedenheit nur in dem Unglücke und dem Mißbehagen ihrer jüdischen Mitbürger finden, dann

möge man sie bedauern, belehren, wenn man will, doch nimmermehr darf man verstatten, daß ein erbärmliches Krämerrecht die Ansprüche der Menschlichkeit verdränge.

„Als nun die Fürsten und ihre Räte sich zu Wien versammelten, schickte auch die Judengemeinde zu Frankfurt, sich verletzt fühlend und mehr noch von der Zukunft fürchtend, ihre Deputierten dahin, um Gerechtigkeit und Schutz zu suchen. Dort ward diesen eine dreifach beruhigende Zusicherung gegeben. Erstens, man werde bei der künftigen Bundesversammlung die bürgerliche Verbesserung der deutschen Juden im allgemeinen sich angelegen sein lassen, wodurch notwendig jede vorgängige Verschlimmerung derselben als ein Rückschritt, als etwas ganz Undenkbares sich ergebe; dann sei man ausdrücklich übereingekommen, daß kein Staat bis zum Eintritt jener allgemeinen Bestimmung etwas zum Nachteil der Juden solle verfügen dürfen, und endlich habe ja die Israelitengemeinde zu Frankfurt auch ohnedies nichts zu besorgen, da genannter Stadt, und zwar ganz allein aus Veranlassung der bedrohten bürgerlichen Lage der Juden, nur unter der Bedingung, daß sie die wohlerworbenen Rechte jeder Klasse von Untertanen aufrechterhalte, ihre Selbständigkeit zugestanden worden und nicht zu erwarten sei, daß sie ihre politische Freiheit lieber werde aufgeben, als jene Bedingung erfüllen wollen.

„Diese dreifache Mauer konnte aber die Juden vor weitern Anfällen nicht sichern, und ihre Widersacher schritten auf dem betretenen Wege fort. Was bisher hierin auf beiden Seiten teils angreifend, teils verteidigend geschehen war, ersieht man aus einer Denkschrift, welche die Vorsteher der Judengemeinde herausgegeben haben. Sie haben darin gezeigt, wie sehr das Recht auf ihrer Seite wäre; aber wahrhaftig, sie haben es bis zum Erschrecken gezeigt. Ihr frisches, warmes, jugendliches Recht

mußten sie, um es handgreiflich zu machen, bis in die letzte *Faser* zergliedern, so daß es entseelt geworden und wie ein Leichnam uns angrinst. Guter Gott! nachdem in dreißig Jahren ein Meer von Menschenblut für Wahrheit und Recht geflossen ist, soll es noch nottun, den rechtlichen Besitz des heiligen Erbteils der Menschheit sich erst anzubeweisen, als sei von einem streitigen Krautfelde die Rede!

„Wenn alle das Tun und Reden der Vorsteher der Judengemeinde nichts gefruchtet, dann werde nicht gesagt, daß jener Männer leises, abwartendes und furchtsames Benehmen daran schuld sei – wo die öffentliche Meinung sich nicht liebend hingibt, da muß sie erkämpft, sie kann nie errechtet werden – aber genug, es hat nichts gefruchtet. Dies haben sie ganz vor kurzer Zeit schmerzlich genug erfahren.

„Bisher hatte man sich mehr damit begnügt, die Juden in banger Erwartung der Zukunft und in dem Schrecken zu erhalten, sich einem oligarchischen Regimente preisgegeben zu sehen, das den Wunsch, ihre bürgerlichen Freiheiten aufzuheben, um ihren Wohlstand zu zerstören, laut und mit Frohlocken ausgesprochen hat. Endlich aber wollte man sie von der Furcht des Übels durch Vollziehung des Übels befreien. Bis jetzt war der Bürgerstand der Juden nur in so viel beschränkt worden, daß man widerrechtlicherweise den sich verheiratenden jungen Leuten die Erteilung des Bürgerrechts zurückhielt, daß man das Ergreifen eines Handwerks nur unter dem abschreckenden Vorbehalte zukünftiger Bestimmungen verstattete, und dergleichen mehr; die weitern Eingriffe hatte man der Zukunft vorbehalten. Nun aber, einen längern Aufschub lästig findend, hat man angefangen, Eingriffe in das *persönliche,* schon früher erworbene und anerkannte Bürgerrecht der jüdischen Familienväter zu tun. *Wie* dieses, wie tief verletzend und mit welcher Gering-

schätzung, fast möchte man sagen, höhnenden Auslegung der Beschlüsse des Wiener Kongresses es geschehen, wird jeder *rechtdenkende* Mann mit Erstaunen, jeder *rechtfühlende* mit dem innigsten Unwillen aus der hier nachfolgenden Bekanntmachung ersehen: sie untersagt den jüdischen Bürgern den Ankauf von Häusern und sonstigen Grundstücken, außer in denjenigen Quartieren, die ihnen unter der ehemaligen reichsstädtischen Verfassung eingeräumt und unter der Fürst-Primatischen Regierung in etwas erweitert worden waren."

21. Vertrauliche Briefe

[1817]

Lächeln Sie nur, ich lächele auch, und wer von uns wird der Gestrafte bleiben? Sie haben meinem frohen Eifer, Ihnen zu gehorchen, das Versprechen abgelistet, in vielen, recht vielen Briefen vernünftig zu sein, aber welches Unternehmen ist das größere, diese Briefe zu schreiben oder sie zu lesen? Ist es schwerer, Gefühle in Gedanken umzuwandeln oder dem Herzen unter der Maske des Geistes nachzusehen? Da dieses unentschieden ist, so wollen wir vereint den Himmel anflehen, daß er uns die Kraft gebe, der wir jeder bedürfen, mir, die zu gehorchen, Ihnen, die zu verzeihen.

Womit beginne ich, welchen Stoff werden Sie wählen? Es ist der schönste, sobald Sie ihn gewählt. Ich bringe Ihnen nichts, ich bringe Ihnen alles nur zurück. Wie ein schlauer und verwegener Dieb ein gestohlenes Kleinod zerschlägt, damit es unkenntlich werde, und es so zerstückelt dem früheren Besitzer selbst wieder zum Verkaufe bringt; so gedenke auch ich manchen schönen Schmuck, den ich Ihrem reichen Geiste entwendet, zu vereinzelnen, ob ich auch immer seinen Wert vermindere, und Ihnen dann als das mir Gehörige keck wieder darzubieten. Ich tue es

eben jetzt; denn erst gestern geschah's, daß Sie so schön als wahr bemerkten, wie bei allem Reichtum an Weisheit, den die Menschheit besitze, die Menschen dennoch darbten, weil es der Genius verschmähe, seine große Lehre durch Zerteilung mehr auszubreiten und faßlicher zu machen, da ja doch die Sonne selbst ihr erhabenes Licht in Millionen kleine Strahlen aussende und nur so allein die Welt erwärme und erleuchte. Sie wünschten, allzu bescheidene Freundin, die ausübende Weisheit solle sich auf dem Markte zeigen und die lehrende in Kochbüchern, Wandkalendern und in dem Intelligenzblatte; der Mann solle, um von Männern verstanden zu werden, sich dem Weibe verständlich zu machen suchen. Um wieviel schöner ziert dieser Wunsch Ihre Gesinnung, da dessen Erfüllung *Ihnen* keinen Gewinn geben kann! Nennen Sie's nicht Herablassung, Erhebung ist's, wenn Männer sich bemühen, Frauen zu belehren, und nicht gefahrlos wird es unternommen. Die Ikarusflügel des männlichen Geistes schmelzen leicht vor dem Blicke der Schönheit, und wir stürzen mit aller unserer Weisheit herab, wenn uns nicht innere angeborne Schwingen tragen.
Im Kampfe um die Wahrheit reicht die Kraft des Mannes nicht zu seinem Mute hin und der Mut des Weibes nicht zu seiner Kraft. Darum erreicht jener nie vollkommen sein Ziel, dieses aber immer mehr als es gehofft und gewünscht, sobald es nur strebt. Das andere Geschlecht tritt überall zu furchtsam zurück. Wissenschaft und Kunst sind Tempel, die, sind sie zwar von Männern allein gegründet und aufgebaut, doch auch Frauen mit gleichen Ansprüchen auf Vorteil und Genuß bewohnen dürfen und sollen. Auch geschieht's. Waren Ihre Fragen, wißbegierige Freundin, nicht oft belehrender als die Antworten, die Sie darauf erhielten, und hätte nicht jede andere als Sie die schadenfrohe Bemerkung machen können, daß der Männer Weisheit auf Kredit lebt, den sie, der Him-

mel weiß, wodurch, sich zu erwerben verstanden? Nicht aus Eigenliebe, nur darum decke ich Ihnen das Geheimnis unserer Schwäche nicht völlig auf, weil Sie selbst dabei zu verlieren wähnen.

Die Frucht ist willkommen, weil ihr Mangel schmerzt, die Blüte ist durch sich selbst erfreulich. Den männlichen Geist *ernährt*, den weiblichen *schmückt* die Wissenschaft. Welches ist das schönere Los? Und glauben Sie ja der Lüge nicht, daß nur der Musen Kindergärtchen, nicht der ernste Hain Apollos Euch Schwestern aufgeschlossen sei. Der düstre Ernst mancher Kenntnis liegt nur im trüben Blicke des Forschers; nahen sich die Grazien, dann erheitert sich die Wissenschaft. Versuchen Sie es mit jeder, selbst die Logarithmenlehre lächelte Ihnen zu. Logarithmen! Was heißt das, wie verhält es sich damit? O stille, man spricht nicht gern davon.

Sie wollen die Menschennatur betrachten? O flüchten Sie Ihren Blick vor diesen Mißgeburten mit Schafsköpfen und Tigertatzen eilig fort. Nach Steinen und Kräutern soll man forschen, die stillehalten, wenn man sie berührt, nicht nach lebendigen Dingen, die auf den untersuchenden Finger zuschnappen. Dort gibt die Befriedigung der Wißbegierde Ruhe und Lust, hier nur Furcht und Schmerz. Die tote Natur zerstört, um zu schaffen, die lebende gebärt, um zu töten. So alt ist diese Wahrheit, daß sie zahnlos geworden, und doch beißt sie noch jeden, der sich ihr nähert. Ich habe es ergrimmt erfahren; da liegt es vor mir in dem heutigen Zeitungsblatte, aber da ich bin wie die meisten, mit kühnen Gedanken und feiger Zunge, kennend das nächtliche Gespenst, in das, uns zu schrecken, Menschen von Fleisch und Blut sich verkleidet haben, es verspottend und doch es fürchtend — so muß ich meinen Zorn verbergen. Aber findet sich irgendein Reimschmied, der eine Fabel dichten will vom kranken Schäfer, wie er den welken Arm nach einem Labetrank ausgestreckt, sei-

nen Fieberdurst zu löschen, und draußen stehen die Wölfe, hohnlächelnd die Zähne fletschend, und warten auf seinen nahen Tod, um dann in die Hürde einzubrechen und die Herde unter sich zu teilen, und wie die Schafe gleichgültig, *wer* sie zerreiße, dämisch fortgrasen, und wie die Janushunde mit doppelten Gesichtern (treue Diener nicht *ihres* Herrn, sondern ihres *Herrn*) herüber- und hinüberschwänzeln und auf jeden Fall gefaßt sind, und wie die Füchse im verborgenen kichern, daß nun bald die Wölfe sich über die Beute entzweien und die fettesten Bissen am Ende nur ihnen bleiben würden — — Teufel! will irgendein lahmer Poet so ein Fabelchen machen, dann hole er die Nutzanwendung nur bei mir ab, sie ist allbereits fertig!

Oder, meine Freundin, wollen wir an den vergoldeten Götzen des dummen Pöbels scheu vorübergehen, süßes Vanilleneis essen und alle die lustigen Lieder an Ida lesen, die in der „Cornelia“, der „Minerva“, der „Penelope“ und im „Taschenbuche der Liebe und Freundschaft“ stehen? Vergebens suchen wir den Scherz. Auch unter Blumen lauert die Schlange. Tut es nicht auch Ihrer Seele wehe, daß so viele reichbegabte Menschen den Strom ihres Geistes in Gedichtchen auströpfeln und mit den ergiebigsten Quellen kaum den Durst eines Kindes zu stillen vermögen?

Oder wollen wir die Menschheit beweinen und die Menschen belachen? Es ist alles eins. Ob wir spotten oder ernst sind, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, am Grabe begegnen wir uns alle.

Eines ist, was nützt: die Klarheit. Eines ist, was besteht: das Recht. Eines ist, was besänftigt: die Liebe. Ich war etwas wild geworden, aber jetzt, da ich schließe und Ihrer gedenke, bin ich es nicht mehr.

22. Männertränen

[1817]

Die Tränen des Weibes erweichen den Mann, dem sie fließen, die Tränen des Mannes aber machen das Weib, das sie hervorruft, nur noch unerbittlicher. Ich will es erklären.
Die Weiber sind gewaltig erpicht auf starke Männer, als erfahrene Artilleristinnen, die wissen, daß Kugeln leichter durch Mauern als durch Wollsäcke dringen. Sie bewundern die zwölf Arbeiten des Herkules um seiner dreizehnten wegen, *die*, welche [er] in der Spinnstube der Omphalia verrichtete. Hätte er mit Spinnen begonnen und mit dem nemeischen Löwen aufgehört, wäre er ein ungeschlachter Bengel. Sie lieben kalte Herzen, weil daran durch den Anhauch ihrer eignen Glut die Empfindung in schönen Blumen anschießt wie an Fensterscheiben im Winter. Aus der Keule des Helden schnitzen sie sich tausend Zahnstocher, um ihre Nebenbuhlerinnen damit zu ärgern. Den Mann, der die Leidenschaft bekämpft, die sie ihm eingeflößt, achten sie hoch, gelingt es ihm aber, sie zu besiegen, dann schelten [sie] ihn schwach, flatterhaft, treulos. Man soll dem Weibe diese seine Schwäche verzeihen, aber der Verzeihung bedarf sie auch. Ihre Neugierde und ihre Furchtsamkeit ist gleich groß. Sie wollen jeder Gefahr, vor der sie zittern, dennoch nahetreten, sie wollen in alle Abgründe, die an ihrem Wege liegen, heruntersehen, und weil sie ängstlich sind, kann nur ein Geländer von Eisen sie beruhigen. Weil die Weiber jeden Mann männlich finden, den sie lieben, glauben sie, einen schwachen Mann könnten sie nicht lieben. Die Küchenwirtschaft ihres Herzens hat ihre altherkömmlichen Regeln. Sie meinen, die Liebe eines Mannes könne sich nur erhalten, wenn sie in rauhem Essig eingemacht ist. Aber die frische blühende Empfindung in der männlichen Brust

bedarf der erhärtenden Säure nicht. Die Weiber erquikken sich ungemein an unterdrückten Tränen, unterdrückten Seufzern, an dem sich sträubenden Trotze der Männer; denn sie wissen recht gut, daß der Bogen um so schneller reißt, je mehr er gespannt wird. Dem Weibe gibt, dem Manne nimmt die Liebe den Stolz. Jenes macht sie eitel, diesen bescheiden. Die Weiber finden größere Freude daran, ihre Macht zu zeigen als zu besitzen, darum verschmähen sie den Mann, der sich nicht zur Wehre setzt und nicht durch seine endliche Niederlage die Macht ihrer Reize verkündigt. Nun, sie mögen in Gottes Namen ihrem Triebe folgen, aber sie sollen sich nicht einbilden, daß etwas Erhabenes damit verbunden seie. Es beruht nur auf etwas sehr Gewöhnliches. Ein zartfühlendes, seelenvolles Weib ist sich freilich bewußt, einem Manne vor dem andern nicht darum den Vorzug zu geben, weil er sechs Fuß mißt; doch das weiß sie nicht, daß auch Herz und Geist ihre geometrische Länge, ihre Fleisch- und Knochenfülle haben, die das Wesen weder der Schönheit noch der Stärke ausmachen. Auch gibt es eine Scharlatanerie des Charakters wie eine des Geistes. Ein Mensch, der wenig spricht, wird lange von vielen für ein[en] klugen Kopf gehalten, wie ein Charakter, der ruhig ist, für einen starken. Aber kömmt es zum Handeln, so zeigt sich die Schwäche des letztern wie die des ersteren, wenn es zum Reden kömmt. Entschlossenheit, Mut, sind Gaben, die den Mann zieren, aber der gewöhnlichste Mensch hat sie mit dem Helden gemein. Wer keine Wahl hat und nur einen Weg vor sich sieht, wem die Gefahr nur von einer Seite droht, der weiß bald, was er zu tun hat, und wird leicht zum Sieger. Engherzige Menschen retten sich ohne Kraft, wie in engen Pässen ein einzelner Arm viele Stürmenden zurückwirft. Wem aber viele Wege offen stehen, wen die Feinde von allen Seiten umringen, wer ein großes Herz besitzt, tausend feindlichen Emp-

findungen zugleich zugänglich, der schlägt sich schwerer durch, und auch seine Niederlage ist ehrenvoll. Der arme oder karge Mann, der nur einen Gast bewirtet, kann ihm leicht einen vollen Becher reichen; aber wer viele Gäste empfängt, kann, und sei er noch so reich und freigebig, nicht jeden Becher bis an den Rand füllen. Über eure starke Charaktere, die ihr so hoch verehrt! Stellt sie in eine große Zeit, und ihr werdet erfahren, wie klein sie sind. Fechterkünste, die auf keinem Schlachtfelde Wert haben. Stellt eure[n] schwache[n] Menschen einer großen Gefahr, die er zu bekämpfen, einem hohen Preise gegenüber, den er zu erringen hat, und eure kecke Verachtung würde sehr kleinlaut werden. Gibt es denn etwas in unserer heutigen Welt, für das man leben oder sterben möchte? Ein Vaterland, ein Gott? Mirabeau war ein lüderlicher Mensch und galt dafür; einige Jahre später, da die Revolution ausbrach, ward er ein großer Mann und als solcher gepriesen. Napoleon, funfzig Jahre früher geboren, wäre ein langweiliger, hartherziger, unliebenswürdiger Mensch gescholten worden.
Ich endige. Darin setze ich meinen Männerstolz, mit keinem Weibe zu kämpfen; es ist viel ehrenvoller und männlicher, sich ohne Schwertstreich zu ergeben. Fließt immer fort, ihr Tränen des unglücklich Liebenden, solange die des Vaterlandes fließen. Sie trocknen beiden zugleich.

23. Tagebuch

[1817 ?] Sonntag den 11. Januar

. . . .

... Mir wird vor geschriebenen Worten manchmal ganz unbeschreiblich, ja bis zum Grauen bange. Alles am Himmel und auf der Erde trägt des Menschen freundliche Gestalt: der Mond und die Wolken, die Berge und Bäume, die Tiere und Häuser und jedes Gebilde der Kunst —

nur der Buchstabe trägt sie nicht. Wenn diese mißgestalteten Zeichen in ihren Trauermänteln über das beschneite Feld des Papiers wandeln, welch ein furchtbares Gewimmel! Keiner geht den Gang des andern – sie schleichen und schleppen sich, sie laufen, hüpfen, kriechen, überstürzen sich, überholen einander, wollen fort und stehen wie festgewurzelt stille, wollen stehen und werden fortgezogen. Ein vollgeschriebenes Blatt ist der Kirchhof und das Beinhaus gestorbener Gedanken, die einen mitternächtlichen schauerlichen Gespenstertanz vollführen. Wie sie schlottern, die entfleischten Knochen, wie die Brust ohne Herz kracht und knarrt; wie die ausgeleerten Augenhöhlen herumklotzen und ihr Eingeweide suchen und keine Träne haben, es zu beweien! Dort rollt ein *o* wie ein Kopf ohne Rumpf über den Grabeshügel weg. Hier schlingen *m* und *n*, zwei fremden Händen gleich, sich ineinander und glauben, sie wären ein Geschwisterpaar. Seihst Du jenes *B*, wie bequem es sich hinsetzt auf das Kirchhofsgras, als spräche es: Ich gehe Dir nicht entgegen, Du kömmst von selbst zu mir? – und dort hinten das *ß*, das den eignen Kopf unter dem Arme trägt – und hier vor Dir, dieses *T*, welches wie eine Todessense Dir droht! – Fort von diesem Leichenfelde, ich will nicht schreiben ferner, ich will mit Dir reden die Sprache der Lebendigen.
Des Menschen Lippe ist die Morgenröte, vor welcher das Gespenst der Schrift sich scheu wegflüchtet; der Buchstabe bleibt stets ein trügerischer Geist: er gibt Antworten auf alles und beantwortet nichts. Setze Dich an meiner Seite; sieh mir in das Auge, wo das Licht wohnt; lege Deine Hand in die meinige; denn sie haben beide schon Tränen getrocknet. So darf sich Dir die tote Lüge nicht nahen, und Du vernimmst nichts als nur die lebendige Wahrheit.
Wahrheit? Lüge? Wie überfällt mich plötzlich die Erin-

nerung, daß ich mit einem Weibe rede, dessen Geschlecht den Ernst nicht faßt, *den* Ernst nicht, der überall ist oder nirgends. Tausende haben gedurstet, zu wissen, was Wahrheit sei, *mir* war stets am unbegreiflichsten, was man Lüge nenne. Ist Lüge der Widerspruch des Scheins mit dem Wesen, dann hat die Natur gelogen, die um den süßen Kern eine bittere Schale gehüllt und in die lokkende Frucht ein todbringendes Gift verborgen. Wähnt ihr, das gute Wort müsse auch Gutes umschließen und das schöne Schönes, so ist dieses eure Sünde, die meinige nicht, nicht die irgendeines Sprechenden.
Guter Gott, wo bin ich hingekommen? Glücklich, daß mir mein Morgenbrot gebracht wird, welches mich in die essende Wirklichkeit zurückführt. Ich habe es mir fest vorgenommen, nicht eher wieder an Sie zu denken, als bis die Tasse angefüllt ist und Jean Paul zum Lesen aufgeschlagen vor mir liegt; dann öffne ich den Mund, den Geist, das Herz und die Pforten der Erinnerung zugleich und lasse den süßen Tee, meine Freundin, das Brot und das Buch zusammen eintreten. Seid mir alle willkommen!

Ei, Du lieber Mann, wie danke ich Dir für Dein tröstendes Wort! Hört doch, was ich in Jean Pauls Vorschule der Ästhetik soeben gelesen habe. „*Kein Volk schüttelt den Kopf zum Ja.*“ Wie schön und labend ist dieser Spruch.

Ich habe Ihnen gestern die furchtbare Geißel Gottes [1] in Ihre friedliche Wohnung geschickt. Wenn Sie sie kennen gelernt haben, sprechen wir vielleicht mehr darüber. Doch sollten Sie nicht wünschen, den lateinischen Spruch, der auf dem Titelblatte steht und welcher den Sinn der ganzen Tragödie dem einen aufschließt, dem andern zu-

1 „Attila“ von Z. Werner [Anm. d. Hrsg. der NS]

schließt, übersetzt zu lesen? Hier folgt er: „Wem alles eins ist, und wer alles auf eines hinführt, und wer alles in einem sieht, der kann standhaften Herzens sein und friedevoll in Gott ruhen." – Meiner Freundin dieses zu erklären, wäre überflüssig oder fruchtlos. Aber der Himmel schenke ihr jene Seligkeit, die ihrem Geschlechte versagt ist und nur gutbegabten Männern zuteil wird – *die* Seligkeit, eine Schlachtfeldsposse und die heilige Würde einer wohlschmeckenden Pastete mit *einem* ungeteilten Gefühle aufnehmen und genießen zu können.

———

... Wie mächtig ist doch unsere Phantasie! Die vereinigten Könige der Erde, die Götter selbst können ihr nicht widerstehen; alles zieht in Sklavenketten hinter ihr, zu ihrer Lust und ihrem Dienste.

Sehen Sie dort die Brunnensäule bei der Wohnung Ihrer Schwester? Sie ward erst kürzlich aufgerichtet. Die *Säule* ist ein edles Kunstwerk, sie bildet des Menschen aufrechtstehenden, die Erde beherrschenden und nach dem Himmel strebenden Geist ab. Diese da wird uns alle überleben und auch die, welche um uns geweint. Sie selbst aber glänzt nach hundert Jahren mit aufgefrischter Farbe so schön wieder als in ihrer Jugend. Ach, wer möchte nicht lieber eine solche Säule sein als ein vergänglicher Mensch. *Die* sind glücklich zu nennen, welche wähnen, Kunstwerke seien leblos, und ein kurzes Leben sei doch werter als ein tausendjähriger Tod. Aber wer es besser weiß, der trauert über seine Vergänglichkeit. Die Gebilde des Menschen leben wie er selbst, doch können wir nur *glauben* daran; denn unser Wissen ist beschränkt nach unten wie nach oben, und wir begreifen die Urväter unseres Geistes so wenig als seine Enkel in entfernten Geschlechtern. Vielleicht gibt es höhere Wesen als wir auf der Erde selbst, die uns in jenem Irrtume gleichen, indem sie glauben, die Menschen wären leblose unbewegliche

Gebilde, die sie aus irgendeinem Tone *ihrer* Welt geformt. Lebt nicht das Eisen, das dem Zuge des Magneten folgt, und wie sollte der Marmor leblos sein, dem der Mensch einen edlern Geist eingeschaffen, als er selbst besitzt, den *vergötterten* menschlichen?
Ich habe diese Brunnensäule gesegnet und dabei an Euch gedacht, deren kein Dichter und niemand gedenkt: Deiner, Du liebende Köchin, und Deiner, Du treuer Johann. Sooft Ihr Wasser holt an diesem Brunnen, möget Ihr glücklich Euch begegnen und Ihr noch glücklicher voneinander scheiden. Laßt den Herrn und die Frau zu Hause nur immer schelten. Sie würden Euch beneiden, wenn sie wüßten, warum Ihr so lange säumet. Wer ist so töricht, über Euch zu lachen? In Bierliebe berauscht *Ihr* Euch, *wir* in Champagnerliebe, und jeder weiß, wem beim Erwachen der Kopf am heftigsten schmerzt.

Wir gingen über die schöne Aussicht und sahen in den Strom hinab. Wie zogen die Eisschollen so stolz und langsam vorüber, die kleinern allein, die größern gefolgt von kleinen, ganz wie beim höfischen knechtischen Menschen. Bald leckte das Wasser an der Scholle und löste immer mehr und mehr von ihrer Rinde ab — noch eine Stunde, und sie ist nicht mehr — bald schloß die Welle sich ihr selbst gefrierend an und machte sie größer . . .

Montag am 12. Januar

Gestern abend unterhielten sich einige Ihrer Freunde von Ihnen, das heißt sie priesen Sie. Als ich es wahrnahm, trat ich hinzu und goß einen wasserreichen Spaß in ihre Begeisterung. Wie das zischte, wie das aufsprang, wie das dampfte! Aber die Liebe zu meiner Freundin gleicht dem griechischen Feuer, das auch unter dem Wasser fortbrennt, und, so wahr ich ein ehrlicher Mensch bin, nur

um dieses zu erfahren, hatte ich den vollen Eimer in das heilige Gespräch gestürzt. Aber, ich beklage ernstlich die Freunde alles Schönen und Guten, nämlich Ihre, wenn sie so ängstlich sind, daß ihr Heiligtum nicht angetastet werde. Hat der Himmel keinen andern Gott, als den man hineinschafft, dann braucht der Gläubige, um den Gegenstand seiner Anbetung vor dem Zutritte der Unheiligen zu schützen, nur sich selbst zu bewahren.

Sie forderten mich gestern abend auf, Ihnen meine Ansicht über Goethes *Erlkönig* zu sagen. Ich konnte nicht sogleich darauf eingehen.... Dafür antworte ich Ihnen heute.

Vielleicht werden in nachfolgender Betrachtung einige etwas nüchterne Zergliederungen des Gedichts vorkommen; dann, liebe Freundin, sehen Sie mir dieselben nach, sie könnten unvermeidlich gewesen sein. Freilich wird manches Kunstwerk durch ein solches Zerschneiden mit dem Untersuchungsmesser leblos gemacht, und die Wißbegierde wird zur Mörderin der Empfindung. Allein, so ist der Mensch; um zu erfahren, worin seine Freude besteht, opfert er froh und willig die Hälfte dieser Freude auf.

In den Sammlungen der Goetheschen Gedichte bilden *Balladen und Romanzen* eine gemeinschaftliche und eigene Abteilung, unter welcher der „Erlkönig“ aufgenommen ist. Durch die Nachbarschaft und das vertrauliche Zusammenleben dieser beiden Dichtungsarten spricht sich ihre nahe Verwandtschaft genugsam aus. Aber welcher derselben der „Erlkönig“ zugehöre, wage ich nicht zu bestimmen, ja ich möchte behaupten, daß dieses Gedicht als Romanze oder als Ballade angenommen werden könne, je nachdem es aufgefaßt wird. Nämlich der Erlkönig und das Kind, als Naturverhängnis und dessen Opfer, können auf zwei verschiedene Weise miteinander in Verbindung gesetzt werden. Ent-

weder es wird des Kindes Tod als ein geschichtlicher Vorfall und als das Ursprüngliche gesetzt, wobei die Phantasie des Dichters, einen Volkswahn benutzend, dieses plötzliche Sterben aus der Geistereinwirkung eines Erlkönigs erklärt, oder man läßt den lauernden Erlkönig, der dem vorbeireitenden Vater sein Kind ablockt, zuerst auftreten. Auf die letztere Art gedacht, wäre diese Dichtung eine Ballade, auf die andere Weise aufgefaßt, eine Romanze. Ich will die eine und die andere Auslegung versuchen und Ihrem Urteile die Wahl der bessern oder die Verwerfung beider überlassen.
Gemäß der erstern Ansicht schafft die Phantasie erst *nach* dem Tode des Kindes sich die Art seines Hinscheidens, um sich dieses zu erklären und zu entdüstern, und dafür spricht die Entstehungsart jedes Aberglaubens, der nicht etwa auf irgendein übersinnliches geistiges Walten ein Ereignis der Sinnenwelt als dessen Wirkung *folgen* läßt, sondern einer ungewöhnlichen überraschenden Naturbegebenheit jenen geistigen Einfluß als ihre Ursache *vordichtet.* Man wird zu dieser Ansicht von der ersten Strophe des „Erlkönigs" hingeführt. Dort heißt es vom reitenden Vater:

Er hat den Knaben *wohl* in dem Arm,
Er faßt ihn *sicher*, er hält ihn *warm.*

Würde, nachdem der Vater zu Hause angelangt war und sein Kind tot aus dem Mantel gewickelt hatte, der etwa zu Hülfe gerufene Arzt wohl anders geurteilt haben, als daß der Vater beim schnellen Reiten, ängstlich besorgt, daß der Knabe vom Pferde stürzen oder in der windigen Nacht frieren möge, ihn zu dicht eingehüllt, zu fest in seine Arme geschlossen und so die Vaterliebe allein ihn totgedrückt habe? Allein der erkrankten Einbildungskraft der trostlosen Mutter genügt die kalte verständige Erklärung des Wundarztes nicht; ihr schaudert vor dem

Bilde des *zerquetschten* Lebens, und sie schafft sich, um ihren Schmerz zu mildern, einen näschigen Geist, dem nach ihrem schönen Knaben gelüstet und der ihm durch den Zuruf die Seele sanft ausgeschlürft habe.
Man könnte bei dieser Art, den „Erlkönig" zu erklären, beharren, wenn ihr nicht die letzte Strophe des Gedichtes entgegenstünde. Diese Strophe schließt mit den Worten:

Dem Vater *grauset's,* er reitet geschwind.

Also hat der Vater selbst den Geistereinfluß des Erlkönigs an dem Entsetzen des Kindes grausend wahrgenommen, noch ehe dessen Tod seinen Blick getrübt und verwirrt und sein Urteil zu düsterer Ahndung herabgestimmt hatte; also hat die Volkspoesie nicht dem Tode die Todes*ursache*, sondern der Raubbegierde des Erlkönigs das Sterben des Kindes als *Wirkung* angedichtet. Wir können daher auf dem angetretenen Wege, dem Sinne des Gedichtes näher zu kommen, nicht weitergehen und müssen zu der andern Erklärungsart unsere Zuflucht nehmen. Nämlich die Auslegung ist so zu machen: der Erlkönig war es wirklich, der das Kind getötet. Es kannte ihn aus den Erzählungen seiner Amme, erinnerte sich seiner bei der nächtlichen Reise, glaubte ihn zu sehen und zu hören und starb an der Furcht vor ihm.
Wie der Volksaberglaube den Erlkönig entstehen läßt und wie er ihn sich ausbildet, ist mir unbekannt; auch habe ich keine Gelegenheit gefunden, mich darüber zu unterrichten. Allein wahrscheinlich ist die *Erle* des Königs Mutter. Dieser Baum wächst häufig in sumpfigen Boden und wird an Bächen gepflanzt. Er pflegt, gleich den Weiden, oft gestutzt zu werden, und dann sieht er breit und stattlich aus wie ein König Dagobert und erscheint mit einer Krone auf dem Kopfe. Wohl manches Kind aus dem Dorfe mochte in dem Erlenbache den Tod

gefunden haben, und welche Mutter bettete die Leiche ihres Kindes nicht lieber in einer glänzenden Königshalle als in der feuchten Wohnung der Fische?
Der lüsterne Erlkönig harrt auf ein Opfer und erlauscht den mit seinem Kinde vorüberreitenden Vater.

Es scheinen die alten Weiden so grau,

es mag also die Straße, die zum Hof führt, nah am Bache vorüberziehen. Er will das Kind an den schlüpfrigen Rand des Baches rufen, um es in sein Wellennetz zu fangen, und er weiß recht gut, wie man Kinder lockt,

Manch bunte Blumen sind an dem Strand,

lispert er ihm zu.
Meine Freundin hat mir die Ansicht des Herrn N. über dieses Goethesche Gedicht mitgeteilt. Sie sagte mir, daß er der Meinung sei; der Volksaberglaube schaffe sich einen wirklichen Erlkönig, der körperlich bestünde und auch *außer* der Phantasie des Gläubigen noch da sei. Allein, wenn dieses wäre, warum bedarf der Erlkönig einer zauberischen Geistereinwirkung, um die Seele des Kindes zu holen, warum entreißt er es nicht ganz wie es leibt und lebt den Armen seines Vaters? Er tut es nicht, denn er hat keine *körperliche* Gewalt, die mechanisch wirken kann, und ließ' man ihn so tun, dann würde dieses schöne Spiel der Phantasie zum gemeinen Räuberspuk herabsinken. Der Mensch schauert vor keiner Übermacht, und wäre sie noch so groß, solange er sie *messen* und *greifen* kann; nur die verborgene Gewalt, welche ihm meuchelmörderisch auflauert, ihm heimlich Gift mischt und der er nicht zu entrinnen vermag, *die* ist es, welche ihn mit Geistergrauen erfüllt und in welcher er bebend die Oberherrschaft des Himmels oder der Hölle erkennt. Dem Erlkönig einen Körper geben, sagen Sie selbst, heißt dieses nicht der Dichtung ihren Geist nehmen?

Ob dieses Gedicht so große Schönheiten enthalte, als wohl behauptet worden, darüber will ich mit Keines Gefühle streiten oder rechten. Doch mich sprach es nicht am stärksten an. Nur der einzige Vers:

> Er hält in Armen das ächzende Kind.

hat mich ergriffen, weil er zugleich malt und singt und das Auge wie das Ohr rührt.

Doch will ich es ohne Schüchternheit erklären, was für mein Gefühl das ganze Gedicht verdirbt und allen seinen Wohlklang zerstört. Es sind des Kindes letzte Worte:

> Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
> Erlkönig hat mir ein Leids getan!

Wie käme das Kind zu dem Gefühle, daß ihm der Erlkönig ein Leid antun wolle? Es ist ja darum nur gestorben, weil es den Schmeichelworten des lockenden Geistes, der ihm frohe Spiele und Geschenke versprach, glaubte und folgte. Hätte es Mißtrauen gehabt und eine Übeltat von ihm erwartet, dann wäre es ihm nicht zugesprungen und wäre nicht in seinen Tod gegangen. Freilich läßt der Dichter dem Kinde Zwang antun und den Erlkönig sagen:

> Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.

Aber eben hierin scheint mir diese Dichtung mißgestaltet. — In der gleich auf den Erlkönig folgenden Romanze: *Der Fischer* wird eine ähnliche Dichtung Goethes reiner ausgebildet. Der Fischer folgt froh und willig den Lockungen des Wasserweibes und stürzt sich in die Fluten hinab; nicht der Unglückliche selbst, nur der Zuschauer weiß es, daß ihn eine tückische Macht in das Verderben geführt hat.

So steht auch dem sterbenden Kinde nach Empfange der tödlichen Berührung das besonnene Urteil nicht wohl an,

daß der Erlkönig ihm dieses Leid zugefügt habe. Nicht das Kind selbst, nur der erzählende Dichter hätte den Mörder kennen und anklagen dürfen.
Endlich, welches Lob auch übrigens dieses Gedicht anzusprechen habe, so glauben Sie darum nicht, daß hierdurch dem Dichter ein großes Verdienst zuwachse. Die meisten dieser Balladen und Romanzen sind altdeutsche oder schottische und englische Volkslieder, deren Bearbeiter sich keinen andern Dank als den für die Übersetzung in die Muttersprache oder in die Schreibart der jetzigen Zeit erwerben können.
Ich vergaß etwas. Es will mir nicht behagen, daß der Erlkönig von Mutter und Töchtern spricht. Dieses macht ihn gar zu menschlich und raubt ihm viel von seiner Geisterwürde; denn nichts, das geboren, ist heilig, und nichts scheint erhaben, dessen Ursprung wir sehen. Wenn man seine Erlkönigliche Majestät von seiner Familie reden hört, muß man sich unter ihm einen Mann in den besten Jahren denken, da er *schon* Töchter und noch seine Mutter hat.

Dienstag, am 13. Januar

Nein, ich will geblendet gewesen sein, will falsch gesehen haben. Sie nahmen die Notenblätter vom Pulte weg, warfen sie mit Heftigkeit aufs Klavier, so daß ein Teil derselben zur Erde fiel. Dann haderten Sie mit dem Verhängnis, mit der Natur, mit sich selber, weil — o das gestählteste Herz muß in Tränen zerschmelzen, wenn es diesen Jammer erfährt — weil Sie im *Klavierklimpern* nicht die erwünschten Fortschritte machen. Ich bemerkte Ihnen, Sie würden wegen Ihres ausschweifenden Hanges nach Können und Wissen gleich Faust noch einst eine Beute des Teufels werden. Sie lachten mich aus und ahndeten nicht, wie wohltätig dieser Scherz Ihnen gewesen; er war der Blitzableiter meines Zorns über den Ihrigen, der, hätte

er Sie getroffen, Sie vielleicht stark verwundet haben würde. Aber ich wiederhole jetzt im Ernste meine Vorhersagung, daß Sie noch einmal die Hölle zum Himmel machen werden. Ach, wie lebhaft mir das alle vor die Sinne tritt! — Ich klopfe an... Keine Stimme läßt sich hören... Ich öffne leise die Türe... Ein Schwefeldampf mit schmalen Streifen von Lilienduft dringt mir entgegen ... Auf dem Pulte liegen angebrannte Musikblätter von Ihrer eignen Komposition, *Oeuvre* 365 ... Zehen Kohlen wie menschliche Finger geformt, ohne dazugehörige Hände und andere Körperteile, hüpfen toll und schäuerlich auf den Tasten umher... Hinter dem Stuhle steht der Teufel, der die Menschengestalt, die er als Ihr Lehrer getragen, abgelegt hat, und schlägt höhnisch den Takt dazu... Jetzt nimmt mich der Satan wahr, wickelt schnell die zehen Finger, der ganze Rest Ihres liebenswürdigen Daseins, in ein rotes Tuch und fährt damit zum Fenster hinaus. — Und für zwanzig Jahre gutes Klavierspielen und vortreffliches Komponieren konnten Sie Ihre Seligkeit hingeben? ...
Warum werden Sie so unwillig, wenn Ihre kleinen Finger den Riesenwünschen Ihres Herzens nicht nachzufolgen vermögen, und warum lassen Sie den teilnehmendsten Ihrer Freunde Zeuge eines Schmerzes sein, der keine Teilnahme verdient? ...

Donnerstag, am 15. Januar

Ich will diese Empfindung von ihrer stillen Quelle an begleiten, damit ich ihres Ursprungs eingedenk bleibe, und ihr nachfolgen, um zu sehen, ob sie zum Strome anwachsen oder sich in den Sand verlieren werde. Ich will töricht sein, aber mit so vieler Klarheit als möglich; ich will den genauesten Rechenmeister machen aller Irrtümer und Verrechnungen meines Herzens. Ich will... Aber komme

mir nur noch einer und sage, der Himmel sei blau, das Feld grün, und dunkel sei die Nacht! Verblendeter, wenn erst dein Blick sich aufklärt, dann wirst du wahrnehmen, wie falbe und düster alles gewesen, was dir bisher glänzend hell erschien, und wie das Sonnenlicht und jedes schöne Farbenspiel sich nur dort spiegelt, wo früher dir nur Unscheinbares dünkte. — Aber, hat der Hofnarr an meinem Herzen nicht recht, wenn er lacht, daß ich mich nicht begnüge, mir selbst den Sinn dieser Rede zu vermummen und unkenntlich zu machen, sondern daß ich mich auch bemühe, ihn andern zu verbergen; als wenn es nicht Geheimnisse gebe, die am verschwiegensten bleiben, wenn man sie verrät, weil sie niemand glaubt!

Sie waren gestern nachmittag bei O. gegenwärtig, als Dr. R. über den Magnetismus sprach und dabei eine Geschichte vorlas, daß eine Hellseherin behauptet habe, weit entfernten Personen, indem sie ihren Namen ausspreche, sich hörbar machen zu können. Sie sahen mich darauf etwas in mein Taschenbuch einschreiben; es war das Merkzeichen zu folgenden Gedanken.
Warum sollte jenes Zurufen aus der Ferne unmöglich sein? Spricht nicht die gewöhnliche Redensart dafür: *daß einem die Ohren klingen, wenn abwesende Personen von ihm sprechen?* Man sollte keinen Aberglauben belachen, sondern zernichten, indem man sich bemühte, zu seinem Ursprunge hinaufzusteigen und ihn natürlich zu erklären. Die Rechtsgelehrten haben ein großes Buch von gesammelten *Sprichwörtern* des gemeinen Lebens, in denen uraltes Recht und hinfällige bejahrte Gesetze sich dunkel und geheimnisvoll ausdrücken. Für den Unkundigen haben diese Sprichwörter keinen Sinn, und er achtet ihrer nicht; aber der Verständige geht ihrer Quelle nach und deutet ein schwankendes zweifelhaftes Verhältnis der gegenwärtigen Zeit aus jenen uralten Orakelsprüchen. Wie

in diesen *bürgerliche Rechte,* so sind uns in den Überlieferungen des Aberglaubens *Gesetze der Natur* zugekommen, deren Bilderschrift wir zu enträtseln uns bemühen sollen, so hindernd uns auch der Spott und die eitle Anmaßung solcher Menschen in den Weg treten, welche die Grenze ihres Wissens für die Grenze der Wissenschaft halten. Ach, liebe Freundin, könnten Sie nur einen einzigen Blick tun in die geheimnisvolle Tiefe des Magnetismus, von welchen erhabenen Dingen würden Sie Ihr tägliches Leben umringt sehen, und welche Nichtswürdigkeit würden Sie oft in *dem* erkennen, was dem Menschen als das Höchste und Heiligste erscheint und er zum Götzen seiner Anbetung macht! Mit welchem Erstaunen und Schrecken würden Sie wahrnehmen, daß es nur der Erdgeist ist, den wir als den höchsten Gott verehren. Mit welcher Freudigkeit aber auch würden Sie verstehen lernen, daß jedes Dasein unvergänglich und das menschliche Leben nur eine Wanderung in die Fremde sei, aus welcher uns endlich das Heimweh in den großen Kreis der Liebe anverwandter Seelen zurückführt.

Wenn war es doch, daß wir von der Art, sich zu kleiden, sprachen, und wieviel darauf ankomme, ob man diesen oder jenen Stoff, diese oder jene Farbe, das Halstuch auf die eine oder die andere Weise gefaltet trage? Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen eine lange Kleiderpredigt zu halten, aber es wird nichts daraus. In dem Tempel der Göttin des Putzes ist schon die Vorhalle anziehend und ehrwürdig, so daß die ernste Betrachtung, die mir gleich an der Pforte begegnete, mich abhielt, in das innere Heiligtum einzutreten. Wie unglücklich ist doch der Mensch, daß er sein ganzes Leben ins Unendliche spaltet und abteilt und alle die verschiedenen Glieder seines Daseins, statt sie zu einer Schwesterkette aneinanderzureihen, immer eines dem andern unterordnet und jedes Niedrige

zum Sklaven seines Höhern macht. Seine Seele ist ihm nur das Gefäß, mit welchem er in den Brunnen des Todes die Wonnen des Himmels schöpft; sein Leib ist ihm nichts als das Futteral dieses Gefäßes und das Kleid am Körper nur ein Papier, um das Futteral gewickelt, damit es nicht schmutzig werde. Warum begreift der Mensch nicht, daß Freiheit nirgends oder überall, daß jedes Kunstwerk als Kind des Menschen ein Enkel der Natur sei; daß ein gleicher Drang die Spinne zur Bereitung ihres Netzes und die Menschen zum Baue der Häuser führt; und daß der nämliche Bildungstrieb dem Bären den Pelz und uns einen Mantel umhängt? Warum begreifen viele so vieles nicht? .....

Freitag, am 16. Januar

Ach, ich habe meinen Regenschirm verloren; hat ihn niemand gesehen? Vater, Mutter und Kind konnten zugleich darunter gehen. Wo bist du, grünseidenes Taschentuch, an dem die weinenden Wolken sich die Augen trocknen, wenn ihre Mutter, die Sonne, mit ihnen zankt? O Gott, strafe und peinige seinen unrechtmäßigen Besitzer! Wenn er ein Kaufmann ist, so möge ihm an Regentagen kein Handel glücken; ist er ein furchtsamer Mensch, dann möge er mit dem Schirm dem ärgsten Zänker der Stadt den Hut vom Kopfe stoßen, daß er Händel und Schläge bekomme.

Soeben erhalte ich einen Brief aus Paris. Mein Freund schreibt mir, daß dort die Männer nur verheirateten Frauen den Hof machten, aber keinen Mädchen. Sie haben recht, und es ist gewiß, daß unter allen Völkern den Franzosen allein derjenige Kunstsinn eigen ist, welcher einzig zum richtigen Verständnis des geselligen Lebens führt. Nur Frauen sind der Freundschaft fähig und

würdig, dieses edelsten aller Gefühle, dessen schönes Wechselspiel die Sprache des Umgangs mit *Hofmachen* wohl nicht malerisch genug ausdrückt. Aber ein Mädchen, das nicht mehr als Freundschaft einzuflößen weiß, ist auch dieser nicht wert. –

Ferner sagt mir der Brief: in Paris brauche man nur *aimable* zu sein; *nur!* als wenn dieses nicht das höchste wäre. Der Doktor und der Apotheker mögen eine Pflanze nach ihrem inneren Werte, nach ihren Heilkräften, der Koch sie nach ihrem Küchengebrauche schätzen; die andern Leute aber lieben an ihr nur den Duft und den Glanz ihrer Blüten. Welchen Reiz könnte auch ein Mensch mit den herrlichsten Eigenschaften gewähren, wenn diese nicht glänzen und anziehen? Er ist, wenn auch mehr als ein Heilmittel, das nur Kranken dienlich ist, doch höchstens eine Brotfrucht, die nur Hungrigen zusagt und übrigens, um genießbar zu werden, erst gedroschen, gemahlen, geknetet und gebacken werden muß. Und sei es auch ein Hunger und Durst nach Wissenschaft, den Menschen solcher Art befriedigen, so macht sie das nicht lockender. Ein Wirt von Anstand soll seine Gäste nicht bloß satt machen, sondern auch ihre Eßlust angenehm reizen; denn man kömmt zu keinem Gastmahle, um Brot zu essen, sondern man erwartet Leckerbissen eines unterhaltenden Gesprächs; dieses aber kann nur ein liebenswürdiger Mensch gewähren. Übrigens ist man nicht liebenswürdig ohne Geist und Herz, und es gibt keine liebenswürdige Bösewichter, wie dies manche ohne Überlegung meinen, weil sie eigentlich nicht wissen, was das Herz und die Tugend ist. Die christliche Philosophie hat, wie alles, so auch die Ansicht vom menschlichen Herzen verwirrt. Sie hat eine Art Gespenst daraus gemacht, das keiner noch gesehen hat, woran wenige glauben, und auch diese nicht einmal wissen, was sie dabei denken sollen.

23. Tagebuch

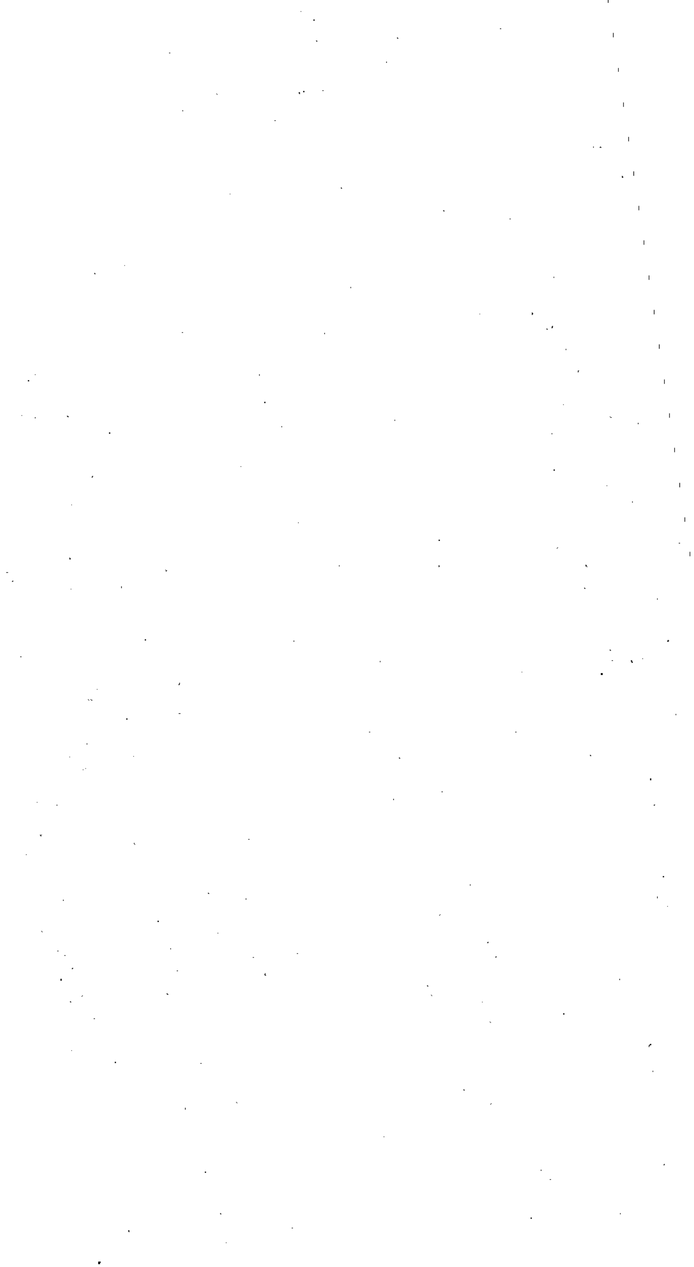
. . . .

... Der Spott ist das Scheidewasser für die Wahrheit, welches, über sie gegossen, uns erfahren läßt, ob ihre Farbe echt sei oder nicht.



II

Dramaturgische Blätter



Vorrede

[1829]

Deutschlands kritische Nacht war gekommen, die Wärter saßen kopfschüttelnd am Bette, alte Basen machten bedenkliche Runzeln, und die Lichter wurden nicht mehr geputzt. Da richtete sich der Kranke plötzlich auf, saß ganz gerade, blickte umher und fragte: „Wo bin ich?" — „In Ihrer alten Wohnung, bei den lieben Ihrigen" — antwortete der Arzt, freundlich und vergnügt, und machte eine siegreiche Miene. Ein wohltätiger Schweiß war ausgebrochen, die Fieberphantasien hatten aufgehört, der gute alte Puls war gleich wieder da, und die Gesundheit kehrte mit schnellern Schritten zurück, als sie sich entfernt hatte. Noch einige Tage blieb der Genesende schwach; aber er lächelte selig, alles war ihm recht, er war alles zufrieden. Noch einige Tage, und Vetter Michel stand wieder auf den Beinen, schnitt sich zwölf Dutzend neue Federn und aß abends seinen Kartoffelsalat. Noch einige Tage, und das Testament, in der Furcht des Todes geschrieben, wurde hervorgesucht und zerrissen; es sollte alles beim alten bleiben. Noch einige Tage, und der Krankenwärter kam glückwünschend und erinnerte an den neuen blauen Rock, den ihm der Kranke versprochen hatte, wenn er wieder aufkäme. Der Gesunde lachte den guten Mann aus und sagte: „Im Fieber mag ich wohl viel dummes Zeug gesprochen und versprochen haben . . ." Ach! es war eine schöne Zeit. Zwar habe ich nicht mitgefochten im Befreiungskriege — mir fehlte das gehörige Maß des Körpers und des Glaubens —, aber ich habe den Franzosen auch kleine Stöße gegeben. Von der Polizeistelle eines rheinischen Bundesstaates war ich, ohne Stuhl

und Stil zu wechseln, zur Polizeistelle eines deutschen Bundesstaates gekommen. Früher hatte ich gehorsame, eilfertige Briefe nach allen Postwinden geschrieben, um arme deutsche Jungen, die sich versteckt hatten, weil man sie als widerspenstige Konskribierte verfolgte, zu erspähen und den französischen Metzgerknechten auszuliefern. Jetzt schrieb ich noch gehorsamere, noch eilfertigere Briefe, um alte Deutsche mit pedantischen Herzen, die immer noch Liebe und Bewunderung für Napoleon zeigten, als Verräter festzuhalten und deutschen Metzgerhunden zur Bewachung zu übergeben. Einmal fing man einen solchen Spion, und ich mußte ihn auf Befehl meiner Vorgesetzten zwingen, sich bis auf das Hemd auszukleiden, um nachzusehen, ob er sich nicht die drei Farben tätowirt hätte. Ich fand nichts, sah, daß alles gut war und Deutschland wirklich frei. Darauf bekam ich meinen Abschied, und das war auch gut. Ich trieb Privatpatriotismus und gab eine Zeitschrift heraus: *Die Wage*. Ach Himmel! An Gewichten fehlte es mir nicht, aber ich hatte nichts zu wiegen. Das Volk auf dem Markte tat nichts und machte keine Geschäfte, und das Völkchen in den höhern Räumen handelte mit Luft und Wind und andern imponderablen Stoffen. Ich war in sehr großer Verlegenheit. Das Journal war angekündigt, der Druck hatte schon begonnen, die Abonnementsgelder waren schon ein- und ausgezogen, und ich wußte noch nicht, wie ich mein Versprechen erfüllen und das Versprochene voll machen sollte. Da riet mir ein Freiwilliger Jäger, der sein Leben liebgewonnen und, um es fortzusetzen, Komödiant geworden war, ich solle über das Theater schreiben. Der Rat war gut, und ich befolgte ihn. Ich setzte die wohlweise Perücke auf und sprach Recht in den wichtigsten und hitzigsten Streithändeln der deutschen Bürger – in Komödiensachen. Wie ein Geschworener urteilte ich nach Gefühl und Gewissen; um die Gesetze bekümmerte ich

mich, ja ich kannte sie gar nicht. Was Aristoteles, Lessing, Schlegel, Tieck, Müllner und andere der dramatischen Kunst befohlen oder verboten, war mir ganz fremd. Ich war ein *Naturkritiker* in dem Sinne, wie man einen Bauer vor zwanzig Jahren – ich glaube, er hieß *Maus* –, der Gedichte machte, einen *Naturdichter* genannt hatte. Die Katze Kritik ging damals sehr schonend um mit jener Maus, zog ihre Krallen ein und liebkoste sie. Eine gleiche Nachsicht fand ich auch, wahrscheinlich aus gleichem Grunde: weil man eine gewisse bäuerliche Natürlichkeit an mir bemerkt. Die Menschen sind gar nicht so schlimm, als man gewöhnlich glaubt. Sie lassen jedem gern seine Meinung, häßlich oder schön, wenn er nur fest darinsteckt wie in seiner Haut; versteckt man sich aber hinter einer Meinung, dann ziehen die Leute mißtrauisch den Vorhang weg, um zu sehen, wer dahinter ist. Meine Kritiken fanden vielen Beifall, sogar Kotzebue lobte mich. Wie wütend war ich über Sand, als er mir meinen lieben guten Kotzebue umgebracht, der mich gelobt hatte. Es war Hamlet, der Polonius erstach, Rattengift – dummes Volk!
So sind diese dramaturgischen Blätter entstanden, die ich jetzt, gesammelt und vermehrt, den Lesern vorlege. Möchten sie größere Freude daran haben, als ich selbst dabei gefunden. Ich beklage verlorne Zeit und fruchtlose oder übel verwendete Mühe. Der Kritiker befördert so wenig die schöne Kunst, als der Scharfrichter die Tugend befördert. Beide schrecken nur von Vergehungen ab, beide bestrafen sie nur. Ich fange an zu glauben, daß die armen Bühnendichter doch recht haben mögen, wenn sie ihre Rezensenten Freudestörer schelten. Wir sind wirklich garstige Raupen, die Blatt nach Blatt abfressen, bis vom Buche nichts mehr übrigbleibt als der Deckel und die Rechnung des Buchhändlers. Ehe die Schlange Kritik mich verführte, war ich unschuldig wie der Mensch im Para-

diese; ich konnte über einen Ifflandschen Hofrat, wenn er tugendhaft war, weinen wie ein Bürgermädchen, und über *Bären* und närrische *Pudeln* gleich einem Wiener lachen. Da aß ich vom Baume der Erkenntnis, lernte Gutes vom Bösen unterscheiden, und meine Zufriedenheit war hin. Da kam ich mit einem Vergrößerungsglase in das Schauspielhaus und entdeckte häßliche Flecken und Unebenheiten, wo ich früher alles schön und glatt gefunden. Da fing ich die armen Leute zu plagen an, und mich am meisten.

> – Ein Kerl, der *kritisiert*,
> Ist wie ein Tier auf dürrer Heide,
> Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
> Und ringsumher liegt schöne grüne Weide.

Es ist wahr, ich hatte bei meinem dramaturgischen Bestreben eine schönere und bessere Absicht als die, einen armen Dichter zu kränken, den die Natur schon genug gekränkt hatte, und seine armen Bewunderer zu verspotten. Aber ich blieb immer ein Tor, zu hoffen, das Feiertägliche werde wirken, wo das Wochentägliche nicht gewirkt, und zu vergessen, daß es Lehren gibt, die, wenn nötig geworden, fruchtlos sind. Ich sah im Schauspiele das Spiegelbild des Lebens, und wenn mir das Bild nicht gefiel, schlug ich, und wenn es mich anwiderte, zerschlug ich den Spiegel. Kindischer Zorn! In den Scherben sah ich das Bild hundertmal. Ich war bald dahintergekommen, daß die Deutschen kein Theater haben, und einen Tag später, daß sie keines haben *können*. Das erstere war mir gleichgültig – man kann ein sehr edles, ein sehr glückliches Volk sein ohne gutes Schaupsiel – aber das andere betrübte mich. Dieser Schmerz gab meinen Beurteilungen eine Leidenschaftlichkeit, die man mir zum Vorwurfe gemacht, weil man sie mißverstanden. „Sie sind zu scharf" – sagten mir oft Freunde, weil sie dachten, ich hätte es auf einen Dichter, einen Schauspieler abgesehen. Gu-

ter Gott! Wäre der Dichter oder der Schauspieler mein Sohn gewesen, ich hätte ganz so von ihm gesprochen wie von dem Fremden, so wenig dachte ich daran, einem wehe zu tun. Es war oft komisch, wenn junge Leute, die Respekt vor mir hatten, im Theater oder nach demselben auf meine Worte horchten, was ich urteilte von dem neuen Stücke, ob ich es für gut oder schlecht erklärte. Wahrhaftig, ich hatte beim zweiten Akte den ersten, wenn der Vorhang fiel, alles vergessen, und ich erinnerte mich gar nicht, ob das Stück gut oder schlecht war. Aber am folgenden Tage kam immer etwas, das mich daran erinnerte: das Stück *mußte* schlecht gewesen sein, und da setzte ich mich hin und beurteilte es und tadelte die Zeitung des Morgens im Komödienzettel des Abends, die Natur in der Kunst. Ich schlug den Sack und meinte den Esel. Das französische Schauspiel, das klassische zumal, ist mir weit mehr zuwider als das deutsche; aber nur, wenn ich es lese, nicht, wenn ich im Lande es darstellen sehe. Dann gewahre ich bald, daß die Gebrechen des französischen Dramas die der Franzosen, die ihrer Nationalität sind; die Gebrechen des deutschen Dramas aber zeugen von der *Unnationalität* der Deutschen, und das ist zum Verzweifeln, das ist keine bloße Komödie. Ein Volk, das nur der Pferch zum Volke macht, das, außer demselben, den Wolf fürchtet und den Hund verehrt und, wenn ein Gewitter kommt, die Köpfe zusammensteckt und geduldig über sich herdonnern läßt; ein Volk, das beim Jahresschlusse der Geschichte gar nicht mitgerechnet wird, ja, das sich selbst nicht zählt, wo es selbst die Rechnung macht, — ein solches Volk mag recht gut, recht wollig, ganz brauchbar für das Haus sein; aber es wird kein Drama haben, es wird in jedem fremden Drama nur der Chor sein, der weise Betrachtungen anstellt, es wird nie selbst ein Held sein.

Alle unsere dramatischen Dichter, die schlechten, die gu-

ten und die besten, haben das Nationelle der Un-Nationalität, den Charakter der Charakterlosigkeit. Unser stilles, bescheidenes, verschämtes Wesen, unsere Tugend hinter dem Ofen und unsere Scheinschlechtigkeit im öffentlichen Leben, unsere bürgerliche Unmündigkeit und unser großes Maul am Schreibtische — alles dieses vereint, steht der Entwicklung der dramatischen Kunst mächtig im Wege. Reden heißt uns handeln und schweigen groß handeln. Die Skulptur kam in der christlichen Zeit durch die Entwöhnung, nackte Gestalten zu sehen, herunter, und die Ungewohnheit, nackte Charaktere zu sehen, läßt die dramatische Kunst in Deutschland nicht aufkommen. Zwar versetzt sich der Deutsche leicht in jedes neue Verhältnis, in jede fremde Empfindung; aber diese Leichtigkeit wird durch die andere, sich *aus* jeder Lage zu versetzen, wieder zunichte gemacht. Der Deutsche reflektiert über alles, sieht alles aus der Vogelperspektive und ist darum nie in der Mitte der Sache. So ist er erhaben über den Scherz, handhabt ihn und ist nie scherzhaft. Den Punkt, den sich Archimedes wünschte, hat er gefunden, und er sollte wünschen, daß er ihn verlöre. Und tritt der Deutsche in ein fremdes Verhältnis ein, dann geschieht es als Gast, er ist bescheiden und verlegen und tut nicht wie zu Hause darin. Der Deutsche *hat* alles und *ist* nichts, und die dramatischen Charaktere seiner Schauspiele *haben* darum nur, was sie *sein* sollten. Im Lustspiele, wenn ja einmal die Dummheit aufhört und der Witz erscheint, sehen wir den Geist, aber nicht den Charakter des Witzes; wir sehen witzige Geister, aber keine witzige Charaktere. Die Personen *haben* Witz und *sind* nicht witzig. Bezeichnend für diese Gattung der Fehlerhaftigkeit ist *Raupach*, ein Mann von Geist, Geschmack und schöner Darstellung. Alle seine komischen Personen machen sich über sich selbst lustig, greifen dadurch in das Recht des Zuschauers ein und rauben diesem alle Lust. Sein Eifer-

süchtiger in „Laßt die Toten ruhen“, sein Shakespeares-Narr in „Kritik und Antikritik“, persiflieren ihren eigenen Charakter; der eine verspottet die Eifersucht, der andere die Shakespeare-Manie. Sie tragen die Maske ihres Charakters, verstellen ihre Stimme, sind aber nicht, was sie scheinen. Ich habe, soviel ich mich erinnere, in den Kritiken dieser Sammlung noch andere Bemerkungen über die Unbedeutendheit des deutschen Lustspiels und die Schuld daran gemacht, und ich will hier darauf hinweisen.

Hat das Lustspiel keine Lust, ist das Trauerspiel dafür um so trauriger. Man braucht ein doppeltes Maß von Tränen, eines für die Leidenden im Gedichte, ein anderes für den leidenden Dichter selbst. Der arme Tragödist, ein geplagter Schulmeister, auf dessen Bänken naseweise Könige und wilde Völker sitzen, und der die Rute gebrauchen soll für beide, bekommt sie öfter, als er sie austeilt. Er ist furchtsam, versteckt sich hinter die Tugend, sagt, nicht er gebiete, sondern sie, nicht er sei streng, sondern sie, und man möge ihm nichts übeldeuten. Im Hause haben wir Mut, der Deutsche hält etwas auf sein Hausrecht; da sind wir imstande, wie der Geiger Miller in „Kabale und Liebe“, sogar einem Präsidenten mit dem Hinauswerfen zu drohen. Aber vor der Türe, wo die Polizei beginnt, wenn die Dekoration einen Palast, eine Straße, einen Markt vorstellt, da sind wir ängstlich und blöde, sehnen uns nach der warmen Stube, nach den gemütlichen Pantoffeln zurück; und dichten wir Tragödien in dieser weinerlichen Stimmung, wird ein lyrisches Gedudel, ein Papa Tell, ein empfindsamer Tiroler, ein operlicher Belisar daraus. Im Leben und im Drama kommt es darauf an, recht zu *behalten;* dem ehrlichen Deutschen aber liegt daran, recht zu *haben,* und darum haben seine Helden alle recht und die Geschlagenen immer unrecht. Unser Hausherz, unsere Provinzialempfindung verdirbt die

Kunst. Dem tragischen Dichter ergeht es wie dem Schweizersoldaten. Er steht mitten im tragischen Schrekken, der Sturm der Schlacht tobt wild, Waffen klirren, Wunden ächzen, das Leben steigt im Preise, der Tod wird wohlfeil, der Augenblick gebietet, der Mut über den Augenblick, die Flamme der Begeisterung erwärmt selbst den kalten Feigling, der Held kämpft wie ein Löwe — da, horch! — da summt einer den Kuhreigen; der Held steht stille, es wird ihm schwabbelig, seine Augen tröpfeln, er läßt den Arm sinken, wirft das Schwert hin, desertiert, vergißt Ehre, Pflicht, Ruhm, alles, läuft in die Heimat zurück, setzt sich hinter den Ofen und weint unaufhörlich. Da sitzt der Held, statt zu streiten, warm im Herzen des Dichters — warm, weil er sich warm gelaufen; denn was ist ein deutsches Herz? — eine gefrorene Schweiz, nichts mehr.
Den armen Rest nimmt eine schamlose Zensur hinweg. War nicht Grillparzers jungfräuliche Muse schön und hold? Nun seht, seht! Man hat sie der ehrlosesten Mißhandlung preisgegeben, in der Wachtstube der Polizei wurde sie geschmäht und geschändet, und jetzt schleicht sie bleich und mit verweinten Augen umher, daß einem das Herz vor Mitleid springen möchte. Sagt nicht: „So schlimm ist es nicht überall!" — doch, doch, so schlimm ist es überall. Nicht die Zensur, die das Drucken verbietet, die andere ist die verderblichste, die uns am Schreiben hindert; und das tut sie im ganzen Lande. Wir werden zensiert geboren, unsere Ammenmilch ist zensiert. Ein Deutscher könnte fünfzig Jahre Großinquisitor sein, und er würde das freie Denken nicht verlernen; aber setzt ihn auf eine menschenleere Insel, wo er sein eigener König ist, und er schreibt nicht frei. Er würde immer fürchten, irgendein Schwachkopf auf einer der Inseln im Stillen Ozean könnte sich an eines seiner harten Worte stoßen und würde sie darum alle mit weichem Wulste umgeben.

Wir sind so sehr gewöhnt, vorsichtig zu sein, daß uns die Vorsicht zu tierischem Instinkte geworden und wir sie gar nicht mehr brauchen. Dem Deutschen ist ganz unbekannt, wieviel der Mensch an Wahrheit, Grobheit und Satire, ohne zu sterben, ertragen kann. Er weiß noch weniger, daß der Mensch gar nicht daran stirbt, sondern vielmehr stärker und gesünder davon wird. Selbst verwöhnt und verzärtelt, verwöhnt und verzärtelt er auch die Kinder seines Geistes. Er windelt sie gegen die Luft bis zum Halse ein, und sie liegen da wie die ägyptischen Mumien, regungslos und bedeckt mit Hieroglyphen. Darum ist auch kein Leben, darum herrscht auch das Fratzige und Rätselhafte in allen dramatischen Gedichten. Der Dichter will nicht gedeutet sein, er nimmt seine Urbilder nicht aus der Wirklichkeit. Sie verspotten die Torheiten des vorigen Jahrhunderts, züchtigen die Verbrechen des vorigen Jahrtausends, und wenn nicht ein Bräutigam aus Mexiko oder ein Vetter aus Lissabon kommt, wissen sie nichts Neues aufzutreiben. Sie kennen die Natur und kennen den Menschen nicht. Eine Laune machen sie zur Leidenschaft, den Rausch der Leidenschaft zur perennierenden Empfindung, Empfindungen zu Gedanken, und unfruchtbare Gedanken lassen sie Handlungen gebären. Unmögliche, mißgestaltete Ungeheuer von Geschichten lassen sie geschehen, und sie vergessen, daß, wenn im Leben auch das Unwahrscheinlichste zuweilen wirklich wird, es doch auf der Bühne nie geschehen darf. Und gelingt es ja einmal einem dramatischen Dichter, das wirkliche, gelebte Leben schön und wahr darzustellen, leugnet er es ab, opfert seinen Künstlerruhm seiner Ruhe auf und sagt:

> Bemüht euch nicht, im Buche der Geschichte
> Der Quelle meines Liedes nachzuspüren;
> Die *Wirklichkeit* taugt selten zum Gedichte.

Es sei alles erfunden, alles gelogen, er habe an nichts da-

bei gedacht, das Stofflose sei der echte Stoff für ein Drama, und an *nichts* zu denken, das sei die rechte Art, eine Tragödie zu schreiben! denn

Was *niemals* war, das ist zu allen Zeiten.

Mit dem französischen Drama hat die Kritik freilich auch ihre große Not und Langeweile; aber der Zuschauer nie. Ist es kein Trauerspiel, ist es kein Lustspiel, so ist es doch wenigstens eine Zeitung von den Ereignissen des Tages, an denen jeder teilnimmt. Man weint oder lacht, pfeift oder klatscht, man macht Lärm und hat seine Freude daran. Wenn aber dem deutschen Drama der Kunstwert mangelt, mangelt ihm alles. Nur der einzige Kotzebue hat den Verstand gehabt, seinen Schauspielen, die sich alle gleichen, wenigstens den Kalendernamen des Tages zu geben, und er hat damit gewirkt. Es ist ganz zum Verzweifeln, daß der Deutsche mit der Temperatur der Jahreszeiten nie im Einklange steht. Im Winter geht seine Seele nackt, im Sommer trägt sie einen Pelz. Im Kriege ist er politisch und spricht nicht von Politik, während dem Frieden teilt er die Welt aus. Er schreibt Bücher über den Haushalt der Athener; um den Haushalt der Österreicher, welchen er sein Geld anvertraut, bekümmert er sich nicht. Eine Berliner Akademie hält am Geburtstage des großen Friederichs eine Vorlesung über die Infinitesimalrechnung, und es wäre doch wahrhaftig zeitgemäßer, wohltätiger und patriotischer, zur Feier eines solchen Tages eine Vorlesung über den deutschen Fürstenbund zu halten. Engländer und Franzosen walzen mit der Zeit, der Deutsche tanzt einen Menuett mit ihr. Sie sind sich immer entgegen, der Chapeau steht oben, die Dame unten; sie entfernen sich voneinander und sehen sich dabei schief an, und wenn sie sich begegnen, reichen sie sich die Hände, aber mehr zum Adieu als zum Willkommen. Will ja einmal ein Deutscher der Zeit die Hand küssen,

benimmt er sich so ungeschickt dabei, daß alle Welt lachen muß. Einer Tat die Farbe der Empfindung geben, das vermögen sie nicht. Dem Zechbruder Lessing errichten sie ein Spital, und für den heiligen Bonifazius in Fuld werden sie wahrscheinlich ein Schauspielhaus bauen. Luther zum Andenken – Luther und ein Andenken! Es kommt noch dazu, daß sie dem lieben Gott eines setzen – wollten sie vor mehreren Jahren in Eisleben eine Art Findelhaus gründen, und Goethe sollte in seiner Vaterstadt einen Tempel der Vesta haben; er war schon in Kupfer gestochen. Können die dramatischen Dichter besser sein? Und wären sie es, und spielten sie aus dem Tone der Zeit, es würde nichts helfen. In Tirol ist Immermanns *Trauerspiel von Tirol,* wie uns Heine erzählt, selbst zum Lesen verboten. Ist ganz recht; die Tiroler könnten das Jodeln darüber verlernen, und die guten Wiener hätten ein Vergnügen weniger. Kein Schauspieldirektor denkt daran, unter den Tausenden von Stücken eines zu wählen, das für den Tag paßt. Doch ja, in den ersten Wintertagen spielen sie überall den *Graf Benjowsky,* weil eine Schneedekoration darin vorkommt. Das ist aber auch die ganze Huldigung, die man dem Geiste der Zeit bringt. Das Volk ist nicht besser. Denkt denn *einer* bei Raupachs *Rafaele* an die Griechen? Neulich war ich ein Narr. Ich sah Lessings *Minna von Barnhelm* aufführen. Darin sagt der Wachtmeister Werner: „Unsere Vorfahren zogen fleißig wider den Türken, und das sollten wir noch tun, wenn wir ehrliche Kerls und gute Christen wären." Varna war gerade an die Russen übergegangen, und ich dachte: Jetzt geht der Lärm los! . . . O, mein Gott! kein Goldfingerchen hat sich gerührt. Ja es war stiller als vorher; es schien, als hätte der Atem des ganzen Hauses gefürchtet, irgendeine Teilnahme zu verraten. Dieses geschah freilich in Hannover; aber Hannover ist nur der Titel des Landes; ganz

Deutschland ist hannövrisch. Der Teufel mag Komödien schreiben für solche Menschen!
Ich wollte, daß ich auch sagen könnte: wer mag vor solchen Menschen *spielen!* Aber, warum nicht gut spielen? Das Drama sei, wie es wolle, der Zuschauer sei, wie er wolle, gut spielen ist immer möglich und wird immer empfunden und mit Dank aufgenommen. Vielleicht kann man den niederen Stand der deutschen Schauspielkunst erklären, aber zu entschuldigen ist er gewiß nicht. Und wenn man die zwanzig guten Schauspieler und Schauspielerinnen, die Deutschland vielleicht hat, versammelte und sie auf einer Bühne, im nämlichen Stücke, auftreten ließe, es würde doch nicht gut gespielt werden. Jeder bekümmert sich nur um seine Rolle, keiner um das Ganze, keiner um die Rolle des Mitspielenden. Warum sind die Orchester gewöhnlich gut, obzwar deren Mitglieder gewiß nicht alle Künstler sind, die fühlen und verstehen, was sie vortragen? Es kommt daher, weil sie in Ordnung gehalten werden, weil sie aus einem Takte, einem Tone spielen. Könnte man die Schauspieler nicht auf gleiche Weise leiten? Könnte man ihnen nicht Ton, Takt, Temperatur vorschreiben? Könnte nicht der Regisseur hinter den Kulissen mit einem Stäbchen kommandieren und das Zeichen geben, wenn geschrien oder gelispelt, langsam oder geschwind gesprochen, wenn der Kopf hängen oder sich gerade halten, der rechte oder der linke Arm sich bewegen soll? Die Schauspieler verstehen gewöhnlich das Stück und ihre Rolle nicht. Gebt ihnen Shakespeares *Hamlet,* und sie machen aus Hamlet einen Helden, aus dem Könige einen Schuft, aus Polonius einen Einfaltspinsel und Ophelia zur Schwärmerin. Man sollte bei jedem Theater einen Dramaturgen anstellen, der jedes neue Stück und die einzelnen Rollen darin den Schauspielern kritisch erläuterte. Die Bessern unter ihnen würden dadurch belehrt und ausgebildet, und bei denen

von minderer Fassungskraft wenigstens das gewonnen werden, daß sie den Bau und Zusammenhang des neuen Stücks, daß sie es räumlich kennen lernten. Das wäre schon Vorteil genug. Man hat mir von Schauspielern erzählt, die schon zwanzig Jahre in einem Stücke aufgetreten sind, ohne dessen Ausgang zu kennen, weil sie lange vor demselben abzutreten haben und sie immer, die Zeit nicht zu verlieren, gleich in das Weinhaus gingen ... Warum keine *Theaterschule*? ... Doch das würde uns hier zu weit ablenken.

Ich habe auch einige Bemerkungen über schauspielerische Darstellungen – jedoch ohne Namen zu wiederholen – aus alten Blättern in diese Sammlung aufgenommen. Es geschah der Buße wegen; denn wahrlich, wenn ich an meine ehemaligen Beurteilungen der Schauspieler mich erinnere, möchte ich Asche auf mein Haupt streuen und meine Kleider zerreißen. Ich habe jenen guten Menschen sehr wehe getan. Die Beurteilungen bezogen sich alle auf die Bühne meines Wohnorts. Ich war damals noch fremd in der Theaterwelt, sah, daß schlecht gespielt wurde, und dachte, das wäre unserer Bühne eigentümlich. Das Repertoire fand ich erbärmlich, und ich wähnte, das sei allein bei uns so. Als ich aber auch andere Bühnen kennen gelernt, erfuhr ich, daß es nirgends besser sei, ja an vielen Orten noch schlechter als bei uns. Ich bitte darum die Herren und Damen, welchen ich einst zu nahegetreten, herzlich um Verzeihung. Mein Urteil war eine Art Kriegsgericht, es war ein Dezimieren; sie bekamen die bösen Würfel, aber hundert andere waren schuldiger als sie.

Mit gutem Vorbedachte habe ich an die Spitze meiner gesammelten Schriften diese dramaturgischen Blätter gestellt, sie sind ihre Furiere, sie sollen ihnen Quartier machen. O! Ich sehe es schon im Geiste: man wird an das Fenster laufen, wenn ich vorübergehe, man wird vielleicht an manchem Orte mir die Pferde ausspannen. Was kann

man Schöneres, was kann man Glorreicheres tun als über Theater sprechen und schreiben? Wenn der Knabe die Schule verläßt, spricht und schreibt er von *Leistungen* unserer Schauspieler; dann bekommt er die Toga, und der deutsche Bürger ist fertig. Der *Messager des Chambres*, das Blatt der französischen Regierung, hat am Schlusse dieses Jahres in seiner Übersicht der europäischen Politik unseres Vaterlandes nicht mit einem Worte erwähnt. In diesem Jahre soll das anders werden! Man wird von uns berichten: „In Deutschland sind im verflossenen Jahre zwei neue Bände Theaterkritiken erschienen, und viele Dienstjubilate sind gefeiert worden." Vorigen Sommer im Bade, als mich mein Barbier zum ersten Male unter seinem Messer hatte, brachte mir der Kellner einen Brief; jener schielte nach der Adresse, und gleich fühlte ich das Blut an meinem Gesichte herabrieseln. „Gott, Gott!" — sprach der Mensch — „Sie haben den schönen Aufsatz von der *Sontag* geschrieben? Wir haben uns bald buckelig darüber gelacht." Vor Überraschung und aus reiner Hochachtung hatte er mir einen Schnitt gegeben. Wäre ich gar der Vater der großen Sontag gewesen und die Adresse hätte es ihm entdeckt, ich lebte nicht mehr, er hätte mir aus Ehrfurcht den Hals abgeschnitten. Geht nun, geht! Ergötzt die Barbierer und die Barbierten und macht mir Ruhm!

Hannover, im Januar 1829.

1.

Die Leibeigenen

oder Isidor und Olga. Trauerspiel von Raupach
[nach 1826]

Ein Trauerspiel ohne Bösewicht, ja ohne Bosheit — ein liebenswürdiges Trauerspiel. Es gefällt mir ungemein,

und ich würde es sehr loben, wenn ich dürfte. Aber ein Kritiker ist nur Richter, nicht Gesetzgeber; er darf nicht seiner Neigung folgen, nicht immer gut finden, was ihm gefällt, nicht loben, was er liebt. Die unerbittliche Dramaturgie sagt: wo ist hier der Abscheu, der Senf, der jede Tragödie würzen muß? Und es ist wahr, in *Isidor und Olga* findet man nicht *eine* abscheuliche Seele. Der Dichter hat es gemacht wie eine Mutter, die den bösen Tisch schlägt, woran sich ihr Kind gestoßen. Aber der Tisch ist von Holz und unempfindlich, und der Staat ist noch unempfindlicher als Holz. Der Held des Trauerspiels ist kein Wesen von Fleisch und Blut, er ist ein Gespenst, ein Prinzip, ein politisches Prinzip ... Nun, wenn auch, was liegt daran? Duldet ihr kein politisches Drama, so nennt es eine dramatische Politik. Hätte Montesquieu seinen Geist der Gesetze, Macchiavelli seinen Fürsten dramatisiert, hätten sie gesucht, ihre Leser zu ergötzen, zugleich indem sie sie belehrten, wäre es dann nicht um so besser gewesen? Aber den Kunstkennern, den Kunstrichtern, diesen gottlosen Chinesen, gilt nur die Form. Sie haben Geister und Körper in Stände und Kasten gebracht, und der Kasten gibt seinem Inhalte den Wert und bezeichnet ihn. Gott hat seine Schublade, und der Teufel hat seine Schublade, und ist nur der Teufel ein rechter Teufel, dann ist er ihnen so lieb als Gott. Der Himmel, den sie nicht kennen, mag ihnen vergeben, denn sie wissen nicht, was sie tun. Ich aber habe dies alles nur gesagt, um Gleichgesinnten zu zeigen, daß ich Gutes von Bösem wohl zu unterscheiden weiß und daß ich besser bin, als meine Kritik sein wird.

Isidor, ein Maler, war der natürliche Sohn eines Fürsten, seine Mutter eine Leibeigene. Er wurde von seinem Vater mit gleicher Sorgfalt wie der später geborene Sohn aus gesetzlicher Ehe erzogen. Den alten Fürsten hatte der Tod erreicht, ehe er das Kind seiner Liebe frei er-

klärt, und so blieb Isidor Leibeigener vor dem Gesetze. Doch hatte ihn der Vater sterbend seinem Sohne und Erben empfohlen. Dessen bedurfte es kaum. Der junge Fürst *Walodimir* war seinem Bruder mit zärtlicher Liebe zugetan, und er hatte gelernt, ihn als seinen ältern achten. Isidor, als er den Tod seines Vaters erfuhr, kehrte aus Italien, wo er der Kunst gelebt, in die Heimat zurück. Der junge Fürst empfing ihn brüderlich, brachte mit frohem und freiem Willen die vergessene Schuld des Vaters in Erinnerung, und es wurde heiter besprochen, wie der Erbe sich eilen werde, diese Schuld zu bezahlen. An die Güter des Fürsten grenzten die der jungen und schönen Gräfin *Olga,* in deren Adern das Blut der Zare floß. Der Fürst liebte sie mit glühender Leidenschaft; doch fand seine Liebe nur Freundschaft zur Erwiderung. Die Gräfin Olga war kurze Zeit vor Isidor aus Italien in ihr Vaterland zurückgekehrt. Dort, unter blauem Himmel und in warmen Lüften, war sie seine Kunstschülerin gewesen. Die Kunst wohnt im Herzen. Wie nun glückliche Liebe so leicht erraten wird, als sie sich leicht verrät, entdeckte der junge Fürst gleich in der ersten Unterredung, die er mit dem heimgekehrten Bruder hatte, daß dieser sein Nebenbuhler sei. Der Funke der Zwietracht ist entglommen; ein schadenfroher Wind — und er bricht in helle verderbliche Flammen aus. Der Wind kam, das Verderben folgte ihm.

Unter den unbeweglichen Gütern, die der alte Fürst seinem Erben hinterlassen, war auch *Ossip,* ein Leibeigener. Leibeigen war er, geisteigen war er nicht. Ein Sklave ist, dem die Freiheit abgehandelt, nicht der, dem sie geraubt worden. Ossip fühlte seine Niedrigkeit. Doch war er zu scharfsichtig, in seinem Verhältnisse nur die Grausamkeit bürgerlicher Einrichtungen zu erkennen; er sah mehr, er erkannte deren Lächerlichkeit. Dieses gab ihm den eisernen Spott, womit er seinen Unmut bewaffnete, den Un-

mut, der nackt immer schwach und schwächend bleibt. Das Reich der freien Vernunft war ihm gesperrt, er suchte eine Freistätte im Reiche der freien Torheit. Er spielte den Lustigmacher. Er erzählte Geschichten. An der Eiche der Macht rankte er sich als List hinauf, und sie umschlingend, sog er sie aus. So beherrschte er seinen alten Gebieter, so wird er seinen neuen auch beherrschen. Ossip war ein achtungswerter Mann. Ihn adelte, was jeden Menschen erhebt, den Unglück und Zufall erniedrigt – ihn adelte der Schmerz der Erniedrigung. In den Jahren seiner Jugend liebte er *Axinia*, eine Leibeigene. Er forderte sie von seinem Herrn zum Weibe, sie ward ihm versagt. Da vermählte er sich mit ihr am Altare der Natur, hoffend, die Einwilligung des Menschen werde ihm noch werden; doch sie ward ihm nicht, ein anderer bekam seine Geliebte zum Weibe. Darüber brach Axinias Herz, sie sank ins Grab. Die Erinnerung dieser gemordeten Liebe war die Fackel in Ossips Leben, die es erhellte, erwärmte und verzehrte. Er rächte Axinias Tod, indem er den alten Fürsten von jeder Guttat abhielt, die ihm der Himmel als Buße hätte anrechnen können. Er verhinderte, daß Isidor nicht frei erklärt wurde, was zu tun der Fürst immer gewünscht. So, indem er die Sünden der übermütigen Macht vermehrte, bestrafte er sie.
Diesen Ossip wählte der Fürst zum Vertrauten seiner Liebe und seiner Eifersucht und öffnete dem erbarmungslosen Knechte zwei Tore, durch die er in das schwache, wehrlose Herz seines Herrn eindringen konnte. Wie wird Ossip diesem Vertrauen entsprechen? Er rühmte sich frohlockend im stillen, daß es ihm noch immer gelungen, sooft der Todestag Axinias zurückkehrte, seinem verstorbenen Gebieter einen Becher mit Galle einzuschenken. Auch jetzt murmelt er: „Es soll kein Glück einkehren in das Haus, wo sie das Herz meines Weibes brachen.“ Ihm ward der Auftrag, in dem Hause der Gräfin zu erforschen, welches

Verhältnis sei zwischen Isidor und Olga. Dieses zu erfahren war leicht. Ossip hinterbrachte seinem Herrn, daß Isidor und Olga sich liebten und daß die Liebe schon alt sei und tiefe Wurzeln habe. Der Fürst – wenn die Großen sündigen, behalten sie den Vorteil der Sünde für sich allein, die Schuld aber wälzen sie ihren Untergebenen zu, indem sie sich raten lassen, was ihnen zu tun gelüstet – der Fürst forderte Ossips Rat. Dieser bemerkte, Isidor sei ja Leibeigener, und wenn ihm der Freibrief versagt würde, könnte Olga nie die Seinige werden. Der Fürst läßt seinen Bruder rufen, gesteht ihm seine Liebe, und auch, daß er um die seinige wisse, und bittet ihn, der Gräfin Olga zu entsagen. Isidor weist diese Forderung ruhig, doch entschieden zurück, und als ihn der Fürst tückisch daran erinnerte, daß er Leibeigener sei, traf ihn dieser Donner zwar, doch er schreckte ihn nicht. Der hilfsbedürftige Fürst, da er seinen Bruder unerschütterlich fand, nahm abermals seine Zuflucht zu Ossips Weisheit. Ossip gab ihm den Rat, Isidor als seinen Knecht zu behandeln, ihn in Livree zu kleiden und so, indem er ihn entehrte, die Scheidewand zwischen ihm und Olga unübersteiglich zu machen. Der Fürst folgte der Stimme seiner Leidenschaft, die ihm aus Ossips Munde rief. Er zwang seinen Bruder, ein Jägerkleid anzuziehen und bei einem Mahle, wozu er Olga geladen, aufzuwarten. Isidor, von seiner Geliebten beschwichtigt und beraten, suchte sich zu fassen und durch Lenken der Klippe auszuweichen. Aber der Sturm seines Innern war zu heftig, er ward zu sehr gereizt. Er sollte Wein einschenken, Zorn und Scham machten ihn ungeschickt, er verschüttete den Wein. Der Fürst fiel über ihn her und mißhandelte ihn; Isidor zog das Weidmesser gegen seinen Herrn und Bruder. Er wurde gefesselt und in den Kerker geworfen. Nichts kann ihn retten, denn – wie Ossip sagt: *„Gott ist hoch und der Zar ist weit.“* Er war dem Ge-

setze heimgefallen, das solche Tat eines Leibeigenen mit Brandmarkung und Lebendigbegraben in den Bergwerken bestrafte. Olga tat fruchtlose Schritte, ihren Freund zu retten. Nur eine Hilfe blieb ihr. Der Fürst forderte ihre Hand am Altare, und um diesen Preis versprach er Isidors Freiheit. Olga brachte dieses Opfer, vermählte sich mit dem Fürsten, und Isidor ward befreit aus dem Kerker und von der Leibeigenschaft. Als er aber das Opfer erfuhr, dem er seine Rettung verdankte, entfloh ihm die Freude und die Ruhe seines Lebens. Ihn dürstete es nach Blut, und wäre es auch sein eigenes. Er ging bewaffnet zum Fürsten und forderte ihn zum Zweikampfe. Der Fürst stellte sich, die Brüder zielten zu gleicher Zeit, trafen sich tödlich und sanken beide. Ossip war gegenwärtig, er weihte dieses Opfer der Rachegöttin; der Tag, an dem die grausenvolle Tat geschehen, war wieder der Todestag Axinias. Olga erhielt sich aufrecht in ihrem Schmerze und tat, was einzig geschehen konnte, den Himmel über solche blutige Menschenschuld zu versöhnen — sie machte alle ihre Leibeigenen frei.

Die Gräfin Olga, indem sie den Teil des Verbrechens gegen die Natur, der auf ihr gelastet, von sich abgewälzt, indem sie auf ihren Gütern die Leibeigenschaft aufgehoben, hat gewußt, worauf es hier ankam, aber der Dichter hat es nicht verstanden. Er hat die Forderungen nicht erfüllt, die man an eine Tragödie zu machen — ich will nicht sagen berechtigt — aber gewohnt ist. Das Drama ist ein Schlachtfeld, wo Zufall oder Schicksal den Sieg entscheiden: jener im Lustspiele, dieses im Trauerspiele. Wir sind Zuschauer dieses Kampfes, wir sehen hier das Recht, dort die Gewalt, wir schenken dem Sieger unsere Bewunderung, dem Besiegten unsere Tränen. Doch unser Gefühl, wie es auch aufgeregt worden, freudig oder traurig, es wird nicht aufgeregt, wenn es nicht ein Kampf zwischen Menschen und Menschen ist. Der Himmel lenke

die Schlacht, doch er teile sie nicht; der Mensch ist sein Werkzeug, er kämpfe für ihn. Doch in Isidor und Olga sehen wir Menschen auf der einen Seite, und den Feind auf der andern sehen wir nicht. Der Fürst, Isidor, Olga und Ossip stehen nicht feindlich gegen einander über, sie sind Kampfgenossen. Ihnen gegenüber steht eine Mauer, kalt und tot, und an dieser Mauer werden weiche Menschenschädel zerquetscht. Der Fürst, so wie Isidor, fällt als Opfer der Leibeigenschaft. Es heißt von ihm: er sei

> Ein edler Mensch in guter Stunde,
> Doch ist er untertan dem heißen Blut –

aber dieses heiße Blut ist sein Mißgeschick, nicht sein Verbrechen. Der Strom der Macht, der ihm die Adern überschwellte, quoll nicht frei aus seinem Herzen, er stürzte unlenksam von der Höhe seiner Ahnen zu ihm herab. Der Fürst liebt Olga und macht sie unglücklich; aber es ist nicht die Schuld des Löwen, daß seine Freundlichkeit so verderblich ist; die Natur gab ihm übermächtige Glieder, und er muß zerfleischen, wenn er liebkosen will. Isidor, „von einem geistigen Muttermal entstellt", war besiegt, ehe er den Kampf begann. Ist Ossip ein Verbrecher? Nein; ja wir bedenken uns nicht, die geweihte goldene Rose des Mitleids *ihm* zu schenken. Ossip ist beweinenswert, daß er gesiegt, beweinenswerter, daß er siegen *mußte*. Er konnte nicht untergehen, er ist nur eine Sache, totes Gestein, er kann nicht sterben, er kann nur verwittern. Alle fallen als Opfer der Leibeigenschaft, aber dieser Kampf mit der Rabulisterei tückischer Gesetze ist kein guter Stoff für dramatische Gebilde, sooft er auch dazu verwendet worden. Doch wollen wir dieses nicht dem Dichter zum Vorwurfe machen, es ist die Schwäche seiner Zeit. Das Drama ist Abbild des Lebens, und ist das Leben klein, ist die Kunst es auch. Man täusche sich nicht. Es geschah, es geschieht Großes in unsern Tagen,

aber es ist ein Kampf der Elemente, nicht ein Kampf geschaffener, fertiger, freier Wesen. Die Menschheit ist groß, und die Menschen sind klein. Unser Leben ist ein Schachspiel. Der Schauplatz ist von Holz, in abgemessene Felder eingeteilt, die weiß oder schwarz gefärbt. Die Figuren sind auch von Holz, stehen, wie es herkömmlich ist, rechts oder links, vorn oder hinten, auf dunklem oder hellem Felde. Sie gehen nicht, sie werden gezogen, auch wie es vorgeschrieben; der eine macht kleine, der andere macht große Schritte, dieser geht gerade, jener krumm, und treffen sie sich, dann schlagen sie sich. Und wofür streiten sie? Für den König. Und alle, die geblieben, werden nicht gezählt, der Sieg ist dort, wo der König übriggeblieben. Und was ist der König? ein hölzern Ding, wie alle ... Daraus läßt sich nichts Vernünftiges machen; höchstens ein Lustspiel.

2.

Der Lorbeerkranz

Schauspiel von Ziegler

[1818]

* Das Ding da ist gar zu arg, und nach der Glückseligkeit, es nicht gesehen zu haben, gibt es keine größere, als es nicht gelesen zu haben. Wer auch an eine beständige Fortschreitung der Menschheit nicht glaubt, wird doch wenigstens die im Abgeschmackten eingestehen müssen. Ich will euch diese Weltgeschichte etwas erzählen. *

* Die zwischen das Zeichen * gesetzten Abschnitte sind von Börne nicht in die Gesammelten Schriften aufgenommen worden, finden sich aber im Erstdruck oder in der Handschrift und im wesentlichen in der ersten posthumen Ausgabe (Stuttgart 1840 bei Brodhag), die hier als Vorlage diente.

Ein junger, und, wie es sich von selbst versteht, sehr hoffnungsvoller Erbprinz findet die Tochter seines Obersten schön. Mitten in einer Schlacht fällt dieses unserer Heldenseele ein, und da erobert sie eine feindliche Fahne, um sich galant zu beweisen. Einige Tage nach seiner Rückkehr ins Standquartier wird ihm, im Namen des Fräulein Oberst, ein Lorbeerkranz verstohlen und schamhaft überbracht. Man ist nicht wenig entzückt. Aber wehe! Der Geliebten Bräutigam, ein Herr Rittmeister, findet den verhängnisvollen Lorbeerkranz in des Prinzen Zimmer, wird eifersüchtig und toll darüber und steckt ihn ein, die Treulose damit zu überführen. Das arme Kind wußte gar nichts von dem botanisch-erotisch-martialischen Geschenke, das sie den Prinzen zugeschickt haben solle; es war ihre leibliche Cousine, die ihr, um sie mit ihrem Verlobten, den sie selbst liebte, zu entzweien, diesen Streich gespielt hatte. Auf diese Weise wird der Lorbeerzweig zur Tränenweide, zur Spieß- und Wünschelrute. Einiges wird dabei geweint, einiges damit soldatisch gefuchtelt, und einiges von des fürstlichen Gemütes verborgenen Schätzen wird dadurch zutage gefördert. Aber am Ende geht alles gut, und man heiratet.
Herr Ziegler, ein großer Menschenkenner, ist dabei der alleruntertänigste Knecht, der sich nur denken läßt. Manchmal kommt er so in die Klemme, wie er die junge Durchlaucht, ohne Verletzung der Allerhöchsten Personen schuldigen Ehrfurcht, die erforderlichen dummen Streiche machen lassen solle, daß man sich wahrhaft daran erquickt. Der Prinz vergeht sich gegen seinen Obersten, der sich genötigt sieht, ihm, „mit erhabenem, warnenden Tone", den Degen abzufordern und Arrest aufzulegen. Der junge Mensch gehorcht. Darüber wird der Oberst dermaßen gerührt, daß er ausruft: „O warum wird er nicht Herr der Welt!" Wir bedanken uns dafür, Herr Oberst. Es ist uns zwar gleichgültig, wer uns regiert,

wenn es nur ein legitimer Fürst ist; aber wir wollen keinen Universalmonarchen, wir wollen, wenn wir uns wund gelegen, es auf einer andern Seite versuchen. — Das Stück endet mit den Worten: „So lernen Sie jetzt, daß — Damen und Lorbeerkränze von jeher alle Leiden über die Menschen brachten, und damit abgetan." Für euch, Verehrteste, sind die Leiden, welche *dieser* Lorbeerkranz gebracht, mit dem Fallen des Vorhanges freilich abgetan, aber für einen geplagten Kritiker geht die Pein dann erst recht an; denn er muß das Stück auch noch *lesen*. Was ich auf dieser Wanderung durch die dürre Wüste erduldet und entbehrt, und meine Schwermut, will ich keinem erzählen. Lieber mache ich eine lachende Beschreibung von dem Palmwäldchen, das mich mitten im Sande überrascht, wo ich mich ausruhte und es mir wohl sein ließ. Mit dieser Ergötzung hat es folgende Bewandtnis. Herr Ziegler, der ein Schauspieler ist, sucht seinen Leidens- und Kunstbrüdern ihr saures Leben soviel als möglich zu verzuckern. Daher befolgt er in allen seinen Stücken die schöne Weise, daß er genau bemerkt, mit welchem Affekte jedes Wort nicht allein gesagt werden müsse, sondern auch mit welchem es *nicht* gesagt werden müsse. Z. B. *ohne* Heftigkeit, *ohne* Satire, *nicht* verlegen. Zuweilen wird auch bemerkt, daß eine Person *nichts* zu sprechen habe, dann steht in Klammern: (schweigt). Vermittelst dieser vortrefflichen Schreibart hört man das Gras der Gefühle und der Gedanken so deutlich wachsen, daß man erstaunt. Die Temperatur der Affekte wechselt aber so oft und schnell, daß ein Schauspieler, der alles getreulich nachmachen wollte, unvermeidlich des Todes sein müßte. Zwischen dem Äquator und dem Nordpole der Leidenschaft liegt manchmal nur ein einziges schmales Wort. Ich möchte den mimischen *Furioso* sehen, der diese Seiltänzersprünge der Empfindung ausführt, ohne daß sein Herz den Hals bricht. Eine kleine Sammlung von

Affektmustern, die im Lorbeerkranze nur allein der Prinz und Amalia auszukramen haben, ist vielleicht willkommen, zur beliebigen Auswahl.

Der *Prinz* ist oder spricht oder tut ... höflich — kalt, zweimal — warm — zärtlich — ernst — zögernd — *ohne Wichtigkeit* — seufzt, zweimal — schwermütig, zweimal — mit Unwillen — freundlich — mit freudiger Wehmut — zerstreut — ableitend — feurig, doch mit gedämpfter Stimme — leicht — *hoch*, zweimal — verlegen, zweimal — ängstlich — *verloren* — *schnell aus Angst* — leichter, freundlich, freundschaftlich, (folgen nacheinander, nur durch ein einziges Wort geschieden) — erschrickt — wie vernichtet — heftiger — stolz — heftig, fünfmal, (die Komparative und Superlative ungerechnet) — *wichtig* — drohend, zweimal — triumphierend — *stark* — zerstreut — *wird* ruhiger — unwillig — herabgestimmt — ruhiger — betäubt — *wundernd* — dringend — matt — ironisch — ernst — weich — *schnell* — gespannt — *ohne zu erschrecken.*

Amalia ist oder spricht oder tut ... naiv — mit Teilnahme — geht ängstlich umher — läuft ab — *ohne Satire* — *schweigt und arbeitet* — abbrechend — *etwas* verlegen, dreimal — herzlich — mit Grazie und Liebe — beklemmt — feierlich — ernst — erschrocken, viermal — frappiert — *bedenklich* — freudig — fröhlich — verneigt sich — *geht in Gespräch und Besorgnis ab* — mit Rührung — warm — *wärmer* — *ohne Koketterie* — wankend — lacht, ernst, (nur ein einziges Wort steht als spanische Wand dazwischen) — ängstlich — froh — *unterdrückt* ihren Schmerz — *verlegen* und *schmerzlich* — *etwas* erschrocken — weinend, dreimal — bittend. — —

Wer sich mit einem heilsamen Ekel vor dem rot angestrichenen Soldatenspiele der Menschenkinder gern anfüllen möchte, der sehe diesen Lorbeerkranz. Alle männlichen Personen darin sind Soldaten; es geht zu wie in

einer Wachtstube. Da werden die abgeschmacktesten Possen mit der größten Ernsthaftigkeit betrieben. Alle Augenblicke kommt ein anderer Mensch, legt die Hand an die Stirn, bildet ein Augenschirmdach und sagt — daß er nichts zu sagen habe. Der Oberst stellt eine Schildwache vor seiner Tochter Zimmer, um deren Unschuld gegen den sturmlaufenden Prinzen zu verteidigen. Martialische Bilder und Sprache überall. Am Ende will der Herzog einen Major wegen Dienstvergehen in eine Festung sperren lassen; alles ist zum Tode erschrocken. Aber er war nur gnädiger Spaß, unter Festung wird die Geliebte verstanden, deren Arme, als die Balken der Zugbrücke, sich wirklich in Bewegung setzen, um den Gefangenen einzulassen. Die große Lehre dieser hohen Tragödie lautet wie folgt: „*Subordination* ist ein großes Wort! Es achtet nicht Geburt und Stand und sprengt die starken Bande der Natur wie dünne Fäden ab!"

*Nur wer das Stück gelesen hat, kann wissen, daß es nicht bloß heißt *Der Lorbeerkranz*, sondern auch: oder die Macht der Gesetze. Sinn gibt Wort, und Wort gibt Sinn. Sobald mir dieser Name zu Gesichte kam, war es fast unmöglich, daß nicht ein inneres Bedauern wieder in mir rege werden sollte, das ich schon längst gefühlt, darüber nämlich, daß die Macht der Gesetze sich nur auf bestrafen, aber nicht auf belohnen erstrecke. Einige zufällige Gedanken, über die Langeweile in medizinisch-polizeilicher Rücksicht, will ich auch ferner verschweigen, bis auf einen, der bedeutend ist. Es bleibt doch sehr auffallend, daß in Caroli und Neuerer peinlichen Halsgerichtsordnungen alle, auch die sanftesten Lebensverkürzungen, streng bestraft werden, aber keine einzige Gesetzgebung Lebensverlängerungen zu belohnen verspricht. Die Einwendung, daß alles gemünzte Geld unzureichend wäre, den Schriftstellern, die durch verursachte Langeweile den Zeitmördern das Gleichgewicht

halten, auch nur eine billige Vergütung zu verabreichen, ist unvernünftig; denn jene Wohltäter der Menschheit streben nur nach Ruhm. Man ehre den Makrobiotiker Ziegler etwa dadurch, daß man ihm lebenslänglich einige Stunden des Tages seine eigenen Schauspiele vorlese, ohne auf sein bescheidenes Ausweichen Rücksicht zu nehmen. –

Madame ***, Gräfin Josepha, weinte aus dem Stegreife. Flossen die Tränen den Zuschauern, dann war ihr Schmerz gerecht, denn diese waren beweinenswert; flossen sie aber ihr selbst, so ist sie mehr wegen ihrer Trostlosigkeit, als wegen ihres Ungemachs zu beklagen. Mad. ***, es ist wahr, wird vom Publikum schonungsloser, als billig ist, behandelt. Allein so ist die Welt nun einmal in großen und in kleinen Dingen, daß sie alle Gegenstände ihres Hasses oder ihrer Neigung gern auf den Kopf *eines* Menschen häuft, damit sie jene mit einer einzigen Umarmung liebkosen, diese mit einem einzigen Dolchstoße verwunden könne. Will man das Verruchte, Unheilbringende, was seit dreißig Jahren von unzähligen Menschen begangen worden, schnell und bequem bezeichnen, so spricht man das Wort *Bonaparte* aus. Sollen unsere besseren Tage und die gegenwärtige glücklichere Lage der Dinge kurz angedeutet werden, so nennt man andere Namen. Weder hat jener allein alles Böse, noch haben diese zusammen alles Gute getan. Sie waren die sich ablösenden Waisenknaben, die das Lottorad der Zeit umgedreht, um Nieten und Gewinste herauszuziehen. Ebenso hat jede Bühne einen Sündenbock, der, außer für seine eigne, auch noch für die Fehler anderer ausgezischt wird. Mad. *** ist die Sündenziege der unsrigen. Sie sei klug wie Cäsar und wolle lieber die erste Schauspielerin in Arheiligen als die zweite in Frankfurt sein. –*

3.

Saul

Tragédie en cinq actes, par M. Alexandre Soumet
[1823]

Von einer französischen Tragödie läßt sich nicht viel Gutes sagen; aber Schlechtes noch weniger. Erstens bilden die dichten Reime eine Art von Palisaden, welche die Untersuchung abhalten, genau zu erforschen, was eigentlich dahinter ist. Dann geben diese Reime auch dem ernsthaftesten dramatischen Gedichte etwas Opernhaftes, und man denkt: für eine Oper ist das gut genug. Endlich haben die Unglückseligen so viel Geschmack, und wer je nach frisch geschnittenen Nägeln mit den Fingerspitzen über geschornen Samt gefahren ist, der weiß, was das ist, der gute Geschmack der Franzosen! Einen Splitter, der uns etwas Weniges die Finger blutig ritzte, nähmen wir als eine Erquickung an; aber sie wird uns nicht, diese Erquickung. Wie könnte auch unter einem Volke, das eigentlich ein Weibervolk ist – denn die Franzosen haben einige Tugenden und alle Fehler des weiblichen Geschlechts –, das weder Gott kennt noch die geistige Natur der Dinge, das nichts weiß von der überirdischen und unterirdischen Welt und nie mehr gesehen als den sandbestreuten Weg, auf dem es spazieren geht – wie könnte unter einem solchen Volke eine gute Tragödie zustande kommen! Man betrachte Racine, diesen echt klassischen, diesen höchst französischen dramatischen Dichter der Franzosen. In welcher kurzsichtigen Weltanschauung ist er festgeblendet! Er hat sich Himmel und Erde ganz bequemlich in eine Nuß gebracht, deren grüne, bittere Schale ihm die Welt ist, deren harte Holzschale Paris und deren eßbarer Kern Versailles. Und gleichviel, ob seine Geschichten vor oder nach der Sündflut sich ereignen, ob sie in Rom, Karthago, Griechenland, Konstan-

tinopel oder Jerusalem geschehen – Versailles ist zu jeder Zeit und überall, und Racines Halbgötter, im höchsten Rausche ihrer Begeisterung, wissen nichts Erhabeneres zu denken als: *La Cour, la Ville et l'Univers!* Der arme Racine! Mußte er seinen gediegenen Geist in lächerliches Filigran ausspinnen; in England, und in unsern Tagen überall außer Frankreich, wäre er etwas Besseres geworden! In Frankreich auch noch heute nicht, denn da ist es noch schlimmer als sonst. Racine betete wenigstens Ludwig XIV. an, und daran ist gelegen, daß man religiös sei, gleichviel, welche Religion man habe, daß man nicht für seinen eigenen Leib, daß man für irgendein Gedankenbild lebe und sterbe, und wenn es auch nur für einen König wäre. Aber die neuen Franzosen lieben nichts als sich allein. Die Royalisten treiben mit dem bedrängten Hofe einen schändlichen Wucher, und die Liberalen grübeln über die Institutionen und Pandekten ihres Freiheitsrechts, wie Professoren – der Lehre willen, nicht, sie anzuwenden.

Schwache dramatische Dichter tun wohl, sich starke historische Personen zum Gegenstande zu wählen; der Leser verwechselt oft die Natur mit der Kunst, die Geschichte mit dem Drama, und letzteres müßte sehr schwach sein, wenn es nicht wenigstens Galettis Weltgeschichte gleichkäme. *König Saul* besonders gibt einen guten Stoff; denn Könige, welche das Schicksal aus Setzlingen gezogen, eignen sich besser zu dramatischen Dichtungen als durch Samen fortgepflanzte – die Legitimität ist eine Göttin, aber keine von dem Geschlechte der Musen. Herr *Soumet* wußte aber nicht recht, was er mit seinem Saul machen sollte, und daher weiß die Kritik auch eigentlich nicht recht, was sie ihm vorhalten soll. Dieser Saul ist verrückt und weiß es, daß er's ist; und nicht bloß in seinen lichten Zwischenzeiten, sondern während der Anfälle ist er sich seines Wahnsinnes bewußt. Da liefert er

denn von jenen Autopsychographien, die oft in dramatischen Dichtungen, in der Wirklichkeit aber gar nicht vorkommen. Auch lästert Saul auf Himmel und Gott, daß es ein Greuel ist, es anzuhören. Wenn sich ein liberaler Dichter herausgenommen hätte, einer seiner dramatischen Personen so gottlose Reden in den Mund zu legen, als Herr Soumet getan, hätte ihm der Prokurator des Königs einen guten Prozeß angehängt. Aber Herr Soumet ist kein Liberaler, und darum berücksichtigt man seine *Tendance.* Er ist Privatbibliothekar des Königs, und wenn man das nicht aus dem Titelblatte erführe, würde man es der Tragödie anmerken, daß ihr Verfasser eine Hofstelle hat. Es wird ganz zur Unzeit darin christlich gefrömmelt. Der Hirtenjunge David stellt sich selbst als Aszendent des Christ dar und wird bei jeder Gelegenheit als solcher geltend gemacht. Bei seinem ersten Auftreten sagt er:

Betléem m'a vu naître,
L'heureuse Betléem, d'un enfant glorieux
Dans l'avenir lointain berceau mystérieux.

Der Hohepriester Achimelech sagt zu David, als er ihn zum Kampfe mit Goliath aufmuntert:

David, toi qu'Israel appelle à sa défense,
Toi dont le tabernacle a protégé l'enfance,
Par les mains du vieillard qui garde ses autels,
Dieu te bénit lui-même entre tous les mortels,
Sa force est avec toi, sa gloire t'environne:
Il ne t'a point choisi sur les marches du trône,
Il t'a pris sous le chaume, humble, obscur, innocent,
Tout semblable à celui qui naîtra de ton sang . . .

Saul will David umbringen lassen. Jonathas und Achimelech bitten vergebens für ihn, Saul spricht:

Il mourra sur la croix, indigne de mon glaive.

Achimelech
Pour le salut du monde une autre croix s'élève.

Saul
Tout le sang de David au tien va se mêler.

Achimelech
Le jour s'obscurcirait en le voyant couler.
Ce sang doit accomplir l'ineffable mystère.
Ce sang de rois en rois conservé sur la terre
Doit enfanter un jour le souvenir précieux
Par qui l'homme tombé s'ouvre de nouveaux cieux.

Auf diese Weise werden an noch mehreren Stellen dem kleinen David anachronistische Komplimente gemacht. Nun hatten zwar Seher den Juden einen Messias geweissagt; dieses geschah aber später, als das Reich zerfiel, die Regierung schlecht, das Volk verderbt, ruchlos, siech und des Heilands bedürftig geworden. Zur Zeit Sauls und Davids aber war das jüdische Volk in seiner Entwicklung und viel zu religiös, als daß es seinen Glauben mochte feiern lassen bis zur Erscheinung des noch ungeborenen Gottes.
Die Verse des Herrn Soumet sind übrigens kräftig genug und zu Bonbonsdevisen kaum mehr zu gebrauchen. Auch kömmt in der ganzen Tragödie: „la Cour, Juda et l'Univers" nicht ein einziges Mal vor, so malerisch das auch gewesen wäre – ein Vers, den Racine in jeder Szene angebracht hätte. Ein guter Anfang! Mut gefaßt! Wenn aber einst die Franzosen dahin gekommen sein werden, ihren Racine abgeschmackt zu finden, dann ist es Zeit, eine Noahs-Arche zu bauen, die letzten Sprößlinge der lieben Viehgeschlechter aus der demokratischen Sündflut zu retten. Bis dieses aber geschieht, hat es keine Not. Menschen, welche Shakespeare und Calderon lieben und begreifen, das sind gefährliche Demokraten, denn von jenen Meistern lernten sie die Natur der göttlichen und menschlichen Dinge klar durch und durch zu schauen und jedes Blendwerk zu erkennen. Die aber, welchen Racine gefällt, sind geborne Diplomaten, und es läßt sich mit ihnen unterhandeln.

4.

Die Ahnfrau

Trauerspiel von Grillparzer

[1818]

> O Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen,
> Die meines Kerkers Mauern mir verstecken!
> Ich will mich frei und glücklich träumen.
> Warum aus meinem süßen Wahn mich wecken?

Diese Worte der Königin Maria, könnte man sie nicht dem Dichter zuwenden, der von den Mauern, zwischen welchen der menschliche Wille gefangen sitzt, alle Blüten und Täuschungen wegzieht, die sie verhängen, und dem erschrocknen Blicke die steile, kalte Notwendigkeit zur Anschauung gibt? Warum aus unserm süßen Wahn uns wecken? – Sooft das Schicksal mit der zermalmenden Keule als Sieger die Bühne verläßt, so oft ist auch die dramatische Kunst von ihrer Bestimmung abgewichen, und der Tempel der Freude hat sich in einen Tempel des Gottesdienstes umgewandelt. Dort mag es frommen, daß der Mensch, der in seinem Übermute sich ungebunden wähnt, die ewige Weltordnung, die ihn unauflöslich kettet, verehren lerne. Dort mag es gut sein, daß dem vom Gefühle der Vergänglichkeit gepreßten Herzen der allgemeine Blutlauf der Dinge, dem es folgen *muß*, aufgezeigt und ihm für den Verlust seiner Freiheit die Unsterblichkeit geboten werde. Aber wo der Mensch sich menschlich freuen soll, da muß er wie ein Vogel hoch in den Lüften schweben, die unter seinen Füßen liegende schmutzige Notwendigkeit aus den Augen verlieren und es zu vergessen suchen, daß sie ihn endlich dennoch anziehen werde. Daß die Tragödiendichter der alten und der neuen Zeit dies so oft nicht beachtet und den Menschen als Sklaven des Geschickes dargestellt hatten, eben daraus wird kund, wie der gottesdienstliche Ursprung

der dramatischen Kunst in ihren Werken sich herabgeerbt habe, und dann, daß solche Schicksalstragödien dennoch eine Art schmerzlicher Lust gewähren, zeigt uns, wie es gleichviel sei, ob eine rauhe oder eine sanfte Hand die Saiten des Herzens berühre – nur daß sie bewegt werden und tönen. Wird nun zwar verstattet, daß der Dichter den Menschen der Macht des Schicksals unterwerfe, so darf dies doch nur in einem Kampfe der sittlichen Freiheit gegen die *sittliche* Notwendigkeit, nicht in einem Widerstreite jener gegen die Notwendigkeit der *Naturgesetze* dargestellt werden. Es mag die eigne Lust in der *allgemeinen* Seligkeit untergehen, nie aber darf das besondere Leben dem gemeinschaftlichen *Tode* hingeopfert werden. Dies ist in der *Ahnfrau* geschehen, und das ist ihre Fehlerhaftigkeit.

Wenn ein Mensch, unzufrieden mit der Mitgift des Glückes, die ihm zuteil geworden, sich die Freuden anderer räuberisch anmaßt und das waltende Geschick endlichen Freiheit der Gemeinschaft aufgeopfert wird. Wo bestraft, dann zeigt sich hier die Regel der Weltordnung, nach welcher die sittliche Freiheit des einzelnen der sittlichen Freiheit der Gemeinschaft aufgeopfert wird. Wo aber der Enkel die Schulden seiner Voreltern bezahlen und für ihre Sünden büßen soll, wo die Nachkommen als leibeigne Glieder des Familienhauptes, dessen Bewegung sie folgen, angesehen werden; wo das verbrecherische Blut der Ahnen durch die ganze Reihe der Geschlechter fließt und sie versauert, bis endlich die Ader durchgefressen ist und die Schuld, die Buße und das Leben in einem großen Morde ausströmen; – wenn dem Schicksalskampfe ein solcher Ausgang gegeben wird, wie in der *Ahnfrau* es geschehen, da hat der Dichter nicht die gerechte Vorsehung, sondern die blinde Naturkraft siegen lassen, und dieser Streit zwischen sittlicher Freiheit und massiver Notwendigkeit, als zwischen unglei-

chen Waffen, ist gemein und unkünstlerischen Stoffes. Wenn zwischen Aufgang und Untergang, zwischen Quelle und Ausfluß sich eine lange Zeit oder ein breiter Strom gelagert und wir mit unsern schwachen Sinnen das feine Gespinst, das Ursache und Wirkung aneinanderbindet, übersehen, dann schreckt uns endlich am Ziele die täglich, aber leise waltende Regel als *Schicksal* mit Donnerworten auf. Die Griechen verehrten und fürchteten das Fatum als eine tückische und rächende Macht, welche die Freuden der Menschen zerstöre und ihre Schwäche schonungslos bestrafe. Aber der *Christ* erkennt nur eine Allmacht voll Güte und versöhnlicher Liebe. Nicht weil die christliche Glaubenslehre die Verehrung eines blinden Geschickes *verbietet* (es gibt keinen Zwang für das Gemüt), sondern weil der Glaube der Christen ins Gefühl und Leben aufgenommen, kann das Fatum im Sinne der Alten nicht auf unsre Bühne gebracht werden. Wenn noch überdies, wie in der Ahnfrau, dieses so geschieht, daß eine abgeschmackte Puppe die Triebfeder des Ganzen wird, dann ist nicht allein das wahre Ziel der Tragödie, sondern auch der Weg zum gewählten falschen Ziele verfehlt.
Was Grillparzer in der Vorrede zu diesem Trauerspiele in der Absicht sagte, um sich gegen empfangene Beschuldigungen zu verteidigen, klagt ihn nur noch lauter an. „Der verstärkte Antrieb zum Bösen, der in dem angeerbten Blute liegen kann, hebt die Willensfreiheit und die moralische Zurechnung nicht auf." Allein wenn dieses ist, dann hätte die Tugend, nicht das böse Geschick, als siegreich dargestellt werden sollen. Freiheit ist nur *vor* einer Tat; sobald sie geschehen, war sie notwendig. Eine verwirrende und trügerische Ansicht herrscht im Leben wie in der Kunst der Neuern. Die Bühne der Griechen war eine Schule der Weisheit: dort ward ihnen die Übermacht des Geschickes bekannt, sie traten erschüttert, aber

nicht mit zerrissenen Gefühlen ins Leben zurück, und sie lernten mit dem ihnen gewordenen Teile der Freiheit sich begnügen. Die Bühne der Christen ist eine Schule der Torheit: die Tugend *soll* siegen und das Laster siegt. Ist der Wille frei und stark, warum unterliegt er? ist er schwach, warum wird die Schwäche als Sünde angerechnet?... Leidenschaften?... Ob wir diesen, ob wir unserem bösen Geschicke unterlagen, es war der nämliche Kampf — das Schicksal hat uns besiegt. Sobald ein Mensch mit sich selbst zerfällt, sobald es ihm an Kraft gebricht, eine Leidenschaft zu bekämpfen oder zu befriedigen, ist dieser sein feindlicher Teil zur Außenwelt übergetreten, hat sich mit der großen Notwendigkeit verbündet und führt so den Krieg gegen den schwachen Überrest der Selbständigkeit.
Das Gespenst, welches Grillparzer auf die Bühne gebracht, welchen dramatischen Zweck wollte er damit erreichen? Sollte das übermächtige Einwirken irgendeines geistigen Daseins hierdurch fühlbar gemacht werden, wozu diese sinnliche Einkleidung, worüber Kinder erschrecken und Erwachsene lachen? Sollte das Fieberbild einer erkrankten Einbildungskraft, vom Aberglauben vorgegaukelt, dargestellt werden, dann hätte eben, um den Ursprung solcher Erscheinungen zu erklären, das Gespenst nicht den Blicken des kalten Zuschauers sichtbar gemacht, sondern nur durch Worte und Gebärden des geängstigten Geistersehers verraten werden dürfen, welche Erscheinung ihm vorschwebe. — —
Vorgehende, gegen die Tragödie gerichtete Bemerkungen sollten nur andeuten, welche Verwirrung in der Ansicht der dramatischen Kunst der Neuern herrsche, nicht den herrlichen und geistreichen Dichter sollten sie treffen. Gäbe es nur eine größere Zahl solcher dramatischen Dichtungen, daß wir endlich der jämmerlichen Familiengeschichten ledig würden, die wie Wanzen sich in alle Rit-

zen der Bühnenbretter eingenistet haben, gar nicht zu vertreiben sind und uns zur Verzweiflung bringen.

* Herr *** vom Leipziger Theater spielte als Gast den Jaromir und gab uns einen seltenen, ja seltenen Genuß. *Das ist Kunst!* ruft die aus dem Schlafe geweckte Erwartung verwundernd aus. Es gehört ein ungemeiner Reichtum künstlerischer Hilfen dazu, und es wird eine nicht geringe Kraft erfordert, um in dieser Rolle nicht unterzugehen. Dem Schauspieler wird durch die ganze Handlung nicht ein Augenblick der Ruhe vergönnt, mit gleich starker Leidenschaftlichkeit betritt und verläßt er die Bühne, und er findet keine Zeit, sich für die entscheidenden Momente zu sammeln. Den Kampf auf Tod und Leben seiner Gefühle gab uns Herr *** mit ergreifender Wahrheit. Dieses Feuer, diese unauslöschliche Glut der Leidenschaft mußte Jaromir fühlbar machen, um in dem Herzen des Zuhörers für seine Verbrechen Erbarmen zu finden. Der *kalte*, besonnene Bösewicht bliebe ein Gegenstand des Hasses und Ekels. Herr *** zeigte im Vortrage der oft gesangartigen Verse eine große Mannigfaltigkeit einschmeichelnder und stets angemessener Modulationen der Stimme. Sein Gebärdenspiel war manchmal zu reich. Nur die *großen* Bewegungen des Herzens müssen sich kundtun, doch darf nicht jeder Pulsschlag der Empfindung durch Zeichen sich kenntlich machen wollen.*

5.

Der Spieler

Schauspiel von Iffland

[1818]

Die Spielsucht auf die Bühne bringen? Man könnte ebensogut die Schwindsucht dramatisieren, durch alle Stadien hin, von dem Augenblicke, daß der junge Mensch nach

einem Walzer ein Glas kaltes Wasser trinkt, bis er seinen Geist aufgibt. Sagt mir, ihr lieben Leute, wie ertragt ihr es nur, auf der Bühne allen den oberflächlichen Jammer und die kleinen bürgerlichen Verlegenheiten darstellen zu sehen, die ihr in eurem Hause so viel natürlicher habt? Kein Geld, Schulden, nichts zu frühstücken, ein treues Weib, das jeden Mangel geduldig erträgt — sind dieses so seltene Erscheinungen, daß man deren Anblick erst erkaufen muß? Auf der Bühne soll der Mensch eine Stufe höher stehen als im Leben. Zur Heldenzeit der Griechen und Römer spielten Fabeln und Göttergeschichten darauf; wir, die weniger sind, haben nicht nötig, so hoch zu steigen; wir brauchen nur die wirklichen Menschen der alten Völker darzustellen. Wir Werkeltagsnaturen, die im ganzen Leben nichts Großes erfahren und denen das furchtbare Schicksal höchstens unter der Gestalt eines Polizeidieners oder Unteroffiziers erscheint, wir dürfen nur in den Feierkleidern unserer Leidenschaften auf die Bühne kommen. Also doch Leidenschaften?... ja, aber Spielen ist nur eine Schwäche. Was ist der Menschheit daran gelegen, ob ein Taugenichts bei Gelde sei oder nicht? Was kann daraus Großes entstehen? Oder meint ihr, die Bühne soll eine Sittenschule sein? Erwachsenen ist nur die Welt eine. Hat man zur Badezeit nötig, ins Schauspielhaus zu gehen, um zu lernen, in welchen Abgrund die Spielsucht stürze? — —

* Herr *** spielte den Baron Wallenfeld und zeigte, wie man zu einem schönen Bildwerke nicht immer des edlen Marmors bedürfe, daß man auch aus schlechtem Sandsteine es formen könne. Es ist nicht leicht, in dieser Rolle die liederliche Natur mit dem gehörigen Anstande zu kleiden, so daß sie weder zu eingehüllt noch in unverschämter Nacktheit erscheine. Gleich das erste Auftreten des Herrn *** gab die Bürgschaft eines verständigen und geübten Künstlers. Auf diese und keine andere Weise

kehrt man nach einer am Spieltische durchwachten Nacht, verstimmt und schlaftrunken, nach Haus zurück. Ebenso meisterhaft wußte er die von Iffland flach behandelte Szene, worin Wallenfeld den Geburtstagswunsch seines Kindes anhört, durch ein herrliches Mienenspiel zu veredeln. Wohl am gelungensten erschien sein Spiel, da er mit den Erstlingen seines Sünderlohns bereichert und weinlustig zu den Seinigen kömmt. Hier war, wie es sich gebührt, die häßliche Natur mit dem Schleier des Schicklichen überhängt. Den Rausch wissen nur wenige Schauspieler gehörig darzustellen, man sollte gewöhnlich glauben, sie wären in der Tat vom Weine voll. *

6.

Die Vestalin

Oper von Spontini

[1818]

Wie angemessen einer römischen Herrlichkeit ist diese Musik! Hoheit, Macht, Glanz und Reichtum. Daß nur die im Übermaße nebeneinander gehäufte Schönheiten, die sich wechselseitig überblenden, minder störend wären! Ein so breiter Strom der Töne muß, weil ihn das Ohr nicht faßt, wie beim Drängen durch ein enges Felsental, seine Ruhe und Klarheit verlieren, schäumen, tosen und sich wild überstürzen. Daher das Verworrene und Ungeläuterte, welches dieser Tondichtung Spontinis zum Vorwurfe gemacht wird. Die Instrumentierung ist wahrhaft republikanisch; es führen so viele auf einmal das Wort, daß man nicht weiß, wer recht hat oder wem die Macht gebührt. Ist es auch wahr, was Einsichtsvolle behaupten, daß die Fehler dieser Musik sich dann erst aufdecken, wenn nach einem mehrmaligen Anhören derselben der Glanz und Reichtum der Töne ihr Verblendendes verloren haben, so bleiben ihr doch Einzelhei-

ten, die kein Tadel berühren kann. – Wie so wohltuend sind die gesungenen Rezitative, wie freut man sich des übeln Eindrucks gesprochener Reden, welche die dramatische Einheit in hundert Stücke zerschneiden und den Zuhörer in einen Konzertsaal versetzen, wenigstens einmal überhoben zu sein! – Der Hymnus der Vestalinnen, womit der zweite Auftritt des ersten Akts beginnt, veranlaßt die Frage, ob ein Gesang beim Tempeldienst der Römer, die ihre religiösen Gefühle nicht ahnungsschwer dem leeren blauen Himmel, sondern freudevoll der sichtbaren Natur zugewendet, im Stile der christlichen Kirchenmusik gedichtet werden dürfe, wie es hier geschehen? – Ich hatte einen Kenner um seinen kunstgerechten Ausspruch über die *Vestalin* ersucht, und er versagte es darum, öffentlich davon zu sprechen, weil sein Urteil viele *empören* würde. Das ist eine schöne Huldigung der Natur vor der Kunst, der Freiheit vor der Regel!

Die Tänze und Gefechte, welche diesem Spiele eingeflochten sind, machen unbesonnen mit einem fremden Kunstgenusse bekannt; denn sie reizen die Begierde, ohne sie zu befriedigen. Man sollte sich auf unserer Bühne lieber gar nicht damit befassen. Daß ein einziges Mädchen zwischen sechzehn Kriegsleuten durchhüpft, ist wohl nicht anständig, und sie vermag auch nicht, für sich allein den Gegensatz der Schönheit gegen die Kraft zu bilden. Überhaupt ist das Äußere dieser Oper mit einer Armseligkeit ausgestattet, die ungemein stört. Ein Cato müßte lachen, wenn er die Triumphschachtel sähe, worin Licinius herbeigeschoben wird. Welch ein dünnes Kriegsvolk, welch eine wandernde Trödelbude, welche Szenerie, welch eine schäbige Buchbinderarbeit! Es ist zum Erstaunen, wie man sich an alles gewöhnen kann!

7.

Elise von Valberg

Schauspiel von Iffland

[1818]

Da drucken sie unten am Zettel spöttisch und schadenfroh hin: *„Das Ende gegen 9 Uhr."* Dreistündige Leiden, als wäre dies nichts bei der Kürze des menschlichen Lebens! Himmel, und man soll nicht toll werden? Wozu uns ein solches Schauspiel von der flachsten Flachheit, von dem fadesten Geschmacke? Ist es nicht, als hätten darin Fürst und Kammerdiener, Hofleute und Bürgersleute, Ehrlichkeit und Spitzbüberei, Naivetät und geziertes Wesen nach des Dichters Willen miteinander wetteifern sollen, wer von ihnen sich am abgeschmacktesten zeigen könne! Welch ein Fürst, der wie ein verliebter Perückenmacher sich gebärdet! Nicht eine Ader, nicht ein Nerv fürstlichen Gemüts in ihm, wodurch die Leidenschaft veredelt werden könne. Eine gestrenge Obrigkeit sollte gar nicht dulden, daß Allerhöchste Personen auf der Bühne so lächerlich gemacht werden. Überhaupt, welches ausgedroschne Stroh in der Handlung dieses Stückes. Mätressengeschichten! Weg damit! Mit solchen Lumpereien geben wir uns nicht mehr ab; wir machen Konstitutionen, rufen Stände zusammen und schicken sie nach Hause und haben damit alle Hände voll zu tun. – Der liebe goldne Kotzebue ist *doch* so übel nicht. –

Herr *** spielte den Fürsten, und wenn es seine Absicht war, sich über einen albernen Prinzen lustig zu machen, dann ist ihm dieses gelungen. Ein unerträgliches Geschrei, polternde Beweglichkeit, die gemeinste Leidenschaftlichkeit in Stimme und Gebärde konnten mit vereinigtem Bemühen das gewählte Ziel unmöglich verfehlen. Herr *** spielt nicht so still weg, daß er nicht bemerkt würde, wie manche andere; er macht Ansprüche rege und fordert die Beurteilung mit starker Stimme heraus. Höchst tadelns-

wert ist es, daß er eine gewisse Bewegung mit der Hand nach der Stirne zu oft wiederholt und dabei wie mit einer Fuhrmannspeitsche klatscht, daß man zusammenfährt vor Schrecken. Ein Mensch, der sich nicht zu helfen weiß, der schlägt in seinem Unmute mit der Hand nach seinem eigenen Kopfe, mächtige Fürsten aber schlagen damit nach fremden Köpfen. Diese Unterscheidung ist wohl zu merken. – Frau *** spielte die Fürstin mit dem edelsten Anstande. Da seht ihr zarte Weiblichkeit mit Herrscherwürde gepaart; da seht ihr ein gepreßtes Herz, das nicht seufzen darf, und lernet Fürstengröße nicht beneiden; da erblickt ihr die traurige Einsamkeit der Höhe. – Madame ***, Oberhofmeisterin. So, so. Da die Reifröcke an keinem Hofe jetzt mehr getragen werden, hätte auch Madame *** sich nicht darin kleiden sollen. In der dummen Erzählung von den geahndeten Forellen hatte sie der Fürstin fast immer den Rücken zugekehrt; für eine Oberhofmeisterin ein unverzeihliches Vergehen. – Herr *** spielte den Hauptmann Wütting. Dieser Künstler wendet sehr viele Mühe auf malerische Stellungen. Etwas *wollen* ist schon gut; wer gleichgültig, ob er gefalle oder nicht, auf die Bühne tritt, ist der schönen Bestimmung, unsern täglichen Jammer einige Stunden wegzulügen, nicht wert. – Madame *** spielte Mamsell Seradini zu schwerfällig, zu tragisch, erlaubte sich eine zu vornehme Miene. Sie hätte schnippischer, leichter, tückischer sein sollen. „Ei, warum so ernst heute, Mamsell Seradinchen?“ würde ihr jeder Kammerherr im Vorbeigehen zugerufen haben. – Herr *** machte den Leiblakai Schmidt. Ich glaube, daß es nicht schicklich ist, wenn ein Lakai sich vor fürstlichen Personen tief bückt und Kratzfüße macht, wie Herr *** es getan. Einem so untergeordneten Diener kommt es zu, die Befehle seines Gebieters unbeweglich abzuwarten und zu empfangen. Doch ich bin hierin meiner Sache nicht gewiß. Ich kenne den Hof nicht.

8.

Der Bergsturz

Oper von Weigl

[1818]

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus

Also es bleibt dabei: in einem Singspiele ist nichts unerlaubt; die dramatische Kunst hat da nichts zu fordern, jeder Unsinn und alles, was nur kracht auf der Welt, darf in Musik gebracht werden? Schöne Grundsätze! das menschliche Herz, mit seinen kleinen Freuden, von einstürzenden Bergen zerquetschen zu lassen, welch ein widerliches Lebensspiel! So ein Nürnberger Erdbeben für erwachsene Kinder! Will man uns zum besten haben? Den schwachen Leib im Kampfe mit der Riesin Natur, wie abgeschmackt! Hier ist keine Hoheit, weder im Siege noch in der Niederlage. – Die Musik ist leidlich oder wenig mehr als das. Vergebens hofft man den Tondichter der *Schweizerfamilie* mit seinen alle Nerven der Empfindung durchzuckenden Melodien wiederzufinden. Er kommt einige Male nahe, entfernt sich aber bald wieder.

* Bei der Darstellung hat jeder das *Seinige* getan. Das ist das bequemste, höflichste und wahrste aller Urteile, und wobei Leser, Kritiker und Schauspieler vergnügt und gesund bleiben. *

9.

Der Schutzgeist

Eine dramatische Legende von Kotzebue

[1818]

Der Schutzgeist der Bühne war es nicht, welcher diesen *Schutzgeist* auf die Bühne gebracht. Voltaire hat Lustspiele geschrieben und Kotzebue Trauerspiele: sie haben

beide nicht wohl daran getan. Der Bewunderung und Dankbarkeit fällt es freilich nicht schwer, diesen großen Männern ihre Schwächen *nach*zusehen; aber diesen Schwächen auch *zu*zusehen, vier Stunden lang durch sieben Akte, das ist schon nicht so leicht. Wie abgeschmackt, ohne Phantasie erdacht und ohne sinnbildliche Bedeutung, ist diese Legende vom Schutzgeiste, soweit sie aus ihrer dramatischen Bearbeitung erkannt wird. – Ein Knabe wird auf der Chaussee vom Blitze gerührt und von seinen Eltern auf die Bahre gelegt. Nicht lange, so steht er vom Tode wieder auf, will aber mit seinen betrübten, ihn beweinenden Eltern nichts mehr zu tun haben und sagt, er habe wichtigere Geschäfte, nämlich der Schutzgeist einer bedrängten Königswitwe zu sein. Wie dieser Junge zu der Ehre komme, als Himmelsbote gebraucht zu werden, ist ebensowenig begreiflich, als wodurch die Königin Adelheid diese himmlische Einmischung in ihr irdisches Dasein verdient haben mag. Unglück allein gibt keine Ansprüche auf die Heiligkeit; wäre dies, so gäbe es viele Heilige. Königin Adelheid hat eine Krone und ihren Mann verloren und trägt ihre Leiden keineswegs mit Ergebung. Auch läßt sie sich überreden, noch einmal zu heiraten, und ist wahrscheinlich im siebenten Akte, der nicht mehr auf der Bühne spielt, sehr vergnügt. Ich möchte wissen, worin ihre Tugend bestehe? Wie nur Kotzebue mit der ihm eigenen Klarheit und Verständigkeit einen solchen Stoff hat bearbeiten mögen!

10.

Don Carlos

Trauerspiel von Schiller

[1818]

Es könnte den Mut geben, die Fehler eines der Meisterstücke deutscher Dichtkunst offen zu besprechen, wenn

man wahrnimmt, welcher Anstrengung Schiller selbst, in seinen Briefen über *Don Carlos*, bedurfte, um nur einem Teile der diesem Werke gemachten Rügen sich entgegenzusetzen, und wie unentschieden sein Sieg gewesen sei. Doch an diesem bejahrten Denkmale der Kunst, seit lange allen sichtbar und zugänglich, hat das Urteil sich wohl schon längst erschöpft, und nur erneuerte, keine neue Bemerkungen lassen sich erwarten. Darum mag nur so viel berührt werden, als nötig ist, um vor der Ungerechtigkeit zu schützen, daß wir die Schwächen der Dichtung der Darstellung anrechnen.

Auch das herrlichste Gemälde, vor unsere Augen hingestellt, würde von seinem Eindrucke verlieren, hätten wir den Pinselstrichen beigewohnt, aus welchen es sich nach und nach zusammengestaltet hat. Die Werke göttlicher Schöpfungskraft entspringen leicht und froh aus dem *Gedanken*, und wo ein Kunstwerk die himmlische Natur, die es beseelt, uns zuspiegeln soll, da muß der irdische Fleiß, der es zustande gebracht, unsichtbar bleiben. Der Landmann verkauft gleichgültig die Frucht, die er hat wachsen sehen, aber wir finden sie süß, weil uns der lange Weg von der Wurzel bis zur Krone des Baumes nicht ermüdet hat.

Wie die Pinselstriche zum vollendeten Gemälde, wie die Wurzel zur Frucht, so steht die Gesinnung des Menschen zu seiner Tat. Die Überlegung ist Wurzel, die Empfindung ist Blüte, die Handlung ist Frucht des menschlichen Geistes. Nur letztere soll in der Tragödie zum Vorschein kommen, geschmückt wohl mit den Blumenkränzen der Gefühle, aber der dunkle Keim, aus dem beide entsprossen, muß bedeckt bleiben. Die Lust des Schauspiels soll ein Erntefest sein, keine ermüdende Saatbeschäftigung. Erfüllt *Don Carlos* diese Forderung? Nein, er hält uns nur dafür schadlos. Nichts geschieht, wenig wird empfunden, am meisten wird gedacht. Es ist ein schönes ver-

goldetes Lehrbuch über Seelenkunde und Staatskunst, vom Schulstaube gereinigt, uns in die Hände gegeben.
In diesem Menschengemälde ist kein vorherrschendes Bild. Drei Gruppen sind in gleich starkem Lichte in den Vordergrund gestellt: Philipp mit seinen Trabanten, die Königin und Carlos, Posa mit seinen Traumgestalten. Es ist ein Dreispiel, welches die Einheit der Teilnahme zerreißt; der Infant bewirbt sich um diese Teilnahme, der Marquis erhält sie, und nur der König hätte sie verdient; denn er ist der einzige, welcher weiß, was er will, und tut, was er will, und dessen schnell reifende Entschlüsse uns immer wach, von dem Schneckengange der Vorsätze nicht eingeschläfert finden.
Die Schauspieler sind es nicht, welche die Schuld der Ermüdung zu tragen haben, die ein vierstündiger Unterricht in Dingen der Weltweisheit, auf deutsche Art vorgetragen, den Lehrjahren entwachsenen Zuhörern verursachen muß. Welcher Schalk hat noch überdies diesen gegenwärtigen *Don Carlos* für unsere Bühne eingerichtet? An die Stelle des Domingo ist ein Staatssekretär *Perez* gesetzt. Wie ein Meteorstein ist er aus den Wolken gefallen, man weiß nicht, wie er entstand, woher seine Macht, sein Einfluß, das Vertrauen, das ihm der König gibt? Übrigens sind ihm viele Reden des Beichtvaters ganz ohne Sinn in den Mund gelegt. So sagt ihm der König nach der fürchterlichen Entdeckung, die seinem Argwohne zugetragen ward:

> – – – – Redet offen
> Mit mir. Was soll ich glauben, was beschließen?
> Von *Eurem Amte* fordr' ich Wahrheit.

Wahrhaftig, der ärmste Schlucker von einem Kopisten würde in Spanien nicht Staatssekretär sein wollen, wenn es sein Amt erforderte, täglich mit Gefahr seines Kopfes einem Despoten die Wahrheit zu sagen. Wozu geschah die

Umänderung eines Beichtvaters in einen Staatssekretär? Hat man aus Schonung die düstere, schleichende, tückische Pfaffheit als gehässiges Bild nicht wollen erscheinen lassen? So war sie in Spanien nicht gewesen. Dort trat die *geistliche Macht* kühn und offen hervor und handelte mit klarer Willenskraft. Domingo ist nicht bloß der geschäftige Wind, das fliegende Insekt, welches den Blütenstaub von den männlichen zu den weiblichen Blumen trägt und so die Handlung befruchtet; sondern der kluge Diener der Inquisition, welcher die Seele der ganzen Staatslist war und sich auch dafür bekannte. Der Großinquisitor am Schlusse weiß allein das Rätsel zu lösen, und außer ihm keiner. Es wäre zu unserer Zeit sehr wohlgetan, die Dichtung in ihrer alten Form wieder auf die Bühne zu bringen, damit, was man am Morgen *vor* den Geschäften des Tages gedankenlos in der Zeitung liest: daß in Madrid die Inquisition sich wieder ausbreite, wirksamer am Abend im Schauspielhause als Schreckbild in die Seele dränge und sie mit Abscheu erfüllte. — —

Das Lob, das man dem Tacitus erteilt: er sei am tiefsten in die Seele eines Tyrannen eingedrungen, kann man Herrn *** in der Rolle des Philipp nicht versagen. Ihr erkennt ergrimmt einen jener Könige, die an der Vorsehung zweifeln machen, und ihr fragt den Himmel, warum ein Mensch, der nicht verdiente, die Sonne aufgehen zu sehen, sagen durfte, daß sie in seinem Reiche nicht untergehe? Herr *** hatte sein ganzes Spiel mit gleicher Mächtigkeit durchgeführt. *Der böse Geist der schlaflosen Nächte,* an welchen ein Tyrann leidet und leiden macht, war er malerisch getreu. Eines war mir in dessen meisterhafter Darstellung aufgefallen; nämlich daß er sich einen Fußschemel unterstellen ließ, sooft er sich setzte. Den majestätischen Philipp mußte dieses häusliche Bequemtun sehr entstellen, zumal wie es Herr *** zur Schau brachte, indem er gewöhnlich nur den einen Fuß

auf den Schemel stellte und den andern leicht hinabwiegen ließ. Darf ein Erdengott zeigen, daß er müde werden kann? –

Herr *** spielte den Alba lobenswert. Dieser Held ist kein Mordbrenner, wie er dem jugendlich-schwärmerischen Carlos und dem innern Auge menschenfreundlicher Geschichtsforscher erscheint, sondern ein großer, ruhiger, besonnener Mann, der aus Ehrgeiz, hätte es die Zeit und seine Pflicht erfordert, auch weich und tugendhaft gewesen wäre. So muß er gespielt werden.

11.

Saul

Melodrama. Musik von Kapellmeister v. Seyfried

[1819]

Solche plastische, lebenskräftige biblische Geschichten, furchtbar und zerstörend wie die Natur, aber auch einfach und erhaben wie diese, wäre ich ein Bühnendichter, ich zöge sie vor, allen den verflachten, dahinkränkelnden, durch tausendfältiges Durchseifen und Waschen ausgefaserten, durch Sitten- und Polizeizwingherrschaft verkrüppelten, durch Höllenfurcht und Himmelssehnsucht entnervten Worten und Taten der neuen Menschen, die abgeschmackt sündigen und noch abgeschmackter edle Taten begehen. Solche Stoffe wählte ich mir. Saul, mit unverhohlner, faltenloser, durch keine diplomatische Grimassen entstellter Herrschsucht und Ruhmbegierde, südlich glühenden Herzens, wegen seiner Blutsünden den unterirdischen Mächten heimgefallen; und ihm gegenüber David, siegend durch seine Kindlichkeit, Unschuld und Gottesfurcht. Ich rede natürlich nur von dem edlen Marmor, nicht aber von dem Steinmetz, der ihn zurechtgehauen. Der Melodramatiker läßt jene Kraftmenschen der Natur und der bürgerlichen Gesellschaft das

zierlichste, liebwerteste Stubendeutsch sprechen. Dieser Abner gar ist der modernste Spitzbube, ein Feldmarschall mit dem Kammerherrnschlüssel in Hofgala, der seine Ränke schmiedet wie ein anderer. Auch damals gab es Propheten mit Gaukeleien, herrschsüchtige Priester und Leviten, welche mit großen Gabeln in den Fleischtopf stachen und im Namen Gottes die fettesten Stücke herausholten. Aber zu jener Zeit bedurften junge Völker noch der Ammenmilch, und sie war ihnen heilsam. Man hat uns viele Jahrhunderte zu lange mit Brei gefüttert; aber endlich sahen wir den Boden des Napfes, und jetzt verzehren wir fröhlich die letzte Scharre. — —

Seyfrieds Musik hat herrliche, ergreifende Stellen. Sie ist höchst malerisch und ausdrucksvoll und der Handlung, wie deren Zeit und Gegend, angemessen.

12.

Die Feinde

Trauerspiel in drei Aufzügen von Ernst v. Houwald

[1826]

Die Könige *Malcolm* und *Grimus* führten um Schottlands Krone blutigen Krieg. Grimus unterlag der List und Tücke seines Feindes, sein Haupt fiel unter Henkersbeil, und seinem Schwiegervater *Malthos*, Than von Leith, wurden die Augen geblendet. Grimus hinterließ eine Witwe, *Brassolis*, die Tochter des Malthos, und zwei Kinder in zartem Alter, *Edgar* und *Alona*. Malcolm raubte der königlichen Witwe alle Ländereien und Besitzungen ihres Gatten und ließ ihr nichts als eine versteckte, verfallene Burg, die nämliche, in welcher die Missetat gegen Grimus und Malthos verübt worden. Dort lebte Brassolis mit ihren Kindern und ihrem blinden Vater, unbekannt, einsam, vergessen, aber nicht vergessend. Sie streute den

Samen des Hasses und der Kampflust in das Herz ihres Sohnes, daß er einst den gemordeten Vater rächen und die verlorne Krone sich wiedergewinnen möge. Die Zeit der blutigen Ernte kam heran. Der Jüngling Edgar verließ die Burg, gab sich zu erkennen, versammelte die alten Getreuen um sich her und zog gegen Malcolm in das Feld. Die feindlichen Heere sind sich nahe; aber Malcolm verzögert die Schlacht. Er fürchtet die Entscheidung, weil er der Treue der Seinigen mißtraut, welchen er durch grausame Herrschaft verhaßt geworden. Er will die Schlacht nicht eher wagen, als bis sein Sohn *Donald*, den er aus England, wo er erzogen worden, zurückerwartet, beim Heere angekommen sei. Der Jüngling erfreute sich der Liebe des Volkes und der Krieger, und unter der Fahne dieser Liebe glaubte Malcolm sicherer zu streiten. Aber Edgar hatte erkundschaftet, warum Malcolm mit der Schlacht zaudre, und er suchte Donalds Rückkehr zu verhindern, indem er alle Küstenwege besetzen ließ. Eines Abends entdeckten Edgars Soldaten zwei Pilger, einen Mann und einen Jüngling, die ihnen verdächtig scheinen. Die Pilger suchen zu entfliehen, sie werden verfolgt, aber nicht erreicht. Doch erreicht den jüngern Pilger ein Pfeil, der ihn leicht verwundet. Die Verfolgten schützt der Mantel der Nacht, und sie flüchten sich in eine alte Burg, wo sie freundliche Aufnahme, Pflege und ein Nachtlager fanden. Es war die Burg, wo *Brassolis* mit den Ihrigen wohnte.

Mit dem Tage, der auf dieses Ereignis folgte, beginnt das Trauerspiel, welchem Brassolis' Burg zum Schauplatze gegeben. Der Morgen dämmert. Brassolis tritt auf und spricht:

> O, wär' ich deine Mutter, junger Tag,
> Längst hätt' ich dich geweckt, dich ausgesendet
> Nach der Entscheidung unsers Schicksals! Auf,
> Erwache! –

Ständen nicht draußen im Felde die beiden feindlichen Heere, Malcolm und Edgar an ihrer Spitze, kampfgerüstet einander gegenüber; wäre nicht der Tag so ernster Entscheidung – würden wir Brassolis fragen: warum, da sie, wie sie freiwillig gesteht, nicht die Mutter ist des jungen Tages und sich darum nicht für berechtigt hält, ihn zu wecken, warum sie es dennoch getan, und wenn sie ihn geweckt, warum sie es nicht früher getan? Doch es ist nicht Zeit zu solchem kleinen Wortstreite! Brassolis, nachdem sie den jungen Tag aus dem Schlafe geweckt, löscht mit den Worten:

Stirb, du kleines Licht der Nacht!

die Nachtlampe aus. *Tom*, ein alter treuer Diener, erscheint, Brassolis teilt ihm ihre Furcht und ihre Hoffnung mit. Tom spricht von den Maßregeln zur Beschirmung der Burg, die teils angeordnet, teils noch anzuordnen wären. Er macht seiner Gebieterin Vorwürfe, daß sie den vorigen Abend die beiden Pilger so sorglos aufgenommen; in dieser Zeit und in diesem Lande des Krieges müsse man bedächtig sein. Brassolis erwidert, von frommen Pilgern sei nichts zu fürchten, und beide hätten so gutes Aussehen. Tom warnt dringend zur Vorsicht – und der Alte hatte recht. Die beiden Pilger, für Vater und Sohn gehalten, waren niemand anderes als Donald, Malcolms Sohn, und *Katmin*, sein Mentor, der ihn aus England geholt, ihn dem Vater zuzuführen. Auf diese Weise bewahrt die Burg zwei Geheimnisse. Brassolis ahnet nicht, welchen wichtigen Gast sie beherberge; und Donald weiß nicht, unter welch ein verderbendrohendes Dach er sich geflüchtet. Aber diese Geheimnisse bleiben nicht lange verborgen, wenigstens nicht *allen* Burgbewohnern. Amor, in seinem unerforschlichen Ratschlusse, hatte den Pfeil, der Donald getroffen, mit dem süßen Gifte der Liebe benetzt und ihn, nachdem er den Jüngling gestreift,

in das Herz Alonas geführt. Der Königssohn sah kaum die blühende Schönheit, Alona sah kaum den blutenden blassen Jüngling – und beide liebten sich. Liebende können sich nichts verschweigen. Bald erfahren sie – Donald, daß Alona Edgars Schwester – und Alona, daß der junge Pilger Donald Malcolms Sohn sei. Dieses Geständnis weckt in den Liebenden gleiche Gedanken. Donald beschließt in seinem Sinne, die Geliebte und ihr Haus gegen seinen eignen Vater zu schützen, wenn dieser siegen sollte, und Alona beschäftigt die Sorge, den Geliebten zu bewachen gegen vorhandene und gegen drohende Gefahr. Unterdessen trifft ein Feldhauptmann Edgars ein und verlangt die Auslieferung der beiden Pilger, die sich den vorigen Tag, von ihm verfolgt, in die Burg geflüchtet. Brassolis weist die Forderung zurück. Der Hauptmann, dem es unbekannt, daß Brassolis die Mutter seines Gebieters ist, dringt und droht; da gibt sich ihm die Herrin der Burg zu erkennen, der blinde Malthos läßt seine Herrscherstimme hören, und der Hauptmann, nachgebend, zieht fort ohne die Pilger und eilt, an der bevorstehenden Schlacht teilzunehmen.

Die Schlacht wird geschlagen, die Kunde davon bringt Edgar selbst in die Burg, der *besiegte* Edgar. Er berichtet der verzweiflungsvollen Mutter, schon sei ihm die Schlacht gewonnen gewesen, als plötzlich die Nachricht von Donalds Ankunft sich im feindlichen Heere verbreitet. Der Königssohn, ein hoher stattlicher Jüngling, habe sich an die Spitze des Heeres gesetzt und den flüchtigen Sieg zurückgeführt. Die beiden Pilger, bei Edgars Erzählung gegenwärtig, hören mit gleichem Erstaunen, aber mit verschiedenen Empfindungen, die wunderbare Mär. Der schlaue Katmin erkennt in dieser List Malcolms, durch einen falschen Donald das mutlose Heer begeistern zu lassen, den klugen Sinn seines Gebieters. Der arglose und

romantische Donald aber zürnt und trauert in seinem Herzen, daß ihm ein Betrüger das Glück, den Vater gerettet zu haben, und den Lorbeer des Siegs geraubt. Katmin, obzwar sein Zögling es ihm verschwiegen, hatte es von selbst, bald nach seinem Eintritte in die Burg, erhorcht, zwischen welchen gefährlichen Mauern er und Donald sich befänden, und hatte diesem zur Flucht geraten. Aber der Königssohn, Alonas und ihrer Mutter gedenkend, die ihn so freundlich aufgenommen, beharrte auf seinem Sinne, zu deren Schutze zurückzubleiben. Durch Edgars Ankunft steigt die Gefahr für Donald und Katmins Sorge. Noch einmal, aber vergebens, sucht Katmin den jungen Fürsten zu bereden, daß er sich heimlich aus der Burg entferne. Da heuchelt ihm der Mentor vor, er für sich allein wolle zu Malcolm gehen, um ihn zur Schonung für Brassolis und die Ihrigen zu stimmen. Donald gibt dies zu, auch Brassolis und Edgar finden es zweckmäßig, und Malthos gesellt dem Katmin noch den alten Tom bei, den er auch seinerseits mit vermittelnden Vorschlägen an Malcolm sendet. Noch nicht lange war Katmin aus der Burg entfernt, als ein Hauptmann Edgars, der mit einer kleinen Schar noch im Felde gegen Malcolm standgehalten, den alten Tom blutend zurückführt. Tom erzählt, Katmin habe auf dem Wege ihm plötzlich einen Dolch in den Nacken gestoßen. Katmins Verräterei ward jetzt klar. Brassolis mit Vorwürfen, Edgar racheentbrannt, stürzen auf Donald, den vermeintlichen Sohn des Mörders und Verräters. Alona ist angstvoll, Donald bleibt ruhig. Jener Hauptmann Edgars erzählt ferner, König Malcolm, von einem späten Pfeile tödlich getroffen, sei geblieben. Edgars Hoffnungen beleben sich wieder, Donald muß den Schmerz über des Vaters Tod in seine Brust zurückbändigen. In diesem Streite und Widerstreite stürzt plötzlich eine Schar Malcolms, von Katmin angeführt, in den Saal. Die Burg ist überfallen, Wi-

derstand fruchtlos und die Flucht benommen. Katmin hatte seinen Aufenthalt in der Burg benutzt, deren schwache, zugängliche Seiten zu erspähen. Katmin war kaum hereingestürmt, so ergriff Donald ein Schwert und stieß es ihm in die Brust, ihn für seine Verräterei zu bestrafen. Ein Schrei des Entsetzens ringsumher, daß der Sohn den Vater morde: da gibt sich Malcolms Sohn zu erkennen. Edgar fordert die Krone, Donald bemerkt ihm freundlich, die Lust der Krone wolle er mit ihm teilen, aber die Last und Not der Herrschaft wolle er allein tragen. Doch sei er es zufrieden, daß ein Zweikampf Recht spreche zwischen ihnen. Nach mannigfaltigen Wortgefechten muß sich Edgar in sein Schicksal finden und sich dem Sieger unterwerfen. Den Schmerz der Niederlage versüßte Donald, indem er die geliebte Alona zur Gattin begehrte und sie zu Schottlands Königin erhob.
In der „*Widmung*", die dem Trauerspiele vorausgeht, erzählt der Dichter:

> Aus Schottlands nebelgrauer Vorzeit stiegen
> Zu mir herauf Gestalten riesenhaft.
> Sie zeigten mir in fast verloschnen Zügen
> Den Sieg des Edlen über rohe Kraft;
> Und mahnten mich, ein Bild daraus zu fügen.

Es war wohlgetan, solcher Mahnung zu folgen, da es gefährlich ist, riesenhaften Gestalten etwas abzuschlagen. Wir wollen nun sehen, wie das Gebot vollzogen, auf welche Weise das Bild zusammengefügt worden, und wir wollen in unserer Beurteilung keinen andern Weg verfolgen, als den uns der Dichter selbst vorgezeichnet. Wir wollen betrachten, ob die auftretenden Gestalten *riesenhaft* erscheinen; ob deren *verloschene Züge* wiederhergestellt, *klar, scharf* und *kenntlich* geworden; und ob es das *Edle* sei, das gesiegt über *rohe Kraft.*
König Malcolm erscheint nicht auf der Bühne und ist also dem Lobe wie dem Tadel entrückt, und da er auf dem

Schlachtfelde stirbt und an keiner dramatischen Krankheit, hat die Kritik keine Legalsektion mit ihm vorzunehmen. — Dem jungen Edgar fehlt zum Riesen mehr als die halbe Größe. Er spielt den Helden wie ein wandernder Komödiant. Er ist nicht schlimm und nicht gut, nicht hart und nicht weich, er ist ein halbgesottener Ungestüm, und er weiß nicht, was er will. Nach der verlornen Schlacht steht er voll Angst vor seiner Mutter wie ein Schulknabe, den die Kameraden blutig geschlagen oder der sich ein Loch in den Kopf gefallen und die mütterliche Züchtigung fürchtet. Nur ausgescholten wird er von ihr, und er greinet beinahe. Es ist komisch, aber ungerecht, daß er der Mutter vorwirft, sie habe ihn wild erzogen; es ist nichts Wildes an ihm als die Ungenießbarkeit seiner Reden. Nachdem er den Ansprüchen auf die schottische Krone entsagt, beschließt er, sich in eine Einöde zurückzuziehen — er, ein achtzehnjähriger Junge, der ja unmutig, weil er *lebenshungrig*, nicht weil er *lebenssatt*! — *Brassolis* ist eine ganz gewöhnliche Dutzendfrau. — Von dem blinden *Malthos* läßt sich nichts Gutes und nichts Böses sagen. — *Alona* ist ein Mädchen, wie alle Mädchen sind, bis auf einen Punkt: sie verliebt sich und gesteht ihre Liebe zu schnell. Zwar ist die Liebe eine Wechselschuld, welche die Gläubigerin Natur zur Verfallzeit streng einfordert; aber sie pflegt doch nicht auf Sicht bezahlt zu werden, und auch nach altschottischem Rechte werden vor der Liebeserklärung einige Respekttage üblich gewesen sein. Der junge Pilger kommt abends in die Burg — die Nacht ist schicklicherweise gar nicht mitzurechnen — und schon am andern Tage ist Alona in ihn verliebt und sagt es ihm! — *Donald* erscheint zu gut und zu weich, die Handlung fällt um das Jahr 1000; aber bei den rauhen Menschen jener nordpolarischen Zeit, auch wenn sie edel sind, ist der Tag der Güte doch nur kurz, und was in ihnen schmilzt, ist immer nur Schnee.

Katmin ist ein feiner Herr. Gleich bei seinem Auftreten sieht er *aus Artigkeit* Mutter und Tochter als Schwestern an und zeigt sich als Diplomat — indem er gelegentlich bemerkt:

> Glück und Recht
> Gehn selten Hand in Hand, das letztere steht
> Zu fest, das erstere ist zu flüchtig.

Auch Katmin ist keine riesenhafte Gestalt. Zwar gab es wohl schon Spitzbüberei zu *Schottlands nebelgrauer Vorzeit;* doch eine so glatte Kunst war sie noch nicht geworden, wie sie Katmin übt.
Die genannten Personen alle, bis auf Katmin, tragen den gefährlichen Keim des dramatischen Todes in der Brust. Sie atmen kurz und schwer und leiden an fliegender Hitze. Katmin allein ist gesund, er hat die größte Hoffnung, ein hohes Alter zu erreichen, weil er als Diplomat besitzt, was die besten Makrobiotiker als Unterpfand eines langen Lebens ansehen — wenig Herz. Und der gesunde Katmin stirbt, und jene kränklichen Menschen alle überleben ihn! Jetzt traue einer den Ärzten mit ihrer Semiotik! Zwar spielt der Tod immer Blindekuh und fängt, wer ihm zuerst nahekommt; aber der Dichter sollte doch diesen Mord, nicht einmal als Dichter, auf seine Seele laden. Was hat Katmin getan? Nichts als was die Dienstpflicht gegen seinen Fürsten ihn geheißen. Der Königssohn war seiner Verwahrung anvertraut, er mußte ihn schützen durch Rat und Tat; die Not führte sie unter das Dach des Erbfeindes, Katmin sucht Donald mit List aus seiner gefährlichen Lage zu befreien, und er führt Malcolms Scharen in die Burg. Es ist wahr, er suchte Tom zu töten; aber das war Kriegsrecht. Wo wäre da ein todeswürdiges Verbrechen? Und hätte Katmin gefehlt, kam es Donald zu, den Fehler zu bestrafen? Durfte er seinen Freund, seinen Führer, seinen zweiten Vater morden, der

für ihn gewacht und gesorgt? Nicht einmal die Not, die Verblendung der Liebe nicht einmal, kann Donalds blutige Übereilung entschuldigen. Er war von den Seinigen umringt, die ihm gehorchen, sobald er sich als Malcolms Sohn zu erkennen gab; er war Herr der Burg; Alona und die Ihrigen hatten von Katmins Arglist nichts mehr zu befürchten – und Donald stößt seinem Befreier das Schwert in die Brust, um nur eine empfindsame Floskel anzubringen und damit das Trauerspiel endlich zum Trauerspiele werde! Wo wäre hier der Sieg des *Edlen* über rohe Kraft? Donalds rohe Kräfte haben gesiegt über Edgars rohe Kräfte. Und wäre Donald gewesen, was er nicht war, ein edler Mensch, selbst dann hätte nur *der* Edle, nicht *das* Edle gesiegt, was wohl zu unterscheiden; das eine ist Zufall, das andre ist Sittlichkeit, und nur das andre kann erfreulich sein.
Weil die Handlung sich in *Schottlands nebelgrauer Vorzeit* begeben, hätte man gerne wahrgenommen die düstere Farbe eines rauhen Himmels; hätte man gerne gespürt den strengen Duft einer Nebellandschaft. Doch über dem Trauerspiele hängt ein blauer Bühnenhimmel, mit Gewitterwolken symmetrisch befranst, und überall atmet man den Duft des süßen Lavendelwassers, womit die zierliche Melpomene unsrer Zeit sich Hände und Gesicht benetzt.

13.

Die Hussiten vor Naumburg

Schauspiel von Kotzebue

[1818]

Einer Kotzebueschen Rührung werden nicht leicht etliche Tränen versagt; die liebe Kleine bettelt gar zu angenehm. Aber ein vernünftiger Mensch trocknet sich die Augen und schämt sich dabei seiner Mildherzigkeit. Lockeres

Zeug, Luft, nichts als Luft! Schaum, nichts als Schaum! Bataillonsweise aufgestelltes Lumpengesindel von allerlei hergelaufenen Redensarten werden in den Kotzebueschen Paradestücken *Verse* genannt. –

Solche ekelhaften Schandreden und Lieder, als womit die Kriegsleute des Procopius den vierten Akt beginnen, sind wohl nie in einem Lager gehalten und gesungen worden, und wenn auch – so dürfte die *häßliche* Natur nicht so getreu auf die Bühne gebracht werden.

Aber dieses Stück bietet den Schauspielern einen solchen Wechsel und Reichtum von Gefühlen und eine Mannigfaltigkeit der Stellungen an, daß der Glanz des Spiels die Fehler des Dichtwerks überblenden könnte. Dieses Mal war es nicht geschehen. Einer so langweiligen, lauen, matten, schleppenden und auseinandergerissenen Darstellung hat man wohl nur selten beigewohnt. Die Leere des Hauses – es waren nicht weniger Menschen *auf* der Bühne, als *vor* ihr – wird dies erklären, doch nicht entschuldigen. –

Herr ***, als Wolf, hatte einige Momente, in denen er, alles um sich her vergessend, nur an sich dachte, und dann bewährte er seine guten Gaben. Im allgemeinen aber war sein Spiel ganz ohne Licht und Schatten. Da besonders, wo der Vater den Bürger überschleicht, war er so ohne Zartheit und Biegsamkeit, daß es unbegreiflich ist, warum bei einem so ausgezeichneten Künstler nicht die sich bewußte Fertigkeit einmal das mangelnde Bemühen ersetzen konnte. – Frau *** spielte die Berta... nein, diese Frau hat keine Kinder! – Das Eindringen der Kleinen in das Hussitenlager lief ohne Tränen ab, weil es zweifelhaft schien, ob sie wirklich nur durch Rührung den Feind besiegt hatten. Denn die wenigen Kriegsleute, die aufgestellt waren, würden, trotz ihren Piken, der Überzahl der Kinder haben unterliegen müssen, wenn diese mit Vorteil angegriffen hätten.

14.

Die gefährliche Nachbarschaft

Lustspiel von Kotzebue

[1818]

Welch ein tiefer, tiefer Brunnen voll klarer, frischer, erquickender Laune ist Kotzebue, welch ein wohltätiges Geschenk des Himmels! Bedenkt man, daß dessen Lustspiele schon dreißig Jahre alle deutschen Bühnen versorgen, daß unter denen, die ihnen zugehört, niemand ist, den sie nicht ergötzten; zählt man die fröhlichen Stunden zusammen, die sie jedem einzelnen sowohl beim Lesen als beim Vorstellen gemacht, dann kommt die große Rechnung heraus, daß ein einzelner Mann der Schöpfer eines glücklichen Jahrhunderts war. Der Mensch ist undankbar, aber der Deutsche ist es am meisten. Wie hätte das Altertum, wie London und Paris einen solchen Mann verehrt! Wenige Jahre früher, da hier noch kein Fremdenblättchen erschien, würde kein Bürger erfahren haben, daß Kotzebue vor kurzem in Frankfurt gewesen. Er ist im Theater gesehen worden, und ich habe großen Verdacht, daß er den Eintrittspreis seiner Loge hat bezahlen müssen. Es ist ein Etwas, ein Etwas in uns Frankfurtern, ich habe keine Worte dafür, aber ein Taschenbuch habe ich so gut wie Hamlet, und wer wehrt es mir hineinzuschreiben: *Man kann reich sein, sehr reich sein, und doch nichts sein!* Großer Gedanke, eines bessern Kopfes wert!

O Fips, du bist glücklich; stirbst du auch ruhmlos wie eine Maus, so fällt dir doch im Leben immer etwas ab. Unter Deutschen lohnt sich's der Mühe nicht, mehr zu sein als ein Schneider. Niemals hohen, nur allerhöchsten Menschen wird Ehrfurcht bezeigt, nur Geldkünstler werden geliebt, und man schätzt keine andere Größe als die arithmetische. —

* Herr *** hat genannten Schneider mit sehr vieler Laune gespielt. Schmunzelnd oder knurrend, wild, fröhlich oder betrübt, er war immer köstlich und seinen Gulden wert. — Demoiselle *** hat als Lieschen den Erwartungen nicht widersprochen, die sie durch mehrere frühere Darstellungen erweckt hat: Es soll ihr Verdienst nicht schmälern, wenn ich sage, daß alle Mädchen geborne Lieschen sind. — *

15.

Der Leuchtturm

Drama von Ernst v. Houwald

[1821]

Der Kunstrichter darf sich nie mit der Stimme seines Herzens begnügen, die ihm sagt, er habe ohne Haß und Liebe, und nicht im Dämmerlichte lauer Untersuchung Recht gesprochen; er muß von der Gerechtigkeit seiner Aussprüche auch jeden zu überzeugen suchen. Darum sollte der Beurteilung eines Kunstwerks immer eine Beschreibung desselben vorausgehen, damit die Leser erfahren, ob das beurteilte Werk die gepriesenen Vorzüge oder die gerügten Mängel wirklich an sich trage. Hierbei aber ist schwer, das Angeschaute von der Anschauung so rein zu sondern, daß jenes im farbenlosen Lichte, nirgends von dem Rückstrahle des Auges beleuchtet, erscheine. So wird es auch dem besten Willen nicht vollkommen gelingen, die einem Schauspiele zum Grunde liegende Handlung so sachgemäß zu erzählen, daß die Ansicht des Erzählers nicht wenigstens leise mitrede. Um dieser Zudringlichkeit der eigenen Empfindung auszuweichen, will ich die Schicksalsfabel, welche dem *Leuchtturm* zum Stoffe gedient hat, nicht mit meinem eigenen, sondern mit den Worten des Herrn *Böttiger* erzählen, der in der Abendzeitung jenes Drama bespro-

chen hat. Um so willkommener ist mir diese Darstellung des Herrn *Böttiger,* da er die Tragödie Houwalds sehr anpreist und also gewiß darauf bedacht war, den Gegenstand der Beschauung unter dem vorteilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen.

„Ein Graf von Holm hat die einst tugendhafte Gemahlin seines ihm brüderlich trauenden Freundes Ulrich Hort in dessen Abwesenheit mit Liebe betört und ist mit ihr und ihrem einzigen Kinde, Horts dreijährigem Sohn, nach Amerika gegangen. Absichtlich ausgestreute Gerüchte hatten ihn totgesagt. Hort verliert über diese Treulosigkeit den Verstand. Nur am Meeresstrande löst sich seine Verrücktheit in freundlicheren Wahnsinn auf. Dort singt er seiner ihm entflohenen Mathilde schon seit 18 Jahren auf seiner Harfe sehnsuchtvolle Wünsche bei Sturm und Sonnenschein entgegen. Den wahnsinnigen Harfner pflegt sein einziger Bruder, Kaspar Hort, mit seiner einzigen Tochter Dorothea. In einem Leuchtturm, auf dessen Kuppel alle Nächte Signallampen angezündet werden, leben diese drei zusammen. Die zartaufblühende Dorothea hat fast mit niemand als mit ihrem sie selbst unterrichtenden Vater und dem gemütkranken Oheim Umgang. Da strandet ein Schiff am nahen Felsenriff. Ein einziger Jüngling, Walter mit Namen, wird von der ruderkundigen Jungfrau und ihrem Vater, dem Turmwächter, geborgen. Sie lieben sich, ohne sich zu erklären, beim ersten Blick. Der Jüngling weilt im benachbarten Dorfe. Eine stürmische Nacht droht aufs neue allen, die der Küste sich nahen, wofern nicht Signalfeuer brennen, den Untergang. Man hört Notschüsse. Während Kaspar Hort vom Turm herabeilt, um auch unten ein warnendes Feuer anzuzünden, kommt Walter, der Geliebten in diesem Sturm der Elemente beizustehen, zum erstenmal selbst auf den Turm. Dem Mädchen lag ob, die Lampen oben brennend zu erhalten. Indem jetzt die Liebenden

sich dem Entzücken des ersten gegenseitigen Eingeständnisses überlassen, hat der wahnsinnige Oheim die Lampen oben plötzlich ausgelöscht. Diese Idee, im Wahnsinn, also in der Willkür des Bewußtlosen, einen Lenker und Ordner der Dinge aufzustellen und dadurch der Vorsehung gleichsam nachzuspielen, wird stets bewundert werden. Er ruft nun, als die Aufgeschreckten zum Vater hinunter an den Strand gesprungen sind, frohlockend über seine Tat:

Was zündet der Mensch seine Lampen an?
Er wird das rollende Rad nicht wenden. –
Nacht soll es sein. –

Damit schließt sich der erste Akt, der im runden Wohnzimmer spielt, auf dessen Kuppeldach die Signale brennen. Das Schiff, welches Notschüsse tat, ist, der Signalfeuer beraubt, mit Mann und Maus untergegangen. Nur *ein* Mann davon hat sich auf eine Klippe gerettet."
„Der zweite Akt zeigt uns unweit des Leuchtturms einen Meerestrand mit vorspringenden Felsenabsätzen, die in die See hinausstarren. Der Morgen bricht an. Auf dem Vorsprunge sitzt der Harfner und begleitet seine Morgenphantasie mit einzelnen Akkorden. Da treten unten Dorothea und der ihrer verliebten Nachlässigkeit zürnende Vater hervor. Die Geängstete zeigt die tiefste Reue. Allein Ulrich ruft hinten hervor und klagt sich selbst der Tat an. Wo das Schicksal Gericht halte, dürfe der Mensch kein Licht anzünden.

Quäle nicht das arme Kind,
Laß ihm seine Liebe immer!
Liebe tut dem Herzen wohl.

Walter ist indes in einen Kahn gesprungen und bringt den einzig Übriggebliebenen vom Riff aufs Land. Wir sehen diese Rettung in der Beschreibung des bangenden Mädchens, die ihm mit dem Vater vom Felsen herab zu-

sieht. Jetzt naht die Entwicklung. Walter ist der mit der Mutter nach Amerika entführte Sohn, von dem Entführer treu erzogen. Die Eltern, von Reue gefoltert, haben ihn vorausgeschickt, um den rechten Vater aufzusuchen. Er ist von seinem Oheim unbewußt gerettet worden; denn Dorotheens Mutter war die Schwester seiner Mutter. Den er heute rettete, er ist Graf Holm, sein Pflegevater. Sein leiblicher Vater ist der wahnsinnige Ulrich. Erschütternde Erkennungsszenen zwischen Holm und Hort, Dorotheens Vater, der dem zerknirschten Verführer endlich die Folgen seiner Untat, die im Wahnsinn des so Beraubten endeten, eröffnet. Mathilde selbst, die reuig zurückkehrende Mutter Walters, ist beim Schiffbruch in dieser Nacht vor Holms Augen ertrunken. Da Holm, mit Verzweiflung ringend, abseits gegangen ist, hat Ulrich den Leichnam Mathildens, am Strande ausgespült, aufgehoben und bringt ihn nun auf die Szene getragen. Er liebkoset der Wiedergeschenkten mit unbeschreiblicher Wehmut, da er sie nur für eine Tiefschlummernde hält. Da tritt Graf Holm, der Verführer, hinzu. Ein herzzerschneidendes Zusammentreffen. Im halbaufdämmernden Bewußtsein fürchtet Ulrich, daß Holm ihm das wiedergefundene Weib aufwecken, davonführen wird. Er will sich vor ihm mit ihr ins Heimatland flüchten. Ein neuer Arion, ruft er die Delphinen. Sie sollen ihn mit seiner Harfe und seinem Weibe über die Fluten tragen. Da ergreift er die Tote, trägt sie auf den obersten Felsvorsprung und stürzt sich mit der Harfe und ihr hinab ins Meer. Die Herbeieilenden kommen zu spät. Holms unaussprechliche Reue verdient Mitleid. Die Sühne ist vollendet. In den zwei schuldlos Liebenden *geht* das Geschlecht *nicht unter*, es blühet frisch fort.

> Tor, wer jener ew'gen Liebe
> Milde Fügung nicht erkennt:
> Sind nicht in den tiefsten Wogen

Die gepreßten Herzen selig
Zu der Heimat hingezogen?"

Ich will bekennen, ob ich zwar weiß, welche Gefahr mir ein solches Geständnis bringt, daß ich dieses Trauerspiel in meinem Sinne schon verurteilt habe, als ich nur erst seinen Namen erfuhr; denn ich überlegte, was folgt. Ob der Name eines Schauspiels seinen Inhalt bezeichnen müsse oder ob er dieses nicht zu tun habe, braucht hier nicht entschieden zu werden – genug, es findet einer von beiden Fällen statt. Wenn der erstere, so muß die Bezeichnung *gehörig* sein, indem entweder der Eigenname des Helden, wie *Othello, Wallenstein* oder irgendein Verhältnis, wie die *Räuber,* oder eine Menschenlehre, wie die *Schuld,* ausgedrückt wird. Nie aber darf die Bezeichnung etwas enthalten, was der Natur des Bezeichneten widerspricht. Ist der Name eines Schauspiels aber gleichgültig, so muß er eben ein gleichgültiger Name sein, und er darf weder absichtslos noch mit Absicht durch ein marktschreierisches Prunkwort die Aufmerksamkeit anlocken und hierdurch zur ruhigen Betrachtung der Umgebungen die nötige Besonnenheit rauben. Das Wort *Leuchtturm* aber verletzt die eine oder die andere jener Kunstregeln. Wollte es den Bau und die Haltung der Trauergeschichte bezeichnen, so geschah dieses nicht auf die erforderliche Weise. Etwas Totes, dem Menschen willenlos Dienendes wurde hierdurch zum Vollstrecker der Schicksalsbefehle, zur Sehne der Handlung, zur Feder des Weltgetriebes erhoben. War aber das Wort willkürlich gewählt, nur um eines Namens willen, so widerspricht es dem Bezeichneten. Es ist eine Art Lustspielerei darin, es enthält eine Mischung von Komischem; denn da man sich denken kann, daß einer oder der andere der Leidensgeschwister im Turme hause, fühlt man sich gekitzelt, zu spotten: wäre der Narr nicht hinaufgestiegen, wär' er nicht herabgefallen! Als ich nun in das Drama hineinkam, da

begegnete mir schon unter der Türe einer der Fehler, welche das Wort *Leuchtturm* angekündigt hatte. Die Vorsehung, welche die Welt regiert, spielt hier eine niedrige Ortsbehörde und hat außer ihrem Gerichtssprengel weder Macht noch Ansehen. Die dramatische Kunst mußte bei der Baukunst betteln: ohne Leuchtturm keine Tragödie. An diesem Leuchtturme scheitert Menschenleben nicht bloß nautisch, sondern auch sinnbildlich – und das ist der Frevel. Das rächende Schicksal soll dem Schuldigen keine Grube graben, die es heimtückisch mit Laub bedeckt, noch eine Falle stellen, wohinein ein tragischer Speck den lüsternen Menschen lockt; es soll offenes Gericht halten. Wie die Schuld des Geistes oder des Herzens Schuld ist überall, auch weit entfernt von dem Orte der verbrecherischen Tat, so muß auch die Strafbarkeit überall sein. Das Schicksal darf dem Wahne und dem Verbrechen weder eine Freistätte gewähren, wo sie sicher vor dem Schwerte der Gerechtigkeit wohnen dürfen, noch darf es einen Bannkreis ziehen, in dessen Umfange allein die rächende Vergelterin sie trifft. Der *Leuchtturm* war ein solcher Bannkreis.

Wenn ich behaupte, der Wahnsinn des *Ulrich Hort* ist nicht jener heilige Wahnsinn, der als der *lebende Tod* Schrecken und Mitleid einflößt; sondern die Schwachköpfigkeit eines Narren, der zum Tollhause nur die gesetzliche Reife nicht hat – so wird französischer Leichtsinn dieses hurtig auffassen, deutscher Tiefsinn aber die Behauptung zurückweisen. Aber der Leichtsinn hat hier recht, wie er oft recht hat. Der Leichtsinn dringt nicht in das innere Wesen, er haftet an der Oberfläche der Dinge, doch *diese* kennt er. Der grübelnde Tiefsinn aber *verkehrt* die Oberfläche, weil er den Boden umgräbt. Herr Ulrich Hort hatte eine „*tugendhafte*“ Gemahlin, mit der er schon im vierten Jahre verheiratet sein mußte; denn es ist von seinem dreijährigen Sohne die Rede. Da

kommt ihm ein Eheteufel ins Haus, ein sogenannter guter Freund, ein Graf, der gelernt hat, wie man Weibertreue entwurzelt, und schlägt sein Nomadenzelt im fruchtbaren Herzen der tugendsamen Gattin auf. Herr Ulrich sieht und hört nichts, und da er eine Reise zu machen hatte, empfiehlt er Weib und Kind der Obhut des Nomaden. Dieser Beschützer denkt, man lebe nirgends sicherer als im schönen Lande der Freiheit, und schifft mit seinen Schutzbefohlenen nach Amerika. Was tut Herr Ulrich, als er zurückkommt? Schüttelt er den Kopf? Nein, er verliert ihn. Von allem dem, was er hätte tun sollen oder dürfen, tut er nichts, sondern nur das eine, was er weder sollte noch durfte. Er hätte toll werden und Tische, Stühle, Fenster und Spiegel des ganzen Hauses zerschlagen können, denn seine Ehre war verletzt; er hätte dem Verführer nacheilen und ihm eine Kugel durch den Kopf, die Frau aber zum Teufel jagen sollen; er hätte höchstens in eine tiefe Schwermut verfallen dürfen, weil ihm sein einziges Kind geraubt worden. Aber nein, er verliert den Verstand und findet ihn nach 18 Jahren noch nicht wieder. Das ist lächerlich, das ist gegen alle Erfahrung, gegen alle *schöne* Erfahrung wenigstens, und diese allein darf der Künstler nachbilden. Braucht man ein Pariser zu sein, um zu fragen: Hat Herr Ulrich den Verstand verloren, weil er seine Frau so treu geliebt, oder hat er sie so treu geliebt, *weil* er den Verstand verloren? Ich sagte, dieser Wahnsinn aus Liebe ist lächerlich. Die Liebe wird wie eine Katze blind geboren; aber die Ehe ist eine Starnadel in der geübtesten Hand. Der blinden Liebe verzeiht man die Verblendung, aber der sehenden nicht. Die Geliebte hat einen Preis, die Frau nur einen Wert, und wer, statt sich zu freuen, ein liederliches Weib los geworden zu sein, den Verstand darüber verliert, der hatte keinen zu verlieren. Die Ehe gibt dem Manne ein bürgerliches Recht auf seine Frau, aber eben-

darum muß die Entführung einer Frau lächerlich erscheinen. Eine entführte Frau ist wie eine gestohlene *Sache*, eine Sache aber sollte der Eigentümer unter Schloß und Riegel bringen. Hätte Graf Holm dem verratenen Freunde nur das entwendet, was man bildlich das *Herz* der Gattin nennt, so wäre das ein anderer Fall; denn dieses, als etwas Unkörperliches, läßt sich nicht einsperren, nur die Treue kann es sichern. Aber der Graf hat das Herz mit seiner Kapsel, den Wein mit dem Fasse gestohlen, und Gaunerstreiche solcher Art werden mehr belacht als gehaßt und gehören darum ins Lustspiel; denn der Trauerspieldichter darf nicht die langsame und schwache Wirkung der Sittenlehre, er darf bei seinen Zuhörern nur die rasche und feurige *Leidenschaft* für Tugend in Berechnung bringen. Ulrich Hort bildet sich nun ein, das Wasser werde ihm sein verlorenes Erdenglück zurückbringen, und sein Bruder Kaspar, der *Reils Rhapsodien* nicht gelesen haben mag, denn er glaubt, eine wahnsinnige Vorstellung werde geheilt, indem man sie *nährt*, führt ihn an Meeresstrand, um sogleich bereit zu sein, wenn die tugendhafte Mathilde landen sollte. Um nur unter Dach zu kommen, wird Kaspar Leuchtturmwärter. Das Opfer der brüderlichen Liebe ist, wenn auch unheilbringend, doch groß. Diese Brüder waren, wie es sich aus allem, vorzüglich aus dem Umstande ergibt, daß Ulrich einen deutschen Grafen zum Hausfreunde gehabt, Leute von Stand und Vermögen, der Dienst eines Leuchtturmwächters aber ist der allerbeschwerlichste, zu dem sich nur notdürftige Menschen verstehen. Die Admiralität muß sich gewundert haben, als sich ein gebildeter Mann um diese Stelle bewarb. Jetzt sitzt Ulrich Hort oben auf dem Turme oder unten am Strande des Meeres, bei Tag und bei Nacht, bei Sonnenschein und Ungewittern, und spielt die Harfe; selbst die Pauken des Sturmes stören sein Saitenspiel nicht. Das

ist nun freilich ein schönes Ossianisches Nebelbild, das ist romantisch! Aber die Romantik ist tödliche Sumpfluft für alle dramatische Geschöpfe. Wo der Himmel beginnt, endet die Kunst. Der Leidensheld muß im Strome der Zeit untergehen mit Leib und Seele, und der Dichter darf ihn nicht nur den Körper wie ein Kleid abwerfen und die nackte Seele hinüberschwimmen lassen, um am Ufer der Ewigkeit wieder glücklich zu werden. Wozu unser Mitleid, wozu unsere Tränen, wenn aller Jammer darauf hinausläuft, daß der Held ein bißchen naß werde? Die Sonne des ewigen Lebens trocknet ihn augenblicklich wieder. Dann ist der Schicksalstod nur ein glücklicher Sprung, kein bejammerungswürdiger Sturz; dann ist die Trauer kindisch, und nur die Lust ist männlich, und dann — ist es aus mit allem tragischen Schrekken.

Da ich schon bei einer frühern Gelegenheit in der Beurteilung einer andern Tragödie des Herrn v. Houwald zu erläutern gesucht, warum mir scheine, daß eine *Krankheit* nicht Quelle des tragischen Geschickes sein dürfe, so brauche ich diese Gründe hier nicht zu wiederholen, sondern nur zu bemerken, daß bei gleichem Falle auf gleiche Weise geurteilt werden müsse. Im *Wahnsinne* löscht Hort die Lampen aus, im Wahnsinne stürzt er sich ins Meer — das sind aber krankhafte Erscheinungen der körperlichen Natur, nicht besonnene oder auch launige Anordnungen des regierenden Weltgeistes. Zwar ist der Wahnsinn Horts eine Folge seiner verratenen Liebe; allein auch den geführten Beweis nicht beachtet, daß jene Herleitung untragisch ist, so liegt diese Kindschaft *außer* dem Drama; denn Hort kommt als fertiger Narr auf die Bühne. Herr *Böttiger* sagt in seiner Beurteilung: „Diese Idee, im Wahnsinn, also in der Willkür des Bewußtlosen, einen Lenker und Ordner der Dinge aufzustellen und dadurch der Vorsehung gleichsam nachzuspielen, wird stets be-

wundert werden." Wie! Ist der Lenker und Ordner der Dinge bewußtlos, und heißt es der Vorsehung nachspielen, im Wahnsinne wahnsinnig zu handeln? Doch ja, es heißt, ihr – nach*spielen*.
Herr *Böttiger* sagt ferner: „Wo ist (in unseren neuen Schicksalstragödien) die Reinigung der Leidenschaften, wo die Sühne? Von diesen gespenstischen Phantomen empört, entschloß sich der ebenso tief als zart fühlende Dichter des *Bildes* in diesem Leuchtturme eine wahre, kein Gemüt unheilbar verwundende Schicksalsfabel aufzustellen. Es ist ihm zur allgemeinen Zufriedenheit aller Gleichgesinnten gelungen... Unsere Bühne ist reicher geworden." Unsere Bühne ist nur reicher an Armut geworden. Was sie unter *Schicksal* verstehen, habe ich nie verstanden; ich habe nie verstanden diese Mischung von antiker und romantischer Denkweise, dieses christliche Heidentum. Entweder ist der Tod ein liebender Vater, der sein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann ist er untragisch; oder er ist der menschenfressende Kronos, der seine eigenen Kinder verschlingt, und dann ist er unchristlich. Euer Schicksal aber ist ein Zwitter, unfähig zum Zeugen wie zum Gebären. Ich frage: wo ist im Leuchtturme die Reinigung der Leidenschaften? Wo ist die Sühne? Wo ist die „kein Gemüt unheilbar verwundende" Schicksalsfabel? Wenn von Leidenschaften die Rede ist, so ist die des Schmerzes, die Ulrich Hort zum Wahnsinn und zum Selbstmord führt, nicht weniger fleckenvoll als die der Lust, die Mathilde zur Verbrecherin und Holm zum Verräter machte. Wo werden diese Leidenschaften gereinigt? Hort bringt sich um – und freilich, das Kopfabhauen heilt die Zahnschmerzen. Mathildens Reue kommt 18 Jahre zu spät, nicht gereinigt, *gesättigt* ist ihre Leidenschaft. Holm macht aus Buße eine große und gefährliche Reise, aber noch größer und gefährlicher für seine Tugend ist der Verdacht, Mathilde

habe mit ihrer Jugend und Schönheit seine Neigung verloren. Wo ist die Sühne? Hort ist schuldlos, schuldlosen *Herzens* wenigstens – und sein *abgeschiedener* Geist muß 18 Jahre herumwandeln, bis er Ruhe im Grabe findet. Mathilde ist schuldig, aber sie wird nicht *gerichtet* von der strafenden Vorsehung, der Stab wird nicht über sie gebrochen, sie stirbt von des Zufalls Mörderhand. Holm ist am schuldigsten – und er darf sich erfreuen an Walters und Dorotheens Liebe und wird im Kreise blühender Enkel noch viele frohe Tage leben. Wenn *das* keine Schicksalsfabel ist, die das Gemüt unheilbar verwundet, dann müßt ihr es weit gebracht haben mit eurer dramatischen Chirurgie!

Wir wollen jetzt betrachten, wie der Dichter Schuld und Buße aneinandergekettet. So mühevoll ist es geschehen, so unhold im Schweiße der Musen, daß man an die fluchbeladenen Adamiten und an den Sündenfall erinnert wird. Hort wird auf eine unvernünftige Weise verrückt – es sei. Er bleibt es 18 Jahre – gut. Sein Bruder, aus mißverstandener Liebe, wird Leuchtturmwächter – bewilligt. Der nach Ruhe des Genusses lüsterne Entführer macht eine beschwerliche Reise nach Amerika – immerhin. Nach 18 Jahren kommt die Reue – glaublich. Man schickt den Sohn nach Europa, um den Vater zu suchen, das Schiff geht unter, nur der Sohn wird gerettet, von seiner Muhme, künftigen Geliebten und Frau, gerettet, so daß er landet an der entscheidenden Stelle und sich zur verabredeten Stunde zum Rendezvous der Nemesis einfindet – glückliche Zufälle. Aber jetzt kommen Vater und Mutter nachgeschifft, das Schiff strandet abermals und am nämlichen Orte, abermals ertrinken alle, nur Holm wird erhalten und vom Pflegesohn gerettet – nein, das ist zuviel, das mache man einem andern weis! Ich will nicht zanksüchtig scheinen, ich will nicht von der Logik reden, ich will keinen Wahrscheinlichkeitsrechenmei-

ster machen; aber in diesen bis zur Bergeshöhe aufgehäuften Wundern sehe ich eine dramatische Todsünde, die keinen Ablaß findet. Die Bewegungen des Schicksals dürfen nicht unruhig, nicht *leidenschaftlich*, seine Tritte müssen, wenn auch hart und zermalmend, doch langsam und feierlich sein. Die Vorsehung, ihrer Macht wie ihres Rechts bewußt, darf nicht geschäftig zappeln wie der schwankende, zaudernde Mensch. Sie darf den Verbrecher nicht listig auskundschaften, dann fangen und ihm verfängliche Fragen vorlegen; sie kennt seine Wohnung und seine Schuld. Die Vorsehung, der herrschende Weltgeist — Gott, lenkt die Welt, wie er sie schuf, mit einem Gedanken: *Es werde!* Es heißt aber die Macht der Vorsehung verächtlich machen, statt ihr Ehrfurcht zu gewinnen, wenn man sie gleich schwachen sterblichen Geschöpfen nur durch mühsames Ringen ihren Zweck erreichen, nur durch Ränke und Liste Recht üben läßt. Dieses geschah im *Leuchtturm*.

Wie dieses dramatische Kunstwerk in seinen einzelnen Teilen ausgebildet sei, darüber kann ich nicht mit Sicherheit urteilen; ich habe es bei einer einmaligen Darstellung auf der Bühne nur flüchtig kennengelernt. Herr *Böttiger* sagt: „Um alles einzelne zu würdigen, muß es *oft* gesehen werden... Das in sehr harmonischen, meist gereimten Trochäen zart hinschmelzende Drama ist mit allen Reizen der bilderreichsten Phantasie reich, aber nicht üppig ausgeschmückt. Viel klare Bilder und Sprüche darf man nur einmal hören, um sie auf immer zu behalten." Doch ich meine, das gereiche den Sprüchen nicht zum Lobe, daß man sie behalten *könne*, sondern daß man sie behalten *wolle*, und ich zweifle, ob sie dieses Lob verdienen, wenn ich aus den einigen Versen, welche die „Abendzeitung" mitteilt, auf die übrigen schließen darf. Ulrich Hort ruft, nachdem er das Feuer auf dem Leuchtturme ausgelöscht, über seine Tat frohlockend aus:

Was zündet der Mensch seine Lampen an?
Er wird das rollende Rad nicht wenden. –
Nacht soll es sein. –

Diese Diktion ist fehlerhaft; denn freilich ist eine Laterne weder Hand noch Hemmschuh, man kann ein Rad weder damit sperren noch zurückdrehen. Nach dem *Sinne* dieser Worte sollte man eigentlich nicht fragen, denn ein *Wahnsinniger* spricht; aber sobald ihn der Dichter vernünfteln ließ, mußte er ihn auch vernünftig reden lassen. Er spricht aber unvernünftig; denn wenn, worin Hort freilich recht hat, der Mensch mit seinen Lampen das Geschick nicht abwenden kann, wozu die Lampen auslöschen? Das Schiff wird untergehen, trotz des Leuchtfeuers. Gegen die weiteren Verse aus dem Munde Ulrichs:

Quäle nicht das arme Kind,
Laß ihm seine Liebe immer!
Liebe tut dem Herzen wohl.

— läßt sich freilich nichts einwenden; aber das sind keine Neuigkeiten. Doch wenn am Schlusse, ich weiß nicht wer, folgende Leichenrede hält:

Tor, wer jener ew'gen Liebe
Milde Fügung nicht erkennt:
Sind nicht in den tiefen Wogen
Die gepreßten Herzen selig
Zu der Heimat hingezogen?

— so nenne ich dieses Alfanzereien, werde wild und kann nicht an mir halten. Ich sage, wie ohngefähr *Werners* Attila:

Ich lieb' das Sauersüße nicht;
Ganz sei die Lust und auch die Trau'r!

Aber dieser wonnigliche Schmerz und dieses schmerzliche Wonnegefühl, diese Bigotterie oder Scheinheiligkeit, die Tartüffe der Mystik, diese Hysterie der Musen, sind mir

in der innersten Seele zuwider. Ich weiß freilich recht gut, daß an dieser dramatischen Nervenschwäche die *Schuld* viel schuld ist; aber die Schuld ist eine *schöne* Sünderin, und – ein Richter bleibt immer ein Mensch. Ist Sinn, ja auch nur Gemüt in den angeführten Versen? „*Jener ew'gen Liebe' milde Fügung*" – der Himmel bewahre mich und meine Freunde vor einer solchen Milde! „*Die gepreßten Herzen selig*" – wo steckt die Seligkeit? und muß ein Herz *gepreßt* sein, um selig zu werden, kann es nicht auch ein glückliches? „*Zu der Heimat hingezogen*" – meinetwegen. Aber am Tode hat der Unglückliche nichts voraus, auch der Glückliche stirbt einmal. Fort! hinaus ins Freie! Geht spazieren; es fehlt euch wahrhaftig im Unterleibe!

O *Shakespeare*, du ältester Sohn Melpomenens, reicher, kinderloser Mann, wie läßt du so hart deine nachgebornen Brüder darben? Bettler hast du bereichert, Narren begabt, Könige größer, die Liebe selbst seliger gemacht, und die Söhne deiner Mutter – verhungern. O öffne deine Hand!

16.

Die beiden Gutsherren

Lustspiel von Julius v. Voß

[1821]

Die zwei Dutzend, teils gutsherrlichen und patrimonialrichterlichen, teils haus-, vieh-, feld- und forstwissenschaftlichen Personen, die in dem Lustspiele auftreten, sind zur Hälfte *Klein-Rohrshofer*, die alle prügeln oder geprügelt werden, und zur Hälfte *Groß-Liebherrntaler*, die sämtlich Liebe geben oder empfangen. Der dramatisch-publizistisch-diplomatisch-kommerziale Zweck des Herrn v. Voß läßt sich an den Namen, die er den beiden Gütern gab, schön etymologisieren. *Klein-Rohrshofer* sind

solche Leute, die an — ich wollte sagen *auf* einem Hofe leben (denn es versteht sich, ich nehme das Wort im landwirtschaftlichen Sinne), wo das *Rohr* regiert. Der Verfasser, als er das Lustspiel schrieb, dachte wahrscheinlich an ein *spanisches* Rohr, jetzt wäre er genötigt, ein anderes geographisches Adjektiv zu wählen. Durch den feinen Nebenzug, daß er den Klein-Rohrshofer Gutsherrn einen gewesenen Hauptmann sein läßt, wollte er zu verstehen geben, daß er unter dem Stocke, dessen Legitimität er verteidige, nicht den Stock des Zivilbüttels, sondern den Soldatenstock des Profoses verstanden habe. *Groß-Liebherrntaler* hingegen sind Menschen, deren *Herr große Liebe* hat, oder Menschen, die einen *großen Herrn* seiner *Taler* wegen *lieben*. Herr v. Voß hat das Wort wahrscheinlich in diesem und in jenem Sinne gebraucht. Er stellt also ein landwirtschaftlich-politisch-erotisch-spitzbübisches Panorama auf, in dessen einem Halbkreise streng, in dessen anderem milde regiert wird. Der strenge Herr erlebt nichts als Freude und Segen an Kind und Rind; der nachsichtige nichts als Jammer und Elend. Die *Nutz*anwendung dieser Lehre mußte, wie allgemein bekannt, Herr v. Voß sehr handgreiflich finden; uns aber ist sie es gar nicht, und ich sage ihm, um den Ernst im Spaße kurz und trocken abzufertigen, nur folgende wenige Worte. Es ist gar nicht die Frage, ob streng oder milde, sondern es ist die Frage, ob *nach Gesetzen* oder eigenwillig regiert werden soll. Das Volk, das zu seinem Glücke eines *guten* Fürsten bedarf, ist immer unglücklich, so wie sein Glück nur dann gesichert ist, wenn es auch ein schlimmer Herr nicht stören kann. Wollte Herr v. Voß aber beweisen, daß Alleinwille nur durch Strenge geltend gemacht werden kann, so hat er zwar recht, aber die Lehre war überflüssig, es kennt sie jeder. Man will dem Verfasser die größte Gerechtigkeit widerfahren lassen, er ist der treueste Untertan von der Welt

und verdiente wegen seiner Bürgertugend alle seine Tage unter einem Klein-Rohrshofer Gebieter zu verleben. Aber welcher Teufel blies ihm ein, seine guten Gesinnungen zu *dramatisieren*? Er hat dadurch die ehrwürdigste Sache lächerlich gemacht. Die erste Szene beginnt der Rohrshofer Verwalter mit den Worten: „Wo bleibt der Schlingel?" und hebt dabei den Stock auf. In der zweiten Szene wirft das Hoffräulein Margarete der Viehmagd mit lakonischer Kürze den Schlüsselbund an den Kopf. In der vierten führt der Vogt den *alten* Nachtwächter am Ohrzipfel herbei und verklagt ihn beim Herrn, weil er vergessen, um drei Uhr abzurufen. Vergebens bittet die Tochter, vergebens fleht der *zitternde* Greis, es sei in zehn Jahren zum ersten Male geschehen – keine Gnade. Der strenge Regierungskünstler befiehlt dem Vogt, dem Nachtwächter *dreißig* aufzuzählen, „*aber aus dem spanischen Pfeffer*" (wieder *spanisch!* Herr v. Voß muß jetzt in ein anderes Land gehen, wo der Pfeffer wächst). „Auf den Abend, wenn die Arbeiter herein sind; das ganze Dorf soll zusehen, daß der Stock seine Schuldigkeit besser tut als der Nachtwächter. So lange ins *Hundeloch*." In der fünften Szene bindet sich die Tochter des Stockes, das Hoffräulein Margarete, eine weiße Schürze vor und putzt gelbe Rüben; aber nicht etwa theatralisch-symbolisch, sondern reell, einen ganzen Sack voll, so daß bei der Aufführung in Frankfurt das Rübenputzen länger als eine Viertelstunde dauerte[1]. * (Es scheint fast, Herr v. Voß habe foppen und den Zuschauern *Rübchen schaben* wollen.) Auf diese Weise geht es fort bis ans Ende. Man sieht, der politische Katechismus des Herrn v. Voß weicht von dem des Herrn v. Pradt bedeutend ab. Es ist schade, daß Herr v. Voß schon konfirmiert ist. Doch ich kehre

1 In den Gesammelten Schriften endet diese Besprechung mit den Worten: Genug. O über den hölzernen Schachbauer!

jetzt von dem dramatischen Schriftsteller zu dem didaktischen zurück – *zurück* sage ich; denn ich wende mich zur Vorrede, welcher das gedruckte Lustspiel erst nachfolgt.

Herr v. Voß macht es wie Räuber, die, ehe sie einbrechen, die wachsamen Hunde vergiften: er suchte, bevor er mit seinem Lustspiele herbeischlich, die Kritik beiseite zu schaffen. Die Herren Kunstrichter werden es mir nicht übelnehmen, daß ich sie einem Gleichnisse aufopfere, es geschieht der Deutlichkeit wegen, und ich opfere mich ja selbst mit. Die Vorrede ist zwar ausgedehnt genug, aber ohne weise Benutzung des Raums hätte der Verfasser doch nicht die große Menge von Irrtümern darin aufstellen können. Die Gedankenbevölkerung dieser Vorrede ist zu groß, die Leute können sich unmöglich alle ernähren; auch sehen die meisten schmächtig und verhungert aus. Ich rede natürlich nur von denjenigen, die ich selbst kennen gelernt; denn die vornehmern Gedanken, die den Leser nicht in Person besuchen, sondern durch Visitenkarten (*Gedankenstriche* genannt), mögen ein besseres Aussehen haben. Dieser Visitenkarten sind eine bedeutende Zahl, man kann zwei Spiel Karten zu einer Whistpartie und zu einer Partie Pikett daraus bilden. (Die Leser belieben nachzuzählen, sie werden in der Vorrede 84 = 52 + 32 Gedankenstriche finden.) Welch eine behende Sprache hat der Verfasser! Das Kunstgericht kann ihr Steckbriefe auf Steckbriefe nachsenden, sie wird nicht eingeholt. Das klappert wie eine Mühle. Herr v. Voß hat ganz gewiß einen Sekretär, der ihn in alle Gesellschaften begleitet und nachschreibt, was er seinen Herrn sprechen hört. Man gewahrt es ganz deutlich, wenn der Prinzipal zwischen zwei Sätzen Tee geschlürft hat, und fühlt es, wenn die Tasse im Eifer der Rede übergeschwabbelt. Es scheint, Herr v. Voß wolle nicht bloß die *öffentliche Kritik* mit dem Mantel christlicher Liebe bedecken, son-

dern mit seinem nach dem Winde hängenden Mantel jede *öffentliche Meinung* verhüllen. Wir wollen anhören, was er sagt.

„Weil die Verfasser von Schauspielen sich nennen, auch an ihrem Wohnort nicht leicht verschwiegen bleiben, sollte die lichtscheue Anonymität der Rezensenten auch nicht gestattet sein. Wer öffentlich meistern will, trete darum schon mit seinem Namen auf, daß man sieht, ob er auch einen Namen hat. Dem Produzenten gilt allein die Stimme eines andern Produzenten für eine ihn zu *belehren fähige* ... Wer nicht selbst schaffen kann, hält oft Schweres leicht und Leichtes schwer, ist darum schon mangelhaft in seinem Unterricht ... Daß eine Kritik, wie unsere öffentliche, nicht fromme, beweist der Zustand hiesiger Bühne und dramatischen Literatur. Den Scheitelpunkt erreicht jene von 1797 bis 1801. Damals gab es *wenig* (öffentliche) Kritik und *viel* Kunst." Da habt ihr, was ich gesagt! Herr v. Voß eifert gegen die Laternen; denn da bei Nacht alles schwarz ist, so ist bei Nacht auch alles weiß. *Weil* die Verfasser von Schauspielen sich nennen, *müßten* es auch die Rezensenten! *Müssen* sich denn die dramatischen Schriftsteller nennen? Warum sollen die Kritiker nicht gleiche Freiheit genießen? Es liegt gar nichts daran, *wer* etwas sagt; es kömmt darauf an, *was* gesagt wird. Es ist freilich rühmlicher, wenn Rezensenten sich nennen; denn wer den Mut hat, einen Menschen zu verwunden, der sollte auch den Mut haben, sich selbst der Verwundung bloßzustellen. Indessen, dieses ist eine Forderung der Sittlichkeit, keine der Wissenschaft; die Kritiker würden dabei gewinnen, nicht die Kritik. Um öffentlich meistern zu dürfen, braucht man keinen Namen zu haben. Das Recht zu meistern ist kein Meisterrecht. Ob Goethe ein Werk beurteilt oder ein literarischer Lehrjunge, das ist alles eins, es kömmt darauf an, *wie* sie beurteilen. Wenn einem *Produzenten* nur die Stimme

eines andern Produzenten gelten soll, dann dürfte ich meinen Schneider, der mir mein Kleid verdirbt, nicht tadeln, er könnte mir erwidern: Machen Sie einen bessern Rock! Die Kritik *belehrt* allerdings, aber nur solche, die *gelehrig* sind; wenn aber ein dramatischer Dichter kein angebornes Genie hat, dann mögen alle Meister aller Zeiten der poetischen Kunst, von Aristoteles bis Müllner, seine Werke kritisieren, der verlorene Sohn der Natur bessert sich darum nicht. Die Bühne und dramatische Literatur im Brandenburgischen sollen am Schlusse des vorigen Jahrhunderts auf ihrer Sonnenhöhe gewesen sein, *weil* es damals noch wenig öffentliche Kritik gab? Ei, ei, das ist mir zu rund! Die Logik ist zwar eine langweilige Gesellschafterin, es ist aber unschicklich, einem Frauenzimmer so etwas ins Gesicht zu sagen. Herr v. Voß ist treppab gegangen und glaubte treppauf gegangen zu sein. Die Berliner dramatische Welt mag damals so wenig getaugt haben wie jetzt, weil aber die Kritik nicht öffentlich war, erfuhr man ihre Gebrechen nicht! Oder: weil sie besser war als jetzt, fand die Kritik nichts zu tadeln und sprach wenig; denn das Lob ist schnell und geräuschlos. Wenn der Vorredner-Jeremias weiter klagt: „Ausländern gehen manche seichte Produkte hin, die man einem Berliner nie verzeihen würde. Hat das Fremde einiges Verdienst, ist des Überschätzens nicht Maß und Ziel. Bringen Einheimische aber Gelungenes, wird es übersehen, höchstens mit etlichen kühlen, oft zweideutigen Lobsprüchen abgefertigt." – Seine Klage ist gerecht, wenn seine Behauptung wahr ist. Aber beweist das gegen das Recht der Kritik? Es beweist nur Brotneid. Auf dem Berliner literarischen Markte mag es lebhaft genug hergehen. Berlin ist ein teures Pflaster, die Konkurrenz stark, die Zeiten sind schlecht, und ein Familienvater mag dort Not haben, sich und die Seinigen zu ernähren. Da heißt es: aus der Hand in den Mund. Es wäre wahrhaf-

tig gut, man ließe die Büchermacher eine geschlossene Zunft bilden und legte ihnen auf, ein *Meisterstück* zu verfertigen, bevor sie Büchermeister werden wollen. Herr v. Voß gibt nicht undeutlich zu verstehen, er werde sich totschießen, wenn man grausamerweise sein Lustspiel nicht vortrefflich findet. Er gibt zwei schreckende Beispiele von Selbstmörden, des I ***, der sich entleibt, weil man seine *Andromache* ungünstig aufgenommen, und des H. v. K., der es getan, weil man seinem Stücke die Aufführung versagte. So würde also Thalia zur zweiten und Melpomene zur dritten Lotte, die zweite, dritte, zehnte, hundertste von Werthern machen; denn die Muse, diese ewig blühende Nina, wird noch gar vielen Männern unglückliche Liebe einflößen. Welche herrliche Saat zum schönsten Futter, um Romane zu mästen! Pulver auf die Pfanne – Hahn gespannt – losgedrückt! Ein Goethescher Roman ist sein Menschenleben wert. Das Wiener *Kasperltheater* zieht Herr v. Voß dem Berliner vor; während dort alles voranschreite, *humpeln* sie in Berlin lahm hinterdrein. Er hat es gesagt, er mag es verantworten. Er frägt ferner: „Ist's schwerer, ein Trauerspiel oder ein Lustspiel zu dichten?" und entscheidet für das letztere. Auch recht, und auch klug, davon zu sprechen; denn so bleibt uns die Hoffnung, daß Herr v. Voß doch vielleicht ein gutes Trauerspiel dichten könne. Als ein Beispiel der Gesellschaftsrechnung der Julianischen Begriffe mag folgende Stelle dienen, worin der Staatsmann, der Hofmann, der Vaterlandsfreund, der Feldherr und der Dichter die alte Melodie konzertierend vortragen. „Sind wir noch vor lauter Zeitgeist Preußen oder wollen es nach unserm Staatsgeist erst recht wieder sein; dann ist's auch ein trefflich Ding um eine auf Zeit, Örtlichkeit, Bedürfnis im Gemeinwesen achtende, moralische *Komik*. Sie tut's nicht allein, aber helfen kann sie mit zum Guten, daß ermeldeter Staatsgeist in Staatsbürgerköpfen,

in Staatsbürgerherzen fest wohne, und es ist doch ein holder Genius wert, dort zu hausen. Der zur Sonne fliegende Aar sein Symbol, zum Licht auf, heißt's: *Die Preußen müssen die Klügsten sein* und sich den Wahn nicht einschwärzen lassen, mögen andere im Dunkel stehen. Und die Streitkraft richtet er so, daß man Angreifer wie Miltiades und Verteidiger wie Pereira hat, die um Zahlen nicht frugen; da wir's auf die Länge in Maßen doch nicht aushielten und die Väter wohl gezeigt haben, daß einer sich mit dem halben Europa schlagen kann. So ein Staatsgeist ist doch wert, daß ihm alles helfe, mithin auch Thalia. Von jenem Wesen *draußen*, halb Apoll, halb ein gespenstiges Ungetüm, Zeitgeist vulgo, können wir nur das Gute nehmen wollen – was meistens bereits geschehen – bringt er hingegen Maratiana, Poloniana, Pöschliana, *Sandhäufleins*, Hepp-Hepps, erbärmliche Pedanterei, oder will er, von Einigung redend, Zwietracht stiften, uns Sekten und Parteiwut aufhalsen, mit tönendem Wortgeklingel benannt, da muß alles Abwehren helfen, und *Thalia* kann's." Wie gefällt euch diese Rede, Leser? Ihr wart doch recht aufmerksam gewesen? wo nicht, so leset sie noch einmal. Ist euch das schöne Stück aus der Lichtenbergischen Raritätenversteigerung *„Das Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt"* noch im Sinne? Dieses Julianische Redestück ist ein solches Messer. Der *Stil* fehlt, bis auf eine orthographische Kleinigkeit; die Klinge aber fehlt ganz, man kann damit weder schneiden noch stechen. Das ist das leibhafte *Preußentum* jenes nicht *mit*, sondern *auf* – *Witz* endigenden Redners an Blüchers Grabe. Herr v. Voß tadelt seine Landsleute, sie wären nicht *komisch* genug, und erscheint als Sittenprediger, wie sie alle sein sollten; denn er geht mit gutem Beispiele voran und zeigt an sich, wie man noch komischer werden könne. Er sagt: Die Preußen müßten die *Klügsten* sein; sie sind aber wohl jetzt

schon klug genug, ihn auszulachen. Das Wort *draußen*, um das Land zu bezeichnen, das außerhalb der chinesischen Mauer Preußens liegt, ist höchst malerisch. Draußen in der Mongolei, an den unwirtlichen Ufern des Mains, des Neckars, der Ilm, der Isar mögen sie ihr Wesen forttreiben, wir sind munter und vergnügt und bekümmern uns um nichts weiter. Den aus dem Gefängnisse entwichenen *Zeitgeist* hat Herr v. Voß genau und viel kenntlicher signalisiert als selbst Schlegel. Es ist ein musterhafter Steckbriefstil. Der Zeitgeist ist halb Apoll, halb Gespenst – jetzt erkennt ihn jeder Gendarm beim ersten Blicke, und der Spitzbube mag zusehen, wie er entkomme. Also ist der Zeitgeist eine *Sirene*, nur mit einem gespenstigen statt einem Hechtschwanze. Und das ist kein Fabeltier, wie man bis jetzt glaubte; denn ein kürzlich aus Sumatra in England angekommenes Schiff hat eine leibhaftige Sirene mitgebracht. Leser, wie gefallen euch die *Sandhäufleins?* Sand ist freilich nur Sand, aber die märkischen Rübchen des Herrn v. Voß gedeihen gut darin. Und *Thalia* zur Staatsrätin zu machen, ist gewiß ein allerliebster Einfall!

Das Kunstgericht hat die tausend Albernheiten und Frevel in diesem Lustspiele und seiner Vorrede nur dezimieren können. Die verschonten Rebellen gegen Wahrheit, Recht und Königswürde des Menschen mögen schamrot ihr Verbrechen bereuen und Besserung geloben.*

17.

Der verbannte Amor

Lustspiel von Kotzebue

[1818]

Eines der gelungenen Lustspiele dieses Dichters, ob zwar Freunde der Menschenbeobachtung vergebens darauf lauern, um zu erfahren, worin die Eifersucht des Weibes

von der des Mannes in ihrer Offenbarung verschieden sei. Der argwöhnische Professor und seine mißtrauische Schwägerin sind sich völlig gleich, und die Verdoppelung dieses Charakters, in demselben Lustspiele, wird dadurch zur unbehaglichen Einförmigkeit gemacht. Die Bühne soll ja keine Arche Noah sein, die eine Leidenschaft zweimal aufnimmt, damit sie von jeder Art ein Männchen und ein Weibchen habe. Dies wäre unnötige Vorsicht, denn es pflanzen sich die Sünden in der wirklichen Welt ungestört fort, und keine Flut vertilgt sie. Wird in dem nämlichen Stücke eine Schwachheit zweimal dargestellt, so muß ihnen der Dichter etwas Eigentümliches, das sie voneinander unterscheidet, zu geben wissen. – Daß die Eifersucht zwischen Gatten lächerlich gefunden und so oft verspottet wird, die zwischen Liebenden aber nicht, ist eine Satire auf die Ehe, die diese nicht verschuldet hat. Denn wenn man sagen wollte, der blühenden Rose verzeihe man ihre Dornen, der welken aber nicht, so wäre dieses in der Anwendung mehr boshaft als wahr.

* Herr *** spielte den Heinrich Erlenhof natürlich genug. Einem deutschen Professor, der die *Kunst* zu lieben erst von Ovid lernt, darf hierbei etwas Mangel an Natur nicht zu hoch angerechnet werden. – Frau v. *Busch* als Berta und Herr *Otto* als Gustav Erlenhof waren in ihrem Fache. Sie verfehlen solche Rollen nie, sie müßten es denn ausdrücklich wollen. Frau *** als Adolfine tat, was ihr oblag. Diese vier Eheleute hatten beim Teetrinken im ersten Akte ihre Heimlichkeiten, worüber sie lachten und wovon die Zuhörer nichts erfuhren. Es läßt sich nichts dagegen sagen, wenn die Schauspieler zuweilen über ihre Rolle hinausschweifen und von dem Ihrigen hinzutun; in Lustspielen wäre dieses sogar sehr wünschenswert und erfreulich. Allein so mitteilend auch das Lachen für sich ist, selbst wenn man dessen Grund nicht weiß, so hätte man doch das Publikum von dessen er-

regenden Ursachen in Kenntnis setzen sollen. Ich will jedermann mit dem, was ich hierüber aus authentischen Quellen erfahren habe, bekannt machen, und man wird es loben, wenn ich, dem Beispiele der ersten Zeitungsschreiber folgend, diesen wichtigen Originalartikel wegen seiner Verdienste mit dem Sterne der Ehrenlegion schmücke.

(Durch außerordentliche Gelegenheit.) — Das im *Verbannten Amor* beim Familientee stattgefundene Lachen aus dem Stegreife hatte darin seinen Grund: der Tee war sehr schwach, und Herr Otto goß ihn, um seine Verachtung zu bezeigen, in die Zuckerdose statt in eine Tasse. Das wirkte ... *

18.

Die Entdeckung

Lustspiel von A. v. Steigentesch

[1821]

Den Lustspielen des Herrn v. Steigentesch stehen keine zur Seite, wenige nahe. Diese Grazie der Lust, die nur lächelt, nicht lacht; die nur lispelt, nicht aufschreit; die verführt, nicht Gewalt braucht — dieses Aufbrausen der Empfindung, das Perlen eines Champagnerglases, nicht das Schäumen eines Bierkessels — diesen zarten Spott, der nur neckt, nicht verletzt, nur droht, nicht trifft — diesen schimmernden, dahinflatternden Witz, der wie ein Schmetterling den Honig der Blumen nur saugt, nicht zu klebendem Wachse festknetet — diesen feinen Weltton, der, wenn auch die Sprache, doch auch die Leiden des wahren Gefühls nicht kennt — wo findet man dieses alles sonst noch bei den deutschen Lustspieldichtern? Die Schminke, die der Schauspieler gebraucht, um die Beleuchtung zu überleuchten, diese Schminke gebrauchten auch Kotzebue und die andern, um den Theaterlärm zu

überschreien. Die natürliche Farbe eines Charakters genügte ihnen nicht; denn diese kann nicht bis zur Galerie hinaufglänzen, und so ließen sie von dem Zinnober der Übertreibung die frische Blutröte erst bedecken, dann verderben.
Ich glaube gern, daß die achtungswerten Künstler, die in diesem Lustspiele auftraten (der Vorstellung wohnte ich nicht bei), die Aufgabe zu lösen verstanden; daß sie nichts handgreiflich machten, sondern alles nur erfaßlich für den Geist weltkundiger Zuschauer; daß sie einsahen, die Miene müsse mehr sagen als das Wort, wie das Wort weniger als der Gedanke, und daß ihr Spiel ein Zifferblatt war, innere Bewegung anzeigend, aber nicht ein Uhrwerk, das diese Bewegung selbst aufdeckte.

19.

Der Jude

Schauspiel von Cumberland

[1819]

Ihr besucht ein anatomisches Kabinett und seht dort manches Herz, für die Anschauung faßlich zubereitet, dargestellt in allen seinen Teilen, die feinste Ader ausgespritzt, und den Lauf des Blutes mit allen seinen Krümmungen. Aber das Blut stockt, und das Herz schlägt nicht mehr, es fühlt weder Lust noch Pein und bedarf und fordert keinen Trost. Ihr tretet zurück unter die wandelnden Menschen, so lieblos und unbelehrt wie zuvor. Die aufgedeckte Brust, die uns der Dichter zeigt, wirkt sie mehr als jenes tote Präparat? Fällt der Vorhang, dann ist alles vorüber. Der Weg führt vom Leben zur Bühne, aber nicht zurück.
Wie viele Tausende jenes unglücklichen Volkes mußte Cumberland haben dulden sehen, bis er den ungeheuern *Judenschmerz*, einen reichen dunklen Schatz, von Ge-

schlecht zu Geschlecht herabgeerbt, auch nur zu ahnen vermochte, bis er zu erlauschen vermochte die Leiden, die nicht klagen, weil sie kein Ohr zu finden gewohnt sind? Wie viele Tausende mußte er selbst unschuldig verdammt haben, bis er endlich einen schuldlos fand und ihn dem unfruchtbaren Mitleiden der Menge im Bilde darstellte? Armer Schewa, alter kranker Mann, wozu wurdest du geboren, als dich deines Todes zu freuen? Wie einsam warst du auf dieser Erde, wie ungekannt und ungeliebt; nicht einen *allein* durftest du lieben, nur *alle* Menschen! In Spanien drohte ihm der Scheiterhaufen der Inquisition, aber der Flammentod war selbst nordischen christlichen Nerven ein zu schauderhafter Anblick, und da fand er einen Retter unter seinen Feinden. Er kam nach Deutschland; dort trafen ihn keine zerstörenden und raschen Übel, aber die hinhaltenden, täglichen, schleichenden: ihm begegnete die Verachtung, der Tadel, der Hohn der Gesetze und der Bürger. Das zerschmolz sein Herz und floß in ein Meer von Guttätigkeit auseinander. Nicht nur die Menschen verkannten ihn, er verkannte sich selbst. Es war seine einzige Schuld, daß ihm seine eigene Tugend fremd geblieben, und einige Geringschätzung hatte er verdient, weil er sie zu verdienen glaubte. Armer Schewa, dir war die verächtliche Behandlung deiner Mitmenschen, die sich Christen nennen, so notwendig geworden, wie dem tief Eingekerkerten die Dunkelheit, daß du das Licht einer freundlichen Behandlung nicht mehr ertragen konntest. Wenn dein beschämter Widersacher dir seine Kränkung abbittet, wie macht dich dieses taumeln: „Barmherziger Gott: O nein! das ist zuviel! Ich bitte Sie, lieber Herr Geheimer Rat, sagen Sie nichts weiter, Sie machen mich rot über und über, wenn Sie sich so weit herablassen, um Verzeihung zu bitten einen armen Juden ... Genug, genug! Mehr als genug! — Ich bitte Sie, schonen Sie meiner! Ich bin gar nicht gewöhnt

an die Stimme des Lobes; das drückt mich zu Boden." Warst du noch tiefer niederzudrücken?
Aber *„Jud' bleibt Jud'"*, sagte der Tempelherr. Schewa hing fest an seinem Gelde, selbst mitten im Himmelreiche der Tugend. Schien ihm nicht jede gute Tat, mit welcher er sein ausgehungertes Herz bewirtete, mit Geld zu teuer bezahlt? und seufzte er nicht selbst über seine Milde als über eine Schwäche, die ihn überwältigte? Aber wollt ihr einem Unglücklichen alles nehmen, selbst die Hoffnung? Ist Geld etwas anderes als die Hoffnung des Genusses, wie es die wohltuende Erinnerung ist der mühsamen Erwerbung; ist es nicht Vergangenheit und Zukunft, und will man dem armen Juden, der keine Gegenwart hat, auch diese rauben? Ist nicht Geld das Grab, das allen gemein ist und Könige wie Bettler, Glückliche und Unglückliche, Verfolger und Verfolgte aufnimmt? Ist es nicht die gemeinschaftliche Verwesung, die Christen und Juden untereinandermengt und ihre Unterscheidungszeichen aufhebt! Wie sollte Schewa das Geld nicht lieben, da keiner an ihm liebt als das, da keiner in ihm liebt, was er ist, sondern nur was er hat!
Das süße Glück, seinen Freunden wohlzutun, hat Schewa nie gefühlt; das harte Geschick wollte ihm nur vergönnen, wohltätig gegen seine Feinde zu sein, um sich die Bürde des ihn niederdrückenden Hasses zu erleichtern. Es war eine edle Rache, die er an der Christenwelt ausübte! aber es war doch eine Rache: Schewa hatte die Laster eines tugendhaften Menschen.
Gewiß, eine ungemeine Kunstfertigkeit hat Cumberland in der Darstellung dieses Schewas offenbart. Es ist ein mühsames Werk, einem Manne ohne Heldentaten im Hasse oder in der Liebe, in der Tugend oder im Laster, auf der Bühne Teilnahme zu verschaffen. Durch eines alten scheinlosen Juden stille Taten und noch stilleres Leiden entlockt man nicht die alltäglichen Theatertränen,

aber wenn, wie hier, das Bestreben des Dichters gelang, edlere als diese.

* Herr Weidner hat den Schewa lobenswert dargestellt; wo er gefehlt haben mochte, zeigte sich wenigstens, daß es ihm an Einsicht nicht gebrach: aber diese Rolle ist so schwer zu spielen, als sie zu dichten war. Ein immerwährendes Zurückstoßen der sich hervordringenden Empfindung, doch so, daß dieses nicht ganz gelinge und sichtbar bleibe, und vorzüglich der Ausdruck in einer halb fremden Sprache, in welcher man weder zu denken noch zu empfinden gewohnt, und deren Eindruck auf den Hörer schwer zu berechnen ist, und endlich die Mischung vom Komischen, welche das jüdische Kauderwelsch in die Rührung bringt, die Schewas mildtätige Art einflößen soll – dieses alles macht die Darstellung des Juden, als eines abstrakten Begriffsmenschen nämlich, der *so*, wie man sich ihn denkt, eigentlich gar nicht besteht, sondern nur die Schöpfung christlicher Vorstellung und Phantasie ist, äußerst schwer. – Demoiselle *** spielte das kecke Judenbürschchen Hirsch gut genug; doch war ein kleiner Überschuß von Keckheit in ihrem Spiele, der nicht zur jüdischen gehörte. *

20.

Die Schweizerfamilie

Oper von Weigl

[1818]

Spartanische Regierungshäupter würden diese Musik geduldet, ja gepflegt haben, während sie gleichstrebende Tondichtungen, die locker und schwammig das Mark der Tapferkeit einsaugen, weit von sich weggebannt hätten. Auch hier wird dem Zuge des Herzens gefolgt, aber es ist der Gang der Natur, einfach, edel und kräftig. *Eines* Gefühls verschiedene Regungen mit ihren leisen Eigentüm-

lichkeiten zu bezeichnen, ist dem Künstler meisterhaft gelungen. Die *Liebe* ist's, welche durch die ganze Handlung geht, aber die sehnsüchtige zur Heimat, die besorgte der Eltern, die unterwürfige des Kindes, die Geschlechtsliebe, traurende und glückliche, die Dankbarkeit endlich; wie sind sie, wenn auch verwandt, doch so kenntlich auseinandergehalten! Man vergleiche damit das Bravourgeschrei in dreißig Lärmopern – dort das Gewinsel der verzweifelten, die süßen Arien der betrübten und gar die Ausbrüche der glücklichen Liebe, wo das Herz nach einem Walzer schlägt, oder eine Ekossäse durchhüpft – man vergleiche damit die Gesänge der Schweizerfamilie und frage dann die Kenner, ob sie, wie üblich, auch dieser Musik, darum weil sie verständlich ist, den Verstand absprechen mögen?

21.

Correggio

von Oehlenschläger

[1818]

Konnte der Verfasser dieser herrlichen Dichtung für sein eignes Werk so wenig Liebe haben, daß dessen Darstellung auf der Bühne *sein* Wunsch und *seine* Veranstaltung sollte gewesen sein? Nein, unmöglich; es war dies ein Mißgriff sinnlos waltender Menschen. Correggio ist ein didaktisches Gedicht, und die Lehren, die es enthält, sollten dadurch eindringlicher gemacht werden, daß diejenigen, welche sie geben, nach ihren eigenen Vorschriften sich bewegend, vor unsern Augen erscheinen. Es ist nichts *Äußerliches* hierbei als das Wechselwirken zwischen Kunst und Künstler, welches aber dennoch nur eine dem innern Auge sichtbare Tätigkeit ist und ganz außer dem Kreise sinnlicher Handlung liegt. Gar viel Schönes und Wahres wird über Kunst gesagt, und auch das Bekannte ist uns

in seiner neuen und gefälligen Form höchst willkommen. Allein alles, was hier der Dichter unserem Herzen und Geiste darbot, können wir nur *lesend* nachempfinden und überdenken, auf der Bühne aber muß das Genußgewährende hierbei verloren gehen. Das szenische Geräusch stört unbehaglich des Künstlers Stilleben, und der Blütenstaub der Kunst wird durch das täppische Erfassen der handfesten Komödienfreunde leicht verwischt.
Ist die Aufführung des Correggio in der Gestalt, wie er ursprünglich gedichtet, schon ein gedankenloses Unternehmen zu schelten, mit welchen Worten soll man es erst tadeln, wenn, wie es auch auf unserer Bühne geschieht, das Gedicht, von irgendeinem Theaterschneider grausam zugerichtet und ganz unkenntlich gemacht, zur Darstellung gebracht wird? Antonio Allegri, der Kunst, seiner Himmelsbraut, verlobt, soll der Zeitlichkeit unterliegen, um geistig fortzuleben. Zu diesem Ziele hat der Dichter alle Wege geleitet: Antonios kindlichscheues unbehilfliches Wesen, seine Kränklichkeit, Marias trübe Ahnungen, ja die Geschichte selbst zeichnete diesen Ausweg vor, da Correggio wirklich an der Folge der Erkrankung starb, welche er auf der Heimkehr von Parma bei heißem Wetter, mit dem Geldsacke belastet, sich zugezogen hatte. Ist es nicht ein schöner rührender Zug, daß dem unbeglückten Menschen selbst sein Glück, ganz im wörtlichen Sinne, zur *Last* wird, die ihn zu Boden drückt? Und diesen Zug so zu verhunzen! Pfui. Seht, welche Wendung der Sache gegeben wird. Antonio ist eben willens, voller Trauer den Sack mit Kupfergelde aufzuladen, da erscheint ein Bote des Herzogs von Mantua und bringt ihm Brief und Siegel über Ehre und Geld, und damit die Spießbürgerlichkeit vollkommen werde, wird die Bosheit beschämt, und der Schuft Battista erhält den Sack mit Hellern zum Geschenke. So endigt alles mit Juchhei, und man fragt ganz ergrimmt, wozu man uns eigentlich hergerufen habe und

zu welchem Zwecke wir und die Schauspieler warm geworden sind? Auch der dürreste Moralist kann aus der so erzählten Geschichte nicht einmal eine Nutzanwendung destillieren. Dazu kommen noch die Spuren der Verwüstung, die eine kindisch ängstliche Zensur angerichtet: das überall zerschnittene Schwesterband zwischen Kunst und Religion — manche dadurch hervorgebrachte unfreundliche Leere — Maria, das süße in sich selbst verlorne Weib, künstlerisches Vorbild einer Mutter Gottes, je zuweilen *Madame* genannt, und ... Genug.

* Nicht viel weniger, als bei einem so undramatischen Stoffe die darstellende Kunst zu leisten vermag, ist bei der heutigen Aufführung wirklich geleistet worden. Wo man zu keiner Erwartung berechtigt ist, müssen wir dankbar annehmen, was man uns auch gibt. Herr *** hat, trotz aller Hindernisse, die ihm bei Rollen gewisser Art seine kräftige und etwas rauhe Haltung und Sprache in den Weg stellen, den schwärmerisch dahinsterbenden Antonio dennoch überaus gut gespielt. Sein rednerischer Vortrag war richtig, in einigen Monologen meisterhaft. Daß er das Bild der bußfertigen Magdalena, ehe er es dem Klausner gab, an seine Lippen drückte, war wohl nicht recht; durch einen *Kuß* wird die hohe edle Vaterliebe zu einem Kunstwerke eigener Schöpfung zu gemein und sinnlich dargetan. — Wenn die jungfräulich verschlossene Rose endlich aufbricht, sich verschämt in sich selber spiegelt und, überrascht von ihrer eignen Schönheit, freudig aufschreit — wie man diese Empfindung darstelle; wie man Correggios Ausruf: *„Ich bin auch ein Maler“*, dem innern Sinne des Zuschauers anschaulich und faßlich mache, das (Herr *** muß es selbst gestehen) hat er uns nicht gezeigt. *

22.

Agnes van der Lille

Schauspiel von Frau v. Weissenthurn

[1819]

Frau v. Weissenthurn gehört auch zu jenen Büchermanufakturisten, die es unbegreiflich machen, warum nicht ein autokratischer Finanzminister, dem ruchlose Volksvertreter noch nicht die wohltätigen Hände binden, womit er die Wunden des Staates verbindet, eine literarische Gewerbssteuer aufbringt und alle neu geschriebenen Bücher mit einer ziemlichen Abgabe belegt, damit sie sich entweder vermindern, oder, wo nicht, dem Staate etwas mehr und Besseres einbringen als sich selbst. Welch einen kubischen Reichtum von Schauspielen hat die Wiener Dichterin aufzuweisen! Was einen aufbringt über alle das zudringliche Bettelvolk von deutschen Komödien, das ist nicht die Armseligkeit der Schauspieldichter, sondern die der Zuhörer. Wie ausgehungert müssen sie sein, wenn ihnen solche Speise mundet! Wären sie reichern Geistes, sie bückten sich nicht, hingeworfene Pfennige vom Boden aufzuheben. Hätte man den Griechen so etwas bieten dürfen? Aber freilich, damals gab es noch Staatsfreuden, und das Volk war der Staat, und es gab noch keine Hoflogen, und man war starker Eindrücke, weil man sie geben konnte, auch empfänglich, und ein großer Schauspieldichter war darum ein Freund seines Vaterlandes, und eine Bühne war keine Sparkasse; die Beförderer der Schauspiele suchten dabei nichts zu gewinnen als die Liebe des Volks...

Dürfte ein Rezensent etwas anders sein als grob, etwa naiv, so würde ich fragen: *Agnes*, was willst du? ... Wahrhaftig, der Stoff zu diesem Schauspiele war noch unglücklicher gewählt als bearbeitet. *Alba* und die *Niederlande!* Heißt das nicht an Schiller und Goethe, an

Don Carlos und Egmont erinnern? Konnte Frau v. Weissenthurn ihr stilles, scheinloses Veilchen nirgends anders als auf einem Schlachtfelde pflücken? Einer Wiener Edeldame mangelt nicht bloß die Gabe, sondern auch Wille und Freiheit, Szenen aus einem die Gewaltherrschaft bekämpfenden Bürgerkriege der Wahrheit, dem Rechte und den Sittengesetzen entsprechend darzustellen. Man kann der Frau v. Weissenthurn ihre schlechten Verse, aber nicht ihre schlechten politischen Lehren verzeihen. Gegen den Teufel Alba duldet sie einige milde Scheltworte, aber seine Teufelei läßt sie in Ehren halten. Wenn ein mißvergnügter Bürger sich über den Druck des Landes, und wahrlich höflich genug, beschwert, wird ihm geantwortet:

> Weit schwerer noch als Alba drückt das Land
> Der aufgelöste Glaube; denn er band
> Den Bürger an den Nächsten wie an Gott.

Klagt ein anderer über verlorene Freiheit, so wird ihm für seine geraubte Konventionsmünze himmlisches Papiergeld angeboten und ihm gepredigt, der Gerechte sei immer frei:

> Die Freiheit, die in unserm Herzen lebt,
> Läßt bildlich sich in keine Form gestalten;
> Sie bleibt dem Bürger, der nach Tugend strebt,
> Und trotzet so den irdischen Gewalten.
> Sie liegt nicht sterbend unter Albas Tritte,
> Sie *lebt* und wohnt in jedes Guten Hütte.

Dieses alles ist höchst ungereimt, wenn es sich auch reimt ... Auch beruft sich Alba auf den *Zeitgeist*, der sein Verfahren notwendig mache:

> Dem großen Ganzen muß das Einzle weichen:
> Wer Staaten *retten* will, geht über Leichen.
> – – – – – – – – – – – – – – –
> Kein Vaterland habt ihr – nur einen König.

Alba führt diese Behauptung; Frau v. Weissenthurn läßt ihm aber die gebührende Antwort nicht darauf geben. Um zu zeigen, daß das Gefäß nicht edler ist als sein Inhalt, wollen wir von den zahlreichen schlechten Versen einige hervortreten und ausschelten lassen.

> Pfui, daß ich – – – – –
> In diesem Pfuhl noch mit den Wellen ringe.

Das muß ein guter Schwimmer sein, der sich in einem Pfuhl oben erhält.

> – – – Wer aus dem Fenster
> Den Kopf zuwenig steckt, gehen sie vorüber,
> Dem liegt er morgen auch schon vor den Füßen.

„Den Kopf vor die Füße legen" ist ein bürgerlicher Ausdruck, der in einer Gesellschaft adeliger Jamben keinen Zutritt haben sollte.

> Der muß noch mehr als sterben,

sagt der Prinz von Oranien. Es gibt nur etwas, das mehr ist als sterben, nämlich vor Langeweile sterben.

Die entkleidete Handlung des Stückes ist folgende: Marie van der Lille, eine Witwe in Antwerpen, hat einen jungen Sohn, fast noch Knabe, den Freiheitsdrang und die Schmach seines Vaterlandes in das oranische Lager führten. Da kommt Alba mit seiner Blutliste nach Antwerpen und will die Mutter um des Sohnes willen töten lassen. Deren Tochter Agnes zieht Männerkleidung an, stellt sich dem Henker als der zurückgekehrte Bruder dar und rettet so der Mutter Leben. Alba nötigt das Mädchen, in der Reihe der Spanischen bei der Schlacht des folgenden Tages mitzukämpfen. Sie zieht hinaus und bleibt verwundet auf dem Schlachtfelde zurück. Dort wird sie von ihrem Bräutigam, der unter Oraniens Fahne stritt, aufgefunden und für ihren Bruder gehalten, für tot beweint, dann gepflegt, endlich erkannt. Rührung.

Der Bruder bleibt der unsichtbare Held des Stückes, er kommt gar nicht zum Vorschein. Man wäre auch in Verlegenheit gewesen, was man dem naseweisen kleinen Rebellen für Reden in den Mund legen sollte. –

* Herr *** als Alba war freilich genötigt, die Unnatur in seiner Rolle in sein Spiel überzutragen. Der Alba der Frau v. Weissenthurn ist ein Scharfrichter in der Hanswurstjacke, ein höchst lächerlicher Menschenfresser. Herr *** als Vargas wußte sich den Anschein eines kleinen Mephistopheles zu geben; innerlich aber war er gut, und sein Spiel schuldlos. *

23.

Pierre de Portugal

Tragédie en cinq actes, par M. Lucien Arnault

[1824]

Ines von Castro, die Tochter eines armen alten Kriegers, der unweit Lissabon in stiller Verborgenheit lebte, schenkte einem Jüngling, den der Zufall in ihre Einsamkeit geführt, Gegenliebe und ihre Hand. Dieser Jüngling war *Don Pedro,* Kronerbe von Portugal. Doch seinen Rang verschwieg er der Gattin, wie er ihn der Geliebten verschwiegen, und er schwieg lange. Als das Schicksal und das Trauerspiel auftreten, ist Ines' und Don Pedros Sohn sieben Jahre alt. Da kommt die Zeit, wo sich Don Pedro vermählen soll mit einer kastilischen Fürstin. Für diese wirbt der Abgesandte Kastiliens bei König *Alfons* feierlich um seines Sohnes Hand. Der König und Vater sagt zu; als aber die Reihe zu sprechen an Don Pedro kam, sagt dieser ein festes Nein. Der dabei anwesende portugiesische Minister *Pacheco,* der für den alterschwachen König den Szepter führt, hatte von Don Pedros verirrtem Herzen schon früher einige Kunde. Er geht der Spur

nach und findet die Staatsverbrecherin in Ines von Castro. Eine Staatsverbrecherin war die Unglückliche freilich; denn ein altes Gesetz drohte jeder Frau den Tod, die sich mit – mit der sich der Kronerbe heimlich vermählte. Pacheco, das Wohl des Staates bedenkend, beschließt, das Strafgesetz geltend zu machen. Ines wird vor Gericht geladen. Da sie dem König Alfons Teilnahme eingeflößt, bittet dieser die Angeklagte, sie möchte, um ihr Leben zu retten, aussagen, sie sei nicht nach kirchlicher Form mit Don Pedro vermählt. Ines, ihrer Ehre willen, sagt die Wahrheit; aber um ihrem Sohne seine Ansprüche auf die Krone zu erhalten, verschmäht sie eine andere Lüge nicht und erklärt, sie habe, als sie Don Pedro ihre Hand gegeben, gewußt, daß er der Kronerbe sei. Sie spricht vor den Richtern:

> Je vis, j'aimai don Pédre et j'acceptai sa main;
> Mais à l'œil d'une épouse, il se cachait en vain,
> Instruite, non par lui, du rang qui le décore,
> J'ai bravé vos decrets et je les brave encore.
> Épouse de l'Infant, je réclame mes droits.
> Je suis mère, et mon fils est le fils de vos rois.

Ines wird zum Tode verurteilt. Nachdem Don Pedro vergebens gesucht, seinen königlichen Vater und die Richter zu bewegen, wiegelt er das Volk von Lissabon auf, seine Gattin zu retten. In dieser Verwirrung geht der Minister Pacheco zu Ines in den Kerker, überreicht ihr einen Becher Gift und stellt ihr vor, wie sie nur durch einen schnellen Tod den Bürgerkrieg verhindern könne. Ines leert den Becher. Als sie in den letzten Zügen lag, stürmt Don Pedro heran, Krone und Szepter tragend; denn der alte König war plötzlich gestorben. Doch er kommt zu spät, und einer Leiche setzt er die Krone auf, und vor der entseelten Königin werfen sich die Großen des Reichs huldigend nieder.

Das Geschichtliche, das dieser dramatischen Handlung

zum Grunde liegt, hat der Dichter umgemodelt, wie es ihm freistand. Aber weil es ihm freistand, es anders zu machen, hätte er es besser machen können. Daß Don Pedro den Abgrund, an welchem seine Gattin stand, sieben Jahre mit Stillschweigen bedeckte, ist wohl glaublich; denn das Gefühl, sich als Bürger von einer Bürgerin geliebt zu sehen, war zu schmeichelnd, es freiwillig zu zerstören. Doch wie sollte man seine Liebe rührend finden, da sie schwächer war als seine Eitelkeit? Mit Recht sagte ihm Ines, als sie das Geheimnis erfuhr:

> ... Vous m'aimiez don Pédre et vous avez pu feindre;
> C'en est fait, mon bonheur vient de s'évanouir,
> Et je dois pour jamais vous pleurer et vous fuir.

Soll man einer dramatischen Person kein Mitleid *schenken*, sondern muß sie es *verdienen*: so hat Ines dazu nicht genug getan. Sie geht freiwillig dem Tod entgegen; aus Ehre, wie sie sagt. Aber eine Mutter soll keine Ehre haben; sie soll auf kein anderes Geschrei als auf das ihres Kindes hören. Es ist wie ein Kindermord, wenn die Mutter eines hilflosen Kindes ihr Leben freiwillig hingibt; und opfert sie sich, wie es Ines tat, aus Ehrgeiz auf, wagt sie den Kopf ihres Kindes an die Hoffnung, eine Krone darauf zu setzen: so ist dieses ein wahnsinniges Verbrechen und durchaus nicht mütterlich. Endlich, daß König Alfons eines schnellen pathologischen Todes stirbt, ist gegen alle Regel der dramatischen Kunst. Die gerügten Fehler zerstören die Einheit der Empfindung, man springt ängstlich von Gefühl zu Gefühl, und der Zuschauer auf der Bühne sieht Stücke, aber kein Stück. Doch wird man Arnaults Drama nicht ohne Teilnahme *lesen*. Er und einige andere seiner jüngern Dichtergenossen sind gute Zeichen, daß die dramatische Kunst der Franzosen auf dem Wege der Genesung ist. In Arnaults Sprache ist Kraft, wenn auch nur erst schüch-

terne; *jeunes destins, jeune courage, jeune existence, sagesse aguerrie, honneur paternel, gloire octogénaire* — solcher parfümierter Ausdrücke findet man nicht viele mehr. In seinen Versen hört man nur noch leise den abgemessenen Ruderschlag der Galeerensklaven; seine Phantasie seufzt stiller unter der strengen herkömmlichen Disziplin; sie fliegt freilich nur wie ein Papierdrache an einer Schnur festgehalten, aber sie erhebt sich doch. Politische Maximen, diese neue Unart der französischen dramatischen Dichter, hat Arnault nur mäßig angewendet und sie, wie es sich gebührt, *unter* den poetischen Blumen versteckt, sie nicht auf die Blumen gelegt, wo sie drücken und verderben. Einen guten Teil dieser Früchte hat die Theaterzensur weggenommen; aber in dem gedruckten Stücke wurden sie den Lesern wieder vorgesetzt. Es ist noch großmütig, daß die Zensur in Frankreich nur die Ohren zusperrt, die Augen aber offen läßt. Man kann gerade nicht sagen, daß die neuen Schauspiele in Paris durch die Theaterzensur sehr beschädigt werden, denn die französischen dramatischen Dichter haben es gelernt, das Kostbarste an ihren Werken ganz so anzubringen, wie Phidias an seinem olympischen Jupiter das Gold angebracht — so nämlich, daß man es wegnehmen, es wiegen und wieder ansetzen kann, ohne die Bildung des Ganzen zu zerstören. Wir wollen einige der Verse, die das Scherbengericht der Zensur verbannt hat, mitteilen. Das ist wohl merkwürdig und seine Depesche wert.

La naissance est beaucoup, la gloire est encore plus.

Le fier patriotisme enfante des soldats.

Qui doit régir l'état doit savoir le défendre.

Un pouvoir sans limite est bientôt renversé.

Il faut gagner les cœurs, et non pas les contraindre.

Ah! Celui qui, fidèle au toit qui l'a vu naître,
Y trouve loin des cours son repos établi,
Obtient assez des rois, s'il garde leur oubli.

... Guerre éternelle à ceux dont l'insolence
Du sceptre chaque jour faisant haïr les droits,
Du cœur de leurs sujets déshéritent les rois.

Rendez le peuple heureux afin qu'il obéisse.

Les peuples satisfaits font les rois invincibles.

La loi! toujours la loi quand on verse du sang. –

Es mag an diesen zehn Verboten genug sein.
In einer Vorrede verteidigt sich Arnault vor dem Assisengerichte der Kritik ganz feierlich gegen die ihm gemachte Beschuldigung: er habe die aristotelischen Einheiten umgebracht. Er verteidigt sich aber auf eine ganz eigene Art. Er leugnet das Verbrechen keineswegs mit Bestimmtheit, sondern er sagt: an den Einheiten wäre nicht sonderlich viel gelegen. Recht hat Inkulpat, aber diese Jurisprudenz ist neu in Frankreich. Arnault führt sehr vermessene Redensarten. Er sagt unter anderm: die Einheit des Interesses, das wäre die Hauptsache. Eine dramatische Handlung dürfe allerdings in mehreren Gegenden spielen; denn es müsse angenommen werden, daß die Schauspieler die Zwischenakte (während die Zuschauer im Foyer Limonade trinken) benutzen, um ihre nötigen Reisen hinter dem Vorhange zu machen. Doch dürfe freilich die Reise nicht größer werden, als eben der Weg ist, den man in vierundzwanzig Stunden zurücklegen kann, und die dramatische Handlung müsse am nämlichen Orte schließen, wo sie angefangen. Wollte man, was die Einheit des Orts betrifft, sich einer ausschweifenden Phantasie überlassend, gar keine Regel befolgen, dann könnte der Fall eintreten, daß eine dramatische Handlung in Paris begönne und in Orléans ende. Wenn Racine und Voltaire sich streng an die

Einheit des Orts gehalten, so sei das bloß daher gekommen, weil zu ihrer Zeit die Bühne mit Zuschauern angefüllt und die Theatermaschinerien noch sehr unvollkommen gewesen, so daß man die Verwandlung der Szene habe vermeiden müssen. (Da hätte man also auch wieder aus der Not eine Tugend gemacht!) Doch würde die Dekoration in Racines *Esther* dreimal verwandelt. (Ein Geniestreich ohnegleichen!)

24.

Die Soldaten

Schauspiel von Arresto

[1819]

Ich habe ein siegberauschtes Heer gesehen, da es in die Hauptstadt seiner Feinde einzog; der Anblick war schön, es kämpfte für den Ruhm und seinen Kaiser. Ich sah deutsche Heldenjünglinge den übermütigen Zwingherrn von dem heimatlichen Boden jagen und ruhmbekränzt zurückkehren und alle ihre Lorbeern an den untersten Stufen des Thrones niederlegen und still und fromm nichts fordern zum Lohne als ein dankbares Lächeln und Schutz gegen die Verleumdung, und sich am häuslichen Herde setzen und die Waffen hingeben, mit welchen sie die Fürsten verteidigt; — der Anblick war schöner; sie hatten geblutet für das Vaterland, für Freiheit und Recht. Zeigt uns dieses oder jenes Schauspiel, zeigt uns Brutus, der seine Söhne dem Vaterlande opfert, zeigt uns ein Schlachtfeld voll Blut und Grausen, wo Menschenleben und Menschenliebe nichts gilt, wo engherziges Mitleiden sich in dem großen allgemeinen Schmerze verliert, wo die Bande der Natur zerrissen werden, um die des Staates zu befestigen — zeigt uns dieses auf der Bühne; aber nicht die parodierte Vaterlandsliebe in Garnisonen, nicht

die Wachtparaden-Alfanzereien, nicht den lächerlich prunkenden Diensteifer eines steifen Korporals, nicht die Hofehre in Kaffeehäusern und an Pharotischen, nicht einen alten benarbten Feldherrn, der die Hand auf das tapfere Herz legt und stolz ausruft: *„Ich trage den Rock des Monarchen“;* und zeigt uns nicht jedes Gefühl der Menschlichkeit allen jenen großen Erbärmlichkeiten untergeordnet; zeigt uns dieses nicht. Notwendig mögen solche Spielereien sein, aber schön sind sie nicht und darum kein würdiger Stoff der dramatischen Kunst. Der Staat, wie die Natur, hat seine Geheimnisse, die er verschämt umhüllt; man kehre die innern Verrichtungen seiner Eingeweide nicht heraus; wir wollen den gedeckten Tisch sehen, nicht die schmutzige Küche, worin Regierungen ihre Werke zubereiten.
* Übrigens, und die schlechte Wahl des Stoffes einmal verziehen, würde ich dieses Soldatenschauspiel wegen seiner Bearbeitung ziemlich loben, hätte nur dessen Verfasser nicht folgende Vorrede dazu geschrieben:

„Soldaten!
Der bescheidene, belehrende Kritiker ist gleich einem alten, gedienten Offiziere; ihm erzeigt diejenige Hochachtung, die ihm gebührt! Die gemeinen, hämischen Tadler sind Banditen in Hohlwegen; diese – schießt tot, wo ihr sie findet!“
Da nun in der Sprache der Bücherschreiber ein *bescheidener, belehrender Kritiker* soviel heißt als einer, der lobt, und ein *gemeiner, hämischer Tadler* einer, der nicht lobt, so darf ich, um nicht furchtsam zu erscheinen, dem Herrn Arresto kein Wort des Lobes sagen. *

25.

Das Käthchen von Heilbronn

Von Heinrich v. Kleist

[1818]

Fürwahr, es ist Mark darin und Geist und Schönheit. Von der dunkeln Tiefe des Gemüts bis hinauf zu jener heitern Höhe, auf welcher die Schöpfungskraft frei und besonnen waltet, führt uns ein lockender Weg, mit abwechselndem Reize, bald zwischen lieblichen Winden, blumigen Auen und besonnten Feldern, bald zwischen stürzenden Wetterbächen, erhabenen Wildnissen und Wäldern voll Sturm und Brausen. Gleich anmutig ist Wanderung und Ziel. Warum haben die tückischen Parzen dieses blühende Dichterhaupt so frühe in das Grab gebeugt?

Welch ein Unternehmen, so kühn als unbesonnen, den Schleier der Isis wegzuheben, hinter welchem der Tod lauscht! Nur Priestern frommt ein solcher Anblick, nicht der Menge, welcher mit der letzten Täuschung auch das letzte Glück entschwindet. *Das* wäre die so gepriesene Liebe, von Kindern angelallt, von Greisen angestottert, und das wäre ihr Band? Hätten wir's nie erfahren!

Graf *Wetter von Strahl*, reich, im Lande angesehen, edelstolz, voll des Mutes und der Kraft seines jugendlichen Alters und jener alten Zeit, ein an Seele wie an Leib geharnischter Ritter – und *Käthchen*, Tochter eines Bürgers von Heilbronn, ein süßes wunderschönes Mädchen, werden, sie, die sich nie gesehen, von einer geheimnisvollen Macht einander im Traume angetraut. Dem todkrank darniederliegenden Grafen erscheint im Wahnsinne des Fiebers ein glänzender Cherub, führt ihn weit weg in die Kammer eines schönen Kindes und zeigt es ihm als die für ihn bestimmte Braut, sagend, es sei die Tochter des Kaisers. Dieselbe Nacht sieht Käthchen im gesunden

Traume (das gesunde Weib *erhebt* sich zum kranken Manne wie das wache zum schlafenden) einen schimmernden Ritter eintreten, der sie als seine Braut begrüßt. So sich angelobt, bringt später ein Zufall den Grafen in Käthchens Vaterhaus. Diese, ihn erblickend, erkennt allsogleich die Traumgestalt. Da stürzt plötzlich ihres Körpers und ihrer Seele Bau und eigene Haltung zusammen, sie fliegt ihrem Pole zu und bleibt ohne Willen und Bewegung an ihm hangen. Vergebens wird sie vom Ritter weggerissen, von diesem selbst mit Füßen zurückgestoßen, wie ein Tier, wie eine Sache behandelt, sie ist immer wieder da und folget ihm auf allen seinen Zügen. Wohl lernt er das Bürgermädchen lieben, aber werter bleibt ihm sein Ritteradel. Endlich bis in den Grund des Herzens gerührt, forscht er Käthchens Inneres aus, da sie einst im magnetischen Schlummer sich befand, wo die Seele, zwischen der Nacht der Erde und dem Tage des Himmels in der dämmernden Mitte schwebend, mit *einem* Blicke beide umfaßt, und da ward ihm kund, was er im Geräusche eines tatenvollen Lebens nicht früher erhorchen konnte, daß *sie* die Verheißene sei, die ihm im Traume gezeigt worden. Später tritt auch der Kaiser auf, gibt sich als Käthchens natürlicher Vater zu erkennen und diese, nachdem er sie zur Fürstin erhoben, dem Grafen zum Weibe.

Dieses Schauspiel ist ein Edelstein, nicht unwert an der Krone des britischen Dichterkönigs zu glänzen. Man braucht nur den herrlichen Monolog des Grafen, womit der zweite Akt beginnt, gelesen zu haben, um das Lob gerecht zu finden. Um so deutlicher fallen zwei Flecken in das Auge. Die wirkliche Erscheinung des Cherubs beim Sinken des brennenden Schlosses Thurneck konnte nicht unzeitiger geschehen. Die Seele, die so tief geneigt war, sich dem Anwehen einer verborgenen Geisterwelt, die im Traume sich offenbarte, gläubig hinzugeben, wird durch das sinnliche Wunder, das sich im Wachen ergibt, ent-

täuscht und wendet sich, nüchtern gemacht, vom Unbegreiflichen kalt hinweg. Zweitens spielt das Fräulein Kunigunde, ohne Willen des Dichters, die Rolle der Närrin in diesem *ernsten* Schauspiele. Gibt es eine tollere Erfindung als dieses Fräulein, welches durch Schönheit und Liebreiz allen Rittern des Landes den Kopf verrückt und am Ende sich als eine garstige Hexe kundgibt, die mit falschen Zähnen, aufgelegter Schminke und einem schlankmachenden Blechhemde die Göttin Venus vorzulügen verstand?
Aber wie haben sie dieses Stück wieder zugerichtet, damit es in ihren Raum, ihre Zeit und ihre Umstände sich füge! Das ist ein ganz eignes Kapitel des Jammers. Wie wehe gar muß es dem Künstler selbst tun, der die schönsten Teile seines Gemäldes wegschneiden sieht, damit es nur in den engen Rahmen passe. Zuvörderst ist in der Femgerichtsszene vieles ganz unbedachtsam ausgelassen worden. Es ist wahr, daß einige Reden darin etwas lang sind, allein es durfte dennoch kein Wort fehlen, damit es klar und verständlich werde, wie durch einen arbeitsamen Trieb der Natur sich Faden an Faden gereiht, um das sympathetische Netz zu flechten, das zwei Herzen unzertrennlich machte. Zweitens hatte man unerklärt gelassen, auf welche Weise der Kaiser Käthchens Vater geworden sei. Das war wieder einmal aus jener entnervten Sittsamkeit geschehen, welche der Verführung heuchlerische, vermaledeite Kupplerin ist.
* Graf von Strahl, Herr ***. Beim Himmel, die Rolle ist schwer, und ich möchte den Schauspieler sehen, der sie trägt, leicht aber doch so, daß die Kraft nicht die Last verschlinge und man wahrnehme, wieviel er zu tragen habe. Vor dem Femgerichte: alle die mannigfaltigen Reden mit ihren Chamäleonsfarben, – Erzählungston, – Nachahmung fremder Stimme, – unbändige Kraft an die Schranke des Gesetzes pochend, – Verstellung der

Wahrheit und Wahrheit der Verstellung, — das Gefühl unter freiwilliges Joch gebeugt, — Trotz der Unschuld, — Spott, — dastehend mit recht fest zusammengeknäulter, nicht allseitig hinausflatternder Kraft; nicht sich brüstend, den Körper leicht tragend mit der Seele, wie das Schwert in einer starken Faust, — (es ist ein Unverstand vieler Schauspieler, daß sie wähnen, Helden müßten sich spreizen, gerade *sie* dürfen es am wenigsten; bei kräftigen Menschen lehnt sich der Körper leicht am Geiste an, aber bei Schwächlingen findet die matte Seele am stärkern Körper ihre Stütze; nur solche Gewaltsmenschen mögen sich spreizen, die keine andere Macht haben als die Meinung, die man hat von ihrer Macht, wie König Philipp in *Don Carlos*). — Der Dichter läßt den verliebten jungen Löwen Tränen vergießen; ich bitte, welcher Schauspieler (der unsrigen) versteht es, als Held zu weinen, ohne sich lächerlich zu machen? — Nun vor allen: die Beschwörungsszene, wo der Graf den Geist des schlummernden Käthchens aus dem Körper, seinem dunkeln Sarge, hervorruft und um das Geheimnis überirdischer Dinge befragt (das vorgeschriebene Auflegen der Arme um den Leib hätte strenger beobachtet werden müssen, hierin war die Macht des Zaubers). — — So seht, wieviel als Graf von Strahl zu tun war! — — — Käthchen: Demoiselle *Lindner*. Gewiß und wahrhaftig, das demütige, gottgefällige, wundersüße, heimgefallene Kind hätte wahrer, lieblicher und rührender nicht dargestellt werden können. Es war nur ihre Schuld, wenn man es vergaß, wie schwer die Schlafrednerin zu *spielen* sei. Das Insichhineinreden, wo der Mund zugleich Ohr und Lippe ist, der melodische Schmelz der Stimme in den Worten: „O Schelm." — „Nein, nein, nein." — „Bitte, bitte!" Man sah den himmlischen Wein der Liebe im goldenen Becher der Sinnlichkeit blinken. Wußte Dem. Lindner, was sie tat, dann zeigte sie sich als eine besonnene Künstlerin,

handelte sie nach dunkeln Trieben, auch gut, das Glück ist eine schöne Gabe. — — Herr *** spielte Käthchens Vater, den Waffenschmied Friedeborn. Er war aber nicht der derbe, begüterte Handwerksmann, der den Hammer von Eisen zu führen gewöhnt ist und wohl täglich seinen guten Humpen Wein trank; der keinen Teufel fürchtet und nur weich ist an der Stelle, wo er sein Goldkind liebt; er war — nichts oder was man will. — — Was ist das wieder für ein toller Einfall mit der Puppe gewesen, die man aufhockte und statt Kunigunden in die Köhlerhütte trug? Man hätte entweder die lebendige tragen, oder die ausgestopfte fortspielen lassen sollen; Einheit muß sein. — *

26.

Verlegenheit und List

Lustspiel von Kotzebue

[1820]

Kotzebue ist ein Wucherer, der ein kleines Kapital durch große Zinsen verhundertfacht; ein guter Wirtschafter, der mit wenigem ausreicht; ein geschickter Frauenschneider, der das nämliche Kleid nach jeder wechselnden Mode umgestaltet. Er macht schneller ein Lustspiel als die Welt den Stoff dazu. Er ist leichter zu übertreffen als zu ersetzen. Was *Verlegenheit und List* darbietet, genießt man zum tausendsten Male mit ungeschwächter Lust. Eine Gasthausstube mit zwei Flügeltüren — ein Onkel — das Schicksal der Christen: die Polizei — ein Kammerdiener und eine Kammerjungfer — viel Liebe und wenig Geld — eine Heirat. Zwei Dinge sind mir in unsern Komödien unerklärlich. Erstens, daß die Hauptgeschichten in Wirtshäusern vorfallen. Ich bin viel gereist, habe aber in der Heimat immer mehr Abenteuer als im Gasthofe erlebt. Es ist natürlich, der Wechsel der Gasthäuser ist zu

groß, als daß sich zwei Fremde mehr als streifen können. Wie gelangt man dort gar zu einer Frau? Zweitens fällt mir auf, daß die bedeutendsten Herzens- und Familiengeheimnisse in Gegenwart der Bedienten besprochen werden. Ich kenne die große Welt wenig, die von liebender Beschaffenheit gar nicht; aber bei uns Bürgerlichen ist es nicht Sitte, daß Liebender und Geliebte im Beisein des Kammerdieners und der Kammerjungfer ihre Herzen ineinandergießen, während jene, gleich den Bildern im Spiegel, die rührendsten Gebärden nachäffen. Im gegenwärtigen Lustspiele geschieht es; ja, während der junge Baron seinem Onkel flehentlich zu Füßen liegt und um Vergebung seiner Schuld und Schulden bittet, ist die ganze Hausdienerschaft Zeuge der Rührung. Haben vielleicht die vornehmen Leute weniger Stolz und mehr Menschenliebe als die gemeinen, und behandeln sie ihre Diener wie ihresgleichen, oder sehen sie aus Hochmut die Bedienten als Zimmermöbel, als Gipsfiguren an, die man nicht zu beachten brauche?

27.

Die Entführung
oder
Der alte Bürgerkapitän

Ein Frankfurter heroisch-borjerlich Lustspiel
[1821]

Das gute Lustspiel sollte immer *örtlich* sein, um noch besser zu werden. In einer ausgedehnten Breite der menschlichen Dinge, deren Anschauung man gewinnt, wenn man von der Höhe herabsieht, gibt es keinen Widerspruch und keinen Zufall, sondern nur eine weise, notwendige und zweckmäßige Folge von Ursachen und Wirkungen. Zu jener Luftschichte hinauf dringen daher auch die Ge-

gensätze nicht, durch deren Vermählung das *Lächerliche* erzeugt wird. Aus diesem Grunde können Sitten eines ganzen Volkes kein wählbarer Stoff zum Lustspiele sein. Der Lustspieldichter muß sich auf die Erde stellen und aus der Menschenmenge einen Gesichtskreis voll absondern. Es bleibt auch dieses noch eine Selbsttäuschung, aber wir geben uns ihr freiwillig hin, wir lassen die umsichtige Überlegung schweigen, heften den Blick auf den nächsten Fleck und ergötzen uns. Schon die Herausstellung eines einzelnen Standes in seinen Lächerlichkeiten, wie sie in unsern Lustspielen üblich ist, mag nicht so unverwerflich sein, als man annimmt (ich betrachte aus dem Gesichtspunkt der Kunst, nicht aus dem der Sittlichkeit). Kein Stand, als ein geschlossener angesehen, hat eigentlich etwas Widersprechendes, d. h. Lächerliches in sich. Dieses kommt erst zum Vorschein, wenn man die verschiedenen Stände nebeneinander stellt. So sind die Schwächen des Adelstandes, die auf der Bühne so oft verspottet werden, durchaus nicht lächerlich; denn in diesen Schwächen liegt das Geheimnis seiner Stärke. Er hat keine andere Macht, als die ihm die öffentliche Meinung gibt; die öffentliche Meinung aber wird nicht durch Ketten, sondern durch tausend schwache Zwirnfäden festgehalten. Erscheinen die Anmaßungen des Adels dem der Bestimmung der Menschheit eingedenken Bürgerstande lächerlich, so muß die Unbeholfenheit der Bürger in Erreichung ihres persönlichen Vorteils dem Adelsstande lächerlich erscheinen. Da nun der Lustspieldichter auch nicht bis zur Persönlichkeit hinabsteigen kann — denn die Satire ist kein dramatischer Stoff — so bleibt ihm kein anderer Schauplatz übrig als die *Örtlichkeit.* Die Mauern einer Stadt sind die wahren dramatischen Grenzen eines Lustspiels, das sich weder über ein ganzes Land ausbreiten noch in einer Häuslichkeit beschränken darf.

Die Länge, Breite und Tiefe, welche das hier angezeigte

Lustspiel ausfüllt, ist aus den angeführten Gründen der naturgemäße Raum, den die Regel der dramatischen Kunst abgesteckt hat. Es reiht Szenen aus der Lebensart, der Gesinnung und der Denkweise des *Frankfurters* aneinander – des Frankfurters, also, wie es sich von selbst versteht, nicht der dortigen höhern Stände; denn diese haben dort, wie überall, kein geistiges Vaterland. Es folgt eben daraus, daß der *Bürgerkapitän* keine Handlung im gewöhnlichen Sinne der Bühnensprache knüpft und löst – denn nur Menschen von eigentümlichem Gepräge *handeln*, die städtische Menge hat nur eine *Handlungsweise* – der heimliche Streich (die Intrige) geht durch das Stück wie der rote Faden durch die englischen Schiffstaue und wie der Nerve durch die Muskel, um die Einheit und die Bewegung zu erhalten. Es ist in der Frankfurter Mundart geschrieben, wodurch seine komische Wirkung nicht bloß gesteigert, sondern überhaupt gesichert wird; denn wenn die Sprache das Gewand des Geistes ist, wie könnte man letztern kenntlich machen als an den Zeichen der ersteren. Orts- und örtlichgesinnte Bürger Hochdeutsch sprechen lassen, das wäre ebensoviel als einen schlichten Handwerksmann in einem Hofkleide auf die Bühne bringen. Vielleicht hätte der Verfasser besser getan, einige reinsprechende Personen in das Stück zu flechten, der Gegensatz hätte die beabsichtigte Wirkung erhöht. Es ist aber diese Verderbnis der Sprache in dem Munde des Volkes eine gar rätselhafte Erscheinung! Woher entsteht sie, wodurch erhält sie sich? Darf und muß man daraus schließen, daß die Sprache des Volkes von der der Gebildeten, die der Orts- von der der Weltbürger, sich ebenso unterscheidet als die Gesinnung von jenen und diesen? Man erschrickt vor einer solchen Folgerung. Die Tragödie idealisiert, das Lustspiel muß porträtieren. In dieser Beziehung ist der *Bürgerkapitän* ein wahres Meisterstück; die Naturtreue kann nicht weiter getrieben

verden. Dieses Vorzugs ermangeln unsere meisten Lust-
piele, und darum habe ich auch keinen Maßstab, dem ich
las hier Beurteilte anlegen könnte. Man muß es lesen, es
ann nur mit sich selber verglichen werden. Auch solche
vird es anziehen, die sich sonst von Dichtwerken weni-
ger angezogen fühlen. Sie werden es als ein wissenschaft-
iches Werk aufnehmen, als eine Statistik des Frankfur-
er Volksgeistes.

8.

Thomas Aniello

Trauerspiel von August Fresenius

[1821]

Auch an einem *siebenten* des *Junius*, aber 173 Jahre frü-
her und zu frühe, erkannte das Volk von Neapel, daß es
stärker sei als die königliche Gewalt, mißbraucht in den
Händen habgieriger, unersättlicher Stellvertreter und des
zum Drucke und Raube verbündeten Adels. Da schüt-
telte es sich und warf sie ab. Selbst das menschliche Recht
stand seinem göttlichen und seiner Macht zur Seite. Denn
hundert Jahre vorher hatte ihm Karl V. in einem Briefe
neue Freiheiten gegeben, alte bestätigt und am Schlusse
jenes Freiheitsbriefes festgesetzt: „Wenn einer Unserer
Nachfolger selbst oder ein Vizekönig besagte obige Arti-
kel dieses ewigen Privilegiums verletzen sollte, so darf
unser getreues Volk in Neapel, ohne Vorwurf des Auf-
ruhrs, die Waffen ergreifen und behalten bis zu seiner
diesem Privilegium gemäßen Zufriedenstellung.“ Aber
die Pächter und die Lohnknechte der Gewalt ließen den
Bau der Freiheit verfallen und traten Volk und Recht
mit Füßen; denn:

> Das Volk ist nur ein Pferd,
> dem man kein Fett darf an das Futter tun.

Der Herzog von Arcos, der spanische Vizekönig von Nea pel, und seine Höflinge setzten den Stolz hinzu –

> . . . Der steife Stolz
> Des hies'gen Adels, welcher vor dem Volk
> Auf Stelzen geht, um nicht den gnäd'gen Fuß
> Auf einen Stein zu setzen, wo vorher
> Ein Bürger stand, – derselbe Stolz, der doch
> Mit seinem steifen Rück' auf Händ' und Füß'
> Im Kote kriecht vor einem Vizekönig
> Und untertänig um Erlaubnis bettelt,
> Mit dem hochadeligen Maul das Volk
> Aussaugen ihm zu helfen.

So klagt Herzog von Makalona, selbst ein Fürst, doch eir Landesgeborner. Die Zöllner nahmen den armen Leuter den Bissen vor dem Munde weg, und die Zolltabelle wa ein unendliches Verzeichnis anbefohlner Entbehrungen Einer aus der murrenden Menge las auf dem Markte di Zolltabelle mit lauter Stimme vor:

> Es ekelt mich, euch auch noch das zu lesen,
> Was die Tabelle sagt, – die lechzende
> Und lange Zung' des durstigen Papiers,
> Die jede Frucht beleckt, von der Olive
> Bis zu der Maulbeer', und ein jed' Gemüs',
> Vom Blumenkohl bis zur armseligen
> Wolfsbohn' herab. – Das Brot ist uns schon längst
> Ein Leckerbiss': nun hat der Zollwurm gar
> Auch noch das Obst auf dieses Jahr gestochen
> Und frißt wie eine Raup' aus dem Gemüs'
> Das Herz heraus, daß wir uns freuen müssen,
> Wenn welkes Kraut und frisches Gras nur noch,
> Gleich wie dem Vieh, zur Sättigung uns bleibt.

Tommaso Aniello tat es, ein armer Fischer und Obst händler. Er hatte den hohen Geist, den die wahre Lieb zur wahren Freiheit auch dem niedrigsten Bürger eingibt Man folgte ihm, und mit dem Rufe: „Es lebe der König

aber zum Teufel mit der Regierung!“ begann der Aufruhr. Feuer und Plünderung zerstörten die Paläste des Adels. Aniello regierte an der Spitze des Volkes. Der Vizekönig verlor die Gewalt mit der Meinung von ihr und mußte zur List flüchten. Er ließ dem Aniello Gift in den Wein mischen, wovon er den Verstand und die Liebe und Ehrfurcht des Volkes verlor. In seinem Wahnsinne übte er blutige Grausamkeiten und wütete auch gegen Freunde. Da ermordeten sie ihn.
Dieses ist die Geschichte, welcher auch der Dichter treu geblieben, bis auf die Todesart Aniellos, den er nicht umbringen, sondern am Gifte sterben läßt. Es herrscht eine große, obzwar noch wilde, ungezähmte Kraft in diesem Trauerspiele, es waltet ein Shakespeare-Geist darin! Nur *Käthchen von Heilbronn* kann ihm zur Seite gestellt werden. Den Dichter überraschte der Tod, ehe er sein Werk, das er als einundzwanzigjähriger Jüngling hervorgebracht, vollenden konnte. Darum sind seine Bilder, wie die der jugendlichen Malerkunst, *monochromatisch,* nur wenige helle Farben herrschen allein, die Zwischenlichter fehlen. Aber die Kraft des Ausdrucks, die Tiefe des Gefühls und die Höhe des ordnenden Verstandes können nicht zuviel gepriesen werden. *Fresenius* war in Frankfurt geboren, und seine Mitbürger mögen trauern, daß er zu kurz lebte, um ihre Bewunderung ganz zu verdienen. Er, wie Körner und Kleist, starben in der Blüte; denn die Witterung unserer Tage ist den Dichtern nicht günstig. Sie verderben an der rauhen Luft der Wirklichkeit. Nur die unorganischen Dichter dauern aus wie Gestein und setzen an; was Leben hat, verwelkt.

29.

Cardenio und Celinde

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Immermann

[1828]

Wir sind so ungewohnt, bei den dramatischen Dichtern unserer Tage Fülle der Gesundheit und Kraft und Mut zu finden, daß die Freude über diese schönen Gaben, wo sie ja einmal uns überrascht, uns zur Nachsicht stimmt und wir der Fülle die Ungemessenheit, dem Mute den Übermut und der Kraft ihre Rauheit gern verzeihen. Der Dichter dieses Trauerspiels hat sich als ein solcher gezeigt, dem wenig mangelt, der aber vieles zuviel hat — ein erträglicher Fehler, da wir hoffen dürfen, daß die Erfahrung, die leichter nimmt als gibt, ihn verbessern werde. Besonnenheit gibt die Zeit, Begeisterung der Herr der Zeit; die eine ist Lohn, die andere Geschenk. Wem aber der Himmel sich gnädig zeigte, dem soll auch der Mensch gewogen sein, und er soll nicht murren, daß dem Schlafenden geworden, was dem Wachenden gehörte. Wenn wir die Mängel rügen, die, wie uns dünkt, *Cardenio und Celinde* in sich schließt, so geschieht es diesmal nur, um zu zeigen, wie groß die Nachsicht sei, die dem Dichter gebührt, und wie viele Schulden seine gütige Natur für ihn bezahlt.

Cardenio und Celinde ... Dieses *und* ist hier aber nicht, wie in *Romeo und Julia*, das Liebeband, das zwei Leben zu einem bindet, sondern das arithmetische *Plus*, das zwei sich gleichgültige Größen miteinander verschwägert und die Familie weiter, aber nicht inniger macht. Die Einheit der dramatischen Handlung kann aber nicht durch Addition mehrerer Handlungen bewirkt werden. Herr Immermann hat, man begreift nicht, aus welcher Laune, seinen Stoff, der zu einem guten Rocke hingereicht hätte, zu zwei Wämsern verarbeitet. Es ist

einmal geschehen, und nachdem wir dieses gerügt, bleibt uns zu betrachten übrig, ob die Jacken schön paßlich und wie sie stehen.

Cardenio, ein junger Spanier, Student in Bologna, liebt *Olympien*, *Lysanders*, einer Magistratsperson, neuvermählte Gattin. Er war ihrer Gegenliebe froh, sie war ihm schon als Braut zugesagt, als sich plötzlich über den Morgen der Liebenden wie ein giftiger Nebel das Gerücht verbreitete, es sei in Olympiens dunkler Kammer ein Mann überrascht worden. Cardenio tappt umher, sucht ängstlich nach Licht, erwartet Erklärung; sie wird ihm nicht, Olympia schweigt. Der Spanier tritt zurück, entsagt der Geliebten. Da meldet sich Lysander, der sich schon früher, aber unglücklich, um Olympiens Gunst beworben, und bietet ihr seine Hand an. Diese, in der Lebensgefahr ihrer Ehre, ergreift den rettenden Arm und wird Lysanders Gattin. Olympia war unschuldig, sie kannte selbst den Mann nicht, der sie im Dunkeln in seine Arme geschlossen. Sie dachte und hoffte, es sei Cardenio gewesen; als dieser aber schwieg, mußte sie dulden. Nach der Hochzeit gestand ihr Lysander, er sei es gewesen, der sich mit Hilfe einer bestochenen Dienerin zu ihr geschlichen. Er habe durch diese List bezweckt, was er durch sie erreicht —

> Meine Kühnheit
> Trug mich zum Ziel der allerfernsten Wünsche
> Und lehret, daß Verstand die Welt beherrscht.

Lysander ist übrigens ein leidlicher Mann, und Olympia konnte, ohne schweren Kampf, ihre alte Neigung ihrer neuen Pflicht aufopfern. Cardenio trägt einen verzeihlichen Groll in seinem Herzen — nicht gegen Lysander, dessen redliche Bewerbung er nicht schelten kann, sondern gegen den unbekannten Dieb seines Glückes. Er will Bologna, den Schauplatz einer so schmerzlichen Begegnung, verlassen, doch vorher noch versuchen, ob er Olympien

zu keiner Erklärung bewegen könne. Er denkt, müsse er sie schuldig finden, wolle er eine unedle Neigung aus seinem Herzen verbannen; rechtfertige sie sich, könne er von einer schönen Vergangenheit ein reines Bild mit in seine Heimat nehmen. Er bittet Olympien um eine Zusammenkunft. Diese, schwach, gewährt ihm, was sie ihm früher versagt, und schwächer, gesteht sie dem ungestüm Fragenden, daß Lysander, ihr Gatte, der Mann gewesen, der sich in ihr Zimmer geschlichen. Jetzt weiß Cardenio, wen er zu hassen; doch Lysanders Wert verkennt er noch immer nicht. Er sagt von ihm:

> Er ist gerecht und edel, schädigt keinen,
> Er ist bereit, wo Wais' und Witwe weinen,
> Er liebt Olympien und sagt mit Fug,
> Daß sie der Freude hat bei ihm genug –
> Und ist ein Schurke doch mit Haut und Haar,
> Ein Aff' und Schurke, wie kein zweiter war.

So kämpft der Unglückliche mit seinem Hasse, ihn bald überwältigend, ihm bald unterliegend –

> Das Herz ist nur ein Taubenschlag, Gefühle
> Ziehen flatternd aus und ein –

sagt Cardenio ein anderes Mal. Ja, wenn es nur Tauben wären! Aber der Geier kam auch, und der Teufel siegte. Cardenio überfällt den heimkehrenden Lysander bei Nacht auf der Straße und tötet den Unbewaffneten. Er tut es im *Sinnesrausche.* Die Tat war um so weniger schlimm, als es der Rausch mehr gewesen. Der Wein war mit sinnverwirrenden, sinnbetäubenden Dingen gemischt. Wer reichte ihm den unseligen Becher? Ein langer, ein sehr langer Arm! Ein breiter Strom trennte den Mundschenken von dem Trinker; ein Eisendraht war über den Strom gezogen, und über diese schmale Brücke kam das umzauberte Schicksal hergeritten. Gehen wir jetzt an das andere Ufer; *glauben* wir nur, führt uns die gefährliche Brücke auch hinüber.

29. Cardenio und Celinde

Celinde liebt Cardenio, der ihre Liebe nicht erwidert. Celinde ist ein leichtfertiges Mädchen, von ihrem Blute dem Laster verkuppelt. Sie ist gutmütig, weil sie schwach ist, aber sie hält sich für gut, weil sie schlecht ist nach Grundsätzen. Den durchsichtigen Schleier ihrer Buhlerei verbrämen Floskeln genug. Mit heißer Leidenschaft liebt sie den jungen Spanier, sie, die so viele verschmäht, denn:

> Er weiß zu quälen – das, das ist der Punkt,
> Wer uns zu quälen weiß, dem huld'gen wir,
> Wir mögen nicht in Ruhe sein.

„So sind alle Weibsbilder; wenn man sie nicht immer beängstigt, so wird ihnen übel" – hat der ungeschlachte Falstaff in seiner Sprache schon längst gesagt. Celinde erfährt, daß sich Cardenio zur Abreise vorbereite. In so enge Zeit eingeschlossen, schlägt ihre Leidenschaft hoch in Flammen auf. Sie klagt, sie weint. Sie läßt *Tyche* rufen, eine alte Dienerin, eine Haushexe. Sie sagt ihr: da sie umzugehen wisse mit Kräutern und Tränken, mit Karten und Sprüchen, möge sie ihr doch raten und helfen in ihrer Liebesnot. Tyche murmelt: gegen solche Pein und Betrübnis gäbe es wohl Mittel genug, doch wären sie für so junges, süßes Blut zu scharf. Celinda ist gierig und glaubt nur neugierig zu sein. Sie forscht weiter, sie läßt sich erzählen von den Zaubermitteln. Tyche spricht:

> Wenn wir das Herz von jemand kriegen können,
> Der dich recht zärtlich liebt, und weihn's mit Sprüchen
> Und brennen's dann zu Asche und vermischen
> Die Asche mit 'nem Kuchen oder Wein
> Und bringen diesen Kuchen oder Wein
> Cardenio'n bei, wird er ein anderer Mensch,
> Er folgt dir wie der Pudel seinem Herrn.
> Laß peitschen mich, wenn es nicht zutrifft, Kind!

Celinde lacht die Hexe mit ihren Tollheiten aus und schickt sie fort.

Im Haufen von Celindens unerhörten Anbetern steht auch der Johanniterritter *Marcellus*. Celinde lebt von seinen Geschenken, läßt sich dankbar liebäugelnd Schreibfedern von ihm schneiden und hält ihn am seidenen Faden ihrer Reize nah und fern. Ein Türkenkrieg ruft den geistlichen Ritter von Bologna ab; er will auf den Abend Celinden zum letzten Male besuchen. *Vor* ihm kommt Cardenio, auch um von Celinden, als einer Bekannten, Abschied zu nehmen. Celinde weiß ihren Schmerz zu beherrschen, sie scheint ruhig und heiter und scherzend empfängt und entläßt sie den Freund, um, nachdem er fort war, lauter aufzujammern. Der Augenblick ist gekommen, wo die Unglückliche wählen muß zwischen ihrer Seligkeit und ihrem Geliebten. Wie eine verlorne Mücke flattert sie matt um das trübe Licht, das sie endlich erhascht. Sie läßt Tyche rufen, läßt sich von ihren Zaubertränken noch einmal erzählen; immer liebetrunkener horcht sie auf. Da wird Marcellus gemeldet. Tyche führt ihn in ein Seitenzimmer, verbindet ihm die Augen und heißt ihn schweigen und sich ruhig halten. Auf des Ritters Verwunderung und Frage wird ihm geantwortet, so sei es Celindens Laune, und sie werde bald kommen. Jetzt nimmt Tyche einen Dolch, bringt ihn Celinden und sagt ihr, das Herz zum Liebestrank sei gefunden; sie solle Marcellus ermorden. Celinde tritt entsetzt zurück. Die Hexe, unbekümmert um die Rechtfertigung vor dem Himmel, denkt, sie werde die Tat, wenn sie einmal geschehen, vor Celinden zu verantworten wissen. Sie selbst stößt dem Ritter den Dolch in die Brust. Celinde, im andern Zimmer, hört den Angstschrei des Getroffenen; Marcellus, der sich aufgerafft, stellt sich blutend unter die Türe und überhäuft Celinden mit den Verwünschungen eines Sterbenden; dann sinkt er nieder. Celinde fällt in Fieber und Wahnsinn; das Bild des blutigen Ritters steht gebannt vor ihren Blicken. Tyche sucht sie zu be-

schwichtigen, ihr lügend, sie habe die Tat nicht vollführt, der Ritter sei nicht ermordet, sondern fort, zu Schiffe gegangen. Celinde beruhigt sich, Tyche nimmt des Ritters Herz und bereitet den Liebestrank. Sie sucht dann Cardenio auf, erzählt ihm, sie komme von Olympien, die, krank an süßen Vorwehen einer Mutter, nach ihr geschickt, um sie zu streicheln; denn es sei bekannt, sie habe „einen guten Strich". Die Alte malt es mit brennenden Farben, wie reizend Olympia „im puren Hemdchen" dagesessen; sie peitscht Cardenios Blut, daß es hoch aufsteigt und ihm die vollen Adern den Hals einschnüren. Ihm wird wehe, er fordert einen Trunk, Tyche reicht ihm den Becher mit dem Liebestranke. Cardenio findet den Wein „trüb und molkig"; doch er trinkt ihn, er trinkt und leert den Becher. Plötzlich, wie aus einer langen Vergessenheit erwachend, frägt er: *„Was macht die liebliche Celinde?"* Der Zauber hat gewirkt. Cardenio geht zu Celinden, ergibt sich ihr. In diesem Taumel der Sinne, von Wein und Blut und Liebe vergiftet und berauscht, lauert er dem klugen Lysander auf und tötet ihn, wie wir erzählt.

Die Tat geschieht vor Lysanders Wohnung. Darauf stößt Cardenio das blutige Racheschwert, als Zeichen heiliger Fem, in die Haustüre und eilt fort. Sein Freund *Pamphilio*, der umhergegangen, ihn aufzusuchen, kommt an die Stätte des Verbrechens, sieht die Leiche, sieht das Schwert, nimmt es in die Hand und wird so von Lysanders Dienern, die aus dem Hause gekommen, übereilt und für den Mörder gehalten. Einer derselben schlägt ihn nieder. Doch die Wahrheit wird bald kund. Unterdessen hatte Marcellus' geängstigter Diener, der seinen Herrn nirgends finden konnte, sich an die Gerichte gewendet. Es wird ausgeforscht, daß der Ritter in Celindens Wohnung gewesen, man findet dort seine Leiche, man findet sein Kreuz unter Tyches Gepäcke, die Hexe wird fest-

genommen, sie bekennt den Mord. Celinde und Cardenio, durch Liebe und Verbrechen aneinandergekettet, wollen entfliehen. Es ist Morgen. Cardenio geht die Straße hinab, zu sehen, ob sie noch unbesetzt von Wächtern sei. Lysanders Geist versperrt ihm den Ausweg, er flieht entsetzt zurück. Celinde sucht seine kranken Einbildungen zu beschwichtigen, sie auch geht an das Ende der Straße; da erscheint ihr Marcellus' zürnender Geist, sie stürzt zu Boden und stirbt am Schrecken. Cardenio fällt in die Hände des Gerichts, und um dem Blutgerüste zu entgehen, stürzt er sich in sein eignes Schwert. Tyche wird zum Scheiterhaufen geführt. –

Die menschlichen Schicksale, welche die Kunst des Tragöden nachbildet, müssen, und wären sie noch so ungeheuer, doch immer menschliche Gestaltung haben. Aber in Cardenio und Celinde wird kein Bild der sittlichen, es wird nur eines der sinnlichen Natur des Menschen aufgestellt. So darf es nicht sein. Das Ebenbild Gottes soll nie unkenntlich werden; auch irrende, selbst verworfene Menschen sind nur gefallene Engel; doch in diesem Trauerspiele sind alle Menschen nur emporgehobene Tiere. Der Dichter hat sie fehlerhaft in zwei Gruppen geordnet, welche Ohr und Auge und Betrachtung und Empfindung teilen. Doch wäre es nur das allein; es ist aber noch schlimmer! Cardenio gehört zu beiden Gruppen; als der Diener zweier Herren ist er bald hier, bald dort, man weiß nicht, wo man ihn zu suchen, und die Aufmerksamkeit geht oft vergebene Wege. Die Empfindung, die wir nicht ganz dem Ganzen geben können, können wir auch nicht unter das Einzelne verteilen. Es ist nichts, das Liebe, nichts, das Abscheu einflößt. Das Schicksal schneidet Gesichter, und wir lachen nur darum nicht, weil sie von Krämpfen herkommen. Fünf Menschen sterben, den sechsten sehen wir zum Tode führen – und wir bleiben kalt. Fünf Menschen lieben sie-

benmal, und keine dieser Liebesarten rührt uns. Cardenios Liebe zu Olympien geht früher unter, als der Vorhang aufgeht, und wir sehen nur noch ihren blutroten Abendschein. Seine Liebe zu Celinden ist ein Fieberwahn. Olympiens Liebe zu Cardenio ist eine erkaltete, ihre zu Lysander eine vernünftige; Marcellus' Liebe ist eine unwürdige. Lysander liebt wie ein Ehemann und Celinde wie eine Buhlerin. Tyche ist ein gemeines, aberwitziges, altes Weib. Es schimmert ein Lichtschein, der sie hätte verklären können, aber er ist zu weit entfernt. Tyche war einst von Celindens Vater verführt worden, und es war ihr davon „ein blöder Junge" übriggeblieben. Der Dichter hat dieses Verhältnis nicht benutzt; auch wäre wohl nur etwas Psychologie herausgekommen. Der *Schicksalstrank*, hier die chemische Flüssigkeit, die löst und bindet, ist *„trüb und molkig"*. Wir wissen wohl, daß es Zauber und Wunder gibt, doch nur für die, welche daran glauben. Aber Cardenio weiß nicht, was er trinkt, und es wirkt doch — das ist nicht Sympathie, das ist nüchterne Physik, und wir fragen prosaisch die Toxikologie, ob solche Wirkung möglich sei?

Doch bei allen ihren Mängeln hat diese Tragödie etwas, das wohl gefällt. Der Dichter kränkelt nicht ohne Ende und Hoffnung; er hat von jenen tüchtigen Übeln, aus welchen der Kranke, genest er nur, kräftiger hervorgeht. Die Sprache ist frisch, die Bilder quellen hervor, sie brauchen nicht gepumpt zu werden. Wir freuen uns des guten Stoffes, können wir auch nicht seine Gestaltung loben; wir freuen uns des edlen Marmors, denn jenes matten Biskuits und schalen Alabasters sind wir satt und übersatt. Der Kraft fehlt die Anmut, wohl nicht auf immer, denn sie fehlt der Kraft. Das Leben eines Dichters ist ein Gastmahl, zu dem sich die Götter alle, wenn sie ihm gnädig sind, versammeln. Die Grazien aber kommen erst spät zum süßen Nachtische. Ehe sie erscheinen, ver-

nehmen wir ungemessene Reden, hören wir Männerspäße erschallen, die, ob sie zwar den Wein loben, sich nicht geziemen. Doch die Anmut erscheint, und der Übermut verschwindet.

30.

Die eifersüchtige Frau

Lustspiel von Kotzebue

[1820]

„Nach dem Englischen" wird angezeigt. Aber es ist auch nach der Natur, die keine Geschichte, kein Staatsrecht und keine Luftbeschaffenheit jemals ändert. Die uralte Schwachheit hat der Dichter mit den neuesten Moden, mit Turnwesen, Wunderdoktorei und dergleichen Stoffen mehr, die an der Tags- oder Nachtordnung sind, nett aufgeputzt, und das Stück ist ganz allerliebst geworden. Die eifersüchtige Frau schämt sich ihrer Gespensterfurcht; freilich nur solang es helle ist, und mit der Nacht wird sie wohl wieder zu zittern anfangen. Indessen — das geschieht hinter dem Vorhange.

Aber ein *Lustspiel?* Die schrecklichste aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? Was im *Othello* uns mit Grausen erfüllt, uns erschüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenschaft herbeiführt? Nein, es ist diese Leidenschaft selbst, die Shakespeare so naturtreu dargestellt, so durchsichtig gemacht hat, daß wir alle Wendungen des Labyrinths erkennen, in das die Liebe hineinführt, nur ohne rettenden Faden. Woher geschieht's, daß dieser höchst tragische Stoff gewöhnlich zu Lustspielen vertändelt wird? Was ist doch der Mensch für ein sonderbares Geschöpf? Aber gut, daß er so ist, daß er den Verzerrungen des Schmerzes eine possierliche Grimasse, der furchtbarsten Leidenschaft ihre Lächerlichkeiten abzugewinnen versteht. Dieses ist die Kühlung, womit das nahe Meer ein heißes dürres Land erfrischt.

31.

Marianne

Bürgerliches Trauerspiel von Gotter

[1821]

Es ist, wie bekannt, dem Französischen des La Harpe nachgebildet und wurde schon vor länger als vierzig Jahren auf die deutsche Bühne gebracht. Dieses Trauerspiel, ob es zwar den guten zugezählt werden muß – die Sprache darin ist edel, einfach und kräftig, die Charaktere richtig gezeichnet, die Lichter sehr treffend – hat jetzt doch zwanzig Jahre zu lange gelebt. Weder dessen Stoff noch die Behandlung des Stoffes kann uns gegenwärtig ansprechen. Das Klosterwesen ist uns fremd, zur Fabel geworden, *diese* Quelle der menschlichen Leiden ist verschüttet, und ein böses Geschick, das unseren eigenen Lebenskreis nicht mehr gefährden kann, kann uns auch nicht mehr rühren, wenn es einen andern trifft. Wir werden zwar auch jetzt noch in der Vorstellung den Klosterzwang abscheulich finden; aber ein hartherziger Vater, der seine Tochter aufopfert auf diese Weise, wird uns nicht sowohl grausam als närrisch erscheinen und kann daher auf der Bühne keine rein tragische Wirkung hervorbringen. Auch der französische Sittenprunk, den alle Personen, die in dem Trauerspiele auftreten, in Gang und Worten zeigen, die höfliche Art, wie Mann und Frau, Eltern und Kinder zusammen sprechen, die Regelmäßigkeit ihres Zorns, der Anstand ihrer Heftigkeit – das alles muß uns Deutschen sehr abgeschmackt vorkommen. Wenn der Baron zu seiner Mutter sagt: „Sie spotten meiner, gnädige Frau", und diese ihm erwidert: „Keine Schmeicheleien, mein Sohn!" oder wenn Marianne im höchsten Grade der Verzweiflung ihrer Mutter zuschreit: „Lassen Sie mich, Madam!" – lache da einer nicht.

Eine Betrachtung: – Der brave Geistliche sagt zum Prä-

sidenten: „Unsere sklavischen Gelübde sollten aufgehoben, unsere Klöster zu Spitälern, zu Freistätten für Unglückliche, für Lebensmüde, für Verlassene gemacht werden." Nun seht, zwanzig Jahre später, als er dieses gesprochen, hat sich der Wunsch erfüllt. Bedenkt man dieses, so weiß man nicht, soll man sich dem Troste oder der Verzweiflung ergeben. Soll man sich trösten, daß ein so lange dauernder Wahnsinn endlich aufgehört, oder verzweifeln, daß er so lange gedauert und ihm so viele Schlachtopfer unwiederbringlich dargebracht worden? Wie viele, gleich grausame, gleich törichte Einrichtungen bestehen jetzt noch! Welche? Auch wenn mir die Wahl frei stünde, ich wüßte sie nicht zu treffen. Und keiner bedenkt: in wenigen Jahren vielleicht werde ich als Tollheit betrachten, was mir jetzt zur Weltordnung zu gehören scheint; warum soll ich der Zeit nicht gleich gewähren, was ich ihr endlich selbst gutwillig werde geben? Warum nicht, da mein Starrsinn die Leiden der Menschheit vermehrt, ohne meine eigne Lust zu vermehren?

32.

Beschämte Eifersucht

Lustspiel von Frau v. Weissenthurn

[1820]

* Nur allein in den letzten acht Tagen ist sie auf unserer Bühne schon zwei bis drei Male beschämt worden, aber umsonst, sie hat sich nicht gebessert — nämlich die Eifersucht. Das Übel haftet zu tief und kann nicht mehr ausgerottet werden. Wäre es mit unserer Geduld doch der nämliche Fall, hätte sie doch gleich tiefe Wurzeln! Aber es ist zu arg, es ist gar zu arg. Man versuche es und lasse unser Schauspielrepertoire gefrieren und zähle dann die Löffel Wein, die flüssig bleiben; wahrhaftig die Arithmetik der Pescherähs reichte vollkommen hin zu dieser Zählung! Ist denn wirklich die Frankfurter Menge ein

ewiges Kind, das nie des süßen Breies entwöhnt wird? Hat es keine Zähne für Fleisch und Brot, ist sein Kopf für Wein noch nicht stark genug? Gibt es keinen *Othello*, keinen *Lear*, keinen *Julius Cäsar*, keinen *Macbeth*, keinen *Romeo und Julia*, keinen *Wallenstein*, keinen *Egmont*, keinen *Götz von Berlichingen*, keinen *Ingurd*, keine *Donna Diana*, keine *Minna von Barnhelm?* Soll die Bühne nichts Höheres darstellen als unser erbärmliches Alltagsleben, darf sie nichts Würdigeres nachahmen als unsere Teeabende, wo mit faden Tändeleien, mit ungesalzenem Spotte, mit ungelenksamen pedantischen Witzen der Geist gefüttert wird; mit mancherlei süßen Getränken, die sie Erfrischungen nennen, der Leib durchgeweicht wird? Erfrischungen! Wir mit unserem Schneckenblute, daß wir noch glauben, Erfrischungen nötig zu haben! Ich möchte einen atheniensischen Schuhflicker auf unserer Galerie sehen, ich glaube, er würde toll werden in der ersten Stunde und hinab aufs Parterre springen. Seid ja nicht etwa bescheiden und sagt: die Griechen waren gebildeter als wir! Es gäbe nichts Falscheres als diese Behauptung. Wir verdanken der Buchdruckerkunst eine Ausbreitung der Wissenschaftlichkeit über alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft, von welcher die alten Völker keine Vorstellung hatten. Man kann jetzt für ein paar Kreuzer und in Zeit von einer Stunde in jeder Leihbibliothek mehr Weisheit schöpfen als Pythagoras durch vieljähriges Reisen in fremde Länder und nach langem Harren und feierlich-schleppenden Einweihungen sich aus den mündlichen Lehren der Priester erwarb. Also nicht darum, weil der atheniensische Schuhflicker einen gebildeteren Geist hatte als wir, sondern weil er einen größeren Charakter hatte als alle unsere wohlgebornen Honoratioren, würden ihn unsere einfältigen Schauspiele anekeln. Er würde uns beweinen und verlachen. Beweinen, wenn er das Bild unse-

res düsteren, mühsamen Lebens aus seinem dramatischen Abbilde erkennt; verlachen, wenn er wahrnimmt, mit welchem Ernste, mit welcher Ehrfurcht wir alle unsere Possen behandeln, und mit welcher eiteln Selbstgefälligkeit wir jeden Abend vor dem Spiegel der Bühne Toilette machen und unsere häßlichen Figuren belächeln. Nun, wen kümmert's auch? Da ihr es nicht anders haben wollt, so lasse euch der Himmel noch lange euren zierlichen Kotzebue, euern allerliebsten Ziegler, eure artige Frau von Weissenthurn, und möge euch kein ungeschliffener Shakespeare oder Calderon je aus eurer Gemütsruhe stören!

Ach, die liebe gute Frau von Weissenthurn, wenn wir die nicht hätten! möge sie nun, da Kotzebue tot ist, unsere Bühnenmutter sein und viele Jahre den dramatischen Szepter führen. Wie treffend sind alle ihre Schilderungen aus dem Menschenleben, wie naturtreu! Es ist wahr, man könnte über das Stück, von welchem hier die Rede ist, manche Fragen und Zweifel anbringen. *

Ist es wahrscheinlich, daß zwei gesittete Frauenzimmer von Stande einem fremden jungen Offizier gleich in den ersten Minuten ihrer Bekanntschaft die Eifersucht, die eine ihres Gemahls, die andere ihres Bräutigams anvertrauen und über deren lächerliche Schwäche mit dem fremden Manne spotten werden? Ist es glaublich, daß irgendein Baron Sturz, ein Chevalier, ein Politikus, ein bejahrter Hofmann eben jenen jungen Offizier, den er zum ersten Male in seinem Leben sieht, gleich zum Vertrauten seiner Intrigen machen und ihn sogar einladen werde, ihm beizustehen, in die Familie, die ihn, den Fremden, soeben gastfreundlich aufgenommen, Zwietracht und Haß zu bringen? Ist es möglich, daß zwei heftige, leidenschaftliche junge Männer, wie Graf Solm und Baron Walling, beide Edelleute, sich von einem Fant von Lieutenant so mißhandeln und verspotten lassen sollten, als es hier

im Gartenhause geschah, ohne dem naseweisen Burschen auf der Stelle den Hals zu brechen? Ist es denkbar, daß eine sittsame und für ihren Ruf besorgte junge Frau, welche die heftige Eifersucht ihres Mannes kennt, wenn sie aus irgendeinem Grunde sich dazu entschließt, mit einem jungen Offizier in einem abgelegenen Gartensaale eine Zusammenkunft zu halten, ist es denkbar, daß, *ihr unbemerkt*, zwei Menschen in der heftigsten Stimmung durch den Saal stürzen können, wird sie nicht vielmehr so ängstlich lauschen, daß ihr kein Zirpen eines Heimchens entgeht? Auch der Offizier schleicht sich unbemerkt zur Gräfin Julie, stellt sich hinter ihren Stuhl und hört ihrem Selbstgespräche zu. Diese Unsichtbarkeit handgreiflicher Offiziere und anderer erwachsener Menschen kommt freilich in sehr vielen Komödien vor. Ohne solche Zaubereien können unsere armseligen Poeten nicht fertig werden. Aber es ist eine Unnatur, die nicht zu ertragen. Ich habe so viele meiner Freunde und Freundinnen, bis ich eine tausendjährige Erfahrung zusammengebracht — ich habe sie gefragt, ob es ihnen in ihrem tausendjährigen Leben begegnet sei, daß sich jemand in ihre Stube geschlichen, während sie darin gewesen, ohne daß sie es gemerkt? Sie antworteten: nicht ein einziges Mal.

Mit welchem Rechte heißt das Stück: *Beschämte Eifersucht*? Die beiden Eifersüchtigen haben sich diesmal nicht zu schämen. Hat man ihnen etwa gezeigt, wie sie in der Donquichotterie ihres Herzens eine Windmühle für einen Riesen gehalten? Keineswegs. Der eine findet seine Frau in einem einsamen Gartensaale mit einem jungen Offizier und hört den letztern von Liebe reden; der andere findet seine Braut in den Armen ebendieses Offiziers. Sollten sie da nicht argwöhnisch sein? Hätten sie auch ohne die Verblendung der Leidenschaft wahrgenommen, daß der Offizier der Bruder der Frauenzimmer sei? Woran? Sie kannten ihn nicht. Baron Walling

stürzt ins Zimmer in dem Augenblicke, da seine Braut den Offizier umarmt und küßt. Er sieht die anmutige Gruppierung, schreit: „Tod und Teufel!“ und stürzt ab. *Julie:* „Da war er.“ Der *Offizier:* „Der ist noch nicht kuriert.“ *Julie:* „Das glaub' ich; *er weiß ja nicht, daß du mein Bruder bist, da muß es ihm auffallen.*“ Ei, Gräfin Julie, Sie reden da sehr vernünftig, warum sagten Sie das nicht der Frau von Weissenthurn?

* Herr ***, als Graf Solm, und Frau ***, als seine Gemahlin, waren bei übler Laune. Sie spielten kalt, verdrossen, ungelenk, und letztere besonders mit spärlicher Mimik. Herr ***, Baron Walling, war rein toll. Es sei ihm verziehen; denn so eine Braut wie Demoiselle *Lindner,* so reizend, so anmutig, mit so vieler Grazie in Scherz und Ernst, verliert man nicht, ohne auch den Verstand zu verlieren. Herr *Weidner* als Baron Sturz zeigte ein höchst gelungenes Spiel und Kunst und Natur in schöner inniger Verbindung. Warum er, auf dem Lande befindlich, in Hofkleidung, den Degen an der Seite auftrat? darf man wohl nicht fragen. Dieser Mißgriff ist üblich. Das Stück ist alt. Vordem mag wohl eine gräfliche Person ihre gräfliche Natur auch auf dem Lande nicht abgelegt haben. Aber da sich die Sitten jetzt geändert, sollte man im Kostüm auch die nötige Änderung treffen. Wenn ein Charakter, wenn eine dramatische Handlung nicht mit einer gewissen Zeit, nicht mit einer bestimmten Gestalt notwendig verknüpft ist, so sollte auf der Bühne alles die Farbe des Tages annehmen, damit die Täuschung nicht gestört werde. Molières *Geizige* ist älter als 150 Jahre; würde es aber nicht einen störenden Eindruck machen, wenn die darin auftretenden Personen in der Kleidung aus der Jugendzeit Ludwigs XIV. erschienen? Herr ***, des Lieutenants Bedienter, sollte seinen Herrn bitten, ihm eine neue Livree machen zu lassen. Sie ist gar zu abgetragen. Ich kenne diesen Rock schon zwanzig Jahre. *

33.

Die Entführung aus dem Serail

Oper von Mozart

[1818]

Gibt es ein übersinnliches Land, wo man in Tönen spricht – die Meister der Kunst führen euch hinauf, indem sie euch *erheben:* nur Mozart allein zeigt uns den Himmel, zu dem andere emportragen müssen, in unserer irdischen Brust. Das ist's, was ihn nicht allein zum Größten macht aller Tondichter, sondern zum einzigen unter ihnen. Um Mozartscher Musik froh zu werden, bedarf es keiner Erhebung, keiner Spannung des Gemüts; sie strahlt jedem, wie ein Spiegel, seine eigene und gegenwärtige Empfindung zurück, nur mit edleren Zügen; es erkennt jeder in ihr die Poesie *seines* Daseins. Sie ist so erhaben und doch so herablassend, so stolz und doch jedem zugänglich, so tiefsinnig und verständlich zugleich, ehrwürdig und kindlich, stark und milde, in ihrer Bewegung so ruhig und in ihrer Ruhe so lebensvoll. Musik, wenn sie als heimatliche Sprache der Liebe und Religion sich austönt, wird so himmlisch als bei Mozart bei keinem vernommen. Aber bewunderungswürdiger als in jener Höhe, wo das Wort schon im Sinne seine Verherrlichung findet, ist Mozart in der Tiefe, wo er, das gemeine Treiben adelnd, die Poesie der Prosa, den Farbenschmelz des Schmutzes und den Wohlklang des Gepolters kundmacht. Die Singstücke der Konstanze, der Donna Anna und das furchtbare Auftreten des steinernen Gastes sind vielleicht minder unnachahmlich als *Osmins* Gesänge. So ein meisterhafter Geselle, so ein verklärter Brummbär und hündischer Frauenwächter, wie er ergrimmt sich an dem verriegelten Gitter abmartert, durch welches er täglich den Honig sieht, den er nicht ablecken darf, so ein erboster Kerl, der alle Welt haßt, weil er nicht lieben *kann,* wird so bald nicht wieder in Musik gesetzt.

34.

L'École des Vieillards

Comédie en cinq actes et en vers,
par M. Casimir Delavigne
[1824]

In der *Schule der Alten* muß man die Zeit gut benutzen; denn sie ist kurz. Glücklich daher, wenn ein Lehrer versteht, den grauen Schülern das Lernen angenehm zu machen und ihre Launen zu schonen, ohne ihren Schwächen nachzugeben. Das hat Delavigne verstanden. Er führt seinen Alten fein und unmerklich den rechten Weg und straft den Unachtsamen nicht allzustreng. *Danville,* ein Seemann von sechzig Jahren, heiratet unerschrocken eine junge Frau und liebt sie dann furchtsam. *Hortense* ist leichten Sinnes, denn sie ist jung; liebt die offne Welt, denn sie ist schön; bleibt ihrem Mann treu, denn sie ist gut. Aber zu jung, ihre Schritte zu berechnen, zu schön, die unberechneten Schritte anderer auf der Stelle zu berichtigen, und zu gut, den üblen Schein zu meiden, gerät sie in Verwicklungen, die ihr und ihrem Seemanne vielen Kummer machen. Noch frühe genug gleicht sich alles aus, und die junge Gattin bittet den alten Gatten, mit ihr Paris zu verlassen, wo man ungestraft weder jung noch alt sein dürfe. Das ist der Hergang der Sache. Ein alter Schiffsreeder, der die Gicht hat, gute Laune und eine junge Frau; sein alter Freund, der ein Hagestolz ist und den man genau kennt, sobald man von ihm hört:

> qu'il vit en patriarche,
> qui'il dîne encore à l'heure où l'on dînait dans l'arche;

ein alter Bedienter, der ehemals Matrose gewesen; ein junger Hausfreund, der für Sturm sorgt; eine Schwiegermama, eine Königinmutter, die ihrer Tochter das Regieren erleichtert — das sind alle *deutsche* Erinnerungen, und den Deutschen, der in Paris solche Kuhreigen hört,

überfällt ein süßes Heimweh, und er möchte augenblicklich desertieren, wieder einmal ein liebes Kotzebuesches Stück zu sehen. An dem Lustspiele Delavignes ist nur die gefällige Versifikation und die anmutige Umgangssprache der feinen Pariser Welt nicht deutsch. Aber dieser Vorzug des französischen Dichters ist nicht das Eigentum des Dichters, sondern das des Franzosen. Wo sollte ein deutscher Lustspieldichter die Sprache der vornehmen Welt kennenlernen? Ein Grieche kam leichter nach Korinth, als sich ein deutscher Schriftsteller mit einem Herzoge zusammenfindet. In Paris aber ist dies anders; dort ist jeder ohne Ausnahme Duc-fähig und berechtigt, sich in öffentlichen Konzerten auf einen der vordern adeligen Stühle zu setzen, und Herr Delavigne hatte wahrscheinlich oft Gelegenheit, zu sehen, wie sich ein Duc d'Elmar anstellt, wenn er der jungen Frau eines alten Seemanns den Hof macht.

Delavigne ist ein junger Dichter von großen Vorzügen. Er hätte fast Genie, wenn er kein Franzose wäre oder wenigstens nicht in Paris lebte, wo man jetzt dem Volke den Hof machen muß, wie man ihn ehemals den Fürsten machte. Das ist aber auch eine Gefangenschaft des Geistes, wenn auch in einem größern Gefängnisse. *L'école des Vieillards* wurde im Théatre Français aufgeführt und hatte sowohl bei der Darstellung als auch später, da sie im Drucke erschienen, ungemeinen Beifall gefunden. Sie verdiente ihn auch. Zwar fehlte es dem Lustspiele an Lebhaftigkeit der Intrige. Dieser Mangel des Gedichts aber ist ein Verdienst des Dichters. Delavigne verschmähte das herkömmliche Intrigieren und gleicht hierin allen Künstlern, die, wenn sie eine neue Bahn betreten, damit anfangen, die alten Hülfsmittel zu verschmähen, und damit endigen, sich neue zu schaffen — so wie jedes Volk, das eine neue Bahn betritt, eher niederreißt als aufbaut. Es ist merkwürdig, wie das bürger-

liche Schauspiel, dessen man in Deutschland satt ist, in Frankreich immer mehr und stärker den Appetit reizt. Täglich werden, stillschweigend oder eingestanden, deutsche weinerliche Schauspiele übersetzt, bearbeitet und auf die Pariser Bühne gebracht. Ihr Entzücken ist Menschenhaß und Reue, ein Stück, dessen Name schon (misanthropie et repentir) — sollte man meinen — ein Franzose lächerlich finden müßte. Aber Talma, der in einem altpreußischen gepuderten Grenadierzopfe den Menschenhasser spielt, rührt sie, und sie lassen sich rühren, als wären sie gute Leipziger. Daran ist Turgot schuld oder Necker oder Calonne oder Maurepas oder Voltaire oder der Himmel weiß wer sonst an der Französischen Revolution schuld ist. Vor der Revolution hatten die Franzosen keinen Bürgerstand, also kein häusliches Leben, also kein bürgerliches Schauspiel. Als im 18. Jahrhundert der Adel dem Andringen des Bürgerstandes nicht länger widerstehen konnte, war er so klug, das kleinste Übel zu wählen, und nahm alle Bürgergebornen, die Geist und Geld hatten, lieber in seine Reihen auf, als er die Bildung eines dritten Standes geduldet hätte. Es blieb daher noch lange beim alten. Nur ein Vornehmer hatte die Ehre, unglücklich oder ein Verbrecher zu werden und es zur Bastille und zum Blutgerüste zu bringen. Ein Bürger hatte kein Schicksal, und höchstens wurde er gehängt — eine Todesart, die nicht dramatisch ist. Mit der Revolution hat sich dieses geändert. Ein häusliches Leben hat sich gebildet, Haustugenden und Hauslaster sind entstanden, häusliches Glück und häuslicher Jammer haben sich eingefunden, und das bürgerliche Schauspiel mußte als Schatten der Wirklichkeit folgen. Auch die Sittlichkeit hat in Frankreich eine Konstitutions-Charte erhalten. Das ist nicht mehr wie sonst. Das Laster wird auch auf der Bühne nicht mehr liebenswürdig dargestellt. Die Tugend tritt

ohne Schüchternheit, das Recht ohne Untertänigkeit, der Leichtsinn ohne Keckheit auf. Der Untreue einer Frau wird nicht mehr zugelächelt, die Eifersucht eines Mannes wird nicht mehr ausgelacht. Die Zeiten der Abbés, der Marquis und der Schönpflästerchen von kleinen Sünden sind nicht mehr.

35.

Johann, Herzog von Finnland

Schauspiel von Johanna Weissenthurn

[1818]

Ein *Schauspiel,* das heißt ein stumpfer, dramatischer Kegel, breit unten und breit oben ... Kaltblütige Amphibien, bald trocken, bald naß ... Das Schicksal in Zivilkleidung, den Orden unter dem Überrocke versteckt – doch das ist unsere Sorge nicht, aber gelungen in *ihrer* Art ist diese Dichtung der Frau von Weissenthurn wohl zu nennen. Die Charaktere sind gut gehalten, die Sprache rein und fließend, die Bilder angemessen („*leidenschaftliches Insekt*" und „*blutige Reue*" etwa ausgenommen). Dabei fehlen ihr alle Fehler der meisten Lärmstücke: der Stelzengang der Betrachtung, die türkische Musik der Leidenschaften, die zahlreichen Ach und O! und andere Erbkrankheiten dieser Art.

Herr *** war als Johann nicht an seinem Orte. Es soll nicht getadelt werden, was er unterließ, sondern nur, was er zuviel getan. Seine körperlichen Stellungen waren zu kunstreich angeordnet, wie sie nur einem Operntänzer ziemen. Und wenn er uns alle Bildwerke der Villa Borghese vormeißelt, das macht sein Spiel nicht ausdrucksvoller. Der Herzog schmachtet im Kerker mit Weib und Kind, und siehe! er bewegt sich voller Grazie. Gibt es etwas, das verfehlter und unbehaglicher sei? Da, wo die Seele *plötzlich* in Bewegung gesetzt wird, bei einer von außen angeregten und nach außen zurückwir-

kenden Leidenschaft, bei Zorn, Schrecken, freudiger Überraschung, *aufwallender* Liebe, da wird der Körper *mit* fortgezogen, und beide folgen einer Richtung. Hier mag der Schauspieler eine schnell vorübergehende innere Stimmung durch angemessene Gebärdungen verständlicher und eindrucksvoller zu machen suchen. Aber bei einer dauernden Lage des Gemüts, bei einem anhaltenden Schmerze, lebt die Seele wie körperlos, und die Glieder des Leibes müssen, sich selbst überlassen, mehr ihren eigenen Verhältnissen und ihrer Schwerkraft folgen. – Herr ***, ein neu angeschaffter Künstler – denn unsere gewissenhafte Direktion, als Pächterin der Bühne, sucht das *eiserne Vieh* derselben stets vollständig zu erhalten – spielte den Graf Richers. Da vernahm man den regelmäßigen Dreschertakt auf- und niedersteigender Wallungen, klipp klapp, klipp klapp! Schwarz oder weiß, ja keine andere Farbe. Die Arme erhoben und senkten sich, und wenn es unglücklich ging, ward gerade von dem Abgrunde der Hölle gesprochen, während die Hände himmelwärts gerichtet waren. Es ist zum Erbarmen!

36.

Der Wollmarkt,

oder

Das Hôtel de Wibourg

Lustspiel von Clauren

[1828 ?]

Ein alter, reicher und gutmütiger Landwirt, seit vierzig Jahren gewohnt, sooft ihn seine Geschäfte in die Residenz führten, dort in den *Schwarzen Esel* einzukehren, weil das Haus helle und luftige Ställe hat und man da zu zwei Groschen die Person speist – ließ sich von einem naseweisen Fähnrich aufbinden, im *Hôtel de Wilbourg* werde man gleich wohlfeil und ungleich besser bewirtet. Das Hôtel de Wibourg aber war ein fürst-

licher Palast. Als nun der Amtsrat Harbert — so hieß der Gefoppte — in seiner schweren Kutsche, mit Gepäck und Töchtern, im Hofe des Hotels angefahren kam und fragte, ob man da logieren könne? ging der junge frohe Fürst sogleich in das Mißverständnis ein, spielte den Wirt, ließ seine Gemahlin die Wirtin und so weiter das ganze Haus Wirtshaus spielen. Der gute Amtsrat ließ sich den Schinken, in Burgunder gekocht, die Trüffelpastete, die *„sechserlei"* Weine und alle andern fürstlichen Leckerbissen vortrefflich schmecken. Da gibt es denn mehrere Späße, endlich Erkennungen, endlich eine Heirat. Der Einfall ist artig, und wenn ihn Herr Clauren zum ersten Male hatte, gereicht das seiner guten Laune zur besten Ehre. Aber das ist nicht genug. Ein Einfall ist Glück, Lotteriegewinst; man muß auch zeigen, daß man sein Glück zu benutzen, den Gewinst zu verwenden und zu genießen weiß. Der Gedanke muß gehörig verarbeitet werden. Aber im *Wollmarkt* ist es sehr ungehörig geschehen. Es fehlt an der komischen Kraft, und wo die Kraft nicht fehlt, da fehlt die Ruhe, und wo die Ruhe nicht fehlt, da fehlt die Grazie. Ach, und welche Sprache! was die bequem, ja faul ist! Wir Südländer sind oft so gutmütig und schämen uns, daß wir so natürlich sprechen; man höre aber erst, wie Herr Clauren seine Nordresidenzer reden läßt. Das sitzt auf einem Lehnstuhle mit Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze, und die Wäsche ist etwas schmutzig, und das sitzt und bleibt sitzen und erhebt sich nicht, mögen auch die gebildetsten, vornehmsten Personen eintreten. Ich will wohl glauben, daß ein Offizier, auch wenn er noch so jung ist, daß er keinen Bart hat, durch das böse Beispiel in der Garnison verführt, Schulden macht, die Bürgersleute hudelt, viel Schnaps trinkt und auf das Wohlleben der *himmlischen Goldkinder* in der Residenz ein Gläschen Breslauer Kümmel leert; aber daß der Sohn

eines Generals, wie der Fähndrich von *Schrot*, dem es doch an guter Erziehung nicht fehlen kann, spricht wie ein Dragoner auf der Kirmes und abwechselnd *Mordelement* und *Mohrenelement* flucht – das glaube ich in meinem Leben nicht. Auch kann ich nicht glauben, daß ein Ökonomierat *Korn*, ein junger artiger Mann, der noch überdies romantisch ist, sagt: „Mein kleines Minchen war akkurat so". Noch weniger aber glaube ich, daß ein Fürst, und wäre er auch kein regierender, sondern ein apanagierter, wie der Fürst von *Wibourg*, zu seiner Gemahlin spricht: „I, du bist ja ein ganz allerliebstes Frauchen". O, sagte er vielleicht, aber I gewiß nicht. Kurz, *Der Wollmarkt* mißfällt mir im hohen Grade und auf allen Seiten. Herr Clauren hat dagegen ausgerechnet, daß sein *Wollmarkt* auf verschiedenen deutschen Bühnen 84 000 Zuschauer ergötzt habe. Was beweist dieses aber? Nichts, als daß diese 84 000 Zuschauer Deutsche waren. Ich habe es immer gedacht und oft gesagt, daß kein Schauspieldichter sich über sein Volk und seine Zeit erheben könne. Ein Philosoph, ein Religionslehrer, ein Staatsmann, ein Naturkundiger können ihren Zeitgenossen vorauseilen; aber ein dramatischer Dichter vermag es nicht. Sokrates wurde hingerichtet, Kolumbus verlacht, aber Shakespeare wurde schon von seinen Zeitgenossen erkannt und geehrt. Wie ein Volk, so seine Schauspiele. Doch bilden die 84 000 Freunde des Herrn Clauren ein stattliches Heer, und ich würde mich sehr bedenken, mit ihnen zu streiten, stände mir nicht auch eine große Macht zu Gebote, die ich dem Herrn Clauren entgegensetzen kann. Ich bringe diese Macht leicht zusammen, wenn ich den deutschen Schauspielern und Theaterdirektoren verrate, daß Herr Clauren gesagt hat, sie wären alle dumm – aber wie dumm! Wenn er in der Vorrede zum gedruckten *Wollmarkt* eine *verehrliche* Regie ganz ergebenst bittet, das Stück nicht eher spielen zu

lassen, bis jeder Schauspieler seine Rolle gelernt habe – was wäre dann an einer Regie, der man so etwas erst sagen muß, verehrliches? Wäre es vielleicht nicht eine sehr dumme Regie? Wenn Her Clauren ferner zu einer Stelle, wo von Breslauer Kümmel die Rede ist, die Anmerkung macht: „Wo dieser feine Likör nicht bekannt ist, kann eine andere am Orte gewöhnliche Sorte genannt werden" – und da, wo von den blauen Augen des Amtsrats Korn gesprochen wird, bemerkt: „Sollte der Schauspieler, der diese Person vorstellt, schwarze Augen haben, da muß blau in schwarz verwandelt werden" – wollte er damit nicht zu verstehen geben, daß alle deutsche Schauspieler rätselhaft dumm wären? Hatte Herr Clauren eine bessere Absicht als die genannte, wenn er folgendes bemerkt? „Das Zeichen () bedeutet, daß das darin Enthaltene gesprochen worden wäre, wenn der darauf Folgende dem, der das Eingeklammerte zu sagen hatte, nicht in das Wort gefallen wäre. Das zwischen dem Zeichen () Befindliche wird also nie ausgesprochen, es steht nur da, um dem Schauspieler anzudeuten, wie er die *vor* dem Eingeschlossenen befindliche Phrase zu nehmen habe." Ach, und mit welcher grausamen, mörderischen Art läßt Herr Clauren seine Personen sich einander in das Wort fallen! So will einer sagen *Pomeranzen;* der Gegner aber haut ihm die Pomeranze mitten entzwei, so daß er nur sagen kann: *Pome.* Es ist unglaublich; ich möchte den Mauldieb sehen, der mir aus meinem eigenen Munde eine halbe Pomeranze stiehlt, aber Herr Clauren denkt, dummen Schauspielern, wie den deutschen, könne man alles aufbinden. Wäre ich ein Schauspieler, das ließe ich mir nicht gefallen; das sind Beleidigungen, die nur in Blut abgewaschen werden können. Doch das mögen die, welche es angeht, mit Herrn Clauren ausmachen; was mich betrifft, so habe ich in eigenen Angelegenheiten mit ihm zu rechten.

O Zeiten, o Sitten! Die Unschuld wird verfolgt, die Tugend verlacht, und alles Heilige wird verspottet. Das Gift der Aufklärung, von Voltaire gemischt, ist bis in den reinen deutschen Magen gekommen, und was die guten Menschen allerorten mit frommer Scheu verehren, das lästert der deutsche Clauren. Er lästert die *Theaterkritiker*, diese *letzten Deutschen*, die das Kohlenfeuer der Vaterlandsliebe Tag und Nacht unermüdet anblasen; sie, die den festen dornigen Rückgrat bilden, welcher die hundert Knochen und Knöchelchen des deutschen Staatskörpers zusammenhält; sie, die uns alle Tage mit treuer Einfalt erzählen, wie alle die Müller, alle die Bäcker, alle die Wolf, alle die Schmidt, alle die Franz, wie alle Schauspieler aller deutschen Bühnen, sowohl in Trier als in Berlin, sowohl in München als in Wiesbaden, sowohl in Wien als in Mannheim, wie sie gespielt haben oder hätten spielen sollen, sowohl den Ferdinand als den Posa, sowohl den Otto von Wittelsbach als den Schneider Fips, sowohl den Justizrat als den Fridolin, und wie sie gespielt haben, sowohl gestern als vorgestern und vor sechs Monaten; sie, die alle Lumpen in Wert bringen, alles Papier aufkaufen und alles Papier allein verbrauchen, daß ja kein gemeines niedriges Wort, nichts von Gott, nichts von der Natur, von Geschichte, nichts von Freiheit und Recht gedruckt werde, sondern nur unter das Volk komme, was ihm zu wissen not tut, nämlich: wie Herr *Der* in Danzig den Mortimer gespielt habe am zweiten Februar des verflossenen Jahrs – diese Wesen höherer Art, die vom Menschen nichts haben als die Gestalt und den Hunger, diese lästert Herr Clauren aufs allerschmählichste! Zwar nennt er sie nicht *Blattläuse*, aber er sagt sonst alles mögliche von ihnen, was der Reichtum der deutschen Sprache ihm nur an Scheltwörtern darbot. Er spricht von der *unverträglichen Dummdreistigkeit*, die diesem *literarischen Ungeziefer*

angeboren ist ... er sagt, sie schreien ihr *ungewaschenes* Wischiwaschi in die Welt hinaus...er nennt sie literarische *Accoucheurs* und *Korrespondenzler* ... er nennt sie *Jammerbilder* ... er spricht von ihrer *Plumpheit* und von ihren *Skorpionstacheln* ... er nennt sie *literarische Henkersknechte, eigensüchtige* und *hämische Blutrichter* ... er spricht von ihrem *galligen Eifer*, und nachdem er sich matt geschimpft, sagt er, die Kritiker wären ein *Hemmschuh für die Lust zu den dramatischen Arbeiten*, und endlich wird er aus Erschöpfung weich und mild, und er nennt sie *liebe Rezensenten*. Und warum schilt der deutsche Clauren die deutschen Theaterkritiker? Eines bösen Traumes wegen. Er hat geträumt, sie, die Kritiker, wären schuld an dem Verfalle der deutschen Bühnen, an dem Verderben der dramatischen Kunst. Durch ihr strenges und ungerechtes Urteil wären schon hunderte von jungen Dichtern entmutigt worden, hätten es bei ihrem ersten Versuche bewenden lassen, das Zutrauen zu sich selbst verloren und die Feder auf immer niedergelegt. „Vielleicht war unter diesen hunderten ein künftiger Schiller, ein künftiger Kotzebue, ein künftiger Lessing." Heißt das nicht geträumt? Es nenne uns doch Herr Clauren nur einen von den hundert Dichtern, die gleich bei dem ersten feindlichen Zusammentreffen mit der Kritik kapituliert, die Feder gestreckt und dann nie mehr gedient hätten! Ja, es gibt vielmehr nicht *einen* dramatischen Dichter in Deutschland, der es bei einem einzigen Drama hätte bewenden lassen. Herr Clauren selbst, soviel er auch schon getadelt worden, schreibt doch fort und fort Komödien; welches alles klar beweist, daß die Kritik zwar manchmal verwundet, aber noch nie einen totgeschlagen. Herr Clauren sagt ferner, die Kritiker verekelten dem Publikum den Theaterbesuch, bestöhlen die Theaterkasse, indem sie ihr die Einnahme schmälerten und raubten „dem armen Schauspieler die

heiligsten Heiligtümer des menschlichen Lebens, *Ehre* und *Brot*". Panis et Honores! Dieser *St. Panis* ist ein ganz neuer Heiliger; der Schutzpatron des Herrn Clauren kommt etwas spät und wird Mühe haben, im christlichen Kalender noch ein Unterkommen zu finden. Endlich sagt Herr Clauren – und dahin wollte er kommen –: „Verbannten alle Journale den unseligen Titel ‚Theaternachrichten' nur auf einen Zeitraum von zehn Jahren, würde über Stück und Spiel in dieser Frist gar nichts geschrieben, so würde man sehen, mit welcher frischen Kraft das Bühnenwesen überall wieder aufblühen würde. Das Publikum würde mit unversalzener Lust in die Häuser strömen, nicht um mit den Journalisten zu kritisieren, sondern um sich, wie vor zwanzig, dreißig Jahren es der Fall war, einen fröhlichen herzerquicklichen Abend zu verschaffen, die Theaterkassen würden sich wohlbefinden; die Schauspieler würden, frei vom jetzigen täglichen Pranger, Halseisen und Staupenschlag, die sie gegenwärtig oft ganz unschuldig von den literarischen Henkersknechten zu erleiden haben, Mut und Selbstvertrauen gewinnen; die Dichter würden, aus den immer gefüllten Theaterkassen anständig honoriert, Lust bekommen, ihre Zeit und ihre Talente mehr als bisher auf dramatische Arbeiten zu verwenden ... und so würde hoffentlich die schöne Blütenzeit des deutschen Schauspielwesens wiederkehren." Wahrlich, Herr Clauren spricht wie ein kleiner Berliner Moniteur, er ist offiziell vom Scheitel bis zu den Zehen, er kann alle Tage Minister werden.

Die dramaturgischen Idiosynkrasien des Herrn Clauren, so wunderlich und unerhört sie mir auch geschienen – ich habe sie mit leichtem Herzen besprochen; denn was läge daran, wer von uns beiden recht behielte? Man kann in solchen Dingen irren und doch ein ehrlicher Mann sein. Jetzt aber, da ich auch die staatsbürgerlichen Grundsätze des Herrn Clauren zu bestreiten und seinen

Zivismus verdächtig zu machen gedenke, wird mir das Herz gar zu schwer. Das Gewissen sagt mir, es sei schändlich, ein Angeber zu sein; aber die weisesten und tugendhaftesten Männer sagen, es sei die Pflicht jedes treuen Untertanen, alles, was er von staatsgefährlichen Gesinnungen bei einem seiner Mitbürger entdeckt, am gehörigen Orte anzuzeigen, und wäre der Schuldige ein Freund, ein Bruder, ein Vater, und könnte es den Freund, den Bruder, den Vater auf das Blutgerüste bringen – der Verrat bliebe dennoch eine heilige Pflicht. Darum kann ich nicht verschweigen, daß Herr Clauren demagogische Umtriebe treibt, oder es gibt keine demagogischen Umtriebe. Er eifert darüber, daß das Eigentumsrecht der dramatischen Dichter in Deutschland nicht geschützt wäre, daß jeder Dieb von Abschreiber die Handschrift eines Schauspiels nach Belieben vervielfältigen dürfe und jede Spitzbubenbühne ein Stück aufführen könne, ohne den Dichter zu entschädigen, und daß dieses in Frankreich anders wäre, und man solle sich schämen. Aber wer kennt nicht die geheimen Bewegungsgründe dieses liberalen Geschwätzes? Wer weiß es nicht, warum die Unruhestifter so sehr gegen den Nachdruck eifern? Welche Folgen würde es haben, wenn die dramatischen Dichter, wenn die Schriftsteller überhaupt in ihrem sogenannten Eigentume rechtlich geschützt wären? *Reich* würden sie werden, wie in Frankreich, die armen Genies würden reiche Genies werden; man würde ihnen ihren Verstand ihres Geldes willen verzeihen; sie würden zu Ansehen und Macht kommen; ihre verbrecherischen Gesinnungen, durch köstliche Mittagsessen empfohlen, würden sich verbreiten – ein dramatischer Dichter, von der Menge bereichert, würde aus Dankbarkeit in seinen Stücken die Launen und Ansichten der Menge liebkosen und nicht mehr, wie jetzt, nur den Launen und Grundsätzen der Vornehmen und Mächtigen schmei-

cheln — ein Mann von Geist würde, um nicht Hunger zu sterben, nicht mehr nötig haben, um Staatsdienste zu betteln oder sich in den Zwinger einer Adademie einsperren zu lassen, sondern er würde dem allgemeinen Wohle dienen, er würde kein Hofrat, sondern ein Volksrat werden — man würde keine offiziellen Lügner mehr finden, da die Wahrheit mehr eintrüge als die Lüge — kurz, die so heilsam bestehende Ordnung der Dinge würde um und um gekehrt werden. Aber unsere weisen Staatsmänner durchschauen das listige Gewebe der Unruhestifter; sie lassen sich nicht täuschen, sie suchen das bewährte Alte aufrechtzuerhalten und bedenken immer, daß das künftige Leben lang genug und das Paradies herrlich genug sei, um deutsche Schriftsteller von wahren Verdiensten für ihre Leiden und Entbehrungen in diesem irdischen Jammertale reichlich zu entschädigen. O nein, sie lassen sich nicht zum besten haben!

37.

Das Trauerspiel in Tirol

Ein dramatisches Gedicht von Immermann

[1828]

Als ich das Buch aufblätterte, hineinsah und den Vizekönig von Italien gewahrte, den Herzog von Danzig, den Andreas Hofer, den Speckbacher, den Pater Haspinger, den Priester Donay — gute alte Bekannte —, da dachte ich gleich: nie endet das glücklich, es müßte denn ein Wunder geschehen. Wenn Geschichten, die wir gelebt, und Menschen, die wir gekannt, auf der Bühne dargestellt werden, fordern wir Treue von den Schilderungen, Ähnlichkeit von den Bildnissen, und finden wir sie nicht, werden wir mit dem Dichter unzufrieden sein. Gibt er sie uns aber, was haben wir dann? Der Aufstand in Tirol, der Herzog von Danzig, Andreas Hofer —

was sind sie? Verse, halbe Reime, aus dem großen Drama unsrer Zeit herausgerissen, ohne Sinn, unverständlich und gar nicht zu deuten, wenn man nicht kennt und beachtet, was vor-, was mitgeht und was folgt. Ein Drama aber muß ein ganzes, abgeschlossenes, lebendiges Wesen sein, das vor unsern Augen geboren wird und stirbt; das sein eignes Herz hat, seine eigenen Glieder, das sich bewegt nach eigenem Gesetze seinen eigenen Dunstkreis hat und die Welt nur berührt, sie als Nahrung zu erfassen. Nein, das kann nicht gut werden, dieses Trauerspiel wird nur eine Trauerspielerei sein; wenn viel, ein Schlachtgemälde.

Ich hatte noch andre Sorgen. Wohl gibt es nichts, das erhabener und schöner wäre, als der Kampf eines Volkes für sein Vaterland. Aber der Kampf, daß er schön sei, muß einer sein für Land und Freiheit. In den Tagen Griechenlands und Roms war er immer ein solcher; denn wie in jenen Zeiten die bürgerliche Lage eines Volkes auch gewesen, ob es sich selbst beherrschte oder einem Fürsten gehorchte, ob dieser mild und gerecht regierte, oder streng und wie es ihm beliebte — das Volk verlor immer, wenn es besiegt wurde. Es verlor sein Geburtsland, die Wiege seiner Kinder, die Gräber seiner Voreltern und seine Freiheit. Es wurde weggeführt und in Sklaverei geworfen. In unsern Tagen ist es aber anders. Ein besiegtes Volk wird nicht mehr verjagt, es wird nicht mehr seiner Güter und Freiheit beraubt; es wechselt nur seine Gesetze. Ob dieses ein Unglück sei, das mitfühlend zu beweinen, müssen wir erst *bedenken;* wir müssen untersuchen, studieren, ob die alten oder neuen Gesetze besser sind; wir müssen berechnen, ob besser sei, zu leben unter Österreichs oder unter Bayerns Herrschaft. Hat man aber Zeit zu rechnen, wenn man vor den Lampen sitzt? Schlimm, wenn man sie hat . . . Doch die Liebe für den angestammten Fürsten? Der Kampf

für diesen, ist er nicht auch ein schöner? Es ist ein würdiger Kampf, es ist ein Glaube wie ein andrer, und heilig wie jeder. Aber ... das Herz hat seinen Hunger wie der Magen seinen. In einer wüsten, kahlen, menschenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es sich nur fülle, daß es nur fortbestehe. Da kämpft der Bauer für den Ritter, der Ritter für den Lehnsherrn, der Lehnsherr für den Kaiser. Ist aber der schöne Sommer gekommen, grünen und blühen die Felder, hängen süße Früchte an den Bäumen, stehen die Halme voll, und dem Herzen genügt noch immer ungesunde unerquickliche Nahrung – dann ist es die Not nicht mehr, die solche traurige Gelüste erklärt; nur die Armut tut's, die Armut des Herzens. Das ist kein Künstlerziel. Im Leben weinen wir mit jedem Schmerze, auf der Bühne nur mit dem schönen.
Noch nie ging ein Volk unter, das für seine Freiheit kämpfte; noch keines starb eines gewaltsamen Todes, sie starben nur immer den gemachen Tod aller lebenden Geschöpfe. Völker schwimmen gut und lang, und stürzen die Wellen über sie zusammen, glauben wir sie gesunken. Doch gleichviel, wir sehen und leben kurz, und das Volk, das unseren Augen untergegangen, ist uns gestorben, und wir beweinen es. Aber nur in der *Geschichte,* dort, wo unsre Einbildungskraft den feindlichen Widerstand so lange vergrößern darf, bis die Niederlage der Freiheit aufhört, schändlich zu sein. Aber anders ist es auf der *Bühne.* Da sehen und zählen wir den Feind, da sehen wir auch das unzählbare Volk, und es wird lächerlich, wenn es unterliegt. Nur der Sieg kann das Drama retten. Die Tiroler unterwerfen sich den Franzosen. Wie? Warum? Was ist geschehen? Ein Held wird getötet oder gefangen, und dann ist es aus mit seiner Kraft. Aber ein Volk! Sind die Tiroler alle auf dem Schlachtfelde geblieben? Hat man sie alle in Ketten

geworfen? Nein. Die wenigen Gefallenen vermißt man nicht, und wenn der Vorhang sinkt, sehen wir des Volkes noch so viel, als wir gesehen, da der Vorhang aufging. Warum weichen sie? . . . Vielleicht frägt einer: warum so feilschen mit dem Herzen? Die Tiroler fielen, weil sie den Mut verloren, weil sie schwach waren. Ist Schwäche nicht auch ein böses Geschick? Wir wollen um sie weinen . . . Gut, es sei! Die Tiroler waren schwach, und darum sanken sie. Aber nein, sie sanken nicht bloß, man ließ sie sinken: Die Geretteten ließen die edlen Schwimmer sinken, die sich in die Flut gestürzt, sie zu retten. Die Tiroler waren nicht bloß schwach, sie waren auch dumm. Schwach und dumm zugleich. — Das ist zuviel! Über solche Menschen kann man nur die Achseln zucken, um sie weinen kann man nicht. Die Tiroler gehören in Venturinis Chronik des 19. Jahrhunderts, nicht in die Chronik des menschlichen Herzens — sie gehören in keine Tragödie.

Ohne Führer *kann* ein Volk nicht siegen, ohne solchen darf man es nicht besiegen lassen — das hatte ich nur zeigen wollen. Wo sind aber die Führer der Tiroler? Warum hat sie der Dichter nicht hervorgestellt? Sind die Tiroler von selbst gegangen, haben sie frei geschlagen? Nein, sie wurden *aufgezogen*, und da gingen sie einen Tag und blieben am Abend stehen, weil man sie nicht von neuem aufgezogen. Wir möchten gern den Uhrschlüssel und die Hand sehen, die das getan. Hofer hat es doch nicht vollbracht? Der war nur der Leithammel, nicht einmal der Hund, der Schäfer gewiß nicht. Oder war es ein Glaube, der die Tiroler geführt? Welcher? Für welchen haben sie gekämpft? Sie sollen es uns sagen, wir wollen sie reden lassen, wir wollen sie anhören.

Als Hofer vor der Schlacht am Berge Isel mit etwas gesalbter feierlicher Lustigkeit, nach Art des Königs

David, Wein trinkt aus einem silbernen Pokale, auf dessen Deckel das alte Schloß Tirol eingegraben war, bewegt ihn dieser Anblick, denn — sagt er — das erinnere an

> Die Freiheiten, die Recht' und Privilegien
> Der sel'gen, gnäd'gen Frauen Margarete.

Wir sind froh, die Quelle der Anhänglichkeit der Tiroler für ihren alten Landesherrn endlich gefunden zu haben, ob sie zwar publizistisch ist und trübe. Ein schlichter Landmann braucht es freilich nicht zu wissen, daß Freiheit besser sei als Freiheiten, Gerechtigkeit besser als Rechte, und besser Gleichheit als Privilegien. Es muß wohl etwas Rätselhaftes in jener Liebe sein; denn der Vizekönig von Italien, der als kluger Feldherr sich doch gewiß bemüht hatte, die Verfassung des Landes, das er bekriegen sollte, und die Stimmung seiner Bewohner und deren Grund zu begreifen, weiß sich nicht herauszufinden. Er sagt zum Grafen Barraguay, einem von seinem Gefolge:

> Fassen *Sie* die Treue,
> Womit das Volk am Hause Habsburg hängt?
> Den Eigensinn, das Beßre, was von außen
> Zu seinem Heil ihm zukommt, abzulehnen?
> Ich mind'stens fasse die Gesinnung nicht; –

worauf Barraguay antwortet:

> Sie sind denn doch nur Deutsche, wie die andern. –

Wir wollen uns mit diesem naseweisen Franzosen nicht aufhalten, er ist ein viel zu gemeiner Mensch, um deutsche Herrlichkeit zu fassen; wir wollen Hofer hören. Nach dem Friedensschlusse erscheint er vor dem Vizekönig, bringt ihm die Unterwerfung Tirols, empfiehlt das Land seiner Milde und spricht:

> Bedaure das unglückliche Tirol!
> Laß unsern Sinn von deinen Spöttern nicht

Zur Fratze dir verspotten! Lobt man doch
Den Hund am meisten, der von seinem Herrn,
Und keinem andern, seine Speise nimmt,
Ihr habt zum Grabe Österreich gemacht!
Ich sage dir: Der arme, treue Hund
Wird auf dem Grabe sich zu Tode heulen!

Mag diese hündische Liebe loben und lieben, wer da will, aber der Dichter wende sein heiliges Auge von ihr ab, nicht die darf er singen! Der Vizekönig, noch immer unbelehrt, fragt:

Warum liebt ihr Östreich?
Denk' mal darüber nach und sag' die Gründe,
Die euch so heiß nach Wien und Schönbrunn wenden
Wir wolln dann miteinander prüfen, ob
Der neue Landsherr nicht alles tat,
Nicht alles tun kann, um den Preis zu zahlen
Für diese Liebe. Warum liebt ihr Östreich?

Hofer

Mein Herr, die Frage legt' ich selber mir
Und keiner, glaub' ich, in Tirol sich jemals vor.
Ich kann dir keine Antwort darauf geben.

Vizekönig

Besinne dich nur, ich laß dir Zeit, du sollst,
Es ist mein Wille, dich ganz frei erklären.

Hofer

So helf' mir Gott, ich weiß dir nicht zu sagen,
Warum den Kaiser wir zu Wien verehren.
Ich schüttle mein Gedächtnis suchend durch. –
Wir ziehen nur in Krieg, wenn wir gefährdet;
Wir zahlen Steuern nur, die wir bewilligt;
Wir haben gleiche Rechte mit den Rittern,
Wir stimmen auf dem Landtag, so wie sie;
Und freundlich immer war der Kaiser uns.
Und doch erspäh' ich in dem allen nicht
Den Winkel, der den Grund der Liebe birgt.

Das alles ist es nicht, was uns macht hüpfen
Und jauchzen und das Herz vor Freuden zittern,
Wenn wir die schwarz und gelben Fahnen sehn.
Der neue Herr könnt' alles das gewähren,
Und dennoch glaub' ich – frei soll ich ja reden, –
Die alte Liebe bliebe, wie ein Kind,
Dem man die Hand gebunden, uns im Herzen.

Vizekönig

Es scheint mithin, daß grundlos diese Liebe.

Hofer

Ich glaube selbst, die Lieb' kat keinen Grund.

– – – – – – – – – – – – – – – – –

Ich bin ein Bauer
Und kann nicht, was ich meine, deutlich sagen,
Allein es dünkt mich fast, wenn ich's bedenke,
Als käm' die Liebe von der Erde nicht;
Vielmehr sie sei ein Strahl, den Gott der Herr
Vom Himmel in das Herz der Menschen sendet,
Daß sie drin scheinen solle, gleich dem Lichtlein,
So aus der Hütte Fenstern freundlich blinkt.

Das ist alles recht gut, alles recht schön, nur zu gut und zu schön für einen Bauer. Hofer denkt und spricht von der Liebe wie ein Philosoph, ja besser, denn Hofer weiß, daß er nichts weiß, und das wissen die Philosophen selten. Der Bauer hat nicht sein Herz, der Dichter hat seinen Helden erklärt. Doch es sei. Die Liebe ist ohne Grund, und diese Liebe ohne Grund war der Grund des Aufstandes der Tiroler. Wir wollen alles vergessen, woran wir nicht denken können, ohne uns zu verwirren – könnten wir nur auch vergessen, daß Hofer einige Minuten früher, an demselben Orte, in der nämlichen Unterredung zum Vizekönige gesagt:

Ich bin nicht aufgestanden freventlich,
Nicht wie ein Ritter aus dem Stegreif!
Vielmehr, ich habe höchste Mahnung und

Des Kaisers Willensmeinung abgewartet
Und eher nicht den Stutz zur Hand genommen.
Ich kann wahrhaftig meine Zweifel, ob
Ich ihn ablegen solle, *kann* sie nicht
Aus meiner Seele in die Lüfte schicken,
Eh' ich nicht Kaisers Hand und Siegel, nicht
Den Friedensbrief von *meinem* Kaiser sehe.

Also war es doch nicht die Liebe ohne Grund, die ihn getrieben! Also hat er doch nicht aus dem Stegereif geliebt? Sein Herr befahl ihm, das zu tun, und er tat es. Er befahl ihm, das nicht mehr zu tun, und er tat es nicht mehr. Ist die Liebe eine Verschreibung, eine Wechselschuld? Wenn der Liebegläubiger dir sagt: Du bist mir nichts mehr schuldig, sieh, ich zerreiße die Verschreibung – bist du dann frei? Auch Ferdinand hieß sein Volk die Waffen niederlegen, und es hat es nicht getan. Tirol hätte ein anderes Spanien werden können; aber freilich war das Herz der Spanier ein Springbrunnen, keine Pumpe – es war kein deutsches Herz.
So suchen wir noch immer vergebens, was die Tiroler beseelt, und waren sie nicht beseelt, was sie getrieben, die Führer suchen wir. Warum ist nicht Hormayr da? Wie artig, wie prächtig wäre es gewesen, diesen Mann zu sehen und sprechen zu hören, der sich so heiß bemüht für Östreich gegen – Bayern. Aber Hormayr lebt! Wie! lebt denn der Vizekönig nicht auch? Was liegt daran, daß wir ihn seit einigen Jahren nicht gesehen, weil er unter der Erde wohnt? Wer ihn nicht kennt, wer keinen Zutritt zu ihm hat, wer nicht in München wohnt, kann der nicht denken, er lebe noch; muß er die Zeitung gelesen haben?
Speckbacher, der zweite Anführer der Tiroler, spricht von den Franzosen:

Ich hasse sie, ich weiß nicht recht warum.
Doch hass' ich sie, und bis ich diesen Haß

In ihrer Leiber rotem Born gelöscht, [sprechen.
Soll mir von Fried' und Freundschaft niemand

Beim Himmel!... Doch still, da reden noch andere; hören wir, was die sagen. Der Priester Donay, Hofers Eigentümer, der seine große Puppe mit dem langen Barte streckt und richtet und setzt und stellt und legt, wie es ihm beliebt, will sein Spielzeug den Tirolern als Oberhaupt empfehlen und spricht:

Wählt ihn zum Haupte, den die Heil'gen lieben!
(Und der den frommen Dienern unsrer Kirche
Gern alles gönnet, was ihr Herz begehrt).

Diese letzten Worte flüsterte er dem Kapuziner Haspinger zu, ihn gleichzustimmen, und dieser sagt:

Ich will mein Haupt nicht scheren und den Staub
Von meinen Füßen nicht zur Erde schütten,
Bis ich die Feinde unsrer heil'gen Kirche
Vom Boden weggetilgt, wie sie's verdienen.

Ist das vielleicht der Schlüssel zu den Bewegungen der Tiroler? Kurz — er ist's. Wie in Spanien war es auch in Tirol Pfaffentrug, der das Volk aufgerührt, und der Herzog von Danzig ruft daher mit Recht seinen Soldaten zu:

Denkt eures Ruhmes, ihr beherzten Braven,
Folgt mir zum Angriff auf die Pfaffensklaven!

Aber der Dichter hätte diesen Schlüssel größer machen sollen, er ist zu klein. Ein Kritiker, der gräbt und schaufelt und umhersieht, konnte ihn wohl finden; aber der flüchtige Leser oder der Zuschauer, den die Lichter blenden, bemerkt ihn gewiß nicht. Die angeführten Reden der beiden Priester sind die einzigen, die das Geheimnis verraten — zu wenige Worte, zu leise ausgesprochen, und nur den Nahestehenden vernehmlich, wenn sie gut aufhorchen.

Doch Glaube oder Unglaube, freie Liebe oder Folgsamkeit, edler Stolz oder Knechtsinn – der Dichter will uns zum Mitleiden, zum Abscheu, zu freudiger Überraschung oder zum Schrecken führen, und erreicht er sein Ziel, hat er es immer gut erreicht. Aber gelangte unser Dichter, wohin er wollte? Nein. Wir sollen um die Tiroler weinen, und wir bemitleiden die Franzosen; wir sollen über das schlimme Ende einer guten Sache erschrecken, und wir erschrecken nicht; denn der Ausgang überrascht uns nicht, wir haben ihn vorhergesehen, es kam, wie es kommen mußte. Wenn nicht das böse Geschick, sondern der Unverstand entscheidet, warum da geduldig sitzen bis zum letzten Blatte oder bis der Vorhang sinkt? Es gibt keinen Deutschen, der nicht die Wege des Unverstandes kennte. Ich sage: wir bemitleiden die Franzosen, und ich wette, das geschähe, wenn dies Trauerspiel von der Treue der Tiroler durch die Aufführung uns recht lebendig vor die Augen träte. Die Franzosen streiten mit ihrer gewohnten Tapferkeit, die Tiroler von ihren unerreichbaren Bergen herab, hinter undurchdringlichen Felsen hervor. Wir sind keine ritterlichen Narren, die Ehre haben und fordern – behüte uns Gott! Die Tiroler in der Geschichte brauchen keine Tapferkeit, die Franzosen mit Ruhm zu besiegen; aber die Tiroler auf der Bühne hätten Tapferkeit gebraucht, unsere Herzen zu besiegen. Sie zeigten keine, die Steine behielten Recht, und es zwingt uns darum, mit dem Vizekönig zu empfinden, wenn er spricht.

> Ich klage nicht, wenn Menschen fallen, leider
> Will's unsre Zeit, will's unser Schicksal so,
> Doch wenn sie in dem Kampf mit Felsen, mit
> Der blinden, wütenden Natur verderben,
> Unnütz verderben, dann empört sich mein Gemüt.

Wie schön hat der Dichter – schöner als gut war – den Kampf geschildert, den Kampf der Berge, die zornig

werden und ein Herz bekommen, gegen Menschen, die der Schreck entherzt!

Wir klimmten in der Felsensäulen Mitte,
Da grade, wo sie ob der Brücke hangen,
Die schmal und spärlich überbaut den Fluß,
Und lösten alle Lärchen aus den Wurzeln
Und hoben Felsenblöck' aus ihren Betten
Und rammten in das Erdreich schwache Pfeiler
Und legten erst die Lärchen auf die Pfeiler
Und schoben dann die Blöcke auf die Lärchen;
Jetzt luden unsre guten Büchsen wir
Und hingen still wie Gemsen an den Zacken.

Nicht lange drauf, da kamen hergezogen
Die hüpfenden Franzosen in der Tiefe.
Sie trippelten in Hasten übers Brücklein
Und sahen aus von oben klein wie Mäuse.
Und als die rechte Zeit gekommen war,
Gab ich das Zeichen mit der Jägerpfeife,
Und unsre Buben löseten die Stützen.

Da hob der Berg zu dröhnen und zu wandern an
Und ging, als wie ein rollend Weltgericht,
Hinunter in die Tiefe! – Alsobald
Klang ein erschrecklich Wimmern aus dem Schlunde;
Geschrei und Heulen, wie dicht bei uns, tönte,
Drauf stieg ein Dampf empor und rollte qualmend,
Die Schlucht bedeckend, bis zu unsern Füßen.
Wir alle schossen durch den Dampf hinab,
Daß, wer noch lebt', empfing vom Blei sein Grab!

Wie nun der Staub verzogen war, so stiegen
Wir von dem Grat und gingen zu den Feinden.
Da sahn wir nichts als Stein getürmt auf Stein,
Gebrochne Augen, rauchendes Gebein!
Die Brücke lag in Trümmern, und die Eisack,
Von wild verschränkten Totengliedern starrend,
Sprang, wie ein rasend Untier, übers Schlachtfeld.

Der Dichter hätte ebensogut, ja besser, die Franzosen durch ein Erdbeben können vernichten lassen; dann hätte uns doch das Mitleid nicht beunruhigt, das wir jetzt für übermütige Feinde nur mit Bedenken haben. Ständen unsern deutschen Landsleuten nur wahre Franzosen, im schlimmen Sinne des Wortes, entgegen; hätte der Dichter den braven Tirolern gegenüber, die nicht wanken, nicht deuteln und nicht klüger sein wollen, als sie sind, Franzosen erscheinen lassen, wie wir sie kannten – summende Witzkäfer des 18. Jahrhunderts oder Phrasenmacher aus der Freiheitsfabrik oder übermütige Knechte aus der Kaiserzeit, daß wir, wenn auch von jenen nicht angezogen, doch wenigstens von diesen abgestoßen würden! Aber er tat es nicht. Alle Franzosen, welche auftraten, sind brave Leute, die tun, was sie müssen, aber denken, wie sie sollen, und sagen, was sie denken. Nur der kleine Page des Vizekönigs, der sich über den langen Bart Hofers lustig macht und meinte, er könne den Jakob in „Joseph von Ägypten" spielen – nur dieser erinnert mit wenigen Worten an Paris. Der Herzog von Danzig ist ein Biedermann, ein tapferer Soldat, in der schönsten Bedeutung dieses Ausdruckes. Der Vizekönig hat gar etwas deutsches Romantisches, er blickt nicht bloß weit, sondern auch tief, er hat etwas Überfranzösisches, er ist sinnig. Wie sinnig er ist, zeigt sich in folgender Rede, die er dem Grafen Barraguay hält, als dieser nicht begreifen kann, warum die Niederlage, die der Herzog von Danzig von den Tirolern erlitten, seinen gnädigen Herrn so betrübe? Der Vizekönig erwidert, nicht das wechselnde Kriegsglück habe ihn überrascht, bestürzt gemacht, ihn beunruhige etwas anderes:

> Wodurch denn sind wir groß geworden, Graf!
> Als daß wir gingen mit dem Sturm des Volkes?
> Der wehte uns den lichten Sternen zu

Und gab uns Kräfte, unsern goldnen Tempel
Inmitten dieser mürben Welt zu bau'n.
Uns regte an ein mächtiges Bewegen,
Ein zeugender, ein frischer Lebensgeist,
Und gegenüber war nur toter Stoff,
Nur Zahlen, Uniformen, Kabinette,
Die Fürsten ohne Völker, und die Völker
Hinwieder ohne Fürsten. –
Hier aber tritt uns ja dasselb' entgegen,
Was *uns* getrieben. Dieses arme Volk,
In seiner Einfalt, unter seinen Pfaffen,
Ist zu derselben Mündigkeit gelangt,
Wie wir mit unserm glänzenden Verstande,
Es will auf sich stehn, einen Willen haben.
Wer schauderte wohl nicht, wenn sich die Geister,
Die selbst wir riefen, gegen uns sich wenden!
Dies deutet eine böse Spaltung an,
Der schwangern Zeit unheimliche Geburten!

Ja, übersinnig ist der Vizekönig, er hört das Gras wachsen. Als Graf Barraguay, ihn zu trösten, sagt: „Deutschland wird uns nie gefährlich werden" – erwidert er:

Das gebe Gott! Denn würd' es uns gefährlich,
So endet' die Gefahr in unserm Sturze.
In diesem Lande voll Geheimnisse
Reift alles heimlich, unsichtbar heran,
Und seine Schrecken sind unüberwindlich.
Wir würden uns noch voll Gesundheit wähnen,
Wenn uns der Wurm schon nah am Herzen säße.

Der gute Vizekönig denkt zu gut von uns. Wäre Rußland nicht gewesen, das den kalten Ofen eingeheizt – nie wäre das Strohfeuer der einen mit der knorrigen, eichenen Geduld der andern zusammengekommen, und der Rauch der Freiheit wäre nie emporgestiegen.

Das Schauspiel hat keinen Kern, die Schale wickelt sich um nichts. Das Gemälde hat keinen Rahmen, was ist hier, was ist dort? Wo ist die Länge, die Breite, wo der

Boden, wo die Luft? Es ist eine Seite aus der Weltgeschichte, die mitten im Satze beginnt und mitten im Satze aufhört. Vielleicht, daß uns die Bilder entschädigen für das, was ihrer Zusammenstellung, was dem Gemälde mangelt — betrachten wir sie.

Hofer ist der Papa seines Volkes, ein guter Mann, aber schwach und abergläubisch. Er ist ein Teig für Pfaffen, und die haben ihn ganz weich geknetet. Er hat Träume und läßt sie sich von einem Pater auslegen. Wenn er schlagen soll, betet er, und wenn er geschlagen, weint er, statt den Sieg zu verfolgen. Als man ihm verkündet, er sei zum Oberhaupte gewählt worden, faßt er die Torheit gar nicht, bis ihm ein Pater sagt:

> Begreifst du's nicht, so nimm es für ein Wunder;
> Ein König wird nur durch ein Wunder König.

— und Speckbacher (es ist fast Spott):

> Brauch' unsern Rat, wir brauchen dein Gemüt.

Da faßt er die Wahl und das große Ritterschwert, das man ihm in die Hände gibt. Nun will man von ihm wissen, welchen Plan er zur bevorstehenden Schlacht entworfen, und er antwortet: er habe keinen, das werde sich schon finden zu seiner Zeit. Zwar ist er kein pragmatischer Kopf, der viel über die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte nachgedacht; doch hört man ihn einmal sagen:

> — — — — mit den neuen Büchern
> Und neuen Moden stürzte das Verderben
> Über unsre Buben, über unsre Mädchen.

Also die *Bücher* haben es getan, auch in Tirol haben sie das Volk verdorben! Wie gut östreichisch der Mann gesinnt ist! Ist es aber wahr, so hat Speckbacher etwas geprahlt mit der patriotischen Einfältigkeit seiner Landsleute, als er dem Herzog von Danzig sagte:

Wir lesen nichts als den Kalender, Herr.

Hofer, da er vor dem Vizekönige steht, ist so demütig, so unleidlich demütig! Etwas edler Trotz hätte ihn besser gekleidet. Aber der Backofen der Majestät macht ihn ganz mürbe, gleich in der ersten Minute. Das ist wohl sehr deutsch, aber gar nicht schön. Der Vizekönig will von ihm wissen, warum er die Franzosen hasse und bekriege, und statt ihm kurz und gebührlich zu antworten: *ungebetene Gäste wirft man zur Tür hinaus* – hält er eine lange gründliche Rede von der Liebe, die keinen Grund hat. Nachdem der Kaiser seinen Frieden geschlossen, geht Hofer traurig in die Berge, wirft sein Schwert in eine Felsenspalte und schläft ermüdet ein. Da erscheint ihm ein Engel. Was? Ein Engel erscheint ihm? Nun ja, er träumt davon, und daß wir wachend sehen, was er im Traume, muß der Engel wohl erscheinen. Es sei gut. Aber der Engel erscheint nicht bloß, er spricht auch eine ganze Zeile, er sagt:

Du sollst das Schwert, das du geführt, behalten –

und legt das weggeworfene Schwert neben dem Schlafenden nieder und verschwindet. Nein, das ist zuviel. Der Engel spricht Deutsch und trägt das lange Ritterschwert der alten Grafen zu Görtz in seiner luftigen Hand! Ein *englisches* Schwert, das könnte wohl sein – die englischen Waffen waren damals in Tirol wie überall und immer zu finden, wo Feinde der Franzosen – aber das Schwert eines *Engels*! das ist zu schwer zu tragen und zu glauben! Als Hofer erwacht und sich der Traumesmahnung erinnert und das Schwert findet, sagt er, er wäre betrogen mit dem Frieden, und beginnt den Aufruhr von neuem. Endlich ist er überzeugt, legt die Waffen nieder und irrt verzweiflungsvoll in den Bergen umher. Er ist dem Kriegsrechte verfallen, seine Freunde wollen ihn retten, ihn aus dem Lande führen, doch er

will nicht flüchten, er will als Märtyrer endigen, aber er zeigt sich nicht begeistert, hochsinnig, sondern entseelt und stumpfsinnig, so daß wir die Schwäche des Unglücklichen beweinen, nicht sein Geschick. Er geht unter... Ja geschähe das nur, ginge er unter; der Tod versöhnt wie die Schuld so die Torheit. Aber er *stirbt* nicht, er wird nur gefangen, und wir erfahren, er solle nach Mantua geführt und dort vor das Kriegsgericht gestellt werden. So bleiben wir nach Endigung der Tragödie noch ungewiß über das Schicksal unsers Helden. Wird er verurteilt, freigesprochen werden? Wird man ihn begnadigen? Wird nicht das dankbare Östreich sich für ihn verwenden? Es kostete nur ein freundliches Wort, ganz gewiß geschieht's. Wir zweifeln — das ist nicht gut. Der dramatische Dichter muß seine Rechnung mit unsrer Einbildungskraft abschließen, ehe der Vorhang sinkt; er darf uns nicht als Schuldner verlassen.

Speckbacher ist der Mann seines, jedes Volkes. Er ist kühn, diebesschlau, wie es sich gebühret, der Übermacht entgegen. Als er im Wirtshause am Berge Isel mit dem Herzoge von Danzig zusammentrifft, verliert er, obzwar erkannt als früheres Parteihaupt, seine kecke Fassung nicht. Ja er verhöhnt den Herzog, indem er in seiner Gegenwart eben rückkehrende Boten unter Anspielungen eines Pferdehandels über die Fortschritte des Aufstandes ausfragt und sich von einem den Feinden gelieferten Treffen berichten läßt. Das war wohl toll, übermütig, frech; wer aber in solcher Zeit der Not mutig bleiben will, der muß sich in Keckheit betrinken. Speckbacher kennt und braucht die Pfaffen, er ist nicht ihr Knecht. Daß er nicht gewußt, warum er die Franzosen befeinde, haben wir schon gehört. Es ist bei ihm, wie bei den Seinigen, eine Art Sinnlichkeit, Jagdlust, Freude am Stutz, vielleicht auch dankbare Erinnerung an die landesherrlichen Preisdukaten, die er an Schüt-

zenfesten sich wohl gewonnen. Als nach dem Frieden alles verloren, rettet er sich für bessere Tage. Er will nicht romantisch untergehen wie Hofer. Romantik ist die Auszehrung der Freiheit, die ihr fieberrote Wangen gibt, und darunter den bleichen Tod. Speckbacher ist der Tatenheld des Dramas; Hofer ist nur der Leidensheld eines Romans.

Der Priester *Donay*, ein Judas bis auf die Reue, liefert den frommen Hofer zu gewissem Tode aus. Er ist ein arithmetischer Schurke, eine hölzerne, leblose Rechenmaschine des Eigennutzes. Solche Menschen gibt es zwar im Leben; aber wir erkennen sie nicht, sie sind zu fein. Auf der Bühne aber, durch das Vergrößerungsglas der Kunst gesehen, machen sie uns Ekel und Grauen. Dort muß ein Bösewicht kalt sein oder heiß, das Fieber der Leidenschaft muß ihn beherrschen. Eine gesunde schlechte Natur können wir nicht hassen, sie ist von unserm Herzen gar zu weit. Dieser Priester, da er dem Grafen Barraguay den versteckten Hofer herbeizuschaffen verspricht, bedingt sich seinen Lohn so gemein wie ein Taglöhner; er fordert sein Trinkgeld. Er ist ein schlechter Geselle, kein Meisterschurke. Ihm gegenüber steht der Kapuziner *Haspinger*, ein braver Mann, so viel man mit einer Standesvorliebe brav sein kann. Die Kirche ist ihm alles. Zwar kämpft er wacker mit, während Donay seine Haut schont, aber von Treue und Vaterlandsliebe ist auch bei ihm kein Wort. Den Bruder Donay kann er nicht ausstehen. Das ist gewiß kein Handelsneid; aber es scheint oft so. Diese beiden geistlichen Herren bilden den Dampf der Machine, der sie treibt. Man sieht ihn nicht, man spürt ihn nur. Nun ist zwar die Insurrektion der Tiroler eine Dampfmaschine gewesen; aber auf der Bühne soll es für die Zuschauer keine Geheimnisse geben. Der Dichter hätte uns den Kessel, den Ofen, die Räder, den Maschinenmeister zeigen sollen. Der Kessel

platzt, alle Spur geht verloren, und wir wissen nicht, wo das Leben war und woher der Tod gekommen.

Was ist der *Nepomuk von Kolb* für ein Mann? Der Dichter nennt ihn im Personenverzeichnisse einen Abenteurer. Aber ist er das? Ein Abenteurer ist ein kleiner bürgerlicher Held, der, seine kleine Kraft und seinen kleinen Mut zu üben, kleine bürgerliche Gefahren sucht und es mit ihnen aufnimmt. Er wagt falsche Würfel, Stockschläge, Zweikämpfe, das Gefängnis, die Polizei, und tritt ganz nahe zum Pranger heran. Er ist ein angenehmer Schwätzer, macht Glück bei den Weibern, gibt sich für einen Edelmann aus, ist Protestant und Jesuit, Demagog und Spion, verliert sich oft im Staatsgefängnisse, rettet sich wunderbar, schreibt Memoiren und lügt sehr. Kolb tut nichts von dem allen. Vielmehr wagt er den Pulverkrieg, führt eine Schar an und kämpft gegen die Franzosen. Ist er ein Betrüger oder ein Dummkopf? Eher das erste wie das andere; ich halte ihn nicht für so dumm, als der feine Donay meint. Im Lande gilt er für einen Schwärmer; man nennt ihn den *Fluch der guten Sache, den ausgelassenen Nepomuk von Kolb.* Aber Kolb beträgt sich nicht wie ein Schwärmer, sondern wie einer, der sich über Schwärmer lustig macht, er karikiert ihre Sprache. Denkt ein wahrer Schwärmer an Geld? Aber Kolb spricht zweimal davon. Er sagt einmal zu Donay:

> Wo sahst du Witz bei leerem Beutel blühn?
> Donay! ich bin erschrecklich im Verfall.
> Kein Engel spricht, und alle Gläub'ger schrein.

– und ein andermal sagt er zu seiner Schar:

> Kommt, meine Kerle, keines Groschens mächtig,
> Doch all von Mut und tapfern Taten trächtig!

Kolb ist ein Volksnarr, der Harlekin der Insurrektion, aber weder ein Schwärmer noch ein Abenteurer.

Jetzt zu dir, arme *Elsi.* Ach! es ging dir sehr schlimm im Leben und im Gedichte. Elsi ist Wildmanns Frau, des Wirtes am Isel. Bei diesem kamen oft die Tiroler Eidgenossen zusammen. Dort kehrte auch der Oberstlieutenant Lacoste, im Gefolge des Herzogs von Danzig, ein. Der Franzose verführte das junge Weib. Hat er das wirklich getan? Es wäre sehr gut, wenn man das glaubte, der Elsi und der Tragödie willen; aber ich glaube es nicht. Hat Elsi ein Boudoir? Trinkt sie Tee? Schläft sie bis an den hellen Tag? Trägt sie Marabufedern? Das alles nicht. Nein, Elsi wurde nicht verführt, sie verließ ohne Sträuben den rechten Weg. Das merke man sich, es hat Einfluß. „*Alter* mürrischer Wildmann" — sagt einmal Hofer. Das ist's. Wildmann entdeckte das Verständnis. „Seit gestern weiß ich's" — sagt er zu seiner Frau. Er verstößt sie, er jagt sie aus dem Hause. Sie weint und fleht vergebens. Der Mann sagt: die Untreue könnte er ihr verzeihen;

> Doch daß du deine Ehre hast vergeudet
> An meinen Feind, an unsers Landes Feind,
> Das ist's, was Milde aus dem Busen weist,
> Barmherzigkeit zur Sünde macht und Mitleid
> Zur feigen Schwäche.

Der Kampf zwischen Erbarmen und Gerechtigkeit in Wildmanns Brust, in Wildmanns Munde, ist sehr schön geschildert; aber ich weiß nicht, warum das Gefühl, das der Dichter so geschickt in uns weckte, nicht recht gedeihen will. Die Empfindung kann nicht zur Ruhe und nicht zur Unruhe kommen. Sollen wir das treulose Weib verdammen? Aber die Verräterin am Vaterlande verachten wir, und was wir verachten, mögen wir beschämt, doch nicht bestraft sehen — der Schmerz brennt die Schande weg. Sollen wir die Bürgerin verdammen? Aber die Liebe, selbst die entartete noch, jammert uns . . . Die

verstoßene Elsi verläßt das Haus und läuft dem Oberstlieutenant Lacoste nach. Sie läuft? Ja, sie muß laufen, der Weg ist weit. Sie geht bis nach Villach in das Hauptquartier des Vizekönigs, wo sich Lacoste aufhält. Sie läßt sich bei ihrem Freunde melden. Der Bediente sagt: eine junge Frau, sie heiße Elsi, wolle ihn sprechen. Der Franzose antwortete barsch, er kenne das Weib nicht, er kenne keine Elsi. Das ist hart; aber der Krieg ist auch hart. Hat der Franzose nicht recht, wenn er sagt:

Das wär' zu harte Strafe unsrer Sünden,
Wenn sich die Schönen, die die Langeweile
Von ein paar müß'gen Stunden uns vertrieben,
Gleich Furien an unsern Fersen hingen –?

Das arme Weib, so schnöde abgewiesen, fällt in Verzweiflung und Wahnsinn, taumelt fort und schleicht von Elend zu Elend. Überall verhöhnt und weggestoßen, gerät sie in ein wildes Felsental, wo sie mit dem unglücklichen flüchtigen Hofer zusammentrifft. Die Szene dieser Begegnung ist schön, sehr schön. Der gute Hofer macht keinen Unterschied zwischen seinem eigenen unverschuldeten Mißgeschicke und dem verschuldeten des gefallenen Weibes; er sieht nur einen gemeinschaftlichen Schmerz. Aber Elsi ist so ruhig, so fürchterlich ruhig. Sie fühlt keine Schmerzen mehr, der Brand ist schon in ihrem Herzen. Hofer sucht sie zu trösten. Wildmann, erzählt er ihr, habe ihm zugesagt, sie wieder aufzunehmen. Es sei zu spät, antwortet Elsi. Sie bekennt, daß sie ein blutiges Vorhaben pflege, und Hofer kann ihren Sinn nicht ändern. Sie kehrt, da es dunkel ist, in das Haus ihres Mannes, den der Krieg entfernt, zurück. Ihr Kind und das Gesinde schickt sie unter einem Vorwande fort. Lacoste kehrt ein. Der Weg im Dienste führte ihn vorbei, er ist müde und will da übernachten. Als Lacoste schläft, legt Elsi Feuer an und verbrennt das Haus und den alten Freund. Dann stürzt sie sich in einen Abgrund... Das ist ein nieder-

trächtiger Mord! Glaube Elsi ja nicht, uns mit ihren schönen Reden zu täuschen, wenn sie spricht:

> Ein tirolisch Weib
> Kann sich vergessen; aber aufgeschreckt
> Vom eklen Rausch, bedeckt sie ihre Schande
> Und ihren Schänder mit dem tiefsten Dunkel.
> Was aber ist wohl dunkler als das Grab?

Nicht der Rausch, der Durst hat sie zur Besinnung geführt; nicht die Reue über ihr Verbrechen, der Verdruß, das Verbrechen nicht fortgesetzt zu haben, brachte sie zur Buße. Sie bringe sich um; aber was hat ihr Lacoste getan, daß sie ihn meuchelmordet? Er hat sie schnöde fortgeschickt – aber sie ließ ihm ja nicht sagen, daß sie ihr Mann verstoßen habe, daß sie eine Zuflucht bei ihrem Freunde suche! Sie ließ sich melden zum Besuche, Lacoste dachte, sie käme zum Zeitvertreibe, und ihr die Zeit zu vertreiben, ließ ihm im Hauptquartier seine Pflicht keine Zeit. Nein, diese Rache war nicht tirolisch, und sie verunziert die schöne Bewegung des Landes, die, als solche vorzustellen, sich doch der Dichter so sehr bemüht hat. Das, was Elsi getan, war kein gerechter Aufstand gegen die Franzosen, das war freche Empörung gegen die Natur.

Etwas sehr Wahres, Schönes, aber zugleich Bedenkliches hat der Dichter in seiner Vorrede bemerkt. Er hat eine Saite berührt, die er lauter hätte sollen tönen lassen, die aber freilich, zu stark angeschlagen, gar leicht springt. Er sagt: „Eine besondere Schwierigkeit, dem deutschen Theater, wie es gegenwärtig ist, gemäß zu dichten, liegt darin, daß das Publikum vorzugsweise nur von dem Deklamatorischen und Rhetorischen, nicht aber von dem Poetischen und Charakteristischen angesprochen wird. Der abgesonderte und einsame Zustand, worin die meisten Deutschen leben, begünstigt die Neigung, sich gewisse prächtige Gesinnungen und Gedanken vorzusagen

und dem einförmigen Strome einer einseitig angeregten Empfindung bis ins Unendliche zu folgen. Alles, was ihnen in solcher Form und von solchem Gehalte von andern geboten wird, ist ihnen gemäß. Ein sozialer und öffentlicher Zustand dagegen fordert notwendig zur Gestalt auf und bildet den Sinn für Gestalt aus ... Das Deklamatorische und Rhetorische führt, konsequent ausgebildet, zur Zerstörung des eigentlich Dramatischen. Es bewirkt, daß den Personen Sentenzen und Schilderungen in den Mund gelegt werden, die weder aus dem Charakter noch aus der Situation hervorgehen." — Aber wie ist das zu ändern? Der Bühnendichter kann sich sein Volk nicht umgestalten, das Volk erzieht sich seine Bühne. Schauspiele sind für die Menge, und was der Menge nicht gefällt, berührt sie gar nicht. Der Deutsche liebt Reden, die Rede ist ihm die geliebte Suppe; der Dichter mag etwas Handlung hineinbrocken, aber nicht zuviel, sie muß Platz zum Schwimmen haben. Wir denken gut und reden schlecht, reden viel und tun wenig, tun manches und vollbringen nichts. Aber unsere Gleichgültigkeit gegen Handlungen entspringt nicht aus unsrer Vorliebe für Worte, sondern umgekehrt, unsre Vorliebe für Worte entspringt aus Scheu vor Handlungen. Die keuschen Deutschen wenden ihre Augen weg vor jeder nackten Tat. Es geschieht etwas ohne Umstände — pfui, wie abscheulich! Wir gleichen den verschämten Söhnen Noahs, die über ihren entblößten betrunkenen Vater rückwärts schreitend ihre Kleider warfen. Aber Worte sind die Kleider der Taten. Bei uns machen nicht bloß Kleider, auch Worte machen Leute. Diese Tatenscheu hat ihren Grund in der Geheimnissucht, die uns angeboren, die wir geerbt. Wir tun gern *nichts;* denn das nicht Geschehene bleibt am leichtesten verschwiegen. Das Geheimnis ist unser Gott, Verschwiegenheit unsere Religion. Wir lieben die Stille und das Grauen. Bei uns hat

jeder seine Geheimnisse oder sucht sie, der Bettler wie der König. Der Minister möchte gerne jede Bombe im Kriege mit Baumwolle umwickeln, daß man sie nicht fallen höre, und der Polizeidirektor meint, der Staat würde zugrunde gehen, wenn der Bürger erführe, daß sich sein guter Nachbar am Morgen erhenkt hat. Wer von uns den Jüngsten Tag erlebt, wird viel zu lachen bekommen. Was Gott unter zwanzig Bogen spricht, wird zensiert werden, und wenn die Welt brennt und das Fett schmilzt von den Sündern herab, wird die Polizei bekanntmachen: „Unruhestifter haben das Gerücht verbreitet, es sei heiß in der Welt; aber das ist eine hämische Lüge, das Wetter war nie kühler und schöner gewesen. Man warnt jedermann vor unvorsichtigen Reden und müßigem Umherschweifen auf der Straße. Eltern sollen ihre Kinder, Lehrer ihre Schüler, Meister ihre Gesellen im Hause behalten! Man bleibe ruhig! Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." ... Und dann wird die Welt untergehen und ruhig werden, und dann wird die ganze Welt deutsch sein. Handlung – Gestaltung – woher? Ich wollte lieber verdammt sein, alle Hochzeitgedichte für alle Philisterbräute in Deutschland zu machen als Schauspiele für ihre Väter, Männer und Brüder. Worte, Worte, Worte. Es gibt nur ein einziges Drama, das dem Deutschen gefällt, ihm angemessen und doch dabei schön ist, musterhaft und höchst vollendet – *Hamlet.* Aber ein Shakespeare mußte kommen, es zu dichten, ein Zauberer, der alles kann.

38.

Die Familie Anglade
oder
Der Schmuck

Schauspiel von Freiherrn v. Thumb

[1818]

Ich kenne nichts Abgeschmackteres als den Schicksalskampf der Menschen mit den bürgerlichen Gesetzen *unserer* Tage als den Stoff eines poetischen Kunstwerks zu bearbeiten. Es ist das widerliche Gemälde einer schwachen Raupe, die sich gegen die tückische Nadel bäumt. Das Verderben und der Untergang, den mannigfaltige Gesetzgebungen arglosen Bürgern bringen, sind politische Krankheiten und Todesarten, mit denen, gleich mit den leiblichen, die menschliche Freiheit, wie sie im Drama hervortreten soll, in keine Berührung kommen kann. Da Brutus die Stimme der Natur vor der des Gesetzes schweigen und seinen Sohn hinrichten ließ; da jener großherzige Römer sich selbst das Schwert in die Brust gestoßen, weil er es an einem verbotenen Orte entblößt und sein eigenes Gesetz übertreten hatte – da geschah es um des Vaterlandes willen. Hier ist ein geistiges, veredelndes und verschönendes Prinzip. Wer aber jetzt am Bürger stirbt oder in die Klemme kömmt, der unterliegt einem heimtückischen Hof- oder Wechselrechte, und lieber bringe man einen Kampf mit dem Lindwurm auf die Bühne als diesen. Wenn, wie in der Familie Anglade, der Polizeikommissär einen unschuldigen Mann, den er auch dafür hält, unter das Henkerbeil zu bringen gesonnen ist, bloß um einer albernen Gerichtsordnung zu huldigen, und der Mensch dabei noch hochherzige Gesinnungen auskramt und sein Pflicht- und Ehrgefühl hervortut: dann möchte man solchen Kerl durchprügeln und lieber unter wilden Tieren wohnen

als in einer gesitteten Gesellschaft, wo man aus Amtstugend seine besten Freunde hängen läßt. Darum hat sich der Dichter bei der Wahl seines dramatischen Stoffes vergriffen. Die hier zugrunde liegende wahre Geschichte, wie sie in den Causes célèbres enthalten ist, gewährt eine bessere Unterhaltung.

39.

Emilia Galotti

Von Lessing

[1820]

Wenn am Ziele der Wanderung eine schöne Landschaft für den rauhen, steilen und mühsamen Weg belohnt, so mag nicht minder ein reizender Weg für ein unerfreuliches Ziel Ersatz geben. Solches geschieht mit *Emilia Galotti*. Bei Virginius, dem Vorbilde Odoardos, stand der Vater im Solde des Bürgers, und man sieht nur mit freudiger Rührung ein frommes Lamm auf dem Altare der Freiheit bluten. Aber wenn die schreckliche, unnatürliche Tat, wie hier, vergebens geschieht, wenn der Vater seine Tochter ermordet, nicht für die Götter oder das Vaterland, nicht um ihre Herzensreinheit zu bewahren, die er keiner Verderbnis fähig hält, sondern nur um ihre anatomische Unschuld zu retten, so wendet man sich mit Abscheu vor einem solchen Anblicke zurück. Auch die Sittenlehre aus dem Munde des Prinzen befriedigt die gerechte Forderung des Zuhörers nicht. Die Wahrheit wäre mit einem solchen Opfer zu teuer bezahlt, die Lüge ist es um so gewisser. „Ist es, zum Unglücke so mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?" Nein, mein Prinz! die Verantwortlichkeit der Minister gilt nur in Staatssachen; wo Fürsten beginnen Menschen und wo sie aufhören menschlich zu sein, da treten sie unter das

Gesetz der Sitten. Gute Fürsten haben auch immer gute Ratgeber gefunden.
Aber wie reizend sind die Irrgänge des Dichters, und selbst der Unnatur der *bürgerlichen* Schauspiele, deren Vater Lessing war, sieht man gern nach, wenn sie so voll hohen Adels sind wie bei ihm. Wie wahr sind die Charaktere aufgefaßt, wie naturtreu und scharf, und doch kühn und geistreich, sind sie umschrieben, und wie fein schattiert. Es wird dem Leser oder Zuhörer kein Spielraum zum Irren gegeben; er muß die Personen ganz so ansehen, wie sie ihm erscheinen sollten. Wie faßlich und willkommen sind die Kunstlehren und Kunst-Liebegeständnisse in der Malerszene. Welche männlich kräftige und zugleich anmutige Sprache überhaupt. Man bedauert, daß Lessing unter den Deutschen nur sich selbst zum Vorbilde nehmen konnte und die schönsten Erfindungen seines Geistes an unterirdische Grundsätze, worauf die nachgeborenen Dichter ins Freie bauten, verwenden mußte. Dreißig Jahre später wäre er genußbringender und unsterblich geworden.
Die kunstfertige szenische Darstellung solcher Dramen findet Hindernisse, die nicht bloß in dem darstellenden Künstler liegen, sondern auch in der gegenwärtigen Zeit und ihren Schauspieldichtern. Jene hat die scharfe Sonderung der Stände im bürgerlichen Leben, die noch zu Lessings Tagen obwaltete, abgestumpft. Die Großen sind herab-, die Niedrigen hinaufgestiegen; diese und jene sind durch so viele Hände und Schicksale gegangen, daß sie ihr Gepräge verloren haben und sich nur noch durch den Metallwert unterscheiden. Das Zunftwesen und die Häuslichkeit sind aufgehoben, und keiner ist mehr Herr in seiner Werkstätte, noch fremd in eines Fremden Hause. Man hindert sich wechselseitig, und es geschieht nichts. Daher viel Kraft und wenig Taten, viel Geist und wenig Gedanken, viel Emp-

findung und wenig Teilnahme, viel Licht und wenig Farben. Wo sollen unsere Schauspieldichter die Vorbilder zu bürgerlichen Charakteren hernehmen? Sie können ihr Talent nicht üben und müssen es aus Mangel an Übung endlich verlieren. Alle ihre Personen sind daher humoristisch, und der ganze Theatereffekt beruht darauf, daß sie im letzten Akte aus dem Charakter stürzen. Der unverschämte Betrüger wird beschämt, die Spröde zuvorkommend, der unerbittliche Vater gerührt, die Eifersucht geheilt, der Bösewicht gebessert, der Wildfang gesetzt. Den Schauspielern ist hierdurch eine köstliche Zwickmühle aufgetan. Geht es nicht auf diese Weise, so geht es auf die andere. Da sie, wie die Personen, die sie darzustellen haben, nicht wissen, was sie wollen, und ihr Spiel gleich den gespielten Charakteren ohne bestimmte Richtung hin und her schwankt, so wäre es ein seltener unglücklicher Zufall, wenn sie nicht in einem Abende einmal zusammentreffen und glückliche Momente haben sollten. In einem Kotzebueschen Stücke kann auch ein gewöhnlicher Schauspieler nicht durchaus schlecht spielen; aber in den Dramen Lessings, wo die plastischen Dimensionen kein Zurückbleiben und keine Überschreitung dulden, kann er dieses allerdings. Aus den angeführten Gründen darf in gegenwärtiger Zeit nur was *jetzt* möglich ist, gefordert werden, und von diesem Möglichem ist bei der Darstellung der *Emilia Galotti* manches geleistet worden.

Durch Vortrauer, Schmerz und Klage geht Emilia zum Tode. Sie erscheint zuerst unter dem Nonnenschleier des Grabes, dann als geschmücktes Schlachtopfer. Ihre heitere Vergangenheit liegt hinter der Bühne. Keine Kraftäußerung, keine Helle; ihr Spiel sei leise und düster, gleich einer sinkenden Lampe, und das augenblickliche Aufflackern der Heiterkeit, während sie mit Appiani vom Hochzeitkleide redet, mache das Nachtstück nur

noch schauerlicher. Sind dieses die Forderungen an die Rolle der Emilia, so ließ Demoiselle *** nichts zu wünschen übrig. – Herr ***, als Odoardo, bewährte seine ausgezeichnete Gabe, mit dem Anstande des Weltmannes die Biederherzigkeit eines schlichten Bürgers und die Gemütlichkeit eines Hausvaters zu vereinigen. In bezug auf Nachfolgendes wird bemerkt, daß er einer der wenigen von den Mitgliedern unserer Bühne ist, die das Gebieterische der Vornehmen als ein angebornes Recht unbefangen auszuüben verstehen und nicht, gleich Emporkömmlingen, Eilfertigkeit aus Furcht, Arroganz aus Mißtrauen und barsches Wesen aus Schwäche damit verbinden. Manche andere wissen nicht einmal, wie man dem Kutscher befiehlt, anzuspannen. – Herr *** spielte den Prinzen. Von dem Fürsten hatte er nur das Staatsrechtliche, von dem Hofmanne nur die Charakterlosigkeit, von dem Liebenden nur das Lächerliche. Er war hart, wo er fest, morsch, wo er weich, schwach, wo er nur nicht gebieterisch sein sollte. Ist es denn so schwer, sich in einen Fürsten hineinzudenken, da doch jeder ein Fürst in seinem Hause ist und wenigstens im Bedienten einen Untertan zählt! *Hoheit* ist nicht ungemessene *Breite;* die Hochgestellten sehen ihren Untergebenen aus der Vogelperspektive, und sie haben nicht nötig, den Gehorchenden Platz und Rede wegzunehmen, um sich auszudehnen. Man hörte es Herrn *** an, daß er erst seit sechs Uhr auf dem Throne sitzt. Wenn er als Herr sprach, imponierte er, als müßte er sorglich dem Widerspruche zuvorkommen und gebrauchte die ganze Artillerie der Macht, um einen furchtsamen Hofmann zu schrecken, der schon vor dem Schalle des leisesten Wortes zurückfährt. Dann beging er den Fehler, die Personen nicht anzusehen, mit denen er sprach, und weit von ihnen entfernt zu bleiben. Das gehört nicht zur Fürstengrazie. Es ist sehr unbequem, mit einem zu reden,

der hinter dem Rücken steht, aber Fürsten machen sich's bequem; und was den räumlichen Abstand betrifft, so mag wohl der Untergeordnete ehrerbietig zurücktreten, aber der Vornehme muß ihm immer wieder auf den Leib rücken. Den Regierungsgrundsatz, die Untertanen in der Entfernung zu halten, dehnte Herr *** sogar auf leblose Sachen aus; denn als er das Bildnis der Orsina betrachtete, das nur zwei Fuß hoch war, blieb er fast die ganze Zimmerweite davon ab stehen, als wäre es ein Freskogemälde, und dennoch wird von den Augen und dem Munde der Gräfin gesprochen, die man doch in solcher Entfernung unmöglich genau sehen konnte. Die Szene mit dem Maler mißlang ihm im höchsten Grade. Die feinen Bemerkungen, die der Dichter dem Prinzen in den Mund legt, wurden mit gar keiner Feinheit und als wären sie nicht verstanden worden, vorgetragen. Auch gegen den Maler war Herr *** zu vornehm zurückhaltend. Der Prinz liebte die Kunst und die Künstler und mußte also herablassender und freundlicher gegen Conti sein, als es Herr *** war. Um von den vielen Beispielen falscher Deklamation nur eines herauszuheben, hatte Herr *** die Worte, mit welchen er den Maler verabschiedete: „Lassen Sie sich für beide Porträte bezahlen, was Sie wollen, so viel Sie wollen, Conti" mit dem höchsten Pathos gesagt und mit den prächtigsten Gebärden begleitet (wie die Schauspieler es oft tun, wenn sie eine Rede schließen, weil sie glauben, diese müsse immer wie eine Rakete, ehe sie verlischt, knallen und platzen); diese Betonung war höchst unzeitig. Es hörte sich an, als brächte der Prinz mit Anstrengung ein Opfer. *Viel Geld* mag dem Künstler ein wichtiges Wort sein, aber einem Fürsten, der nur zu seinem Schatzmeister schickt, ist es keines; der Prinz wollte nur seine Zufriedenheit ausdrücken, und dieses mußte mit Ruhe geschehen, wenn auch mit Nachdruck. – Man könnte dem *Marinelli*, die-

sem Großvater aller theatralischen Hofschurken, gram werden wegen der unleidlichen Brut von Söhnen und Enkeln, die er in die Welt gesetzt und mit welchen er seit fünfzig Jahren unsere Bühnen übervölkert hat. Es ist nicht die Schuld des Ahnherrn, wenn seine Nachkommenschaft ausgeartet ist; er hat ihnen die besten Grundsätze hinterlassen, und er selbst steht vollendet da als Schmeichler, Sünder und Verführer. Wie unverschämt entblößt er sich gleich bei seinem ersten Auftritte, wo er, dem Prinzen gegenüber, die Gräfin giftig verlästert, vor der er einige Wochen früher noch im Staube lag. Herr *** ist sonst Meister in solchen Rollen und bewährte sich auch heute als solcher, indem er die Grundzüge dieses Charakters richtig auffaßte und darstellte. Aber nur die *Grundzüge*, im Kolorit war einiges verfehlt. Er war etwas zu steif und unrührig. Der Prinz ist jung und liebt und mochte wohl einem solchen sein Vertrauen schenken, der sich ihm herzlich hingab, nicht aber fest, schroff und dürre, wie ein Felsen im Meere, selbst in seiner Untertänigkeit eine imponierende Selbstbeherrschung zeigte und durch sein Lauern und seine Ruhe, der Leidenschaft gegenüber, beschämend und unbehaglich sein mußte. Auch zeigte Herr *** überall zuviel Hohn. Das liegt nicht in der Rolle. Bösewichter solcher Art tun keine Schandtat aus Liebhaberei, sondern nur, weil sie ihnen Vorteil bringt, und daher ohne die Grimasse der Sünde, so wie sie ohne die Verklärung der Tugend auch etwas Gutes tun, wenn es ihnen nützlich ist. Nur die bessern Menschen begehen eine Übeltat *mit* Leidenschaft, weil sie sie nur *in* Leidenschaft begehen. — Die Rolle der Gräfin *Orsina* ist ungemein schwierig. Der Verstand, einen Charakter so aufzufassen, wie ihn sich der Dichter gedacht hat, und die Kunstfertigkeit, ihn getreu nachzubilden, reichen hier nicht hin. Denn der wahre Charakter der Gräfin erscheint nicht auf

der Szene. Ihr Geschick hatte sie mürbe gemacht, sie so, wie der Maler Conti ihr Bildnis, umgestaltet, worüber der Prinz sich äußerte: „Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Ansatz zu trübsinniger Schwärmerei in sanfte Schwermut verwandelt." Die Stolze erscheint gedemütigt, die Spötterin verspottet, die giftige Eifersüchtige sich mit Recht gekränkt fühlend. Da ihre Strafe größer ist als ihre Schuld, so kann man der Unglücklichen das Mitleid nicht versagen. Frau ***, eine vorzügliche Künstlerin im tragischen Fache, und die immer *bedenkt*, was sie tut, hat ihr Spiel meisterhaft durchgeführt. – Nicht so Herr *** als Maler Conti. Er hatte sich das Ansehen eines funfzigjährigen Mannes gegeben, war altväterisch gekleidet, sah aus wie ein Prokurator und betrug sich auch darnach. Was auch der Kostümschlendrian gefordert haben mag, ein Maler hätte sich wohl etwas malerischer kleiden dürfen. Die steife Untertänigkeit war einem sich fühlenden Künstler nicht angemessen, hier am wenigsten, wo der Prinz herablassende Freundlichkeit zeigte. Alle das Feine, Gedankenreiche und Empfindungsvolle, was Conti zu sagen hatte, ging durchaus verloren, da es im dürren Professortone hergesagt wurde.

40.

Das Taschenbuch

Drama von Kotzebue

[1818]

Fouquet, Ludwigs XIV. Finanzminister, einer jener großen Schwämme, die den Schweiß des Volkes abtrocknen, um ihn einzusaugen, mißfiel seinem Gebieter, weil er, der Diener, seinen Herrn überglänzen wollte und in einer Neigung des Herzens ihm zu begegnen wagte. Da erinnerte man sich, daß seine Verwaltung schon längst untreu gewesen, und stellte ihn vor Gericht. Pe-

lisson-Fontanier, ein gelehrter Mann, Fouquets Vertrauter und erster Schreiber, wußte seinem bewachten Herrn die Nachricht von der Vernichtung gewisser ihn anklagender Papiere nicht anders mitzuteilen, als indem er den Schein annahm, er wolle gegen ihn zeugen. Als Fouquet durch die Schurkenmaske seines Vertrauten endlich dessen Edelmut erkannte, entstürzten Tränen seinen Augen. — Das ist die Begebenheit, welche diesem Drama den Stoff gab. Kotzebue hat ihn gewandt genug behandelt. Liebe und Schurkerei, Untertanentreue, Freundschaft und Soldatenehre sind nicht ungeschickt miteinander verbunden. *Soldatenehre!* ja *die* hätte aus dem Spiele bleiben sollen, es ist ein unbequemer Stoff für einen Bühnendichter. Welche Stellung einem Manne geben, der der Ehre, nicht dem Vaterlande dient und welcher nichts Tadelnswertes darin findet, einen Widersacher seines Fürsten ungeahndet entwischen zu lassen, wenn er nur dabei den Schein der Pflichterfüllung sich zu bewahren wußte?

* Herr *** spielte den Festungskommandanten ganz gut. In mehreren Szenen, die auf dem Zimmer vorgehen, behielt er den Generalshut auf dem Kopfe, sogar in Gegenwart eines Frauenzimmers. Warum? Ist dies Gebrauch in einer belagerten Festung? — Demoiselle Lindner, eine der vorzüglichsten Künstlerinnen unserer Bühne, trat nach einer langen Abwesenheit heute zum ersten Male wieder auf. Man hätte ihr Gelegenheit geben sollen, in einer glänzenderen Rolle als die der Amalie sich für die Beifallsäußerungen, mit welchen sie empfangen worden, dankbar zu bezeigen. Frauen vom höchsten Zartgefühle haben es gerügt, daß Amalie, in der Wärme ihres Gesprächs, nicht bloß ihrem Vetter Eduard (welches verzeihlich sei, da sie ihn liebe), sondern auch dem Baron Schwarzenthal (dem ja eine Abweisung zuteil geworden) ihre Hand so freigebig hingereicht

habe. Sie meinten: diese Außenwerke des weiblichen Herzens dürfe man nur dann überliefern, wenn man zu mehrerem geneigt sei; wo aber keine Herzlichkeit stattfinde, da sei Zurückhaltung mit solchen wichtigen Gunstbezeugungen Pflicht und Klugheit. Ich schreibe diesen Tadel nieder, wie er mir aufgedrungen worden; ich selbst habe weder Einsicht noch Erfahrung in solchen *Händeln.* – *

41.

Der Tagsbefehl

Drama von Töpfer

[1820]

Der Herzog und Feldherr hatte den Tagsbefehl oder eigentlich den Nachtbefehl gegeben, *kein Brief solle mehr geschrieben werden und kein Licht im Lager brennen, bei Todesstrafe.* Doch wenn jeder vor Mars zittert, der kleine Amor fürchtet sich nicht und tut, was er will. Rittmeister Hellwitz hatte den Abend vor der Schlacht gute Nachrichten von seiner Geliebten erhalten. Sie läßt ihn wissen, daß sie ihm Herz und Hand schenke und daß die Mutter alles zufrieden sei. Der Glückliche befindet sich allein in seinem Zelte und ist, soviel man in der Dunkelheit sehen kann, sehr entzückt. Er sagt: Ich möchte dem Engel noch heute meine Dankbarkeit bezeigen und meinem Herzen Luft machen, ehe vielleicht morgen in der Schlacht eine Kugel es tut. Zwar ist das Schreiben bei Todesstrafe verboten, aber wer wird es sehen? Er nimmt Feuerstein, Zunder und Stahl, schlägt Licht, zündet eine Öllampe an, setzt sich hin und schreibt. Da tritt unvermutet der Herzog mit Begleitung ins Zelt. „Was schreibt Er da?" – Der erschrockene Rittmeister: An meine Braut – „Was hat Er verdient?" – Den Tod – „So schreibe Er noch drunter: ich sterbe durch das

Kriegsgericht." – Fußfall, Flehen um Gnade. Hilft nichts, muß sterben, wird abgeführt. Im zweiten Akte nimmt der Herzog in dem Hause des Majors von Blankendorf sein Hauptquartier. Dieser ist der Vater des Fräuleins, welches den Rittmeister zum Lichtanzünden verleitet hatte. Schon vorher war der Stabsprofos angelangt und hatte die Frau Majorin um die Einräumung eines festen Weinkellers gebeten, worin er die unter seiner Verwahrung stehenden Gefangenen einsperren könne. Darauf erzählt er die unglückliche Geschichte des Rittmeisters. Da sieht das Fräulein diesen selbst geschlossen herbeiführen; alles kommt an den Tag. Ohnmacht. Der Feldherr, der unterdessen hereintritt, wird um Gnade gebeten, läßt sich aber nicht erweichen. Aber im Herzen beschließt er, den Offizier zu retten; nur den Schein der Kriegsstrenge will er bewahren. Er läßt den Stabsprofos rufen und leitet das Gespräch auf Hellwitz. Auch jener legt ein Fürwort ein. Hilft aber alles nichts. „Morgen früh wird er erschossen, mach' Er's ihm heute noch leicht, nehm' Er ihm die Ketten ab. Geb' Er aber ja auf ihn acht. Läßt Er ihn entwischen, so muß Er vierundzwanzig Stunden bei Wasser und Brot sitzen. *Hat Er mich verstanden?*" Der Profos hat ihn verstanden und läßt den Rittmeister entwischen. Dieser aber suchte nur seine Ehre, nicht das Leben zu retten. Er läuft ohne Hut aus dem Gefängnisse ins Feld, als eben die Schlacht im Gange war, ergreift eine Fahne, erstürmt eine feindliche Batterie und entscheidet hierdurch den glücklichen Ausgang des Treffens; alles ohne Hut. Der Herzog hört von der heldenmütigen Tat, läßt sich den Offizier vorführen, erkennt ihn, sagt, er wolle nicht wissen, wer er gewesen, jetzt heiße er Freiherr von Stürmer, legt die Hände der Liebenden ineinander und sagt Adieu.

Dieses ist die Großhandlung des Stückes; die Ausschnitthandlung wirft folgenden Gewinn ab. Hauptmann Graf

v. Bannewitz ist der Busenfreund des subordinationswidrigen Rittmeisters; aber von seiner Liebe weiß er nichts. Er liebt selbst das Fräulein Blankendorf und geht in seiner Unschuld hin, es der Mutter zu gestehen. Diese hat nichts dagegen, aber das Fräulein bekennt ihre frühere Neigung. — Anfänglich ist der Hauptmann in Verzweiflung, doch fällt ihm ein, daß er seinem Freunde vor mehreren Jahren eine Braut abwendig gemacht habe, und jetzt könne er ihn dafür schadlos halten. Er entsagt also und führt bei Mutter und Tochter für den Freund das Wort. Doch des Lebens satt, ladet er die unter ihm stehenden Grenadiere ein, mit ihm fürs Vaterland zu sterben, stürmt in die oben erwähnte Batterie und läßt sich erschießen.
Ein anderer Nebentreffer des Dramas besteht darin, daß der Herzog *Friedrich den Großen* vorstellen soll und von dem Schauspieler in Gang, Haltung und allem nachgeahmt wird. Ein wahres Ereignis soll hierbei zugrunde liegen, obzwar Herr Töpfer das Jahr 1750 ausdrücklich als die Zeit der Handlung bestimmt und Friedrich II. zwischen 1745 und 1756 keinen Krieg geführt hat. Auch wird in dem Stücke anachronistisch viel *gedeutscht*. Deutscher Mann, deutsche Frau, deutsches Mädchen, deutsches Vaterland, deutsche scharpiezupfende barmherzige Schwestern usw.
Man sieht, daß der Ton zu dieser Töpferware nicht von der vorzüglichsten Beschaffenheit ist. Ein Kürassierrittmeister und ein Grenadierhauptmann, beide Männer in den Jahren, die zwar die besten genannt werden, die es aber nicht zum Behufe der Liebe sind; beide Männer, die nicht bloß durch das Kriegsfeuer, sondern auch durch das Feuer der Liebe gegangen; denn sie lieben zum zweiten Male, gebärden sich so töricht, wie man es selbst einem Jünglinge nur einmal im Leben verzeiht. Mitten im Lager am Abende vor der Schlacht sind sie nur mit ihrer Liebschaft beschäftigt. Der eine handelt gegen den

Kriegsbefehl und zündet sich ein Licht an, der andere lischt sich das Lebenslicht aus und nimmt seine Grenadiere, die nichts lieben als Branntwein, mit in das Grab. Solche schwache Menschen können unmöglich Teilnahme einflößen. Die Nachgestaltung des großen Friedrichs ist eine Abgeschmacktheit und ruft das Bild des Helden ebenso widrig zurück, als es eine Wachsfigur tut. Herr Töpfer hatte vorgeschrieben, Friedrich müsse als alter Mann dargestellt werden, vielleicht weil die Nachwelt sich erst das Bild des bejahrten Königs eingeprägt hat. Da aber in dem Drama so genau auf Chronologie gesehen wird, so hätte der Dichter wissen sollen, daß Friedrich der Große 1750 erst 38 Jahre alt war. Aber von allem das Abstoßendste und das Tadelnswerteste ist das vorgeschriebene Kostüm von Anno 1750, das auch bei der Aufführung genau befolgt wurde und, trotz der Traurigkeit und stolzen Verse, sehr lachen machte. Ein Ereignis, das alle Tage geschehen kann, muß auch in die Sitte und das Gewand des Tages gekleidet, und selbst die älteren Schauspiele müssen zu diesem Zwecke abgeändert werden. Wenn man den Werther, selbst aufs herrlichste dramatisiert, gepudert und in gelben Beinkleidern heute auf die Bühne bringen wollte, würde dieses nicht den ganzen Eindruck zerstören? Die Frauenzimmer erscheinen in Reifröcken von gewichtigem reichgesticktem Seidenstoffe und in gepuderter Frisur, und als das Fräulein (eine junge Schauspielerin) mit aller Zierlichkeit einer Vaporistin des 19. Jahrhunderts in Ohnmacht fiel, machte das einen sehr untragischen Eindruck. Die Weiberkleidung der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kann nur noch mit den lächerlichen Sitten der damaligen Zeit vereint, also nur im Lustspiele, dargestellt werden. Nicht bloß weil sie jetzt aus der Mode, sondern weil sie geschmacklos ist; denn sie bildete den Übergang von der alten Sittsamkeit zur

neuen Flatterhaftigkeit und hat weder das Ehrwürdige jener noch das Anmutige dieser, ist daher lächerlich. Bei den Männern war die militärische Pedanterie ebenso abgeschmackt, ja noch störender. Der Hauptmann von Bannewitz erschien in einer Grenadiermütze von der alten Form eines Zuckerhutes. Der Degen stak so an der Seite, daß ihm nur wenige Grade an der Rechtwinkligkeit fehlten und dem Träger von hinten jeder eine Elle weit vom Leibe bleiben mußte. Wäre er auch vorne so geschützt gewesen, hätte ihm Amor nie beikommen können. Jetzt denke man sich nur die vorgeschriebene militärische Haltung aus dem Schlesischen Kriege. Der Hauptmann stand vor der Geliebten und Schwiegermutter wie ein Korporal, der rapportiert. Wenn er mit dem Kopf sich bewegte, glänzte bald die Blechseite, bald blendete die hintere rote Seite der Mütze. Er war ein vollkommener Hanswurst. Mitten in der Liebeserklärung trommelte störend der Generalmarsch. An dem verliebten Kopfe des un-untergeordneten Rittmeisters flatterten zwei gepuderte Taubenflügel, und da er sagte: „Ich bin ein Mann und trage einen Orden", konnte man ihm nur die Hälfte glauben, nämlich die letztere. Man mache uns doch nicht toll mit solchem Unsinne! –

42.

Die deutsche Hausfrau

Schauspiel von Kotzebue

[1821]

Ein Schauspiel ohne Gehalt und ohne Gepräge. Tugend gibt keinen Charakter; sittliche Handlungen, nicht sittliche Gesinnungen können Stoffe des Dramas sein. Amalie hat nur die Gattungszeichen, nicht die Persönlichkeit edler Menschen. Und warum *deutsche* Hausfrau? Die Bühne und die Tugend kennen kein Vaterland. Und was

ist das wieder für eine jämmerliche Abfinderei mit der Ehre, die sich der General von Zabern erlaubt? Er hat eine Verräterei entdeckt und fühlt, daß es seine Pflicht sei, sie zu bestrafen; aber aus Freundschaft will er nachsehen. Gut, so mag er ein Opfer bringen und sich infam kassieren lassen. Aber das will er auch nicht. Er hat nicht den Mut, seine Pflicht zu verletzen noch sie zu erfüllen, und so läßt er geschehen, daß ihm die Frau des Verbrechers den beweisenden Brief *sanft* aus den Händen nimmt und ihn verbrennt. Jetzt ist er beruhigt. Darum laßt, um der Musen willen, die Hof-Soldaten aus euern dramatischen Spielen! Was kann diesen Marionetten begegnen? Sie *gehen* ja nicht; nur treffen kann sie etwas, wie der Blitz den Baum. Aber solche Schicksalshölzer können wir nicht brauchen.

43.

Das Kind der Liebe

Schauspiel von Kotzebue

[1821]

Schon die Exposition ist prächtig! Wilhelmine, die Tränenweide, steht auf der Landstraße, und zum Behufe der Rührung werden alle mögliche Menschen, Soldaten, Bauern, Bäuerinnen, Jäger, Wirte, Pächter, Juden an ihr vorbeigeführt. Diese armen Leute müssen reisen, um uns zu rühren und selbst gerührt zu werden, oder um nicht gerührt zu werden und uns hierdurch um so mehr zu rühren. Welch erschrecklichen Hunger und Durst hat die arme Frau! Wie rührend ist es, wenn der brave Sohn die Mutter mit Brot und Wein ätzet! Welche Natürlichkeit! Jawohl; doch um die Hälfte des Eintrittpreises könnet ihr im nächstgelegenen Gäßchen noch viel natürlicheren Jammer sehen und auch stillen zugleich. Wie spitalmäßig die kranke Wilhelmine aus einer Ohn-

macht in die andere fällt! wie herzbrechend! Ach, jawohl, der große Kotzebue! Warum er nun bei seiner hohen Dichtergabe, der nichts zu hoch war, nicht auch eine Kindbetterinstube dramatisiert hat, vor, während und nach der Geburt, zum Nutzen der Hebammen? – Warum er nicht ein Schauspiel geschrieben hat, genannt: *Das hitzige Fieber*, wo im fünften kritischen Akte der Schweiß ausbricht? So ein dramatisches Klinikum hätte tüchtige Mediziner gebildet ... Die kranke Wilhelmine, was sie schwätzen kann, trotz ihrer Schwäche, es ist zum Erstaunen! Die gesündeste Männerlunge tät' es ihr nicht nach. Fräulein Amalie ist ein Gänschen ohnegleichen. Dem Vater, der sie fragt, ob sie Grillen habe, antwortet sie: „Wenn man die Grillen vertreiben will, so muß man Erbsen mit ein wenig Quecksilber kochen lassen, davon sterben sie!" Dem Pfarrer sagt sie: „Heiraten Sie mich – Sie will ich heiraten." Aber, würde ein Mädchen im Bauche der Erde erzogen, so weiß es doch, daß sich solche Reden nicht schicken. Und die Tochter eines reichen Edelmanns, welche die Bälle in der Residenz besucht! – – Und der Pfarrer mit seinen langweiligen Predigten, und der Graf von der Mulde! Ist das Natur, daß ein Deutscher von Erziehung, und sei er noch so sehr französischer Affe, und gebrauche er noch so häufig französische Redensarten, sich vornehmen solle, seine Muttersprache wie ein Franzose auszusprechen, und wird er nicht unwillkürlich richtig sprechen müssen? – „Aber es soll ja auch Karikatur sein." – Wenn auch. Die Karikatur darf *quantitativ* steigen, aber nicht *qualitativ*. Shakespeare läßt den Lügner Falstaff prahlen, er habe vierzehn Räuber in die Flucht gejagt; er läßt ihn aber nicht aufschneiden, er sei einer Taube in der Luft nachgeflogen und habe sie beim Flügel erwischt.

Wenn Kotzebue noch ziemlich rüstig erscheint, solange er auf der Ebene des gemeinen Lebens vorschreitet, so

wird er doch gleich engbrüstig und verliert den Atem, sobald er nur zwei Schritte zu steigen hat. Schnitzen und drechseln kann er etwas, aber malen nicht im geringsten. Man überdenke nur einmal nachfolgende Stellen aus der sechsten Szene des zweiten Aktes. Der Oberst läßt den Pfarrer rufen: „*Oberst*: Ohne Umstände, verzeihen Sie, wenn meine Botschaft vielleicht ungelegen kam. Ich will Ihnen mit drei Worten sagen, wovon die Rede ist. – Man hat mir gestern abend eine erbärmliche Übersetzung aus dem Französischen zugeschickt, die vor ohngefähr zwanzig Jahren die Presse verlassen. Ich selbst besitze ein recht niedliches deutsches Original, wovon ich, ohne Ruhm zu melden, der Verfasser bin, und da verlangt man, ich soll meinen Namen ausstreichen und es mit jener schalen Übersetzung zusammenbinden lassen. Nun wollt' ich Sie, Herr Pastor, als Korrektor meines Buchs, einmal fragen, was Sie dazu meinen? *Pfarrer:* Wirklich, Herr Oberst, die Allegorie versteh' ich nicht. *Oberst:* Nicht? Hm! hm! das tut mir leid! Ich dachte Wunder, wie klug ich's eingefädelt hätte! Also kurz und gut, Herr Pastor, der junge Graf von der Mulde ist hier und will meine Tochter heiraten." Nun, um aller Musen willen, wer hätte auch eine solche Allegorie verstehen können! Wenn ein Buchdrucker, Korrektor, ein Buchbinder, ein Originalschriftsteller und ein Übersetzer beisammen im Tollhause wohnen und in der Sprache ihrer Gewerbe faseln, können sie keine verrücktere Allegorie zustande bringen.

44.

Lilla

Oper von Martin

[1819]

Eine Musik aus der guten alten Zeit, die wir kaum genug mehr kennen, um sie zu beweinen. Wie wohltuend ist

sie! Die Empfindung fließt zwischen blumigen Wiesen heiter fort, tief und bewegt genug, das Herz zu tragen, nicht so stürmisch, um es unterzusenken. Welche einfache Nahrung! Doch einem gesunden Bedürfnisse erquickend genug. Welches süße Stilleben! Welche Ruhe in Lust und Trauer, welche freundliche, beschwichtigende Melodien! Ländliche Leidenschaftlichkeit, ländliche Liebe, ländlicher Haß, ländlicher Zorn und ländlicher Spott! Überall ist es nur ein Frühlingswehen, das die Gefühle aufregt; des gewittervollen Sommers und des bluterstarrenden Winters bedurfte es nicht. Aber wir armen Hörer der neuen Revolutionsopern, wie wird unser Ohr und Herz zwischen fabelhaften Schmerzen und unternatürlichen Freuden, zwischen Hunger und Schlemmerei, zwischen dem Gebrülle einer Löwin und dem Entgirren einer geschlachteten Taube hin und her geschleudert. Bald singt eine stolze Semiramis wie die abgeschmackteste Luise, bald ein verliebtes Bauernmädchen mit hinreichenden roten Backen, um dabei zu bestehen, prächtig wie Kleopatra, da sie die Schlange an ihren Busen legt, um durch tödliches Gift das tödlichere im Herzen zu heilen. In *Lillas* Musik ist ein Frieden und eine Heiterkeit, die wir jetzt, auch außer der Musik, nicht mehr kennen. Fast möchte man ein Tor sein und zurückwünschen jene schuldlosen Zeiten, wo wir ungeneckt geblieben, weil wir als fromme Schäfer geduldig in eingeschlossenen Tälern wohnten und die Mächtigern am Abhange und die Mächtigsten auf den Gipfeln der Berge als höhere Wesen fromm und kindisch verehrten. Ach ja, die Schäfertage sind vorüber ... *Lilla*! bis auf deinen Namen ist alles uns fremd.

* Doch haben die Sänger und Sängerinnen das Ihrige getan, die willkommene Täuschung zu befestigen. Demoiselle Friedel war die Königin unter Bäuerinnen, mit vieler Natur, mit erforderlicher Hingebung und einem

verzeihlichen Grade von Hoheit. Ihr Gesang war schön und des empfangenen Beifalls ganz würdig. — Madame Hoffmann war die liebliche Lilla, mehr noch als im Gesange, in ihrem Spiele. — Eine neue unveränderte Auflage meiner vergriffenen Jeremiaden will ich durch folgendes nur ankündigen. Der Jäger waren zu wenige, und sie sahen in ihrer Ärmlichkeit darbenden Wilddieben gleich . . . Eine Königin, und zumal eine spanische, und zumal eine Isabelle (schon der Name ist prächtig), kann in einem so kärglich versehenen Zimmer gar nicht gedacht werden — der alte rote Trödelstuhl war ehrwürdiger, als nötig war . . . Die Mutter Königin sah jünger aus als ihr Sohn, der Infant: der Mangel der Wahrheit wird durch Schönheit nicht ersetzt . . . Ich kann nicht mit Gewißheit behaupten, ob die Kopfkleidung der Bäuerinnen der Sitte und Tracht des Landes angemessen war; aber es schien mir, als hätten sie darin wie die Kammermädchen ausgesehen. *

45.

Der Vorposten

Schauspiel von Clauren

[1818]

Denkt man sich die Zeit des deutschen Freiheitskampfes (es macht Kopfweh) und den Herd, auf dem er sich entzündet — Preußen (jetzt hat er ausgeraucht); damals und dort mochte dieses Stück, vor Zuhörern gespielt, deren viele selbst am Kriege teilgenommen, von großem Eindrucke gewesen sein. Jenes alles wieder hinweggedacht, bleibt doch noch manches übrig, was dem Schauspiele Wert gibt. Freilich, mein eignes Gefühl lasse ich diesmal nicht Richter sein. Es wäre mir sehr unbehaglich zumute, wenn ich mein Mädchen im Husarenkleide wiederfände, auch wenn es aus Liebe zu mir den

martialischen Schritt getan hätte ... es bleibt doch so eine Sache! Der Helden*tod*, nicht das Helden*leben* eines Weibes ist schön. Ich würde die auf dem Schlachtfelde Gefallene beweinen, aber die gerettet Heimgekehrte mit Unwillen zurückstoßen; doch jeder nach seinem Triebe. —
Das Feldlager war zu ärmlich angeordnet. Ein Feuerchen, einige Husaren, zwei bis drei Pferde. So viel Lärm und mehr hat jeder vor seinem Hause in der Stadt. Das reicht nicht hin, die Unerschrockenheit eines Weibes auch dem Auge vorzutäuschen. Man hätte das Heldenmädchen mit mehr Kriegsgetümmel umgeben sollen.

46.

Die Großmut des Scipio

Heroische Oper von Romberg

[1818]

Anfänglich wunderte ich mich darüber, daß so häusliche Geschichten unter freiem Himmel in der Gasse eines Lagers sich ereignen durften und nicht, wie es sich gebührte, innerhalb des Zeltes; ich erstaunte, daß Scipio sich nicht schämte, seine Liebe und Schwäche in Gegenwart graubärtiger Krieger auszuseufzen. Aber es fiel mir bei, daß es nötig war, Scipio als einen gewaltigen Herrn und mächtigen Befehlshaber darzustellen, um es als Großmut erscheinen zu lassen, was bei einem Bürgersmann Schuldigkeit gewesen wäre: die Zurückstellung eines Mädchens, das ihn nichts anging, an seinen rechtmäßigen Inhaber. Das nämlich ist die ganze Handlung dieser *heroischen* Oper. Sie in *einen* Akt zu zwängen, war wohl die Aufgabe des Tondichters, der sich keine ausgedehntere Fähigkeit zur dramatischen Musik zutrauen mochte, und mit Recht; denn sie schien selbst zu kurz, auch nur diesen engen Raum auszufüllen. Die Musik hat keinen

verständlichen Ausdruck; ohne den verdolmetschenden Text würde man nicht ahnden, welche Seelenbewegungen offenbar werden sollen. Zwar etwas mehr als ein Konzertstück ist diese Oper, aber sie bleibt doch nur ein musikalisches Deklamatorium, worin mehrere Dichtungen, die unter sich keinen Zusammenhang haben, vorgetragen werden. — Der Text zeichnet sich vorteilhaft aus. Es ist ein reiner Stil darin, die Verse sind fließend, ja einige schöne kommen darunter vor.

47.

Nachtigall und Rabe

Ein Schäferspiel. Musik von Weigl

[1818]

Seit Geßner hat die Liebe zu den Schäfereien aufgehört; sie nistet nur noch in den Herzen der Wollhändler. Wie zart und süß müßte auch die Dichtung und das Spiel solchen Landlebens sein, um die Schwielen, welche zwanzigjährige Einquartierung um unsere Brust gebildet, schmeichelnd abzulösen! Die Täuschungskunst des Schauspielers geht nie weiter als das Empfindungsvermögen des Zuhörers; was diesem *nicht Ernst* sein kann, vermag jener nicht zu *scheinen*. Darum kein Wort des Tadels über das nicht gelungene Spiel des Damon und der Phillis. —
Die Musik? nun ja, dem Herzen war sie wohlgefällig, und der Verstand kommt, wie gewöhnlich, zu spät hintendrein. Es ist schwer, den Schmeicheleien Weigls zu widerstehen, wenn man auch weiß, daß sie nichts weiter sind als das. Die Nachahmung von verschiedenen Vögelgesängen, wie sie in diesem Schäferspiel vorkommt, scheint mir kein würdiger Gegenstand der Tonkunst zu sein. Der musikalische Ausdruck *hörbarer* Dinge gleicht einer Übersetzung aus einer Sprache in die andere; wenn

sie treu ist, hört sie auf, schön zu sein, und wenn sie schön ist, wird sie ungetreu. Die Tonkunst soll nichts *Sinnliches* nachahmen, weder etwas Sichtbares noch etwas Hörbares; tut sie es, so folgt sie als Schatten der Wirklichkeit nach und erniedrigt sich. Sie darf ihre Stoffe nur aus einer Welt nehmen, die außer oder über den Sinnen liegt, um sie für die menschlichen Sinne zuzubereiten. Das Gebiet der Empfindung und Leidenschaften gehört ihr an. Will sie ja Dinge der außermenschlichen Natur darstellen, so müssen sie Gebilde der Phantasie, dürfen aber nicht aus der Erfahrung genommen sein, damit die Vergleichung mit dem Urbilde vermieden bleibe. Eine Schöpfung, ein Jüngstes Gericht, aber kein Sonnenaufgang, kein Donnerwetter soll musikalisch ausgedrückt werden. In einer Oper mögen Engel singen, aber keine Nachtigallen. Man erinnere sich der Melodie zum Gesangstücke Nr. 8 der hier besprochenen Oper:

Mit hundert Stimmen ruft der Chor
Des Federvolks von Busch und Zweigen.

Es ist gewiß Natur darin, aber es ist die *gemeine* Natur, und die Darstellung steht soweit unter dem Vorgestellten, daß man ohne Text glauben würde, nicht die gefiederten Sänger des Waldes, sondern Federvieh lärmen zu hören. Ich wenigstens dachte, im Hühnerhof zu sein und sah den Mist. Ferner:

Der Kuckuck selber wagt zwei Töne.

Ganz natürlich wie ein Nürnberger Guckuckchen mit einem Blasbälgchen unter den Füßen, und, wenn ich nicht irre, mußte sich sogar das ernste Fagott zu dieser Spielerei hergeben. Vielleicht hätte Mozart selbst solche Landschaftsmalereien nicht besser auszuführen verstanden, aber dann würde er sie gar nicht unternommen haben. Daß übrigens, der erwähnten akustischen Natur-

beschreibungen ungeachtet, diese Oper vorzügliche Musikstücke enthält, kann in einem Werke des so berühmten Tonkünstlers nichts Unerwartetes sein.

48.

Die Heimkehr

Trauerspiel von Houwald

[1820]

Nachdem sich der Vorhang aufgerollt, sieht man die Stube einer Försterswohnung. Alles ländlich, einfach, fast ärmlich. Runde Fensterscheiben, verschabter Großvaterstuhl, an der Wand eine Schwarzwälder hölzerne Uhr, ein gedrucktes, wahrscheinlich von Forstfreveln handelndes Plakat und eine Karte von Europa, von den ältesten Homannschen, mit glänzenden Lackfarben. Am Tische, auf welchem Blumen liegen, steht ein schönes junges Mädchen, beschäftigt, einen Kranz zu flechten, und plaudert dabei mit ihrem achtjährigen Brüderchen. Der Kranz ist für den Vater, wenn er von der Jagd heimkehrt; denn sein Geburtstag ist heute. Das ist nun freilich für eine Försterstochter schon sehr viel Poesie; ein prosaischer Blumenstrauß wäre natürlicher gewesen. Man verwundert sich noch mehr über die zierliche Kleidung der Waldbewohnerin: im feinsten weißen Musselin, weiße Rosen an der Brust und in den Haaren; sie hätte damit auf den Kasinoball gehen können. Und wie sie spricht! Wie zart, wie empfindsam, wie sauber. Sie erklärt dem Brüderchen den Sinn und die Bedeutung jeder Blume, die sie in den Kranz einflicht; Thekla in *Wallenstein* hätte nicht besser reden können, und das Brüderchen ruft ihr beifällig zu: „O herrlich, Schwester! Wahrlich du bist klug!“ Zuletzt kommt die Reihe an den Rittersporn. Der Rittersporn, sagt die Blumensprachlehrerin:

Der Rittersporn zeigt einen Ritter an,
Er ist hinausgesprengt mit Roß und Schwert,
Doch nimmer ist er heimgekehrt.

Dieses wiederholt sie in der Folge, und alsobald rührt sich in dem Zuhörer die trübe Ahnung, was die Sache für ein Ende nehmen werde, auf gleiche Weise aufgeregt wie im *Ingurd*, durch das unermüdliche Refrain der träumenden Asla:

Der Ritter lag – der Ritter lag erschlagen,
Zerschmettert! Und weit von ihm lag sein Schild.

Der trübe Ausgang eilt auch schnell genug herbei. Denn kaum hat das Mädchen seine Blumenlehre mit folgenden Worten geendigt:

Doch nun zum Kranz, daß er vollendet werde!
Sonst überrascht mich noch der Vater hier.
Heut bin ich sein Hofjuwelier

und man kaum Zeit hat, sich zu wundern, wie ein Waidmann mit einem Juwelier zusammengerate, da tritt – das Schicksal in die Stube, als Armenier gekleidet, in grünem, pelzverbrämtem Rocke und mit einem langen Barte. Der Bart ist schwarz, der Mann ist stark und rüstig und gebärdet sich wild. Aber die Kinder erschrekken gar nicht, welches doch in einem abgelegenen Förstershause so natürlich gewesen wäre, da dort oft Räuber und gefährliches Diebsgesindel einkehren. Sie sehen ihn für einen alten schwachen Mann an und geben ihm Wein. Der Armenier spricht unsinniges Zeug, schließt das Mädchen in seine Arme; und da das kluge, unausstehlich feintuende Knäbchen sich mit ihm schön unterhält, ruft er ganz toll aus:

Fort aus den Nest, verruchte Kuckucksbrut!

Da ist der Tränenquell. Die Geschichte verhält sich nämlich wie folgt: Heinrich Dorner, ein Soldat, schließt das Mädchen seiner Liebe, und das ihm mit gleichem Her-

zen zugetan, als Gattin in die Arme. Er versprach ihr, den Dienst zu verlassen. Aber nach der Hochzeit vergißt er sein gegebenes Wort, läuft hinaus aufs Feld, streicht den ganzen Tag umher und läßt sein junges Weibchen allein zu Hause. Selbst ein süßes Pfand der Gattenliebe bändigt den Wilden, fesselt den Unsteten nicht. Endlich geht er sogar in den Krieg; nicht etwa in einen Befreiungskrieg, welches der Uneigennützigkeit wegen erhaben gewesen wäre, nicht etwa gewaltsam angeworben, nicht etwa, weil er seiner Frau überdrüssig geworden, sondern nur aus heftigem Tatendrange. Dreizehn Jahre bleibt er weg, und in den letzten neun Jahren, ohne seiner Frau ein Wort zu schreiben. Zwar sagt er, er habe jenseits des Meeres dienen müssen; aber im Verlaufe eines Jahres gelangt ein Schiff auch von dem entferntesten Ende der Welt nach Europa; er hätte also schreiben können, wenn ihm an seiner Frau nur im mindesten gelegen gewesen wäre. Des Soldatenlebens müde, fällt ihm ein, zurückzukehren, um zu sehen, was Weib und Kind machen. Verkleidet kommt er in sein Haus, als Armenier vermummt, und findet, wie wir oben gesehen, ein erwachsenes Mädchen, in dem er seine eigene Tochter erfährt, und einen Knaben, des Försters Sohn. Er gibt sich seiner Tochter nicht zu erkennen, und diese erzählt ihm auf Befragen: der Förster sei ihr Stiefvater, das heißt ihrer Mutter zweiter Mann. Er tobt gewaltig. „Wie?“ sagt er, „wie? deine Mutter hat aufs neu’ gefreit?“ — „Ja wohl“, antwortet die Tochter. Jetzt tritt die Försterin ins Zimmer, einen Geburtstagskuchen, auf dem ein Wachskerzchen steckt, in den Händen tragend. Sie sieht den Fremden nicht eher, bis ihn ihr die Kinder zeigen. Dann sagt sie ihm: „Wir führen zwar keine Wirtschaft, aber Ihr seid uns doch willkommen, labt Euch.“ Das Gespräch spinnt sich fort. Er, leidenschaftlich, aufbrausend, in mühsam zurückgehaltenem Grimme. Sie,

nichts merkend, ihn nicht erkennend, den immer noch Heißgeliebten, wie sie mehreremal gesteht. Er ist noch jung, verändert kann er sich nicht viel haben. Ein Spötter müßte denken: Sie kennt ihn recht gut, aber sie ist pfiffig, sie will nichts wissen. Der Armenier erzählt, ihr toter Mann lasse sie grüßen. Dann macht er ihr Vorwürfe, daß sie zum zweiten Male geheiratet. Sie erwidert darauf:

Ach, mir war vor der zweiten Ehe bange!

aber ihr Vater habe ihr lange zugeredet, den Förster, der sie schon lange geliebt, nicht auszuschlagen, damit sie versorgt werde. Endlich, und da sie in der Zeitung gelesen, ihr Heinrich sei geblieben, habe sie sich bereden lassen. Auch sei sie jetzt mit ihrem zweiten Manne ganz zufrieden.

Nun kommt der Förster von der Jagd zurück. Umarmungen, Glückwünsche zum Geburtstage. Der Armenier muß alle diese Zärtlichkeiten mitansehen und möchte bersten. Der Förster fragt: „Was meint ihr wohl, Kinder, was ich heute geschossen habe?“ Sie raten hin und her und treffen's nicht. „Einen schwarzen Schwan habe ich geschossen.“ Verwunderung. Er erzählt, im Schilfe hätte ein Schwanenweibchen gesessen, und um deren Besitz hätten sich zwei Schwanenmännchen blutig gestritten. An der ängstlichen Teilnahme, welche das Weibchen für den einen der Kämpfenden gezeigt, habe er, der Förster, sogleich erkannt, daß dieser der legitime Eheschwan sei, und um dem Streit ein Ende zu machen, habe er dem usurpatorischen eine Kugel durch den Leib geschossen und bringe ihn in seinem Ranzen mit. Dem aufhorchenden Armenier gießt diese Waidgeschichte Öl in die Wunde. Das ist ja grade mein Fall, denkt er, du Förster bist der usurpatorische schwarze Schwan, den ich aus der Welt schaffen muß. Während die Familie auf

einen Augenblick das Zimmer verläßt, greift er wütend nach der Büchse – sie ist nicht geladen. Da fällt ihm ein, daß er Gift zu seinem eigenen Gebrauche bei sich führe. Er schüttet es in den angefüllten Becher, der für den Förster bestimmt ist. Dieser mit der Familie tritt wieder ins Zimmer. Er setzt den Becher an den Mund, stellt ihn aber wieder weg, um noch etwas zu sprechen. Dann reicht er ihn seiner Frau. Diese will trinken auf das Andenken ihres toten Heinrichs. Der Armenier fällt ihr in die Arme und sagt: „Tut das nicht!" Dann fragt er sie, was sie tun würde, wenn der totgeglaubte Dorner zurückkehre. Die Försterin antwortet, sie würde ihm freundschaftlich bemerken, für dieses Leben wolle sie ihrem zweiten Manne bleiben, aber im künftigen Leben kehre sie zu ihrem Heinrich zurück; und nachdem sie solche Reden geführt, schmiegt sie sich dem Förster an. Darauf fragt er die Tochter das gleiche, die gibt die nämliche Antwort und schmiegt sich ihrem Stiefvater auf die andere Seite an. Endlich fragt er das Söhnchen. Das Bübchen, das überall mitspricht, antwortet wie die Vorigen und umklammert den Vater gleichfalls. Der Armenier, nachdem er diese mißtönende dreistimmige Fuge mitangehört, denkt: wie ich sehe, ist hier nichts für mich zu tun. Als man ihm daher den Becher zuerst kredenzte trank er ihn mit einem Zuge aus. Bald wird ihm übel. Mutter und Kinder laufen fort, nach einem Arzte zu schicken. Der Förster bleibt allein zurück, und diesem gibt sich der Sterbende als Heinrich Dorner zu erkennen, läßt ihn aber schwören, nie seiner Frau etwas davon zu sagen.

Das Schicksal, auf seiner Menschenjagd, kehrt wohl auch einmal in eine stille Försterswohnung ein, aber dann hat es sich verirrt, es bückt sich, um durch die Türe zu kommen, und findet keinen Platz, seinen Hofprunk auszukramen. Der Dichter der Heimkehr hat alle Wände ein-

geschlagen, um dem königlichen Fatum Gemächlichkeit zu verschaffen. Welche Kriecherei! Welche Verschwendung! Kam es je einsiedlerischen Landbewohnern in den Sinn, einen vornehmen bösen Gast mit solcher Pracht zu bewirten? Welche kostbare Reden! Welche hohe Pfeilerspiegel, worin die Empfindungen sich belächeln! Wie viele feingespitzte Betrachtungen für einen Förster, eine Pfarrerstochter, ein im Walde erzogenes Mädchen und einen achtjährigen Knaben! In einer der ersten Szenen, wo Mutter und Tochter sich liebkosen und erstere zur zweiten sagt, ihr Busen sei die warme Erde, aus der sie, Tochter, als Rose entsprossen, antwortet die Rose, sich an der Mutter Brust werfend:

O dürft' ich auch, so wie die Ros' es kann,
Hier, wo ich aufgeblüht bin, einst vergehn.

Warum will sie vergehen? Warum früher sterben als die Mutter? Woher diese nervenschwache Stimmung einer Waldnymphe? Nur eine einzige natürliche Rede kommt im ganzen Stücke vor. Die Mutter hält sie:

Wie schön
Der Kuchen diesmal mir geraten ist!

Sonst überall ist der unleidliche Stelzentritt der Empfindung. Über das ganze Stück der tränenfeuchte Himmel; gleich nach aufgehobenem Vorhange in allen Worten und Gebärden das düstere Grabgeläute, den traurigen Ausgang verratend. Die Familie will des Vaters Geburtstag feiern und ist also froh gestimmt. Der zerschmetternde Blitz sollte aus heiterem Himmel kommen. Aber auf den Gesichtern aller Auftretenden zeigen sich voreilig die Gewitterwolken.
Die Handlung – welche Unnatur! Ist es glaublich, daß ein Mann von so heftiger Liebe dreizehn Jahre lang freiwillig von Weib und Kind wegbleibt, daß er nicht schreiben will oder daß er keine Gelegenheit findet zu

schreiben? Ist es glaublich, daß er, trotz seines Bartes, von seiner Frau, mit der er fünf Jahre verheiratet war, nicht sollte erkannt worden sein? Ist es in der Natur, daß ein kriegslustiger, kühner und daher gewiß von aller Falschheit fremde Mann auch nur auf den Gedanken kommen konnte, seinen Nebenbuhler meuchelmörderisch und feige mit Gift von der Welt zu schaffen?

Und die Entwicklung! — Die Frau erfährt nicht, daß der Armenier ihr voriger Mann sei; er will ihr den Schmerz ersparen. Das ist sehr hübsch, sehr edelmütig, aber poetisch, aber dramatisch ist es nicht! Wo bleibt das Schicksal? Ach wäre es nur immer weggeblieben. Mit Schmerz denkt ein Liberaler daran, daß in Deutschland nie Geschwornengerichte werden eingeführt werden dürfen. Welches Unheil würde daraus entstehen, wenn man einer in der neuen ästhetischen Schule gebildeten Jury die Strafgerechtigkeit in die Hände geben wollte? Schlägt ein Vater den Sohn tot, um ihm sein Geld zu stehlen, denkt eine poetische Jury: „es war ein vierundzwanzigster Februar," und spricht: *Nicht schuldig.* Erschlägt ein Kain seinen Bruder, wird es einer *Zigeunerin* zugeschoben und der Mörder losgesprochen. Versucht ein Mann seinen Nebenbuhler zu vergiften, erwägt die psychologische Jury, daß eine Geschichte von einem *schwarzen Schwan* unglücklicherweise in die Quere gekommen, und vergibt ... Es ist zum Erbarmen!

49.

Das Nachtlager in Granada

Schauspiel von Kind

[1820]

Ein dramatisches Landschaftsgemälde, das sehr gefällig und mit guter Kunst staffiert ist. Aber die Schauspieler hatten das Historische der Figuren zu sehr herausgeho-

ben und die ruhende Natur in ihnen zurückgedrängt. Hierdurch ging das Idyllische des Gedichts verloren. Dem. ***, als Gabriele, war gleich anfänglich zu tragisch. Ihre Trauer und Klage über das entrissene Täubchen war nicht naiv genug, aber nur die heiterste Kindlichkeit kann den Schmerz über einen solchen Verlust vor dem Lächerlichen bewahren. Hätte der Geier ihren geliebten Gomez selbst geholt, sie würde sich nicht betrübter haben gebärden können. Der Prinzregent ward von Herrn *** im ganzen lobenswert dargestellt, nur war seine Gemütlichkeit nicht heiter genug; wenn er es nicht gestanden hätte: „Es ist ein Abenteuer, das mir, je länger, auch je mehr gefällt", würde man es kaum erraten haben. Auch wallten seine deutschen blonden Locken zu romantisch herab. Graf Otto wurde von Herrn *** übernatürlich dargestellt. Er deklamierte falsch und zuviel. Der Erzählung, die er vorzutragen hatte, fehlte es an epischer Ruhe. Die Erzählung ist der Kupferstich des Ereignisses; Umrisse, Charakter, Schatten und Licht müssen beibehalten werden; trägt man aber auch die Farben des Originals auf, so verwechselt man es mit demselben, wenn dies Abbild dem Urbilde gleich ist, und dann wird die epische Rezitation dramatisch; oder die Kopie bleibt hinter dem Originale zurück und wird verglichen und verworfen. An der treuherzigen Kraft deutscher Ritter scheitern alle unsere Schauspieler. Es gelingt ihnen keine kräftige Natur; einen christlichen nordischen Helden wissen sie nicht darzustellen. Keine natürliche Fülle: man fürchtet für den darstellenden Künstler das Schicksal des Frosches in der Fabel. Herr *** hat überhaupt seine kleine Rolle zu wichtig gemacht. Dieses ist sein und vieler andern unheilbares Gebrechen. Sie wähnen, die Bedeutung einer untergeordneten Rolle sei schon vom Dichter durch die kleinere Zahl von Auftritten und Reden gehörig eingeschränkt, und sie dürften das ihnen

Zugemessene nach Herzenslust gebrauchen. Keiner will Schatten sein. Das sind die übeln Folgen, wenn theatralische Vorstellungen nicht monarchisch geleitet werden. Schauspieler, die leuchten wollen, wo es nicht sein darf, muß man gewaltsam unter den Scheffel stellen.

50.

Graf von Essex

Trauerspiel, nach dem Englischen des Banks
[1818]

Hier sind nicht Charakter*gemälde*, wo ein glänzendes Farbenspiel das Auge blendet und reiche Draperien die falschen Umrisse bedecken, sondern Charakter*bildwerke*, treu und vollendet der Natur nachgeahmt. Diese Gediegenheit findet sich oft selbst in den untergeordneten dramatischen Werken der Engländer. Das haben sie von dem öffentlichen Leben ihrer geschichtlichen Menschen. Je unfreier ein Volk ist, je romantischer wird seine Poesie. Manche Erleichterung und Zierde, welche letztere auf der Bühne dem darstellenden Künstler gewährt, entbehrt derselbe, wenn er in jener andern auftritt. –
Frau v. *** gab uns eine sehr gelungene Darstellung der Königin Elisabeth. Sie zeigte die natürliche, bequem anstehende Hoheit, nicht jene angenommene theatralische, die keinen Augenblick der Täuschung zuläßt. Mit mehr Majestät als Empfindung wußte sie in dem Kampfe zwischen Zorn und Liebe den Sieg des einen besser zu spielen als den der andern. Ihre Gebärden der Ereiferung schienen manchmal zu ausdrucksvoll. Der Zorn der Mächtigen zeigt sich äußerlich sehr verschieden von dem der Schwachen. Letzterer ist zappelnder Art; denn er sucht sich Luft zu machen durch Worte und Zeichen. Die Seelenbewegung der Großen ist mehr nach innen gerichtet. Warum sollte eine Königin selbst die Faust

ballen, da tausend fremde Fäuste zum Dienste ihrer Rache bereit sind? – Herr *** zeigte als Essex weder die Besonnenheit des Spiels, die man ihm zutrauen durfte, noch das Feuer, das in frühern Vorstellungen an ihm zu loben war. *Dieser* Essex hätte die Liebe einer Königin weder zu erwerben verstanden noch zu verscherzen sich erkühnt.

51.

Der Fündling
oder
Die moderne Kunstapotheose

Lustspiel von Contessa

[1818]

Die Erfindung ist etwas keck. Ein so scharf geschliffenes Werkzeug als der Ehebruch ist zu gefährlich, um damit zu spielen. Der Irrtum, des Lustspiels Sohn, soll mit Dingen tändeln, die minder ehrwürdig sind. Dann – das nach seinem Elemente Schnappen des aufs trockne Alltagsleben geworfenen und in den Maschen häuslicher Sorgen zappelnden Künstlers ist ein durch den starken Gebrauch seither ganz zerfaserter Stoff. Auch hat unser Dichter ihn nicht sonderlich neu aufgeputzt. Mann und Frau *mahlen* beide, jener Bilder, diese Kaffee: das ist der herzzerreißende Gegensatz zwischen Kunst und Küche. Die Frau Künstlerin, welche ihr Mann idealisch drapiert und bekränzt hatte, um einem Gemälde als Vorbild zu dienen, entläuft, so angetan, dem Pinsel, weil ihr gemeldet wird, die Milch sei übergelaufen: das ist die prosaische Feuerspritze, die ein poetisches Gemüt auslöscht. Dann – die Verwechslung der beiden Medaillons, die der Kammerdiener wagt, ist eine zwar schöne Arglist, die aber nicht gutwillig dem Genius des

Dichters gefolgt ist, sie mußte *gewaltsam* entführt werden. Dann – die Sprache, worin das Lustspiel geschrieben, ist die jetzt wegen ihrer Wohlfeilheit so beliebte gereimte Prosa: das heißt derbes Pumpernickel zu zierlich geformten Pfeffernüssen verbacken. –

52.

Über den Charakter des Wilhelm Tell

in Schillers Drama

[1828]

Aus Schillers liebevollem, weltumflutenden Herzen entsprang Tells beschränktes, häusliches Gemüt und seine kleine enge Tat; die Fehler des Gedichtes sind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur dieses Mal möchte ich nicht mißdeutet sein – ich vermisse, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunst kann *eine* Kostbarkeit entbehren, das Seltenste ist ein edler Geist. Dem liebenswürdigen Schiller stehen seine Mängel besser als besseren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen soll, und formlos schwanken die Gestalten. Der Frost bildet glänzende Kristalle, bildet schöne Blumen an den Fensterscheiben, der Frühling schmilzt sie weg; das Glas wird leer, doch durchsichtig und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge staunt nicht mehr an, aber es weint.

Es tut mir leid um den guten Tell, aber er ist ein großer Philister. Er wiegt all sein Tun und Reden nach Drachmen ab, als stünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieses abgemessene Betragen im Angesichte grenzenlosen Elends und unermeßlicher Berge ist etwas abgeschmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schicksals, das einen so geringen Mann bei einer fürstlichen Tat Gevatter stehen und durch dessen

linkisches Benehmen die ernste Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger als von einem schlichten Landmann. Ohne aus seinem Verhältnisse zu treten, sieht er aus seinem Dachfenster über dasselbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängstlich. Als braver Mann hat er sich zwar den Kreis seiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch tut er nur seine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphilosophie und ist mit Überlegung, was seine Landesleute und Standesgenossen aus bewußtlosem Naturtriebe sind. Er ist ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es ist sehr komisch, daß er seinen gesunden Bergesknaben, starken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung gibt, wie sie Salzmann in Schnepfenthal den seidnen Püppchen des 18. Jahrhunderts gab. Er härtet sie ab, sie sollen ausgerüstet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht sich sogar, ihren Verstand aufzuklären und die abergläubische Wirkung der Ammenmärchen zu zerstören. Tell hat den Mut des Temperaments, den das Bewußtsein körperlicher Kraft gibt; doch nicht den schönen Mut des Herzens, der, selbst unermeßlich, die Gefahr gar nicht berechnet. Er ist mutig mit dem Arm und furchtsam mit der Zunge, er hat eine schnelle Hand und einen langsamen Kopf, und so bringt ihn endlich seine gutmütige Bedenklichkeit dahin, sich hinter den Busch zu stellen und einen schnöden Meuchelmord zu begehen, statt mit edlem Trotze eine schöne Tat zu tun.

Tells Charakter ist die Untertänigkeit. Der Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Gesellschaft und der Zufall angewiesen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht, und er bekümmert sich nicht darum. Wie ein schlechter Arzt sieht er in den Übeln des Landes und seinen eigenen nur die Symptome, und nur diese sucht er zu heilen. Geschickt

und bereit, den einzelnen Bedrängten und sich selbst zu helfen in der Not, ist er unfähig und unlustig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten seine Landsleute um Beistand anfleht, denken diese mehr an die Verfolgung als an den Verfolgten, lassen sich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hülfe. Tell erscheint, sieht nicht auf die Verfolgung, sondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein solcher Mann kann in einem Schiffbruche als guter Schwimmer vielen Verunglückten Hülfe leisten; doch unfähig, das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhüten können. Wenn er nun in einem Sturme den Geängstigten zuruft: fürchtet euch nicht, ich kann schwimmen, ich ziehe euch aus dem Wasser – wird er, wie überall, wo der Charakter mit den Verhältnissen in Widerspruch steht, komisch erscheinen und eine Wirkung hervorbringen, die der ernsten Würde der Tragödie schädlich ist.
Auf dem Rütli, wo die Besten des Landes zusammenkommen, fehlte Tells Schwur; er hatte nicht den Mut, sich zu verschwören. Wenn er sagt:

Der Starke ist am mächtigsten *allein* –

so ist das nur die Philosophie der Schwäche. Wer freilich nur so viel Kraft hat, grade mit sich selbst fertig zu werden, der ist am stärksten *allein;* wem aber nach der Selbstbeherrschung noch ein Überschuß davon bleibt, der wird auch andere beherrschen und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell versagt dem Hute auf der Stange seinen Gruß; doch man ärgert sich darüber. Es ist nicht der edle Trotz der Freiheit, dem schnöden Trotze der Gewalt entgegengesetzt: es ist nur Philisterstolz, der nicht Stich hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeschlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er sagen könne, er habe den Hut

nicht gesehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Geßler wegen seines Ungehorsams zur Rede stellt, ist er demütig, so demütig, daß man sich seiner schämt. Er sagt, aus Unachtsamkeit habe er es unterlassen, es solle nicht mehr geschehen – und wahrlich, hier ist Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelschuß war mir immer ein Rätsel, ja mehr – ein Wunder. Er soll geschehen sein, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur ist oft unnatürlich, sie schafft Mißgestalten, und die Geschichte ist oft undramatisch; aber man muß das liegen lassen. Ein Vater kann alles wagen um das Leben seines Kindes, doch nicht dieses Leben selbst. Tell hätte nicht schießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der Tat, man höre, was sie sagen, beobachte die Schweigenden – sie alle haben sie verdammt. Ja die gelungene Tat ist noch ganz so häßlich, als es die gewagte war; das Entsetzen bleibt, und die Furcht, der Vater hätte sein Kind treffen können, ist größer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Geßlers Gebot so ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte und er nicht mehr bedachte, was er tat: so hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen oder den Tyrannen erlegen sollen. Aber er war doch besonnen genug, wie ein Weib zu bitten, und sein *lieber Herr, lieber Herr* zu sagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingestand, was er mit dem zweiten Pfeile im Sinne geführt, das war auch wieder Philisterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieses ängstliche Wesen, diese Unbeholfenheit des guten Tell entsprang aber nicht aus Scheu des Untertanen vor seinem Herrn – dieses Gefühl, wie er später gezeigt, konnte er überwinden – nein, es war die Scheu des Bürgers dem Edelmanne gegenüber. Ganz anders be-

trug sich der Ritter Rudenz. Das ist es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken sollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Masse kämpfen lassen; man darf keinen Helden aus seiner *Mitte* an seine *Spitze* stellen. Der schönste Kampf kommt in Gefahr, dadurch lächerlich zu werden.

Es ist traurig — ja schlimmer: es ist verdrüßlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen schlechte Streiche machen zu müssen. Verrat kann wohl notwendig werden, aber sittlich wird er nie, auch nicht, wenn er an Feinden begangen. Und ist es nicht Verrat, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entspringt, es in die Wellen zurückstößt und wieder dem Sturme preisgibt? Tell zeigt sich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoralist und buchstäblicher Worthalter. Er glaubt nicht, den Landvogt getäuscht zu haben; er versprach, ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuhe breiten Gefahr zu retten, und dies hat er getan. Dem Schiffer, dem Tell nach seiner Befreiung das Ereignis erzählte, sagt er:

> Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
> Getrau' ich mir's und helf' uns wohl hindannen.
> So ward ich meiner Bande los und stand
> Am Steuerruder und *fuhr redlich hin*; —

Das nennt er redlich hinfahren! Wie ist nur der schlichte Mann zu dieser feinen jesuitischen Sinnesdeutung geraten? ... Jetzt kommt Geßlers Mord. Ich begreife nicht, wie man diese Tat je sittlich, je schön finden konnte. Tell versteckt sich und tötet ohne Gefahr seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag diese Tat rechtfertigen, so gut es ihr möglich ist, aber die Kunst vermag es nie. Als Tell später mit Johann von Schwaben zusammentrifft und dieser mit dem Mordgesellen

Brüderschaft machen will, stößt ihn jener mit Abscheu zurück und spricht:

> Unglücklicher!
> Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
> Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrsucht hat er freilich den Landvogt nicht getötet, doch mit Notwehr – sollte diese ja, gegen eine rechtliche Obrigkeit, je rechtlich stattfinden können – kann er sich nicht entschuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von seinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßlers Brust gerichtet hätte, wäre es Notwehr gewesen, später war es nur Rache, wohl auch Feigheit – er hatte nicht den Mut, eine Gefahr, die er schon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn Schiller anders und besser hätte machen können, – wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatische Dichter, der einen geschichtlichen Stoff behandelt, kann eine *wahre* Geschichte nach seinem Gebrauche ummodeln; denn es schadet der Geschichte nicht, man kennt sie, und sie bleibt doch geschehen, wie sie geschah. Eine geistige *Überlieferung* aber darf er niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben und wird zerstört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine solche Überlieferung ist das Ereignis mit Tell. Aus diesem Zwange aber entsprangen Verhältnisse, mit welchen die Kunst nicht fertig werden konnte. Schiller führte uns mit Bedacht und Geschicklichkeit die Leiden der Schweizer vor Augen; wir sehen, was Baumgarten, Melchthal, Berta und die übrigen dulden und fürchten. Diese Leiden fließen endlich in ein Meer der Not zusammen, das alles bedeckt; diese Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Tun und Leiden zu monarchisch vor, gehört nicht zu dem topo-

graphischen Schicksale der Schweiz und ist übrigens der Mann nicht, eine monarchische Rolle zu spielen. Er ist zu ängstlich, bedenkt zuviel und duckt sich gern. Den Mann mit breiten Schultern füllt nicht ganz seine Seele aus. Warum ihn aber Schiller so behandelt, ist schwer zu erklären. Er hätte ihn können alles tun, alles ertragen lassen, was er getan und ertragen, und ihn dabei trotziger, hochsinniger, gebietender machen können.
Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der besten Schauspiele, das die Deutschen haben. Es ist mit Kunstwerken wie mit Menschen: sie können bei den größten Fehlern liebenswürdig sein. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauspiel? Ein liebenswürdiges Schauspiel ist ein Schauspiel, das liebenswürdig ist; die Kritik weiß hierüber nicht mehr als jedes andere Frauenzimmer.

53.

Der Hausdoktor

Lustspiel von Ziegler
[1821]

* Das Stück ist 24 Jahre alt. Ich weiß dieses nicht historisch, sondern schließe darauf durch Interpretation folgender zwei Stellen. *Erstens* sagt der *Major:* „Ist das nicht ein wahres Unglück für mich? Anno 1796 ist ein Mädchen 26 Jahr alt und hat keine Amour!" *Zweitens* steht auf dem Titelblatt des *nachgedruckten* Buches die Jahreszahl 1804; damals aber waren die Nachdrucker noch so ehrlich, daß sie wenigstens acht Jahre brauchten, um Spitzbuben zu werden. Also ist das Original 1796 erschienen. Unsere kranke Bühne hat lange gezaudert, bis sie zum „Hausdoktor" schickte, jetzt aber liegt sie in den letzten Zügen, und weder Galenus noch Hippokrates können ihr aufhelfen. *
Dieses Lustspiel ist gut, angenehm, unterhaltend, es hat

artige Streiche; doch nur mit Widerwillen lasse ich ihm Gerechtigkeit widerfahren, weil Äußerungen gegen Recht und Sittlichkeit darin vorkommen, die nicht zu verzeihen sind. Man pflegt zwar zu sagen, es sei dem dramatischen Dichter und seiner eigenen Gesinnung nicht anzurechnen, wenn er eine dramatische Person nach ihrer bösen Natur reden und handeln läßt. Das ist freilich wahr; aber es ist doch dem dramatischen Dichter anzurechnen, wenn er versäumt, einer solchen übeldenkenden und übelwollenden Person eine bessergeartete gegenüberzustellen, die schlechtes Reden und Handeln rügt und straft. Da ist ein alter Graf *Sonnenschild*, von dem sie sagen, er habe ein gutes Herz, weil er vier Millionen Allodialvermögen besitzt, ungerechnet große Fideikommiß-Güter; sein Herz ist aber nicht besser, als es sein muß, wenn man dick werden will. Dieser fette Herr Graf erlaubt sich mit seinen untergebenen Hausgenossen hochadlige gnädige Späße, die alle schlecht sind, ohne daß sie jemand übelnimmt. Dieses gelassene Dulden der Beleidigungen ist ein Verbrechen des dramatischen Dichters. Nicht etwa darum, weil zu fürchten wäre, die Vornehmen möchten daraus lernen, auf die Geringern mit Verachtung herabzusehen (sie haben eine größere Schule als die Bühne, worin sie im Hochmute unterrichtet werden), sondern darum, weil sich das Volk dabei gewöhnt, sich selbst geringzuschätzen und zu glauben, es sei geboren, bald das Jagdwild, bald das Haustier der Großen zu sein. Ich erzähle einige von den gräflichen Späßen. Der Herr Graf fahren abends spazieren, und, der Himmel mag wissen, ob durch eine Indigestion oder eine Kongestion weich gemacht, es kommt ihnen in den Sinn, die Pracht und Majestät der untergehenden Sonne zu bewundern. Der dicke Kutscher aber, dem die Natur selbst befohlen, die ganze Breite des Bockes auszufüllen, konnte dem hochgräflichen Auge nicht Platz machen und

verdunkelte die Majestät der Sonne. Zur Strafe mußte der alte Mann auf einem dürren Klepper sechs Meilen Kurier reiten, so daß er halbtot nach Hause kam. Einen andern Spaß lasse ich eben diesen Kutscher *Hannibal* selbst erzählen. „Vorigen Sommer fiel ihm (dem Grafen) auf einmal ein, ich hätte große Anlage zu einem Seiltänzer. Ich hielt das auch für einen gnädigen Spaß und spaßte mit. Aber ehe ich mir es versah, war ein Seil gespannt, und ich mußte hinauf. Er gab mir einen großen Baum in die Hand, und mit dem Baum sollte ich mich in der Luft erhalten. Ich fiel aber herab und schlug mit der Faust seine Exzellenz auf die Nase, und da wurde ich einen ganzen Tag eingesperrt und bekam nichts als Heringsköpfe zu essen und keinen Tropfen zu trinken." Man sieht wohl, der Kutscher Hannibal war kein Sohn des Hamilkar, sonst hätte er mit dem Balancierbaume die Rechte der Menschen besser im Gleichgewicht erhalten! Der Schloßinspektor des Grafen hatte den gräflichen Kakadu zu füttern vergessen. Was tut der gnädige Herr, um den Tod des Lieblings zu rächen? Er jagt mit dem Degen in der Hand so lange hinter dem alten Inspektor her, bis diesem keine andere Zuflucht bleibt, als den Hühnersteig hinaufzuklettern. Darauf läßt er Stroh und Hobelspäne unter das Hühnerhaus legen und sie anzünden. Um dem Feuertode zu entrinnen, muß der Geängstigte wieder herabkommen. Der Graf wirft ihm vor, er habe das Schloß anzünden wollen, und haut ihn mit seinem Hirschfänger. Nach dieses Spaßes Vollendung läßt der gnädige Herr abermals den Kutscher Hannibal kommen und sagt ihm, er müsse von Moskau nach Lissabon Kurier reiten. Dieser erschrickt, worauf der Graf zu seiner Umgebung mit Lachen die Worte spricht: „Jetzt ist der wieder in *Todesangst. Das ist so meine Unterhaltung*, kostet mir aber viel Geld." Herr Ziegler, schreiben Sie ja keine vaterländischen Schauspiele

mehr; lieber versetzen Sie die Handlung nach Nordamerika, wo man keinen andern Adel kennt und achtet, als den die Natur verlieh!

54

Le Corrupteur

Comédie en cinq actes et en vers; précédée de

Dame Censure

Tragi-Comédie en un acte et en prose; par *Lemercier*, de l'Académie Française. Paris, 1823

[1823]

1. Dame Censure

Es wird mir ganz unerklärlich, wie die Freunde der Preßfreiheit so dumm sein mögen, gegen die Zensoren zu eifern? Was können sie dabei gewinnen? Nichts, als daß endlich kein Mann von Geist und Herz wird Zensor sein wollen und daß man genötigt sein wird, die Zensur den Nachtwächtern anzuvertrauen. Ein Schriftsteller von Verstand hat nie einen Zensor von Verstand zu fürchten; denn auch die strengsten Richter sind geneigt, ihre Anverwandten freizusprechen, und unter Zensoren zumal begegnet man selten einem Brutus. Noch einen andern strategischen Fehler begehen die Verteidiger der Preßfreiheit. Sie glauben es recht schlau zu machen, wenn sie allen Leuten erzählen, wie durch Zensur die liebe Aufklärung verfinstert, wie Kunst und Wissenschaft, Geist und Gemüt, jede Bürgertugend dadurch gehemmt werde. Wenn dieses wahr wäre, – und es ist nicht wahr – müßte man es zu verheimlichen suchen; man muß statt von der Wirksamkeit von der Unwirksamkeit der Zensur sprechen und zeigen, daß die öffentliche Meinung elastisch ist, die, niedergedrückt, eine weit

größere Kraft äußert, als sie freigelassen geoffenbart hätte ... Nicht bloß aus den ausgesprochenen Gründen, sondern auch wegen der stümperhaften Bearbeitung des Stoffes ist die Tragikomödie des Herrn Lemercier ein verwerfliches poetisches Werk zu nennen. Ob es ihm an Fähigkeit gemangelt, mag noch unentschieden bleiben, bis wir zum andern Stücke kommen; so lange mag das Talent des Verfassers die Ausflucht des *Alibi* für sich geltend machen. Aber auch *mit* Talent hätte dem Dichter sein Werk mißlingen müssen, weil er nicht für die Wahrheit, sondern für seinen Vorteil stritt und es der Fluch des Eigennutzes ist, selbst das Recht in Unrecht umzuwandeln. Tapferkeit nur für andere ist eine Tugend; nicht mit Obst, mit unfruchtbaren Lorbeern bezahlt man den Heldenmut. Es soll nicht gesagt sein, daß man nicht behaupten dürfe: zweimal zwei ist vier, wenn man bei dieser Rechnung zufällig seinen Vorteil findet; aber dieser Vorteil darf nur ein zufälliger Fund und nicht, wie bei Herrn Lemercier, das Ziel sein, wonach man ausgeht. Der Verfasser war nämlich so unglücklich, daß die Theaterzensur seine zahlreichen Tragödien und Komödien teils gar nicht, teils nur verstümmelt zur Aufführung kommen ließ. Um sich dafür zu rächen, schrieb er seine *Dame Censur;* die Rachegöttin ist aber eine einfältige Muse, und mit Säure im Herzen dichtet man schlecht, wie man mit Säure im Magen schlecht verdaut. Als handelnde Personen treten auf: *Dame Censur,* Tochter des Argwohns und der Furcht; die *Parzen,* Gesellschaftsdamen der Zensur; der *Stolz,* der *Eigennutz,* die *Heuchelei,* die *Unwissenheit,* der *Parteigeist,* die *Musen,* noch allerlei himmlische und höllische Personen — kurz, die Götter des Olymps vereinigen sich mit den Göttern der Unterwelt, auf gemeinschaftliche Kosten langweilig zu sein. Die Komödie endigt mit einer Hinrichtung. Jupiter nämlich erhört das Flehen der *Tugenden* und

schickt den Merkur mit dem Befehle an Atropos, daß sie der Zensur den Kopf abschneiden solle. Die Scharfrichterin nimmt ihre Schere, tut, was ihr befohlen, und spricht: „*Oui, crac! ... c'est fait. Voilà Dame Censure évanouie pour toujours.*"

Die Leser könnten glauben, daß, wenn ich, nur ein deutscher Rezensent, schon die *Dame Censur* abgeschmackt gefunden habe, die Franzosen gar, diese heillosen Götzendiener des Geschmacks, sich mit Abscheu davon weggewendet haben müssen — aber mitnichten! der Parteigeist in Paris findet die Assafötida wohlschmeckend, und die Rose wird ihm ein Gegenstand des Ekels. Ein liberales Blatt, das mit vielem Geiste geschrieben ist, hat von dem besprochenen Lustspiele geurteilt: „*Chacun de ceux qui ont déjà lu cette singulière production du plus fécond de nos auteurs dramatiques et de l'un de nos litérateurs les plus éminents ne nous démentira sans doute pas quand nous affirmerons que c'est un chef-d'œuvre de malice, de causticité, de finesse et d'enjouement.*" An diesem Lobe ist keine Silbe wahr, und man wundert sich, daß jener Baum der Nichterkenntnis, den man nur sanft zu schütteln braucht, daß die schönsten Früchte herabfallen, den man nur leicht anzuritzen braucht, daß der vollste Saft herausfließe, dem Verfasser keinen Kern von Verstand und keinen Tropfen Geist gegeben hat.

2. *Le Corrupteur*

Auch dem mutwilligsten Spötter gelingt es nicht, seinen Freund, wie selbst dem unmutigsten nicht, seinen Feind lächerlich zu machen. Der Liebe erscheint alles im Lichte, dem Hasse alles im Schatten; das Lächerliche aber entspringt aus dem Kampfe des Hellen mit dem Dunkeln, und sich diesen Streit klar anzuschauen, muß man ein unbefangener Richter sein. Darin liegt es wohl, daß

die heutigen Franzosen selten mehr eine gute Komödie schreiben. Die verschiedenen Stände, nicht, wie ehemals, nur durch Geburt, Rang, Reichtum, Macht und Gewerbe, sondern feindlicher durch die Gesinnung getrennt, hassen sich zu sehr, um sich über einander lustig zu machen, und dringen, statt mit dem Rapiere des Scherzes, mit dem Schwerte der Erbitterung gegeneinander ein. Die neuern Tragödien und Komödien der Franzosen sind nichts als dramatisierte Kammersitzungen, und es gibt nichts Langweiligeres als diese Wachtparaden des Royalismus oder Liberalismus. Die Trauerspieldichter legen das gigantische Schicksal gewindelt in eine epigrammatische Wiege, und die Lustspieldichter setzen den neugebornen Scherz auf ein Schlachtroß, und – große wie kleine Geschichten, was an den Lauernden vorübergeht, alles wird in das Prokrustesbett der Politik gemartert. Dem Gesagten zufolge wird das Lustspiel des Herrn Lemercier, von welchem hier die Rede ist, höchst wahrscheinlich nicht viel taugen. Der Verfasser ist ein griesgrämlicher Liberaler, der es nicht versteht, in einen sauren Apfel zu beißen und dabei zu lächeln. Ein junger Graf, ein höchst pedantischer Schuft und langweiliger Lovelace, entführt die Nichte eines guten Hauses. Der Onkel des Mädchens, ein Gerichtspräsident, dessen Frau, die Ehepräsidentin, der Bruder, noch eine alte Tante, ein Hausfreund, ein Abbé, die Kammerfrau, der Jäger, der Portier, kurz, alles Volk, was zwischen Dach und Keller wohnt, sämtliche ehrliche Leute, sind wütend gegen den Entführer und wollen von dessen Friedensanträgen nichts hören. Aber unser Windbeutel von Graf kommt in das beleidigte Haus hineinzusausen und sagt, er junger Mensch kenne die Schwächen der Herrn der Schöpfung, und er wolle schon alles ins Gleiche bringen. Und wahrhaftig, es gelingt ihm! Vom Portier bis hinauf zum Gerichtspräsidenten besticht er alle seine Widersacher, und

zwar alle höchst unromantisch mit Barschaft, die er jedem, nur auf eine andere Weise beibringt. Er hätte auch wirklich das entführte Mädchen, das ihn nicht leiden mag, erheiratet, wenn nicht glücklicherweise ein junger Mensch dazwischen gekommen wäre, der, ein Gran Ehrlichkeit, die Unze Spitzbüberei neutralisiert und der Tugend das Übergewicht gibt... Das sind aber schlechte Späße! Nicht was wesentlich der menschlichen Natur entspricht, sondern was ihr scheinbar widerspricht, gehört in das Lustspiel. Wer das Herz der Menschen kennt, weiß, daß deren Tugend oft nur an einem Haare hängt; aber wenn auch – das Haar hält. Überdies hat unser Dichter die in seinem Lustspiele vorkommenden Standespersonen: den Grafen, den Gerichtspräsidenten, den Abbé, zu einem Teige zusammengeknetet und Oppositionspillen daraus geformt, die gar nicht gut schmecken. Es ist ein untrügliches Zeichen, daß ein dramatisches Gedicht oder ein episches oder ein Roman oder ein historisches Werk mißlungen, wenn man daraus die politischen Ansichten des Verfassers erkennt. Shakspeare und Walter Scott haben in ihren Dichtungen mit keinem Worte verraten, ob sie mehr die Freiheit oder mehr die Herrschaft liebten. – Herr Lemercier hat nur sich gedichtet, und sich nur.

55.

Maria Stuart

Trauerspiel von Schiller

[1818]

Ob die dichterische Vortrefflichkeit eines Schauspieles für dessen schlechte theatralische Darstellung Ersatz gebe oder das durch letztere erregte Mißbehagen nur noch größer mache, darüber gelangt man nicht sogleich zur klaren Ansicht. Ich habe mich endlich für das letztere,

nämlich dafür bestimmt, daß das schlechte Spiel in einem guten Stücke am meisten unerträglich sei. Doch gibt es hier wieder einen Höhepunkt, bei dem sich die Sache umwandelt. Es können Schauspieler unter aller Beurteilung ihr Spiel zur Parodie eines dramatischen Meisterwerks machen und hierdurch ohne ihr Verdienst höchst ergötzlich werden. Diese Art der Unterhaltung würde die heutige Vorstellung gewährt haben, hätten alle unsere Mimen so gespielt wie einige. Aber leider geschah es nicht, und ich vermochte darum nur die drei ersten Akte auszudauern, auf welche auch allein die nachfolgenden Bemerkungen sich beziehen. Die schlechtern Schauspieler waren es nicht, sondern die bessern, die mich diesmal fortgetrieben.

Frau *** darf sich in der Darstellung der Elisabeth in die Reihe der vorderen tragischen Künstlerinnen setzen, und ihr allein verdanken wir, daß Schillers Maria Stuart wenigstens ein Monodrama blieb. Gelang ihr auch minder das, was die heuchlerische Königin *scheinen* wollte, darzustellen, als das, was sie *ist*, so war doch selbst dieser Teil ihres Spiels nicht sowohl die Schattenseite als eine schwächer beleuchtete Gegend in einem schönen Landschaftsgemälde. Einige Bemerkungen, sollten auch rügende darunter vorkommen, können der Künstlerin beweisen, daß sie die Aufmerksamkeit an jede ihrer Reden und Bewegungen zu fesseln verstand. Bei den Worten, welche sie gegen den bewerbenden französischen Gesandten richtet:

> Die Könige sind Sklaven ihres Standes,
> Dem eignen *Herzen* dürfen sie nicht folgen –

legte sie die Hand aufs Herz. War dies recht getan? Ich glaube nicht. Auch davon abgesehen, daß diese Bewegung zu *spielen* selbst die aufmerksamste Heuchelei so selten bedächtig genug ist (aus physischen und physiologischen Gründen, die hier nicht erörtert werden kön-

nen), so wäre sie hier, wo Elisabeth als Königin erscheinen sollte, auch bei wahrem Gefühle, als etwas zu Bürgerliches und Häusliches, nicht an ihrem Orte gewesen. Überhaupt ist dieses Fingerdeuten auf den Sitz der Gefühle, das die Bewohner der Bretterwelt so häufig gebrauchen, etwas Tadelnswertes. Nur höchstens in der Oper, beim Singen, ist es zu dulden als ein trauriger, aber notwendiger Entrechat der tanzenden Hände, ohne welchen diese nicht zum Gleichgewicht und Stehen gebracht werden können. Im Schauspiele aber ist das *Handaufdiebrustlegen* (ein wahres Kommandowort) etwas Unedles und Unnatürliches, das oft eine komische Wirkung hervorbringt. Es wird hierdurch die Liebe zu einer bloßen Wallung des Geblüts herabgezogen und ihr Schmerz als ein Muskelkrampf erklärt. – In der nämlichen Szene, da Elisabeth dem Grafen Leicester das Ordensband abnimmt und es dem französischen Gesandten umhängt, warf Frau ***, als sie den bekannten Wahlspruch des Hosenbandordens „Hony soit qui mal y pense" aussprach, einen strengen zurechtweisenden Blick auf Leicester, der mißmutig über die französische Brautbewerbung hätte dastehen *sollen.* Es war dies ein feiner Zug der Künstlerin, die sich dagegen beim Schlusse dieser Szene sehr vergaß, indem sie, statt sich gegen die französischen Herren zu verneigen, sie mit der Hand fortweisend verabschiedete. Als vorzüglich in der Darstellung gelungen verdienen einige Stellen in dem Spiele der Frau *** herausgehoben zu werden. Erstens der Schluß der Unterredung mit Mortimer, wo sie dem unerfahrnen und anscheinend arglosen Jüngling, wie auf den Zehen nachschleichend, mit ihrem buhlerischen Netze zu umgarnen sucht:

> Das Schweigen ist der Gott
> Der Glücklichen. – Die engsten Bande sind's,
> Die zärtesten, die das Geheimnis stiftet!

In den Ausdruck dieser Worte und in die sie begleitenden Gebärden hatte Frau *** alles gelegt, was ein Weib und eine Fürstin nur Lockendes und Verführerisches zu bieten weiß. Die Stacheln ihres Blickes waren reich mit Rosen überhängt. Nicht die Tugend (das fühlt man schmerzlich), nur eine andere Leidenschaft, die früher vom Herzen Besitz genommen, vermag einer solchen Versuchung ohne Kampf zu widerstehen. Auch bei der Zusammenkunft mit Marie zeigte sich Frau ***, wenigstens in mehreren Stellen, als sinnreiche Künstlerin. Elisabeth, der es schwül wird unter der Maske der Gelassenheit und des Gleichmutes, welche ihr Mariens unterwürfiges Betragen aufzwingt, sucht endlich einen Anlaß zum Lüften der Maske gewaltsam herbeizuführen. Da beginnt sie:

Bekennt Ihr endlich Euch für überwunden?
Ist's aus mit Euern Ränken? usw.

und nachdem es ihr so gelungen, Marien aufzureizen, endet sie, unter höhnischem Lachen, mit den Worten, die auf sie selbst zurückfallen:

Jetzt zeigt Ihr Euer wahres
Gesicht, bis jetzt war's nur die Larve.

In diese ganze Rede, so reichlich versehen mit allem, was Eifersucht, Haß, Neid, Heimtücke und Schadenfreude nur Giftiges aufzutreiben vermochten und worin Königin, Weib und Teufel so innig verschmolzen erscheint, hatte Frau *** alles hineingelegt, sowie auch alles wieder aus ihr genommen, was nur immer der Dichter bestrebt haben mochte. Dieses war um so schwieriger und daher der dankbaren Anerkennung um so würdiger, da Elisabeth nur zu der Luft sprach; denn mehr noch als im Leben stand ihr die Marie dieses Abends im Spiele als Widersacherin gegenüber. Vor Tadel schützt sie unsere Abhärtung, wir sind nicht mehr so reizbar als sonst. Der

Hunger ist auch in Kunstgenüssen ein guter Koch, und die Zeit wird nicht entbleiben, daß wir die spartanischen Suppen unserer Bühne wohlschmeckend finden werden. Wer nur gesehen hat, wie die schottische Königin in der eben besprochenen Szene sich abgemattet hat, um sich einen Schwung zu geben, und wie ihre Seele, gleich einer Henne mit beschnittenen Flügeln, auf der Bühne herumhüpfte und nicht vermochte, nur über die Mauer des Parks aufzufliegen, der hat ihr sein Mitleid gewiß nicht versagt. Wenn unsere Theaterdirektion die Gelegenheit, die sich ihr darbietet, das schöne Dutzend voll zu machen, verschläft und diese Königin Maria anzuwerben versäumt, dann dürfen wir uns glücklich schätzen. – Herr *** hat den Grafen von *Leicester* gespielt, und mit welcher Natur, mit welcher Täuschung! Nicht der leiseste Schatten, nicht der unmerklichste Farbenpunkt dieses so schwierigen Charakters war dem Künstler entgangen. Wo Taten sprechen wie hier, bedarf es der Worte nicht. – Herr ***, als Mortimer, befriedigte nur mäßig, obschon Rollen dieser Art sonst recht im Mittelpunkte seines Kunstkreises liegen. Durchaus verfehlt schien mir sein Spiel da, wo Mortimers Liebe gegen Maria bis zur wahnsinnigen Vergessenheit der äußern Welt hinaufsteigt und er die Schmerzensreiche an seine Brust drückt. Herr *** war ausschlagende Flamme und demgemäß schreiend in seinen Reden und voller Heftigkeit in seinen Gebärden. Stille, düstre, zusammengedrängte, eingeschlossene Glut möchte wohl erforderlicher gewesen sein. Die leidenschaftliche Umarmung der Königin durfte nur als eine sinnlose Handlung des Körpers erscheinen, welcher, der Aufsicht der verirrten Seele entzogen, nach eignem Triebe verfuhr. –

56.

Unser Verkehr

Posse

[1818 ?]

Das Erscheinen des Schauspielers Wurm auf der Frankfurter Bühne hat, an *diesem* Orte und in *diese* Tage fallend, eine eigne Bedeutsamkeit, die, wenn auch nicht von allen teilnehmend empfunden, doch sicher auch von jedem Gleichgültigen aufgefaßt wird. Dieser Künstler hat in einer Flugschrift, die er verbreiten ließ, selbst die Gegend bezeichnet, in welche er gestellt, und den Standpunkt, von welchem aus er betrachtet und gewürdiget werden möchte. Er muß darum mit so größerer Ergebung das Geschick ertragen, dem ausgezeichnete Menschen in jeglicher Art, selbst da, wo sie anspruchslos gewesen, stets unterworfen waren: Daß, indem sie richtungslosen Leidenschaften und schwankenden Begierden zum Anziehungspunkte dienten, um welchen sich jene befestigten und gestalteten, sie zugleich die Widerstrebungspunkte der feindlich gegenüberstehenden Regungen geworden sind.

Das *Jüdeln*, in der erwähnten Schrift *„jüdisches Deklamieren"* genannt, ist von Herrn Wurm als diejenige Kunstfertigkeit angegeben worden, welche ihm auf der einen Seite so großen Beifall, auf der andern die traurigste Verfolgung zugezogen habe. Die Untersuchung, ob der eine verdient, ob die andere gerecht gewesen sei, kann, mit welchem Ergebnis sie auch endigen werde, immer nur zu einer Würdigung der *Sache* führen, dem Künstler aber weder zur Ehre, noch zum Unglimpfe gereichen.

Unser Verkehr ist mehr als irgendeines der Verkehr des Herrn Wurm und die Bühne, die dieses Spiel darstellte, der Markt gewesen, auf welchem derselbe seine Geschicklichkeiten an die Liebhaber brachte. Die Auf-

führung dieser Posse zu Berlin fiel in jene Zeit, wo einige Hauptstädter, die sich für das deutsche Volk hielten, alles von sich abstießen, was nicht deutsch war, oder sie gleich den Juden für undeutsch erklären wollten. Wie es entnervten Menschen eigen ist, daß sie in den Gebärdungen des Zorns und des Hasses sich gefallen, weil sie solche Äußerungen als Zeichen des Kraftgefühls und eines selbständigen Daseins geltend machen möchten, so haben auch jene Schwächlinge, um Volkstümlichkeit und Vaterlandsliebe zu offenbaren, einen Haß gegen Juden, der oft ihrem eignen Herzen fremd war, den Bessern aufzudringen gesucht. Daher ward *Unser Verkehr* das Feldgeschrei einer albernen Verbrüderung, die keinen ernsten Zweck hatte, ja wobei nicht einmal immer Bosheit mit eintrat. Die Teilnehmer jenes Trutzbundes gegen die Juden taten nicht mehr, als was man zuweilen unartige Schulknaben tun sieht. So wie diese manchmal das Räuberhandwerk spielen, ohne Gefahr für sich und andere, so haben jene, mit gleicher Bedeutungslosigkeit, das *wilde menschenfressende Volk* gespielt und sind dabei mit allerlei theatralischen Grimassen, fürchterlichem Spuk, Beschwörungsformeln und sonstigen erhabenen Floskeln zu Werke gegangen.

Aus keiner andern als dieser Quelle ist der Strom des Beifalls entsprungen, der so weit und reich der Posse *Unser Verkehr* zugeflossen ist. Dieses Spiel vermag auch nicht die niedrigste Forderung der dramatischen Kunst zu befriedigen und kann, wo nicht der Zuschauer eine eigne krankhafte Lüsternheit *mitbringt*, unmöglich Lust erregen. Es soll die Komödie die Lächerlichkeit der Gesinnungen oder Gemütsarten im Menschen und die der geschichtlichen oder natürlichen Erscheinungen in der Außenwelt darstellen. Das Lächerliche aber ist nur vorhanden, wo das sich Widersprechende, verbunden oder aneinandergereiht, der *Vergleichung* sich aussetzt. Eine

mißlungene Bemühung, ein Streben ohne die geeignete Mächtigkeit, ein Doppelwesen in einem und demselben Menschen, das der natürlichen Eigenliebe zuwider ganz unerklärlich sich selbst geringschätzt, sich verfolgt und wegzudrängen sucht – dieses sind Bearbeitungspossen für den Komödiendichter. Aber ein Mensch, der seiner eigenen Natur treu, der Leitung *seines* Geistes folgsam bleibt und in seinen geselligen Handlungen den Kreis nicht verläßt, den die bürgerliche Ordnung ihm angewiesen hat, wird, so sehr er sich auch von andern unterscheidet, auf die Bühne gebracht, nie Lust und Lachen erregen.

So mag – um das Allgemeine zum Teil auf einen gegebenen Fall anzuwenden – eine in einer ungewöhnlichen oder verdorbenen Mundart redende, unter andern reinsprechenden auftretende Person dem Zuhörer wohlgefällig und dieses oft umso mehr sein, je unverständlicher ihm die gebrauchte Sprache ist. Wenn aber, wie es sich der Verfasser der Posse *Unser Verkehr* zur Aufgabe gemacht hat, ein ganzes Stück in einem widerlichen Kauderwelsch gesprochen wird, so kann dies nur Überdruß und Langeweile verursachen; denn mit dem Gegensatze fällt auch die Lust weg. Diejenigen Zuhörer, denen die jüdelnde Mundart geläufig ist, überrascht sie nicht und kann daher auch nicht ergötzen; denen, welchen sie es nicht ist, ist sie unverständlich. Nur die Jüdin *Lydie* mit ihren christelnden Manieren hätte einen nachgiebigen Stoff zu einer gefälligen dramatischen Behandlung dargeboten; allein dessen Bearbeitung ist durchaus mißlungen, weil eine solche Gemütsart, *karikiert*, auch in einer Posse die beabsichtigte Wirkung verfehlt. Da wo, wie in jenem Falle, alles auf eine feine Schattierung ankommt, wird auch durch Auftragung greller Farben alles verdorben. Die Jüdin hätte *durchschimmern*, nicht *durchleuchten* dürfen. Diese *Lydie*

spricht und gebärdet sich nicht wie die Tochter eines reichen Mannes, bei der vorauszusetzen ist, daß sie das Materielle der weiblichen Modebildung sich angeeignet habe und nur im Gebrauche und Vorzeigen der Stoffe sich ungeschickt benehme; sondern wie etwa eine Berliner Judenköchin, die mit einem christlichen Friseur Ästhetik treibt.

Über die Rolle des *Jakob* können sich dessen teilnehmende Glaubensgenossen mit Recht gar nicht beklagen. Dieser Judenbursche ist ja die beste Seele von der Welt! Er teilt mit seinem hartherzigen Vater das ihm zugefallene Glück — er nimmt, ein reichgewordener Mann, *Lydien* mit offenen Armen auf, ob er zwar kurz vorher von ihr verschmäht und mißhandelt worden war — er stellt auf eine zarte Weise dem *Isidorus Morgenländer* als edle Rache für die empfangenen Prügel fünfzehn Taler zu — und wenn er auch dem Postillon nur *falsche* Groschen schenkt, so spricht sich doch seine Gutmütigkeit darin aus, daß er ihn lieber durch eine Täuschung erfreuen, als ganz mit leeren Händen abfertigen wollte. In dieser Rolle soll nun Herr Wurm vorzüglich geglänzt und den israelitischen Burschen, *„recht was man con amore“* nennt, gespielt haben. Dieses ist sehr löblich, und es ließ sich nicht anders von jenem Künstler erwarten, der, wie man weiß, auch die ungewöhnlichsten Gegenstände mit Liebe zu umfassen und zu behandeln versteht Wenn aber Herr Wurm hierbei, so wie es in seiner Schutzschrift heißt, *„noch mehr tat, als seine Rolle vorzeichnete“*, und sich dadurch, wie behauptet wird, den Haß und die Verfolgung der Juden zugezogen hat, so ist noch zu bezweifeln, ob ihm so ganz unrecht geschehen sei; vorausgesetzt nämlich, daß unter jenem *mehr* nicht bloß eine *quantitative* Ausbreitung der Rolle, sondern eine *qualitative* Steigerung derselben verstanden werden solle.

Es zeigt sich hier der notwendige Zusammenhang, daß eben die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse, welche zu Berlin, in einer Stadt, wo ein ausgebildetes Gefühl für das Schöne und Schickliche durch alle Klassen der Gesellschaft herrscht, der abgeschmackten Posse *Unser Verkehr* eine günstige Aufnahme verschafften, auch zugleich den Widerwillen der dortigen Juden gegen dieses Stück hervorrufen mußten. Vielleicht würden letztere verständiger gehandelt haben, wenn sie ihre Empfindlichkeit nicht offenbart hätten; allein daß diese aufgeregt worden kann etwa als eine Äußerung einer allzu reizbaren Selbstsucht weder getadelt noch belächelt werden. Es ist schon gesagt worden, daß damals der Judenhaß Sitte war oder wenigstens zur Sitte hat gemacht werden sollen. Vielleicht war diese einem männlichen und verstandesreifen Zeitalter so unangemessene Ausschweifung mehr als ein Kinderspiel. Vielleicht haben die *Unruhigen*, um ein von ihnen aufgeregtes Volk bis zur Zeit des vorbedachten Gebrauchs in Übung zu erhalten, jene feindliche Stimmung künstlich hervorgebracht. Vielleicht auch haben selbst die Freunde der Ordnung, um eine junge Bürgerwelt austoben zu lassen und zahnenden Kindern etwas in den Mund zu geben, worauf sie ihre Grimassen verbeißen können, jenes ränkevolle Treiben nicht ungerne gesehen. So viel aber ist gewiß, daß die Juden als zur Zielscheibe irgendeines politischen Witzes hingestellt oder als Schlachtopfer einer Staatslist auserlesen sich ansehen mußten. Daher war ihre Widersetzlichkeit gegen die Aufführung der Posse *Unser Verkehr* in Erwägung der Bestimmungsgründe ihrer Feinde, diese Darstellung so eifrig herbeizuführen, nur als eine gerechte Selbstverteidigung zu betrachten. Die Empfindlichkeit der Juden wäre selbst dann zu billigen gewesen, wenn auch das Stück selbst nichts enthielte, was einen unverdienten Spott oder

Groll gegen sie aufzuwecken geeignet wäre — welches aber, wie gezeigt werden soll, nicht minder der Fall ist.

Man pflegt einzuwenden: es werde so oft auf der Bühne dieser oder jener Stand der Gesellschaft mit Spott behandelt. Der Adel, die Advokaten, Ärzte, ja selbst der katholische Kultus wären in manchen dramatischen Darstellungen verunglimpft worden; dieses habe in Frankfurt sogar mit Bürgermeistern geschehen dürfen, ob solche gleich daselbst die höchste Würde der Regierung ausdrückten. Warum sollten also die Juden sich dies nicht auch gefallen lassen wollen! Jedoch sind die Fälle, die man hier zur Vergleichung nebeneinanderstellt, durchaus verschieden. Dort werden nicht die Stände, sondern die den Gliedern dieser Stände zuweilen anhängende Schwächen und Fehler — es wird der Adelstolz, die Rabulisterei, das pfäffsche Wesen belacht, und es ist weder von dem Schriftsteller gemeint, jene Klassen der Gesellschaft herabzuwürdigen, noch auch tritt die Gefahr ein, daß eine solche Meinung bei den Zuhörern veranlaßt werde. Wenn aber Judenmanieren auf die Bühne gebracht werden und diese, wie in *Unser Verkehr* das ganze Spiel ausfüllen, so müssen solche Darstellungen den jüdischen Glaubensgenossen mit Recht verwünschenswert sein. In dem Falle auch (was schon selten vorausgesetzt werden kann) der dramatische Schriftsteller und der Schauspieler unbefangen genug wären, hierbei nach nichts Weiterem als nach Belustigung zu streben, so sind doch wenige Zuschauer so arglos, sich hiermit zu begnügen. Sie werden vielmehr die bei solchen Anlässen empfangenen Eindrücke mit sich aus dem Schauspielhause tragen und die auf der Bühne mit Treue oder Überladung vorgespielten Gebrechen der Juden üblicherweise allen diesen Glaubensbekennern anrechnen. Wer weiß es nicht, wem

braucht man es erst zu erzählen, wie dieses beklagenswerte Volk auch darin stets mit Ungerechtigkeit behandelt worden ist, daß man alle in Zeit und Raum zerstreute Schlechtigkeiten, solche, welche Juden verschiedener Gegenden und verschiedener Zeiten eigen oder angedichtet waren, *gesammelt* und stets auf den einzelnen Kopf jedes nächst dastehenden Juden als eine Tontine gehäuft hat! –

57.

Tankred

Große heroische Oper von Rossini

[1818]

Groß ist sie, wenn dieses so viel heißt als lang, aber Heroisches hat sie durchaus nichts. Man könnte ihr den liebevollsten Roman von August Lafontaine zur Unterlage geben, ohne einen Widerspruch zu erfahren. Es ist unbegreiflich, wie ein Tondichter von nur einigem Sinne eine zur dramatischen Handlung so unangemessene Musik hat verfertigen können. Wie konnte es geschehen, daß dieser Tankred so sehr gepriesen wurde? Schon als ich ihn das erste Mal hörte, ward mir das Ohr so verschlemmt, wie es der Magen wird, wenn man eine Mahlzeit von nichts als Konfekt gehalten hat. Kinder und Weiber mag eine solche Musik anlocken, aber für Männer kann sie höchstens in geringer Menge zum Nachtische genossen nicht ganz unerfreulich sein. Die ganze Oper wie ohne Haltung, wie schleppend; wie empfindelnd, wie angefüllt von musikalischen Sprichwörtern und Gemeinplätzen ist sie! Wenn der Sänger nur drei Töne angegeben hat, weiß man schon, was darauf folgen wird. Welche unendliche Liebelei, welches widerliche Wesen des fadesten Liebeschmachtens! Die Musik gibt ihre dahlende, tändelnde Weise nicht einmal in den

Kriegsmärschen auf. Ihr seht einen Schmetterling über einem Schlachtfelde fliegen.
* Um die Ungläubigen, welche die Wunder des Alten Testaments bezweifeln, zu bekehren, ging ein syrakusischer Soldat trocknen Fußes durch das Mittelländische Meer, dem doch an Nässe und Gefährlichkeit das Rote gewiß nicht beikam. *

58.

Der Samtrock

Lustspiel von Kotzebue

[1818]

Ich gebe euch den freundschaftlichen Rat, dieses Lustspiel zu lesen, ehe ihr dessen Darstellung beiwohnt, damit ihr nicht ängstlich werdet, wenn, wie es darin geschieht, ein junger Graf bei dem Besuche einer verheirateten Frau, die nach ihres Mannes eigner Erklärung *„appetitlich“* ist, die Tür hinter sich verschließt, um sich ungestört seiner Zärtlichkeit zu überlassen. Es ist beruhigend, vorherzuwissen, daß die Sache glücklich abläuft. Aber ihre Launen haben die Weiber, daß ist gewiß! Mir wenigstens könnte dieser Graf Lunger, von Herrn *** dargestellt, durchaus, und schon seiner altväterlichen Kleidung wegen, nicht gefallen. *Kurze* Beinkleider und Strümpfe unter einem Oberrocke bezeichnen einen soliden, langweiligen Mann. Überdies scheint es mir, daß, wenn in einem Stücke das Klima und die Jahreszeit nicht bestimmt angegeben sind, der Schauspieler sich nach der Witterung, die in der wirklichen Welt herrscht, kleiden müsse. Aber am 7. Juli 1818 ging wohl kein junger leichtfertiger Zierling so wie Herr *** gekleidet auf Eroberungen aus. – Herrn *** Spiel, als Magister Kranz, war zu loben; das Gutmütige, Trockne und Leidenschaftslose, das in der Art dieses Künstlers

liegt, ist der Rolle eines Stubengelehrten nicht unangemessen. – Frau *** war als Sibylle zu eintönig. Durch die ganze erste Szene blieb sie mitten im Zimmer, den Strickstrumpf in den Händen unbeweglich auf einem Flecke stehen. Das ist nicht nach der Natur.

59.

Sappho

Trauerspiel von Grillparzer

[1820]

Vor etwa zwei Jahren wurde uns diese Tragödie mit dem Spiele der Frau Schröder als Sappho gleichzeitig bekannt. So empfingen wir eine köstliche Frucht in goldner Schale mit Dank und Freude aus den Händen der großen Künstlerin. Später wurde sie uns wiederholt, aber auf flacher Hand, und heute auf irdenem Teller dargereicht. Der Reiz zum Genusse der Frucht ward schwächer, wenn auch nicht das Gefühl der Annehmlichkeit, indem man sie genoß. Nicht etwa, als hätte das Spiel jener Künstlerin Mängel des Dichtwerks versteckt oder ersetzt, die nun, ihrer Hülle oder Entschädigung verlustig, nackt und unverzeihlich erschienen – so nicht. Aber oft geschieht, daß uns eine Wirklichkeit anzieht, die uns als ein Gedachtes abstößt, daß wir an der Gegenwart preisen, was wir als ein Entferntes tadeln, und an der Wahrheit, was uns an der Dichtung nicht erfreut. Die Sinne und das Herz prüfen nicht; die Sinne neigen sich zum Schönen, das Herz liebt und haßt. Aber der Geist urteilt und unterscheidet, was liebenswürdig und was hassenswürdig sei. Die Strafe des Verbrechens, der verschuldete Schmerz, die törichte Klage kann unser Mitleid nicht erregen; aber um den Verbrecher auf dem Blutgerüste, um den Duldenden aus Leichtsinn, um den verzweiflungsvollen Toren weinen wir gewiß; die

Schwachheit tadeln, den Schwachen bemitleiden wir. Und so würde behauptet, daß wir der Sappho der Dichtung nicht ganz bewilligen können, was wir der Sappho der Bühne zugestanden.
Ich mache mit den Philologen nicht gemeinschaftliche Sache, deren einer, da er zu Berlin die Sappho darstellen sah, ausrief: „Das ist dummes Zeug!" Ich rede keinem Konrektor nach, den es verdrießt, daß *seine* Sappho, von der man „leider" nur noch einige Fragmente hat, so verkleinert worden, indem sie der Dichter sich mit Lappalien beschäftigen ließ. Ich kenne die lesbische Sappho gar nicht; ich weiß nichts von der grausamen Geliebten des Alcäus, nichts von der Ehefrau des Kerkolas; ich kenne nur die gekrönte Dichterin und das liebende Weib und will betrachten, wie der Dichter Liebe und Ruhm feindlich sich gegenübergestellt und wie traurig der Kampf geendet, da der Sieg ohne Entscheidung geblieben und ein gemeinschaftliches Grab beide Kämpfenden verschlang. Freilich spottet die Natur der Befehle wie der Verweise eines Dramaturgen; aber darf auch die Kunst nichts darstellen, als wozu ihr die Natur ein Vorbild reicht, so darf sie doch nicht jede Erscheinung der Natur zum Vorbilde nehmen. Die Natur schafft, indem sie zerstört, und sie zerstört das Einzelne, um die Gesamtheit zu erhalten. Doch die Kunst stellt nur das Einzelne dar, und zernichtet sie ein Besonderes, um nur ein anderes Besondere zu erhalten, erkauft sie das Leben des einen mit dem Tode des andern, so ist dieses eine frevelhafte launische Wahl, durch keinen Zweck entschädigt, durch keine Weisheit geleitet.

Erhabene, heil'ge Götter!
Ihr habt mit reichem Segen mich geschmückt!
In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir,
Ein Herz zu fühlen, einen Geist zu denken

Und Kraft zu bilden, was ich mir gedacht.
Ihr habt mit reichem Segen mich geschmückt,
Ich dank' euch!

Ihr habt mit Sieg dies schwache Haupt gekrönt
Und ausgesät in weitentfernte Lande
Der Dicht'rin Ruhm, Saat für die Ewigkeit!
Es tönt mein goldnes Lied von fremden Zungen,
Und mit der Erde nur wird Sappho untergehn.
Ich dank' euch!

So spricht Sappho,

Die Könige zu ihren Füßen sah
Und, spielend mit der dargebotnen Krone,
Die Stolzen sah und hörte und – entließ.

und dieses Weib, so hoch gestellt von Menschen und von Göttern, so in der Fülle des Wertes und dieses Wertes froh und sich bewußt: sie kehrt zurück, aus der Mitte der versammelten Griechen, die Herrlichste unter den Herrlichen, die Gepriesenste unter den Gepriesenen, die Glücklichste unter den Glücklichen, siegestrunken, lobberauscht; auf ihrem Haupte den frischesten jüngsten Lorbeer; sie kehrt zurück, mit Jauchzen entlassen, mit Jauchzen empfangen; sie kehrt zurück und — steht dem Sklaven, der ihren Siegeswagen sollte ziehen, als Sklavin zur Seite! Das ist nicht Sinken mehr der Größe, das ist schon ihr Fall. Das Grab ist geöffnet, der Sarg ist aufgeschlagen, die Würmer nagen an der Leiche. Wozu unser Bangen, da die Gefahr schon erreicht, wozu unsere Tränen, da die Verwesung schon eingetreten, was fürchten, da nichts mehr zu hoffen ist? Sie kehrt zurück, und, noch ehe sie herannaht, ist sie schon verurteilt, durch einen niedrigen Diener verurteilt, durch *Rhamnes*, der mit den Worten:

Der Mann mag das Geliebte laut begrüßen,
Geschäftig für sein Wohl liebt still das Weib!

die der Herrin entgegenjubelnden Mädchen in das Haus zurückweist. Aber Sappho verkündigt dem versammelten Volke laut und gebieterisch ihre Liebe und ihre Schande. Als ruhmvolle Herrin dürfte sie nicht lieben, als liebendes Weib seine Liebe nicht verkündigen. Wir wissen nicht, was wir empfinden sollen, und die Einheit der Empfindung, die in dramatischen Dichtungen nicht minder sorgfältig als die Einheit der Handlung gehütet werden muß, wird getrennt. Wir müssen der Sappho vergessen, sollen wir dem Weibe seine Liebe verzeihen, aber wenn wir der Sappho vergessen, welche Teilnahme kann noch ferner eine alltägliche Schwäche bei uns finden? Eine Königin im Krankenbette mit der Krone auf dem Haupte; oder eine Königin auf dem Throne von Fieberschauern gerüttelt – so oder so erscheint uns Sappho, und durch diese Nachbarschaft von Größe und Schwäche wird Ehrfurcht wie Mitleid von uns abgewehrt.

Wenn die Liebe Geist und Arm des Mannes unterwirft und als Gebieterin des Ruhmes erscheint, dann mögen wir seinen Fall beweinen oder auch verzeihen; denn nur einfach ist die Schwäche und die Schuld. Doch wenn das Weib, das sein stilles Haus verließ, von seiner Höhe herabstürzt, wird es nur Schadenfreude finden; denn zwiefach ist die Schuld – daß es gesunken und daß es gestiegen. Die Flügel des weiblichen Geistes sind immer aus Wachs, doch nur den Fall, nicht den Ruhm der kühnen Tat teilen sie mit Ikarus.

Wenn behauptet wird, die Liebe Sapphos müsse mit Spott und Unwillen erfüllen, ist es etwa die Verstimmung *unseres* Gemüts, ist es etwa *mein* irrender Murrsinn, der dieses ungerechte Urteil fällt? Ist es nicht Sappho selbst, die ihre eigene Liebe geringschätzt und fast verhöhnt – ja *geringschätzt,* so sehr sie sich auch abmüdet, sich vor sich selber zu verstecken. Sie *denkt*

über ihre Liebe, und die wahre Liebe denkt nicht. Sie will auf ihrem Herzen spielen, wie auf ihrer Leier; aber bei der wahren Liebe ist eins Finger und Saite. Sie lauscht dem Urteile der Welt, um es zu verschmähen; aber die wahre Liebe vergißt die Welt und hört nicht, was sie spricht. Ihre Liebe ist ihr nur das Höchste, aber die wahre Liebe hat auch nichts *unter* sich noch zur Seite, sie ist alles und füllt alle Räume aus.
Sappho kehrt von den olympischen Spielen in den Kreis einer sie anbetenden Menge zurück. Sie steigt mit Phaon von ihrem Siegeswagen und ihrem Ruhme herab. Die Ihrigen jauchzen. Da fühlt sie alsobald, daß sie diesen ehrfurchtsvollen Empfang nicht mehr verdiene. Sie sucht die Vorwürfe ihres Inneren zu beschwichtigen, und da sie es nicht vermag, trotzt sie ihnen, mit Ingrimm, schuldbewußt:

Mögt ihr's *immer wissen!*
Ich liebe ihn!

ruft sie dem versammelten Volke zu. Kann die wahre Liebe fürchten, daß man ihre Wahl nicht achten werde? Sie duldet zwar nicht, daß man verletze, was ihr heilig; aber *ehe* man das Heilige verletzt, ahnet sie nicht, daß man wagen könne, es zu verletzen. Aber Sappho zittert der Mißbilligung entgegen. Darum lauert sie auf jede Miene, horcht auf jedes Wort der sie Umgebenden und wiegt ängstlich und empfindlich jeden Laut ab. Sie stellt ihren Sklaven, den Geliebten, mit den Worten vor: „Hier sehet euern Herrn!" *Rhamnes* (verwundert, halblaut): „Herrn?" *Sappho:* „Wer spricht hier? (gespannt) was willst du sagen?" *Rhamnes* (zurücktretend): „Nichts!" *Sappho:* „So sprich auch nicht!"
Doch wie! Darf ein Weib, weil es den Lorbeer sich gewonnen, nicht auch die Myrte durch ihre Locken flechten? Darf es nicht bewundern, weil es bewundert, nicht

lieben, weil es angebetet wird? Sappho – ihre Eltern sanken früh ins Grab – ward am Mutterherzen der Musen gewartet. Des Gesanges und der Dichtung Gaben schnell entfaltend, sie fortgetragen durch heitere blaue Lüfte, von dem offnen Ohr der Griechen bald vernommen, bald angestaunt, ihr Ruhm von Tempel zu Tempel eilend – so im raschen Fluge bis hinauf zum Sitze der Götter, erreichte sie den Gipfel ihres Ruhms glücklich und gesättigt. Da fiel das blitzende Auge Phaons in ihr Herz und erhellte seine Leere. Sappho kannte die Liebe nicht, und ... doch nein, ihr war Liebe nicht fremd:

> Der Freundschaft und der – Liebe Täuschungen
> Hab' ich in diesem Busen schon empfunden;

sie bekennt es und damit ihre Schuld. Nicht überrascht, nicht überwältigt wurde die Unerfahrne von der Leidenschaft. Sie gab sich ihr willig, unbedacht hin, und wäre Phaons Treue nur um einen Tag älter geworden, dann hätte Sappho selbst von dem Felsen am Meere in die Wellen hinabgejammert und ihren Verrat zu spät bereut – wir dürfen es denken.

Aber tritt die Kraft nicht am herrlichsten hervor, wenn Schwäche sie umschattet? Macht nicht das Tal den Berg? Göttlich ist der große Mensch, aber ohne Fehl wäre er Gott, und unsrer Liebe wie unsrer Bewunderung entrückt. Steht Sappho nicht größer da als zuvor, nachdem sie sich aufgerafft und ihre Liebe als ein Spielwerk, mit dem sie zu ernst gespielt, weit von sich werfend, ihrer Lust, der Erde entflieht, um zu den Sternen emporzusteigen? Da sie spricht:

> Ich will mit Sapphos Schwäche euch versöhnen,
> Gebeugt erst zeigt der Bogen seine Kraft.

Hat sie nicht den schönsten der Siegeskränze sich erkämpft? ... Nein, das tat sie nicht. Kleiner noch als im

Leben zeigt sich Sappho sterbend. Sie versöhnt mit ihrer Schwäche nicht, sie entzieht sie nur dem Vorwurfe. Der Bogen zeigt nicht seine Kraft; er bricht und zeigt seine Gebrechlichkeit. Sie liebt und haßt, und ohnmächtig, ihr Herz zu entleeren der Liebe und des Hasses, zerschlägt sie das Gefäß, damit die Empfindung von selbst entströme. Ihr Tod war nicht das Werk freier Entschließung. Er ward im Wahnsinn beschlossen und im Wahnsinn vollführt, und nur das Meer, nicht die Reue, bedeckt ihre Schuld.

Doch schon zu lange habe ich in diese Sonne gesehen, um ihre Flecken zu ergründen; geblendet senke ich den Blick, mich ferner nur ihrer Wärme und ihres Lichtes zu erfreuen. Sapphos Ruhm und Tag sahen wir traurig, blutrot untergehen; aber um so süßer und freundlicher steigt ihre Nacht herauf, mit dem milden Mondlichte der Weiblichkeit und den Liebestönen der klagenden Nachtigall. Welche tiefe, doch nicht einschneidende, verwundende, nur vordringende Blicke hat der Dichter in das weibliche Herz geworfen! Von dem Dornenritze jener Rose, der Sapphos Herz blutig anstreifte, bis zum Dolchstoße der Entführung Melittens, der es durchbohrte — wie wahr, schön und naturtreu ist das alles vorgebildet! Vergebens sucht die männerkundige Sappho die Gefahr, die ihrer Liebe droht, herabzudeuteln, vergebens bittet sie ihren Ruhm um Entschädigung für ihren Schmerz, ihren Stolz um Beistand gegen ihn, sie entrinnt dem Verderben nicht. Wie das Vöglein, wenn es der Blick der Klapperschlange traf, von ihrem giftigen Anhauche umnebelt, festgehalten, nicht zu entfliehen vermag und immer weiter gezogen, endlich in den offnen Rachen stürzt — so auch Sappho, da die Eifersucht ihr Schlangenhaupt gegen sie reckt; gelähmt sind die Flügel ihres Geistes, und besinnungslos sucht sie selbst den Untergang. Wenn mir auch das Gebot

der Dramaturgen, eine dramatische Handlung dürfe eine gewisse Bühnenlänge nicht überschreiten, sonderbar erscheint, da ich erwäge, daß doch dem Maler verstattet ist, eine meilenweite Landschaft in einen fußengen Rahmen zu sperren, wenn nur Licht und Schatten, Größenverhältnis und Fernsicht beobachtet sind – so rühmlich bleibt doch, daß der Dichter Sapphos jene Forderung so völlig zu gewähren verstand. Innerhalb eines Tages und einer Nacht sieht man den Keim, das Wachsen, die Blüte, die Frucht, das Hinwelken der Liebe; die Natur selbst hätte keine längere Zeit bedurft.

Phaon, wie klein und niedrig erscheint er neben Sappho, wie, er selbst dunkel, Schatten werfend in ihren Glanz! Wir stimmen ihm bei, wenn er ausruft:

> Wer glaubte auch, daß Hellas' erste Frau
> Auf Hellas' letzten Jüngling würde schauen?

– und so sehr bei, daß wenig sein bescheidener Sinn uns rührt. Sappho sucht ihn aufzurichten, nicht um ihn, um sich selbst zu erheben:

> Dem Schicksal tust du unrecht und dir selbst!
> Verachte nicht der Götter goldne Gaben!

So spricht sie und rechnet diese Gaben vor. Allein,

> Der kühne Mut, der Weltgebieter Stärke –

ist er Phaon eigen, glaubt ihn Sappho in dessen Besitz? Warum so ängstlich besorgt, wie eine Mutter um ihr krankes Kind besorgt, zeigt sie sich um ihn? Wie sie der *Weltgebieter* Einen, den Sklaven ihres Hauses, *vorstellt!*

> Ihr seht hier euern Herrn. Was er begehrt,
> Ist euch Befehl, nicht minder als mein eigner.
> Weh dem, der ungehorsam sich erzeigt,
> Den eine Wolke nur auf dieser Stirn
> Als Übertreter des Gebots verklagt!
> Vergehen gegen *mich* kann ich vergessen,

59. Sappho

> Wer *ihn* beleidigt, wecket meinen Zorn,
> Und nun, mein Freund, vertrau' dich ihrer Sorgfalt . . .

Wie undankbar, wie verächtlich erscheint Phaon! Daß er Sappho, die er hoch verehrte, nicht zu lieben vermochte, das ist nicht sein Vergehen; er vermochte es nicht, *weil* er sie hoch verehrte. Daß er aber den Mut gewann, sich gegen ihre Größe aufzulehnen, zeigt sein kleines Gemüt; er hätte jenen Mut nicht gefunden, hätte er ihre Größe zu umfassen verstanden.
Doch eben in der Bildung eines *solchen* Phaons hat der Dichter seine Meisterschaft gezeigt. Ein Geringerer als er hätte den Geliebten Sapphos mit allen Gaben des Geistes und Gemüts ausgestattet, um ihn der Anbetung einer solchen Liebenden würdig zu machen. Wie versäumt wäre alsdann geworden, was am meisten not tut! Denn wo anders könnte Sappho Nachsicht finden für ihre Verblendung als in der Größe dieser Verblendung? Wo anders Mitleid für ihre Niederlage als in der Unscheinbarkeit des Feindes, der sie besiegte, weil er ungefürchtet nahe kommen durfte? Wenn zeigt sich die Liebe allmächtiger, als indem sie alles gibt und nichts dafür nimmt? Wäre Phaon Sapphos würdiger gewesen, dann erst hätte man ihr vorrechnen können, wie töricht sie getauscht und wie sie, wenn sie auch viel empfing, doch für das, was sie hingegeben, nicht genug empfangen. Die wahre Liebe würdigt ihren Gegenstand, aber das ist die wahre Liebe nicht, die nur das Würdige liebt.
In *Melitta* sehen wir den Sieg der Weiblichkeit über mannartigen Hochsinn; den Sieg des Herzens über Geisteskraft und den der Anmut über Schönheit. Verschwiegen, verschlossen, träumend wie eine Blume, erwartend die liebende Hand, die sie brechen wird, sich ihr nicht entgegenstreckend, fromm ergeben, still ge-

horchend – so steht sie dem Undanke und der Rauhheit Phaons, wie der Rachsucht und Heftigkeit Sapphos gegenüber, und so überlebt die bescheidene Lampe der Sklavin die verzehrende Sonne der Gebieterin.
Soll ich noch sprechen von dem holden Zauber in allen Reden unseres Dichters? Von dieser bald milden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit seiner Bilder, von der Tiefe und Wärme seiner Empfindungen? Dieser wundervolle paradiesische Garten ist genug gepriesen, wenn ich ihn den Fruchtmarkt anderer neuen Dichter gegenüberstelle. Dort findet sich des Willkommnen gar viel für Küche und Magen, nur nichts für Herz und Phantasie. Zierliche Weltweisen sind sie mit Lob zu nennen, welche Bücherschränke voll guten Verstandes mit Blumengirlanden umhängen oder wohl auch einer saftigen Frucht ein abgerissenes grünes Blatt unterlegen, oder eßliche Kuchen mit Dragee bestecken – aber Dichter sind sie nicht. Grillparzer ist ein Dichter.

60.

Henriette Sontag in Frankfurt

[1827]

Seit die holde Muse des Gesangs, Henriette Sontag, vor einem Jahre in Weimar erschienen und die frommen deutschen Stern-Priester unter Zither- und Zimbelklang diese Konstellation zweier Größen auf eine so seltsamliche, spanisch-maurische, hyazinthenduftige, süß-dämmerliche Weise gefeiert und sie gesungen haben: „Der Dichterkönig hat das Wunderkind gepflegt mit Speise und Trank“, statt zu berichten: Fräulein Sontag hat bei Herrn v. Goethe zu Nacht gegessen – seitdem bin ich ganz toll geworden über das toll gewordene Volk, das über Nacht umgesprungen und, gewohnt wie es war,

an der Flamme des Prometheus nur seine Kartoffeln zu kochen, plötzlich Feuer schluckte und, gewohnt wie es war, seine mäßige Genießbarkeit unter bittere und harte Schalen zu verbergen, auf einmal anfing, süß zu werden und zu schwabbeln und zu gleißen und zu liebäugeln wie Gelee. Ich hatte die aufgebrachtesten Dinge im Sinne, die ich alle wollte drucken lassen; aber wohl mir, daß ich mich bedacht und es nicht getan! Wie hätte man des unbeugsamen Rhadamanthus gespottet, der endlich der Federvasall eines schönen Mädchens geworden! Wahrlich, seit ich die Zauberin selbst gehört und gesehen, hat sie mich bezaubert, wie die andern auch, und ich weiß nicht mehr, was ich spreche. Nur im Dämmerlichte, wie eines Traumes, erinnere ich mich, daß ich vor meiner Seelenwanderung der Meinung gewesen, es sei doch nicht recht, daß wir Deutsche, die wir uns so schwer begeistern, die wir erst zu trinken anfangen, wenn andere schon Kopfschmerzen haben — daß wir unser jungfräuliches Herz, das noch nie geliebt, gleich der ersten lockenden Erscheinung hingeben, die, wenn auch schön, doch nicht unverwelklich, wenn auch wohltuend, doch nicht wohltätig ist. Es sei eine unbesonnene Verschwendung, erinnere ich mich gedacht zu haben. Jetzt aber denke ich anders, und ich sage: es ist schön, laßt uns des Augenblicks genießen, wozu für unsere Enkel sparen? Wer weiß, wie lange es dauert, bis man uns wieder einmal erlaubt, unsere Bewunderung laut auszusprechen und einer Gottheit zu huldigen, die wir gewählt, der wir nicht zugefallen. Nun möchte ich diese Zauberin, die ein solches Volk umgestaltet, loben, aber wer gibt mir Worte? Selbst die ungeheure Masse von Papierworten, die wir hier in Frankfurt geschaffen, seit uns der bare Sinn ausgegangen, selbst diese ist erschöpft. Man könnte einen Preis von hundert Dukaten auf die Erfindung eines neuen Adjektives setzen,

daß für die Sontag nicht verwendet worden wäre, und keiner gewönne den Preis. Man hat sie genannt: die Namenlose, die Himmlische, die Hochgepriesene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmlische Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die teure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Gesanges, Götterkind, den teuern Sangeshort, deutsches Mädchen, die Perle der deutschen Oper. Ich sage zu allen diesen Beiwörtern *ja*, aus vollem Herzen. Selbst nüchterne Kunstrichter haben geurteilt: ihre reizende Erscheinung, ihr Spiel, ihr Gesang, könnte auch jedes für sich verglichen werden, so habe man doch die Vereinigung aller dieser Gaben der Kunst und der Natur noch bei keiner andern Sängerin gefunden. Auch diesem stimme ich bei, ob mich zwar die Seltenheit dieser Vereinigung nicht bestechen konnte; denn mit der größten Anstrengung war es mir nicht gelungen, sie zugleich zu sehen und zu hören, und ich mußte ihre einzelnen Vorzüge zusammenrechnen, um die Summe ihres Wertes ganz zu haben. Daran halte ich mich: was eine wochentägliche deutsche Stadt in so festliche Bewegung bringen konnte, ohne daß es der Kalender oder die Polizei befohlen, das mußte etwas Würdiges, etwas Schönes sein. Unsere Sängerin zu preisen, will ich von dem Taumel reden, den sie hier hervorgebracht; denn ein so allgemeiner Rausch, lobt er auch die Trinker nicht, so lobt er doch den Wein.

Henriette Sontag könnte, mit einer kleinen Veränderung, wie Cäsar sagen: ich kam, man sah, ich siegte. Der Sieg ging vor ihr her, und ihr Kampf war nur ein Spiel zur Feier des Sieges. Die erste Huldigung, die sie in dem überwundenen Frankfurt gefunden – die erste, aber zugleich die wichtigste Huldigung, weil sie guten deutschen treuen Sinn und hohe, innigste Verehrung bezeichnete – war ihr von dem hiesigen *Fremdenblättchen*

dargebracht, welches ihre Ankunft mit den Worten verkündigte: „Fräulein Sontag, königlich preußische Kammersängerin, mit *Gefolge* und *Dienerschaft.*“ Es ist nämlich zu wissen, daß unser täglich erscheinendes Fremdenblättchen den Wert und die Würde der Reisenden auf eine höchst sinnreiche, genaue und streng staatsrechtliche Weise bezeichnet. Ist ein Fremder reich, dann hat er einen *Bedienten*, ist er sehr reich, hat er *Bedienung;* ist er zugleich vornehm, hat er *Dienerschaft;* und ist er sehr vornehm, hat er *Gefolge* und *Dienerschaft.* Statt *Gefolge* wird zuweilen *Suite* gebraucht; was aber diese zarte Feudalschattierung ausdrücken solle, darüber sind die Frankfurter Lehnrechtslehrer nicht einig. Fürstliche Personen reisen mit *hohem Gefolge* und *Dienerschaft.* Indem man also der Fräulein Sontag *Gefolge* und *Dienerschaft* zuerkannte, hat man sie bis an die Stufen des Thrones geführt, und ohne Rebellion konnte ihr mehr Ehre gar nicht erzeigt werden. An diese erste Huldigung reihet sich am schicklichsten die letzte an, die sie hier gefunden. Nämlich der Wirt des Gasthauses, in welchem Fräulein Sontag vierzehn Tage gewohnt, schlug bei ihrer Abreise jede Bezahlung aus und veredelte und verjüngte dadurch den alten *Römischen Kaiser* zu einem Prytaneum, in welchem ruhmvolle Deutsche im Namen des Vaterlandes bewirtet werden. Zwischen diesen beiden Huldigungen breiteten sich die andern in unzähliger Menge aus. Fräulein Sontag war hier in einer Zeit erschienen, wo die allgemeine Aufmerksamkeit zu beschäftigen viel schwerer war, als sie zu verdienen. Die Nachricht von der Schlacht bei Navarin und dem kriegerischen Trotze der Ungläubigen war kurz vor der Sängerin hier angelangt, und dennoch sprach man von der letztern auch, obgleich jeder kleine Funke von Zwietracht zwischen den Mächten das staatspapierne Frankfurt gleich in helle lichte Flammen setzt.

Die wilde türkische Musik, durchtönt von einer süßen Nachtigall, war gar wunderlich zu hören. Der Sultan und die Sontag, Codrington und Othello, der Divan und der Barbier, das wurde alles untereinander gemischt. Sogar die Juden bekamen einen leichten Schwindel, und wenn man sie auf der Börse von Achteln und Quarten sprechen hörte, wußte man nicht, ob sie Takte oder Prozente meinten. Die Eingangspreise in das Schauspielhaus wurden verdoppelt, und das sagt viel! denn uns Frankfurtern, so reich wir auch sind an Geld, ist jede ungewöhnliche Ausgabe eine unerträgliche. Die Zuschauer strömten in großen Scharen herbei, und nicht bloß die hiesigen Einwohner, nicht bloß die Bewohner der nahegelegenen Städte, gar weit her, von Köln und Hannover kamen die Fremden. Es war wie bei den Olympischen Spielen. Ein Engländer, der keinen Logenplatz mehr bekommen konnte, wollte das ganze Parterre für sich allein mieten und zeigte sich, als man ihm bemerkte, daß dieses schicklicherweise nicht auszuführen sei, sehr erstaunt über die wunderliche Kontinentalprüderie. Ein junger Mensch machte den Weg von dem acht Stunden entfernten Wiesbaden zu Fuße, langte gerade hier an, als das Haus geöffnet wurde, erstürmte sich einen Sitz, war so gutmütig, diesen einer matten Dame abzutreten, stellte sich, ward dann ohnmächtig, ehe die Vorstellung begann, wurde, weil in Ohnmacht zu *fallen* kein Platz da war, stehend und leblos von Hand zu Hand zur Türe hinausgeschoben, erholte sich erst wieder, als der Vorhang schon gefallen war, und kehrte noch in der nämlichen Nacht zu Fuße nach Wiesbaden zurück. Einen hiesigen Einwohner hatte die Enge und die Schwüle so erschöpft, daß er nach Hause gehen mußte und noch denselben Abend starb. Von einigen Verletzungen und Erkrankungen, von solchen, die mehrere Tage das Bette hüten müssen, hat man sich erzählt. In

diesen Tagen war das *Intelligenzblatt* wie besät mit verlornen Ketten, Ringen, Armbändern, Schleiern und andern Dingen, welche Weiber im Gedränge verlieren können. Als ich am Tage des ersten Auftretens der Sontag zum Optiker kam, um mein zur Ausbesserung dahin gegebenes Perspektiv zu holen, mußte es unter andern funfzig Ferngläsern, die alle in gleicher Absicht dort versammelt waren, hervorgesucht werden. Es war eine allgemeine Augenrüstung der ganzen waffenfähigen Mannschaft in Frankfurt, und die vielen hundert im Glanze des neuen Kronleuchters schimmernden Fernröhren, die alle auf ein schwaches Mädchen gerichtet waren, boten einen furchtbaren, kriegerischen Anblick dar. Doch nie war eine Artillerie schlechter bedient worden; denn der Feind wurde gar nicht, nur die ungeschickten Artilleristen wurden beschädigt.

Das Schauspielhaus wurde zwei Stunden früher als gewöhnlich geöffnet, und schon lange vorher war der große Platz vor demselben mit Menschen bedeckt. Die Hälfte der Menge war gekommen, in das Haus zu dringen, die andere Hälfte hinter der Fronte dem Kampfe zuzusehen. Ein hiesiger Theaterkritiker hat das Gedränge sehr treffend mit den Worten geschildert: „Man hätte glauben sollen, dem ersten eintretenden Fuße wäre ein Paar goldne Stiefel zugedacht." Nun denke man ja nicht, es sei etwas Kleines, es sei ein bloßes Lustgefecht, in das hiesige Theater zu stürmen. Das Haus ist gar nicht gebaut, den Eingang zu erleichtern, sondern vielmehr ihn zu erschweren, es ist wie eine Festung gebaut, der sich Vauban nicht zu schämen hätte. Eine schmale und steile Treppe von etwa zwölf Stufen führt unmittelbar von der Straße das Haus hinauf, und diese Treppe wird von der engen Eingangstüre in zwei Hälften geschieden, ohne daß außer- und innerhalb der Türe ein Absatz ist. Dieses Pförtchen öffnet sich nach *außen* und wird im dra-

matischen Stile plötzlich, rasch und unerwartet wie ein Theatercoup, und zwar von *innen* aufgestoßen, so daß die auf der Treppe stehende Menge mit Leichtigkeit herabgestürzt werden kann. Wenn man noch nie gehört, daß bei solchen Gelegenheiten Frankfurter den Hals gebrochen, so haben sie dieses bloß ihrer vortrefflichen gymnastischen Erziehung zu verdanken, die sie von Kindheit an in diesen gefährlichen Stürmen geübt hat. Hat man nun die erste Tür und die zweite Treppenhälfte zurückgelegt, dann gelangt man an eine andere Türe, die halb offen steht. Hinter ihr aber steht ein Riese mit breiter Brust und ausgebreiteten Armen und wehrt den Eindringenden. Wer etwas klein ist, schlüpft dem Riesen unter den Armen durch, die Großen aber müssen warten, bis die Schlagbäume sich auftun.

Eine so hochgespannte Erwartung zu befriedigen, habe ich, ehe ich die Wirklichkeit erfahren, nicht für möglich gehalten. Aber alle Zuschauer gestanden, daß Fräulein Sontag jede Erwartung übertroffen habe. Und hier, wo der Schein zum Wesen gehört, was könnte verführt, was geblendet haben? Eine bezaubernde, unbeschreibliche Anmut begleitet alle Bewegungen dieser Sängerin, und man weiß nicht, ob man ihr Spiel oder ihren Gesang als den schönen Putz einer vollkommenen Schönheit ansehen soll. In scherzhaften Rollen bewahrt sie immer jene weibliche Schicklichkeit, die auf den Brettern so leicht zu verletzen, und in ernsthaften eine Hoheit, die zugleich gebietend und rührend ist. Madame Catalani soll von ihr geurteilt haben: *Elle est unique dans son genre, mais son genre est petit;* wer sie aber als Desdemona in Rossinis Othello gehört hat, wird dieses Urteil sehr ungerecht finden. Man vergaß ganz den abgeschmackten Text des Rossinischen Othello, man sah und hörte Shakespeares Desdemona. Sie ist ebenso bewunderungswürdig im einfachen Gesange, der zu dem Herzen spricht, als im ver-

zierten, der nur mit dem Ohre plaudert. Man sah alte Männer weinen – eine solche Wirkung bringt eine bloße Künstelei, sei sie noch so unvergleichlich und unerhört, nie hervor. Ihre kleinen Töne, ihre wundervollen Verschlingungen, Triller, Läufe und Kadenzen gleichen den anmutigen kindlichen Verzierungen an einem gotischen Gebäude, die dazu dienen, den strengen Ernst erhabener Bogen und Pfeiler zu mildern und die Lust des Himmels mit der Lust der Erde zu verknüpfen, nicht aber jenen Ernst zu entadeln und herabzusetzen. Die Begeisterung, welche Henriette Sontag als Desdemona entzündet, glich einem griechischen Feuer, das gar nicht zu löschen war, und ... Doch jetzt klammere ich mich an den Felsen der Besonnenheit, der sich einzig mir zur Rettung darbietet. Vielleicht war es auch der Strudel, der mich fortgerissen, vielleicht war es nicht bloß eine Art zu reden, wenn ich früher sagte: „Ich weiß nicht mehr, was ich spreche.“ Sollte so etwas geschehen, sollte mir etwas Menschliches begegnet sein – dann will ich mich nicht allein dem spottenden Mitleide preisstellen, sondern mich unter meine schiffbrüchigen Leidensgenossen mischen und will darum einiges von dem erzählen, was einige Theaterkritiker und Dichter hier und in Darmstadt von der Sontag gesagt, gesungen und gewütet haben. So verbunden spotten wir der Spötter.

Mir schwindelt! Ich habe trunkene Deutsche gesehen – aber nicht betrunken von Wein, sondern trunken von Begeisterung! Die Zeit ist im Gebären, das Jahrhundert wird Vater werden, und große Dinge werden geschehen. Was ist gedichtet, was gefabelt worden! Es war ein Landsturmsaufgebot im Olymp; selbst die Weiber, Kinder, Greise und Veteranen der Mythologie mußten die Waffen ergreifen. Kritische alte Weiber haben der Sängerin Liebeserklärungen gemacht, und düstere Rezensenten haben mit ihr gekost. Schwere Philologen haben

leichte Gedichte gemacht, und tändelnde Anakreons haben mit dem schönen Mädchen von Tod und Unsterblichkeit gesprochen, von dem Jammer der Erde und von der Seligkeit des Himmels und haben sie sehr gebeten, ihre bisherige Unschuld zu bewahren. Ein „Klausner" sang:

> Liebling! komm, den Schleier mir zu heben!
> Komm, enträtsle meinen hohen Sinn.

Aber ach! der Liebling ist nach Paris gereist und hat den hohen Sinn des Verschleierten nicht enträtselt. *„Eine Geisterstimme an Henriette Sontag"* ließ sich vernehmen, aber es war kein düstrer Ton aus dunkler Gruft, sondern das süße Saitengeflüster in einer spanischen Nacht, und der Geist war sehr vollblütig. Das Jahrhundert von Volta war schon überaus selig, wenn es die Freude einmal *elektrisierte,* aber das genügt nicht mehr — unsere Sängerin durchzückte ihre kritischen Frösche mit *„galvanischer Freude"*. Ein Sterngucker sprach von der „Milchstraße, die dem Auge des Glücklichen immer neue Welten entdeckt". Ein anderer sagte: „Es gab keine Meinungen, keine Spaltungen mehr, die Palme der Zufriedenheit begeisterte alle Gemüter, jede Zwietracht war verschwunden." Ach, warum schickt man die Sängerin nicht nach Konstantinopel, daß sie den Divan beschwichtige? In deutschen Novembertagen war die Sängerin von „hesperischen Lüften" umgaukelt. Ein anderer sagte stolz, er werde mit Stolz einst seinen Enkeln erzählen: *„Auch ich lebte in dem großen Zeitalter."* Ein Dichter sang prophetisch und aufrichtig:

> Mich verläßt in deinem Kreise
> Hauch, Bewegung, Geist und Leben.

Ein anderer:

> Wie war es nur ein kleines Wort,
> Was Sie mir sagte!

Wie war es nur ein Silberblick,
Den Sie mir tagte!
Und selig leb' ich lange Zeiten
Schon von dem Worte nur, dem Blick.

Wenn dieser nüchterne Poet so mäßig fortlebt, kann er Cornaros hohes Alter erreichen. Ein Kritiker wünschte sich „eines Argus Augen, um allen Reiz der holden Erscheinung einzusaugen", und reimte, ohne es zu wollen. Ein anderer Prosaist hatte sehr malerische und physikalische *„Gedankenflocken"* – wegen der Wintertage, die Wasser in Schnee verwandeln. Ein anderer ließ sich vernehmen: „O zarte Perle im Strahl eines gefühlvollen Blickes! Du rollest über die jugendliche Wange, damit ein Seraph mehr als Äon die Seele aller Tugendhaften beschütze!" Ein bejahrter Dichter sang aus eigener Erfahrung:

In alle Glieder dringet Mark,

und der willkommene Schluß eines Sonettes lautet, wie folgt:

So klang vielleicht die Harmonie der Sphären
Am ersten Sonntag nach dem Wort: „Es werde",
Den Ewigen zu preisen und zu ehren.
Uns jenes *Sonntags* Wohllaut zu gewähren,
Verlieh er eine *Sontag* jetzt der Erde
Und Ohren uns, die Einzige zu hören.

Dieser theologische Sonettist behauptet also geradezu, die Menschheit habe erst jetzt, im sechstausendsten Jahre ihres Alters, Ohren bekommen. Ach, er mag recht haben! Die Geschichte sprach schon sechstausend Jahre, und wir hörten sie nicht. Der Schöpfer wird es uns wohl nicht übelnehmen, wenn wir künftig, sooft die Sontag nicht singt, unsere Ohren zu etwas anderm gebrauchen.
Nicht bloß die Menschen am Main und Rhein, sondern auch die sogenannte leblose Natur hat Henriette Sontag

beseelt, erfreut und betrübt. Wir haben gelesen: „Die Natur hat den Einzug der Sontag in Frankfurt durch ein besonderes Zeichen gefeiert; denn in dem Augenblicke ihres Eintreffens in unsern Mauern wurde ein leuchtendes Meteor am Horizonte sichtbar, das sich mit Kanonendonner endigte." Freilich hatte hiergegen ein anderer bemerkt, daß die Feuerkugel, von welcher hier die Rede ist, dreißig Stunden später als die Sontag erschienen und hat dieses aus den Berichten der hiesigen Physikalischen Gesellschaft zu beweisen gesucht. Aber was ein ungläubiger Gibbon spricht, verdient keine Beachtung und soll uns unsere Seligkeit nicht rauben. Wir haben ferner gelesen: „Kaum hatte die Heldin des Gesanges unsere Mauern verlassen, so fing selbst der Himmel an zu weinen." Dieses Wunder kann ich beschwören; ich habe selbst gesehen, daß es zu regnen anfing, sobald die Heldin des Gesanges die Tore hinter sich hatte. Man muß unsern „schneeumstöberten" Pindaren die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in ihren „lufteinlufthindurchaufschwimmenden" Sontagspäanen sich von jeder irdischen Fessel freizuerhalten gewußt und sich von keiner erdstaubigen Regel befehlen ließen;

> Denn in Dithyramben, alles, was da glänzen will,
> Muß luftig sein und dunkel und schwarzglimmerig
> Und flügelschwungreich;

Doch immer gelang es ihnen nicht. So konnten sie von dem gemeinen Gedanken nicht loskommen, daß der Name der Sängerin zugleich der eines Wochentages und daß in *Sontag* zugleich Sonne und Tag enthalten sei. Sie machten die unglaublichsten Anstrengungen, sich von diesem Gedanken freizumachen; aber wenn sie des Teufels hätten werden mögen — es ging nicht! Daher ein ewiges Vergleichen zwischen *dem* wöchentlichen und *der* säkularischen Sontag und ein unaufhörliches Besingen der Sonne und des Tages. Ich wüßte nicht, was ich darum

gegeben, hätte die Sängerin statt Sontag „*Freitag*“ geheißen. Dann hätte noch ein deutscher Zeitungsschreiber die Freiheit besingen dürfen, und man würde den Druck der Freiheit einmal auf eine andere Art gesehen haben; denn der mitberauschte Zensor hätte wahrscheinlich aller nüchternen Reklamationen gespottet . . . Ich könnte noch manches erzählen von dem, was die „flügelschwungreichen Dithyrambenmeister vom Stamm der Schwänzler“ und auch erzählen von dem *Brekekex koax koax*, das „des Sumpfs Quellgeschlecht, unter Schaumaufboppelung“ gesungen und wieder gesungen; aber es soll genug sein. Ich muß endigen, ehe mir jemand zurufe:

Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten!

* Wir mögen lachen, doch erbosen wollen wir uns nicht über dieses seifenblasige Entzücken einer grauen Zeit, welcher der Ernst gebührte. Die guten Deutschen loben so gern — *nach*, daß sie niemals die Geduld haben zu warten, bis ihr Lob *kühl*, *klar* und zu Zucker geworden, sondern es schon flüssig als Sirup verbrauchen und in anwidernden Lebkuchen spenden. Henriette Sontag — dieses rühmen alle, die sie auch außer der Bühne kennen, solle solche bald vierschrötige, bald schwindsüchtige Schmeicheleien mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit aufnehmen und so gutmütig sein, nicht einmal darüber zu lachen. Möge sie diesen reinen Sinn auch in Paris bewahren! Doch sollte ihr etwas Verzeihliches begegnen, sollten ihr die gewürzteren Schmeicheleien der französischen Küche das Herz verderben, dann eile sie schnell nach Frankfurt zu unserer Theaterdirektion, und diese Hungerkur wird sie gewiß wiederherstellen. Sie hat das schon erprobt, das gute Kind, gewöhnt überall als ein Schmuck mit Baumwolle umwickelt zu werden, hat die packtuchene Berührung unserer kaufmännischen Theaterdirektion sehr rauh gefunden und hat empfindlich darüber geklagt.

Man hat ihr mit dem größten Eigensinne Rollen aufgedrungen, die ihr nicht lieb waren, und die ihrer Wahl zurückgewiesen, und man hat sie bei der Bezahlung — ich sage, um mich nicht lange zu besinnen: *geprellt.* Als sie ein früheres Mal hier auftrat, bekam sie bei verdoppelten Eingangspreisen die halbe Einnahme. Sie erbot sich diesmal in Briefen aus Berlin, unter gleichen Bedingungen zu singen. Man schrieb ihr aber zurück, dieses sei durchaus nicht tunlich, man dürfte es nicht zum zweiten Male wagen, die Eingangspreise zu verdoppeln, denn das Publikum sei schon das erste Mal über diese Neuerung sehr aufgebracht gewesen; man wolle ihr dagegen für jede Vorstellung fünfzig *Louisdors* geben. Fräulein Sontag ging dieses ein. Als sie aber hierher kam, verdoppelte man die Eingangspreise doch und wollte von dem Vertrage nicht abgehen, und als es zur Ausbezahlung der bedungenen fünfzig Louisdor kam, gab man ihr statt Louisdor *Friedrichsdor;* nämlich die Sontag, die als eine Berlinerin ihren Friedrich im Herzen hatte, schrieb: „Ja, ich bin es zufrieden, ich will für jede Vorstellung fünfzig Friedrichsdor nehmen." Aber dieses war ganz offenbar nur ein Schreibfehler, der aus einem schönen Patriotismus entsprungen, und es läßt sich ja gar nicht denken, daß sie sich zu weniger verstanden, als man ihr angeboten. Doch unsere Theaterdirektion, welcher die vier Vorstellungen der Sontag fünftausend Gulden reinen Vorteil gebracht, hielt sich an den Schreibfehler, und durch diese Rabulisterei verdiente sie noch zwei- bis dreihundert Gulden mehr. Fräulein Sontag hätte klagen sollen; der Gemahl der Theodora hätte gewiß nicht gegen sie entschieden. Auch wollte unsere Sängerin, größtenteils zum Vorteile der Witwe eines hiesigen Kapellmeisters, der viele Jahre die Oper geleitet, und welchem unser Orchester seine ganze Vortrefflichkeit verdankt, im Schauspielhause ein Konzert geben; aber das

Haus wurde ihr versagt, ob es zwar für einen Tag gefordert wurde, wo keine Vorstellung war. Der Direktor des Theaters soll sie bei dieser Gelegenheit sehr rauh und barsch behandelt haben. Gegen diesen Präsidenten werden seit undenklichen Zeiten Klagen geführt, und dennoch wird er alle Jahre von den Unzufriedenen freiwillig wieder zu dieser Stelle gewählt. Der Mann muß doch seine Verdienste haben, er muß unentbehrlich sein. Auch weiß er das, und er hat geschworen, man solle ihn nur tot aus dem Theater tragen. *

61.

Der Taubstumme
oder
Der Abbé de l'Épée
[1818]

Alle Glieder dieses Schauspiels, den Abbé de l'Épée selbst mit eingeschlossen, sind kalte, glatte und regelmäßige Schönheiten; der einzige bewegliche und bewegende Zug unter ihnen ist der taubstumme Theodor. Es gehört nicht wenig Feinheit und Fertigkeit dazu, um unter dem französischen gestickten Kleide nicht entweder gegen die Wärme oder gegen den Anstand des Spiels sich zu vergehen. Die Empfindung wallt besonnen einen Menuett auf und ab und erbittet höflich die Erlaubnis zu einem liebevollen Händedruck. – Herr *** zeigte als Abbé de l'Épée eine wahre Meisterhaftigkeit. Die Kunst in seinem Spiele ist nicht sichtbar, sie wird nur begriffen. Er war wirklich der edle, feste und gute Mann, dem die Tugend ein Geschäft, nicht bloß eine Lust ist. Seine Menschenfreundlichkeit ist nicht eine laut tosende, hoch aufsteigende Woge, die nach vollbrachter Tat zurücksinkt, sondern ein ununterbrochner ruhiger Strom, der langsam, aber anhaltend die Menschheit befruchtet, an deren Ufer er vorüberfließt. Den Anstand des Ge-

bildeten, die sichre Haltung des Erfahrenen, die ruhige Wärme des bejahrten Mannes, den feinen Unterhaltungston eines gesellschaftskundigen Franzosen, dieses alles zeigte Herr *** in seltner Vereinigung.

62.

Die Waise und der Mörder

Drama von Castelli. Mit Musik von v. Seyfried
[1818]

Ein höchst anziehender Stoff und mannigfaltige malerische Verhältnisse unterhalten die Erwartung des Zuschauers. Obzwar die Handlung nicht verwickelt ist und man ihren Ausgang gleich anfänglich errät, so bleibt die Teilnahme doch gefesselt. Der Beifall, welchen dieses Stück findet, hat wohl in dem uns fremden Reize seinen Grund, den die Vereinigung von Deklamation, Musik und Pantomime den Zuschauern gewährt. Auch das gelungenste dramatische Gedicht wird oft ermüdend, ja manchmal peinigend einwirken, wenn es nur durch seine eigenen Vorzüge, und mit keiner andern Kunst zusammengestellt, uns berührt. Die Teilnahme, welche die dramatischen Hauptpersonen durch ihr Leiden oder Handeln erwecken, hat etwas Schmerzliches, weil sie durch die Erwartung, wie sich deren Schicksal enden und entwikkeln werde, *gefesselt* ist. Um die Lust, welche Schauspiele uns gewähren, von jeder trübenden Beimischung zu befreien, käme es darauf an, die aufgeregten Empfindungen, welche die Quellen jener Lust sind, von den Personen, die sie uns eingeflößt haben, abzusondern und als etwas Freies, Geistiges, vor jeder gleichsam körperlichen Einwirkung sicherzustellen. Es käme darauf an, unser Mitleid, das wir etwa dem *unglücklich Liebenden* gönnten, der *unglücklichen Liebe* — den Abscheu, welchen ein *Verbrecher* uns einflößt, dem *Verbrechen* zu-

zuwenden. Auf diese Weise gewönne die Empfindung einen Schwerpunkt, in dem wir ruhiger abwarten könnten, wie der Knoten der Geschichte sich lösen werde. In der antiken Tragödie war es der *Chor*, welcher die Empfindung und die Betrachtung des Zuhörers, sie von ihrem der Veränderlichkeit unterworfenen, erregendem Gegenstande abziehend, als ein freies Kunstwerk hinstellte und von den Launen des Künstlers und den Verletzungen seines Meißels unabhängig machte. Bei uns, wo der Gebrauch des Chors in der Tragödie vorzüglich darum wirkungslos bleiben würde, weil wir bei unserer monarchischen öffentlichen Erziehung in Schauer geraten und die Kramläden schließen, wenn auch nur drei Menschen aus dem Volke den nämlichen Willen und dieselbe Meinung haben und sie unter freiem Himmel auszusprechen sich erkühnen — bei uns kann nur die Musik die Stelle des Chors vertreten und die in uns erregten Eindrücke, von allem Individuellen reinigend, zur Idee der Gattung erheben und so zum unstörbaren Genusse als dauerndes Kunstwerk hinstellen.

Die durch das Drama geflochtene Musik, welche besonders das stumme Spiel Viktorins begleitet, ist sinnig, geistvoll und höchst malerisch. Sie füllt auch die Zwischenakte aus, wodurch die Handlung fortgeführt und jene Unterbrechung des Gefühls vermieden wird, die in den auf die übliche Weise angeordneten Schauspielen so wehe tut. Sobald der Vorhang fällt, wird man gewöhnlich hastig und grob aus dem Kreise der Täuschung in die Wirklichkeit gestoßen, und ganz verdutzt tritt man mit dem zweiten Akte wieder hinein und hat Mühe, die verlorne Stimmung von neuem aufzusuchen. Die Abteilungen der Schauspiele sollten immer mit einer angemessenen, das Vergangene nachspielenden und das Kommende der Handlung vorbereitenden Musik verbunden werden.

63.

Das Bild

Trauerspiel von Freiherrn v. Houwald

[1820]

„Bei der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige, der vom Absurden Rechenschaft geben soll, immer ins Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern, und so macht er es schon zu etwas, da es eigentlich ein Nichts ist, welches für etwas gehalten sein will. Und so muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausschikken, daß weder das Abgeschmackteste noch das Vortrefflichste ganz unmittelbar aus einem Menschen, aus einer Zeit hervorspringe, daß man vielmehr mit einiger Aufmerksamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweisen könne." Mit diesen Worten beginnt Goethe in seiner *Italienischen Reise* die Beschreibung der tollen Land-, Garten-, Haus- und Kunstwirtschaft, die der Prinz Pallagiona auf seinen Besitzungen bei Palermo treibt. Durch die Anführung dieser Rede sichere ich den einen oder den andern Vorteil. Meinen eignen — sollte es mir nicht gelingen, den Tadel, den ich gegen das *Bild* auszusprechen gedenke, fest zu begründen, den des Dichters — sollte es mir gelingen.

Was ist der Zweck der dramatischen Kunst? Nur zur Frage, nicht zur Antwort ist hier Raum. Auch ist genug, des flüchtig zu gedenken, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur in dem Sinne sei, daß sie das *Schaffen,* nicht die *Geschöpfe* der Natur nachahmt, daß sie schafft *wie,* nicht *was* die Natur. Die bildende Kunst tut es der äußern, die dramatische der menschlichen Natur, das heißt, der *Geschichte* nach. Sie stellt die Kraft und die Reizbarkeit, das Handeln und das Leiden des Menschen dar. Wie nun aber jede Kraft durch ihre Begrenzung, durch den Stoff, auf den sie einwirkt, bestimmt, und wie

jedes Leiden durch eine äußere Kraft erregt wird, so ist der dramatische Künstler zugleich ein bildender; er hat in seinen Werken nicht bloß die wahre Beschaffenheit der menschlichen, sondern auch die der großen Natur, die *Verhältnisse* rein aufzufassen und treu darzustellen. Und wie er diese Forderung erfüllt, das wäre der erste Versuch, der über den Gehalt eines dramatischen Werkes anzustellen sei. Wir wollen diesen Maßstab an eine Geschichte, die wir, wie folgt, ersinnen, anlegen:

Einer der Großen des Landes will die bestehende Regierung stürzen. Die Verschwörung wird entdeckt, er muß flüchtig werden, mit ihm fliehen seine Angehörigen. Man zieht seine Güter ein, er wird zum Tode verdammt, und die Strafe des Gesetzes wird am Bildnisse des Schuldigen vollzogen. Darauf kehrt der Flüchtige verkleidet zurück, sein Unternehmen noch einmal zu versuchen. Er wird erkannt, eingekerkert, entgeht aber dem Henkertode, da er früher im Kerker stirbt. Welche Empfindungen wird dieser Tod bei den Hinterlassenen erwekken, zu welcher Handlung wird er sie anreizen? Gewiß, sie werden um den verlornen Gatten, Vater und Bruder trauern, sie werden seinen Tod beweinen — aber auch rächen? Nein. Nicht eine blutige Tat, die Triebfeder einer blutigen Tat kann die Angehörigen eines Geopferten zur Rache auffordern. Und war die Triebfeder zur Verurteilung und Einkerkerung des Grafen eine gehässige, zu bestrafende? Der Graf hatte sich wirklich verschworen, das Gesetz hat ihn gerichtet. Wen sollte die Rache treffen? Den Fürsten des Landes, der, was seine Pflicht war, den Staat vor Aufrührern geschützt? Die Richter, die das Urteil gesprochen? Tritt ja die Rache auf, so kann sie es nicht als eine Tat der Zärtlichkeit und Liebe, nur als eine Tat der Politik kann sie erscheinen. Die sie zu vollführen übernommen, müssen, gleichgesinnt mit dem Verstorbenen, die mißlungene Verschwörung von neuem

anzetteln, und der Trieb, den Tod eines geliebten Freundes zu rächen, mag sie dann zu ihrem Unternehmen noch mehr anfeuern. Aber alleiniger Zweck kann unter solchen Verhältnissen die Rache nicht werden. Wenn nun die Regierung, welcher das Opfer fiel, durch Eroberung einer andern Macht vertrieben wird, wenn dieser neuen Regierung die Familie des Gestorbenen ergeben ist, wenn daher die Trauer um den Toten an dem Ehrgeize keinen Unterstützer findet, dann wird sie verstummen und nicht mehr auf Rache sinnen. Gegen wen sollte diese ferner gerichtet sein? Gegen die Polizeidiener, die den flüchtigen und zurückgekehrten Grafen erkannt und ins Gefängnis geführt, oder etwa gegen einen armen schlechten Teufel von Auflaurer, der um eine Handvoll Geld den Geächteten verriet? Oder gegen wen sonst? Nun wahrlich, es erratet's keiner, wenn ich es ihm nicht sage ... Doch laßt uns zum *Bilde* zurückkehren; denn die hier erzählte Geschichte ist der Inhalt dieser Tragödie — erzählt, soweit die Geschichte möglich ist; wo das Unglaubliche beginnt, lasse ich den Dichter selbst reden.

Ein Graf *Nord* hatte die spanische Herrschaft in Neapel zu stürzen gesucht. Flüchtig, nach entdeckter Verschwörung, *ward sein Bild an den Galgen geschlagen.* Als Mönch verkleidet, kehrt der Graf zurück, wird erkannt, verhaftet und stirbt im Gefängnisse. Dieses ereignete sich wenigstens zehn Jahre vor der Handlung, die in der Tragödie sich vor unseren Augen abspielt. Der Schauplatz ist auf dem Schlosse des Grafen Gotthard von Nord, Bruders des Verstorbenen, in der Schweiz. Außer diesem befinden sich noch daselbst und treten als Hauptpersonen auf: *Kamilla,* die verwitwete Gräfin Nord; ihr Sohn *Leonhard,* ein Jüngling von 18 Jahren; ihr Vater *Marchese di Sorrento;* ein Maler *Spinarosa* und der *Schloßkastellan.* Die Familie hatte sich aus dem politischen Sturme hierher gerettet. Aber seitdem hatte sich

ihr Schicksal aufgeheitert. Die österreichische Herrschaft hatte sich Neapels bemächtigt, und die neue Regierung die eingezogenen Güter des verstorbenen Grafen und seiner Angehörigen letztern zurückgestellt. Der alte Marchese erwartet einen Boten aus Italien mit der Bestätigung seines Glücks.
Da er flüchtig und verarmt eine Freistätte suchte, ließ er seinen Enkel Leonhard, noch Kind, in Italien zurück. Unbekannt mit seiner Herkunft, als verlassene Waise, kam der Knabe in eines Malers Hände, der dessen Naturanlage zur Kunst sorgfältig entwickelte. Meister Spinarosa, durch einen geheimen Zug des Gemüts an den Knaben gekettet, ward sein Lehrer, Freund, Vater, und da der Zögling heimgeholt wurde, um ferner in dem erneuerten Glanze des Großvaters zu leben, begleitete ihn Spinarosa, gedenkend, sich nie mehr von ihm zu trennen. Sie waren einen Tag früher, ehe die Handlung des Dramas beginnt, auf den Gütern des Grafen Nord angekommen. Da lernt nun Leonhard den Marchese als seinen Großvater, Kamilla als seine Mutter, den Grafen Nord als seinen Oheim kennen. Er erfährt von dem Marchese seines Vaters Schicksal. wie dieser eine Verschwörung angezettelt, wie er sich flüchtete, wie sein *treues* Bild am Galgen aufgehängt wurde, wie er darauf zum zweiten Male sich verkleidet nach Neapel gewagt, wie er erkannt wurde, denn:

– – – – – – – – – – Das Bild
Am Galgen, von verruchter Hand gemalt,
Es war zu treu und wurde sein Verräter.

Worauf Leonhard erwidert:

O pfui! Wer hat die Kunst so tief entweiht!

Das ist nun die Schraube, um welche sich die Handlung dreht, und geschraubter findet sich wohl auch keine in der ganzen dramatischen Welt. Man möchte Leonhards

Worte des Unwillens, die wir soeben aussprechen gehört, wiederholen: denn nie haben possierlichere Stelzen den Dienst des Kothurns vertreten. Viele Jahre sind seit dem Tode des Grafen vorüber, und noch ist alles Sinnen und Trachten des Marchese und des alten Kastellans darauf gerichtet, wie sie den Maler entdecken, der das Bild verfertigt, das man an den Galgen hing; denn dieses Bild, reden sie sich ein, *weil es so treu gewesen,* habe den Grafen verraten. Und nicht allein diese, sondern selbst ein Kardinal in Neapel, der Oheim des Marchese, hat sich jene Narrheit in den Kopf gesetzt; denn der von ihm an den Marchese geschickte Bote erzählt:

> Auch Seine Eminenz sind tief empört
> Und wollen ihre ganze Macht gebrauchen,
> Den Maler zu erforschen; denn solch ein Bild
> Mit diesem Fleiß und dieser Sicherheit
> Zu malen, *meinen sie,* sei nur das Werk
> Der schändlichsten Verräterei – –

Meinen sie! Alle Ehrfurcht vor der Meinung einer Eminenz; aber ich kann mich nicht darein finden. Kenner der ausübenden Henkerkunst werden es besser wissen als ich, was es mit der Hinrichtung im Bildnisse eigentlich für eine Bewandtnis hat. Wird nicht, wie es mir wahrscheinlich dünkt, nur irgendein Bild symbolisch an den Galgen geschlagen, mit der Absicht, es solle den flüchtigen Verbrecher vorstellen, oder wird wirklich das Konterfei des Verurteilten und in der Absicht dazu gebraucht, daß er erkannt und ausgeliefert wird? Angenommen, daß dieses sich so verhalte und daß der Graf wirklich daher erkannt und eingekerkert worden sei, weil sein treues Bildnis ihn verraten; wie kann aber auch der witzigste Argwohn auf den Gedanken kommen, daß ein Maler aus Bosheit, in der Absicht, den Grafen den Henkern zu überliefern, das Bild gemalt habe? Er müßte es dann aus der Erinnerung gemalt haben, denn hätte

der geächtete Graf seinem Pinsel gesessen, dann braucht' er ihn ja bloß beim Kragen zu fassen und der Gerechtigkeit einzuhändigen. Also ein Maler wäre zur Polizei oder zum Kriminalgericht gekommen und hätte gesagt „ich bin ein Feind des flüchtigen Verbrechers, da habe ich euch aus Rache sein Bild gemalt; ich stehe euch dafür, es gleicht ihm wie ein Ei dem andern, schlagt es an den Galgen, es wird seine Dienste tun!“ Aber wäre es nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß das Bild des Grafen früher, und keineswegs zu diesem schrecklichen Vorhaben, gemalt worden wäre und daß man es unter den Möbeln des Geächteten, die man mit den Palästen, in denen sie waren, wie erzählt, konfisziert hatte, gefunden und zu peinlichen Zwecken benutzt habe? Ja die Familie, der Marchese, mußte ja daran denken, daß sich der Graf einmal habe malen lassen, da dieser Umstand wegen eines gewissen Vorfalles, der sich dabei ereignet hatte. der Gräfin Kamilla unvergeßlich bleiben mußte. Indessen, genug der Bedenklichkeiten und Einwendungen, es gibt unerklärliche Idiosynkrasien des Gemüts, und der Haß gegen einen unbekannten, vermutlich ruchlosen Maler mag eine solche sein. Ja, es muß eine Idiosynkrasie hier stattfinden, denn man glaube nicht etwa, daß die Anverwandten, von heftiger Liebe und Zärtlichkeit für den schon vor Jahren verstorbenen Grafen immer noch beseelt, zu solchen Rachephantasien sich verblenden ließen. Sie haben ihn alle nicht sonderlich geliebt. Er war ein roher, harter Mensch. Der Marchese klagt, sein Schwiegersohn habe ihm nur Unglück in die Familie gebracht. Kamilla, sein Weib, hatte eine frühere Neigung durch ihre ganze Ehe stets ungeschwächt bewahrt. Der Graf Gotthard von Nord konnte dem verstorbenen Bruder auch nicht gut sein, da er ihm genannte Kamilla, die früher ihm selbst als geliebte Braut bestimmt gewesen, weggeschnappt hatte. Der junge Leonhard kannte

seinen Vater kaum. Nur der alte Kastellan bedauert seinen jungen Gebieter, den er als Knaben auf den Armen getragen, aufrichtig, die übrigen aber tragen ihn nur in effigie im Herzen und lieben ihn in contumaciam — sie haben es nur mit seinem Bilde zu tun.

Wie gesagt — Schwiegervater, Sohn, Bruder, Kastellan, alle sinnen darauf, wie sie den verräterischen Maler finden und züchtigen könnten. Da spricht der Kastellan:

> Ich habe drüber Jahre lang gebrütet,
> Wie ich ihn kennen will.

Der gute Mann hat das folgendermaßen angefangen. Zuerst hat er sich nach Neapel geschlichen, das aufgehängte Bild nächtlicherweise vom Galgen abgenommen und dafür ein anderes hingehängt; sodann ist er durch vieles Überlegen und Suchen dahintergekommen, daß in der Ecke des Gemäldes der Künstler ein Zeichen hingemacht (sein Monogramm). Jetzt war der Weg zur Rache gefunden. Sie wollen sich sämtlich auf die Wanderung begeben, den Mordmaler aufzusuchen, übertragen jedoch, wie billig, dem jungen Leonhard die Rache. Dieser wird feierlich mit einem Schwerte umgürtet, zum Ritter geschlagen und ihm der Eid abgenommen, des Vaters Tod zu rächen! Während sie sich aber auf solche Weise rüsten und beraten, hat ihnen der böse Geist das Opfer schon zugeführt; denn der Maler, der das Galgenbild gemalt, ist kein anderer als *Spinarosa*. Wie er in das Haus seiner Feinde gekommen, ist oben schon gesagt; jetzt muß erzählt werden, auf welche Weise er dazu kam, den Grafen Nord zu malen. Zwar scheint dieses so natürlich, aber der gerade Weg taugt in keinen Tragödien; um gehörig spät zum fünften Akte zu gelangen, müssen krumme Wege eingeschlagen werden.

Gräfin Kamilla brachte ihre Kinderjahre in einem Kloster zu. Da ereignete sich, daß daselbst mehrere Bilder restauriert werden sollten. Der berühmte Meister, dessen

Kunst man in Anspruch nahm, hatte keine Zeit und schickte einen seiner Schüler, einen Deutschen namens Lenz. Wie dieser nach und nach die beschädigten Madonnen ausbesserte, bekamen sie alle das Gesicht der schönen Kamilla. *C'est l'amour qui a fait ça!* Die kleine Kamilla erwiderte die Liebe des jungen Malers. Da ward sie aus dem Kloster gezogen und dem Grafen Nord angetraut. Dieser hat von der Liebschaft gehört und will dem Maler, der seine Braut, wenn sie es auch damals noch nicht gewesen, zu lieben wagte, einen Streich spielen. Er läßt ihn rufen, um sich malen zu lassen. Lenz kommt, ohne zu wissen, daß er den Mann seiner Geliebten vor sich habe, und malt den Grafen. Als das Bild fertig ist, ruft der Graf Kamilla herbei, hunzt den armen Lenz in ihrer Gegenwart herab und sagt, das Bild tauge nichts. Nachdem er die Absicht, den Jüngling in Gegenwart der Geliebten zu beschämen und zu ärgern, erreicht, läßt er ihm den bedungenen Lohn auszahlen. Dieser aber wirft ihm das Geld vor die Füße, stürzt fort, ändert seinen Namen und irrt in der Welt umher. Auf diese Weise ward das verhängnisvolle Bild geboren, das den Grafen das Leben kostete. So sinnreich bestrafen Dichter die Bosheit!

Jetzt ist Lenz unter dem Namen Spinarosa in der Nähe seiner Geliebten. Die Flamme seines Herzens hat er durch alle Wege seines Lebens treu gewartet, und auch sie hat die Neigung für ihren Jugendfreund ungeschwächt erhalten. Noch hat er sie, sie ihn nicht gesehen. Wie rührend wird die Erkennung sein! Welch ein freudiger Schrecken wird beide überfallen!... Ach nein, daraus wird leider nichts, denn Kamilla ist blind, trägt eine Binde vor den Augen und hat sich so verändert, daß sie unkenntlich geworden ist. Wie, blind ist sie? Das ist nicht möglich. Also darum muß der unschuldige, unglückliche Maler mit einem Degen totgestochen werden, weil die

Dame blind ist? Hätte sie gesehen und ihn erkannt, dann wären alle Mißverständnisse und der daraus entsprungene Jammer verhütet worden. Darf ein dramatischer Künstler sich so etwas erlauben? Darf er die Bühne zum Lazarette machen? Wenn das habsüchtige, räuberische Schicksal, diebisch oder gewaltsam, in das schwache, unbewahrte Menschenherz einbricht, wenn dann die Angst unsere Schritte beflügelt, das Entsetzen uns unbeweglich macht, das Mitleid unsere Empfindung in Tränen auflöst — Angst, weil das drohende Geschick so übermächtig — Entsetzen, weil es zu flüchtig, ihm zu enteilen — Tränen, weil der Liebende ein Mensch ist wie wir, dem wir in jedem Nerven, in jedem Gliede den Schmerz nachempfinden — kann alles dieses auch dann in uns eindringen, wenn das duldende Schlachtopfer des Geschickes nicht menschlich gestaltet ist wie wir? Wenn es einen Schmerz fühlt, für den wir keinen Nerven haben, wenn das Unglück bei ihm durch eine offene Pforte eindringt, die bei uns verschlossen ist und bewehrt? Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird! *Wir* haben unsere guten Augen, *wir* sehen umher, *uns* kann so etwas nicht erreichen. Was kann einem Blinden nicht alles Trauriges begegnen, ohne daß es der Tücke des Fatums bedürfe! Er kann von einer Höhe stürzen und den Hals brechen; er kann mit einem Stocke einen bellenden Hund treffen wollen und seinen Vater erschlagen; er kann seinem eignen Kinde statt Zucker Rattengift in die Milch mischen. Die Gerichte können ihn darauf des Mordes beschuldigen und zum Tode verurteilen. Seine Frau stürzt sich aus Verzweiflung ins Wasser. Das ist gewiß Jammer genug; aber es ist ein pathologischer, kein dramatischer. Auch Shakespeare hat kranke, geisteszerrüttete, blinde Menschen auf die Bühne gebracht. Allein bei ihm erscheint der Wahnsinn nicht als Quelle, sondern als Ausfluß des dramatischen Geschickes, und

seine Blinden sind nur als Teile der Szenerie hingestellt, wie man Blitz, Donner und Seestürme auf die Bühne bringt, um einem schauerlichen Gemälde einen entsprechenden Rahmen zu geben. Aber im *Bild* ist die Blindheit der Gräfin die Wurzel aller Leiden, die Ursache aller Verwirrung, und man kann ohne schadenfrohen Kitzel nicht daran denken, daß der Hofrat Himly aus Göttingen, wenn er zufälligerweise einige Monate früher als Spinarosa nach der Schweiz gekommen und die blinde Gräfin durch ihn geheilt worden wäre, dem Schicksale und dem Herrn von Houwald einen rechten Possen gespielt und jenes um seine Beute, diesen um seine Tragödie geprellt hätte.

Aber an welchem Augenübel leidet denn eigentlich die schöne Gräfin, und wie kam sie dazu? Hat sie den grauen oder schwarzen Star? Hat sie ein Fell oder Flecken im Auge? Ist sie blind geboren? Ist das Übel nach einem Nervenfieber oder nach einer Entzündung übriggeblieben? Ach nein, das alles nicht. Sie hat sich um ihren verstorbenen Gatten *blind geweint.* Wahrhaftig, das ist romantisch, welch eine Treue, welch eine Liebe, welche Zärtlichkeit! Liebe? Zärtlichkeit? Ei, bewahre der Himmel! Sie hat ihren Mann nie geliebt, sie war der Neigung ihrer Jugend stets treu geblieben, der junge deutsche Maler lebte verborgen in ihrem Herzen. Und doch hat sie sich um ihren Gatten blind geweint? Das ist unglaublich! Ei, es muß wohl wahr sein; sie selbst und ihr Vater erzählen es. Der *Marchese* sagt seinem Enkel Leonhard, da er ihm das traurige Ende, das sein Vater in Neapel genommen, mitteilt:

> Durch unsere Freunde ward mir bald die Kunde.
> Ich sucht' es deiner Mutter zu verbergen;
> Denn sie lag damals mit dir an den Blattern
> Darnieder; aber sie erfuhr es doch;
> Und ob die frohen Stunden ihrer Ehe

Ihr gleich nur spärlich zugemessen waren,
Doch war sie tief und auf den Tod betrübt,
Und in dem scharfgesalznen Tränenquell
Des Grams verloschen ihre schönen Augen.

Und die Gräfin sagt von ihrem verstorbenen Manne:

Ich hab' ihn lang beweint, doch meine Tränen
Sie löschten wohl der Augen schwaches Licht,
Doch nimmer die geheime mächt'ge Flamme
Der ersten Liebe.

Sie, Marquis, haben Ihre Sache gut gemacht; Sie wußten Ihrem Märchen einige Wahrscheinlichkeit zu geben. Indem Sie erzählten, die scharfgesalzenen Tränen des Grams hätten die schönen Augen Ihrer Tochter ausgelöscht, ungeachtet sie eine unglückliche Ehe gehabt, da fühlten Sie selbst, wie unglaublich das sei, und da haben Sie, anscheinend ganz absichtslos, die Bemerkung eingeflochten, daß die Gräfin zur selben Zeit an den Blattern krank gelegen. Es war dieses ein feiner ophthalmologischer Zug. Die Spötter, die an der aufrichtigen Betrübnis Ihrer Tochter zweifeln mochten, können in ihrem Sinne annehmen, sie sei von den Blattern, aber nicht aus Trauer blind geworden. Aber Sie, schöne Gräfin, haben sich gewaltig verschnappt. Wie! Sie wollen uns weismachen, daß die nämlichen Tränen, die nicht stark genug gewesen waren, die geheime, mächtige Flamme Ihrer ersten Liebe zu dämpfen, dennoch vermochten, das Licht Ihrer Augen auszulöschen, und Sie sagen uns das in vier aufeinanderfolgenden Zeilen, damit der Widerspruch recht handgreiflich werde? Gehen Sie uns, Sie sind sehr schlimm, Sie haben so etwas von einer Witwe zu Ephesus. Ihre Blindheit war nichts als eine Folge der Blattern, aber um sich das Ansehen einer zärtlichen betrübten Witwe zu geben, haben Sie den Leuten aufgebunden, Sie hätten sich um Ihren Mann blind geweint.

63. Das Bild

Nun zurück zur Geschichte! Maler Spinarosa wird von dem Marchese aufgefordert, seine blinde Tochter zu malen, doch ohne daß sie davon wisse; denn sie habe sich immer gesträubt, einem Pinsel zu sitzen. Spinarosa wird in das Zimmer seiner Geliebten geführt. Er erkennt sie zwar nicht, und sie weiß nichts von seiner Gegenwart. Aber das in unsern neuern Tragödien so beliebte Dehnen und Sehnen, die magnetische Sympathie, das schwermütige Wesen, die sauersüße Empfindung, wobei einem ganz jämmerlich zumute wird, läßt sich alsbald verspüren. Er wird ahndungs- und andachtsvoll, *ihr* wird heiß und schwül, sie bekommt das Asthma und muß ins Freie. Da kniet er mitten im Zimmer nieder, die Abendglocken läuten dazwischen. Um den langen ungewissen Zustand zu verkürzen, sage ich gleich, daß er endlich von Kamillas Gesellschafterin erfährt, wen er gemalt habe, daß er der Vertren seine Hoffnung mitteilt, jetzt die Geliebte heiraten zu können, daß diese ihm sagt: daraus werde wohl nichts werden; denn der Marchese sei ein stolzer Mann.

Jetzt zu einem andern. Wenn ich Sprünge mache und außer Zusammenhange die Geschichte erzähle, so ist das nicht meine Schuld. Die Handlung hat mehrere Episoden, die ihr an Bedeutung nicht nachstehen. Sie könnten Stoff geben zu vier bis sechs Tragödien. Die Personen laufen verwirrt durcheinander, zerstoßen sich die Köpfe und versperren sich wechselseitig den Weg. Keiner weiß, wohin er gewollt, und alle verfehlen das Ziel. Der Graf Gotthard von Nord, Bruder des Verstorbenen, liebte Kamilla. Sein Vater hatte sie ihm ehemals als Braut zugedacht, seine zweite Mutter aber, aus Liebe zu ihrem eigenen Sohne, diesem Kamilla zugewendet. Der Graf hatte darauf das Malteserkreuz genommen. Da jetzt Kamilla Witwe, denkt er sich mit ihr zu vermählen, das Kreuz mit einer Frau zu vertauschen, und nachdem er sich vom Papste die nötige Dispensation verschafft,

entdeckt er dem Marchese seine alte Neigung zu Kamilla und bittet um ihre Hand. Dieser willigt mit Freuden ein, unterrichtet aber den Grafen von der früheren Neigung, die seine Tochter für einen deutschen Maler hegte. Der Graf will Kamilla ausholen, er spricht mit ihr von Herzensangelegenheiten und erhält das Geständnis, daß sie ihren Lenz nie vergessen werde. Der Graf erfährt von Spinarosa, daß Lenz lebe und daß dieser sein Freund sei. Der Graf ist hochherzig, er ladet Spinarosa ein, ihn nach Deutschland zu begleiten, um Lenz aufzusuchen. Er will seinen beglückten Nebenbuhler Kamillen in die Arme führen.
Kamilla hatte auch erfahren, daß Lenz noch lebe, und seitdem spricht sie wachend und träumend von ihm. Ihr Vater, der Marchese, der darin ein Hindernis zu ihrer Verbindung mit dem Grafen findet, bittet Spinarosa, er solle vorgeben, sein Freund Lenz wäre kürzlich gestorben, wie er soeben aus einem Briefe erfahren. Dieser jammert, in Dialogen und Monologen, ob so grausamer Zumutung; endlich verspricht er's zu tun und nimmt sich vor, in nächster Nacht heimlich das Schloß zu verlassen, um seiner Qual und dem Schmerze Kamillas zu entgehen. Er bittet den Kastellan, ihn nachts verstohlen die Pforte zu öffnen, ihn aber vorher in die Ahnenbildergalerie des Schlosses zu führen, weil er seine Augen noch einmal an dem von ihm gemalten und dort aufgehängten Bilde Kamillas weiden wolle. Der Kastellan verspricht es zu tun. Nun erinnere man sich, daß dieser alte treue Diener sich seit vielen Jahren in den Kopf gesetzt, durch das Monogramm des Galgenbildes den verräterischen Maler ausfindig zu machen. Darauf entdeckt er auf dem neugemalten Bilde Kamillas das nämliche Monogramm und schließt daraus, daß Spinarosa das Galgenbild verfertigt habe. Der Umstand, daß dieser sich heimlich aus dem Hause stehlen wolle, bestätigt ihn in

seinem Argwohne. Natürlich will der Mörder entfliehen, weil er sich entdeckt glaubt. Dem Marchese wird die Sache mitgeteilt, und beide nehmen sich vor, den Maler in der Bildergalerie zu belauschen, zu überfallen und zur Rede zu stellen. Um Mitternacht wird Spinarosa von dem Kastallan in die Galerie gelassen. Dort spricht er eine Zeitlang mit dem Bilde Kamillas. Darauf gewahrt er ein verhängtes Bild. Er zieht den Vorhang weg! Hölle und Teufel! Wut. Er zieht den Degen und stößt damit das Bild, es durchbohrend, von der Wand herab. Es war das Konterfei des von ihm gemalten Grafen Nord, der ihm seine Geliebte entzogen und ihn so schnöde behandelt. Sollte ihn dieser Anblick nicht in Wut setzen? In dem nämlichen Augenblicke stürzt der Marchese und der Kastellan herein. Das an den Galgen geschlagene, von dem Kastellan dem Galgen abgestohlene und in die Galerie gehängte Bild des Grafen wird von Spinarosa herabgeworfen. Das ist lautes Bekenntnis seiner Tat. Der Marchese zieht den Degen, und da sich der Maler ihm nicht entgegensetzen will, durchstößt er ihn.

Dies geschah um Mitternacht. Wie schafft man sogleich Kamilla herbei? Diese hatte ihrer Gesellschafterin gesagt, sie wolle diese Nacht etwas lange aufbleiben in der Nähe der Galerie, weil dann Geister dort herumwandeln sollen, und sie wolle hören, was Wahres daran sei. Auf den Mordlärm eilt sie herbei. Sie sieht den blutenden Geliebten. Sie *sieht* ihn, denn in diesem Augenblicke erhält sie das Gesicht wieder, der Wahnwitz überfällt sie, und sie sinkt tot hin. Der Maler stirbt auch, und der Marchese bedauert seine Übereilung. Man hätte wahrhaftig den Maler wohlfeiler sterben lassen können!

Und käme nun der Dichter dieser Tragödie und spräche: „Herr Rezensent, Sie wollen schlau sein, aber wie haben Sie sich ertappen lassen! Sie konnten glauben, daß es mir damit Ernst gewesen? Es konnte Ihnen entgehen,

daß ich mich durch mein *Bild* über die dramatische Scharlatanerie und Kinderpossenreißereien der deutschen Poeten habe lustig machen wollen?" – Wahrhaftig, ich würde rot werden und mich schämen. Man hat die Sprache in dieser Tragödie gelobt, sie soll blühend, bilderreich sein; aber gar manches wird gemalt und gar manche Kräuter blühen. Ich kann die Bearbeitung so wenig loben als die Wahl des Stoffes und will, meinen Tadel zu begründen, einige Stellen ausziehen.

Der *Kastellan* beginnt das Stück mit folgenden Worten:

> Lauft! lauft! und reißt die Türen auf und zu,
> Als sei das wilde Heer hier eingezogen! –
> Wie mir ob dem Spektakel fast der Mund
> Erstaunend offen steht, so sperrt die Burg
> Auch ihre längst verschloßnen Tore auf.

Die Türen *zureißen* ist falsch. *Reißen* heißt gewaltsam *trennen;* wenn aber die Tür heftig zugeschlagen wird, so wird sie gewaltsam mit dem Türpfosten *verbunden*. Will der Kastellan ein Maul haben wie ein Tor, so habe ich nichts dagegen; aber wenn ihn der Mund *fast* offen steht, das heißt nur halb, so kann er es mit dem zum Empfange der einziehenden Gäste *ganz* geöffneten Tore nicht wohl vergleichen. Nun laßt uns weiter gehen; wenn der Kastellan schlecht spricht, so beweist das noch nichts gegen die übrigen; auch in einem prächtigen Palaste ist die Bedientenstube schlechter tapeziert und möbliert als die Zimmer der Herrschaft. Freilich spricht der Kastellan so preziös, so sentenziös, daß man ihn mit seiner Herrschaft verwechseln könnte ... Der junge *Leonhard* in der Unterredung mit dem Kastellan sagt:

> Was du die Welt nennst, liegt mir noch verborgen;
> Doch hat die Kunst mir eine aufgetan;
> Da steht der Glaub' und die Erfahrungen
> Der alten Meister seit Jahrhunderten
> Gesammelt – –

Einem Knaben wie Leonhard ist allerdings die Welt verborgen, allein er ist sich dessen nicht bewußt. Der muß die Welt schon viel kennen, der es weiß, daß er sie nicht genug kennt. Über den Unsinn dieser Rede will ich mich nicht weiter verbreiten; daß es der junge Mensch als Maler an eitlem Kunstgeschwätze nicht wird fehlen lassen, das läßt sich denken, sowie auch, daß er ganz unausstehlich altklug spricht. In unsern neuen Tragödien gebärden sich die Helden wie die Kinder und die Kinder wie Erwachsene. Der kleine Otto in der *Schuld* ist hierin mit seinem Beispiele vorausgegangen. Der sanfte Raffael, wenn er den Kunstschüler Leonhard nach Art des Novalis und des Klosterbruders hätte sprechen hören, würde freilich nur gelächelt haben; aber der kräftige Michelangelo hätte mit seiner derben Faust dem Jungen gewiß einige Ohrfeigen gegeben und ihm zugedonnert: Arbeite, Pursche, und räsoniere nicht! . . . Der *Marchese*, in der Erzählung, die er seinem Enkel von der mißlungenen Unternehmung des Vaters gegen die Regierung von Neapel macht, sagt:

> Und weil dein Vater, der Verschwörung Haupt,
> Zum Tod verurteilt worden war, so hing
> Man wenigstens von ihm ein treues Bild
> In contumaciam am Galgen auf.

„Verurteilt worden war“, — überhaupt alle diese Verse, sind doch etwas gar zu bürgerlich und herablassend. „Wenigstens“ hat etwas Drolliges. In den beiden letzten Versen herrscht Unsinn. Der Verbrecher wird *in contumaciam*, d. h. als der Vorladung nicht Gehorchender, als Ausbleibender gehängt, aber nicht das Bild, das wird in Person gehängt. Um ein Bild *in contumaciam*, *in effigie* aufzuhängen, müßte man seine Kopie an den Galgen schlagen. So hängt in manchen Bildergalerien ein Raffael, ein Tizian *in contumaciam*, das heißt, nicht das Original, welches nicht zu haben war, sondern die Kopie. Der

Ausdruck *in contumaciam*, steif, hölzern, übertölpelnd wie er ist, gehört in ein Lehrbuch des peinlichen Prozesses, aber in kein Dichterwerk. Das hängt sich zentnerschwer an den Flügel des Pegasus. Das gemeine Wort Galgen, welches der gemütliche Dichter *„der Vergeltung Säule"* nennt, kommt in dem *Bild* so häufig vor und macht auf selbst ehrliche Ohren einen so unangenehmen Eindruck, daß in der Handschrift dieses Dramas, dessen sich die hiesige Bühne bedient, mit Recht das viel erhabnere, poetischere *Hochgericht* dafür gesetz wurde.
In der ersten Szene des dritten Akts spricht der Kastellan mit dem Grafen Nord von seinem Racheplan gegen den Mordmaler, wenn er ihn fände. Der Graf sucht ihn zu besänftigen und sagt:

– Blinde Rach' ist eine gier'ge Wölfin,
Die ihrer eignen Mutter Leib zerfleischt,
Indes sie selbst mit Reue schwanger geht.

Also die Rache ist eine Wölfin. – Das läßt sich hören. Die ihrer Mutter Leib zerfleischt – mag hingehen, obzwar die Naturgeschichte nichts davon sagt; denn wie ist es denkbar, daß sich die alte starke Wölfin von ihrer schwächeren Tochter sollte beißen lassen? Aber freilich, diese Tochter ist so schwach und jung nicht mehr; denn sie ist schwanger, so daß, indem sie von der Mutter frißt und das abgerissene Fleisch durch die Verdauung in ihr Blut übergeht, ihre Leibesfrucht damit ernährt und der Enkel mit der Großmutter gefüttert wird. Aber womit ist die Wölfin schwanger? Mit – Reue. Hat man je gehört, daß eine Wölfin mit Reue trächtig geht? Oder bezieht sich die Reue auf Rache, die Rache geht mit Reue schwanger, so ist diese ganze Bildnerei und Vergleichungsart durchaus fehlerhaft in stilistischer Beziehung. Will man einen Begriff durch Versinnlichung oder etwas Körperliches durch Vergleichung mit einem andern Kör-

perlichen anschaulicher machen, so muß man bei der Natur des Vergleichenden stehenbleiben und darf nicht zum Verglichenen zurückkehren. Man darf in kein Landschaftsgemälde natürliche Blätter und Blumen anbringen. Ich will ein Beispiel anführen, wie man einen solchen Fehler macht und vermeidet. Ihr möchtet einem schönen Mädchen über ihre großen leuchtenden Augen und seidenen Augenwimpern etwas Schmeichelhaftes schriftlich oder mündlich sagen. „Deine Augen gleichen zwei Sonnen“, das mag hingehen, ob es zwar auch nicht ganz recht ist; denn man sieht nie am Himmel zwei Sonnen nebeneinander. Nun weiter: „Deine Augen sind zwei glänzende Sonnen, über welche, das blendende Licht zu mildern, zwei seidene mit Fransen gerändete Vorhänge herabhängen.“ Das wäre falsch, denn über der Sonne befinden sich keine Vorhänge. Wenn ihr aber sagt: „Deine Augen sind zwei kristallne Fenster, über welche Vorhänge mit schwarzseidenen Fransen hängen“, so ist das ein ganz vortreffliches Bild, was auch ein Tapezierer dagegen einwenden möchte.

Julie, der Kamilla Freundin, entdeckt, daß Spinarosa kein anderer als Maler Lenz sei. Sie will Gewißheit haben und ihn ausholen. Sie fragt ihn nach seinem wahren Namen. *Spinarosa* sagt:

> Gibt euch mein Name
> Von unserm Leben nicht ein treues Bild?

worauf Julie erwidert:

> Auch dornenlose Blumen trägt der *Lenz*,
> Sagt, habt Ihr nie den Maler *Lenz* gekannt?

Abgesehen von der Gemeinheit dieses Wortspiels, so liegt auch ein widriger Pleonasmus darin. „Dornenlose Blumen trägt der Lenz“. Sie legt einen Nachdruck auf das Wort Lenz. Gut, sie will ihn sticheln. Allein wozu das Sticheln, wenn sie gleich darauf mit den Worten:

„Habt Ihr den Maler Lenz gekannt?" ihn unter die Rippen stößt? —
Es ist von dem schändlichen Mordmaler die Rede. Der Marchese sagt:

> O schändlicher Verrat! Den Bösewicht,
> Der hier aus Gift und Rache Farben mischte,
> Kennt' ich ihn nur, ich tauchte diesen Pinsel
> (an den Degen fassend)
> In seines Herzens roten Farbentopf,
> Bleich wie die Wand sein Angesicht zu malen!

„Aus Gift und Rache Farben mischt". Diese Mischung taugt nichts: Gift ist eine Substanz und Rache ein Begriff. Es ist gerade so, als wollte man Mehl und Unschuld untereinandermischen. Das Schwert einen „Pinsel" zu nennen, ist nur einem betrunkenen Husaren im Wirtshause erlaubt, keinem Marquis. Das Herz einen „roten Farbentopf" zu heißen, mag der Dichter verantworten. Wie aber will er es anfangen, aus einem Topfe mit roter Farbe weiß zu malen? Das ist ein Taschenspielerstreich!
Nennt der Marchese das Schwert einen Pinsel, so macht dagegen Leonhard den Pinsel zum Schwerte:

> Wer konnte wohl die Kunst so tief entweihen
> Und seinen Pinsel zu dem Richtschwert machen?

Bei ebendieser Gelegenheit läßt sich der Kastellan wie folgt vernehmen:

> Der Meuchelmord
> Ist nicht so schändlich; 's ist ein einziger Stoß
> In Hast und Wut geführt . . .
> Allein der Maler saß und malt' und traf!
> Besonnen brütet' er die Schandtat aus
> Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
> Daß es im luftigen Käfig dort gedeihe,
> Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß . . .

Die Schandtat ist ein junges Huhn; gut. Es kommt in des Henkers Pflege – nicht gut. Es gibt sich kein Henker mit der Hühnerzucht ab, außer zu seinem häuslichen Bedarf; er nimmt keine Hühner in Kost gegen Bezahlung. Das Huhn gedeiht im luftigen Käfig. Es ist wahr, zweckmäßig ist, sie hoch zu stellen, damit sie der Marder nicht holt; aber wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Noch mehr, das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, statt mit Gerste. Das ist unerhört. Oder ist es die Schandtat, die Ehre und Leben frißt? Aber dann muß ich meine Bemerkung, die ich oben bei der mit Reue trächtigen Wölfin gemacht, hier herabziehen. Ist die Schandtat einmal zum Küchlein geworden, so muß sie als Huhn leben und sterben und darf nie mehr wieder Schandtat werden.
Aber diese Kritik hat sich sehr ausgedehnt, daß ich die Leser bitten muß, zu ihren Anfangsworten noch einmal zurückzukehren.

64.

Nachtrag zu vorstehender Kritik

veranlaßt durch das „Tübinger Literaturblatt",*
herausgegeben von Müllner
[1821]

* Das *erste* Heft des *zweiten* Bandes meiner lieben Zeitschrift, der *Wage*, wird in der genannten Beilage zum *Morgenblatte* (12. Dezember 1820, Nr. 104) viel gelobt und wenig getadelt. Mit dem erstern bin ich vollkommen einverstanden, mit dem andern aber nicht, und ich will die Gründe sagen, warum ich es nicht bin. Der Buchrichter [1] hat sich geäußert, bei mir *überwiege* der

1 „Rezensent" ist ein helles und heiteres Wort, das seinen nächtlichen Sinn falsch bezeichnet; es dringt lustig ins Ohr wie Schalmeienklänge aus dem sonnigen Tale herauf. *Buch-*

Witz die Urteilskraft; und, an einer andern Stelle, ich hätte *mehr* Witz als Urteil. Eigentlich wäre dieses kein Tadel; denn da es nicht zwei Dinge in der Welt gibt, die gleich groß oder gleich schwer sind, so muß auch notwendig von verschiedenen Geistesgaben, die ein Mensch vereinigt, die eine schwerer oder größer sein als die andere. Ich dürfte mich also des erhaltenen Lobes freuen und dem freundlichen Spender dafür danken. Es ist aber eine eigene Erscheinung, daß, wenn einem hochstehenden bedeutenden Manne ein Wörtchen entfällt, wie eine Schneeflocke so leicht, es oft als Lawine auf die Köpfe der Menge stürzt und dort manche Stellung verrückt oder gar umwirft. Freunde und Nicht-Freunde hatten früher mein Urteil immer richtig gefunden, sobald sie aber das *Literaturblatt* gelesen, erzählten sie, es stünde darin, ich hätte *durchaus* kein Urteil, und dies sei wahr. Ja, ein Bekannter kam zu mir und fragte: „Haben Sie das *Morgenblatt* gelesen?“ und als ich mit Ja geantwortet, rief er: „O weh!“ und ging fort. Da nun kein Richter abgesetzt werden kann, außer im Falle eines überwiesenen Verbrechens, also auch kein Kunstrichter, so muß mir viel daran gelegen sein, meine Unschuld darzutun, damit ich mein Kunstrichteramt nicht verliere. Ich werde also beweisen, daß das *Literaturblatt* unmöglich habe behaupten wollen, es mangle mir durchaus an Urteilskraft, da man wohl Urteilskraft ohne Witz, aber nie diesen ohne jene haben kann. Freilich werden es die Leser unschicklich genug finden, daß ich wie ein Tölpel von meinem eigenen Witze und von meiner eigenen Urteilskraft rede; denn wie bekannt, darf jeder Mensch seinen

richter aber ist grauenvoll und malerisch, es tönt fast wie *Blutrichter*. Als Versuch will ich in dieser meiner kunstgerichtlichen Einrede sehen und zeigen, wie es sich ausnimmt. Uns arme Sprachreiniger aber verlache man ja nicht – das ist *unsere* Beute aus dem Befreiungskriege der Deutschen!

guten Magen, sein gutes Herz, sein gutes Gedächtnis und seine Geliebte öffentlich loben; seinen Geist, seinen Witz und seine Frau aber nur im stillen. Aber ich verletze auch diese Anstandsregel nicht. Ich behaupte bloß, daß *wenn* ich Witz habe, wie er mir im *Literaturblatt* zugesprochen, ich *auch Urteilskraft* besitzen müsse.
Die Monarchen U und W des Konversationslexikons haben mir zum Kriege gegen die Rebellen, welche die Verfassung meines Kopfes umgestoßen, indem sie ihm die gesetzgebende, richterliche und ausübende Gewalt entzogen und nur den Hofprunk des Witzes gelassen, ihren Beistand angeboten. Aber das Hülfsheer meiner Verbündeten verstärkt mich wenig. Meistens ausgediente Soldaten, noch von der Kantischen Kriegsschule, mit langen gepuderten Zöpfen und mit so großem Gepäck beladen, daß sie nicht von der Stelle können. König U schickte mir: „*Urteilskraft* (judicium) ist die zweite Handlungsweise des Verstandes im weitern Sinne oder des Denkvermögens (welches Begreifen — Verstand im engern Sinne — Urteilen und Schließen umfaßt), nämlich die Fähigkeit des Geistes, das Verhältnis der Dinge durch Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere und Unterordnung des Besondern unter das Allgemeine zu bestimmen." Diese schweren Reiter werden wenig ausrichten, sie fangen mir noch keinen einzigen Kohlenbrenner in den Schluchten der Abruzzen. Ferner: „Die Urteilskraft ist das Spezifische des Mutterwitzes." Ungeübtes Fußvolk — schade! es kämpft mit Wärme für meine Sache. Aber *Mutterwitz* ist nur Lottoglück: die ihn haben, treffen die Gewinste auf Zahlen, die sie *blind* gezogen. Endlich: „Ein großer Mangel der Urteilskraft ist eigentlich das, was man *Dummheit* nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht abzuhelfen." Diese unglückselige Artillerie weiß nicht, wo der Feind steht, und richtet ihr Geschütz gegen meine eigenen Glieder. Wenn

ich jetzt nicht alles aufbiete, noch den Sieg zu erringen, so bin ich ganz verloren, ich bleibe *dumm* und komme nie wieder auf die Beine. Das Hülfsheer des Königs W fand ich nach der Musterung etwas brauchbarer, doch traute ich ihm nicht ganz und stellte es in den Hinterhalt; denn seine Äußerung: „Witz ist eine *spielende Urteilskraft*", schien mir ein Einverständnis mit dem Feinde zu verraten.

Ich beginne die Schlacht. *Urteilen* heißt: eine wirkliche Sache oder deren Spiegelbild (den Begriff) *ur—teilen*, sie in ihre *Ur*-Teile zerlegen, ihre Grundstoffe auseinandersondern, um ihr inneres Wesen, ihre Beschaffenheit kennenzulernen. Es gibt Dinge, die den körperlichen Sinnen, oder wenn sie sich an den *Pforten* des Geistes melden, äußerlich an Gestalt, Größe und Farbe ganz gleich erscheinen, obzwar ihre innere Natur voneinander abweicht; es gibt wieder andere Dinge, die bei äußerer Ungleichheit dem innern Wesen nach übereinstimmen. Das Urteil ist daher entweder *trennend* oder *bindend;* jenes straft die äußere Übereinstimmung, dieses die äußere Uneinigkeit Lüge. Man hat das eine *Scharfsinn,* das andere *Witz* genannt und hat nicht gut daran getan, wenn man nicht etwa dadurch bloß einen doppelten Ausfluß, sondern auch eine doppelte Quelle des Urteils bezeichnen wollte; denn es gibt nur eine Urteilskraft, die nur in ihrer Tätigkeit verschieden ist. Aber nicht einmal darin verschieden ist der *Witz,* welcher bloß ein *schnelles* Urteil ist. Wie die voltaische Säule mit der Schnelle eines Augenblicks Alkalien und Erden zersetzt, während die gemeine Chemie sich auf trocknem und nassem Wege erst abmatten muß, so entdeckt der Witz bald und leicht die Grundstoffe einer Sache, die das Urteil nur langsam und mit Mühe ausfindig macht. Der witzige Kopf unterscheidet sich von dem bloß urteilskräftigen wie der Reisende in einem Wagen von dem Fußgänger: jener erreicht *frü-*

her das Ziel. Die Andersdenkenden werden freilich behend hierauf erwidern: „Das eben ist es! an dem vornehmen Reisenden gehen Landschaften, Städte, Dörfer und Menschen eilig vorüber, er kann die Gegenstände weder kennenlernen, noch genießen; der bescheidne Fußwanderer aber hat Zeit alles genau zu untersuchen." Wohl wahr; doch es kömmt hier darauf an, ob der Weg Zweck des Reisens war oder das Ziel? Beim Urteilen aber ist der *Schluß* das Ziel, nicht das Urteilen; die Teilung, nicht die Art des Teilens. Der Witz hebt eine große Kraft mit einem Hebel, das Urteil braucht viele Menschenhände dazu. Der Witz ist nicht so *belehrend* als das Urteil, aber er *will* auch nicht belehren, er spricht nur für Ausgelernte und erinnert sie an das, was sie schon wissen. Jede Sache, jedes Verhältnis hat eigene Gesichtszüge, alle Dinge haben äußere Kennzeichen, die ihrer innern Natur entsprechen; der Witz kennt diese Zeichen, das Urteil will das Bezeichnete selbst sehen; jener erratet, wozu dieses erst die Beweise sucht. Ein Fremdling in der Naturkunde will die Art eines Baumes kennenlernen; er gräbt die Wurzel aus, er schält die Rinde ab, er spaltet das Holz, er steckt die Frucht in den Mund. Da kömmt ein Pflanzenkundiger, dem das Sexualsystem bekannt ist; er wirft einen Blick auf die Blüte, und ein einziger Staubfaden führt ihn glücklich durch das Labyrinth. Dieser ist Witz, jener Urteil. Die Aussprüche des Witzes *verdienen* so starkes Vertrauen als die des Urteils, aber sie *erhalten* es nicht; denn der letztere beweist, und jener fordert Glaube. Das Urteil, wie jedes gerichtliche sollte, gibt Gründe an, der Witz aber verdammt oder spricht frei, ohne sich zu erklären. Man spricht von der Oberflächlichkeit des Witzes; es gibt allerdings eine solche, aber sie liegt nicht in seiner Natur, sondern in seinem Grade, wie es auch ein oberflächliches Urteil gibt. Ich glaube also hinlänglich bewiesen zu haben, daß der

Witz nichts anders als das *geflügelte* Urteil ist; man kann aber keine Flügel haben ohne einen Körper, an dem sie hängen. Habe ich das Schlachtfeld behauptet, so verdanke ich den Sieg ganz allein meinen eigenen Kriegsvölkern; denn weder die Königlich *Uhuschen*, noch die Königlich *Weheschen* Truppen, sind ein einziges Mal zum Schusse gekommen. *
Das *Literaturblatt* sagt von mir: * (ich erzähle es mit sichtbarem aber ungesehenem Erröten allen Nichtlesern des *Morgenblattes*) * „Herr B. scheint uns ein offener gewandter, ungemein witziger Kopf zu sein; ganz geeignet, unterhaltende Rezensionen zu schreiben ... was aber die echte Kritik betrifft, so dürf[te] ihm – vielleicht der Umstand im Wege sein, daß der Witz die Urteilskraft überwiegt. Diese Vermutung beruht hauptsächlich auf der vor uns liegenden Theaterkritik, die er von Houwalds Trauerspiel *Das Bild* geliefert hat. Er hat scharfsichtig alle Gebrechen der Vorfabel und der Handlung ausgefunden und mit anziehender Leichtigkeit anschaulich gemacht. Aber wenn Houwald von dem Maler, der aus Bosheit das an den Galgen geschlagene Bild eines Verfolgten täuschend ähnlich gemalt und dadurch diesen ins Verderben gestürzt haben soll, in folgenden Bildern spricht:

> Besonnen brütet' er die Schandtat aus
> Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
> Daß es im luft'gen Käfig dort gedeihe,
> Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß –

so ist darinnen *mehr* Witz – tragischer nämlich, Witz des Pathos – als in den gemachten Einwendungen: ‚Wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Und das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, statt mit *Gerste!*'. Herr B. hat hier offenbar übersehen, daß die poetische Diktion nicht füglich nach

den Grundsätzen der Hühnerzucht beurteilt werden kann." * Dieses ganze richterlich Verfahren enthält eine *Nichtigkeit* im Sinne der Rechtslehre, wie der Herausgeber des Literaturblattes, der ein gutes Buch über *die richterliche Entscheidungskunde* geschrieben hat, selbst bekennen muß. Die Anklage lautet auf Mangel an *Urteil;* die Aussage des Zeugen aber auf Mangel an *Witz.* die Behauptung des letztern mag wahr sein, indessen bin ich nicht *darüber* vorgeladen worden. Auch ist der geführte Beweis falsch. * *Übersehen* habe ich nicht, daß die poetische Diktion nicht nach den Grundsätzen der Hühnerzucht beurteilt werden könne. Wenn ich das Gegenteil irrig behauptet, so war es ein Fehler der Überlegung, keiner der Sinne; denn ich behaupte es *noch.* Der Dichter spricht in *Bildern* – was heißt das? Das heißt: er will etwas Unsichtbares (eine Empfindung, einen Gedanken) durch etwas Sichtbares anschaulich machen; er will ein unbekanntes Größenverhältnis durch ein bekanntes finden lassen. Dann muß aber, soll der Zweck der poetischen Diktion erreicht werden, das vorgestellte Bild wirklich in der sinnlichen Welt vorhanden, die als bekannt angenommene Größe wirklich bekannt sein. In der bemerkten Stelle wollte Houwald seine Empfindung, wie sich Saat ,Wachstum, Frucht und Ernte einer Übeltat zusammengesellten, bis endlich das bestimmte Opfer vergiftet hinstürzt, den Lesern durch ein Bild versinnlichen. Was tut er? Er läßt einen Menschen sich niederkauern, ein Ei legen, wie eine Henne gackern und endlich das Ei, welches unter der schweren Last unbegreiflicherweise ganz bleibt, ausbrüten. Dieses ist weder dem Ohre noch dem Auge faßlich. Man sagt zwar *bildlich:* der Mensch brütet über eine Schandtat, aber die Sache selbst, das Original darf man ihn nicht verrichten lassen. Nun ist das Küchlein auf der Welt, es soll leben, aber all sein Tun und Leiden darf allerdings nur nach den Grund-

sätzen der Hühnerzucht beurteilt werden, man darf nichts mit ihm vornehmen, was *dem* entgegen ist, was Naturgeschichte oder Landwirtschaft rücksichtlich des Federviehs verfügt haben. Das Küchlein darf also weder in die Pflege eines Henkers gegeben, noch darf es an den Galgen gehängt, noch mit Ehr' und Leben, am wenigsten aber mit *fremder* Ehr' und Leben gefüttert werden; denn für einen Henker, der Diebe bestraft, würde es sich gar nicht schicken, selbst zum Diebe zu werden. Bei der Sprachmalerei fällt man aus Zerstreuung leicht und oft in solche falsche Bilder. Nun kann wohl der Dichter mit der Wärme seiner Empfindung den Mangel an Aufmerksamkeit entschuldigen, aber der kalte Beurteiler nicht, und diesem kommt daher zu, die entdeckten Fehler zu rügen. So mochte wohl Houwald in der besprochenen Stelle, da er vom Fressen der Ehr' sprach, ganz das Küchlein vergessen und sich nur der Schandtat erinnert haben. Daraus entstand die fehlerhafte Mischung von Kunst und Natur; man darf, wie ich * in der *Wage* * ohngefähr gesagt habe, einen *gemalten* Baumstamm nicht mit *natürlichen* Blättern und Blüten krönen, etwa aus Mangel an Farben. Es wäre dieses, als wie wenn ein Übersetzer, wo ihm die verdolmetschenden Worte mangeln, die Worte der Ursprache einmischen wollte. Hätten übrigens die vier besprochenen Verse auch nicht gegen die poetische *Diktion* gefehlt, so hätten sie sich doch immer gegen die poetische *Kunst* vergangen. Der Witz des Pathos mag allerdings in der wirklichen Welt seinen Quintilian vergessen und in tolle Redensarten ausbrechen; die wahre Verzweiflung macht allerdings garstige Gesichter – aber auf der Bühne darf sie es nicht; dort müssen selbst die *Krämpfe* der Seele sich in den Wellenlinien der Schönheit bewegen.

Das *Literaturblatt* urteilt ferner: „Endlich, wenn der Verfasser den Gebrauch der *Blindheit* an einer Haupt-

person in der Tragödie u. a. aus *diesem* Grund tadelt: ‚Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird? *Wir* haben unsere guten Augen, *wir* sehen umher, *uns* kann so etwas nicht erreichen‘ usw., so hat er nicht nur den Ödip in Kolonos vergessen, sondern auch den Umstand übersehen, daß bei jedem Zuschauer wenigstens *so viel* Phantasie vorausgesetzt werden muß, als nötig ist, um sich mit sehenden Augen in den Zustand eines Blinden zu versetzen. Wird wohl irgendeiner am Schlusse des ‚Wallenstein‘ das Mitleid mit der Terzky durch den Einfall von sich scheuchen: Was kümmert mich die Gräfin, ich habe keinen Gift im Leibe“? *Der* Grund freilich ist nicht fest genug, ob zwar auch nicht ganz so locker, als behauptet wird. Man kann wohl mit sehenden Augen sich in den Zustand eines Blinden versetzen, aber nicht in alle *Folgen* dieses Zustandes, nicht in jeden Kummer jeder einzelnen Entbehrung. Das *Gesicht* des Schmerzes, welches die unglückliche Liebe zeigt, wird uns rühren, doch haben wir für jede der tausend Sorgen, die heimlich an dem Herzen des Unglücklichen nagen, keine besondere Träne. Wir schenken ihm eine runde Summe des Mitleids und haben uns dann abgefunden. Gegen *diesen* Grund, warum tragische Personen nicht blind erscheinen dürfen, läßt sich, wie auch geschehen ist, Einwendung machen; ich habe aber bessere Gründe teils dargereicht, teils angeboten. Ich sagte, es dürfe kein tragisches Geschick in einer *Krankheit* des Leidenshelden seine Quelle haben. Die Ursache liegt ganz oben. Der Zweikampf zwischen der Freiheit und der Notwendigkeit, oder wahrer und *christlicher* gesprochen: Der Kampf der Freiheit des einzelnen gegen die Freiheit der Welt ist es, was in der Tragödie uns bewegt. Dann muß es aber eben die *Freiheit* sein, welche stritt und unterlag, nicht die gefesselte Sklaverei. Der *kranke* Mensch jedoch ist ein Leibeigener, dem, weil er nicht

ebenbürtig mit der freien Welt, kein ritterlicher Kampf gebührt. Er fiel – denken wir Gesunden – weil er die Waffen nicht zu führen verstand, *wir* aber werden uns zu verteidigen wissen. Kann der tragische Dichter diese Hoffnung des Siegs aufkommen lassen, wenn er dem unbezwingbaren Geschicke die gebührende Ehrfurcht erhalten will? Ich hatte freilich, als ich die Blindheit der Gräfin Kamilla getadelt, nicht an *Ödip in Kolonos* gedacht, aber jetzt, da ich daran erinnert worden, finde ich dort eine Stütze mehr für meine Behauptung. Hätte Ödip seinen Vater erschlagen und seine Mutter geheiratet, weil er, als Blinder, sie als solche nicht erkannte, dann hätte Sophokles den Fehler Houwalds begangen. Aber Ödips Blindheit war nicht die Quelle, sie war die Folge seiner Tat und seines Mißgeschickes. Nicht seine Blindheit, seine Selbstblendung rührt uns, und sie macht die höchste tragische Wirkung. Wir lernen darin, daß man dem Verhängnisse nicht entgehe, indem man die Werkzeuge seiner Rache meidet; denn weichen wir diesen aus, so muß unsere eigene Hand die Strafe des Geschickes an uns selbst vollstrecken. Bei Ödip erschüttert uns der boshafte Witz, das grausame Vorspiel des neckenden Schicksals: Er sah, solange er blind war, und war blind, sobald er sah. Daß es nicht das Blind-*sein,* sondern das Blind-*werden* ist, was für Ödip aufregt, kann man leicht versuchen, wenn man beide Tragödien dieses Namens voneinander trennt. *Ödip der König* weggedacht, macht *Ödip in Kolonos* durchaus keine Wirkung; ja es ist – ich kann kein anderes Wort finden – es ist *ekelhaft*, den alten augenlosen Bettler zu begleiten, zu sehen, wie unbehülflich er ist, wie ihm seine Tochter beistehen muß, wenn er sich setzt oder aufsteht, wie er alles greifen muß, um es zu erkennen! Das *blutende* Schlachtopfer kann rühren, aber nicht das *abgeschlachtete* – dem Leichnam wenden wir den Rücken. – Auch das Beispiel der

Terzky am Schlusse des *Wallensteins* ist nicht anwendbar gegen mich. Haben wir auch kein Gift im Leibe, so haben wir doch Gefäße im Leibe, die des Giftes empfänglich sind. Auch ist es nicht das Gift, die Vergiftung ist es, die tragisch auf uns einwirkt. Es entsteht nicht der Wunsch in unserem Herzen: Möchte doch eiligst ein Arzt herbeigeholt werden und möchte, bis er kommt, die Gräfin einstweilen Öl oder Seifenwasser trinken! Nein, sie mag sterben; wir beklagen nur den Untergang ihres Hauses. So sehen wir bewegt die Blätter vom Baume fallen, – an den Blättern verlieren wir nichts, nur der Winter macht uns traurig, der sie herabschüttelt.

* Es ist mir zum Vorwurfe gemacht worden, daß ich einen *Sprachfehler* gerügt, der doch nur auf Rechnung des Abschreibers oder des Schauspielers zu setzen gewesen wäre. Ich muß diesen Vorwurf hinnehmen. Wie ich zu jener unschicklichen Rüge gekommen, begreife ich selbst nicht; doch war es nur Vergessenheit, nicht Mangel an *Wohlwollen*, wie gemeint wird. Ich kenne so wenig den Dichter als ich die Dichtkunst übe, und sooft ich auch geirrt haben mag, ich irrte nie aus Leidenschaft. Zwar äußert sich das *Literaturblatt*, ich möchte wohl bei der Beurteilung des *Bilds* „durch bekannte Lobhudeleien" ein wenig *gereizt* worden sein; allein dieses sollte gewiß nicht heißen, *empfindlich gemacht*, sondern *veranlaßt*, und ich muß gestehen, daß es sich wirklich so verhält. Jede Kritik sollte nur auf eine solche Veranlassung geschrieben werden. Wenn ein Dichtwerk, oder sonst ein anderes, nicht *gelobt* wird, wenn es keinen Beifall findet, ist es dann nicht eine abscheuliche zwecklose Grausamkeit, es öffentlich herabzusetzen und einen Schriftsteller, der, sei er noch so bescheiden, für seine Erzeugnisse immer Vaterliebe hat, zu kränken? Aber sobald es unverdientes und allgemeines Lob erlangt, muß die Kritik ihre Härte üben. Ich glaube nicht,

daß eine schlechte dramatische Dichtung den Geschmack des Lesers oder Hörers verdirbt, ich glaube aber, daß sie, indem sie dem verdorbenen Geschmacke huldigt, diesem gesetzliche Herrschaft und Erblichkeit gibt und daß man solchem verderblichen Einflusse begegnen müsse. Ich habe Houwalds *Bild* von keinem tadeln, von vielen preisen hören. Auch *Böttiger* in der *Abendzeitung* hat es hoch erhoben. Ein so kenntnisreicher Beurteiler! Was soll ich denken? Es wäre doch traurig, wenn mir keine andere Wahl bliebe als zwischen der Erklärung: ich habe den Verstand verloren, oder: Böttiger hat ihn verloren; ich müßte das erstere wählen. War es Wohlwollen? Das wäre sehr zu tadeln! Ich bin so glücklich, keine Freunde zu haben, die schlechte Bücher schreiben; aber hätte ich solche – nun freilich, ich würde sie auch nicht tadeln, ich *schwiege*. Weiter darf sich die Nachsicht nicht erstrekken; man kann sich selbst, aber man darf nicht fremde Rechte dem Freunde opfern, und auf *Wahrheit* hat die ganze Welt heiligen Anspruch.

Einige *Bild-Verehrer* haben mich als einen *Ikonoklasten* feindlich behandelt und den Bildersturm abzuschlagen gesucht. Die in Frankfurt erscheinende *Iris* sagte inbezug auf mich, man habe Houwalds Tragödie, „*mißverstehend den tiefen Sinn der Dichtung, streng getadelt; aber der reine Geist, der darin waltet, ist unverwundbar.*“ Von der Enkelin des Oceanus wundert es mich sehr, daß sie mir hierin entgegen war. Meine Landsmännin hätte wissen sollen, daß Karl der Große selbst schon vor länger als tausend Jahren gegen die Bildverehrung geschrieben und daß eine damals in unserer Vaterstadt gehaltene Kirchenversammlung ihm feierlich recht gegeben hat. Wollte die *Iris* anderer Meinung sein, so hätte sie wenigstens Karl dem Großen und mir ihre Gründe angeben und die von mir gegebenen Gründe der Verwerfung widerlegen sollen. – Die der *Ikonolatrie* warm

ergebene *Abendzeitung* kam mit großer Macht zu Wasser und zu Lande (in Prosa und Versen) mir entgegengezogen. Ein Frankfurter Briefwechsler (so genannt weil sie Briefe gegen Geld wechseln) schrieb nach Dresden: „*Houwalds* schöne Dichtung hat in Hrn. *Börne*, der in zwei neuen Heften seiner Zeitschrift (*Die Wage*) der Welt zeigt, daß er noch in ihr ist, einen ereiferten Gegner gefunden. Nach seinem Ausspruche taugt der Plan nichts, die Sprache ist unpoetisch, und es findet sich sogar – man höre! – ein Verstoß gegen die Jurisprudenz. Mit dem genialen A. E. *Hoffmann* und dem Edelmanne Hrn. A. v. *Schaden* geht Hr. *Börne* nicht besser um. Da entstand denn in einem Kreise billiger Kunstfreunde, welche Hrn. *Börnes* Aussprüche nicht billigen konnten, folgendes Distichon:

Adolf von Schaden zu tadeln? Mag sein! Dahin reichet dein Maßstab;
Aber von *Hoffmann* laß ab, Lieber, der steht dir zu hoch!
Nimmst du gar *Houwalds* so treffliches *Bild* auf die richtlose *Wage*,
Ja, dann hängt es fürwahr in contumaciam da. –

Die billigen Kunstfreunde mögen wohl damals billigen Wein getrunken haben, als das Distichon in ihrem Kreise entstand. Es ist mir nicht klar geworden, ob der Dichter mein Freund oder Feind sei, ob er mich loben oder tadeln wollte. Zwar *duzt* er mich und nennt mich „*Lieber*", doch vielleicht ist er mir nur aus metrischen Gründen zugetan. Den Schwung, das Malerische des Distichons habe ich lebhaft aufgefaßt. Das „*von Hoffmann laß ab!*" ist wahrhaft plastisch; ich fühlte die Hand des Polizeidieners, der mich beim Arme packte, um mich aus dem Prügelgemenge zu ziehen. Aber über den Sinn des letzten Zeilenpaars bin ich zweifelhaft. Heißt es: meine *Wage* wäre ein *Galgen*? Das bin ich zufrieden; denn an den Galgen wird keiner *unverdient* gehängt. Oder wollte der

Dichter sagen: ich sei ein Galgenstrick? Ich wollte ihm nicht raten, dieses gemeint zu haben. Das wäre schlecht von ihm, ich bin ein ehrlicher Mann und bin kein Galgenstrick, und hat er mich wirklich einen Galgenstrick genannt und ich bringe heraus wie er heißt, dann verklage ich ihn bei der Dresdner Polizei.
Mit dem Prosaisten aber bin ich nicht zufrieden, das ist ein grober Mensch. Warum beleidigt er mich? Wozu sagt er von mir, ich hätte durch zwei Hefte der *Wage* der Welt zeigen wollen, daß ich noch in ihr sei? Mich ärgert das sehr. Solche Grobheiten belustigen weder, noch belehren sie die Welt. Der Herausgeber der *Abendzeitung* hätte diese Kränkung nicht aufnehmen sollen. Das Blatt ist sonst immer fein, immer wohlriechend; wahrscheinlich hat der Lampenbub vorn, ohne daß es der Hausherr wußte, dieses brenzlige Öl in die Lampe gegossen. *

65.

Abällino, der große Bandit

Trauerspiel von Zschokke

[1818]

Wir haben den Geschmack, selbst an großen Spitzbuben, durch Übersättigung verloren, und es ist nicht leicht, ihn wieder anzureizen. Herr ***, als Abällino, hat die Kost *etwas* zu würzen verstanden. Ein Schaupieler von Einsicht wird auch nie durch ein feuriges Spiel die Erbärmlichkeiten eines so abgeschmackten und lächerlichen Stükkes zu sehr herausheben wollen. Als Anbeter der Rosamunde war Herr *** weicher, als ein so tapferer Jüngling sein dürfte; ein gewisses schmachtendes Seitwärtsneigen des Kopfes steht zu unmännlich an. – Frau *** als Rosamunde hat die Hingebung einer Liebenden mit der Schüchternheit des Mädchens und dem Anstande

einer Nichte des Dogen zu verbinden gesucht. – Herr *** spielte den Dogen. Die Gefahr des Banditenmordes, welcher seine Nichte ausgesetzt war, das Erscheinen des schrecklichen Abällino im Garten, der Tod seiner beiden Freunde, die Überraschung Rosamundens in Flodoardos Armen, die Enthüllung des furchtbaren Rätsels – nichts von allen diesen Eindrücken konnte den durchlauchtigen Mann außer Fassung bringen. – Der Saal, worin das reiche fürstliche Oberhaupt des glänzenden Venedigs den Vornehmsten der Stadt ein Fest gab, war mit großer Einsicht nur matt beleuchtet, wodurch das Schauerliche der Erscheinung Abällinos ungemein erhöht wurde. –

66.

Die Braut

Lustspiel von Körner

[1818]

Vater und Sohn als Nebenbuhler. So oft auch dieser Stoff in Lustspielen behandelt wird, so mag doch wohl nicht jeder Gefallen daran finden. Ist ein solches Verhältnis nicht zu betrübt und widerlich, daß man darüber lachen sollte? Man denke sich nur die Sache von *der* Seite, daß der Zufall (das Schicksal im Lustspiele) darum würfele, ob ein Mädchen Mutter oder Gattin eines Menschen werden solle, und das Freche und Unbehagliche in diesem Wettstreite wird dem Gefühle nicht entgehen. Leichtfließende melodische Verse zeichnen übrigens auch dieses Scherzspiel Körners vorteilhaft aus.

67.

Hamlet

Von Shakespeare

[1828]

Unter den Schauspielen des britischen Dichters, die sich nicht in der Geschichte oder Fabel Englands bewegen, ist *Hamlet* das einzige, das nordischen Boden und nordischen Himmel hat. Der naturkundige Shakespeare verstand es gut und achtete wohl darauf, welche Luft am gedeihlichsten sei für jede seiner Menschenarten. Dem bunten Scherze, der flatternden Freude, der entschiedenen Leidenschaft, der hellen, scharf umgrenzten Tat gab er den blauen sonnigen Süden, wo die Nacht nur ein schlafender Tag ist; den wehmütigen, brütenden, träumerischen Hamlet versetzte er in ein Land des Nebels und der langen Nächte, unter einen düstern Himmel, wo der Tag nur eine schlaflose Nacht ist. Gleich dem Nord. dem feuchten Kerker der Natur, hält uns dieses Trauerspiel gefangen, und es erquickt uns wie der Sonnenstrahl. der durch einen Ritz der Mauer in das Dunkel dringt, wenn, wie es einmal geschieht, wir das warme Wort „*Rom*" und das helle „*Frankreich*" darin vernehmen.

Die genauesten Schätzer, wie die wärmsten Freunde des Dichters haben Hamlet als sein Meisterwerk erklärt. Wir müssen die Grenzen dieser Meinung suchen. Hamlet ist nicht das bewundrungswürdigste Werk Shakespeares; aber Shakespeare ist am bewundrungswürdigsten im Hamlet. Nämlich: erstaunen wir über eine ungewöhnliche Kraft, geschieht es nicht, wo ihre Wirksamkeit beginnt, sondern wo diese aufhört; denn nur die Ausdauer einer Kraft zeugt von deren Größe. So hier. Durchwandern wir die glänzende Bahn des Dichters und kehrt am Ziel unsere Bewunderung ermüdet um, finden wir Hamlet auf dem Rückwege, den wir nicht erwartet. Shake-

speare mußte sich verdoppeln, mußte aus sich heraustreten, ihn zu schaffen, er hat darin sich selbst überholt. Aber dieses ist nicht gesagt in der rednerischen Sprache der Lobpreisung, sondern in der nüchternen der Berechnung. Hamlet ist eine Kolonie von Shakespeares Geiste, die unter einer andern Zone liegt, eine andere Natur hat und von ganz andern Gesetzen regiert wird als das Mutterland.
Shakespeare ist ein Naturgläubiger, ein Naturweiser. Sein Gott ist ein offenbarter Gott, die Abspiegelung der Welt im menschlichen Geiste ist seine Weisheit. Was er uns zeige, Himmel und Erde, Hölle und Paradies, Leben und Tod, er läßt es erscheinen als freundlich-menschliches Gesicht. Alles atmet, alles lebt, und der Tod ist nur das Hauptbuch über Einnahmen und Ausgaben des Lebens. Ganz anders Hamlet; da ist alles mystisch. Überall sonst tritt der Heroismus hervor, bei Hamlet steht die blöde Genialität im Hintergrunde. Da ist die Nachtseite, die weibliche Natur des Lebens, das Empfangende, Gebärende, da hören wir die Wehen der Schöpfung. Sonst überall bei Shakespeare *erscheint* die Philosophie und gestaltet sich als Erfahrung; im Hamlet verschwindet die Erfahrung und steigt als Dunst der Philosophie zum Wolkenhimmel auf. Alle andere Charaktere des Dichters sind konvex und bilden Brennpunkte; Hamlet ist der einzige konkave Charakter, dessen Strahlen divergieren. Alles sonst, auch das Furchtbarste, das Gräßlichste erscheint im Sonnenlichte. Bei Hamlet erschreckt selbst der Scherz; denn ihn bleicht der Mondschein. Nicht der Geist des ermordeten Königs ist das schlimmste Grauen; er zeigt sich in der Nacht, in dieser dunklen Wohnung der Geister, wo wir nur schüchterne Gäste sind. Der Geist bei Tage in unserm eigenen Hause – Hamlets Geist ist viel entsetzlicher.
Shakespeare ist König, nicht untertan der Regel. Wäre er wie ein anderer, dürfte man sagen: Hamlet ist ein

lyrischer Charakter, der aller dramatischen Gestaltung widerstrebt; Hamlet ist das *Un-Ding*, schlimmer als der Tod, das Ungeborene. Doch es ist Shakespeare! – wir müssen gehorchen und schweigen.

Über dem Gemälde hängt ein Flor. Wir möchten ihn wegziehen, das Gemälde genauer zu betrachten; aber der Flor ist selbst gemalt. Die Nähe des Auges muß die Schwäche des Lichtes ersetzen. Werfen wir zuerst einen Blick auf die Umgebungen unseres Leidenshelden. Hamlet *ist* nicht der Mittelpunkt, wir müssen ihn dazu *machen;* wir wollen erst seinen Kreis bilden und ihn dann hineinstellen. Doch vor allem rüsten wir uns männlich gegen den Irrtum, der uns im Leben wie auf der Bühne so oft besiegt. Im Leben beurteilen wir die Menschen nach ihrem Rufe; auf der Bühne glauben wir von den dargestellten, ohne zu untersuchen, alles, was die Tugendhaften im Schauspiele von ihnen sagen und denken. Das ist nicht die rechte Art; wir müssen sie selbst beobachten und prüfen. Hamlet ist gar nicht so edel und liebenswürdig, wie er seinem Mädchen erscheint; der König ist lange nicht so nichtswürdig, wie ihn Hamlet lästert. Ja, wir müssen uns sehr vorsehen, daß wir den bösen Oheim nicht lieber gewinnen als den guten Neffen.

Der Schauplatz ist ein nordischer Hof, halb gekleidet im wilden Eisen der alten Zeit, halb im Tuche unserer Tageshelden, die, hinter der Fronte, mit ihrem Schwerte Federn schneiden. Der Rost der Politik fing schon an, den kriegerischen Stahl fleckig zu machen. Gradsinn und krumme Wege ziehen nebeneinander her, Grobheit und Schmeichelei begegnen sich. Die Hofleute haben schon die Witterung des 18. Jahrhunderts und wissen, wo der Hase im Pfeffer liegt. Verstand gewahren wir genug; aber nicht Geist, nicht Witz noch Bildung. Die beiden Studenten, Hamlet und Horatio, sind Orakel, und ihre

Gelehrsamkeit wird angestaunt. Der Scherz ist etwas plump und unzüchtig; die Silbenstecherei gehört zu den Turnierübungen der schönen Geister jener Zeit. Das Volk ist störrig – *„Ihr falschen Dänenhunde"*, sagt die Königin.

Der König hat seinen Bruder ermordet, dessen Witwe geheiratet und sich die Krone aufgesetzt. Er ist verschlossen, wir können ihm nicht in die Brust sehen; aber es scheint, er ist der Königin ernstlich zugetan, und wir dürfen glauben, daß seine Liebe älter sei als sein Ehrgeiz und sein Verbrechen. Er hat es begangen, er hat sich den unterirdischen Mächten verkauft; doch seine Rechnung ist ihm klar; er weiß, was er ausgegeben, und auch, was er eingenommen. Der König gleicht allen Bösewichtern Shakespeares, die, es in guter hausbackenen Meinung zu sagen, der Sittlichkeit gar nicht heilsam sind. Man kann Shakespeares Bösewichtern nicht recht gram werden; sie sind nicht schlimm für eigene Rechnung allein, sie bilden Gattung, sie tragen das Kainszeichen auf ihrer Stirne, das Titelblatt von dem Sündenbuche der Menschheit, das nicht verantwortlich ist für den Inhalt, den es anzeigt. Der König, nach seiner großen Schuld, tut nicht mehr Böses, als nötig ist zu ihrer Benutzung und seiner Sicherheit, und er tut es nicht eher, als bis der Gebrauch und seine Gefahr ganz nahegekommen. Selbst arg, quält ihn doch der Argwohn nicht. Er ist sehr nachsichtig, sehr langmütig gegen Hamlet, dessen wahre Stimmung er, und er allein, durchschaut, sobald er ihn nur einmal unbemerkt beobachtet. Er ist ein vornehmer Geist, dem sein untergebenes Gewissen nur in der stillen Zurückgezogenheit vertraulich nahen darf. Einmal, da es ihn überrascht, und er seine starken Knie vor Gott beugt, sind wir bewegt, und es schmerzt uns, daß ihm das Beten nicht gelingt und daß ihm die Schuld leichter fiel als die Buße. Er ist ein stattlicher Herr, Ehrfurcht gebietend und da-

bei staatsklug, beredsam und freundlich. Er behandelt den alten, unbrauchbar gewordenen Polonius mit schonender Achtung, Laertes und die übrigen Hofleute mit einschmeichelnder Aufmerksamkeit. Er ist zechlustig wie sein Land; er ist es aus Neigung und zeigt es aus Politik. Er hat eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart, die er nie verliert. Wenn er Hamlets Schauspiel plötzlich verließ, geschah es nicht, weil er seine innere Bewegung nicht bemeistern konnte; denn wäre das, wäre er gleich nach der Pantomime aufgebrochen, die doch als der erste Eindruck ihn am meisten überraschen mußte. Er entfernt sich nur, sich zu retten; denn er fürchtet, das Spiel könnte ernsthaft endigen und auf Hamlets peinliches Gericht möchte gleich die Hinrichtung folgen. Darin verkannte er Hamlet; er bedachte nicht, daß ein starker Mann der einmal fest beschlossenen Tat nie eine Drohung vorausschickt. Die ruhige Haltung und königliche Würde verläßt ihn nicht, als Laertes an der Spitze einer empörten Rotte in den Palast dringt; nicht, als Hamlet unerwartet von seiner Seereise zurückkehrt und den Plan vereitelt, nicht, als die Königin vergiftet niedersinkt, deren Ohnmacht er für Nervenscheu vor Blut erklärt; selbst nicht, als er selbst unheilbar hinfällt – er verbirgt die Gefahr und sendet nach Hülfe. In diesem letzten, fürchterlichen Augenblicke, am Rande des Todes, verläßt der König den Menschen nicht, dankbar für die von ihm erhaltenen Opfer. Er begleitet ihn hinüber in die andere Welt, hinauf zu jenem ewigen Richter, ihn dort zu verteidigen. Wir dürfen hoffen, der gnädige Gott werde dem Menschen verzeihen, was der König begangen; war es ein Verbrechen, König zu sein, war es nicht seines, sondern das seines Volks.

Die Königin ist schwach, sie ist Hamlets Mutter. Ihr Teil an dem Verbrechen bleibt zweifelhaft; sie ist Hehlerin, kauft wohlfeil gestohlenes Gut und fragt nicht,

ob ein Diebstahl geschehen. Des Königs männliche Art hat sie überwältigt; ihres Sohnes Gewissenslampe, erst um Mitternacht entzündet, brennt nicht bis zum Morgen, und sie erwacht mit den Sünden des vorigen Tages.
Fortinbras und Laertes, Hamlets Altersgenossen, hat der Dichter mit bedächtiger Kunst dem Königssohne zur Seite gestellt, daß sie Licht werfen auf seine Schatten. Fortinbras streckt mit schöner Keckheit seine Hand aus nach Hamlets künftigem Erbgut, und als er ertappt wird, wendet er sich ruhig zu eines andern Tasche. Er trommelt, wie zum Spotte, in Hamlets stillen Schlaf, und als dieser ausgeträumt und stirbt, ist er auf der Stelle wieder da, bei hellem Tage den Thron zu besteigen, zu dem er früher im Dunkeln hat hinaufschleichen wollen. Laertes, der leichtgesinnte Jüngling, verläßt im Fluge das liederliche Paris, den Tod seines Vaters zu rächen, und ist sehr bereit, sich die Zinsen seiner Ungeduld mit einer Krone bezahlt zu machen — und der ernste, tugendhafte Hamlet, dem man auch einen Vater gemordet, kommt, ganz entkönigt, geschlichen von dem keuschen Wittenberg her und schleicht fort und träumt und besinnt sich und vollbringt nichts. Mit Laertes' lauter Trauer um Ophelia sucht er zu wetteifern; seinen stillen Schmerz um sie teilt er nicht.
Horatio hat auch in Wittenberg studiert und kam mit starkem Geiste und schwachem Fleische von dort zurück. Er ist ein ganzer Lateiner geworden und weiß zu erzählen von Rom und dem großen Cäsar. Die jungen Hofleute werden sich wohl im stillen über ihn lustig gemacht haben. Da Hamlet umkommt, sagt Horatio, er wäre kein Däne, sondern ein alter Römer, und er wolle seinem Herrn und Freunde in den Tod nachfolgen; aber er läßt es schön bleiben. Hamlet brauchte seinen Vertrauten nicht zu wählen, die Natur selbst hat ihm Horatio angetraut.

Polonius war in seiner Jugend ein kluger Kopf. Dem alten Manne ist sein Verstand zu schwer geworden, und er kann ihn nicht mehr aus der Scheide bringen. Er trägt ihn gern zur Schau, als könnte er ihn noch führen, und er freut sich der oft geprüften Waffe. Nur unzeitiger Spott kann den Greis lächerlich finden. Auf Liebe, Wahnsinn und Schwärmerei versteht er sich zwar nicht viel; denn diese Krankheitsfälle sind ihm in seiner Hofpraxis noch nicht vorgekommen. Doch versteht er sich auch nicht auf geheime Tücke, und er ließe sich für die Biederkeit seines Königs totschlagen. Die schöne Erfahrung, die das Alter verschafft, besitzt er im hohen Grade. Er gibt seinem Sohne ganz vortreffliche Reiseregeln; er ist ein liebender Vater und gar nicht grämlich, wie es alte Leute sind. Seiner Tochter macht er zwar ernste, doch zugleich milde und freundliche Vorstellungen über ihren Umgang mit Hamlet, und der Ehrgeiz verleitet ihn nicht, ein Verhältnis zu unterhalten, das seiner Staatsdienerpflicht als unschicklich erscheint. Und doch wäre dieses Verhältnis nicht ohne Hoffnung gewesen; denn wie man von der Königin erfährt, hatte sie eine Verbindung zwischen Hamlet und Ophelia in ihren Gedanken. Polonius ist ein treuer Diener seines Herrn, ein Biedermann und kein gemeiner Höfling. Wenn er Hamlets launischer Meteorologie schmeichelt, so geschieht es nicht aus alberner Kriecherei, sondern weil er den Spötter für toll hält. Wir freuen uns, daß der gute alte Mann stirbt und daß er den Untergang des Königshauses und seines eigenen nicht sieht.

Ophelia ist gut und auch beschränkt wie ein Bürgermädchen. Der Hof hat sie nicht verdorben und nicht verfeinert. Hamlet verführte sie, und sie bemerkte nicht eher, was sie verloren, bis sie mit dem Mörder ihres Vaters es unersetzlich verloren. Zum Glück für ihre Tugend kam die Etikette der Pietät, die Politik der Moral

zu Hülfe. Sie verliert die Vernunft und das Leben und weiß nicht worüber. Die Kleine stand gerade in einem Fußtritte des weit dahinschreitenden Schicksals; die Eiche, die der Sturm brach, fiel um und legte das Veilchen nieder.

Ist der *Geist* wirklich so erhaben, als er schon oft geschildert worden? Er tritt geharnischt auf; aber, wie mir scheint, ist nur seine Hülle umpanzert, seine innere Seele aber ist weich und bloß. Die Familienähnlichkeit zwischen ihm und seinem Sohne Hamlet ist gar nicht zu verkennen. Er ist ein schwacher, philosophischer, geflügelter Geist, der in der Luft zu Hause ist. Wesen solcher Art singen wie die Vögel, deren Ton kein Wort zum Körper hat. Hamlets Vater spricht gern, viel und kunstrednerisch; man könnte glauben, einen verklärten Schauspieler zu hören. Die Zeit, die ihm zum Herumwandern verstattet, ist so sehr kurz, und er verliert sie fast unbenutzt. Statt mit dem Wichtigsten, mit den Tatsachen. mit seiner Ermordung anzufangen, erzählt er zuerst von seinen Höllenqualen und zeigt die größte Lust, eine große dichterische Schilderung davon zu machen. Er will einen regelmäßigen Klimax beobachten und mit dem Fürchterlichsten, mit dem Brudermorde endigen; das ist aber hier ein Fehler. Das Schauerlichste an einem Geiste ist, *daß* er erscheint und spricht; *was* er tut und sagt, und wäre es das Schrecklichste, ist nach dem andern Kinderei. Auch scheint der Geist in jener Welt seine Menschenkenntnis nicht verbessert zu haben, sonst hätte er jeden andern eher als Hamlet zum Vollstrecker der Rache gewählt. Vielleicht war das auch gar nicht die Absicht seiner Erscheinung. Er wanderte auf gut Glück umher, sich einen Rächer zu suchen; unglücklicherweise aber war am ganzen Hofe Hamlet das einzige Sonntagskind. Der Geist ist so besorgt, Horatio und die andern Zeugen schwören zu lassen, daß sie nicht reden wollten

von dem, was sie gesehen, versäumt aber, was viel nötiger war, seinem Sohne Verschwiegenheit zu empfehlen. Dieser plaudert und verplaudert alles und vereitelt dadurch den Wunsch seines Vaters und sein eigenes Vorhaben. Der König kommt zwar endlich um, doch wird er nicht gerichtet als der Mörder seines Bruders, sondern als der Mörder seines Neffen. Der alte Maulwurf war blind.
In dieses Land, an diesen Hof, unter diese Menschen kommt Hamlet, ganz warm, von Wittenberg zurück, erkältet sich augenblicklich und gewinnt den Schnupfen, an dem zarte Seelen so sehr oft leiden. Aus dem Treibhause der Schule wird er in die freie Welt gesetzt und verkümmert. Ein Königssohn, zu Krieg und Jagd erzogen, übte er sich in Wittenberg, wilde Theses zu bestreiten und hasenfüßige Sophismen aufzutreiben. Zwar wird die schwere deutsche Philosophie zur Grazie in dem geistreichen Fürstensohne; aber desto schlimmer – die geschmeidige dringt in die feinsten Adern des Lebens und hemmt den Lauf des fröhlichen Blutes, während die plumpe nur die großen Wege versperrt. Das einzige, was er von der hohen Schule Brauchbares für das niedere Leben mitgebracht, seine Fechtkunst, auf die er so eitel ist, gereicht ihm zum Verderben. Er ist weitsichtig, sieht ganz deutlich die Gefahr, die ihm im fernen England droht; aber er sieht nicht die scharf geschliffene Degenspitze, die nur einen Finger weit von seinen Augen blinkt. Hamlet ist ein Feiertagsmensch, ganz unverträglich mit dieser Werkeltagserde. Er verspottet das eitele Treiben der Menschen, und diese tadeln seinen eiteln Müßiggang. Ein Nachtwächter, beobachtet und verkündet er die Zeit, wenn andere schlafen und nichts von ihr wissen wollen, und schläft, während andere wachen und geschäftig sind. Wie ein Fichtianer denkt er nichts, als *ich bin ich,* und tut nichts, als sein Ich

setzen. Er lebt in Worten und führt als Historiograph seines Lebens ein Schreibbuch in der Tasche. Ganz Empfindung, verbrennt ihn das Herz, das ihn erwärmen sollte. Er kennt die Menschheit, die Menschen sind ihm fremd. Er ist zu sehr Philosoph, um zu lieben und zu hassen. *Die* Menschen kann er nicht lieben, *den* Menschen kann er nicht hassen; darum ist er ohne Teilnahme für seine Freunde und ohne Widerstand gegen seine Feinde. Mut, dieser Bürge der Unsterblichkeit — wer hätte Mut, wenn er sich nicht unsterblich glaubte? — er hat ihn nicht, der Königssohn. Weil er in jedem Menschen das übergewaltige Menschenvolk erkennt, ist er furchtsam, was andere nicht sind, die mit ihren kleinen Augen im einzelnen nur den einzelnen sehen. In der Schuld seiner Mutter sieht er die Gebrechlichkeit des Weibes, in dem Verbrechen seines Oheims die lächelnde Schurkerei der Welt. Soll er ihn wagen, diesen tollkühnen Streit? Er zittert. Ihm fehlt nicht der Mut des Geistes, den ein tapferes Heer von Gedanken umgibt; ihm fehlt der Mut des Herzens, für das nur das eigene Blut kämpft. Darum ist er kühn in Entwürfen und feige, sie auszuführen. Zum Übermaße des Verderbens kennt sich Hamlet sehr gut, und zu seiner unseligen Schwäche gesellt sich das Bewußtsein derselben, das ihn noch mehr entmutigt.

Hamlet ist ein Todesphilosoph, ein Nachtgelehrter. Sind die Nächte dunkel, steht er unentschlossen, unbeweglich da; sind sie hell, ist es immer nur eine Monduhr, die ihm den Schatten der Stunde zeigt, er handelt ungelegen und geht irre im trügerischen Lichte. Das Leben ist ihm ein Grab, die Welt ein Kirchhof. Darum ist der Kirchhof seine Welt, da ist sein Reich, da ist er Herr. Wie liebenswürdig erscheint er dort! Überall betrübt, da ist er heiter; überall dunkel, da ist er klar; überall verstört, da ist er ruhig. Wie treffend, geistreich

und witzig zeigt er sich dort! Sonst betrübend durch seine Todesgedanken, wird er uns tröstlich zwischen Gräbern. Indem er das Leben als einen Traum verspottet, spottet er den Tod auch zu nichts. Da ist er nicht schwach – wer ist stark im Angesichte des Todes? Da endigt alle Kraft, aller Wert, da hört alle Berechnung, alle Schätzung, alle Verachtung, jede Vergleichung auf. Da darf Hamlet ungescholten den Befehl seines Vaters vergessen, da braucht er dessen Tod nicht zu rächen. Soll er einen Verbrecher, der in den letzten Zügen einer Krankheit liegt, auf das Blutgerüst schleppen? Wie grausam! Umbringen im Angesichte des Todes – wie lächerlich, welch eine kindische Ungeduld! Es ist, als ginge eine Schnecke dem kommenden Winde entgegen.
In dieser schnöden Welt muß die Tugend Gewalt haben, um Macht zu haben, anmaßend sein, der Anmaßung zu begegnen, und mit den Waffen der Hölle für den Himmel kämpfen. Hamlets Tugend hat keine Tüchtigkeit. Ein so zarter Jüngling mit seinem ewig jungen Herzen kann in keinem Königshause gedeihen, wo man alt geboren wird. Hamlet hat den Adelstolz der hochgeborenen Seelen, und er kann sich zu keiner niedrigen Natur herablassen. Geistreich und feingesittet, wird es ihm nicht behagen in einem betrunkenen Lande. Zeigt er sich trüb gestimmt und schwärmerisch, wird er verachtet und verspottet werden; wenn heiter, wird er selbst ein Spötter sein, was keiner ungestraft ist, an einem Fürsten aber, dem gleiche Waffe sich nicht offen entgegensetzen darf, sich im verborgenen am gefährlichsten rächt. Hamlet tadelt die Zechlustigkeit des Hofes, macht Polonius' geschäftige Dienertreue lächerlich und verhöhnt die elende Kriecherei der Höflinge. Sein Oheim ist ihm unleidlich, und er würde ihn hassen, auch wenn er nicht der Mörder seines Vaters wäre. Der Geist ohne Charakter steht dem Charakter ohne Geist und jener

diesem immer feindlich gegenüber. Hamlet fühlt sich überwältigt von der stillen, ruhigen, machtgebietenden Art des Königs. Er weiß recht gut, daß es nur eitle Fechterkünste sind, die ihn abhalten; aber er kann ihnen nicht begegnen, er selbst hat diese Künste nicht geübt, und dieses gibt ihm jenen heftigen Groll, der selbstbewußte Schwäche immer begleitet. Dem Könige gegenüber ist er blöde und verlegen, und aus dem ganzen Heere von Hohn und Haß, das sich um sein Herz gelagert, tritt selten eines jener großen Worte hervor, deren Hamlet so viele zählt, den friedlichen König herauszufordern. Wie froh wird Hamlet sein, wenn er erfährt, daß sein Oheim ein Bösewicht ist; wie wird er sich erleichtert fühlen, wenn sein Haß einen Grund bekommen, wenn seine Abneigung ihm zur Pflicht geworden! Der Mord des Vaters ist nicht Hamlets Schmerz, er ist nur das Gefäß seiner Leiden; jetzt *faßt* er, was ihn quält. Unglücklich wäre er immer gewesen.
Der Tod des Vaters ruft Hamlet zurück. Die Heirat der Mutter bekommt er drein in seine Trauer. Hamlet weiß besser als einer, besser als etwas, daß Menschen sterblich sind. Aber daß auch Empfindungen sterblich sind, die der Jüngling für ewig hielt, daß eine Liebe endigen, man zweimal lieben und von einer edlen Liebe zu einer gemeinen herabsteigen könne — das überrascht ihn schmerzlich, das verwirrt ihn, für diese neue Erfahrung ist selbst sein weiter Kreis der Trostlosigkeit zu eng. Hamlets Einbildungskraft ist kühn, sie wirft alles vor sich nieder. Sein Oheim hat eine Krone empfangen aus den Händen seiner Mutter — er hat Vorteil gezogen von dem Tode seines Vaters — er hat diesen tot gewünscht — er hat seinen Bruder ermordet. Das ahnete Hamlet, ehe es ihm der Geist entdeckt. Dieser erscheint, sagt laut, was sich der Sohn leise gesagt, und fordert ihn zur Rache auf. Hamlet entsetzt sich — nicht über den

Mord; er entsetzt sich, daß er ihn rächen soll. Nur auf freies Denken und Fühlen angewiesen, soll er nachdenken und handeln; die Natur hat ihn durchsichtig geschaffen, und er soll auf Liste sinnen und sie verdecken; er ist zum Dulden geboren und man erwartet Taten von ihm. So geklemmt zwischen dem heiligen Gebote seines Vaters und den strengen Verboten seiner Natur, wird er bald hier fort-, bald dort zurückgestoßen, verliert alle freie Bewegung, und so sehen wir ihn hingeschleppt von Entwürfen, die seiner Ohnmacht spotten, von Versuchen, die ihm mißlingen, von großen Worten, die ihn lächerlich, und kleinen Handlungen, die ihn verächtlich machen – und so sehen wir ihn endlich in einem gemeinen Handgemenge schimpflich umkommen und alle, die ihn umgeben, nicht den Schlägen, nein, einer Schlägerei des Schicksals unterliegen.

Die fürchterliche Stunde ist da, wo Hamlet den Geist seines Vaters sehen soll. Und hätte er tausend Seelen, sie dürften sich nicht bewegen; und hätte er tausend Herzen, sie müßten stillstehen und horchen. Aber in dieser Bangigkeit, wo wir selbst, gleichgültige Hörer eines Märchens, taubes Ohr, blindes Auge sind – was tut Hamlet? Er füllt die Erwartung mit unnützem Werg aus. Er hält eine anthropologische Vorlesung, spricht wie ein Prediger von häßlichen Gewohnheiten, welche die saubersten Tugenden beschmutzen, und stellt nüchterne Betrachtungen über das zu viele Trinken an. Der Geist schreckt ihn auf, er hatte ihn schon ganz vergessen. Der Geist spricht Feuerworte, Hamlet brennt – es ist Zunder. Eine Minute, und es ist verglommen, und die Asche seiner Begeisterung fliegt in den Wind. Er will rasch sein zur schönen Tat, er möchte fliegen, der Rückweg zum Palaste ist ihm um eine Welt zu lang. Aber, noch hat er keinen Schritt getan, und er hat schon Mittel gefunden, die Rache mit seiner Bedächtigkeit, die

Pflicht mit seiner Schwäche zu vereinigen. Er will mit Witz anfangen, was nur der Verstand unternehmen, nur der Mut vollführen kann. Er will es fein machen, will politisch sein, sich toll stellen. Was denkt er sich dabei? Soll ihm die Tollheit den Zutritt zum Könige erleichtern? Sie wird ihn nur erschweren. Soll sie den König einschläfern? Sie wird ihn nur wachsamer machen. Will er seine Schwermut vermummen? Er soll sie heilen, er soll sie rächen. *Stellt* sich Hamlet toll? Er *ist* es. Es gibt Wahnsinnige, die lichte Zeiten, es gibt andere, die lichte Räume haben, in welche sie zu jeder Zeit sich stellen und von dort aus ihren eigenen Wahnsinn beobachten können. Zu den letztern gehört Hamlet. Er glaubt mit seinem Wahnsinne zu spielen, und dieser spielt mit ihm.

Hamlet beginnt sein tolles Spiel und prüft dessen Wirksamkeit zuerst an der Unschuldigsten in seinem Kreise, an der liebendgläubigen Ophelia. Es ist eine unbeschreibliche Häßlichkeit in diesem Betragen. Er hätte das gute Mädchen eher zur Vertrauten als zur Hülle seines Geheimnisses machen sollen. Hamlets Verwirrtheit wird bemerkt; der aufmerksame König schickt Rosenkranz und Güldenstern, des Prinzen Jugendfreunde, hinter ihn, den Grund seines Trübsinns zu erspähen. Hamlet ist eitel; er verstellt sich, will aber zugleich seinen klugen Kopf zeigen und merken lassen, daß er sich verstellt. Er läßt sich nicht ausforschen, bekennt aber, daß er ein Geheimnis habe. Die Spione müssen zwar unverrichteter Sache abziehen, aber nur, weil sie Höflinge sind, die sich auf Schwärmereien nicht verstehen. Hamlet beharrt in seiner schmählichen Untätigkeit; statt anzugreifen, verschanzt er sich gegen Angriffe. Wenn auch Mensch und Sohn, durfte er darüber den Fürsten nicht vergessen; er mußte in dem Mörder seines Vaters auch den Mörder seiner Krone bestrafen. Nicht meuchel-

mörderisch soll er den König töten, er soll das Verbrechen laut verkündigen und sich an die Spitze des Volkes stellen, das ja, wie Laertes' Beispiel gezeigt, dem Könige so ungewogen und so leicht zu lenken ist. Aber Hamlet geht umher wie Hans der Träumer. Da werden ihm die Schauspieler gemeldet; er wacht auf, er lebt wieder. Auf die Kunst versteht er sich, er liebt sie. Einer der Komödianten trägt etwas vor von Hekuba; er redet sich in das Zeug hinein und wird blaß und weint. Hamlet fühlt sich beschämt, überhäuft sich mit Scheltreden und betrinkt sich in Worten, um Mut zu bekommen. Es dauert nicht lange, und er redet sich wieder in Zweifel, um die Tat verschieben zu dürfen. Vielleicht hat ihn ein tückischer Geist betrogen, vielleicht ist sein Oheim unschuldig. Er will ihn prüfen durch psychologische Mittel, er will einen chemischen Versuch anstellen, die Schauspieler sollen des Königs echte Farbe dartun. Er gibt ihnen ein Stück auf, worin ein Mord dargestellt wird, er macht selbst Verse dazu, und mehr als für seinen Vater zeigt er sich besorgt, daß ihm die Schauspieler durch schlechten Vortrag seine schönen Verse verunzieren möchten. Er unterrichtet sie mit einer Ruhe, mit solchem Bedachte und mit solcher Umständlichkeit, als habe er sein gutes Auskommen und sonst keine Sorgen auf der Welt. Der König wird gefangen, Hamlet ist ganz vergnügt, daß ihm seine List gelungen; die gewonnene Erfahrung zu benutzen, daran denkt er nicht. Seine Mutter läßt ihn rufen, er geht und hält sich lange im Vorzimmer auf; dort philosophiert er. Er hält den schönen Monolog, der aber in dem Munde eines Fürsten sich so häßlich ausnimmt. Das Leben ist ihm verhaßt; aber nicht wegen der Leiden, nein, wegen der Handlungen, die es auflegt. Kein anderes Mittel, sich vor den Plagen der Welt zu schützen, als Flucht, Selbstmord; der Tod soll die Todesfurcht heilen. Er trifft

den König unbewacht, jetzt könnte er ihn töten; aber er betet. Hamlet will grausam sein, er will ihn betrunken zur Hölle schicken. Jetzt spricht er mit seiner Mutter; da ist ihm wohl und behaglich, da vertragen sich Pflicht und Neigung. Der Geist selbst hat ihm Schonung aufgelegt, nur reden darf er, Dolche keine brauchen. Es rührt sich etwas hinter dem Vorhange; Hamlet hat Mut, er sieht den Gegner nicht; er verwundet den weichen, wehrlosen Teppich und trifft Polonius, den guten alten Mann.

Hamlets Wahnsinn steigt; die Maske der Verstellung, halb fällt sie, halb läßt er sie sinken. Der König wird zum Äußersten gebracht, er muß selbst zugrunde gehen oder Hamlet verderben. Da beschließt er, ihn nach England zu schicken, zu seinem Untergange. Er gibt ihm ganz freundliche Rechenschaft von der Notwendigkeit seiner Entfernung. Hamlet ist es gleich zufrieden, das Wörtchen *nein* steht nicht in seinem Wörterbuche, er sagt *gut* und läßt sich schicken. Er denkt an nichts, er entfernt sich von allem. Auf dem Schiffe übt er ein Bubenstück, begeht eine schimpfliche feige Tat gegen seine Begleiter Güldenstern und Rosenkranz. Diese jungen Leute wollten ihr Glück machen, sie zeigten sich dem Könige gefällig; aber sie durchschauen seine Tücke nicht und wissen nichts von der Botschaft, die sie nach England bringen. Hamlet schreibt wie ein Gauner falsche Briefe, schiebt sie den echten unter und bringt seine Begleiter und Jugendfreunde in die Falle, die ihm selbst gestellt. Er tut es nicht aus Bosheit, nicht aus Rachsucht, er tut es nur aus Eitelkeit. Noch nie ist ihm eine Tat gelungen, er will sich einmal etwas zugute tun, er will sich mit einem klugen Streiche bewirten. Der Zufall wirft ihn nach Dänemark zurück. Ob er jetzt auf etwas sinne, läßt er nicht erraten. Er wird zum Fechten mit Laertes eingeladen. Kaum hat er es zugesagt, wird es

ihm übel ums Herz; nur die Ahnung einer Tat macht ihn schon krank. Er wird handeln, er wird sterben. Vorher versöhnt er sich mit Laertes auf eine würdige, rührende Art; noch einmal taucht der edle Schwan herauf und zeigt sich rein von dem Schmutze dieser Erde. Hamlet ficht, wird tödlich verwundet, und da, als er nichts mehr zu verlieren hat, als er keinen Mut mehr braucht, bringt er den König um. Es ist die Keckheit eines Diebes, der schon unter dem Galgen steht und Gott, die Welt und seinen Richter lästert. So endet ein edler Mensch, ein Königssohn! Er, der Wehe über sich gerufen, daß er geboren ward, die Welt aus ihren Fugen wieder einzurichten, tritt wie ein blindes Pferd das Rad des Schicksals, bis er hinfällt und ein armes Vieh, den Peitschenhieben seiner Treiber unterliegt!

Das ist das Los des Schönen auf der Erde.

Man hat viel von Shakespeares Ironie gesprochen. Vielleicht habe ich nicht recht verstanden, was man darunter verstanden; aber ich habe Ironie überall vergebens gesucht. Ironie ist Beschränktheit, — oder Beschränkung. Für letztere war Shakespeare zu königlich, für erstere hatte er eine zu klare Weltanschauung; er sieht keinen Widerspruch zwischen Sein und Schein, er sieht keinen Irrtum. Oft zeigt er uns lächelnd des Lebens verstellten, doch nie spottend des Lebens lächerlichen Ernst. Doch im Hamlet finde ich Ironie, und keine erquickliche. Der Dichter, der uns immer so freundlich belehrt, uns alle unsere Zweifel löst, verläßt uns hier in schweren Bedenklichkeiten und bangen Besorgnissen. Nicht die gerechten, nicht die Tugendhaften gehen unter, nein schlimmer, die Tugend und die Gerechtigkeit. Die Natur empört sich gegen ihren Schöpfer und siegt; der Augenblick ist Herr und nach ihm der andere Augenblick; die Unendlichkeit ist dem Raume, die Ewigkeit

ist der Zeit untertan. Vergebens warnt uns das eigene Herz, das Böse ja nicht zu achten, weil es stark, das Gute nicht zu verschmähen, weil es schwach ist; wir glauben unsern Augen mehr. Wir sehen, daß wer viel geduldet, hat wenig gelebt, und wir wanken. Hamlet ist ein christliches Trauerspiel.
Die Welt staunt Shakespeares Wunderwerke an. Warum? Ist es denn so viel? Man braucht nur Genie zu haben, das andere ist leicht. Shakespeare wählt den Samen der Art, wirft ihn hin, er keimt, sproßt, wächst empor, bringt Blätter und Blüten, und wenn die Früchte kommen, kommt der Dichter wieder und bricht sie. Er hat sich um nichts bekümmert, Luft und Sonne seines Geistes haben alles getan, und die Art ist sich treu geblieben. Aber den Hamlet staune ich an. Hamlet hat keinen Weg, keine Richtung, keine Art. Man kann ihm nicht nachsehen, ihn nicht zurechtweisen, nicht prüfen. Sich da nie zu vergessen! Immer daran zu denken, daß man an nichts zu denken habe! Ihn nichts und alles sein zu lassen! Ihn immer handeln und nichts tun, immer sich bewegen und nie fortkommen zu lassen! Ihn immer sich als Kreisel drehen lassen, ohne daß er ausweiche! Das war schwer. Und Shakespeare ist ein Brite! Hätte ein Deutscher den Hamlet gemacht, würde ich mich gar nicht darüber wundern. Ein Deutscher brauchte nur eine schöne, leserliche Hand dazu. Er schreibt sich ab, und Hamlet ist fertig.

68.

Der Jude Shylock im Kaufmann von Venedig

[1828]

Als nach geendigtem Schauspiele die Frauenzimmer nach Hause kamen, erzählten sie, der Gastspieler, der den Shylock dargestellt, sei hervorgerufen worden, habe

sich wie üblich zierlich bedankt und habe unter andern gesagt: ein solches Ungeheuer, wie Shylock, finde man zum Glücke in der Wirklichkeit nie. Da war ich recht froh, daß ein schlimmer Husten mich abgehalten, der Vorstellung beizuwohnen. Doch vielleicht hatte der menschenfreundliche Mann nur aus Gutmütigkeit so gesprochen. Es leben in dieser Stadt viele und reiche Juden, die von ihren christlichen Mitbürgern gehaßt und geneckt werden. Weil nun der fremde Schauspieler der christlichen Einwohnerschaft die Schadenfreude gewährt, zu seinem Benefize den Kaufmann von Venedig zu wählen, wollte er den Juden, die das Haus bevölkern helfen, wohl auch etwas Artiges sagen. Aber ernst durfte es ihm mit seiner wunderlichen Rede nicht gewesen sein; sonst hätte er gezeigt, daß er seine Rolle gar nicht verstanden. Ob es in der Natur jüdische Menschenfresser und Vampire gibt oder nicht, darauf kommt es hier nicht an; aber daran ist sehr viel gelegen, daß man nicht glaube, der große Dichter habe uns einen kleinen Judenspiegel für einen Batzen, nach Art des Hundt-Radowsky, zeigen wollen. Wenn der Himmel uns unwissenden Menschen einen Propheten wie Shakespeare schickt, so geschieht es wahrlich nicht bloß, daß er uns lesen lehre, sondern zu größerer Botschaft. Überhaupt ist Shakespeares Sendung das Predigen und das Lehren nicht. Wollte er aber ja einmal ein Schulmeister sein, so dachte er im Kaufmann von Venedig gewiß eher daran den Christen, als den Juden eine Lehre zu geben.

Shylocks Judentümlichkeit in Ehren gehalten, diese schöne Moral, die alle ungemünzten Leidenschaften verachtet – ist doch, sich selbst zum Trotze, etwas Großes, etwas Erhabenes in ihm, das auf seine eigene Niedrigkeit mit Stolz herabsehen darf. Shylock ist ein gestiegener Jude, ein Racheengel; er hat sich zu einer Höhe hinauf empfunden, wo er fähig wird, etwas zu tun, das

nicht seinem Beutel wuchert, etwas zu tun für *alle*. Er will sein geschmähtes, niedergetretenes Volk an dessen Peiniger, dem Christenvolke, rächen. Den Geldteufel in Shylock verabscheuen wir, den geplagten Mann bedauern wir, aber den Rächer unmenschlicher Verfolgung lieben und bewundern wir. Glaube man ja nicht, es sei eine Kleinigkeit, einem guten, christlichen Manne ein Pfund Fleisch aus der Brust zu schneiden! Das ist wohl eine Kleinigkeit für einen bösen Christen, aber nicht für einen Juden. Der Jude kann grausam sein von Geist, aber von Herzen ist er es nie; er hat ein weiches, mürbe geschlagenes Herz, er ist mitleidig, er kann kein Blut sehen. Wer weiß, ob es Shylock ausgeführt, wer weiß, ob ihm das Messer, das er so schadenfroh an seiner Sohle gewetzt, nach dem ersten Tropfen Blutes nicht aus den Händen gefallen wäre; Antonio hätte wagen dürfen, es darauf ankommen zu lassen. Und welche Opfer bringt Shylock seiner Rache! Dreitausend, sechstausend, neuntausend Dukaten! Und die Dukaten der Juden, das sind keine gewöhnlichen Dukaten, die sind viel mehr wert als die andern; ihre Liebe zu ihnen vergrößert sie in ihren Augen. Und nicht bloß diese Summe wagt er, er wagt mehr, die Zinsen dieser Summe; denn mehr ist dem Juden der Gewinn als der Besitz. Konnte Antonio nicht bezahlen zur Verfallzeit? Aber Shylock vertraut den Rachegöttern, vertraut den Meeresstürmen und den gefährlichen Winden böser Gerüchte, und sie täuschen ihn nicht. Auch lasse man sich von Shylock ja nicht irre machen, wenn er sagt, er hasse Antonio, weil dieser, wie ein Narr, Geld ohne Zinsen verleihe und dadurch die Zinsen in Venedig herunterbringe, und durch seine Entfernung werde er im Handel gewinnen. Nein, darum haßt Shylock den Antonio nicht. Die christliche Kaufmannschaft in Venedig wird auch nicht aus lauter edlen Antonios bestanden haben, und ein Mann allein, sei er

noch so reich, kann den Wert des Geldes nicht verringern. Shylock ist ein Jude, er schämt sich vor sich selbst, bares Geld einer Einbildung aufzuopfern, und er sucht sich darum etwas weis zu machen. Schwärmt auch der Jude einmal, weiß er doch, daß er krank ist. Aber krank ist Shylock wirklich; nicht den Handelsfeind, den Glaubensfeind verfolgt er in Antonio und gibt im Fieberwahnsinne vollwichtige Dukaten für eine luftige Empfindung hin.

Der Schauspieler, der die Rolle des Shylock übernimmt, mag zusehen, wie er damit fertig wird. Der blutdürstige Haß des Juden soll uns entsetzen, wie jede Glaubenswut, wie jeder Wahnsinn; aber Ekel und Abscheu darf er nicht erwecken, gleich einer körperlichen Krankheit. Shylocks vermaledeite Geldsucht und die Krämpfe, in die gestörter Eigennutz seine Seele werfen, sollen unser Inneres empören, aber lächerlich sollen wir das nicht finden – wenn uns der leibhaftige Teufel erscheint, ist wahrlich nicht Zeit zum Lachen. Nun aber im Teufel den Gott zu zeigen, durch eine Sandwüste von Sünde bis zur kleinen Quelle der Liebe vorzudringen, die so weit entfernt, so verborgen rieselt: das gibt wohl dem darstellenden Künstler Arbeit genug. Denn Shakespeare tut nicht wie gewöhnliche Menschen und gewöhnliche Dichter, die, es ihrem Herzen oder ihrer Kunst bequem zu machen, lebende vermischte Dinge, gleich Scheidekünstlern, in ihre toten Elemente auflösen, *reine Charaktere* darstellen, diese lieben, jene hassen, diese anziehen, jene abstoßen – so tut Shakespeare nicht. Er nimmt nicht Partei, er gibt keinem Recht als der Sittlichkeit, die lauter im Leben nie erscheint; sondern läßt die Erscheinungen miteinander hadern und mischt sich nicht in ihren Streit. Der Dichter hat alles mögliche getan, den Christenhaß des Juden zu rechtfertigen, und mit gleicher Anstrengung bemühete er sich, den Judenhaß des Chri-

sten zu entschuldigen. Wie sollte Shylock den Antonio nicht hassen, um so mehr hassen, je besser und edler der Mann ist! Antonio ist gut, edel und hülfreich, nur nicht für den Juden. Er beschimpft ihn vor den Augen aller Welt, er mißhandelt ihn, wo und sooft er ihm begegnet. Ja in dem nämlichen Augenblicke, da er seine Gefälligkeit, sein Geld braucht, vermag er es nicht über sich, seinen Haß, seine Verachtung zu verbergen, und der gute edle Antonio, der seinem Freunde Bassanio alles aufopfert, ist doch nicht edel genug, dem Freunde zuliebe, einem Juden gütige Worte zu geben. Dann entführt ein Windbeutel von Christ Shylocks Tochter; diese beraubt und verläßt ihren alten Vater, und nur erst mit dem Vorsatze, eine Christin zu werden, beginnt sie ihre Bekehrung damit, den Vater zu verachten, weil er ein Jude ist. Das könnte wohl das Blut einer Taube in Drachenblut verwandeln. Der Christ haßt den Juden, der Jude vergilt es dem Christen, und indem er es tut, rächt Shylock die verspottete Tugend auch an sich selbst. Er gibt Geld hin, sein Volk zu rächen, und erfährt, daß Gold nicht Herr der Welt ist, wie der Jude glaubt, sondern daß Liebe mächtiger ist als Gold, selbst im Juden.

Sooft ich Shakespeare lese, habe ich einen wahren Kummer, daß er nicht in unsern Tagen lebt, sie uns klar zu machen. Es ist, als geschähen die Geschichten nicht auf die gehörige Art, wenn kein rechter Meister da ist, der sie auf die gehörige Art erzählt. Ein Charakter, ein Verhältnis, die dieser große Dichter nicht geschildert, weil sie ihm unbekannt waren, ist wie ein Buch ohne Titel, dessen Inhalt wir erst zusammenlesen müssen. Es geschieht oft, daß große Zeiten keine großen Geschichtschreiber, Dichter oder Künstler finden, die fähig wären, sie würdig zu beschreiben, zu schildern oder bildlich darzustellen. Die vornehmen Geschichten sind zu stolz, zu unruhig oder zu beschäftigt, gewöhnlichen Künstlern

ruhig zu sitzen. Diese können ihre Züge nur im Fluge erhaschen oder müssen warten, bis die Zeit gestorben, um dann von ihrer Leiche einen Abguß zu nehmen, dem das Leben fehlt, wie dem Urbilde. Einem Maler wie Shakespeare aber halten die Zeiten stille, wohl wissend, daß die Natur nur der Kunst ihre Unsterblichkeit verdankt. Wie hätte Shakespeare *unsere* Shylocks, die großen Shylocks, mit christlichen Ordensbändern auf jüdischem Rockelor, geschildert! Wie hätte er die papierverkehrenden Shylocks ohne Rockelor gezeichnet, die das Fleisch und Blut ganzer Völker in Scheinen besitzen und die nicht mit Lumpen Papier, sondern mit Papier Lumpen machen! Wie hätte er die Ruchlosen dahin gemalt, welchen Gott ein Finanzminister ist, der spricht: es werde! und es wird eine papierne Welt; Adam, der erste Bankier; das Paradies, ein seliger Pari-Stand der Staatspapiere; der Sündenfall, der erste Fall der Kurse; welchen die Blätter der Geschichte *Metalliques, Bankaktien, Partiale* sind; welchen der jüngste Tag ein Ultimo ist; Gott Mars, der dem Ruhme, der Ehre, dem Glücke der Völker, dem Glauben, dem Rechte und andern solchen schnöden Dingen die Ruhe der Kurse aufgeopfert, ein vermaledeiter *Baissier*; Sultan Mahmud, der Beschützer der christlichen Papiere, ein großer Mann, ein gewaltig großer Mann, ein zweiter Josua; der österreichische Beobachter, das sechste Buch Mosis! O, wie hätte Shakespeare, dieser große Wechselmäkler zwischen Natur und Kunst, der das Geld der einen gegen das Papier der andern eintauscht, die Geheimnisse der Börsenherzen aufgedeckt! Wie hätte er unsere Börsenleute dahingestellt, welche die Griechen ein *„Lumpenvolk“* schelten! – Hört ihr Catos Asche lachen? – Was hat der venetianische Shylock getan? Dreitausend gute Dukaten für ein armes Pfund Christenfleisch hingegeben; das Gelüste war wenigstens teuer bezahlt. Aber

unsere Shylocks, alten und neuen Testaments, ersäufen für ein Achtelchen ganz Hellas, als wär's ein blindes Kätzchen. Der Shylock von Venedig war ein Lamm, ein Kind, eine gute Seele; und doch hat der Schauspieler oben in Frankfurt gesagt: ein Ungeheuer wie Shylock gäbe es nicht in der Natur, und Shakespeare sei ein Verleumder! O, guter Schauspieler! Die Geschichte lügt, wenn sie Menschen Christen nennt, weil ihre Ahnen Wurst gegessen; aber Shakespeare lügt nicht.

Nachträge zu den dramaturgischen Blättern

[Wage 1818–1821]

1. Am 28. Juni

Der Vorsatz

Eine ländliche Szene von F. v. Holbein

Dichtungen, die so anspruchslos hervortreten, erhalten oft mehr, als sie erwarten mochten. Anmutige Sprache und eine natürliche Verwickelung, die sich ebenso ungezwungen auflöst, geben dieser Kleinigkeit einen Vorzug vor manchen dramatischen Künsteleien, die mit Geräusch auf die Bühne gebracht werden. – Frau *v. Busch* spielte das Gretchen unübertrefflich gut, zeigte die Künstlerin und machte sie vergessen. Sie wußte die Naivität eines Landmädchens von städtischer Ziererei und bäurischer Derbheit frei zu halten. Ihr Liebster, der Soldat Hans, von Herrn *Schmitt* dargestellt, schien sich auf den Drang seiner Gefühle verlassen und daher auf das, was er sagen wollte, sich gar nicht vorbereitet zu haben. Hatten ehrenvolle Wunden, die er verschwieg, ihm nicht bloß den Arm steif gemacht? Wahrscheinlich.

2.

Raphael

Ein historisches Lustspiel von Castelli, in einem Aufzuge

Verwischte Zeichnung, schmutzige Farbe, eine bald kränkelnde und blasse, bald häßliche Sprache, ein ermüdendes Necken zwischen Laune und Empfindung: das sind – nicht die *Eigentümlichkeiten* dieser Dichterarbeit; denn man findet sie nur gar zu häufig. Der Schauspieler kann mit aller Kunst und Anstrengung

solche Fehler nicht bedecken. – Nur eine kleine Probe von der Zartheit, die in diesem *historischen Lustspiele* herrscht:

> *Fürst*
>
> Ihr malt so gerne Jungfrauen.
>
> *Raphael*
>
> *Weil sie was Seltenes sind,* gemalten darf man trauen.

Hoffentlich ist diese Rede nur unverständlich.
Eine andere:

> *Cäcilie*
>
> Aufs Krankenlager sank mein armer Vater hin,
> *Bald schwang der Sensenmann die Hippe* über ihn.

Ein so komisches Bild des Sterbens könnte einen Kranken noch auf seinem Totenbette aufheitern.
Herr *Becker* als Raphael tat, was möglich war. Die Bedächtigkeit im Vortrage und in dem Mienenspiele dieses jungen Künstlers sollte andern als Muster dienen. Frau *v. Busch* spielte die Cäcilie ... aber sie war auch gar zu schön! In der achten Szene wendet sie sich mit der Rede:

> Ihr Männer, merkt es euch, wenn ihr um Liebe buhlt,
> So sucht bei Mädchen nicht durch Wissenschaft zu glänzen usw.

an das Publikum. Hier scheint freilich der Dichter selbst Cäciliens Spiel diese falsche Richtung gegeben zu haben; aber es ist das unheilbare Gebrechen auch der bessern Schauspieler, daß sie mit den Zuhörern liebäugeln und sie zum Mitspielen zwingen. Ein Schauspieler soll kein Basrelief sein, das bloß auf der einen, der Betrachtung zugewendeten, Seite ausgebildet ist, sondern ein rundum gestaltetes Werk. Er mag wohl seinen Standpunkt so wählen, daß er vorteilhaft gesehen werden könne, er darf aber nie die Augen gegen das Publikum aufschlagen.

– Herr *Otto* gab den Fürsten mit seiner gewöhnlichen kalten Würde. Den leidenschaftlichen Freund der Kunst und Cäciliens hätte keiner in ihm erraten.

5.

Toni

Drama von Körner

Glänzende Farben, doch weder Zeichnung noch Licht und Schatten. Vielleicht hätte der dramatische Geist diesem Gemälde einiges Leben eingehaucht, wenn der Dichter im Obersten Strömly den Verführer der Babekan und Tonis Vater hätte entdecken lassen.
Demoiselle *Wienken* gab als Gast die Rolle der Toni. Sie ist der Bühne fremd – unserer, und es soll selbst der Schein vermieden werden, als habe die Vorliebe für eine einheimische Künstlerin das Urteil befangen gemacht. – Herr *Becker* wußte als Gustav von der Ried seine ausgezeichneten Anlagen zu gebrauchen. Rollen solcher Art (Liebhaberrollen, wie man sie nennt) sind nicht immer *dankbar*. Das mißglückte Spiel wird der verfehlten Kunst, das gelungene der guten Natur zugeschrieben. – Warum Herr *Becker bei seinem Eintritte* in den Hof des Negerhauses den Hut auf die Erde wirft und den nackten Kopf dem Sturmregen preisgibt, bedarf einer Erklärung. – Frau *v. Paczkowska* in der Rolle der Mestize war mit Sinn gekleidet; ihr Vortrag und ihr Mienenspiel waren sehr richtig. – Herr *Weidner* machte den Negerhauptmann. Selbst in dieser kurzen Rolle fand er Zeit, den sinnvollen Künstler zu entwickeln. Das südliche Blut, die kochende Rachsucht, das verzehrende Wesen eines Schwarzen, den Übermut des freigewordenen Sklaven wußte er treu der Natur nachzuahmen.

4. Am 29. Juni

Lodoiska

Oper von Cherubini

Diese strenge und rauhe Musik, der kein Lächeln abzugewinnen ist, wurde bei ihrer Darstellung auch durch nichts willkommener gemacht. Nur Demoiselle *Pfeifer* verdiente wegen ihres schönen und volltönenden Gesanges den Beifall, den sie ungeteilt erhielt. Ihr Bemühen war um so ehrenvoller, da sie bei leerem Hause spielte und die Gesinnung kundtat, daß man dem Publikum, auch wenn es in geringer Zahl versammelt ist, die gebührende Achtung nicht versagen dürfe.

5. Am 4. Juli

Künstlers Erdenwallen

Lustspiel von Julius von Voß

Ach, der Kunstfreund findet auf seinem Erdenwallen nicht weniger Leiden als der Künstler; freilich sind sie anderer Art — jenem wird oft für seine Kunst kein Geld und diesem für sein Geld keine Kunst zuteil. In diesem Originallustspiele werden beide Arten auf die Bühne gebracht; der Dichter der Luise hat es nicht geschrieben, das merkt man einigermaßen. Welch ein buntes Harlekinsgewand von hundert zusammengeflickten Lappen der verbrauchtesten Histörchen! Als wenn es nötig wäre, die Langeweile von so vielen Seiten her mit Mühe herbeizuschleppen! Beim Himmel, man verläßt manchen Abend ganz vergnügt das Schauspielhaus und denkt, nun ärger könne es doch nicht kommen; aber am andern Tage findet man sich betrogen. —
Herr *Weidner* spielte den Magister Lämmermaier, manchmal seiner selbst, manchmal der Posse würdig. Man sagt, daß er in dieser Rolle Iffland kopiere; so

hätte also das Vorbild seine Fehler oder das Abbild wäre nicht getreu. Herr *Weidner*, stellt den Magister zuweilen als einen eingebildeten Menschen dar, der stolz auf sein umfassendes Wissen sei; aber Lämmermaier ist nicht so. Er dünkt sich keineswegs was Großes, sondern die poetische Kunst scheint ihm nur was Kleines zu sein, mit dem man leichte Arbeit habe. Es ist also ein Mißgriff, wenn sich der Schauspieler in die Brust wirft und sich hochtrabend und tragisch gebärdet. – Herr Schmitt gab den Eduard Ihlen als ein wohlgesitteter junger Mensch, der nie die Achtung aus den Augen verliert, die man einer großen Versammlung schuldig ist. Ein anderer, der es mit den feinen Sitten nicht so genau nähme, würde beim Nachhausekommen aus dem Konzerte, in welchem er zur Türe hinausgeworfen worden war, ein klein wenig Verzweiflung geäußert haben. Er warf einen Blick aufs Parterre, unterdrückte seinen Schmerz und betrug sich, als wäre nichts vorgefallen. Zu artig! – Demoiselle *Amberg* spielte die Karoline Bahn und gab sich Mühe. – Herr *Haas* zeigte als Vormund Willmann, daß er auf der Bühne *wie zu Hause sei.* Es ist recht angenehm, wenn man an warmen Sommerabenden so bequeme Rollen hat. – Frau *v. Busch* spielte die Virtuosin Tempioni in einer Szene meisterhaft, in der nämlichen, wo sie sich vom Magister Lämmermaier das von ihm gegen ihre Nebenbuhlerin verfaßte Sinngedicht vorlesen läßt. Auch Herr *Weidner* war in dieser Szene vortrefflich.

6. Am 5. Juli

Hadrian Barbarossa

Oper von Fränzl

Die Lärmschüsse in der Ouvertüre haben nicht unnötig Angst gemacht; so wurde man wenigstens vorbereitet

auf das, was man zu erwarten hatte. Wenn unter einem Porträt geschrieben ist: „Das soll Herr N. sein", dann mag man, ohne das Gemälde zu sehen, seinen Unwert beurteilen. Diese Oper ist eine musikalische Herberge, die gastlich viele Fußgänger und mehrere Passagiere aus dem Mittelstande aufnahm und wohin sich einige vornehme Reisende verirrten. –

Madame *Hoffmann* als Donna Julia, und Herr *Schelble* als Don Ramiro, haben die Kosten der Unterhaltung diesen Abend allein getragen, wofür ihnen Dank gebührt. – Eine rühmliche Erwähnung verdienen die Quadrillen und sonstige Tänze, welche die Soldatenchöre *gehend*, ausgeführt hatten. Sie entwickelten sich auf die künstlichste und anmutigste Weise. Bald stellten sie einen Fächer vor, bald einen Zirkel, bald ein Lineal, bald ein Schneckenhäuschen, bald eine Windmühle. Wehe dem Feinde, der zwischen die Flügel dieser letztern gerät; er mag sehen, wie er sich heraushelfe!

7. Am 7. Juli

Das verlorene Kind

Schauspiel von Kotzebue

Sehr rührend, wie gewöhnlich. Ein Lord will sich im Walde totschießen, muß aber seinem ihm nachgeschlichenen treuen Diener die Pistolen abliefern. Jetzt wird er satirisch und sagt: das Beste am Leben sei, daß man es wegwerfen könne. Darauf geht er ans Meer, welches bei der Hand ist, und will sich hineinstürzen. Aber es wird wieder nichts daraus. Ein am Ufer schlafendes Kind, das sich verlaufen hatte, verhindert zum zweiten Male den Selbstmord. Des Kindes Eltern finden sich wehklagend ein. Dessen Vater ist des Lords eigner verstoßner Sohn. Versöhnung. Der Vorhang fällt unter vielen Tränen.

Herr *Haas* machte den verwirrten Lord, der nach des

Dichters Vorschrift „mit unheimlicher Wildheit“ auftreten soll, sehr natürlich. – Frau *v. Busch* ließ in ihrem Gebärdenspiel nichts zu wünschen übrig. – *Minna Urspruch* (das Kind Toni) war gut einstudiert; aber auch ihr war der Fehler, sich den Zuschauern zu viel *en face* zu zeigen, schon frühzeitig beigebracht worden.

8.

Toni

Drama von Körner

Demoiselle *Schwarz* von Prag spielte die Toni als Gast und zeigte so viel künstlerische Fähigkeit, als nur diese Rolle zu entwickeln verstattet. Ein warmes und seelenvolles, aber dennoch besonnenes, die Überlegung der Künstlerin frei zeigendes Spiel – eine wohlklingende Sprache, nur durch katarrhalische Beschwerden zuweilen unverständlich gemacht – das gehörige, bei andern so oft vermißte Anschwellen und Sinkenlassen der Töne – *gemäßigte* Lebhaftigkeit im Ausdrucke und Gebärdenspiele (Tonis Hinneigung zu Gustav ist nur erst eine Tugend, *noch* keine Leidenschaft) – diese Vorzüge sind es, welche uns den weitern Darstellungen der Dem. *Schwarz* mit angenehmer Erwartung entgegensehen lassen.

Wer Kants oder eines andern physische Geographie besitzt, den bitte ich dringend, darin nachzulesen, ob es wirklich auf St. Domingo zugleich Tag und Nacht sei – Die Sache wäre äußerst merkwürdig. Wenigstens war es im Schlafzimmer des Gustav von Ried der Fall gewesen; dort fiel durch das eine Fenster grause finstere Nacht und durch das andere der hellste, freundlichste Sonnenschein. Die Handlung spielt eigentlich im Dunkeln, und die Zudringlichkeit war auf der Seite des Lichtes.

9. Am 9. Juli

Das Geheimnis

Oper von Solié

Die französische Konversationsmusik will mit einer eignen leichten Art ausgeführt werden. Ein gutes deutsches Orchester wie das unsrige ist fast zu gediegen, um mit der gehörigen Oberflächlichkeit über solche Sachen wegzurauschen. Sein Spiel wird zu ausgesprochen sein; und so war es auch. Die Sänger in einer solchen Oper können eines gewandten Spiels noch weniger entbehren. — Das angenehme Lied „Femmes, voulez-vous éprouver“, das ganz Frankreich trillert, fand hier durchaus keine Teilnahme. Herr *Hill* und Madame *Urspruch* hatten es gesungen.

10. Am 11. Juli

Kaiser Hadrian

Oper von Weigl

Selbst der Ernst dieses Tondichters ist einschmeichelnder Art, wenn auch mit Gefahr, hierdurch von seiner Würde zu verlieren. Das Talent ist merkbar genug, doch hat seine eigentliche schöpferische Kraft Weigl in der *Schweizerfamilie* verbraucht. — Das Finale des zweiten Akts und *Osreos*' Rezitativ und Aria, welche dem Finale des dritten Akts vorhergehen, sind achtungswerte Kunsterzeugnisse.
Demois. *Lange* hatte die Rolle der Emirenna. Es war ihr erster Versuch auf der Bühne, und sie wurde mit Zeichen der Aufmunterung empfangen. Eine reine volltönende Stimme von seltnem Umfange, ein gebildeter Vortrag, der eine vortreffliche Schule verrät, haben die schon gutgestimmte Erwartung noch übertroffen. —

Herr *Schelble* als Hadrian zeigte den kunstgewandten Sänger, für den er anerkannt ist. Möchte er den Weg zum Herzen des Zuhörers seltener verfehlen! – Herr *Hillebrand* hat in der Rolle des Osreos sich selbst übertroffen. Es wird ihm nicht entgangen sein, daß er sich den *ungewöhnlichen* Beifall, der ihm diesmal zuteil ward, nur dadurch erwarb, daß er *con sordio* sang und seinen blutdürstigen Ultrabaß nicht gebrauchte. – Es haben noch mehrere Leute mitgesungen. – Die *Chöre* machten die gute Leitung bemerklich, der sie jetzt unterworfen sind.

11. Am 12. Juli

Kabale und Liebe

von Schiller

Ich war verhindert, dieser Vorstellung beizuwohnen, und ich versuchte vergebens, die gesammelten Stimmen einiger Freunde in Einklang zu bringen; es hatte jede ihre eigne Tonart. Es werde mir dafür verstattet, einen kurzen Bericht über die Aufführung einer Oper auf der Großherzoglichen Bühne zu Darmstadt, welcher ich an diesem Tage beigewohnt hatte, meinen Lesern mitzuteilen. Man gab *Trajan in Dazien* von *Nicolini*. Eine liebliche Musik, und nicht ohne Geist und Würde. Wenigstens lernt man einsehen, daß man den Italienern unrecht tut, wenn man sie nach ihrem Rossini beurteilt. Herr *Wild*, dieser herrliche Sänger, den Frankfurt kennt und bewundert – hätten wir doch ihn so zu fesseln gewußt, als er uns –, machte den Trajan. Des Lobes bedarf er nicht. Vielleicht hatte er seinen Teil zu reich ausgestattet; der kostbare Stoff eines Gewandes soll mit zierenden Blumen nicht ganz überdeckt werden. – Mad. *Chelius*, Altstimme, sang als Dezebalus, König

von Dazien, vortrefflich, doch in einer fast eigentümlichen *tönenden* Weise. Sie hat das große, seltene Verdienst der Deutlichkeit, es geht keines ihrer Worte verloren. (Dahin ist es mit der Bühne gekommen, daß dieses als Verdienst angerechnet werden muß!) Ihr Anstand und ihr Benehmen als Mann verdienen eine ausgezeichnete Erwähnung. – Mad. *Krüger* als Kolmira, des Königs Gattin, entzückte mehr als einen Sinn. Diese in voller Jugendblüte prangende Gestalt, mit unnennbarer Anmut ausgestattet, dieser seelenvolle Blick, dieses reizende Lächeln sollten einer schlechten Sängerin zuteil geworden sein, damit das Auge das Ohr besteche. Und nun ihr zauberischer Gesang, wo Kraft, Gewandtheit und Lieblichkeit der Stimme einen unentschiedenen Wettkampf führen! – Herr *Delcher* hatte in der Rolle des Zamusko zwar nicht Gelegenheit, sich mit Glanz zu zeigen, doch erkannte man, daß er sich den übrigen zuzählen dürfe. Auch die Frankfurter Bühnenfreunde hatten diesem braven Baßsänger bei seinem Gastspiele den verdienten Beifall nicht versagt. – Von der großen Ordnung und Pünktlichkeit, die auch in den unbedeutendsten Szenen beobachtet wird, von den herrlichen Chören, von der reichen Garderobe, von den ganz unvergleichlichen Dekorationen, von der geistvollen und strengen Leitung, die in diesem allem sichtbar wird und wodurch sich die Darmstädter Bühne *auszeichnet*, soll ein andermal ausführlicher gesprochen und die Vergleichung, zu welcher dieses Anlaß geben könnte, gewiß nicht unterdrückt werden.

12. Am 14. Juli

Kamilla

Oper von Paer

Paers *Kamilla* hat einen guten unantastbaren Ruf, darum gelang es ihnen nicht, sie zu verleumden, so fein es auch angelegt war, so schlau sich auch alle Mitsingenden dazu verabredet hatten. – Herr *Kaintz, Mitglied* des köngl. Ständ. Theaters zu Prag, stellte den Herzog vor. Wenn die böhmischen Stände keine bessern Redner als Sänger haben, dann steht es schlecht um ihre Volksvertretung. – Madame *Urspruch* sang die Kamilla. Welch ein grausames Vergnügen, diese Parforcejagd nach aufgeschreckten und entfliehenden Tönen! Das arme Wild! Kamilla ist wie eine Büßende, nicht wie eine unschuldig Leidende gekleidet. Nach Vorschrift? – Demoiselle *Wagner* als die Gärtnersbraut Ghitta, war recht lose, schnippisch, allerliebst, sehr allerliebst. Ihr Bräutigam hieß Antonio.

13. Am 18. Juli

Don Juan

Die Nacht vor dieser Aufführung begaben sich wunderbare Dinge. Mozarts Geist schritt polternd durch das Komödienhaus – die dickste Saite des Kontrabasses zersprang – die große Trommel seufzte – eine Klarinette lachte laut auf. Ich habe dieses alles von einem Manne erfahren, der bei der Vorstellung von *Elise v. Valberg* eingeschlafen war und im Schauspielhause übernachten mußte. – Herr *Kaintz* sang den Juan. Ein herzensguter Mann, dem wahrhaftig unrecht geschehen: er verdiente es nicht, daß ihn der Teufel holte.

14. Am 27. Juli

Die Jungfrau von Orléans

von Schiller

Offenherzig zu gestehen: nichts von dem, was ich über die heutige Aufführung zu sagen mich erkühnen möchte, verdient auch nur die geringste Berücksichtigung. Gleich nach den ersten Szenen mißmutig gemacht, empfand ich die größte Langeweile, trippelte ungeduldig mit den Füßen und geriet in eine solche Stimmung, daß ich ganz die Geistesfreiheit verlor, die zur Beurteilung einer theatralischen Vorstellung erforderlich ist. Höchst wahrscheinlich haben sie alle vortrefflich gespielt, und ich Betrübter habe es nicht gemerkt. In meiner üblen Laune erschien mir alles so schleppend und seelenlos, daß ich gar nicht begreifen konnte, wo die lieben Zuschauer *ihre* Geduld hergenommen haben, die die meinige, welche sogar bis zum vierten Akte reichte, noch um ein Fünfteil übertraf. Ich erinnere mich noch dunkel, daß Herr *Weidner* nicht *starb*, sondern *sich hinrichtete.* – Der sehr komische Weise den Geist aufgab. Eine ganze Loge voll schöner Damen in meiner Nähe belachte diese Sterbeszene. Ernst zu sprechen, es kam daher, weil Herr *Weidner* nicht starb, sondern *sich hinrichtete.* – Der Krönungszug war ungemein *prächtig;* es wurde dabei fast nur mit einer Stimme *Vivat* gerufen, wahrscheinlich, um akustisch darzutun, wie *einstimmig* das Volk in seiner Freude sei.

15. Am 28. Juli

Der Unsichtbare

Oper von Eule

Würde eine Oper *Der Unhörbare* zur Vorstellung gebracht, dann wäre schwer zu unterscheiden, wer die

Hauptrolle verdiene; denn gar viele hätten Ansprüche darauf zu machen. Doch haben Herr *Obermayer* und Herr *Höfler* recht schnurrig gespielt. Ging' es nur immer lustig zu auf unserer Bühne, da wäre man noch am besten daran; dann wüßte man wenigstens, wo alles hinaus wolle.

16.

Die Rosen des Herrn v. Malesherbes

von Kotzebue

Dem. *Lindner,* Susette; Herr *Otto,* Malesherbes; Herr *Schmitt,* Peter. – Keine Rose ohne Dornen! Dem. *Lindner* war die Rose.

17. Am 30. Juli

Hedwig

Drama von Körner

Wer begegnet nicht froh dem deutschen Heldenjüngling, den im Leben wie im Gedichte das teure Vaterland begeistert und der die Liebe zu seiner Schönen an eine heiligere knüpft? Edler Körner, du heller Morgenstrahl, auf den ein trüber Tag gefolgt, du süßes Kinderlallen der Freiheit, das in der Wiege starb und nicht zur Männerstimme hinanwuchs, wie könnte ich über den Wert deiner *Hedwig* mit dir feilschen, wie sollte ich mit dir rechten, daß die Handlung zu krampfhaft zusammengezogen, daß alle aus der nämlichen Tonart reden, oder worüber es sonst sei? Dein Geist, dein Herz ist darin; deine Dichtungen sind Heiligtümer einer verstorbenen geliebten Zeit, die wir verehren sollen, nicht beurteilen! ... Aber, warum mußte ich mich auch so hoch hinauf schwindeln; jetzt habe ich einen gefährlichen Sprung

zu machen. Nämlich Herr *Heigel* spielte den Julius. Teure Freunde und Freundinnen! Es tut mir in der Seele weh, daß ich an unserer Bühne so oft nur zu tadeln finde, ich lobte lieber, aber es ist mir unmöglich, gegen mein Gefühl und meine innere Meinung zu reden. Vielleicht verstehe ich nichts von der Sache, es mag sein; vielleicht mache ich Forderungen an die Kunst, die der in Raum und Zeit eingeengte Künstler nicht zu gewähren vermag. Ist es so, dann bitte ich um Belehrung und fordere jeden auf, den mein Tadel treffen wird, mich *schriftlich* zurechtzuweisen (mit *mündlichen* Erörterungen wünsche ich verschont zu bleiben, sie rühren mich zu sehr). Widerlegungen solcher Art, und sollte auch jede Waffe darin benutzt sein, die man *außer* Gründen noch gebrauchen kann, den Gegner zu bestreiten, und sollte auch mein Mangel an Einsicht in Beurteilung schauspielerischer Darstellungen noch so fühlbar gemacht worden sein — wird niemals, ich verspreche es feierlich, die Aufnahme in diese Zeitschrift versagt werden. Aber dafür verstatte man mir auch, freimütig auszusprechen, was ich denke, und ich denke, daß der kein Schauspieler zu nennen ist, der uns gebrochene Knie, immer die nämlichen eckigen Stellungen zu sehen, der uns das langweilige melancholische Geläute der verliebten Tonart ohne Abwechslung, ohne Schmelz der Stimme zu hören gibt; der in leidenschaftlichen Lagen eine mädchenhafte Weinerlichkeit zeigt und die Mannskraft nicht auch in ihrer Niederlage geltend zu machen weiß. Vergleicht damit den Herrn *Löwe,* welcher den Rudolf spielte. Hier ist Grazie selbst im wilden Ungestüme und männliche Haltung auch neben der Schwäche der Leidenschaft. *Vergleicht* damit, sage ich; denn übrigens war Herrn *Löwes* Spiel gar nicht vorzüglich.

18.

Der Sie

Lustspiel von Castelli

Eine dumme Geschichte! Denkt euch nur, es kömmt dahin, daß ein Vater den eignen Sohn, den er für ein Frauenzimmer hält, heiraten will. Das heißt doch den Scherz etwas zu weit getrieben! Und daß der Milchbart gemeinschaftlich mit seinem Diener seinen alten Vater verlacht und verspottet, mag doch auch nicht jedem Gefühle behaglich sein. – Herr *Becker* spielte den Der Sie ohne alle Laune und mit der möglichsten Schwerfälligkeit. Er verstand ja kaum selbst zu lachen, wie wollte er solches erregen? – Herr *Weidner* als Herr von Anker wußte die komische Wirkung hervorzubringen, welche mit dieser Rolle beabsichtigt wird. – Frau v. *Paczkowska* spielte die Frau v. Lahn recht fein, gewandt und mutwillig. – Demoiselle *Amberg* war als Brigitte auf die herkömmliche Art naiv. – Herr *Obermayer* machte des jungen Laffen Diener Spitz mit der ihm eignen Regsamkeit und Laune. Dieser Künstler weiß sich immer zu beschäftigen, auch da, wo ihm der Souffleur keine Arbeit gibt. –

19. Am 2. August

Titus

Oper von Mozart

Demoiselle *Beck*, Königl. Württembergische Hofsängerin, trat als Sextus auf. Die Schüchternheit, mit welcher sie begann, verriet, daß sie bescheiden genug ist, den Wert ihres Gesanges nicht zu überschätzen. Ihre Stimme mag in einem Zimmer in Gegenwart befreundeter Menschen von keiner unangenehmen Wirkung sein, aber ein Schau-

spielhaus auszufüllen, dazu ist sie nicht geeignet. Demoiselle *Beck* fand auch unfreundliches Wetter. Einige Sonnenstrahlen des Beifalls konnten den Wolkenhimmel der Unzufriedenheit nicht durchbrechen. Das heißt in einer guten deutschen Übersetzung: sie mißfiel sehr. Ich bin beauftragt, die Herren von der Bühne, denen es obliegt, freundlich zu ersuchen, daß sie doch den Text der heutigen Oper, der vergriffen ist, von neuem möchten drucken lassen. Bei mehrern andern Opern ist derselbe Mangel eingetreten. Wäre es nicht sehr zweckmäßig, wenn nicht bloß die Gesänge, sondern auch die gesprochenen Worte und die ganze szenische Anordnung des Singstücks zugleich mit abgedruckt würden? Meinen Sie nicht?

20. Am 27. August

Die Indianer in England[1]

Lustspiel von Kotzebue

Mit „*Auweh*“ beginnt dieses Lustspiel, wenn das nicht herzbrechend wird, so ist's ein glückliches Wunder! Nun, es fehlt nicht daran. Toujours perdrix, toujours Gurli. Hunderdreiunddreißig Male (bedachtsam gezählt) wird der Name Gurli im Stücke ausgesprochen, es *gurlt* einem ums Ohr herum, daß man vor Angst und Wehmut vergehen möchte. Närrischer Samuel, hat je eine abge-

1 Die Handschrift, welche die Berichte über die schauspielerischen Darstellung enthielt, habe ich bei einem Gange über die Straße aus der Tasche verloren und nur einiges nach der Erinnerung wiederherzustellen vermocht. Daher die Unvollständigkeit dieses Artikels. Ich bitte nicht den *ehrlichen* Finder des Verlornen, es mir zurückzugeben; denn dieser tut es wohl von selbst, sondern den *unehrlichen*, und es sei ihm hiermit eine größere Belohnung, als der Fund wert ist, dafür zugesagt.

schmacktere Unnatur die Bühne betreten? Antwort: Nein. Es wird gewiß keine besorgte Mutter ihre Tochter zum zweiten Male in dieses Schauspiel führen. – Laßt uns zuweilen kleine stilistische Bemerkungen zur Übung unseres Geschmackes machen. In der vierten Szene des zweiten Akts sagt Liddy: „Pfui! keine romantischen Torheiten! Kaberdar ist ein braver Mann. Ihn um eines Jünglings willen verschmähen, dessen Herz ich bloß aus seinen Augen kenne, das hieße auf der Lebensreise *den Kompaß gegen einen Schmetterling vertauschen.*" Eine schöne Zusammenstellung; man hätte ebensogut eine Baßgeige mit einem Kümmelwecke paaren können! – Ein andermal heißt es: *„unglückschwangere Blitze"*. Sehr falsch. *Der* Blitz kann nicht schwanger werden; schon dessen langgestreckte Taille vermag das Bild der guten Hoffnung nicht einzufassen. Übrigens ist der Blitz der Geborne, nicht das Gebärende: wenn die unglückschwangeren *Wolken* in die Wochen kommen, dann sind die Blitze die *Unglückskinder.*
Die Aufführung war im ganzen gut. Herr *Weidner* machte den Sir John. Sir John hat das Podagra, aber Podagristen haben gewöhnlich keine kranke Körper- und Seelenstimmung. Sie leiden nur an den Füßen, aber das Herz, wie man zu sagen pflegt, ist gesund. Sie sind heiter, sie haben Appetit und Laune. Darum war es vielleicht eine unnötige Störung, daß Herr *Weidner* mit kläglicher Stimme, matt und entatmet gesprochen. – Frau v. *Paczkowska* als Mistriß Smith hat ihre Rolle sehr richtig aufgefaßt und durchgeführt. Besonders erfreulich war ihre deutliche Aussprache. Man wird sehr unverständlich, wenn man die Wörter und Silben zuviel schleift; sie müssen, wie Frau v. Paczkowska es getan, gestoßen werden. – Aschgrau, dürre, senkrecht, von seinem Regenschirme unzertrennlich: so stellte Herr *Leißring* den trocknen, vorsichtigen, sich selbst kontrollieren-

den Zollinspektor sehr lobenswert dar und ließ nichts zu wünschen übrig. – Herr *Heigel,* welcher den Schiffskapitän Robert machte, ließ seine rote Unterweste eine Handbreit tiefer reichen als die weiße Oberweste; das nahm sich nicht gut aus. – Dem Spiele des Herrn *Otto* als Nabob kann man nicht beikommen; denn er spielte *gar* nicht. – Herr *Obermayer* war als Zollvisitator voller Laune und Regsamkeit. *Eine* Rüge sei verstattet. In der siebenten Szene des ersten Akts, wo er ganz entatmet zu seinem Vorgesetzten, dem Zollinspektor, kommt, um ihm zu berichten, was er erlauert, sprach Herr *Obermayer* schnell, mit einander überstürzenden Worten. Das war recht; denn er sollte, kriechend und allzeit fertig, wie er ist, hierdurch seinen raschen Diensteifer zur Schau geben. Allein eben um darzutun, seine Heuchelei und nur angenommene Wärme, hätte er, sobald ihn der Zollinspektor verließ, plötzlich zur Ruhe überspringen und den gleich darauf folgenden Monolog der achten Szene *langsam* und *kühl* sprechen, nicht aber, wie er es getan, mit gleicher Hurtigkeit fortfahren müssen. – Herr *Hill* als Bootsknecht sprach recht wacker seemännisch. – Herr *Urspruch* und Herr *Krönner* waren als beide Notarien sehr ergötzlich. Einer ihrer hätte sich, um das Possierliche des Faustkampfs zu erhöhen, einen Dickbauch machen sollen. – Aber wo bleibt die schöne *Gurli-Nowack?* Gurli soll lachen, Gurli soll weinen, Gurli soll hüpfen, Gurli soll liebhaben, Gurli soll küssen, Gurli soll ihr Kätzchen streicheln, Gurli soll ihren Papagei füttern, Gurli soll heiraten, heiraten, heiraten – – aber Komödie spielen soll Gurli nicht, weder auf der Bühne noch mit uns. – Madame *Schäfer,* Liddy; darüber ist nicht viel zu sagen, das ist nicht Fleisch und nicht Fisch. –

21.

Die Proberollen

Posse von Breitenstein

Dem. *Lindner* machte die Schauspielerin Schnell. Aber wie schön hat sie gespielt! Das ist ja über allen Ausdruck! Als Landfräulein – diese Selbstgefälligkeit, wie natürlich! welch artiges Hand- und Fingerspiel mit dem Strickbeutel! Als Gouvernante – der Putz, die Brille, die ganze körperliche Haltung, die sehr gute Aussprache des Französischen. Als Kadett – jugendlicher Sprudelkopf, welche liebenswürdige Keckheit, rasch wie eine Wetterfahne. Als Bäuerin – das eingelegte Deklamierstück. Als Jüdin – die Ruhe, die Zuversicht, die ausgespreizten Finger. Wenn ich nichts weiter zu sagen weiß, so ist es die Schuld derjenigen, die mich die Ausdrücke des Lobes haben verlernen lassen. Aber man hätte Dem. Lindner mehr ehren und sie *diesen* Abend nicht herausrufen sollen – der schönen Gurli war es auch widerfahren.

22. Am 15. September

Der Vorsatz

Ländliche Szene von Holbein

Wiederholung des Stückes, des Spiels und der Beurteilung. Den Vorsatz, gelenker zu sein, hatte Herr *Schmitt*, wie es sich zeigte, nicht einmal gehabt, viel weniger ausgeführt.

23.

Der Verräter

Lustspiel

Herr *Otto* und Dem. *Lindner*, jener als Berger, diese als Klärchen, hatten so angenehm und mit so reicher Laune

gespielt, daß sie sich gewiß nicht weigern werden, von dem großen Beifall, den sie verdient, dem armen Jakob einen Almosen abzugeben. Es war diesen Abend das zweite Bauernmädchen, das Herrn *Schmitt* zum Schatz hatte. Ich denke: die Liebe wird ihn doch endlich geläufig machen.

24.

Nachtigall und Rabe

(Zum ersten Male wiederholt)

Wenn auf unserm Zettel steht „*Zum ersten Male wiederholt*", so heißt das in der Bildersprache eines lockenden Wirtshausschildes: „Kommt herein, ihr Herren, heute ist der zweite Feiertag, macht euch noch einmal lustig, morgen geht's wieder an die Arbeit!" Die Sache ist gut gemeint und darum löblich. –
Ich hätte schon früher des Herrn *Schwind* gedenken sollen, der so kunstreich und bedachtsam seine Nachtigallenflöte, bald süß bald kräftig, tändeln oder schmettern ließ. Die Flöte ist ja hier alles, die wahrhafte Schicksalsgöttin dieser Schäferei; darum gebührt ihr die Krone.

25. Am 27. September

Rochus Pumpernickel

Nicht überall, aber hier gewiß, heiligt der Zweck die Mittel. Ein Possenspiel, das unter zehen Menschen auch nur einen froh gemacht, verschmäht es nicht. Legt eure Kleinodien und allen möglichen Plunder in die Schale der Lust und des Lachens, die der Tränen wiegt ihr doch nicht auf.
Herr *Leißring* war ein lieber Herr Rochus Pumpernickel, saß drollig zu Pferde, ergötzte sehr, da er seine Brezel

in Sophiens Liebeserklärung eintunkte und mit aller Gemütsruhe zu Ende aß, war überall, was er sein sollte, ein Genie von Dummheit. – Herr *Obermayer* als Borthal verstand seine Rolle, doch merkte man ihm an, daß ihm jene *passive Komik*, wie sie dem kränklichen, ängstlichen, jede Gemütsbewegung fürchtenden Manne vorgeschrieben ist, zur Last fiel. Er ist besser an seinem Platze, wo er seiner gärenden Laune Luft machen kann. Madame *Heinemann* hat gut gespielt, Madame *Hoffmann* auch, Herr *Otto* auch, Herr *Höfler* auch, Herr *Krönner* und Herr *Böres* auch auch, Herr *Haas* auch, Herr *Jakobi* auch, Demoiselle *Urspruch* und Madame *Schmitt* auch auch, Demoiselle *Wagner* auch, Herr *Urspruch* auch, Herr *Hill* auch. Es ist doch niemand vergessen? Auch die Straßenjungen haben gut geschrien und sind im gehörigen Takte eingefallen. Sie müssen sich mit diesem Regimentslobe begnügen, wer kann wissen, wie sie alle heißen!

26. Am 29. September

Stille Wasser sind tief

Ein herrliches Lustspiel alter guter Art, wo ernster Sinn und Grazie, Laune und Gediegenheit in der innigsten Verschwisterung sich zeigen. Alles gehörig schattiert, nichts von jenen Farbensprüngen, die dem Auge wehe tun. Wir haben nicht viele solcher.

Herr *Heigel* hat die Rolle des Baron Wiburg sehr durchdacht und glücklich ausgeführt. Der Übergang von Tölpelhaftigkeit durch blödes Fragen und bescheidene Zuversicht zum anmaßenden herrischen Wesen gelang ihm überaus gut. Die Sprache der Empfindung nach abgeworfener Maske wußte er mit kluger Mäßigkeit zu führen, ohne daß er es ihr an Nachdruck hätte mangeln sollen

lassen. Diese Rolle hat Klippen, die nicht jeder zu vermeiden versteht. — Frau v. *Busch:* die Frau von *Holmbach.* Junge, reiche Witwen, die heiraten wollen und nicht wollen und nicht wissen, was sie wollen, in diesen und in Rollen ähnlicher Art hat Frau v. *Busch* um keinen Beifall erst zu werben, er ist ihr ein für allemal zuerkannt. Herr *Otto,* Leutnant Wallen. Das heißt sich als Schauspieler zeigen! Mit so vieler Liebe, Laune und nekkendem Übermute auftretend, kann einem Künstler, der so reich ist wie dieser an aufgespartem guten Willen, eine allgemeine Verbreitung der Lust nicht mißlingen. — Herr *Urspruch* als Kammerjunker von Dornhelm war flach, schlau und lauernd, wie es sich gebührt; Herr *Hill,* braver Hauptmann; aber Herr *Schmitt* (Herr v. Rehberg) glich in Kleidung und Gebärden nicht einem Zierling, der eine schöne Frau, sondern einem linkischen jungen Kandidaten der Theologie, der eine Pfarre umflattert. — Demoiselle *Lindner,* in der Rolle der Gärtnerstochter Antoinette, so gut sie auch sonst spielte, möchte doch für ihren Stand etwas zu fein, anständig und edel aufgetreten sein.

27. Am 1. Oktober

Die Sängerinnen auf dem Lande

Oper von Fioravanti

Eine Musik, die nur bis ins Ohr, dieses Vorzimmer des Herzens, gelangt, und wie alles, was sich in Antichambren aufhält, zwar geschmeidig ist und angenehm, aber auch flach, ohne Leben und ohne Liebe.

Demoiselle *Friedel,* die nach einer langen Krankheit zum ersten Male als Rosa wieder auftrat, ward mit rauschendem Beifall begrüßt und sang schöner und reizender als je. Man wird es gewiß zu verhüten suchen, daß diese Künstlerin durch allzu anstrengende Partien nicht in ihr

Übelbefinden zurückfalle und etwa wieder auf so lange dem Genusse des Publikums entzogen werde. – Mad. *Urspruch* als Agathe und Demois. *Wagner* als Gianina haben mit ihrer Nebenbuhlerin im Gesange nicht unglücklich gewetteifert. – Herr *Obermayer* war als Kapellmeister das Ergötzen des Hauses, besonders in dem Sextett, worin er den Konterbaß mit der Stimme nachzumachen hat, spielte er mit unübertrefflicher Laune. – Hr. *Krönner* den Marko, gut; aber ist nicht der musikalische Spaß zu weit getrieben, wenn der Tonsetzer einen gichtischen Gesang auf die Bühne bringt? Ob im Scherze oder ohne Vorsatz schlecht gesungen werde, es tut beides dem Ohre gleich weh. – Herr *Höfler* hatte den Karlin zu spielen. Bei seinem ersten Auftreten, im Terzett mit Marko und Buzephalus, singen beide letztere: „O weh! er scheint von Sinnen. – Was macht er für Grimassen? Mir graut, ihn anzusehen. Er faselt." Aber von dem allen konnte man Herrn Höfler nichts abmerken; er betrug sich wie der vernünftigste Mensch und war so gelassen wie ein Lamm.

28. Am 7. Oktober

Don Juan

Oben auf dem Komödienzettel stand gedruckt: *„Auf vieles Begehren";* aber eine solche Aufführung hätte wohl weder einer Entschuldigung noch einer Erklärung bedurft. Aber ich wünschte die Zeit zu erleben, wo es nach Don Juan nicht mehr heißt „Eine heroisch-komische Oper in zwei Aufzügen, aus dem Italienischen. Die Musik ist von Mozart", welches jedermann auswendig weiß; sondern: „Der Ertrag der Einnahme ist für das Denkmal bestimmt, welches dem göttlichen Mozart in Wien errichtet wird", wovon niemand etwas weiß. Madame *Campi* sang die Donna Anna. Nur in ihren

eigenen Tönen könnte man sie würdig preisen. – Man ist gewohnt, von Herrn *Hill* die Rolle des Don Juan vortrefflich darstellen zu sehen, und entrichtet ihm jedesmal dafür den gerechtesten Beifall. Er vereinigt in seinem Spiele Laune, Feuer, Anstand und Behendigkeit und läßt es auch an dem sonstigen nicht fehlen. – Hörte man mit den Augen, so wäre Madame *Hoffmann* die wohlgefälligste, artigste Zerline, die sich nur denken läßt, befunden worden. – Herr *Obermayer* gab als Leporello die erwartete Befriedigung nicht ganz. – – – *Don* Juan, wie auf dem Komödienzettel steht, ist ein Druckfehler, es muß heißen *Dom* Juan. – –

Es ist verdienstlich für jeden Sänger, in dem Glanze unseres Orchesters nicht scheinlos unterzugehen. Wem dieses noch unbekannt war, der mußte es heute erfahren. Daß ein Verein von solchen Künstlern, deren die meisten ausgestattet sind mit eigener selbständiger Kraft, sich so willig zeigt, nur in dem Ganzen zu leben und zu wirken, so daß man ein einziges Instrument und einen einzigen Spieler zu vernehmen glaubt, ist um so bewunderungswürdiger, je seltener sonst Verleugnung des Ichs mit dem Genius sich paart. Geist und Bedächtigkeit, Feuer und Mäßigung, Freiheit und Gehorsam finden sich so verbunden vielleicht bei keinem Orchester irgendeiner deutschen Bühne. Das hiesige Publikum, welches in seiner Gesamtheit stets gerecht ist, versäumt auch nie, demselben seinen Dank und seine Huldigung zu bezeigen, wenn dieses, wie nach einer Ouverture, ohne Zweideutigkeit geschehen kann. Herr Kapellmeister *Spohr*, der jetzt an der Spitze des Orchesters steht, hat die kurze Zeit seiner Leitung schon zu vielem Guten angewendet. Dieser große Künstler könnte freilich, auch wenn er unsere Oper zur höchsten Stufe der Vollkommenheit brächte, seinem Ruhme dadurch nichts hinzufügen; doch wird er bei seiner bescheidenen und würde-

vollen Denkungsart es nicht verschmähen, auch nur um der Liebe und des Dankes willen eines ihn verehrenden Publikums sich zu bemühen. Gewiß zeigt er in der Folge, daß die Besorgnis derer ohne Grund war, welche behaupteten, Spohr würde bald müde werden, sich dem Kleinigkeitsgeiste, dem Schlendrian und dem mit Nadelstichen neckenden bösen Unverstande entgegenzusetzen; er würde geschehen lassen, was nur mit dem Prügel zu ändern wäre, und sich endlich selbst dazu verstehen, den Strom *hinab*zuschwimmen. Nein, das ist eitele Furcht! Gewiß verfährt er anders, wird den Platz, den ihm die Natur angewiesen, zu behaupten und die kleinen Krämerseelen sich zu unterwerfen wissen. „*Was man immer will, geschieht.*"

29. Am 8. Oktober

Der tote Mann

Lustspiel in einem Aufzuge von Thienemann

Die drei Personen, welche in diesem Stücke vorkommen (Herr *Heigel*, Frau v. *Busch* und Herr *Leißring*), haben schlecht gespielt für *sechs*. Wer dieses Rätsel nicht zu lösen weiß, mag froh sein; sein Leben zählt eine langweilige halbe Stunde weniger als das meinige.

30.

Das Intermezzo

Lustspiel von Kotzebue, in fünf Aufzügen

(Aufführung der drei ersten Akte.) Herr *Becker* machte den Junker Hans, und richtiger kann man diese Rolle nicht auffassen und wiedergeben, als er es tat: das wohlgetroffenste Bild der herzlichsten Biederkeit, in dem

Rahmen ländlicher Einfalt und Unschuld. Wo dieser Charakter den Zuhörer mehr als lächeln macht, da ist das Spiel schon verfehlt. Das *Schnipp Schnapp Schnurr* muß Herr *Becker* fertiger auszusprechen lernen; er sprach es zu langsam. Auch an dem *Lirum Larum* schien mir etwas zu mangeln. Für so ein Leibwort pflegt man eine eigene Livree zu haben, eine stehende Melodie, die nicht moduliert werden darf; es muß einmal wie das andermal gesagt werden. – Herr *Obermayer* war ein guter, allerliebster Matz. – Demois. *Urspruch* spielte die Ernestine Seelmann. Diese ihre Bahn beginnende Künstlerin hat Gefühl, und es müßte ihr an Gelegenheit, sich auszubilden, durchaus mangeln, wenn sie bei ihrer Jugend und Schönheit nicht eine gute Liebhaberin werden sollte. – Herr *Weidner*, als Baron Volta, machte den Spieler von Welt *mit Welt*. Unserer hiesigen Schauspieler einige Unbeholfenheit (malerischer Stil!) kann nur darin ihren Grund haben, daß sie in keine feine Gesellschaften kommen und vielleicht nie in Hauptstädten gelebt haben, wo auch außer den Zirkeln die gute Lebensart sich überall umhertreibt, in Kaffeehäusern und auf Promenaden. – Herr *Urspruch*, als Galanteriekrämer, hat seine Szene sehr gewandt und mit vieler Wahrheit dargestellt. – Herr *Böres* (Kaufmannsdiener) hätte beim Präsentieren des Wechsels sich nicht so sehr ärgern sollen, als er getan. Bei solchen Vorfällen einer verweigerten Zahlung bleibt man kalt und weiß, was man zu tun hat, oder man erschrickt eher und verliert die Sprache. Heftigwerden kömmt den Personen, durch welche Kaufleute ihre Wechselzahlungen pflegen einkassieren zu lassen, überhaupt nicht zu. – Die drei Bettelbuben hatten für ihre traurigen Verhältnisse viel zu saubere und hübsche Gesichter. –

31. Am 10. Oktober

Der Geizige

von Molière

Herr *Keller* vom Hoftheater zu Hannover spielte als Gast den Geizigen und leistete, erwägt man die Schwierigkeit dieser Rolle, viel mehr als das Gewöhnliche. Die Besorgnis war auf seinem Gesichte sehr kenntlich und treu gemalt. Er hatte im Spiele eine wohlberechnete Ruhe, etwas Altfranzösisches im Anstande, vorzüglich in der Stellung der Beine, das gefiel oder hätte gefallen sollen. Er künstelte nicht zur Unzeit mit kleinlichen Schnörkeleien knauseriger Einfälle, welche den großen treffenden Zügen der Menschennatur, wie sie Molière entworfen, doch nichts hinzuzufügen vermögen. Die Hauptszene: die ausbrechende Verzweiflung über den erlittenen Diebstahl, gelang gut, und am Schlusse bildete Herr *Keller*, vor seiner Kassette sich hinwerfend, eine schöne malerische Stellung.

32. Am 11. Oktober

Das Geständnis

Lustspiel von Kotzebue

Ursprünglich heißt dieses Stück *Die Beichte*; aber die Menschen sind in der Gottlosigkeit so weit gekommen, daß sie sich sogar nicht scheuen, gegen die Religion und deren Umgebungen *höflich* zu sein. Wir erleben es noch, daß die Polizei verbietet, Lauben auf der Bühne vorzustellen, damit die Juden nicht argwöhnen, man wollte ihr Lauberhüttenfest verspotten.
Schöne Frau Baronin, ich hätte gar vieles gegen Ihre Sittenlehre einzuwenden. Sie irren, Gnädige, wenn Sie die Untreue der Männer mit der Treue der Weiber zu be-

schämen glauben: das sind zwei ganz verschiedene Dinge. Auch könnte ich Ihnen beweisen, daß, wenn Sie Ihren Mann nur etwas weniges geliebt hätten, Sie die Zeche seiner übeln Wirtschaft wenigstens nicht so freundlich lächelnd auf Ihre eigne Rechnung hätten setzen lassen ... Aber wer möchte mit Ihnen streiten, Liebenswürdigste? Wie einzig schön Herr *Otto* und Frau v. *Busch* in dieser Rolle spielen, ist hinlänglich bekannt.

33.

Der Dichter und der Tonsetzer

Oper von d'Alayrac

Die Handlung ist munter, die Verwicklung kunstvoll, die Auflösung witzig, die Musik leicht, sehr leicht, gefällig, unterhaltend genug. Der Gesang der Mitspielenden war, wie wir ihn an jedem und jeder kennen. Übrigens weiß man, daß die Handwerksgrenzstreitigkeiten zwischen Schauspielern und Sängern in dem zunftsüchtigen Frankfurt noch immer nicht geschlichtet sind. Jene wollen diesen das Spielen nicht erlauben, das, wie sie meinen, ihnen allein zukäme. Die Sänger aber behaupten, sie wären allerdings auch zum Spielen berechtigt. Um indessen den Klageführenden nicht zu sehr vor den Kopf zu stoßen, wird in der Oper so selten und verstohlen als nur möglich gespielt.

34. Am 17. Oktober

Die Zauberflöte

Ob sie wohl Löcher hatte und eine Klappe? Meine Augen haben sie nicht gesehen, aber wenn auch, sie war doch

häßlich genug. Eine Zauberflöte müßte eigentlich noch viel schöner sein als eine natürliche. Und wie gefiel euch das Glockenspiel? Die sonst so freigebigen Feen sind, wie es scheint, auch knauserig geworden. Ich will es dem Herrn Papageno-*Obermayer*, damit es nicht vergessen werde, gleich vorhalten, daß er, meinem Gefühle nach, unzeitig spaßt, wenn er mit seinen Trommelschlägern so stark in das alte Futteral hineinklopft, daß man das Holz hört. Papageno will ja vorstellen, als spiele er selbst die Glocken, die hinter den Kulissen bewegt werden, wie darf er also Lärm machen? – – Dieser nämliche Schalk tat auch nicht wohl daran, sein Papageno-Weibchen auf den Armen fortzutragen – *noch* haben wir keine Kreuzerkomödie. – Aller Zauber versagte gewaltig diesen Abend; das Gravitationssystem und das ganze Kompendium der Physik stand fest wie eine Mauer. Bei Verwandlung der alten Frau in das junge befiederte Mädchen blieb die Kutte auf der Erde liegen und wollte nicht verschwinden. Paminas Dolch tat desgleichen und behauptete den Platz. Die Königin der Nacht gedachte einmal unterzusinken, aber die lichten Götter waren der Dem. *Friedel* zu hold, um sie der Gewalt der unterirdischen preiszugeben. Da nahm sie einen Seitenweg. Alle unsere Opern sind komische Opern, es mag auf dem Zettel stehen oder nicht.

Herr *Meggenhof* spielte den Sarastro. Dieser sein erster theatralischer Versuch gelang ihm gut und empfahl ihn. Berechnet man, wieviel die durch Schüchternheit hervorgebrachte Gemütsbewegung den freien Gebrauch der Stimme erschweren mußte, so läßt sich von diesem jungen Künstler erwarten, daß er, einst zuversichtlicher gemacht, einen starken, eindringenden und reinen Baß entwickeln werde. Die Forderungen an den Baßgesang werden nach einem andern Maßstabe gemacht, und sie sind darum schwerer zu erfüllen als die Leistungen des

Tenors und Soprans. Letztere Stimmen, mit den Instrumenten befreundeter, werden von denselben zahlreicher begleitet, emporgehalten und mit fortgezogen, was bei dem Basse nicht stattfindet; dieser steht einsamer da. Auch ist ihm, bei seiner ernstern Art, nicht so viel als jenen verstattet, seine Fehler hinter Verzierungen und Tändeleien zu verstecken.

35. Am 20. Oktober

Wilhelm Tell

von Schiller

Ein vaterstädtisches Herz schlägt viel, wenn in Zeiten der Gefahr auf dem Komödienzettel das Landsturmsaufgebot verkündigt wird und darauf Männer und Weiber, Alte und Kinder, Hohe und Niedere wohlgemut herbeiströmen, zweihundert Quadratschuhe bretternen Schweizerbodens vom Tyrannenjoche zu befreien. Aber ein deutsches Auge weint auch, wenn es sieht, wie, nach geschehener Rettung, das benarbte Volk wieder hinabsteigen muß in den dunkeln Schacht der Vergessenheit und einige Großen, mit ungeritzter Haut, des Sieges Ehre und Beute für sich allein behalten. *O Just, o Hilde, o Rühr, o Badjera,* du Älterer, und ihr Braven alle aus Uri und Unterwalden, wer kennt euch noch nach zehn Uhr abends, wer lohnt euch, während die *Weidner*, die *Heigel*, die *Schmidt*, die *Haas* sich täglich dafür lobpreisen lassen, daß ihr Quadrupelspiel und Rütli-Vertrag das Land frei gemacht? ... Hätte ich meine Zeit während dieser Vorstellung besser verwenden können als zu solchen patriotischen Phantasien? Auch habe ich es redlich getan. Beim Himmel, das ist kein braver Mann, der über nichtswürdige Possen, und ob dieser oder jener Schauspieler die gehörige Fratze gemacht, sich breit und wich-

tig aussprechen, aber an des Lebens heiligem Ernste unbekümmert und dämisch wie ein grasendes Hornvieh vorüberschreiten mag! Denkt ihr, daß diese Theaterkritiken, woran ihr so gut seid, eure Freude finden zu wollen, auch mich selbst belustigen? Denkt es nicht. Die Bühne, ich mache kein Geheimnis daraus, muß mir zur Versilberung der Pillen dienen, die man euch, während ihr den Mund zum Lachen öffnet, geschickt beizubringen weiß. *Panis et Circenses!* war stets das schlaue Losungswort, womit man uns kirre machte, und während wir Maulaffen den Kinderpossen zugafften, leerten uns geschickte Beutelschneider die Taschen aus. Lasse sich, wer da wolle, zum besten haben; aber glaubt mir's, ich täte keinen Schritt ins Parterre, wo es einen Gulden kostet, fände ich nicht meine Freude daran, schreckhaften Menschen zuweilen eine Knallerbse unter die Beine zu werfen.

Ist Frankfurt eine Vorstadt Wiens, daß wir es ihnen nachtun in der Zensur der Theaterstücke? Mögen sie an der Donau ängstlich sein hierin, was kümmert das uns? Soll man in der freien Stadt Frankfurt nicht sagen dürfen, daß vor fünfhundert Jahren ein österreichischer Statthalter in der Schweiz schlecht hausgehalten und daß die Gebirgsbewohner uralter Freiheit endlich solcher Herrschaft satt geworden? Warum hat man durch den ganzen *Wilhelm Tell* das Wort *Österreich* mit allen daraus gebildeten Adjektiven ohne Schonung des Versmaßes ausgemerzt, so daß keiner, der des Dramas oder der Geschichte unkundig ist, wissen kann, wenn er von den „*Fremdlingen*" reden hört, (welches Wort zuweilen statt *Österreicher* gesetzt ist), ob Christen oder Hottentotten darunter gemeint sind? . . . Da seht ihr selbst, welche üble Folgen es hat, wenn eure *Circenses* so schlecht sind und man aus Langeweile genötigt ist, *maßgebliche* Meinungen zu haben. Nicht immer ist man so glücklich,

zu seiner Zerstreuung lustige Einfälle zu erjagen, folgendem gleich. Während der ganzen Verschwörungsszene auf dem Rütli dachte ich an weiter nichts als daran: wie! wenn jetzt der Vollmond herabfiele durch eine Nachlässigkeit des Maschinisten, das wäre ein köstlicher Bissen für ein Leckermaul von Theaterkritiker! Aber leider blieb er hängen. –

Das heutige Stück ist folgenderweise *solfeggiert* worden. Doch zuerst von denen, die mehr getan als das. Am besten unter allen hat *Ida Weidner*, als Tells Knabe, gespielt. Dieses Kind hat gute Anlagen und, man nimmt es wahr, einen noch bessern Lehrmeister. Etwas fand ich zu tadeln. Bei den Worten

Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?

verschränkte es die Ärmchen, um sich eine nachsinnende Stellung zu geben; diese Bewegung ist aber Kindern nicht natürlich. – Herr *Weidner* stellte seine schwierige Rolle als Freiherr von Attinghausen mit großer Kunst und Einsicht dar. Die Sterbeszene gelang ihm sehr gut. Doch glaube ich, daß der Lehnstuhl weiter vorwärts stehen oder daß Attinghausen erst tot zusammensinken sollte, wenn er mehr vor den Stuhl getreten ist. Herr W. starb aber ganz vorn am Rande der Bühne, ließ sich als Leichnam durch das ganze Zimmer schleppen und dann auf den Sessel niedersetzen; dies nahm sich nicht gut aus. – Herr *Otto* spielte den Tell mit der edelsten Nonchalance, ganz auf die beliebte Art, wie er den Baron in der *Beichte* spielt. Melpomene mag sich freilich geärgert haben, sich mit ihrer Feindin Thalia in einer Gesellschaft zu finden. Aber der Schelm von Wirt hatte seine Lust daran gehabt, sie beide zugleich einzuladen. Doch ... ich will mich nicht bezwingen, ich will grob sein. Gibt es keine Theatergesetze, die einen Schauspieler mit Strafe bedrohen, wenn er, obgleich wie Herr *Otto* im Besitze

ungemeiner Fähigkeit, dennoch so oft, mit Geringschätzung der Zuhörer und seiner Pflicht, schlecht und mit der unverzeihlichsten Nachlässigkeit seine Rolle abwikkelt? und, ermangelt unsere Bühne solcher Gesetze, warum übt das Publikum nicht selbst Gerechtigkeit aus durch merkliche Zeichen des Mißfallens und läßt es geschehen, daß man seine Langmut täglich mehr und mehr mißbrauche? Herr *Becker* machte den Geßler. Es fällt auf, in unsern Tagen keinen Tyrannen spielen zu können. Mit dem rauhen und barschen Tone, dessen sich Herr B. befleißigte, wird nichts ausgerichtet. Dieser ist eher der warme Zobelpelz der Gutmütigkeit, dagegen schlüpft die Tücke mit einer leisen und glatten Sprache, als ihrer Schlangenhaut, vors Ohr vorbei. Boshafte Menschen lispeln gewöhnlich; sie haben den Katzentritt der Zunge. Überhaupt hat Herr B. diesmal die rechte Tonart in seinem Spiele und Vortrage verfehlt. Mit demselben Ausdrucke, mit dem er sagte:

> Doch will ich raten, ziele gut, daß du
> Den Apfel treffest auf den ersten Schuß

hätte er auch sagen können: „Hier, mein Söhnchen, hast du einen gebratenen Apfel; aber nimm dich in acht, daß du dich nicht verbrennst" ... Auch sein Herunterfallen vom Pferde, da ihn der Pfeil traf, war ungeschickt. Herr *Böres,* als Rudolf der Harras, war es in dieser Szene nicht minder; denn er ließ sich seine Vorbereitung, den sinkenden Geßler in seine Arme aufzufassen, zu frühe abmerken. — Herr *Heigel* machte den Arnold von Melchtal und las wieder das ganze Wörterbuch schauspielerischer Mißgriffe und Fehler in unalphabetischer Ordnung durch. Dieser Künstler hat mehr als einmal gezeigt, daß das Urteil für ihn nicht ganz verloren ist, und je sichtbarer es ward, wie schwer ihm die Enthaltung von gewissen Unarten fiel, je größer war auch der

Dank für sein Bestreben. Herr H. *fühlt*, was er spricht, aber der Schauspieler soll nur *denken*, was er zu fühlen scheinen soll. Der warme wird den Zuhörer nie erwärmen. Herr H. ist so unglücklich, niemals den Schwerpunkt seines Geistes noch den seines Körpers zu finden; darum bedarf er der Balancierstange einer hyperpathetischen Deklamation; daher sein Herüberneigen des Oberkörpers, sein öfteres Sicherheben auf den Fußzehen und alle die übrigen unnatürlichen Stellungen. Ein gewisser Beifall mag ihn wohl manchmal irreführen und in seinen Fehlern bestärken. Man kann mit seiner Stimme steigen und steigen und erklettert wohl endlich das Jauchzen der Galerie, wenn man das Lächeln der Verständigen für nichts achtet. Herr H. nimmt mit seinem Munde stets einen zu starken Anlauf, so daß er, wenn ihn jemand im Zwiegespräche ablöst, wie von einem Stoße zurückprallt und das Gleichgewicht verliert. Dem Zuhörer ergeht es dann, wie bei den Vexierwalzern, die plötzlich aufhören, und wo man ohne Musik forttanzt; man glaubt, Herr H. müsse noch etwas zu sagen haben, und ist über sein Schweigen ganz verdutzt. Jede Rede pflegt er, gleichsam um einen Trumpf darauf zu setzen, mit einer schleudernden Bewegung der Faust zu endigen. Es ist dieses ein mimischer Schnörkelzug, dem kalligraphischen gleich, ohne welchen viele Menschen ihren Namen nicht schreiben können. — — Ich will mit einer Anmerkung über *Stauffachers Wohnhaus*, das in der zweiten Szene des ersten Akts vorgestellt wird, den Beschluß machen. Von diesem Hause heißt es an verschiedenen Stellen:

– Da steht dein Haus, reich, wie ein Edelsitz;

– – – – – – – – – – – –

Von *vielen Fenstern* glänzt es wohnlich, hell.

– – – – – – – – – – – –

Vor diesem Hause hielt er wandernd an (der Vogt).

Geßler mag sich allerdings gewundert haben, aber gewiß über nichts anderes, als daß ein reicher Mann wie Stauffacher in einer so ärmlichen Hütte, die nur ein *einziges* Fenster hatte, wohnen mochte. Warum hat der sonst so umsichtliche Streicher des *Wilhelm Tell* nicht alle die Stellen unterschlagen, die eine Satire auf die Dekorationen unserer Bühne enthalten?

36. Am 23. Oktober

Fanchon

Oper von Himmel

In Fanchons liebenswürdigem Gesellschaftskreise wäre es wohl leicht zu erlernen gewesen, wie man Sängern und Sängerinnen von sonst guten Gaben ihr linkisches, holperiges und kleinstädtisches Benehmen mit Schonung und darüber wegscherzend vorhalte; aber eines deutschen Tadlers höchste Feinheit ist das *Verschweigen*. Doch haben Herr *Hill* als Saintval und Herr *Krönner* als Abbé es an der nötigen Gewandtheit nicht fehlen lassen. – Herr *Keller* von Hannover spielte als Gast den Tapezier Martin ohne Laune und Liebe. Es ist hierbei billig zu berücksichtigen, daß die Vorstellung zu seinem Besten und das Haus leer war. – Herr *Schmitt* zeigte als Fanchons Bruder einige Natur, besonders da er den Tapezier aufs Sofa warf und durchprügelte. – Herr *Leißring* spielte den Gewürzkrämer possierlich. – Herr *Haas*, Fanchons Haushofmeister, glaubte beim Kommen und Abgehen immer trippeln zu müssen. Ob hierdurch Alterschwäche oder was sonst bezeichnet werden sollte, weiß ich nicht.

Da ich soeben des Herrn *Keller* erwähnte, so will ich es meinen Lesern erzählen, daß dieser Schauspieler vor seiner Abreise zweimal in meinem Hause war, mit mir zu sprechen, mich aber beide Male verfehlt hatte. Die Mei-

nungen sind geteilt. Die andern behaupten, er wäre nur gekommen, mich zu *bitten*, daß ich seiner Frau schonungsvoller gedenken möchte, als ich in der *Maria Stuart* getan. Was nun auch seine Absicht gewesen sein mag, so würde ich seinen Drohungen zu begegnen und seinen Liebkosungen zu widerstehen gewußt haben. Ich rede hier darum öffentlich von der Sache, weil es mir vielleicht hierdurch gelingt, künftig fremde Schauspieler abzuhalten, daß sie in der Absicht, meinem Urteile über ihre Darstellungen eine gewisse Richtung zu geben, mich zu besuchen kommen. Sie mögen sich hierin das Betragen ihrer hiesigen Kunstgenossen zur Richtschnur nehmen. Diese, obzwar mir so nahe gestellt, haben es noch nie versucht, durch mündliche Unterredungen auf meine Ansicht Einfluß zu erlangen, und sie werden gewiß immer so bescheiden und schonend sein, mir die traurige Wahl zu ersparen, entweder durch heuchlerische Versprechungen, die ich nicht zu erfüllen gedenke, sie selbst oder aus abgeschmackter Weichherzigkeit meine Leser zu betrügen.

37. Am 26. Oktober

Sargin

Oper von Paer

Madame *Seidler-Wranizky* von Berlin trat als Sophie auf. Eine Sängerin von seltenen Gaben, wie sie der Ruf ohne Übertreibung schon verkündigt hat. Stimme, Spiel und körperliche Reize vereinigen sich, den angenehmsten Eindruck zu erregen und zu unterhalten. Hier wird kein tapferer Gesang durch eine schmächtige, zarte Gestalt Lügen gestraft noch eine girrende Liebesarie durch Alter und Korpulenz des Täubchens lächerlich gemacht; es zeigt sich Einklang überall. Madame S. hat eine sehr liebliche Stimme, einen bescheidenen, echt weiblichen Vortrag und ein Spiel voller Grazie.

38. Am 27. Oktober

Die Kreuzfahrer

Schauspiel von Kotzebue

Türkentränen sind auch zu gebrauchen, sie machen naß, so gut wie die andern. Aber der christliche Teil der Rührung zeigte diesmal Fehler gegen die Regeln der Kunst, wovon bei der nächsten Aufführung der *Kreuzfahrer* geredet werden soll. –
Madame *Keller* spielte die Emma von Falkenstein. Da, wie oben erzählt, ihr Mann mich hat ersuchen wollen, über sie schonend zu urteilen, so tue ich es hiermit. – Ich finde sonst nichts zu bemerken; sie gingen alle ihren gewöhnlichen Trott. Herr *Heigel* pumpte stark Luft.

39. Am 31. Oktober

Hedwig, die Banditenbraut

Drama von Körner (Manuskript)

Tausendmal um Vergebung, meine Herren, das Stück ist wenigstens schon vier Jahre lang gedruckt, und also kein Manuskript mehr. Mich ärgert die Sache etwas viel. Denn entweder ist darunter eine Scharlatanerie verborgen: es sollen nämlich die Schaulustigen stärker angelockt werden, indem ihnen ein Stück dargeboten wird, das man durchs Lesen nicht kennen lernen kann; oder: es ist dieses abermals obzwar ein kleiner Beweis von gedankenloser Bühnenleitung. Ursprünglich stand auf dem Zettel „*Manuskript*", und es muß daher für alle Zeiten unverändert so stehen bleiben. Desgleichen liest man sehr oft auf dem Komödienzettel: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben", und frägt man darnach, so ist er *nicht* zu haben. Götter! sendet mir eine Ariadne, die mich aus dem Labyrinthe meines kritischen

Ärgers befreit, damit ich nicht noch einmal von irgendeinem Minotaur gespeist werde. – Liebe Leser, da also *Hedwig* gedruckt ist, so leset lieber das Stück, als daß ihr es vorstellen sehet; jenes bekommt euch besser. – Madame *Keller* spielte die Hedwig. Ich schone sie noch einmal. – Frau v. *Paczkowska* als Gräfin war kalt, und Herr *Becker* als Julius lau. – Herr *Hill* machte den Rudolf. Anfänglich spitzte ich die Ohren sehr; denn zum ersten Male auf unserer Bühne hörte ich *diminuendo* und *piano* sprechen. Halt, dachte ich, *der* Mann versteht's, da gibt's Schatten und Licht! Aber es dauerte nicht lange, und die Natur forderte ihre Rechte zurück; beim Schatten blieb's. Herr Hill konnte unter so manchem, was er nicht konnte, auch kein böses Gesicht machen; er lächelte auch in den betrübtesten Lagen, und dies gar nicht verstohlen, sondern offen und ehrlich. Er war gewiß nicht minder froh als wir, da die Sache ein Ende nahm. – – Findet sich ein Räuber von Ehre, der sich mit solchem unbehilflichen, verlegenen, abgeschmackten Lumpengesindel, als wir es im Walde sahen, abgeben mag, so muß das Handwerk sehr gesunken sein.

40.

Das Standrecht

von Kotzebue

Herr *Weidner*, als Herr von Hayfisch, entfaltete die üppigste Laune, der man nicht widerstehen konnte. – Demoiselle *Lindner* als Indianer war, wie in allen ihren Männerrollen, voller Natur und Anmut. – Ihr Hund war etwas blöde, vielleicht ein Anfänger. –

41. Am 2. November

Die Räuber

von Schiller

Viele Gedanken, in mir erregt durch den Anblick der heutigen Zuhörerschaft, welche größtenteils aus Handwerkspurschen und andern Paradiesvögeln sowie aus Knaben bestand, verschweige ich, weil ich muß, und ich muß, weil es leichter ist, über gewisse Gegenstände ein Buch zu schreiben als eine Blattseite. Nur zwei Worte. In Deutschland am meisten finden rohe und kräftige Menchen oder Kinder, die noch Gesetzesfurcht kennen, ihre Lust an Räuber- und Mordgeschichten. Was, bei unsern gotischen Staatsverfassungen, bliebe Männern, die Tatkraft fühlen, auch anderes übrig, als Spitzbuben oder toll zu werden? Aber genug; führe ich meinen politischen Thespiskarren nur noch einen Schritt weiter in den Hohlweg dieser Betrachtung, so kann ich nicht mehr umkehren. –

Weil heute aufgehobenes Abonnement war, so wollte ich für meinen Extragulden auch etwas genießen; und – sah nur zwei Akte. – Herr *Heigel* (Karl Moor) war schon gleich anfänglich auf dem Cimborasso der Unerträglichkeit; er konnte nicht höher steigen. – Herr *Keller:* Franz, mittelmäßiges Fabrikspiel; – Madame *Keller*, Amalia, ebenso. –

42. Am 14. November

Welches ist die Braut?

Lustspiel von Johanna v. Weissenthurn

Das ist eine von den Verwicklungen, die sich auf eine vorherzubestimmende Weise auflösen. Ich vermochte durch Hilfe des Komödienzettels mir die ganze Ge-

schichte so zusammenzufügen, als ich sie nachher bei der Vorstellung wirklich fand. – Herr *Weidner*, als Herr v. Blümlein, war ganz in seinem Fache, aber das Fach war auch heute ganz in ihm. – Wenn Fräulein Grünberg und Frau v. Dorn wieder einmal in einem Teezirkel deklamieren, so sollen sie nicht dabei der ganzen Gesellschaft den Rücken zukehren, sondern im Gegenteil. Wollen sie dennoch ihr liebes Parterre im Auge behalten, so brauchen sie ja nur etwas mehr in den Hintergrund der Bühne zurückzutreten.

43. Am 17. November

Tankred

Oper von Rossini

Arsir ging mit unbedecktem Haupte, sogar unter dem freien Himmel. – Das Chor der Krieger singt gleich anfänglich mit allem Schmelze Rossinischer Musik:

> In den Armen treuer Liebe
> Blüht des Lebens Glück allein.

Wäre es nicht gut, wenn kein Fürst gefährlichere Soldaten hätte als solche Minnesänger? Demoiselle *Friedel*, als Tankred, erwarb sich nicht allein den Beifall aller, sondern sie hatte auch ein artiges Schnurrbärtchen. Sie wurde hervorgerufen und dankte mit folgenden Worten: „Nicht bloß in *Tankred*, sondern auch bei jedem Schritte meines Lebens werde ich mich Ihres Beifalls wert zu machen suchen. Gute Nacht!" Ich weiß nicht, warum die Leute lachten. Solch ein höflicher Dank hätte wohl eine freundlichere Erwiderung verdient. Die Stimmhämmer im Parterre waren vielleicht mit dem angelobten guten Lebenswandel nicht ganz zufrieden.

44. Am 24. November

Der Wirrwarr

Posse von Kotzebue

Auf unserer Bühne erscheinen solche Spiele wie ein mutwilliges, feuriges Füllen, einem Leichenwagen vorgespannt; nur muß das Gleichnis umgekehrt werden. Die armen Leute sind nicht rührig genug. „Lachen sie doch, Marinelli!" – Des Herrn von Langsalm Schläfrigkeit war heute auf alle Mitspielenden übergegangen; wenn nicht auch auf die Zuhörer, so lag dies nur an der unwiderstehlichen Ermunterung des Dichters. – Herr *Weidner,* als Herr v. Langsalm, war matt, er wußte seinem Spiele nicht Frische und Kolorit genug zu geben. Das Schleppende und Gedehnte des Vortrags, das allerdings in der Natur dieser Rolle liegt, muß den Zuhörer bald ermüden, wenn nicht die leeren Zwischenräume von Wort zu Wort und Rede zu Rede durch ein reiches Mienenspiel ausgefüllt und so die Zeit der Abwartung verkürzt wird. – Madame *Lindner,* Frau v. Langsalm, war in Sprache, Gebärde und Kleidung viel zu altmütterlich. Sie glich, rechnet man den *Sinn* der Reden ab, die sie zu sprechen hatte, im übrigen ganz ihrem schlaflustigen Gemahl, statt daß sie überall dessen Gegensatz hätte bilden sollen. Herrschsüchtig, heftig, jungsüchtig, putzsüchtig, nicht korpulent, nicht so ehrbar gekleidet, nicht jenen gutmütigen Ausdruck der Rede – das war ihr Beruf. – Demoiselle *Lindner,* Doris. Daß diese Künstlerin die Gabe, schlecht zu spielen, durchaus nicht hat, konnte man heut wahrnehmen. – Fritz Hurlebusch, Herr Becker, Presto, Presto! Aber das immerwährende Springen durchs Zimmer tut's noch nicht. Herr *Schmitt,* als Selicour, hat auch gehüpft und dabei Beine gemacht wie eine Spinne. Auf der Bühne gibt es eine Menge herkömmlicher Manieren, die ohne Sinn gebraucht werden. Ist

einer ein junger Sausewind, so *geht* er nie, er *läuft* beständig. Man soll aber die Natur studieren. Meine Herren, beobachten Sie den lustigsten jungen Menschen Ihrer Bekanntschaft, wenn er auch erst 18 Jahre alt wäre, und sehen Sie, ob er wie ein Knabe springe. Er tut es gewiß nicht. Die Lebhaftigkeit hat ganz andere Zeichen. – Herr *Leißring* machte den Major Langsalm. Es muß ihm zum Verdienste gerechnet werden, daß von der Szene an, wo er auftrat, alle übrigen viel besser spielten als vorher. – Demoiselle *Urspruch,* als Babet, war nicht natürlich genug und deklamierte manchmal an unpassenden Stellen. Sie möge sich ja hüten, aus jedem Worte das Herz reden zu lassen; dies ist das unfehlbarste Mittel, vom Zuhörer die Rührung abzuhalten. Ungeschicklichkeit war's, daß sie die Kaffeetasse so regelmäßig auf die Erde fallen ließ, daß diese ganz bleiben mußte. Aber Herr *Becker* trat mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart tapfer mit dem Fuße darauf und zerbrach sie in zwanzig Stücke. –

45. Am 28. März 1819

Der Haupttreffer in der Güter-Lotterie

von Frau v. Weissenthurn, Lustspiel in vier Abteilungen

Dieses Lustspiel der sehr beflissenen Frau v. Weissenthurn, als ein Zug, den *wir* in der Güter-Lotterie getan, ist zwar nicht völlig eine Niete, aber ein so kleiner Treffer, daß er dem Einsatze von zwei Stunden Zeit und von immer noch einem Gulden nicht zur Hälfte gleichkömmt. Da ist weder ein Handeln noch eine Handlung, weder eine Tat noch eine Tätigkeit; nicht Sitte, nicht Menschengeist, nicht Menschenherz, nicht Witz, nicht Laune – nichts. Ein Stubengemälde in der Stadt und ein Stubengemälde auf dem Lande, von einem Weiß-

binder aufgetragen. Das gute, lebendige und zusammenhaltende Spiel fast aller Schauspieler und Schauspielerinnen, die in dem Stücke auftraten, machte einen bessern Stoff, an dem es sich übe, nur noch wünschenswerter.

46.

Das Fischermädchen

Lyrisches Drama in einem Akt von Körner,
Musik von Schmidt

Nur *ein* Akt! Der bietet weder Raum noch Zeit genug dar, weit ausgesponnene Verhältnisse und große Gemütsbewegungen aufzunehmen und unverletzt wiederzugeben. Daher überstürzt sich alles in diesem kleinen Drama wegen seiner Hast, und was genießbar gewesen wäre, läuft über und geht verloren. Aber recht warm ist die Sprache und jugendlich frisch. Die Musik ist etwas chaotisch. Kenner sagen, es seien Elemente fremder Meister darin; mag sein! aber sie sind nur *gemengt* untereinander, nicht wahlverwandtschaftlich *gemischt*. Ich glaube, die Aufführung war gut.

47. Am 4. April

Zemire und Azor

Oper in zwei Abteilungen
von Herrn Kapellmeister Spohr (zum ersten Male)

Wer weiß es nicht, welch eine hohe Gabe Spohr besitzt, in seinen Tondichtungen Anmut mit Würde, Freundlichkeit mit Ernst zu paaren? Diese reizende Lieblichkeit in allen seinen Gesängen tut wegen ihrer gehaltvollen Art den unerbittlichen Forderungen strenger Kunstrichter nicht weniger genug, als sie das Ohr des lüsternen Freundes des Schönen lockt und liebkost. Nur in der

Tonkunst ist man dem Geiste und Gemüte eines jeden um so erreichbarer, je höher man steht; in andern Künsten verdient man nicht, den Besten zu gefallen, wenn man vielen gefällt.

Zemire und Azor, ein Kunstwerk, das in allen seinen Teilen seines Bildners wert ist, enthält hervorragende Einzelheiten, die dem Gefühle der Freunde der Tonkunst und der Verstandesfassung der Kenner sich gleich lebhaft aufgedrungen haben. Der unsichtbare Chor, der sich nach Erhebung des Vorhangs vernehmen läßt, ist so groß und herrlich gedacht als ausgesprochen. Die kühne und erfindungsschöne Art, mit welcher darin der Donner des Himmels in die Saitentöne und Menschenstimmen geflochten worden, überraschte so stark als wunderbar und angenehm. Die Terzette Nr. 4 und 5, die Arie Azors Nr. 6: „Nein, ich will nicht klagen"; Zemirens Arie Nr. 8: „Rose, wie bist du reizend und mild", und so viele andere herrliche Tonstücke machen diese Oper zu einer der reichbegabtesten, die wir je gehört. Das kunstliebende Frankfurter Volk wurde zur Dankbarkeit *gewaltsam* fortgezogen, es *konnte* nicht widerstehen und bezeugte durch Hervorrufen des Herrn Kapellmeisters Spohr, daß es auch seine schwachen Minuten habe, wo es sich dem Guten willig hingäbe und es nur darauf ankäme, daß man seine chladnischen Klangknoten ausfindig mache und es an diesen Stellen tüchtig treffe.

Der bescheidene Spohr wird gewiß selbst der erste sein, der es anerkennt, daß er die freundliche Aufnahme, welche *Zemire und Azor* gefunden, auch wohl der Pracht und Herrlichkeit zu verdanken habe, mit welcher die ungemeine Bühnenverwaltung seine Oper ausgestattet hat. Der wunderschöne Feenpalast, in welchem der reisende Kaufmann und seine Diener Milchbrei aßen, war ein Meisterstück von überirdischer Baukunst. Und gar die zaubervollen Gärten! Man kann die ganze Lünebur-

ger Heide durchreisen und findet keinen ähnlichen. Und die Spukgeister von Genien, worunter *eine* tanzende, und als diese erst in den Lüften mit den Beinen von der Saaldecke herabhingen wie Quinquets! Es ist recht schön gewesen von der Theaterdirektion, daß sie, um den Künstler zu ehren, der sich um unsere Bühne, wenn auch ohne seine Schuld vergebens, so sehr bemüht hat, an dem äußern Glanze seiner neuen Oper nichts hatte fehlen lassen. Indessen war dieser Beweis von Achtung überflüssig. Daß Spohr ein großer Künstler ist, erkennen wir vor aller Welt an, indem wir ihn entlassen. Im Herbste geht er weg von Frankfurt. Daß wir ihn verlieren, ist das Schlimmste nicht, das Schlimmste ist, daß er nichts an uns verliert. Es liegt ein Fluch auf dem Boden unserer Heimat, daß er nichts Großes, Edles und Schönes tragen kann. Wir machen uns lächerlich beim Auslande, daß wir einen Künstler wie Spohr, der gern bei uns geblieben wäre, gehen lassen. Er hatte sehr billige Bedingungen gemacht, aber eine ständige, gesicherte Anstellung verlangt, damit er (so sagt er seinen Freunden), damit er mit größerem Nachdruck verfahren dürfe und sich von den Launen und dem Kleinigkeitsgeiste einer einsichtslosen Direktion nicht brauche gängeln zu lassen. Diese aber wollte den Künstler, wie einen ihrer Ladenbedienten, nur auf Jahreslohn verpflichten. Woher kömmt es, daß die Frankfurter sich eine so erbärmliche Bühnenverwaltung gefallen lassen, da man doch sonst ein Volk, wenn auch über seinen wahren Vorteil zuweilen, aber nie über sein Vergnügen täuschen kann? Es kömmt daher, weil die Direktoren, als hiesige Kaufleute, durch ihre Familien, durch ihre Handelsfreunde, ihre Schreiber und Schützlinge die Ausbrüche der Unzufriedenheit niederzuhalten wissen. Da ist auch wieder ein bejammernswürdiges Erzeugnis aristokratischer Herrschaft, die uns bis auf die Bühne verfolgt.

Demoiselle *Friedel* sang als Zemire ausgezeichnet schön und hat für einen, den sie vom Zauber befreite, hundert andere bezaubert. – Herr *Schelble*, als Azor, zeigte uns wieder den kunstgewandten geistvollen Sänger, der, sooft wir ihn hören, uns über andere Mängel der Oper zur größeren Billigkeit stimmt. Seelenvoll und anmutig war er besonders im Vortrage des Rezitativs: „Sanft tragen ihn die leichten Lüfte" und der darauf folgenden Arie. Aller der Reiz, welchen der Tondichter in diese Gesänge zu legen wußte, ward von Herrn Schelble uns vermehrt dargeboten. – Auch Herr *Krönner*, als Sander, und die beiden Demoisellen *Campagnoli* erhielten den verdienten Beifall. Letztere beide verlassen unsere Bühne. Wahrscheinlich wird man an ihrer Stelle wieder einige rumfordische Sparsängerinnen verschreiben und, bis diese ankommen, die Gemeinen der Opern zu Hauptleuten befördern.

48. Am 6. April

Fridolin

Schauspiel von Franz v. Holbein

Nach Schillers Ballade *frei* bearbeitet, wie es heißt; aber wahrhaftig, die Freiheit, die sich der Verfasser genommen, ist etwas zu groß. Es sollte billig jedem selbst überlassen bleiben, wieviel Wasser er sich zu seinem Weine gießen wolle. Der Schillersche Geist ist hier durch fünf Akte so verdünnt (als umgekehrte Quintessenz), daß von dem herrlichen Getränke nichts übrigblieb als der Name, um damit zu locken und zu betrügen. Welche unerträgliche, vornehmtuende rhythmische Prosa – die Menuettschritte eines Betrunkenen! Gleich am Anfange der Monolog des Grafen, wie verrenkt, welche Buckel, welche Auswüchse, welche aufgeblasene Redensarten.

„Der Hunde ungeduldiges Geheul übertönt das Plätschern des Brunnens“ (dazu gehört kein großes Lärmen) ... „O Gewißheit, breite deine eisernen Fittiche über mich und gib meinem Wanken Festigkeit“ (wie erhaben gesagt!). — Wie konnte ein Robert nur so dumm sein, der Gräfin seine ruchlosen Absichten offenherzig mitzuteilen? Zu solchen albernen Streichen braucht man keine roten Haare. — Die Shakespearierende Unterredung der beiden Eisenhammerknechte ist ja die leibhafte *Atropos der Geduld*, das heißt: (um diese unserm Schauspieldichter abgelernte Bombastsprache ins Deutsche zu übersetzen) — sie ist nicht zum Aushalten.
Herr *Heigel* machte den Grafen von Savern. In der Szene, wo ihm die Unschuld Fridolins klar wird und er in die Verzweiflung fruchtloser Reue ausbricht, war sein Spiel sehr gut. Es ist's immer bei diesem Schauspieler in solchen Lagen, wo die Ausbrüche der Natur so heftig und so furchtbar sind, daß keine falsche Kunst sie überbieten kann. Im übrigen wären nur die so oft ausgesprochenen und bekannten Vorwürfe zu wiederholen. Da Herr Heigel immer nur er selbst ist und seinen Fehlern keine andere Abwechselung als die des Grades gibt, so muß auch die Beurteilung stets die nämliche bleiben. Besonders auffallend war mir heute der rhythmische Gang des Herrn Heigel, *er ging immer in Versen*, wie der griechische Chor. Es ist dieses ein eigenes *Taktschlagen* zum Spiele der innern Empfindungen, welches Schülermittels kein geübter Künstler bedarf. Herr *Becker* als Fridolin und noch mehr Herr *Schmitt* als Robert verdienen großes Lob. — Luitgarde: Demoiselle *Urspruch*. Einen leisen Tadel möge sie sich für ihren manchmal etwas weinerlichen Vortrag gefallen lassen. Tränen, ja selbst erstickte, sind ein Luxus der Empfindung, welche nur selten bei großen Festlichkeiten des Herzens zu genehmigen sind. Aber ihr Fortrennen nach dem Eisen-

hammer, als sie Fridolins blutige Sendung erfuhr, war meisterhaft, und, ob zwar mit dem Rücken dem Zuschauer zugewendet, konnte man doch ihren innern Kampf wahrnehmen. – Herr *Otto* machte den Grafen Felseck – ganz vortrefflich, solange sein Spiel die Weinlaune forderte, aber in den Jammerszenen mit unbegreiflicher und unverzeihlicher Kälte. –
Der Wasserkrug, den Luitgarde zum Begießen der Blumen herbeitrug, war den Händen einer Köchin, aber nicht den niedlichen eines Burgfräuleins angemessen ... Es ist nicht wahrscheinlich, daß unter ein so schmales, keinen Schatten werfendes Bäumchen, als im zweiten und fünften Aufzuge auf der Bühne aus Pappendeckel erschien, eine Ruhebank angebracht worden sei; man pflegt dazu breitästige Bäume zu gebrauchen ... Die Gartenmauer, die sich in der dritten Szene des ersten Akts durch eine Türe des Burghofes zeigt, ist durchaus nicht gotisch gebaut. Es ist dieselbe, in deren Umfange man alle modernen Liebeleien und häuslichen Leiden und Freuden spielen sieht. Hat man das Stück gelesen und gesehen und nicht die kleinste Lust dabei empfunden, so bleibt doch etwas, das am Ende Freude macht; der Gedanke nämlich, daß die Zeiten nicht mehr sind, wo es einem eifersüchtigen Grafen einfallen dürfte, einen seiner Untertanen braten zu lassen. Es liegt etwas Angenehmes in dieser Vorstellung.

49. Am 18. April

Pauline

Oper in zwei Abteilungen, Musik vom K. Hannövr. Musikdirektor Sutor (zum ersten Male)

Karl von Perio, „Ein Gefangener auf einer nahen Burg", sitzt darum gefangen, weil er, wie ich glaube, auf einen

Minister ein Pasquill geschrieben hatte; aber schon nach einigen Jahren wird er wieder freigegeben und erhält sein anheimgefallenes Vermögen zurück. Man sieht, es ist eine Feenoper. Seine liebende Gattin *Pauline* hat sich als Milchmädchen bei einem Pächter in der Nähe der Zwingburg eingenistet. Ein Fischer und ein Gefängniswärter, ihre Anbeter, werden von ihr zum besten gehalten und singen eifersüchtige Arien. Ein Unbekannter kommt, der verwandelt sich in einen Prinzen, und der Edele macht des Gefangenen und der Zuhörer Leiden ein Ende. — Die Oper besteht übrigens aus 5 Arien mit Rezitativen und 2 Arien ohne Rezitative, 2 Duetten, 2 Terzetten, 1 Ensemblestücke, 1 Chore, 2 Finalen, zusammen aus 15 Stücken, die Ouverture ungerechnet.

50. Am 14. März

Das Vogelschießen

Lustspiel von Clauren

Nicht ungefällig. Die Handlung abwechselnd und rasch; und das ist gut, denn um so schneller schlüpfen die dem Dichter eigenen plastischen Schlüpfrigkeiten dem Ohre vorbei, ohne daß man Zeit hatte, ihnen nachzuhören. An Scherz und Lust fehlt es nicht, und wie bei den Freudengelagen der alten Ägypter Särge aufgestellt waren, so wird hier zur Erhöhung des Vergnügens die deutsche Landwehr verspottet. Im fünften Akte werden Szenen aus Goethes Jahrmarkt zu Plundersweilern entlehnt. Auch gut getan, da sie nicht zu übertreffen waren.
Es wurde allgemein mit Liebe, Gewandtheit und erforderlich rasch gespielt. Dem. *Lindner* als Lottchen Wollank, wegen ihrer unnachahmlichen Naivetät, Herr *Bekker* als Selting, wegen seines Feuers und Anstandes, Herr *Obermayer* als Schützenleutnant Salat, wegen sei-

ner Komik, die um so wirksamer war, weil sie passiv blieb, verdienen eine besondere Erwähnung. Herr *Otto* machte den Fürsten. Seine Rolle ist zwar klein; aber das Stilleben der Großen und Vornehmen mit solcher Leichtigkeit zu spielen, *scheint* leicht und *ist* schwer. – Der Schauplatz mit seinen Buden, Schenken, Gauklern und Lustspielern war so gut als möglich angeordnet. Unsere Bühne ist zu eng für solches Leben und Treiben.

51. Am 18. März

Die Verwandlungen

Oper in einem Akt von Fischer

Musik ohne Bedeutung. Weder deutsches Gewicht noch französische Leichtigkeit. Madame *Hoffmann*, als die junge Witwe, sang beifällig und spielte mit Anmut ihre verwandelten Rollen. Schauspieler spielen am besten, wenn sie sich selbst kopieren, weil sie dann nicht unnatürlich werden können.

52. Am 4. Juni

Der Quartierzettel

Lustspiel in drei Abteilungen von Reinbeck

Ein junger Mensch, der sich nach Herzenslust in den Dukaten seines gutmütigen Onkels sonnen darf, will heiraten. Aber über zwei Berge führt der Weg zur Geliebten. Der Onkel ist so sehr gegen das Heiraten eingenommen, daß er, sooft davon die Rede ist, „pfui Teufel" ruft und dabei ausspuckt. (Das ist gewiß zu arg; ist die Ehe auch kein Nektar, so ist sie doch wenigstens kein Vomitiv!) Dann befindet sich das Mädchen in Verwahrung ihres alten Vormundes, der sich von seiner Mündel

und ihrem Golde nicht trennen mag und daher beide erheiraten will. Es kömmt darauf an, den Onkel zu bereden, den Vormund zu überlisten. Der Zufall leistet hilfreiche Hand. Ein französischer Soldat zeigt auf der Straße dem jungen Menschen sein Einquartierungsbillett und bittet um Zurechtweisung. Siehe da! es ist die Nummer des Hauses, worin die Geliebte wohnt. Der junge Mensch führt den Franzosen in ein Weinhaus, schleicht sich mit dem Zettel davon, verkleidet sich gehörig und tritt als Soldat unter das Dach des Mädchens, das ihm nach der Erkennung eine zärtliche Ohrfeige gibt. Der Onkel sucht voller Angst den Neffen überall auf und kann ihn nicht finden. Ein guter Freund des letztern, der mit unter der Decke spielt, verrät endlich des Neffen Aufenthalt. Der Onkel hin. Der Neffe sagt, aus Liebe habe er sich bei den Franzosen anwerben lassen (nämlich aus Liebe zu seinem Mädchen), jedoch unter der Bedingung, daß er wieder frei würde, wenn er Bewilligung zur Heirat erlange. Der liebende Onkel läßt sich auch aufbinden, daß die Franzosen unter solchen erotischen Bedingungen Rekruten anwerben, und gibt seine Einwilligung. Der Vormund muß nach den Regeln des Lustspiels mit saurem Gesichte endlich beistimmen.

Ich mag die üble Laune des Verfassers besagten Lustspiels nicht vermehren. Er hat, wie er in einem hinter dem gedruckten Stücke befindlichen Anhange berichtet, viel Unglück damit gehabt. Ein Berliner Theater-Rezensent hat es getadelt, und Herr Reinbeck teilt das Urteil vollständig mit „als ein merkwürdiger Beleg für die Behandlung, deren ein deutscher dramatischer Dichter von den Theater-Rezensenten zu erwarten hat.“ In Wien war das Lustspiel bereits angenommen und lag über Jahr und Tag, als es ihm die Theater-Direktion *ohne Honorar* zurücksandte, „weil bei der Wendung, welche jetzt (1813) die deutschen Angelegenheiten ge-

nommen, die Aufführung nicht mehr an der Zeit sei." In *Stuttgart* hatte der Verfasser das Stück anonym dem Theater mitgeteilt. Es wurde angenommen und die Rollenausschreibung besorgt. Nachmals aber, als der Verfasser zufällig bekannt wurde, ließ der Theaterzensor sich das Stück zurückgeben und widerrief die Erlaubnis zur Darstellung. (Herr Reinbeck ist königlich württembergischer Hofrat und Professor.) Honorar, das ihm auf jeden Fall gebührt hätte, da das Stück bereits angenommen war, erhielt er nicht. In *Prag*, wo das Lustspiel aufgeführt worden, erwartet er dafür, sowie noch für ein anderes Trauerspiel *seit drei Jahren* das Honorar vergebens. Die *Hamburger, Breslauer, Frankfurter* Bühnen sandten ihm sein Lustspiel auf seine Kosten zurück. (Der Verfasser muß bei der Herausgabe des Stückes in Druck mehrere neue Schönheiten angebracht haben, da die Frankfurter Bühne die Ehre, die sie der Handschrift verweigerte, der Druckschrift zugestand.) „Nun, gutes deutsches Publikum" — so endet Herr Reinbeck — „wundere dich noch über den Mangel an neuern dramatischen Werken auf deiner Bühne!" Also die Knickerei der Theaterdirektionen wäre schuld daran? Mein Himmel! Auch der Ehrensold von einer Million wird zu keinem *Hamlet*, zu keinem *Götz von Berlichingen*, zu keinem *Wallenstein* begeistern.

53. Am 8. Juni

Die Schachmaschine

Lustspiel nach dem Englischen von Beck

Die Komik des Herrn *Becker*, der den jungen Ruff spielte, war eine ganze Oktave zu tief genommen. Worin der Mißgriff bestand, das läßt sich, soviel die allzu possenhafte Kleidung betrifft, an Weite, Breite, Schnitt und

Farbe, deutlich zeigen; schwerer aber ist, die Vergehen im Spiele selbst nachzuweisen. Das muß gefühlt werden. Die Tollheit der Jugend hat ihre Grazie wie die Weisheit des Alters; ohne diese Grazie ist die Weisheit langweilig und die Tollheit abgeschmackt. Daß ein junger Mensch, um die steifen Philister aus dem Sattel zu heben und ihre Reitbahnkünste zuschanden zu machen, sich wild gebärdet, mag hingehen, mag ergötzlich sein. Aber den Koller darf er nicht haben, das ist eine Krankheit.

54. Am 14. Juni

Die Zauberflöte

Seitdem unsere Bühne besteht, ist von allen Singspielen Mozarts *Zauberflöte* am häufigsten vorgestellt worden. Im Jahre 1793, wo sie zum ersten Male erschien, wurde sie siebzehn Male, in dem darauf folgenden Jahre *sechsundzwanzig*, 1795 *zwölf*, 96 *zehn*, 97 *acht Male*, später seltener, doch jedes Jahr — mit der einzigen Ausnahme von 1812 — gegeben. Bis jetzt (das gegenwärtige Jahr ungerechnet) ist die Oper 137 Male gespielt worden. Wie ein Kirchenlied, wie ein Gebet, ist diese Musik in aller Ohren, in aller Herzen einheimisch. Unser vortreffliches Orchester könnte sie wohl auswendig spielen. Wenn eine Musik so lange ihre Herrschaft behauptet und so dauernd die Liebe fesselt, so beweist dieses nicht bloß ihren Wert, sondern auch die Anerkennung ihres Wertes. Schon als Deutsche können wir dem großen Mozart nie genug huldigen. Nicht darum bloß, weil er ein Deutscher, sondern auch, weil seine Kunst die einzige ist, worin, *durch ihn*, die Deutschen sich vor allen Völkern Europas des größten Meisters erfreuen. Deutschland besitzt für alle Wissenschaften und Künste eine

große, für einige, verglichen mit andern Ländern, die größte Zahl ausgezeichneter Männer. Aber der *ausgezeichnetsten* dürfen sich jene andern rühmen. Eine Ausnahme bildet, in der Wissenschaft, die Philosophie, worin die größten Geister Deutsche sind, und in den Künsten die Musik. (Es ist bezeichnend für deutsche Art, daß Musik eine metaphysische Kunst ist.) Bedenkt man nun, wie oft die *Zauberflöte* das Entzücken und die Bewunderung der Kenner erregt, wie oft die Menge erfreut und wie vieles Geld daher in die Theaterkasse gebracht hat, so dürfte man mit Recht fordern, daß diese Oper auch äußerlich mit dem erforderlichen Anstande und Glanze geschmückt erscheine, was aber auf unserer Bühne nicht geschieht. Möget ihr immer den göttlichen Mozart nur als Diener eurer Theaterkasse betrachten, aber auch einem Bedienten läßt man von Zeit zu Zeit eine neue Livree machen. Verwischte, verschabte, alte Dekorationen: die nämlichen, die schon vor 27 Jahren gebraucht. In so viel Zeit wird selbst ein massives Bauwerk schadhaft und der Ausbesserung bedürftig, geschweige ein gemaltes. Eine Soldatenpfeife, eine alte Bandschachtel, woraus das Glockenspiel, von zwei hölzernen Trommelschlegeln angeschlagen, erklingt. Feen kosten ihre Geschenke keinen Heller, darum sind sie auch immer prächtig; welche Pracht sich durch etwas Farbe, Papier und Glas leicht vortäuschen läßt. Mag die alte Schlange immerhin noch tausend Jahre den Tamino schrecken und noch millionenmal totgestochen werden: — so eine Schlange hat ein zähes Leben; — aber der Papageno-Rock taugt nichts. Der arme Vogelfänger sieht darin aus wie ein Hanswurst. Das Kleid mag buntbefiedert sein, so bunt wie ein Kolibri, Papagei, Pfau; aber welcher Vogel hat so abgezirkelte, symmetrische Farbenfelder auf dem Leibe? Früher war das Kleid mit natürlichen Federn besetzt, die durch Alter und Gebrauch

nach und nach ausfielen. Dem verstorbenen, wenn auch nicht unersetzlichen, doch unersetzten *Lux* (möchte unser Fiat lux! erhört werden), begegnete es als Papageno, daß er sich unter dem Spiele mauste. Er extemporierte einigen Spott, und das half; es wurde ein neues Kleid angeschafft, welches aber jetzt, ob zwar keine natürliche, sondern von Seide oder Wolle nachgebildete Federn darauf sitzen, wieder verdorben ist. Auch wäre zu wünschen, daß in den großen Vogelkäfig noch einiges Geflügel gesperrt werde; es sind nicht mehr als zwei ausgestopfte magere Hinkel darin. Würden diese Verbesserungen eingeführt, dann bliebe nichts mehr zu wünschen übrig, da die Priesterkutten vor zwei Jahren gewaschen worden sind. Die Zeitgenossen sind immer undankbar gegen lebende große Männer, die sich um die Menschheit verdient gemacht haben; aber die späte Nachwelt wird es dankend und verehrend anerkennen, daß ich es war, der durch eine Rüge in der *Wage* jene Reinigung der Priesterkutten veranlaßt hatte.
Herr *Dobler* von Linz trat als Sarastro mit Beifall auf. Es heißt, wir würden diesen braven Sänger hier behalten.

55. Am 17. Juni

Der neue Gutsherr

Oper von Boieldieu

Der Amtsschulze ward von Herrn *Obermayer* sehr brav und sehr fein in italienischer Manier dargestellt. Er brachte mehrere sinnreiche und witzige Einfälle aus dem Steigreife an. Eigentlich dürfte dieses Extemporisieren in jedem Lustspiele gefordert werden, das immer etwas Schwerfälliges behält, wenn nur dem Souffleur nachgesprochen wird. Madame *Hoffmann*, als Bärbchen, sang

mit silberreiner Stimme so leicht und fertig als ausdrucksvoll und kräftig und spielte mit der ihr eigenen Anmut. Herr *Leißring* erquickte ungemein durch sein komisches Spiel, das nie die Grenze des Anstands überschreitet und sich nie in ungemessener Breite umhertreibt.
Das Orchester schien die Grazie dieser Musik Boieldieus heute abend nicht recht herauszufühlen, es schien mir etwas schläfrig, schleppend. Es *schien* mir, sage ich zum dritten Male; denn eigentlich verstehe ich nichts hiervon und urteile nur nach dunkeln Gefühlen, wobei Täuschung leicht möglich ist. „Wovon Sie nichts verstehen, sollten Sie auch nicht sprechen," könnte man mir erwidern. Freilich, und darauf könnte ich nichts antworten, als daß einen Journalisten, der jetzt so sklavisch behandelt wird, wohl auch einmal die Lust anwandeln dürfe, den Herrn, den Sieger zu spielen, der, ein anderer Brennus, um das Recht unbekümmert, sein gefiedertes Schwert in die Wagschale wirft.

56. Am 20. Juni

Pagenstreiche

Lustspiel von Kotzebue

Semper lustig, *nunquam* traurig, singen die Herren Studenten. Wir auch. Und will sich einmal ein verrückter König Lear verstohlen über unsere Bühne schleichen, machen wir ein spöttisches Gesicht und fragen, den Hofrat Schiller parodierend: „Was kann denn dieser Misere Lustiges begegnen?" Kotzebue selbst hat die *Pagenstreiche* eine Posse benannt; wir aber hegen eine zu große Ehrfurcht vor solchen erhabenen Dingen und nennen sie darum ein Lustspiel. In einigen Tagen gibt man uns wieder ein neues Lustspiel von Herrn Töpfer, dem genialen Dichter des *Tagsbefehls.* Wir freuen uns sehr darauf.

57. Am 22. Juni

Soliman der Zweite

Oper, nach dem Französischen bearbeitet von Huber
Musik von Süßmayer

Wer das Leben des großen Soliman auch nur aus der kurzen Darstellung kennen lernt, die das Konversationslexikon davon gibt, mag sich wundern, daß ein so hochherziger, tatenreicher Mann zum Spielzeuge einer kleinen Kokette herabsinken und sich so armselig gebärden konnte. Er fragt: Ist denn die Geschichte wahr, hatte wirklich der Sultan eine europäische Sklavin geheiratet und seinen Thron mit ihr geteilt? So wird wenigstens allgemein behauptet. *Roxelane* nennt sie die Geschichte und Marmontel, der [hat?] seine bekannte Erzählung daraus gebildet. Sein Soliman gleicht seinen Lindors, seinen Floricourts, er hat den Helden zu einem Bonbon de Sultan gemacht, wie sie für die polygamischen Pariser in der Straße St. Honoré bereitet und verkauft werden. Roxelane soll eine Italienerin gewesen sein; doch Marmontel hat sie in eine Französin umgewandelt, „ohne Zweifel (wie Lessing in seiner Dramaturgie sagt), weil er es ganz unwahrscheinlich gefunden, daß irgendeine andere Schöne als eine französische einen so seltenen Sieg über einen Großtürken erhalten können". Wenn aber Marmontels französische Eitelkeit grade in diesem Falle zu entschuldigen ist, weil allerdings eine quecksilberne Pariserin geeigneter erscheint, sich in der Barometerröhre des Glückes bis zur Sultanin hinaufzuschmiegen, als eine starre, stolze Römerin; so verdient doch Huber getadelt zu werden, daß er in seiner Oper jene siegreiche Sklavin zur Deutschen gemacht hat. Marianne nennt er sie; aber habe sie einen noch so schmeichelnden, schmelzenden Namen, eine Deutsche bleibt immer eine brave, schwere Gertrude, die Not hat, an einen Mann zu kom-

men, geschweige an einen Kaiser. Was nur das für einen deutschen Gelehrten ein sonderbarer Ehrgeiz ist, für seine tugendhaften Landsmänninnen um das höchste Verdienst in der Koketterie zu streiten! Ja, wenn es die Erfindung der Buchdruckerei, des Schießpulvers, die Abwickelung der Herkulanischen Rollen beträfe — aber so etwas!

Ich habe Lessings und seiner Dramaturgie erwähnt. Das war von einem Theaterkritiker gewiß sehr ungeschickt, sich einer solchen Vergleichung preiszugeben. Indessen es ist einmal geschehen, und weil es geschehen ist, will ich einige Stellen aus der ungemein geistreichen und scharfsinnigen Beurteilung, die Lessing von jener Erzählung Marmontels bei Gelegenheit eines französischen Lustspieles gibt, zu der, wie zur besprochenen Oper, die Erzählung den Stoff geliefert, hier aufnehmen: „Ein Sultan, der in dem Schoße der Wollüste gähnet, dem sie der alltägliche und durch nichts erschwerte Genuß unschmackhaft und ekel gemacht hat, der seine schlaffe Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Besonderes wieder gespannet und gereizet wissen will, um den sich die feinste Sinnlichkeit, die raffinierteste Zärtlichkeit umsonst bewirbt, vergebens erschöpft: dieser kranke Wolllüstling ist der leidende Held in der Erzählung. Ich sage, der leidende: der Lecker hat sich mit zu vielen Süßigkeiten den Magen verdorben; nichts will ihm mehr schmecken, bis er endlich auf etwas verfällt, was jedem gesunden Magen Abscheu erwecken würde, auf faule Eier, auf Rattenschwänze und Raupenpasteten; die schmecken ihm. Die edelste, bescheidenste Schönheit, mit dem schmachtendsten Auge, groß und blau, mit der unschuldigsten, empfindlichsten Seele, beherrscht den Sultan, — bis sie gewonnen ist. Eine andere, majestätischer in ihrer Form, blendender von Kolorit, blühende Suada auf ihren Lippen, und in ihrer Stimme

das ganze liebe Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muse, nur verführerischer, wird — genossen und vergessen. Endlich erscheinet ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtsam, wild, witzig bis zur Unverschämtheit, lustig bis zum Tollen, viel Physiognomie, wenig Schönheit, niedlicher als wohlgestaltet, Taille aber keine Figur; dieses Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpesten Schmeichelei wie mit der Türe ins Haus: *Grâces au ciel, voici une figure humaine!* — Und so wie dieses Eingangskompliment, so das übrige. — *Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque chose d'un Français. — En vérité, ces Turcs sont plaisants; — je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc. — Je ne désespère pas d'en faire quelque jour un Français.* — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und schilt, es droht und spottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Seraglio eine neue Gestalt gegeben zu haben, auch Reichsgesetze abändern und Geistlichkeit und Pöbel wider sich aufzubringen Gefahr laufen muß, will er anders mit ihr ebenso glücklich sein, als schon der und jener, wie sie ihm selbst bekennet, in ihrem Vaterlande mit ihr gewesen. Das verlohnt sich wohl der Mühe!"

„... Ein Türk und Despot muß, auch wenn er verliebt ist, noch Türk und Despot sein. Dem Türken, der nur die sinnliche Liebe kennt, müssen keine von den Raffinements beifallen, die eine verwöhnte europäische Einbildungskraft damit verbindet. ‚Ich bin dieser liebkosenden Maschinen satt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts Anzügliches, nichts Schmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden haben, und wenn ich sie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in Atem erhalten sein': so kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es ist wahr, wenn man einem Sultan diese Denkungsart einmal gibt, so kömmt der Despot

nicht mehr in Betrachtung; er entäußert sich seines Despotismus selbst, um einer freiern Liebe zu genießen; aber wird er deswegen der zahme Affe sein, den eine dreiste Gauklerin kann tanzen lassen, wie sie will? Marmontel sagt: ‚Soliman war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten seines Seraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeschäfte hätte treiben sollen.‘ Sehr wohl; aber so hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeschäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten seines Seraglio treiben müssen. Denn zu einem großen Manne gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er suchte, wie ihn Marmontel selbst sagen läßt, freie Herzen, die sich aus bloßer Liebe zu seiner Person die Sklaverei gefallen ließen; er hätte ein solches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüstigen Delila verdrängt, bis ihm eine Unbesonnene den Strick über die Hörner wirft, der er sich selbst zum Sklaven machen muß, ehe er die zweideutige Lust genießet, die bisher immer der Tod seiner Begierden gewesen. Wird sie es nicht auch hier sein? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delila nach dem Genusse auf einmal alles verlieren, was ihn vorher entzückte: was wird denn Roxelane nach diesem kritischen Augenblicke für ihn noch behalten? Wird er es acht Tage nach ihrer Krönung noch der Mühe wert halten, ihr dieses Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte sehr, daß er schon den ersten Morgen, sobald er sich den Schlaf aus den Augen gewischt, in seiner verehelichten Sultane weiter nichts sieht als ihre zuversichtliche Frechheit und ihre aufgestülpte Nase. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: ‚Beim Mahomet, wo habe ich meine Augen gehabt?‘“

So urteilte Lessing von Marmontels Erzählung, der er je-

doch im allgemeinen großes Lob gewährt, sie *vortrefflich, allerliebst* nennt. Was würde er nun erst gesagt haben, wenn er gesehen hätte, wie Soliman in Hubers Oper bis zu einem bleichsüchtigen Mädchen herabkränkelt worden, wenn er seine Reden gelesen hätte: „Die Grausame! sie flieht vor mir. Ist das der heißen Liebe, des treuen Herzens Lohn? Sie spottet meiner Triebe, verachtet meinen Thron. Mußt' ich aus ihren Augen, zu meiner Qual und Pein, das süße Gift einsaugen, daß sie kann fühllos sein?" Oder: „Amors sanfte Zaubertriebe machen *selig und vergnügt,* wird das Hindernis der Liebe stufenweise nur besiegt..." Oder: „In des Mondes Strahlen klaget einsam jedes Herz, Niemand teilet meine Qualen, weihet Zähren meinem Schmerz." (Dieser Schäfer hatte Wien belagert und in zwanzig Tagen zwanzigmal die Stadt bestürmt!)
Die Ouvertüre dieser Oper erinnert an die der *Entführung* und des *Kalifen von Bagdad,* nicht zu ihrem eigenen Vorteile. Doch bemerkte ich, wie gleich beim ersten Paukenschlage und Schellenklange sich viele Parterregesichter aufheiterten und Beifall zeigten. – Herr *Hill* als Soliman spielte richtig im Sinne der Dichtung. Statt Sinnlichkeit ließ er Empfindsamkeit vorherrschen: er war Ferdinand in *Kabale und Liebe.* – Die drei Sultaninnen, Demois. *Gollmann, Friedel* und *Bamberger,* sangen brav, wetteifernd; aber die erstere als Marianne war in ihrem Spiele ganz die deutsche Gertrude. Sie wollte losgebunden scheinen, sie hüpfte, drehte sich im Kreisel, aber zehnmal fürchtete ich, sie würde mit ihrer hohen stolzen Gestalt den Sultan umrennen. – Herr *Leißring* als Osmin zeigte von der Stimme eines zuverlässigen Frauenwächters nur die Weiblichkeit, nicht die Schönheit. Er trug eine Peitsche in der Hand. Werden die Weiber des Serails wie Hunde zusammengepeitscht? Das ist nicht glaublich. Lady *Montague,* die

einzige unter Europäern, welche die innere Einrichtung des Serails genau und genauer kennen gelernt, als sie zu wünschen sich wenigstens anstellen mochte, erzählt nichts hiervon. – Im ersten Akte, gleich in der ersten Szene, zeigen sich nach aufgezogenem Vorhange die versammelten Sklavinnen, die wechselseitig neidisch und eifersüchtig wegen der bevorstehenden Wahl des Sultans mit der Zunge gegeneinander fechten. Ihr Wächter Osmin wird ungeduldig und schreit: „Ha! Was soll denn dieses Schwärmen? Weiber, höret auf zu lärmen." Aber hat einer schwärmen gesehen und lärmen gehört? Die Mädchen standen ruhig im Halbkreise und bewegten weder Hand noch Fuß. Dann war im ganzen Saale kein Polster noch sonstiges Gerät. Glaubt man, daß die armen Kinder so schlecht behandelt werden? Und der Sultan, der so oft hierherkömmt, wird er niemals müde und wünscht sich zu setzen? – Die *Gollmänner* und *Friedelisten* rüsteten sich im zweiten Akt zum Ernstkampfe; doch kam es nicht bis zum Ausbruche der Feindseligkeiten.

58. Am 27. Juni

Das Landhaus an der Heerstraße

Lustspiel von Kotzebue

Eine der witzigsten, launigsten aller Possen Kotzebues. Aber ein Dritteil Schläfrigkeit mit zwei Dritteil Munterkeit, eine Mischung, wie sie das Spiel erfordert – sie wird manchmal verfehlt.

59. Am 2. Juli

Die Bestürmung von Smolensk

Schauspiel von Johanna v. Weissenthurn

Ein schönes Schlachtstück, das man mit Wohlgefallen *sehen* mag. Aber die hochtrabenden Redensarten hier

und da! Wozu nur diese Trompeten der Empfindung? Man hört sie ja doch nicht vor dem Donner des Geschützes.

60. Am 6. Juli

Der Schatzgräber

Oper von Méhul

Da hatte ich nun wieder einmal meinen periodischen Ärger! Auf dem Zettel stand: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben." Als ich ihn aber bei der Kasse kaufen wollte, war er nicht zu haben. Es macht mir wahrlich kein Vergnügen, den Text zu lesen, aber es gebührt sich doch. Wenn der Text *nicht* zu haben ist, warum wird gedruckt, *daß* er zu haben sei? *So vieles Überflüssige wird gedruckt!* rufe ich hier in der menschenfreundlichen Absicht aus, damit sich einer oder der andere meiner Leser das Vergnügen machen könne zu seufzen: *Ja wohl!*

61. Am 22. Juli

Der tote Mann

Lustspiel von Thienemann

Ein trockner und invalider Spaß. Die Langeweile muß elastisch sein, da so viel davon in den engen Raum eines einzigen Akts zusammengepreßt werden kann. Die drei darin Spielenden vermummten sich vergebens; wir erkannten sie sogleich, wie sie nun sind, so oder so.

62.

Zwei Worte

Oper von d'Alayrac

In dieser als Handlung und Musik gleich anziehenden Oper, in ihrer Art der besten eine, verdiente das Spiel der Madame *Hoffmann*, als Rose, ausgezeichneter Erwähnung. Man kann nicht mehr Grazie wünschen. – Habe ich recht gesehen, so drohten zwei Balken an der Decke der Schenkstube gefährlichen Einsturz. – Auf dem Zettel stand gedruckt: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben"; aber kurios! als ich darnach fragte, war er nicht zu haben. An dem Hause mag wohl ein verborgener Eingang sein, den ich noch nicht kenne. „Schillers Gedichte" – „Mit Hoch-Obrigkeitlicher Erlaubnis" – „Heute rot, morgen tot" – „Diejenigen Personen, welche den freien Eingang genießen, können nicht früher als um sechs Uhr eingelassen werden." – Alles das kann stereotyp gedruckt werden; denn es gilt für ewige Zeiten. Aber „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben", darf nicht stereotyp gedruckt werden, da es Zeiten gibt, wo er nicht zu haben ist. *Delenda est Carthago!*

63. Am 23. Juli

Das letzte Mittel

Lustspiel in vier Abteilungen,
von Johanna v. Weissenthurn
(Zum ersten Male)

Ein Graf, ein Baron, zwei Baronin (wie heißt es in der Mehrzahl?), ein Fräulein Tochter, eine simple Frau *von*, eine Kammerjungfer und vier Bedienten – das wären die hohen Herrschaften nebst standesmäßiger Bedienung in gehöriger Anzahl. Mehr als dieses, was mir der

Komödienzettel beigebracht, weiß ich nicht von dem Manuskriptenlustspiele; ich habe der Aufführung zu meiner großen Betrübnis nicht beiwohnen können — zu meiner Betrübnis sage ich; denn das Stück soll nicht gefallen haben, und ich freue mich immer, wenn meine Landsleute Geschmack zeigen. Da erscheint kein neues Schauspiel des Herrn Ziegler noch der Frau v. Weissenthurn, das nicht alsobald, 160 Stunden weit, von Wien herbeigeschafft würde. Weißenfels ist viel näher, warum gab man den *Yngurd* noch nicht, warum die *Albaneserin* nicht? Vom *Yngurd* sagten sie, der sei zu polydramatisch, der Teufel könne das viele Volk auftreiben; und von der *Albaneserin* sagten sie, sie hätten hier und da gelesen, sie sei hier und da getadelt worden. Über diese Vorsicht! Über diese strenge Kritik! Ich meine, wenn man es mit Zieglers *Zwei Tableaux für eins* versucht, könne man es auch mit Müllners *Albaneserin* wagen. Man hat die Handlung, man hat die Haltung der Charaktere in dieser Tragödie getadelt; das soll alles gegründet sein; aber ich wette doch, daß wenn auch Müllner seine *Albaneserin* in einem hitzigen Fieber gedichtet hat, das Drama dennoch reine Vernunft ist gegen Houwalds *Bild*, das die Florentiner an der Elbe (wie sie sich nennen), und die Athenienser am Main überaus entzückt und einen jener Florentiner zu folgendem *Nachrufe an Houwald* (in der *Abendzeitung*) begeistert hat:

> Wollest nach der *Heimkehr* noch manch *Bild* uns malen,
> Auf dem der Himmel zu der Erde sinkt.
> Dem, dessen *Leuchtturm* nach der *Freistatt* winkt,
> Verleiht schon hier der Himmel seine Strahlen!

Ich habe die Verpflichtung übernommen, Theaterkritiken zu schreiben; aber daß die Erfüllung jeder Pflicht süß sei, das schwätzt auch nur der Operntext so in den Tag hinein. Manche Schauspieler haben sich beklagt, daß ich

sie quäle mit meinem unfreundlichen Urteile; wenn sie rachsüchtig sind, mögen sie zufrieden sein; denn sie quälen mich mehr als ich sie. Ich muß deutlicher reden, um nicht ungerecht zu scheinen — nicht durch ihr Spiel, sondern durch das, *was* sie spielen, quälen sie mich, woran sie freilich schuldlos sind. Ich rede vom Repertoire. Wenn eine herumziehende Truppe im Reichsmarktflecken Kuhschnappel spielt, so wird sie doch wenigstens, um vor dem Schulrat Stiefel zu stolzieren, zuweilen mit *Wallenstein*, mit *Egmont* oder *Macbeth* auftreten. Aber wir! Wir tun nicht stolz, wir zeigen uns, wie wir sind. Man übersehe nur das Verzeichnis der seit einigen Wochen aufgeführten Stücke: *Der verbannte Amor; Zwei Tableaux für eins; Die Bestürmung von Smolensk; Das verlorne Kind; Der Rehbock; Die deutsche Hausfrau; Die eifersüchtige Ehefrau; Fridolin; Das Kind der Liebe; Die beiden kleinen Auvergnaten; Der Mann im Feuer; Der Spieler; Das letzte Mittel; Der Freimaurer; Der Quartierzettel;* noch einmal *Die eifersüchtige Frau;* und zwischen diesen allen nur Gotters alte, aber gute *Marianne* und Körners *Hedwig*, die wenigstens als Reliquie zu verehren ist! Nichts, woran man sich erquicken, woran man sich erholen kann; nichts, wobei man empfinden, wobei man denken kann. Alle Tage derselbe abgeschmackte Jammer, derselbe abgeschmacktere Spaß. Es ist nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es ist Ernst und Wahrheit, wenn ich meine Leser versichere, daß mich die Vorstellungen auf unserer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Brust beklommen ist, wenn ich an den Theaterabenden diese fürchterliche Pein der Langeweile zu ertragen habe. Man hat mir gesagt, das Haus bliebe leer, sooft ein Stück angekündigt würde, das weder zum Gerben des Zwerchfells noch zum Ausleeren der Tränensäcke dienlich sei. Gut, das ist ein ernstes Wort, das ist eine fürch-

terliche Beschuldigung, davon wollen wir im nächsten Hefte der *Wage* in einer eigenen Abhandlung sprechen. Das Verzeichnis der im ganzen vorigen Jahre aufgeführten Schauspiele soll mit dem der übrigen deutschen Bühnen verglichen und der große Abstand gezeigt werden. Dann wollen wir fragen, was glaublicher sei: daß es *einem* oder wenigen Menschen, oder daß es *vierzigtausenden* an allem Sinne, allem Urteile, allem Gefühle fürs Schöne, Gute, Große und Schickliche fehle?

64. Am 25. Juli

Carlo Fioras

Oper. Nach dem Französischen von Vogel
Musik von Fränzl

Es läßt sich so wenig zum Vorteile als zum Nachteile dieser Oper sagen; sie gehört zu den gleichgültigen, die nach Gefallen kommen oder ausbleiben mögen. Sie ist arm an dramatischer Handlung, doch die Redensarten sind etwas weniger einfältig, als sie sonst in Opern zu sein pflegen. Den Notenraub des Komponisten verzeihen wir; wir sind die Richter nicht und haben unseren Teil an der Beute. – Herr *Weidner*, der den Carlo Fioras machte, hatte die *klägliche*, nicht die *rührende* Gestalt eines Unglücklichen. Er verriet das Darben der Sinne, den Schmerz der Seele verriet er nicht. Man mochte wohl etwas *tun* für einen so Jammervollen, um seinen Anblick los zu werden, aber nichts *fühlen*, mit dem Wunsche, es erheitert zu sehen. Sein Mienenspiel war richtig umzeichnet, aber an Licht und Schatten mangelte es ihm sehr, an Färbung ganz; Stumme aber reden mehr als Sprechende, nur nicht mit Worten. – Herr *Krönner* als Don Manuel war wie immer vorzüglich. Er vergütete uns seine Abwesenheit während einer

langen Krankheit heute zum zweiten Male; aber ein anderer als er selbst kann uns diese nicht vergüten. – Herr *Pillnitz* spielte den Barbastro. Es ist zu wetten, daß wir ihn bald verlieren. – Demoiselle *Bamberger:* Isabella. Schöne Stimme, gute Schule und einnehmende Gestalt lassen nichts mehr zu wünschen übrig, als daß diese junge Künstlerin bei längerer Übung auch die Befangenheit ihres Spiels verlernen möge, doch ohne die Ängstlichkeit oder Bescheidenheit, aus denen sie fließt; das ist gebührlich vor einer versammelten Menge.

65. Am 26. Juli

Der Freimaurer, Die eifersüchtige Frau und Der Quartierzettel

Also Neugierde, Liebe und Eifersucht, diese drei Parzen des weiblichen Lebens. Mit der Neugierde werden die Weiber geboren, sie leben nicht länger, als sie lieben, und an der Eifersucht sterben sie. *Frau v. Uhlen:* „Die letzte Seite Ihres Dreieckes haben Sie in der Eile etwas schief gezogen; es ist noch keine Frau an der Eifersucht gestorben.“ – *Der Freund:* „Haben Sie die Fastenpredigt in der *Wage* gelesen?“ – *Frau v. Uhlen:* „Ach ja! Ich fand sie höchst langweilig, und nur weil sie ruchlos ist, ist sie nicht abgeschmackt; wäre sie nicht bitter, wäre sie fade.“ *Der Freund:* „Es scheint mir eine gewisse Ironie durch jene Kanzelrede zu gehen, die das Gegenteil von dem *sagt,* was sie *denkt;* doch ist diese Ironie zu unerfreulich, daß man sie suche, und zu tief versteckt, daß man sie finde. Die armen Spötter werden oft auf solche Weise bestraft. Es trifft sie das Los jenes Vertrauten eines türkischen Kaisers und Heerführers, dessen

Namen ich nicht weiß. Dieser wollte, um seine Soldaten vor einer Schlacht anzufeuern, die Toten aus den Gräbern sprechen lassen. Einige Höflinge fanden sich bereit, den Betrug zu spielen. Der Kaiser aber, um seines Geheimnisses sicher zu sein, ließ die Erde über den Lebendigbegrabenen nicht mehr aufdecken." – *Frau v. Uhlen:* „Ich verstehe die Anwendung nicht." – *Der Freund:* „Sie verstehen die Kunst, liebenswürdig zu sein, und diese Wissenschaft umfaßt alle übrigen." – *Frau v. Uhlen:* „Ihre Schmeichelei drängt mein Vertrauen zurück; ich war schon auf dem Wege, Ihnen zu gestehen, daß der Fastenprediger nicht in allem unrecht hat, was er von meinem Geschlechte Böses sagt; nur die Schadenfreude, mit der er es sagt, bringt mich auf." – *Der Freund:* „Und doch sollte ebendiese Schadenfreude Ihren Vorwurf mildern. Die Weiberverachtung des Fastenpredigers scheint mehr Grundsatz als Empfindung zu sein. Ich glaube, das entspringt aus seinen politischen Begriffen. Wer Bürgerfreiheit liebt, muß die Weiber hassen." – *Frau v. Uhlen:* „Ist es *unsere* Schwäche, wenn das Herz der Männer zu eng ist, zugleich das Vaterland und uns zu lieben?" – *Der Freund:* „Die Vaterlandsliebe braucht keinen Raum, aber Zeit." – *Frau v. Uhlen:* „Dann verzeihen Sie der Staatsverbrecherin, daß sie Ihren höheren Pflichten so lange im Wege stand." – *Der Freund* (allein): „So sind sie alle, sie werfen wie die Parther fliehend ihre Pfeile ab."

– – „Aber die Kritik? Wie hat Herr *Heigel,* wie Herr *Becker,* wie Frau *v. Busch* gespielt? Was halten Sie von der Freimaurerei?" – „ Ich glaube, daß ihr eine große Gefahr bevorsteht." – „Der Frau ***?" – „Nein, der Freimaurerei."

66. Am 18. Dezember

Abraham

Melodrama in vier Abteilungen
Musik von Kapellmeister v. Seyfried (Zum ersten Male)

Die gewöhnlichen Singspiele in Versen sind doch wenigstens *schmal* und lassen rechts und links einen breiten Papierweg übrig, den tollen Redensarten auszuweichen. Wenn aber die Worte das ganze Blatt einnehmen, wohin soll man sich flüchten aus dem lärmenden Gedränge, um nicht taub und gliederlahm zu werden? Dieser Abraham könnte der Erzvater sein des ganzen Geschlechts sinnloser Schauspiele. Das geistliche Gericht sollte die Gottlosigkeit zum Vorwande nehmen, an dem Verfasser die Geschmacklosigkeit zu strafen. Die einfache und glaubhafte Erzählung der Bibel hat er in einen Hexenspuk umgewandelt. Flammende Inschriften am Himmel — Turteltauben, die mit göttlichen Briefen aus den Wolken kommen — Hagar in der Wüste sieht ihren Ismael verschmachten und verschreibt sich dem Teufel; da fliegt ein Drache herbei und bringt ihr Wasser! Nach Schwefel gestunken hat der Drache durch das ganze Haus mit der möglichsten Naturtreue. Möchte doch bei jeder Aufführung solch ein feuriger Drache erscheinen und etwas über unsern Köpfen verweilen, damit er uns warm mache; denn wir frieren sehr in diesen Wintermonaten. Wie gefährlich aber das Einschlafen in der Kälte sei, ist jedermann bekannt, es kostet oft das Leben. Zwar haben wir vier Öfen mit glühenden Steinkohlen, aber da sie *vor* der Türe stehen und nicht im Hause, so heizen sie ohne Vorliebe ganz Europa, und es kömmt wenig Wärme auf uns Frankfurter.

Möchte mir doch einer erklären, warum die dramatischen Dichter den Verstand verlieren, sobald sie mit Tondichtern zusammentreffen. Oder wählen sich die

letztern, um gefährliche Nachbarschaft zu meiden, geflissentlich solche, die den Verstand schon verloren? Dann verrechnen sich aber die Herren stark. Für die meisten Menschen ist der Operntext das unentbehrliche Geländer, woran sie sich lehnen, um in die Musik hinabzuhören. Ist dieses Geländer nicht *haltbar*, dann bekommen sie den Schwindel, das Ohr dreht sich mit ihnen im Kreise, und sie hören und verstehen nicht das Spiel der Musik. Die zu *Abraham* ist gut. Seyfried hat die rechte Art, alttestamentarische Geschichten zu *betonen;* die rabenschwarze Trauer der ägyptischen Völkerschaften und ihre vierschrötige Lustigkeit mag man sich ohngefähr so vorstellen.

67. Am 19. Dezember

Die eifersüchtige Frau

Lustspiel in zwei Abteilungen;

Die Verwandtschaften

Lustspiel in fünf Abteilungen,
beide von Kotzebue;

Der Zänker

Schauspiel in einem Aufzuge, nach Bruis und Palaprat, frei bearbeitet von vielen.

Sieben Akte hintereinander werden sehr selten auf unserer Bühne gegeben, *acht* aber wurden es noch niemals; dieses geschah gestern zum ersten Male. Die *eifersüchtige Frau* und die *Verwandtschaften* sind alte, bekannte Stücke, besonders das erstere wissen wir besser als das Einmaleins auswendig. Es ist wie Sauerkraut, das in unserer bürgerlichen Haushaltung jede Woche wenigstens einmal auf den Tisch kömmt. Ich brauche daher bloß von dem letzten Stücke zu reden, welches neu ist. Es ist

dieses ohnedem meine Pflicht; denn das Schauspiel ist mein Patchen, es kam ohne Namen auf die Bühne und erhielt ihn erst von mir. Meine einheimischen Leser müssen mir aber erlauben, daß ich zuvörderst über den *Inhalt* des Stückes, der ihnen selbst schon bekannt ist, wegen der fremden Leser spreche. Wenn ich diesen den nötigen Elementarunterricht gegeben und ihnen das Abc der Geschichte beigebracht haben werde, gedenke ich, über den *Wert* des Stückes einige Worte zu sagen. Es ist gesagt worden, es sei nach Bruis und Palaprat bearbeitet, nicht etwa, als wäre der *Zänker* eine Übersetzung des *Grondeur* jener beiden Dichter; das deutsche Schauspiel ist ganz Original (obzwar auch darin gezankt wird) und hat von dem Französischen nichts entlehnt als die Lehre der Freundschaft, um sie weiter und schöner auszubilden. Wenn dort sich zwei Freunde vereinigt hatten, gemeinschaftlich ein Schauspiel zu schreiben, so haben sich hier einige hundert Freunde verbunden, mit vereinten Kräften ein dramatisches Kunstwerk darzustellen. Die Handlung ist folgende.

Eine Schauspielerin, und eine gute, so beliebt in der Welt als auf der Bühne, war seit zehn Jahren mit einem Manne verheiratet, der ihr als Jüngling sein Vermögen, seinen Stand und seine Glückshoffnungen aufgeopfert hatte. Einer vornehmen Familie zugehörend, die nach den herrschenden Sitten die Verbindung mit einer Schauspielerin für keine ehrenvolle ansah, ließ er sich enterben und entsagte dem Range, der ihm offen stand, um seiner Neigung zu folgen. Seine Frau mochte die Künste der Gefallsucht schätzen lernen, wodurch sie eine so heftige, alle Schranken durchbrechende Leidenschaft zu bewirken verstanden, und die Waffenübung fortsetzen, die ihr den Sieg verschaffte. So – *sagt man* – habe ihr Betragen, das liebloser gegen ihren Mann als gegen die Welt gewesen, jenen nach und nach in die tiefe

Schwermut gestürzt, woran er seit mehreren Jahren leidet, und die endlich, da vor einigen Wochen seine Frau eine Scheidungsklage gegen ihn anbrachte, in einen Versuch der Verzweiflung ausbrach. Man fand und schalt es undankbar, daß ein Weib seinen Gatten, der ihm alles, seinen Wohlstand, die Zuneigung seiner Anverwandten, seine Ruhe, seine Kraft und selbst seine Liebenswürdigkeit aufgeopfert, verlassen wolle, nachdem es ihn hilflos gemacht. Man meinte: die Rechte der Kunst zu achten, das vergüte nicht die Beleidigung der Rechte der Natur – und man murrte. Aber die handelnde Jugend, die sich mit Worten und stillem Tadel selten begnügt, nahm sich vor, über die angeschuldigte Schauspielerin ein öffentliches Sittengericht zu halten, sobald sie wieder auftreten würde. Die Theaterdirektion erfuhr die Verabredung; aber der Sporteln froh, welche die Gerichtshandlung einzubringen versprach, (es ließ sich erwarten, das Haus würde voll werden) ließ sie es geschehen, daß jene Schauspielerin spielte, und war sogar unbedacht genug, die Wahl eines Stückes (der *Eifersüchtigen Frau)* nicht zu verhindern, welches auf die Lage der Dinge viele Anspielung gab und die Erbitterung vermehren mußte. Sobald daher die Schauspielerin auftrat, erhob sich ein Lärmen, ein Pfeifen, Zischen, Pochen und Schreien, wie es hier noch nie erhört worden. Die Mißhandelte redete die Zuschauer an und berief sich mit einer Ruhe, die der höchsten Schuld und der höchsten Unschuld gleich eigen ist, auf die Reinheit ihres Gewissens. Endlich gelang es einigen Gegenschreiern, welchen die Ruhe jeden Preis wert war, den Aufruhr zu beschwichtigen, und das Stück wurde zu Ende gespielt. Die gewarnte Polizei hatte ihre Aufseher zahlreich im Hause verteilt; man muß aber diesmal ihre Klugheit und ihr schickliches Gefühl loben. Sie wollte durch ihre Gegenwart wahrscheinlich nur tätliche Äußerungen verhüten,

den mündlichen Äußerungen des Unwillens aber ließ sie ungestörten Gang. Am andern Tage machte die Theaterdirektion bekannt, die gerichtete Schauspielerin würde nicht wieder auftreten, da sie „durch die gestrigen Vorfälle im Schauspielhause sich überzeugt zu haben glaubt, daß man ihren Leistungen auf der hiesigen Bühne die frühere Teilnahme versagt".

In bezug auf den erzählten Vorfall, der, wie alles Geschehene, unabänderlich bleibt, wäre es eigentlich ohne anwendbaren Nutzen, über die Ziemlichkeit oder Unziemlichkeit jenes öffentlichen Sittengerichtes abzuurteilen. Aber die Menge hat ihre Macht kennen gelernt, und sie könnte wohl geneigt sein, bei einem künftigen ähnlichen Falle auf eine ähnliche Art zu verfahren, und darum ist es nötig, zu untersuchen, ob die befolgte Handlungsweise zu loben oder zu tadeln sei. Es ehrt gewiß die Jugend, daß sie die Verteidigung der Sittlichkeit übernahm, aber heißt es die Macht der Sittlichkeit ehren, wenn man zu ihrem Schutze eine *solche* Verteidigung für nötig hält? War jene sittenrichterliche Handlung nicht etwa bloßer Mutwille, sondern Ausbruch eines wahren Gefühls, dann darf man freilich nicht fragen, ob *recht* gehandelt worden; denn das Gefühl hat immer recht; aber es muß gefragt werden, ob das Gefühl ein Recht hat, sich da zu äußern, wo nur der Überlegung das Wort gebührt. Man hätte bedenken sollen, daß da jedes angeschuldigte Weib auch schuldig ist, weil es den Schein der Tugend so sehr zu hüten hat als die Tugend selbst, darum Schuld mit Anschuldigung leicht verwechselt werden könne. Man hätte bedenken sollen, daß, da die verderbte leichtsinnige Welt übereingekommen ist, an dem Vergehen, welches man jener Schauspielerin vorwarf, nicht die *Art*, sondern die *Größe* des Vergehens zu bestrafen, es leicht sein könne, daß nicht die Angeklagte, sondern das alles vergrößernde Gerücht das Maß der

Bewilligung überschritten habe. Man hätte bedenken sollen, daß, wenn jene Schauspielerin *viele* Freunde gehabt hätte statt *wenige*, es jenen gelungen wäre, daß Mißfallen mit ihrem Beifalle zu übertäuben, und daß man sie so dafür bestrafte, daß sie nicht schuldig genug war, um ihre Unschuld darzutun. Freilich kann man auch erwidern: es gibt Vergehen, welche die öffentliche Meinung rächen muß, weil sie das Gesetz nicht erreichen kann – wo der Schutz der Staatsmacht endet, beginnt die Selbstverteidigung – wo das Leben eines Künstlers anfängt, öffentlich zu werden, da fällt es mit seiner Kunst zusammen und wird, wie diese, Gegenstand des Urteils – es ist eine Kränkung der ganzen Genossenschaft der Schauspieler, wenn man ihren Mitgliedern das Vorrecht gewährte, die Sitten ungestraft zu beleidigen und dergleichen mehr. Verlangt man aber, ich solle kurz und bündig sagen, was ich von der Sache denke, so erwidere ich folgendes. Wenn jene Schauspielerin *alles* das begangen, dessen man sie beschuldigt, so ist ihr recht geschehen, und die Verseher des Sittenrichteramtes sind nicht zu tadeln; ich aber – möchte kein Scharfrichter auch an Missetätern werden, die ihre Strafe voll verdient hätten.

68.

Laßt die Toten ruhen!

Lustspiel in drei Akten von Raupach

Die Eifersucht in der Liebe gehört der tragischen, die in der Ehe der komischen Muse an. Es ist nicht der Priester, es ist der Notar, der Ernst in Scherz verwandelt. Hat aber Shakespeare in seiner Naturgeschichte der Eifersucht ihr auch nach der Trauung die schwarze Farbe gegeben, so durfte es nur darum geschehen, weil Othello ein Schwarzer war, der die Glut des Südens in das ge-

mäßigte Klima der Ehe mitnahm. Es gibt keine Leidenschaft, keine Krankheit der Seele und des Geistes, in welcher Seele und Geist so entstellt, so ganz auseinandergefügt, in ihrer Mischung und in ihren Bestandteilen so sehr verdorben wären als in der Eifersucht. Was der Eifersüchtige sieht, was er hört, was er urteilt, sieht er nicht nach den Regeln des Auges, hört er nicht nach den Regeln des Ohres und urteilt er nicht nach den Regeln des Verstandes. Darum sollte man glauben, daß der dramatische Dichter, der sich diesen Stoff gewählt, eine schrankenlose Willkür habe, daß er seine Phantasie, ohne Sattel, ungezäumt und ohne Reiter, frei dürfe umherschweifen, daß nichts so wunderbar sei, das er uns nicht dürfe erscheinen lassen, und nichts so unglaublich, das er uns nicht erzählen dürfe – aber es ist nicht so. Jede Krankheit geht ihren eigenen Weg, selbst der Wahnsinn hat seine Logik, und auch das Reich der Unvernunft wird nach Gesetzen beherrscht. Dieser Weg, diese Regel des Verstandes, diese Gesetze dürfen nicht übertreten werden, und wo es geschieht, da wird gefehlt, wie in dem Lustspiele *Laßt die Toten ruhen!* Man kann schon nicht an die Echtheit einer Eifersucht glauben, die nicht ihren Gegenstand wechselt, die bei dem nämlichen Argwohn stehenbleibt. Der Argwohn mag immer ungegründet sein, er mag auf einem Irrtume ruhen, aber es ist keine Eifersucht; es ist nicht jene Gespensterfurcht, die vor dem Rascheln der Blätter, vor der Gestalt eines Baumstammes erschrickt; nicht jene argusäugige Leidenschaft, die tausend Gefahren sieht und mit hundert Armen gegen sie ankämpft.

69.

Die Andacht zum Kreuze

La devocion de la Cruz
Übersetzt von Schlegel

Die wundertätige Kraft eines Kreuzes zu verherrlichen, das in einer heimlichen Waldgegend verborgen blühte, werden unheilbare Sünder herbeigeführt, welche das Kreuz — nicht heilt, aber die es vor dem Sterben und vor dem Verwesen schützt. Nun tut es zwar dem Herzen wohl, wenn, wie hier geschieht, Verbrechen, zu welchen die Liebe führt, zur All-Liebe führen, die sie vergibt, doch sieht man, wie die Gläubigen des Kreuzes nicht das heilige und heilende Öl verehren, sondern dies Gefäß, worin es enthalten; sieht man sie, ihres Talismans froh und sicher, tollkühn in den tiefsten Strom der Lüste stürzen, keck durch die Glut der Leidenschaften schreiten, wohl wissend, daß sie unverletzlich sind und aus Wasser und Feuer gesund hervorgehen werden; sieht man selbstverschuldete Wunden ohne Schmerzen vernarben, Sünden ohne Reue verzeihen; sieht man jene Andächtigen es schnöden Höflingen gleichtun, die der Macht und Gnädigkeit ihres Gebieters schmeicheln, um die Ohnmacht der Schwachen zu verspotten und die Niedern ungestraft zu mißhandeln — sieht man dieses: dann wendet sich das Auge erschrocken vor einer solchen gefährlichen Erscheinung, dann flieht das Ohr mit Entsetzen eine Lehre, die aller Triebe der Natur, aller menschlichen Gefühle und aller Gerechtigkeit spottet, und man lernt einen Aberglauben hassen, der so schlimmer Art, daß er nicht wie ein anderer Übelwollende wenigstens furchtsam und bedächtig, sondern sie zu jeder Übeltat keck und fertig macht. Doch wir eilen unser Urteil zu rechtfertigen. — — — — — [Fragment]

70.

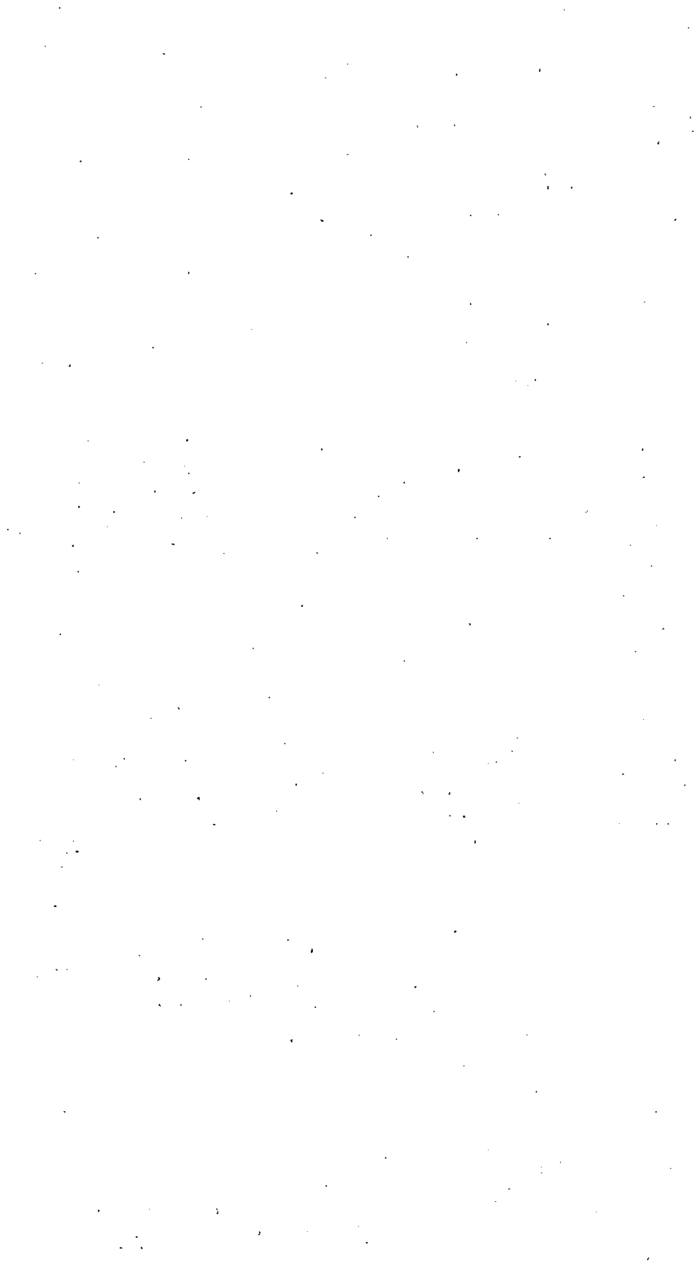
Dramatische Literatur

Von der Sammlung der *neuen Schauspiele Kotzebues* ist nach seinem Tode der 23ste Band erschienen. Der Verleger, Herr Kummer in Leipzig, spricht einige Worte zum Lobe und zur Rechtfertigung seines zweiunddreißigjährigen Freundes. Mit Ausnahme seiner Familienmitglieder habe keiner den Verstorbenen so gut gekannt als er. Sein Charakter sei gut gewesen, sein Herz wohlwollend und dankbar. Seinen Söhnen habe er eine vortreffliche Erziehung gegeben, so daß sie sich schon als Jünglinge durch Taten und Tugenden ausgezeichnet. („Der Älteste stieg in Zeit von vier Monaten vom Hauptmann zum Obristleutnant, erhielt drei Orden, starb aber bald darauf, von einer Kanonenkugel getroffen, auf dem Bette der Ehre. Der zweite, jetzt gleichfalls Obristleutnant, hat sich durch seine allbekannte Entdeckungsreise um die Welt rühmlichst ausgezeichnet und schon dadurch seinen Namen der Nachwelt empfohlen. Der dritte endlich, zurzeit Hauptmann, hat durch seine von ihm selbst beschriebene Gefangenschaft in Frankreich und nachherige Reise in Persien sich allgemeine Achtung und Liebe erworben.") „... Dieser Vater wird gehaßt, von Jünglingen gehaßt und von einem aus ihrer Mitte *rachsüchtig* ermordet!" — Vier Schauspiele enthält der Band. *1. Hermann und Thusnelde,* heroische Oper. Dieses Stück ist in Berlin zu des Dichters Totenfeier aufgeführt worden. Hr. *Kummer* sagt: es gewähre durch sich selbst die kräftigste Verteidigung des Verfassers gegen diejenigen, welche ihn undeutscher Gesinnungen zu beschuldigen wagten. Wir glauben das nicht und denken, wenn Kotzebue einer Verteidigung bedürfte, was wir auch nicht glauben, er sie in diesem heroischen Singspiele nicht finden würde. *Hermann,*

das Joch der Römer abschüttelnd, mag nur lehren, daß kein Volk seine Freiheit *fremden* Fürstendienern geduldig hingeben solle. 2. Die ganz veränderte Umarbeitung des Stücks: *Menschenhaß und Reue.* Es ist merkwürdig, daß K. mit diesem Schauspiele seine Laufbahn begann und mit dessen neuen Bearbeitung sie endigte. Umgeändert sind vorzüglich die lustigen Personen, welche Tagesbegebenheiten (wie die Insel Helena) in den Mund nehmen. Wohl müssen Lustspiele, und die Lustteile der ernsten, mit der Zeit und ihren Sitten sich umändern, bei solchen Dichtern, die nur die Haut der menschlichen Mißverhältnisse, die Lächerlichkeiten *der,* nicht *des* Menschen darzustellen verstanden. Nicht so Molière, Calderon und die Alten. Aber eigentlich gibt es keinen *tiefen* Scherz, und ein echtes Lustspiel ist ein wahres Trauerspiel. 3. *Die entlarvte Fromme,* ein unvollendetes Lustspiel. Nur der erste und vierte Akt sind fertig. Schade! Die Mystiker werden mit aller Laune und dem Witze, der K. zu Gebote stand, persifliert. 4. Der erste Akt eines Trauerspiels *Pfalzgraf Heinrich.* Aber den Plan des ganzen Stücks, in Akten und Szenen abgeteilt, hat der Dichter hinterlassen. Wer noch nie das Fach- und Zimmerwerk eines Dramas, sondern immer nur fertige, ausgemauerte Gebäude gesehen hat, wird zwischen diesen dramatischen Balken neugierig und vergnügt umhergehen. – Angehängt ist ein Verzeichnis der Schriften Kotzebues, die nur im Verlage des Herrn Kummer erschienen sind. Dasselbe enthält 67 Bände, worin an einzelnen Schauspielen mehr als 100.

III

Aufsätze und Erzählungen



Vorwort

[1829]

*Einer von den hundert Philistern und Ludimagistern – es ist der *funfzigste* –, welche die Blätter für literarische Unterhaltung schreiben, schrieb neulich darin, die Ankündigung meiner Schriften habe ihm nicht gefallen; er habe Anmaßung darin versteckt gefunden; er begreife nicht, wie ich hundertundzwanzig Bogen sammeln könne, so viel hätte ich ja gar nicht geschrieben; es wäre zu wünschen, daß ich das Verletzende in meinen Äußerungen, zumal sie oft nur vorübergehende Erscheinungen gälten, beseitigen möchte; übrigens denke er, daß mir seine Bemerkungen nicht schaden werden; übrigens meine er es gut mir mir; übrigens gehöre er, „*Schreiber dieses*", zu meinen Verehrern. Was nun das wieder für eine hausväterliche Art zu kritisieren ist! Spricht man so mit den Leuten, wenn man gedruckt redet? Daß dem Herrn *Funfzig* meine Ankündigung nicht gefallen, macht mir Verdruß; daß er die darin versteckte Anmaßung gefunden, beweist sein Talent zur Polizei und Diplomasie; wenn *Schreiber dieses* besorgt ist, ich möchte keine hundertundzwanzig Bogen zusammenbringen, so bitte ich ihn, sich zu beruhigen – der die Raben speist und die Lilien auf dem Felde kleidet, wird auch mich nicht verlassen; wenn er hofft, sein Tadel werde mir nicht schaden, so hoffe ich das selbst; daß er es gut mit mir meint, freut

* Der zwischen das Zeichen * gesetzte Text, von Börne zunächst als „NB zum 3ten Teile" der Aufsätze und Erzählungen entworfen, blieb in den *Gesammelten Schriften* ungedruckt.

mich, und daß er sich zu meinen Verehrern zählt, ist mir sehr schmeichelhaft — ich wünsche, er wäre hier auch der Funfzigste. Aber was geht das alle den Leser an? Das hätte mir mein Verehrer in einem frankierten Briefe schreiben sollen. Der Leser hält sich an die Werke eines Schriftstellers, oder ist er zu bescheiden oder zu unkundig, sie selbst zu beurteilen, hält er sich an die Kritik. Ob aber der Kritiker es gut mit einem Schriftsteller meine oder nicht, ob er ihn verehre oder nicht, das ist dem Leser ganz gleichgültig; man kann ein sehr verehrlicher Mensch sein und doch ein sehr langweiliger Schriftsteller dabei. Was aber den Rat des Herrn Funfzig betrifft, das Verletzende in meinen Schriften, das vorübergehende Erscheinungen galt, daraus zu entfernen, darüber muß ich einige Worte sagen. Ich hätte es auf jeden Fall hier an dieser Stelle getan; da mir aber zufällig einer meiner Verehrer auf meinem Wege begegnete, so nahm ich ihn aus Freundschaft mit. Übrigens, was ich auch wegen meiner alten verletzenden Äußerungen beschließen möchte, so verspreche ich dem Herrn Funfzig, daß, sollte ich je ihn selbst, oder einen der Seinigen, oder eines seiner Werke verletzt haben, wenn er sich mir zu erkennen gibt, diese vorübergegangene Erscheinung soll vorübergegangen bleiben, und daß ich sie nicht zurückrufen werde, sie zum zweiten Male zu verletzen. Ein Mann, ein Wort!

Wer sich in Deutschland mit allen Erscheinungen herumzanken wollte, der würde sich schon im ersten Vierteljahre zu Tode ärgern. Nein, so dumm war ich nie; ich habe bessere Diät gehalten. Ich sah nur immer auf den Grund der Erscheinungen, auf den breiten Grund, der hundert Gattungen und tausend Arten und Spielarten verschiedener Früchte trägt. Wäre nun auch eine Erscheinung vorübergegangen, was änderte das, solange der Grund geblieben? *Die* Früchte, die ein Baum im vorigen

Jahre getragen, trägt er freilich in diesem Jahre nicht; aber es ist die nämliche *Art*, es ist die alte Wurzel und der alte Stamm, und alte Klagen brauchen darum nicht zurückgenommen zu werden*.
Man wird in diesem und in dem folgenden Teile meiner gesammelten Schriften Aufsätze politischen Inhalts finden, bei welchen ich das Jahr bemerkt habe, in welchem sie geschrieben worden. Dieses ist aber nicht geschehen, um ihr Alter, sondern um ihre Jugend zu bezeichnen. Sie sind noch ganz so blank, als wären sie erst gestern aus der Gedankenmünze gekommen. Denn politische Wahrheit geht in Deutschland nicht wie Geld von Hand zu Hand, wird beschmutzt und vergriffen — nein, sie liegt ruhig und sauber im Koffer, ungebraucht, ja unberührt. Schönes Land, wo man alt geboren wird und wo man jung stirbt! Mit der Weisheit unserer Großväter kommen wir auf die Welt, und die Weisheit unserer Großväter lassen wir unvermehrt zurück. Wir sind *eisernes Vieh*, das die Vergangenheit der Gegenwart zugezählt und das die Gegenwart, wie sie es erhalten, der Zukunft überliefern muß. Unsere Pächter ...

1.

Bemerkungen über Sprache und Stil

[1826]

Im Jahre 1814 glorreichen Andenkens war ich als Herausgeber eines politischen Blattes so glücklich, unter der pädagogischen Leitung eines großmächtigen Polizeidirektors und Zensors zu stehen. Ich war damals, was sich von selbst versteht, jünger als jetzt, stand in den Flegeljahren der Schriftstellerei, war ohne Scheu, freimütig, ein kleiner Hutten. In dieser glücklichen Gemütsstimmung ließ ich drucken: „Die Engländer sind Spitzbuben." Der Herr Polizeidirektor strich ganz gelassen die-

sen Satz aus der Weltgeschichte und bemerkte mir freundschaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht schade, daß ich meinen Geist nicht auf etwas Solides legte. Sehr beschäftigt, wie er war, wartete er nicht erst meine Erkundigung ab, was er unter *Solides* verstehe, sondern fügte von selbst hinzu: in der deutschen Sprache wäre noch viel zu tun und das eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einernten könnte. Ich erwiderte hierauf: dieses Feld wäre allerdings so angenehm als fruchtbar; aber meiner Meinung nach wäre jetzt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an seine Spaziergänge oder sonstige Vergnügungen denken dürfe. Wenn wir uns mit Untersuchungen über die deutsche Sprache beschäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen sollte? – fragte ich ihn. Ohne von dem Zensurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirektor: das ist unsere Sorge; Sie aber sollten Ihre glückliche Freiheit – Freiheit? Nein, *das* Wort gebrauchte er nicht. Er sagte: Sie aber sollten Ihre glückliche Sorgenlosigkeit gehörig benutzen, über unsere Muttersprache Forschungen anzustellen. *Beatus ille, qui procul negotiis* – setzte er mit klassischer Bildung hinzu. *Atque emolumentis?* frug ich satirisch. Aber er hörte diese Frage nicht oder wollte sie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das *Imp.*, das er im nämlichen Augenblicke niederschrieb, die Abbreviatur von *Impertinent* oder von *Imprimatur* war. Indessen versprach ich, den guten Rat zu befolgen, nahm mein radiertes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernstlich über Sprache und Stil nachgedacht, aber was ich suchte, habe ich bis jetzt nicht entdeckt. Was heißt *Stil?* Buffon sagte: *Le style c'est l'homme.* Buffon hatte einen schönen und glänzenden Stil, und es war also sein Vorteil, diesen Satz geltend zu machen. Ist aber der Satz richtig? Kann man

sagen: wie der Stil, so der Mensch? Nur allein zu behaupten: wie der Stil, so das Buch – wäre falsch; denn es gibt vortreffliche Werke, welche in einem schlechten Stile geschrieben sind. Doch die Behauptung: der Mensch ist wie sein Buch – ist noch falscher, und die Erfahrung spricht täglich dagegen. Der eine dichtet die zartesten Lieder und ist der erste Grobian von Deutschland; der andere macht Lustspiele und ist ein trübsinniger Mensch; der dritte ist ein fröhlicher Knabe und schreibt Nachtgedanken. Machiavelli, der die Freiheit liebte, schrieb seinen *Prinzen,* so daß er alle rechtschaffene Psychologen in Verlegenheit und in solche Verwirrung gebracht, daß sie gar nicht mehr wußten, was sie sprachen, und sie behaupteten, Machiavelli habe eine politische Satire geschrieben. Was heißt also *Stil?* Wie gesagt, ich weiß es nicht, und ich wünsche sehr, darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftstellers gehörig zu beurteilen, muß man die Darstellung von dem Dargestellten, den Ausdruck von dem Gedanken sondern. Aber dieses wird zu oft miteinander verwechselt. Noch ein anderes wird nicht immer gehörig unterschieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteristische des Stils. Man kann sehr schön schreiben, ohne einen Stil zu haben, und einen Stil haben, ohne schön zu schreiben. Ja, eine Schreibart von eigentümlichem Gepräge schließt die vollkommene Schönheit aus, wie ein Gesicht mit ausgesprochenen Zügen selten ein schönes und ein Mann von Charakter selten ein liebenswürdiger ist. Nicht im Kolorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, sondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppierung der Gedanken liegt das Eigentümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Stil eines Schriftstellers mehr vom Charakter als vom Geiste, mehr von seiner sittlichen als von seiner philosophischen oder Kunstanschauung des Lebens ab. Ci-

cero schreibt vortrefflich, aber er hat keinen Stil, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäsar. Die Franzosen können keinen Stil haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich schreibt, schreibt wie die guten französischen Schriftsteller oder schreibt schlecht. Vergleicht man Rousseau mit Voltaire, so findet man zwar beider Stile sehr voneinander verschieden, doch sind sie es nur so lange, als sich beider Ansichten voneinander unterscheiden. Wo Rousseau denkt wie Voltaire, schreibt er auch wie er. Die deutsche Sprache hat – der Himmel sei dafür gepriesen – keinen Stil, sondern alle mögliche Freiheit, und dennoch gibt es so wenige deutsche Schriftsteller, die das schöne Recht, jede eigentümliche Denkart auch auf eigentümliche Weise darzustellen, zu ihrem Vorteile benutzten! Die wenigen unter ihnen, die einen Stil haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. Vielleicht ist Lessing der einzige, von dem man bestimmt behaupten kann: er hat einen Stil.

Eine andere Frage: Woher kommt es, daß so viele deutsche Schriftsteller so sehr schlecht schreiben? Vielleicht kommt es daher, weil sie sich keine Mühe geben, und sie geben sich keine Mühe, weil sie, als Deutsche treu und ehrlich sich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Koketterie ansehen, den Ausdruck schöner zu machen, als der Gedanke ist. Entspringt die Vernachlässigung des Stils aus dieser Quelle, so ist zwar die gute Gesinnung zu loben; doch ist die Sittlichkeit, von der man sich dabei leiten läßt, eine falsche. Wie man sagt: der Gedanke schafft den Ausdruck, kann man auch sagen: der Ausdruck schafft den Gedanken. Worte sind nichtswerte Muscheln, in welchen sich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man soll darum die Muscheln nicht verschmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man selten. Der geistreiche Schriftsteller unterscheidet sich

von dem geistarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, schon vorhandene Ideen, deren Dasein jener gar nicht merkt, aufzufassen und sich anzueignen vermag; aber neue schafft er nicht. Der menschliche Geist müßte eine ungeheure Umwälzung, eine solche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis seiner Wirksamkeit sich bedeutend erweitern sollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menschheit erlitten, war das Christentum, und doch kann man nicht sagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd gewesen. Freilich erklärt sich dieses dadurch, daß auch schon vor Christus christliche Weltanschauung, wenn auch nicht in solcher Ausbreitung als jetzt, geherrscht hat. Kann aber der Schriftsteller keine neue Ideen schaffen, so vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche und es nur die Gestalt ist, welche in der Wesenkette ein Geschöpf über das andere stellt, so wird auch der ewige, ungeborne Gedanke durch einen edlern oder gemeinern Ausdruck edler oder gemeiner dargestellt – und der Pflegevater ist auch ein Vater.

Die schlechte Schreibart, die man bei vielen deutschen Schriftstellern findet, ist etwas sehr Verderbliches. In Büchern ist der Schaden, den ein vernachlässigter Stil verursacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größern Umfangs werden mehr von solchen gelesen, die eine umschlossene oder gesicherte Bildung haben, und der sittliche und wissenschaftliche Wert dieser Werke kann ihren Kunstmangel vergüten. Zeitschriften aber, aus welchen allein ein großer Teil des Volks seine Bildung, wenigstens seine Fortbildung schöpft, schaden ungemein, wenn sie in einem schlechten Stile geschrieben sind. Die wenigsten deutschen Zeitschriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es ist aber

leicht, an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Stils von solcher Art ist, daß sie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtsamkeit geschrieben hätten, die zu befolgen Pflicht ist, sobald man vor dreißig Millionen Menschen spricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunsttalent müsse angeboren sein. Dieses ist aber nur in einem beschränkten Sinne wahr, und gibt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, so ist es das des Stils. Man nehme sich nur vor, nicht alles gleich niederzuschreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu lassen, wie man es niedergeschrieben. Eine gute Stilübung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Stile zu üben, finde ich sehr lächerlich) ist das Übersetzen, besonders aus alten Sprachen. Ich meinerseits pflege mich am Horaz zu üben, und – es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Übersetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichtümer der deutschen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, sondern daß man darnach graben muß. Denn oft war ich tagelang in Verzweiflung, wie ich einen lateinischen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutschen wiedergeben könne, ich ließ mich aber nicht abschrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie *sub dio moreris* zu übersetzen sei, und erst am neunten kritischen Tage fand ich das richtige Wort. Mehrere deutsche Journalisten werden es einst bereuen, daß sie die gegenwärtige vorteilhafte Zeit nicht zur Verbesserung ihres Stils benutzt haben. Die goldene Zeit der römischen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei heraussprechen darf, ist man genötigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die schönsten Stellen des Tacitus sind, wo er von der alten Freiheit spricht, weil er

dieses verdeckt tun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiser, aber doch unter einem Alleinherrscher lebte. Unsere Zeit auch verstattet nicht, alles frei herauszusagen, und durch diesen Zwang befördert sie sehr den guten Stil. Man möchte von Konstitution, von Spanien, von Italien sprechen, aber es ist verboten. Was tut ein erfinderischer Kopf? Statt Konstitution sagt er „Leibesbeschaffenheit“, statt Spanien „Iberien“, statt Italien „das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glühen“, und gebraucht für diesen und jenen Gedanken diesen und jenen dichterischen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht versteht. Denn darauf kommt jetzt alles an, daß der gemeine Mann nicht errate, was wir wollen, sondern fühle, was wir gewollt. Die deutschen Journalisten müssen sich aber eilen. Sie sollen nicht vergessen, daß am 20. September 1824, abends mit dem Glockenschlage zwölf, die Zensur in Deutschland aufhört. Wenn sie also bis dahin ihren Stil nicht verbessert, werden sie mit ihrem schlechten Stile in die Ewigkeit wandern.
Weil wir gerade in so freundschaftlichen Unterhaltungen begriffen sind, will ich noch erzählen, wie ich dazu gekommen, den Horaz zu übersetzen. Am 20. März 1815 kehrte Napoleon von der Insel Elba zurück. Wir deutschen Zeitungsschreiber wurden rein toll vor Freude. Nicht etwa aus Liebe für die korsische Geißel — bewahre der Himmel! — sondern weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfrischende Nachrichten zugekommen. Ich schrieb hurtig einen schönen Artikel in meine Zeitung — nicht *für*, sondern *gegen* Napoleon; denn, es offenherzig zu gestehen, ich war damals noch eine recht gläubige Seele und sehr dumm, wenn ich mich so ausdrücken darf. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geschrieben, wurde von oben erwähntem Polizeidirektor dennoch gestrichen. Den andern Tag fragte ich dessen Sekretär, warum es geschehen, da wir doch alle

mit der Geißel der Menschheit Krieg führten? Dieser antwortete mir: „Wind ist Wind, ob er nach Osten oder Westen bläst – gleichviel. Er soll gar nicht blasen, wir wollen Ruhe haben.“ Also, wie gesagt, mein Artikel wurde gestrichen. Es war zehn Uhr abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was tue ich? Im Polizeizimmer lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage, weil er seine Wirtshauszeche nicht bezahlen konnte, arretiert worden war, ein kleiner Horaz. Ich setzte mich hin und übersetzte daraus die Ode *Nunc est bibendum* und bringe das nasse Manuskript zum Zensieren ins Nebenzimmer, wo der Polizeidirektor saß. Dieser las es und sprach: „Charmant! Ich muß Ihnen das Kompliment machen, daß Sie die Ode recht gut übersetzt. Horaz – ja, das war ein Mann! Welche Sprache, welche Delikatesse, welches attische Salz! (Schade, bemerkte ich, daß auch dieses Salz ein Regal ist!) Und welche Philosophie, welche Sittlichkeit, welche Tugend! Ja, Horaz, das nenne ich einen wackern Mann!“ ... Als ich Horaz wegen seiner Sittlichkeit loben hörte, pochte mir das Herz; ich konnte es nicht länger aushalten und mußte mir Luft machen. Ich ordnete meine Glieder, streckte feierlich wie ein Gespenst meine Rechte aus und sprach wie folgt: „Horaz ein wackerer Mann? der? Nun, dann seid mir willkommen, ihr Memmen und Schelme! Nicht als ich Sylla morden, als ich Cäsar rauben, als ich Oktavius stehlen sah, gab ich die römische Freiheit verloren – erst dann weinte ich um sie, als ich Horaz gelesen. Er, ein Römer, ihr Götter! und seine Kinderaugen haben die Freiheit gesehen – er war der erste, der sich am Feuer des göttlichen Genius seine Suppe kochte. Was lehrt er? Ein Knecht mit Anmut sein. Was singt er? Wein, Mädchen und Geduld. Ihr unsterblichen Götter! ein Römer und Geduld. Er vermochte darüber zu scherzen, daß er in jener Schlacht bei Philippi, wo Brutus und

die Freiheit blieb, seinen kleinen Schild „nicht gar löblich" verloren. Klein war der Schild, Herr Polizeidirektor, und doch warf er ihn weg — so leicht macht' er sich zur Flucht! Und der ein wackerer Mann?" ... Ich sagte noch mehrere solche teils fürchterliche, teils heidnische Dinge. Der Polizeidirektor entsetzte sich, trat weit, weit von mir zurück und sah mich flehentlich an. Ich ging. Auf der Treppe dachte ich, er ist doch kein ganzer Türke — er fürchtet die Ansteckung!
*Aber das Lob, das offizielle Lob, daß ich *Nunc est bibendem* gut verdeutscht, hatte ich weg. Das munterte mich auf, ich übte mich weiter, und so habe ich nach und nach fast den ganzen Horaz übersetzt. Da liegen sie nun, die armen Oden und Satiren, und ich weiß nicht, was ich damit machen soll. Sollte ein unglückseliger Zeitungsschreiber Gebrauch davon machen wollen, die Zahnlükken der Zeit damit auszufüllen, so stehen sie ihm zu Gebote. Briefe werden postfrei erbeten.*

2.

Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens

(1828)

Ich erinnere mich mit Entzücken jener akademischen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar ist die Jugend jedem schön, wo und wie sie ihm auch vorübergehe; aber akademischen Jünglingen ist sie es doppelt. Es ist der nämliche Weg, auf dem ihnen Scherz und Ernst begegnen, und die schmerzliche Wahl zwischen Lust und Mühe ist ihnen erlassen; die andern aber stehen allzufrühe am Scheidewege des Herkules. In Halle herrschte damals ein frisches, seelenvolles, höchst bewegtes wissenschaftliches Leben. Göttingen war, was es immer gewesen, was es noch ist: der Staat des ehrwürdigen altherkömmlichen

Wissens, ein hochgeachteter Adelstand, reich an festen, sichern, unveräußerlichen Grundbesitzungen. In Halle aber herrschte mehr der bürgerliche Gewerbfleiß, die Geldwirtschaft des Geistes, und die Lehre wie das Gelernte ging rasch und froh von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Die weise und gütige Sorgfalt der preußischen Regierung hatte einen Verein von akademischen Lehrern gebildet, die, ohne sich vom alten Bewährten abzukehren, dem Neuen zugewendet waren. *Wolf*, dessen Ruhm nicht größer ist als dessen Verdienst, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelopens übermütigen Freiern ganz genau bekannt. *Schleiermacher* lehrte die Theologie, wie sie Sokrates gelehrt hätte, wäre er ein Christ gewesen. In seinen Vorlesungen über die Ethik betrachtete er das sittliche, das wissenschaftliche und das bürgerliche Leben der Menschen. Sein Hörsaal vereinigte nicht bloß die akademische Jugend, sondern auch Männer von reifern Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Universitätsprediger, und seine Zuhörer wurden um so andächtiger, je bedächtiger sie wurden; denn Schleiermacher schiffte, mit dem Kompasse des Wissens versehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, sicherer, zweifelloser Richtung. *Reil* war als Mensch, Lehrer der Arzneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von ansehnlicher, Achtung gebietender Gestalt und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah man ihn lehrend unter seinen Schülern, die ihn ebensosehr liebten als bewunderten, so konnte man sich leicht in die Akademie von Athen versetzen. Er wußte seinen Kranken und deren Angehörigen ein unerschütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermischte seine Vorlesungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Goethe, und die köst-

lichen Früchte seiner Forschung waren unter Blumen versteckt. Wer nur den ersten Stunden seiner halbjährlichen Vorlesungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Professor der Moral oder der Ästhetik. Schon in den reifern Jahren, wo das Wissen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Ähren des Geistes ihr schwaches Haupt zur Erde niedersenken, und dieses notwendigen Naturgesetzes sich bewußt — äußerte Reil im engen Kreise von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchst liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geistes verlieren. Um sich gegen diesen Verlust zu schützen, war er immer darauf bedacht, sich mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. *Horkel* hatte sich die Lehren Cuviers angeeignet und brachte die Wissenschaft der vergleichenden Anatomie und Physiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geistreiche Art mit den unmündigen Geschwistern des Menschen bekannt und wies die Vollkommenheit der menschlichen Organisation an den Unvollkommenheiten der tierischen nach. Er war ein so höchst bescheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekanntgemacht, und ein so lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß und über die Resultate seiner Forschung die Wege und Berechnungen mitzuteilen versäumte, über und durch welche er zu diesen Resultaten gelangt war. Endlich war es *Steffens*, der die akademische Jugend zur höchsten Begeisterung trieb. Ein Schüler Werners, war er als Professor der Mineralogie nach Halle berufen; als Schüler Schellings brachte er die Naturphilosophie dahin. Später hat man angefangen, über die Naturphilosophie zu lächeln. Es hätte immer geschehen mögen, hätte man darüber gelächelt, wie man über seine vergangenen Kinderjahre lächelt. Sie haben aber die Naturphilosophie vergessen, wie sie eigennützig über den spendenden

Herbst den Frühling vergessen, welcher zugesagt! Sie denken nicht daran, daß, wenn sie die Naturphilosophie entbehren gelernt, diese selbst es war, die ihre Entbehrlichkeit gelehrt, und daß sie Schelling die größte aller Wohltaten verdanken, die: daß er sie des längern Bedürfnisses der Wohltaten überhob. Die Naturphilosophie ist der Schlüssel zum Himmel wie zur Erde; wer den Schlüssel für den Schatz genommen und statt Gold Eisen gefunden – der hat sich selbst anzuklagen... Steffens ist ein Däne, und wenn ich mich nicht irre, war er, als er in Halle sein Lehramt begann, der deutschen Sprache noch nicht ganz mächtig. Dieses gab seinem Vortrage jenes Kindliche und Anmutige, das an Alcibiades so wohl gefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geschöpft, reichte er frisch und hell. Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte, was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erst am Ufer fing er zu überlegen an.

Von solchen Lehrern angetrieben, strömte der akademischen Jugend das Blut rascher und feuriger durch alle Adern des Geistes. Es waren zu jener Zeit 1200 Studenten in Halle, und deren geselliges Leben war wilder und rauher, als es je gewesen. Sitten, Sprache, Kleidung, alles war gigantisch ungezogen. Sie trugen große Stiefeln, die man *Kanonen* nannte und Helme mit roten, weißen, grünen oder schwarzen Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich angeschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern und von unten deutschen Postillionen. Brach aber aus dieser rohen Hülle die wissenschaftliche Begeisterung hervor, so war sie um so rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmause, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Gesellen über die Schellingsche Naturphilosophie in Streit gerieten. Sonderbar genug hatten sie sich über die Polaritäten verständigt, über den Indifferenzpunkt aber

sich entzweit. Der eine sagte dem andern, er habe dumm gesprochen. Das war eine Herausforderung, und zwei Tage später floß Blut. So vergingen uns drei Jahre – eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie ist die deutsche akademische Jugend so glücklich! Verdorren möge die erste Hand, die dieses schöne Leben beschmutzt! Da wurde die Schlacht von Jena geschlagen, die Franzosen kamen, und die Universität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europens Heere nicht, aber den Geist fürchtete er – er kannte ihn. Seine Furcht war eines Helden würdig. Doch wolle sich ja kein anderer mit dieser Sympathie brüsten! Napoleon zertrat den Geist nicht, weil er ihn als einen Wurm verachtete, er band ihn fest, weil er ihn als einen Löwen hochhielt; und schwer hat er dafür gebüßt, daß er nicht verstanden, wieviel nötiger sei, die Füchse als die Löwen einzusperren.

Reil ist gestorben; Wolf, Schleiermacher und Horkel lehren in Berlin; Steffens ist in Breslau. Von dem letztern hat man seit einigen Jahren vernommen – mit Verwunderung werden die einen, mit Schmerz werden die andern sagen –, er habe sich von der Naturphilosophie „ermüdet abgewendet“ (das sind seine eigenen Worte) und sei ein Gläubiger geworden (so sprachen die andern). Aber warum Verwunderung, warum Schmerz? Die Erscheinung ist nicht neu, und sie tut auch nicht so wehe. Die Irrtümer eines großen Geistes sind belehrender als die Wahrheiten eines kleinen, und wenn sie den Weg verfehlen, haben sie den rechten Weg nur auf eine andere Art gezeigt. Seit zwanzig Jahren haben mehrere geistreiche oder sonst bedeutende Männer in Deutschland die gewohnte Lebensbahn verlassen und haben eine neue betreten. Die einen haben es im stillen getan und sich begnügt, den Tempel ihres Herzens umzuweihen; die andern mit Geräusch und sind zum Katholizismus über-

getreten. Es ist wohl ersprießlich, daß wir uns über solche Erscheinungen zu verständigen suchen. Zuvörderst aber ist hierbei eines zu beseitigen. Man schämt sich fast, davon zu sprechen! Ist aber hiebei etwas, dessen man sich zu schämen, so fällt es auf die zurück, deren kindische Fehler die kindische Zurechtweisung nötig machten. Einige jener Männer haben in ihrer Seligkeit auch einen irdischen Vorteil gefunden, und da war man – soll ich sagen so frech, soll ich sagen so wahnsinnig? Ich weiß es nicht; der Irrtum kann aus dem Herzen, er kann aus dem Kopfe entspringen – man war so unbedacht zu sagen, den Vorteil, den sie bei ihrer Bekehrung *gefunden*, hätten sie *gesucht.* So wunderlich ist der Mensch, daß er sich bald zu den Göttern erhebt und sich eine Herrlichkeit anmaßt, die ihm nicht gebührt, und sich bald zum Viehe erniedrigt und sich einer Verworfenheit beschuldigt, die außer seiner Natur liegt! Nie, niemals noch hat ein Mensch seine Meinung seinem Vorteile aufgeopfert. Wo ihr glaubtet, dieses sei geschehen, da ist es keine wahre, keine Herzensmeinung gewesen, die sie hingegeben. Auch der gleichgültigste Mensch hat eine Meinung, wie er ein Haus hat, in dem er wohnt – er kann nicht in zwei Häusern zugleich wohnen. Wird ihm das Haus gut bezahlt, er gibt es hin, und war es ihm noch so lieb und bequem. Wohnst du aber nicht *in* der Meinung, wohnt die Meinung in *dir*, dann gibst du sie nicht um eine Krone weg. Vielleicht war in der Handlung jener Männer etwas Schmerzliches, aber etwas Verdammliches war gewiß nicht darin. Wohl ist es schmerzlich zu sehen, daß der Geist, wenn auch nur in seinem Wahnsinne, daß die Tugend, wenn auch nur in ihren Verirrungen, in den Sold der Dummheit und des Lasters tritt! Es ist eine kränkende Verrechnung. Jene wußten, sie glaubten etwas; um ihr Wissen zu verbreiten, um ihren Glauben auch andern einzuflößen, hielten sie für recht

und klug, sich mit mächtigen Werkzeugen zu verbinden. Sie verstanden aber oder bedachten nicht, daß, wenn der Geist sich zu gemeinschaftlichen Zwecken mit der Maschine verbindet, die Maschine allein den ganzen Vorteil zieht. Der Geist ist gebrechlich, er wird müde, krank, er stirbt; aber die Maschine wird nicht müde; denn die Hände, die sie in Bewegung setzen, wechseln ab, die verdorbene Maschine kann ausgebessert, die unbrauchbar gewordene durch eine neue ersetzt werden. So hatten sie keinen Vorteil gefunden und Dank und Liebe auch nicht. Denn daß man es nur wisse: die Dummheit haßt und fürchtet mehr den Geist, selbst wenn er ihr dient, als sie die andere Dummheit hasset und fürchtet, die ihr feindlich gegenübersteht.
Steffens neuere Schriften kenne ich nicht, und (daß ich es nur gestehe) die Naturphilosophie, von der er sich ermüdet abgewendet, hat sich von mir abgewendet; ich habe sie vergessen. Vieles lernt der Deutsche, und vieles vergißt er; der Franzose lernt weniger und vergißt nichts. Ihm muntert das gesellige Leben täglich die schläfrige Wißbegierde auf, und er lernt, weil zu lehren so angenehm ist. Das Leben aber, das der Deutsche in seinem Studierzimmer führt, gleichet einer in Zucker oder Essig eingemachten Frucht; oder er verduftet seinen Geist in Kasinos und Theaterklatschereien, ist eine Blume, wenn er viel ist, sättigt nicht und wird nicht satt. Doch ob ich Steffens' Schriften auch nicht kenne, das hindert mich nicht zu meinem Zwecke. Steffens wird gesagt haben, was seine Glaubensgenossen früher gesagt. Seine geistige Bekehrung ist mir nur aus Kritiken seiner Werke bekannt geworden, und die Beurteilung seiner neuesten Schrift *Von der wahren Religion und der falschen Theologie*, die im *Literaturblatte* abgedruckt stand, hat sie mir in Erinnerung gebracht. Über solche Erscheinungen will ich gemeinschaftlich mit den Lesern eine Be-

lehrung suchen, die ich zu bringen weder andern noch mir selbst verspreche.
Der Mensch hat einen Körper, eine irdische und eine himmlische Seele. Der Körper dient der irdischen Seele zur Hülle, diese der himmlischen. Sinnlich beginnt der Mensch, dann denkt er, endlich glaubt er. Dieses ist der Weg, den alle zurücklegen, die nach einer vollkommenen Ausbildung streben. Aber nicht alle, die den Weg zurückgelegt, haben auch das Ziel erreicht; die Reise ist erst dem geendigt, der wieder in der Heimat angekommen. *Ich bin* — mit diesem Gefühle erwacht das Leben; dann fragst du: wer bin ich? dann fragst du: was war ich? was werde ich? Du darfst aber über die erste Antwort nicht vergessen, was du ohne Frage schon gewußt, du darfst über die zweite Antwort die erste Frage nicht vergessen! Vergebens sagt man dir, *wer* du bist, wenn du nicht mehr fühlst, *daß* du bist; vergebens hast du gehört, woher du kommst und wohin du gehst, wenn du nicht mehr weißt, *wer* du bist! Dein Verstand ist schwankend, wird er nicht auf die Sinne gebaut; dein Glaube ist dunkel, wenn ihn die Vernunft nicht beleuchtet. Die irdische Seele ist selbstsüchtig, sie nimmt die Welt in sich auf; die himmlische Seele ist alliebend, sie löst sich in der Welt auf. Wie aber deine Vernunft unvollkommen ist, faßt sie nicht die ganze Welt mit allen ihren Erscheinungen, so ist dein Glaube bedingt, löstest du dich nicht ganz mit deinem Geiste und mit deinen Sinnen in ihm auf. Selbstzernichtung ist die Sünde der Tugendhaften. Nichts oder alles wollen, nichts oder alles haben, das ist ganz eins; Alexander wollte Diogenes sein, wenn er nicht Alexander wäre. Du sagst: *ich denke nicht, ich glaube.* Wir wollen deine Schwäche nicht benutzen, die sich in ihrem eigenen Netze gefangen. Weißt du, daß du nicht denkst, so denkst du dieses Wissen — doch dies sei dir übersehen. Aber was machtest du mit deiner Ver-

nunft? Du hast sie zerstört oder zurückgelassen, du hast also nicht alles, was dein war, dem Glauben hingegeben. Sind deine Gedanken nicht bei Gott, ist Gott außer deinem Gedanken; sind deine Sinne außer deinem Geiste, ist dein Geist sinnlos. Du sagst: ein kindlich Herz ist Gott wohlgefälliger als eine prunkende Vernunft – du hast recht. Nahst du dich mit voller Hand und vollem Herzen dem Freunde, wird der Freund ganz gewiß deine Hand nicht öffnen, sondern an dein volles Herz sich werfen; kommst du aber mit vollem Herzen und mit leerer Hand, gibst du, an deiner Freundschaft zu zweifeln, dem Freunde Grund genug. Du sagst: ich denke nicht, ich glaube und fühle mich beseligt in diesem Gefühle überschwenglicher Gewißheit. Wir wollen sehen, welche Ruhe es ist, die du gefunden, und wir fürchten sehr, es ist „die Ruhe des Kirchhofs", wie sie Marquis Posa im *Don Carlos* nennt. Du wurdest von deiner Sinnlichkeit und deiner Vernunft hin und her geworfen; da suchtest du den Schwerpunkt deines Lebens und fandest ihn nicht. Du fandest ihn nicht, weil du ihn suchtest. Er ist in dir, er ist überall, wo du bist, du magst dich in den Kreis der Sinne oder in den Kreis der Vernunft hinstellen. Aber du suchtest ihn im Norden und im Süden, im Osten und im Westen, und als du ihn nicht gefunden, hast du dich verzweiflungsvoll auf des Weltalls ganze Breite hingeworfen. Das Gleichgewicht kannst du nun nicht mehr verlieren, aber hast du den Schwerpunkt gefunden? So fällt die Säule um, die der ungeschickte Baumeister nicht aufzurichten wußte; da liegt sie – und freilich, sie wankt nicht mehr! Weil es dir an Mut oder an Kraft gebrach, im freien Felde des Lebens auszuhalten, hast du dich in die Feste des Glaubens zurückgezogen; du hast nicht gesiegt, du hast dich nur gegen deine Niederlage gesichert. Weil du lahm bist, hast du dich in dein Bett gelegt – bist du weniger lahm, seit du deine Füße

nicht mehr gebrauchst? Dein Geist war krank; ihn von seinen Schmerzen zu heilen, hast du ihn getötet. Immerhin! genügt dir diese Gesundheit; wolle aber Anderer Übel nicht auf gleiche Weise heilen!

Welche Philosophie ist die wahre? Welcher Glaube ist der rechte? Das will ich dir sagen, Leser. *Die* Philosophie ist die wahre, die, daß sie die wahre bleibe, nicht nötig hat, eine andere Lügen zu strafen. *Der* Glaube ist der rechte, der, daß er der rechte bleibe, nicht gezwungen ist, einen andern irrgläubig zu finden. Ich sage dieses, du sagst jenes, ein anderer sagt ein anderes – wer von uns hat recht? Der hat recht, der den beiden andern nicht unrecht gibt und dennoch recht behält. Solange du einen Irrtum findest in einem Menschen oder in einem Dinge, wandelst du im Dunkeln. Lächelst du über deinen eigenen früheren Wahn, wirst du später über deinen jetzigen lächeln; bereuest du dein eigenes früheres Tun, wird eine Zeit kommen, wo du dein jetziges bereust. Du kommst nicht eher zur Ruhe und zur Klarheit, als bis du den Schwerpunkt in dir gefunden und dir selbst leuchtest. Ragst du mit deinem Geiste noch so hoch empor, verschmähst aber das Tal zu deinen Füßen und füllst es aus: dann hast du mit dem Tale auch dich vernichtet, du hast dich selbst abgetragen. Warum schmähst du deine ehemaligen Kinderspiele nicht? Du bist gewachsen, deine Puppen sind gewachsen; dort war Ernst, oder hier ist Spiel. Du fragst: was ist Wahrheit? Frage: was ist Irrtum? Zeige mir ihn. Irrt die Belladonna, wenn sie ihren giftigen Saft bereitet? . . . Die Erde bebt, die erschrockenen Menschen stürzen bleich aus ihren Häusern, und höhere Geister lachen, wie wir selbst lachen, wenn die geschüttelte Mücke eilig von der niesenden Nase wegfliegt.

Jene Männer, die einen reuevollen Blick auf ihr früheres Leben und Denken zurückgeworfen und uns mit ihrer

Reue und Buße bekannt gemacht — haben sie nicht verstanden, ihr Glück im Vaterlande zu finden, daß sie hinaus geschifft nach fremden Weltteilen? Hatten sie nicht Geist oder nicht Herz oder nicht Lebenskraft genug? Vielleicht hatten sie nicht Geist genug für ihr Herz oder nicht Herz genug für ihren Geist oder für Geist und Herz nicht Sinne genug. Ihnen fehlte das Gleichmaß der Kräfte, der Einklang des Lebens, und da haben sie alle Saiten, die sie nicht übereinzustimmen vermochten, zerrissen und nur eine Saite übriggelassen, deren Ton, wie er ihr eigenes Dasein beherrscht, auch das unsere beherrschen will. Es gibt eine Schwelgerei des Geistes, wie es eine Schwelgerei der Sinne gibt. *Daran* litten jene Männer; sie hatten einen Durst des Wissens, der um so heftiger ward, je mehr sie ihn stillten. Nun ist zwar dem Menschen Erkenntnis genug verstattet; aber sein Geist hat nur *eine* Pforte, nur eines nach dem andern vermag einzutreten. Aber jene ungeduldigen Wirte sind aus sich selbst gestürzt, die Schar der Gäste vor der Türe zu empfangen. Da sind sie betäubt worden im Gedränge und im Getöse; da haben die Schlimmen unter ihnen, wie Faust, sich dem Teufel verschrieben und die Guten, wie Steffens, einem guten Engel. Aber ob man seine Freiheit wohlfeil oder teuer verkaufe, ob man einem guten oder einem bösen Herrn diene, man hat seine Freiheit immer zu wohlfeil verkauft, man dient immer, wem man dient. Dienen aber soll man nur Gott, das heißt: allem, allen und sich selber; denn alles, alle und wir selbst sind in Gott, und Gott ist in allem, in allen und in uns. Gott ist überall und für jeden, auch für den, der ihn nicht erkennt. Geleugnet hat ihn noch keiner; denn der Blinde leugnet das Licht nicht, das er nicht sieht. Unter Menschen gibt's Findelkinder, die ihren Vater nicht kennen, Väter, die ihre Kinder verlernet; Gott aber kennt und liebt alle seine Kinder, auch die verlorenen.

Auf zweierlei Weise zerfällt der Mensch mit sich und kommt so zur Sünde, so zur Buße, so zu Bußpredigten, Unschuldigen gehalten. Entweder er entzweit sich in sich selber und opfert die eine oder die andere Hälfte seines Daseins auf, um fortzubestehen; oder die Zeit zerfällt mit sich und teilt die Unentschlossenen, die nicht wissen, sollen sie drüben bleiben, sollen sie herüberkommen. Sie stehen mit dem einen Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Gegenwart, wissen nicht, wohin sie sich zu wenden, unter ihnen flutet schäumend die Geschichte, reißt früher oder später die Ufer ein, auf dessen Rande jene fußen, und schwemmt die Zaudernden hinab in das unendliche Meer. Das geschah in jeder kranken oder bewegten Zeit, das geschieht in unserer. Wenn die Erde bebt, schwärmen die Menschen. Dann kommen die klugen Leute — so oder so klug — und sagen: das Comité Directeur oder die apostolische Junta wühle wie ein Maulwurf im Dunkeln! Es ist ihr einziger Trost, zu glauben, daß alles durch Menschen geschähe, die man schrecken, köpfen oder bestechen kann. Auch haben sie recht; gibt es einen Gott, sind sie verloren.

Ich habe früher gesagt: „du irrst, solange du einen im Irrtume findest" — und doch habe ich gesagt, daß Steffens mit seinen Glaubensgenossen irrt! Ich habe es gesagt, ich könnte es zurücknehmen, ehe es einer liest, aber ich will nicht betrügen. Der Geist ist stark, das Fleisch ist schwach. Eines aber entschuldigt. Der Mensch soll alles dulden — aber auch die Unduldsamkeit? Es ist schwer, sehr schwer; versuche es jeder mit seiner Kraft. Wem es gelingt, dem wird großer Lohn; denn wer gelernt, mit der schwersten Liebe zu lieben, dem fällt die leichtere dann um so leichter.

Der Beurteiler des Werkes *Vom wahren Glauben und von der falschen Theologie* hat gesagt, das Werk sei *unheilbringend.* Das war ein böses und ein unkluges

Wort! Bös – weil es nicht wahr ist; kein Buch, nur Schweigen ist unheilbringend. *Unklug* – weil es nicht klug ist zu sagen, was manche Menschen gar zu gern vernehmen. Der Beurteiler sprach von Inquisition, von Scheiterhaufen und andern hergebrachten Jammer, wozu Steffens' Lehre führen könne. Die Verderblichkeit einer Lehre – das ist das alte Ammenlied, womit man alte Kinder in den Schlaf zu lullen sucht. Als die Inquisition wütete, schrieb man keine Bücher, sie zu verteidigen, und jetzt, da in keinem christlichen Staate mehr politischer Despotismus herrscht, erscheinen täglich Werke, die den Despotismus anpreisen. Es ist ein gutes Zeichen, wenn ein Schlimmes zergliedert wird; denn entweder es ist tot, weil man, oder man tötet es, indem man es zergliedert.

3.

Gedanken über die Rechtmäßigkeit des sechsten Zinstalers in Deutschland

Eine Novelle

[1828]

Überhaupt wäre ich sehr dafür, daß der deutsche Gelehrte ein Spitzbube würde. Ihm fiele es leichter wie jedem andern Stande, denn er brauchte nur nicht länger mehr ehrlich zu sein. Die Sache ist von großer Wichtigkeit.

Wie habe ich neulich gelacht! Eine deutsche Akademie hatte beschlossen, ihre philosophische Klasse aufzuheben, weil das schwere Gepäck der Philosophie sie am schnellen Fortkommen hindere. Ein Staatsmann aber, Mitglied jener Akademie, nahm die Philosophie in Schutz. Nun, darüber habe ich nicht gelacht; denn ich fand das eine lobenswert, das andere natürlich; sondern über folgendes: Ein deutscher Gelehrter, der die Sache erfuhr und

gedruckt weiter erzählte, fand den Eifer des Staatsmannes so schön, daß er sich darüber wunderte. Dieser Gelehrte ist kein Träumer, kein Nachtwandler, sondern ein sehr heller, sehr wacher Kopf; er ist ein guter Rechner, hat sich oft als tapferer Degen gezeigt — und doch hat er das nicht verstanden! Aber jener Staatsmann hat es recht gut verstanden. Er wußte sehr wohl, daß in Deutschland die Philosophie einschränken nichts anders heiße als die Freiheit erweitern, und die Philosophie erweitern nichts anders als die Freiheit einschränken — und was er wünsche und wie er gesinnt sei, darüber hat er in seinen vielen Schriften viel gesprochen. Seht! da habt ihr Spitzbüberei und Ehrlichkeit.

Noch ein kleines Beispiel. Ein Diplomat schrieb einem Professor, er möchte ihm einen Hofmeister für seine Kinder verschaffen; es müsse aber ein ordentlicher Mensch sein und kein Liberaler. Der Professor schrieb zurück, daß er bedaure, nicht dienen zu können, denn in unseren Tagen wären alle ordentliche Menschen liberal. Das war ehrlich und gerade herausgesprochen. Wäre aber der Professor ein Spitzbube gewesen, wie es sich gebührt, hätte er einen erzliberalen Jüngling ausgesucht, ihn dem Diplomaten zugeschickt und diesem dabei gemeldet, beiliegend wäre ein Mensch, wie er bestellt worden, ein Muster von jungen Menschen, ein Vetter des Herrn von Haller in Bern. Dann hätte der geschmuggelte liberale Jüngling im stillen den Samen des Guten streuen können in seine adeligen Zöglinge; ja, er hätte vielleicht den Alten selbst umgewandelt. Warum denn nicht? Ist das so unmöglich? Ist ein Diplomat nicht auch ein Mensch?

Was nützt euch eure Gradheit, eure Härte? Könnt ihr etwas damit fassen, etwas damit festhalten, euer Glück, anderer? Macht euch weich an einem Ende und schmiegt euch dem Harten an. Biegt euch zum Haken um und

hängt euch in die Ringe der Welt; dann zieht ihr sie fort, und man weiß es, ihr werdet sie zum Guten ziehen. Wollt ihr böse Grundsätze bekämpfen, nähert euch ihnen; wie kann man einen Feind besiegen, von dem man aus Hasse sich entfernt hält? Will der Verstand auf den Unverstand wirken, muß er unverständig sein an beiden Ecken. In der Mitte seid klug. Ein harter Körper ändert keinen flüssigen; umgekehrt: der flüssige löst den harten auf. Werdet flüssig, Professoren! Seid nicht so stolz, macht euch klein, ihr großen Geister, zerteilt euch und vermengt euch dann mit den Verhältnissen dieses sandigen Landes. Wie wunderbar! Was in andern Ländern Schutz findet hinter der Unwissenheit, findet bei uns den nämlichen Schutz auch hinter der Gelehrsamkeit. Diese bildet den Wall, jene den Graben. Füllt die Unwissenheit aus mit dem, was ihr von der Gelehrsamkeit abtragt; tut das, und ihr werdet sehen, wie bald sie kapitulieren. Lernt von den Jesuiten, die das Regieren gut verstanden, wie man solchem Regieren widersteht. Sie bildeten die größten Gelehrten und die größten Dummköpfe; einen Mittelstand des Geistes duldeten sie nicht.

Seht Voltaire, seht Rousseau! der eine war, was ich ein Spitzbube nenne, und ward geliebt und geehrt von allen; der andere war ein edler Mann und wurde für einen Schurken gehalten und sein ganzes Leben verhöhnt und verfolgt. Wo entsprang diese Verkehrtheit? Gegen das Böse stritten, das Gute wollten beide Männer; aber Voltaire haßte die Schlechtigkeit, Rousseau die Schlechten. Voltaire nahm die Welt, wie sie da ist, suchte ihre Krankheiten zu heilen, unheilbare Gebrechen berührte er nicht; Rousseau wollte die alte Welt verjüngen und glaubte kindisch, ihr die Unschuld wiederzugeben, wenn er ihr die Kindermilch wiedergab. Darum hat Rousseau nicht gewirkt auf seine Zeit, wie viele glauben in ihrer Täu-

schung; er dachte und fühlte wie die Zeit nach ihm, er ging vor ihr her, aber diese wäre auch ohne ihn den Weg gegangen. Doch Voltaire hat gewirkt auf seine Zeit, und ohne ihn wäre erst ein späteres Jahrhundert geworden, was das frühere, oder ein anderer wäre Voltaire geworden. Rousseau führte das Schwert – *ein* Arm, so tapfer er auch sei, wie wenig vermag er! Voltaire verstand es, andere zu bewaffnen, und er ward nicht müde. Der Blitz eines Jahrhunderts, erhellte er die lange Nacht hinter und den ungewissen Morgenschein vor sich. Er liebkoste die goldnen Gewitterableiter, ließ sich folgsam von ihnen leiten und schlug zwischen Menschenwohnungen ein. Sie wollten es ja nicht anders! Rousseau, ein freier Blitz, schlug im Freien ein, wirkungslos. Voltaire schmeichelte den Großen – glaubt ihr, daß er sie liebte? Er schmeichelte ihnen, wie man wilden Tieren schmeichelt, sie zahm zu machen. Er gewann die Vornehmen und die Weiber, indem er ihnen den kindischen Mund mit Zuckerwerk füllte, er sprach, sie hörten. Rousseau gab ihnen bittere Wahrheit, und sie wandten sich von ihm. Voltaire verfolgte die Jesuiten mit Haß- und Leidenschaft, und er nahm einen Jesuiten unter sein Dach, an seinen Tisch. Das hätte unser Voß nimmer getan! Der Jesuit hieß Adam, und Voltaire stellte ihn jedem Besuchenden mit den Worten vor: „*Le père Adam, mais il n'est pas le premier homme du monde.*“ Der Jesuit stellte sich dumm und verstand den Spott nicht, spielte Schach mit Voltaire, der es schlecht spielte, und ließ ihn immer gewinnen. Der Jesuit war Jesuit, und Voltaire war Voltaire. Da habt ihr Spitzbüberei genug, greift nur zu.

Vereinigt die Wissenschaft, die Kunst, das Leben. Getrennt werden sie beherrscht und nicht von euch; getrennt ist die Wissenschaft blaß, die Kunst mager und das Leben kränklich. Wollt ihr ewig kochen, soll der Tisch nie gedeckt werden? Wollt ihr nicht auch euer achtzehn-

tes Jahrhundert haben, wie es die französischen Gelehrten hatten? Waren d'Alembert, Duclos, Raynal, Condorcet, Mably nicht gründlich darum, weil sie die Gläser aus Flaschen füllten, nicht aus Brunnen? Waren sie nicht Gold, weil sie glänzten, und nicht alles Gold ist, was glänzt? Könnt ihr nicht geistreich sein, weil ihr tiefsinnig seid? Morgens versteht euch kein Engel, und abends mag euch kein Teufel anhören. Heißt das der Wissenschaft dienen, sie ungefällig machen? Fällt euch das Denken so schwer, daß ihr euch davon erholen müßt, so denkt nicht. Das Leben ist Arbeit dem gesunden Geiste, die Wissenschaft ihm Ruhe. Ihr kehrt es um. Sokrates erholte sich nicht von der Philosophie bei Aspasia; von Aspasia erholte er sich bei der Philosophie. O Hofräte, werdet anmutig!
Sucht nicht länger die Quadratur des Zirkels, sucht die Kreiselung des Quadrats; seid nicht viereckig, liegt nicht so fest auf, kugelt durch das Leben und macht es glatt; was ihr für das Leben tut, tut es für euch wieder. Woher kam es, daß unsere großen Dichter, und nur unsere, immer aus so großen Bechern tranken? Woher, daß sich mancher in das Grab getrunken? Sie mußten. Sie wußten nicht, wie anders die Leere ihres Herzens auszufüllen. Ihre holde Phantasie, wenn sie ermüdet war, fand in diesem sandigen Lande keinen grünen Hügel, sich auszuruhen, und sie mußte sich entkörpern, um nicht herabzufallen in die Wüste. Ach! ich könnte weinen, wenn ich daran denke, wie Jean Paul fünfzig Jahre in seinem Phöbuswagen über das schlechte Pflaster und die Misthaufen kleiner Städte holperte, wie an jedem Abende, wenn die Sonne seines Geistes niedersank, sie, statt in die frische Flut zu tauchen, nur umschattet wurde vom Pfeifenqualm der Kasinos und wie nur Philister seine Nachtigallen waren! Nie kam er zu jener reinen Höhe der Geselligkeit hinauf, wo man die schweren Sorgen,

den Dunst und das Gepolter der armen niedern Stände nicht mehr findet. Wer hat das verschuldet? Ihr, eure Gelehrsamkeit. Stolz und unzugänglich den Freudesuchenden, habt ihr die Welt der Genießenden stolz und unzugänglich gemacht. Sie verschmähet euch, wie ihr sie verschmäht. Die wahre Philosophie erhebt das Handwerk zur Kunst – das Handwerk im Leben und im Verrichten – und die Kunst zu sich. Aber das vermag eure nicht, eure macht nur das Blut dick. Unter vielen Pariser Gelehrten fand ich nur einen, der hypochondrisch war, und dieser eine beschäftigte sich mit deutscher Philosophie. Er war der edelste, gutmütigste, eingezogenste, furchtsamste Mensch von der Welt. Einmal reiste er in Deutschland – ich muß lachen, wenn ich daran denke – und da wurde er als Demagog gefangengenommen, während so vielen Demagogen, die früher aus Frankreich zu uns gekommen, nie etwas geschah. Seht ihr? Eure Philosophie führt zur Hypochondrie, diese zur Demagogie, diese zur Pa[e?]ndantrie – freilich Andrer –, und diese führt auf die Festung. Ärgert euch nicht und gesteht, daß ich recht habe.

Voltaire bot ein Jahrhundert des Nachruhms für einen guten Magen. Ihr könnt ihn wohlfeiler kaufen, versäumt es nicht. Verliebt euch etwas, das macht munter. Gewinnt die Weiber; der Einsatz ist nicht groß. Rührt euch! Geht in die geheime Polizei, nichts macht geschmeidiger als das. Doch wohlverstanden, daß ihr sie betrügt. Geschähe auch, daß euch die Sache ernst würde und euch der Teufel holte – was liegt daran, wenn einige Gelehrte in die Hölle kommen. Man kann ein großer Philosoph sein und doch ein Spion und doch verdammt. Doch nein, geht nicht in die geheime Polizei, nehmt den kürzern Weg, geht lieber gleich unter die Jesuiten: jene bemüht sich doch nur für diese.

Ihr seid nicht scharf genug, ihr gleicht den Lichtscheren

in deutschen Gasthöfen, die, wenn dort auch sonst alles gut ist, nie recht schneiden. Gebt eurer Feder Federkraft, schnellt empor; doch seid artig und nett dabei. Leset fleißig das Leipziger Modejournal und richtet euch darnach. Ein deutscher Gelehrter, wie er sein soll, trägt ein feines schwarzes Kleid, die allerfeinste Wäsche, eine diamantne Hemdnadel, eine weiße Unterweste und einen großen Siegelring an der Hand. Um seinen gesunden Magen tändelt eine Lorgnette. An seiner Uhrkette hängen hundert artige Kleinodien und Reliquien: der erste Zahn der Sontag, der letzte der Mara, eine Haarnadel der Neumann, eine Pille aus dem Krankenzimmer der Schechner — alles in Gold gefaßt —, ein Kristallfläschchen voll Diplomatentränen und andere solche artige Sachen. Ist der Gelehrte alt, so daß er nicht mehr gehen kann, reitet er, zeigt sich immer in Sporen, trägt eine blonde Perücke, läßt sich seine Hefte von einem Bedienten auf das Katheder bringen, riecht sehr gut — kurz, ist ein Narr. Auf der Reise ist der Gelehrte splendid, verzehrt viel, befiehlt stark und gibt starke Trinkgelder. Bei Tische steht eine Flasche mit langem Stöpsel vor ihm; beim Dessert schenkt er seinen Nachbaren Champagner ein und redet dumm vom Theater. Abends nach dem Essen lächelt er und hat Geheimnisse mit dem Lohnbedienten. Wenn er anfährt, springen zwölf Kellner hinaus: sie hören schon am Knalle des Postillions, daß ein deutscher Gelehrter kommt . . . Macht Wind!

Wollt ihr die Großen für eure Grundsätze gewinnen, macht sie glauben, sie wären schon gewonnen. Sagt ihnen lächelnd ins Ohr: ihr wüßtet recht gut, daß Exzellenz gesinnt sei wie ihr, nur daß deren Stellung und Gehalt ihr nicht erlaube, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Nichts ist schmeichelnder als das Zutrauen, daß man ein starkes Herz habe und zugleich die Macht, es zu bändigen; man sei ein Vulkan mit Schnee bedeckt. Was ihr aus Tugend

tut, scheint es aus Eigennutz zu tun, und man wird eurer Klugheit euren Edelsinn verzeihen. Lobt den Guten, tadelt das Schlechte. Seid demütig in euren Worten und stolz in euren Handlungen. Sprecht nicht immer, wie ihr schreibt. Die Schrift ist streng, feierlich, für die Welt; das Wort ist mild, alltäglich, für das Haus. Die Übel der Menschheit muß man heilen, unerbittlich, wenn es auch schmerzt; die Schwächen der Menschen muß man mit Nachsicht behandeln, sie besprechen und streicheln. Verschwistert die Wissenschaften zu solcher Einigung, daß keine mehr weiß, was sie beigetragen, daß alles jeder gehört und jedes allen. Wollt ihr wirken durch eure Vorträge, redet nie, wenn man sich hingesetzt, euch anzuhören, und sagt nie, was man erwartet. Kein Essen schmeckt besser als das zur ungewöhnlichen Zeit: der Magen ist froh, von dem Zwange der Etikette erlöst zu sein. Sprecht von allen Dingen da, wo sie nicht hingehören: in der Religion von den Jesuiten, in der Moral von der Politik, in der Anthropologie von Don Michel. Bei dem deutschen Prozesse erklärt die Schraube ohne Ende; bei der Ophthalmie verhandelt die Zensur; lehrt bei der Polizeiwissenschaft die Hypochondrie, in der Toxikologie redet von der geheimen Polizei und beim Wechselfieber vom hohen deutschen Adel. Seht! ich bin kein trockner, heuchlerischer Sittenlehrer, der die Lehren nicht befolgt, die er andern gibt; ich begleite meine Moral mit Beispielen aus meinen eigenen Handlungen. Hätte ich angekündigt, daß ich von der Spitzbüberei wollte sprechen, wären die ehrlichen deutschen Gelehrten davongelaufen, um sich von meinen gefährlichen Lehren zu entfernen, und die Leute von Welt hätten mich stehen lassen, um sich bei alten, ihnen längst bekannten Geschichten nicht zu langweilen. Ich habe aber die einen gelockt durch den schönen sechsten Zinstaler, die andern durch eine artige Novelle, und sie sind gekommen, und

jetzt werden sie gewiß aus Höflichkeit mich bis zu Ende anhören.
Ihr scheltet die Reichen, die im Überflusse schwelgen; und sind von einem darbenden Bettlervolke umringt! Ihr redet so schön und gebärdenvoll gegen die in Feuer der Üppigkeit gestählten Herzen! Seid ihr denn besser? Ihr wißt alles, und euch umstehen Menschen, die nichts wissen; ihr seid so gelehrt, und euch umgibt ein geistarmes Volk. Schämt euch! Ist es nicht eine Schande, daß es nahe um Göttingen, Jena und Heidelberg so viele Menschen gibt, die nicht lesen und schreiben können, daß es im Weichbilde der Hofräte Dummköpfe gibt? Ist es nicht eine Schande, daß der Landmann in seinen Feierstunden keine gesunde und angenehme Geistesnahrung findet und er in Branntewein die lästige Zeit ertränken muß? Befördert den wechselseitigen Unterricht, schreibt angenehme und nützliche Sonntagsbücher für Bürger und Bauern. Befördert die Dampfschiffe, die Dampfkutschen, die Dampfmaschinen aller Art. Hört ihr's! das ist die Hauptsache, davon hängt das Heil der Welt ab. Dadurch zernichtet ihr den Pöbel, der, seit die Geschichte spricht, zu jeder plumpen Gewalttätigkeit Grund, Vorwand und Werkzeug war.
Ich hätte noch gar vieles mit euch zu sprechen; aber — doch still — still — ich habe einen Gedanken — o, er ist himmlisch — das Herz lacht mir in der Brust, wenn ich an meinen Gedanken denke. Überall begegnen sich die schönen Geister, nur in Deutschland nicht! Wir wollen uns auch begegnen, wir wollen zusammenkommen, wir wollen uns kennen lernen, uns freuen, uns kennen zu lernen, uns umarmen, küssen, die Hände reichen. Ach! wir kennen uns ja gar nicht. *Obskurus Knopfdistel*, wer bist du? Ach wie sehnt sich mein Herz nach dir! Die französischen Gelehrten laden wir auch ein: Etienne, Jouy, Constant, Villemain, Thiers, Cousin — den neh-

men wir in die Mitte — Guizot, Scribe, Mignet, Delavigne, Remusat — lauter artige Leute. Sie werden uns auslachen, aber was tut's? Aller Anfang ist schwer. Will die *Contemporaine* aus Paris mitkommen — desto besser, dann gibt es kleine Zeitgenossen. Wir wollen zusammenkommen wie die Naturforscher, jedes Jahr an einem andern Orte. Wir ziehen von Norden nach Süden, wir fangen die Sache geographisch und mit Verstand an; mit Wien hören wir auf. Kommt, kommt, Philosophen, Historiker, Politiker, Novellisten, Humoristen, Ästhetiker, Journalisten, Kritiker! Wir lesen uns unsere Werke vor, die ungedruckten und die unbekannten, — Novellen und humoristische Aufsätze, Buntes aus dem Leben, Übersetzungen aus dem Französischen, Tragödien, Komödien, Possen, dramatische Gedichte, Theaterkritiken. Jeder berichtet von dem Schauspiele seines Wohnorts und von den Leistungen der dortigen Künstler seit dem Sturze Robespierres. Wir sind unserer viele, wir können unmöglich fertig werden, aber das schadet nicht; jeder fängt nur seinen Artikel an, die Fortsetzung folgt im nächsten Jahre. Kommt, kommt! Wir essen, trinken, scherzen. Nach Tische prügeln wir alle Rezensenten durch, mit Ausnahme derjenigen, die uns gelobt — das sind dumme Menschen, und sie sind doch nicht zu bessern — wir prügeln und belehren nur die anderen. Gibt es etwas Himmlischeres? Um Reisegeld brauchen wir nicht besorgt zu sein, wir reisen ja, wir können unsere Reisen beschreiben. Wehe den Buchhändlern! Wie werden sie die tausend Kollisionen vermeiden? Wir sind unserer tausend und beschreiben jeder dieselbe Reise. Es ist eine Erquickung! In den nächsten Hundstagen fangen wir an, und zwar mit Hannover. Dort ist der Geist, der Witz, der gute Humor zu Hause. Dort werden wir auf den Schultern getragen, man wird uns Blumen streuen. Im geräumigen Marstalle wird uns

der Tisch gedeckt. Aber es kann uns auch das Leben kosten. Der Adel füttert uns tot, er erdrückt uns mit seinen Liebkosungen. Doch süß ist der Tod, den die Liebe gibt. Laßt uns Hannover sehen und dann sterben — *Vedere Annovera e poi morire.*

Seid Spitzbuben und befördert die Dampfmaschinen, dann braucht ihr es nicht länger zu sein. Aber was hilft's! Ich habe in den Wind gesprochen. Sie werden sagen: *ein humoristischer Aufsatz.* Mit diesen Menschen ist gar nichts anzufangen.

4.

Die Göttinger Unruhen

(1818)

Der Deutsche, wie die Natur, schätzt wenig die *Arten;* nur die *Gattungen* der Dinge sind ihm heilig. Das Fortpflanzen, nicht das Fortgepflanzte, dünkt ihm bedeutend. Mag das einzelne untergehen, wenn nur die Familie fortdauert. Wie Geizige Schätze sammeln, ohne sie zu gebrauchen, so häufen die Deutschen Grundsätze auf, ohne sie anzuwenden. Wie Stände einzurichten, wie Preßgesetze abzufassen, wie ein deutscher Bundestag anzuordnen sei, das mögen sie jahrhundertelang mit ewig jungem Eifer besprechen, aber ob das badische Ständewesen tauglich, wie die Preßfreiheit eines bestimmten Staates beschaffen sei, was die Bundesversammlung zu Frankfurt tue oder unterlasse, diesem nachzuforschen, ermüden sie gar bald. So sind die Ereignisse zu Göttingen genug verbreitet, genug bedacht, genug besprochen worden. Jetzt darf man den schönsten und gelehrtesten Abhandlungen über die akademische Freiheit, deren Ursprung aus dem Mittelalter, über die Ersprießlichkeit ihrer Fortdauer oder Einschränkung mit Gewißheit ent-

gegensehen. Die vaterländischen Grübler werden dabei bis zu den Anfangsgründen der Staatskunst hinaufsteigen, aber Göttingen darüber vergessen; aber darüber zu fordern versäumen, daß die ausgewanderten Studierenden zurückgerufen, daß die Ungerechtigkeit so wieder gutgemacht, daß die Urheber der Übeltat bestraft und die durch französisch-westfälischen Witz nur gelenker gemachte steife Herrschbegierde der hannövrischen hochadligen Beamtenschar von der öffentlichen Meinung gezüchtigt werde. Sollen die sechzehnendigen Hirsche, nachdem sie lange sich furchtsam im Dickicht verborgen gehalten, die junge grüne Saat des deutschen Volkes von neuem zertreten dürfen? Nimmermehr.

Was haben die Göttinger Studierenden begangen, was, wenn sie auch wirklich gefehlt, Tadelnswürdigeres, als was schon hundertmal geschehen? Oder haben die vorsichtigen Polizeiwächter die Erneuerung des Wartburgfestes gefürchtet und frühzeitig das Hochgefühl freiheitsbegeisterter Jünglinge zu demütigen gesucht, damit es bis zum Oktober nicht aufkommen könne? Oder sollten geduldige Deutsche als Heloten zur Schau gestellt werden, daß das Gefühl der Unabhängigkeit stolzer Briten daran erstarke? Ist es nicht derselbe König, der in Hannover und in England regiert? Nun komme nur noch eine so weichherzige Spießbürgerseele, die gerührt wird, wenn ein hohes Haupt ihr freundlich zunickt oder ein erbärmlicher Schmeichler oder ein morscher Selbstling, dessen Geist nicht über den Augenblick hinausragt, und frage: wozu Verfassungen? Sind unsere Fürsten nicht herrlich, ist ihr Wille nicht gut? Wohl sind sie es, wohl ist er es, aber was eine Konstitution vermag, und wie ihr Mangel auch durch keinen Sokrates auf dem Throne ersetzt werden könne, das mag euch das hier besprochene Ereignis lehren. Hat der Prinzregent eine andere Seele, ein schlimmeres Gemüt für Göttingen als für

London? Dort wurde bei Eröffnung des vorletzten Parlamentes nach seinem *Leben* gezielt, und er hatte nicht gewagt, *die* Gewalt zu gebrauchen gegen seine eigne Untertanen, die er hier gegen schuldlose Jünglinge anderer Staaten ausüben ließ.

Noch wenige Tage, und kein deutsches Blatt spricht mehr von dieser Sache. Aber bleibt es gewärtig, die geheimnisvolle *Kette,* der europäische Adelsbund, wird den Gegenstand nach Aachen ziehen und ihn dort mit hoher Wichtigkeit zur Sprache bringen. Man wird den Übermut deutscher Jugend zu zügeln unternehmen, man wird die akademische Freiheit zu zernichten suchen, und — dank der waltenden Vorsehung — es wird ihnen gelingen. Gelingen? und darüber Freude? Ja. Es falle euch bei, daß die Hochschüler in England ein dumpfes, trauriges Leben zwischen Mauern eingeschlossen führen und daß die Studenten in Salamanca die allerlosesten Vögel sind. Die Freiheit der deutschen Akademiker hat das Kraftgefühl des ganzen Lebens verzehrt; die wildesten Bursche waren die zahmsten Spießbürger geworden. Sind die Überschlauen am Steuerruder toll oder verblendet genug, die deutsche wissenschaftliche Jugend unter das Joch bürgerlicher Polizeigesetze zu beugen, zwingt man sie, die verlorne Freiheit in ihren Männerjahren nachzuholen und die Kraft, die sie in zweckloser Lust und besinnungslosem Toben vergeudet, in ernste Taten zu verbrauchen, dann — dann ist sie gesprengt, die *Kette.*

5.

Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik

herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin

(1826)

Was diese meine Blätter enthalten werden, das weiß der allwissende Gott jetzt schon; ich aber weiß es noch nicht. Nur so viel sehe ich in die Ferne, daß, was ich auch sagen dürfte, der Leser sich doch immer meine Angst und die Wichtigkeit nicht wird erklären können, die ich auf die Ankündigung jener *Berliner Jahrbücher* gelegt habe, und daß er fragen wird: hat der Verfasser dieser Blätter vielleicht mehr gedacht als gesagt, und welche Absicht hatte er, als er sie geschrieben? Um diese zu erfahren, darum schreibe ich sie eben; der Leser soll mir sagen, was ich gewollt. Ich habe die Feder ohne Überlegung in die Hand genommen, nicht ein klarer Gedanke, ein dunkles Gefühl hat mich angetrieben. O ich bitte, zürne und spotte keiner hierüber! Sage mir, Leser, wenn dir träumte, dein Freund sei in Gefahr und jammere nach deiner Hülfe, würdest du nicht aufspringen von dem weichen und warmen Bette und zum Beistande des Freundes eilen? Und wenn unter tausend Traumgestalten, die gelogen, auch je nur einmal ein warnender Gott erschienen – würdest du kalt die tausend Täuschungen berechnen und eitel die kleine Gefahr, verlacht zu werden, mit der des Freundes messen? Nein, das tätest du gewiß nicht. Nun wohl, ich hatte einen solchen Traum. Geträumt nur? Nein, es war mehr. In dem Buche eines Arztes habe ich gelesen, es gäbe Menschen mit so reizbaren Nerven, daß sie eine Wolke am heitern Himmel, die sie nicht sehen, fühlen könnten. So reizbarer Art bin ich auch. Es steht eine Wolke am reinen Himmel der

deutschen Wissenschaft; ich sehe sie nicht, aber ich empfinde sie. Den Vorwurf, daß ich kränklich sei, will ich gern ertragen, hört man nur auf das, was ich sage.

Deutsche Rezensionen lassen sich in der Kürze mit nichts treffender vergleichen als mit dem Löschpapiere, auf dem sie gedruckt sind. Ach, man kennt ja dieses Löschpapier und das, was darauf steht! Es löscht den Durst nicht, es ist selbst durstig. Und doch rühmen sich die Deutschen, die besten Kritiker zu sein! Sie sind es auch, nur daß sie nicht wissen, sich als solche geltend zu machen, wie sie überhaupt nicht verstehen zu zeigen, was sie haben, und zu scheinen, was sie sind. Die Natur hat die Deutschen zum Denken und nicht zum Schreiben bestimmt, und blieben sie ihrer Bestimmung treu, würden sie ihre Gedanken roh ausführen und sie von Franzosen und Engländern verarbeiten lassen. Wenn in Frankreich Bettlergedanken sich immer schön und sauber kleiden und darum Zutritt in guter Gesellschaft finden, hüllen sich die reichsten deutschen Geister in Lumpen ein, finden alle Türen verschlossen und werden von jedem unverschämten Hofhunde angebellt. Der Deutsche kann kein Buch machen. Ein gutes Buch, ein Buch, wie es sein soll, muß des Titelblattes entbehren können. Nun versuche man es mit einem deutschen Werke, ob man ohne das Titelblatt seinen Inhalt und seine Bestimmung erraten kann. Es sind Baumaterialien, die besten oft, Marmorblöcke, Säulen, Acajouholz, Teppiche, Kristallspiegel, schöne Gemälde; aber es ist kein fertiges Haus. Und ist ja ein Haus daraus geworden, und es ist wohnlich und bequem, so hat man die Außenseite vernachlässigt, und kein Vorübergehender wird gelockt, hineinzugehen und das Haus zu sehen und zu kaufen. Vornehme Berliner Gelehrte ruhen hinter Lehmwänden auf seidenen Polstern, während Pariser Lumpengesindel durch hohe Marmor-

portale zu seinem Strohlager trippelt. So schlimm ist es mit Büchern; mit Zeitschriften, also auch mit kritischen, ist es noch schlimmer. Es gibt kein kritisches Blatt in Deutschland, das verdiente, sein eigner Gegenstand zu werden. Woher das Übel? Der deutsche Gelehrte betrachtet sich als einen Staatsbeamten. Seine Bücher sind ihm Akten, seine Studierstube ist ihm eine Kanzlei, seine Wissenschaft ein Geheimnis. Er hat es geschworen, den Verstand zu Hause zu lassen, sooft er ausgeht, nämlich sooft er schreibt für die Menge. Treibt ihn nun ja einmal Not oder Laune an, für das Volk mit Verstand zu schreiben, macht er es eben wie jene Beamte, welchen er gleicht. Diese haben über dem Gebrauch der Macht den der Rede verlernt, und kommt einmal eine Zeit, wo Drohung nichts wirkt, wo nur Überredung wirken könnte, stehen sie unbehülflich da, grinsen, wenn sie bitten, sind ohne Grazie, wenn sie schmeicheln, und lächerlich, wenn sie rühren wollen. Die deutsche gelehrte Welt ist ein Freistaat, und sie wird auch einer bleiben, allen Triumviraten zum Trotze. Da aber in einem Freistaate weder monarchischer noch aristokratischer Einfluß gestattet ist, so bleibt denen, welchen die Natur selbst den Herrscherstab in die Hand gegeben, nichts anderes übrig, ihre Rechte geltend zu machen, als daß sie Demagogen werden und das Volk durch Lehre und Beispiel zu leiten suchen. Aber dieses zu tun, unterlassen die vornehmen deutschen Gelehrten, die einen aus Stolz, die andern aus Feigheit. Sie fürchten das literarische Volk und verachten es. Aber indem sie es fürchten, machen sie es furchtbar, indem sie es verachten, verächtlich. Darum ist in Deutschland der literarische Pöbel so herrschend, darum füllt er mit seinen Haufen den Markt der Zeitungen aus und bedeckt mit seinem Geschreie jede Stimme der Wahrheit und des Rechtes. Es ist die Schuld derer, die durch ihre eitle Absonderung das Volk zu Pöbel gemacht.

5. Die Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik

In Deutschland nehmen die bessern und besten Köpfe keinen Teil an Zeitschriften. Warum tun sie es nicht? Ich frage die unbekannten Mitglieder der so geheimnisvollen Berliner Societät für Kritik, warum sie nicht schon früher kritisiert? sie versprechen jährlich hundertundzwanzig Bogen zu schreiben; diese hätten hingereicht, allen schon bestehenden kritischen Zeitschriften einen Wert zu geben, die schlechten Kritiker ins Dunkel zu setzen, sie zurückzudrängen oder auch durch Lehre und Beispiel sie zu bessern. Ob aber durch eine geschlossene Sozietät, ob durch den Glanz einer kritischen Residenz das arme platte Land der deutschen Kritik bereichert werden wird, das wollen wir jetzt untersuchen.
Ich hasse jede Gesellschaft, die kleiner ist als die menschliche. Unterwirft man sich dem Staate, so ist dieses eine traurige Notwendigkeit; aber man soll sich nicht mehr unterwerfen, als man muß. Nichts ist betrübter und lächerlicher zugleich als die kranke Lust, welche besonders die Deutschen haben, sich freiwillig einzupferchen und aus Furcht vor den seltenen Wölfen sich täglich den Launen des Schäfers und seinen unvermeidlichen Hunden preiszugeben. Nur allein die deutschen Gelehrten – und das gereicht ihrem Geiste und ihrem Herzen zu Ruhme – haben bis jetzt ihre Unabhängigkeit zu behaupten verstanden. Sie haben, weder aus Übermut noch aus Feigheit, weder herrsch- noch schutzbegierig, die unbezahlbare Freiheit hingegeben. Haben denn gelehrte Gesellschaften je Nutzen gebracht? Sie haben nur immer geschadet. Die Wissenschaft haben sie aufgehalten und den Leidenschaften freien Lauf gelassen. Nicht den edlen Leidenschaften, welche, gleich Wein, alle Kräfte aufregen und jede Bewegung rascher machen; sondern den unedlen, narkotischen, die betäuben, verwirren, einschläfern und damit endigen, jede Kraft zu zerstören. Wenn hundert Gelehrte ihre Seelen in eine gemeinschaft-

liche Kasse legen, lacht der Teufel; denn mit einem Griffe holt er sie dann alle hundert. Eine solche Gesellschaft hat sich in Berlin gebildet, und zwar eine für Kritik; sie hat sich angekündigt. Man täusche sich über jene Ankündigung nicht. Sie gleicht nicht den gewöhnlichen Ankündigungen, die allen literarischen Unternehmungen vorausgeschickt werden, wo man auch immer von einem allgemein und dringend gefühlten Bedürfnisse redet, wo man auch verspricht, dem Bedürfnisse abzuhelfen, es aber nachher macht wie alle und es gehen läßt, wie es Gott gefällt – nein, jene Ankündigung ist sehr bedächtig, in sehr abgemessenen Reden abgefaßt, und es ist eher zu fürchten, daß sie mehr als daß sie weniger halte, als was sie versprochen, und daß der Vorteil, die guten Köpfe anzuziehen, den Nachteil, sie abgezogen zu haben, nicht vergüten werde. Kurz, um es geradeheraus zu sagen, ich fürchte, die Berliner Gesellschaft möchte die bisherige Freiheit der deutschen Kritik, und als Folge die der Wissenschaft überhaupt, gefährden, und vor dieser Gefahr will ich warnen.

Die Societät will die Kritik auf Aktien betreiben und alljährlich nach Verteilung der Dividende *ihren Statuten gemäß* von ihrem Verfahren Rechenschaft ablegen. Aber was enthalten diese Statuten? Warum werden sie nicht bekanntgemacht? Moses auch hatte seine Gesetzestafeln von dem Wolkengipfel des Berg Sinais herabgebracht, und keiner wußte, von wem er sie erhalten; aber er machte den Inhalt der Gesetze bekannt, und so konnte jeder urteilen, ob sie von Gott gegeben. Die Berliner Societät aber hält ihre Statuten geheim. In welche Lage werden nun die externen Gelehrten kommen, die, ohne in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, sich ihr anschließen? Sie werden eine Art dienender Brüder sein, die nicht alles wissen, die man aber alles zu tun verpflichten wird, was die Zwecke der Allwissenden beför-

dern soll. Zu wissenschaftlichen Zwecken verbundene Männer sollen nichts Gemeinschaftliches haben als Fähigkeit, guten Willen und das Papier, auf dem sie drukken lassen. Was sie noch außerdem verbindet, ist als Freiheit beschränkend zu verwünschen, und es wird nach innen auf die Gesellschaft, nach außen auf die Wissenschaft verderblichen Einfluß haben.
Leise, doch richtig wurde in der Ankündigung der Tadel ausgesprochen, den die in Deutschland übliche Kritik lauter verdient hätte. Aber die Kritik ist eine Frucht der Wissenschaft, und jede Veredlung, die man beabsichtige, müsse mit letzterer anfangen. Was fehlt dieser nun? Nichts als frische Luft. Ihr fehlt der Sinn für die Öffentlichkeit, der ihr aus Mangel an Übung abgestorben. Ihr fehlt feine Sitte, Gewandtheit, Anstand, Mut und Gegenwart des Geistes. In Deutschland schreibt jeder, der die Hand zu nichts anderem gebraucht, und wer nicht schreiben kann, rezensiert. Nichts ist verzeihlicher als das, es ist jeder berechtigt, über alles, was alle angeht, seine Stimme zu geben. Nur fehlt es an einer öffentlichen Meinung, an einer Urne, worin alle Stimmen zu sammeln wären, daß man sie zählen könne. Diese herbeizuschaffen, die Stimmen für das Rechte zu gewinnen und die Abstimmung zu leiten, dazu sollte sich eine Gesellschaft bilden, nicht aber zu dem bloßen Zwecke, die Stimmen zu vermehren. Und die Berliner Societät, abgeschlossen, umregelt und monarchisch wie sie ist, und mögen noch so viele, noch so achtungswürdige Männer sich ihr anschließen, wird das kritische Geschrei doch nur mit *einer* Stimme vernehmen, und die Bauchrednerei mannigfaltiger Akzente wird nur Unkundige, und nicht lange, täuschen.
Die Societät will nur solche Schriften beurteilen, „die in irgendeiner Richtung bedeutend sind und eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen“. Durch

dieses Verfahren würde künftig jedes neue Werk schon durch die bloße Anzeige in den Berliner Jahrbüchern sich ausgezeichnet, schon durch deren Stillschweigen sich zurückgesetzt sehen – eine schnelle, aber scharfe Art zu richten! Kann die Societät blindes Vertrauen auf die Billigkeit solcher Urteilssprüche fordern, die kein Entscheidungsgrund begleitet? Ja, das könnte sie, wären die Mitglieder, die sie bilden, frei; da sie es aber nicht sind, sondern, wie wir schon angedeutet haben und noch klarer erörtern werden, einer monarchischen Regel unterworfen – so kann die Societät jenes Vertrauen nicht erwarten. Übrigens ist es sehr zu fürchten, daß wenn nur solche Werke beurteilt werden sollen, die eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen, die versprochenen hundertundzwanzig Bogen jährlich nicht möchten ausgefüllt werden können. Die *Geschichte* der Wissenschaft, das heißt ihr *Wachstum;* aber die deutsche Wissenschaft ist ausgewachsen, sie wächst nur noch in die Breite, und da sie täglich dicker und dicker wird, viele Nahrung zu sich nimmt und sich gar keine Bewegung macht, so ist wohl zu besorgen, daß sie einmal in ihrem Lehnstuhle der Schlag rühren möchte und daß sie das viele schöne Fett nur für die Würmer wird aufgehäuft haben.

Unsere kritischen Hauptstädter wollen sich in Klassen teilen, je nach den Fächern der Wissenschaft, und jede Anzeige wird, vor der Zulassung zum Drucke, *die Genehmigung der betreffenden Klasse erhalten und mit dem Namen des Verfassers versehen sein müssen.* Ich gestehe es frei – früher konnte ich es nicht gestehen, da es mir während dem Schreiben erst selbst klar geworden – daß dieses der Punkt ist, der meine Gefühle aufgeregt und sie gegen jene Anstalt so feindlich gestimmt hat. Die Vernunftgründe, meine Abneigung zu verteidigen, habe ich erst später gesucht und, wie ich denke,

auch gefunden. Ich begreife nicht, wie die Berliner Societät hoffen durfte, unter freien deutschen Gelehrten Männer zu finden, die sich einen solchen Zwang freiwillig gefallen ließen; doch hätte sie sie dennoch gefunden — nun, dann freilich begreife ich ihre Zuversicht. Die Mitglieder jener Societät haben sich nicht genannt; doch sind es ganz gewiß sehr achtungswerte Männer, die Bedacht genommen haben werden, sich unter den fremden Gelehrten nur gleichbegabte, gleichgesinnte zuzugesellen. Ist dieses aber geschehen und sind die Männer bewährt, wozu dann noch jene beleidigende Vorsicht, wozu jene freiheitbeschränkende Zensur? Sie sagen, es geschähe: „damit Willkür und Nebenrücksicht ausgeschlossen bleibe". Allein wenn zu wählen ist zwischen der Willkür eines einzelnen und der Willkür einer Klasse, so ist die erstere zu wählen. Der einzelne hat seine Leidenschaften, aber sie wechseln, und er wird oft, was er aus Laune gefehlt, aus Laune wieder gutmachen, wenn es nicht aus Tugend geschieht. Aber die Leidenschaften einer Klasse wechseln nicht. Der Eigensinn einer Gesellschaft taut niemals auf, und da sie, wie den Gewinn, den sie beabsichtigt, auch die Schuld unter sich teilt, die auf ihr liegt, so hat sie kein Gewissen, und sie kennt die Reue nicht. Alle ihre Fehler sind unverbesserlich. Wer bürgt uns für die Unparteilichkeit der Berliner Societät, wenn sie die Kritik eines ihrer Mitarbeiter verwirft? Vielleicht war es nicht die Unbedeutendheit der beurteilten Schrift, vielleicht war es nur ihre eigentümliche Bedeutung, die man nicht wollte aufkommen lassen — vielleicht war es nicht die verwerfliche Darstellung des Kritikers, vielleicht war es die eigene, herrschsüchtiger Regel nicht zusagende Art der Darstellung, warum die Anzeige zurückgewiesen worden. Man weiß ja, wie eine Gesellschaft gleich der, von welcher wir hier sprechen, sich bildet. Der schaffende Gedanke entspringt aus

einem Kopfe; es wird ein guter, ein enzyklopädischer Kopf sein, einer der das ganze Reich der Wissenschaften übersieht und jeder einzelnen Lage und Grenzen kennt. Aber mit diesem enzyklopädischen Kopfe wird auch ein enzyklopädisches Herz verbunden sein, das zwar alle Tugenden in sich schließen, aber auch das ganze Alphabet der Leidenschaften enthalten kann. Ein solcher Stifter wählt sich gleichgesinnte Anhänger, diese wählen andere, und so wird es *ein* Gedanke, der alle beherrscht und dem alle, die sich dem Kreise anschließen, sich unterwerfen müssen.
Jede Kritik soll mit der Unterschrift des Verfassers versehen sein müssen. Warum dieser Zwang? Es wäre wohl gut, wenn es freiwillig geschähe. Ich habe nie begreifen können, wie man schreiben, wie man kritisieren mag, ohne sich zu nennen. Es ist so etwas Unbehagliches, so etwas Gespenstisches darin. Ach, ich habe auch geschrieben und gekrittelt, aber ich habe zur Buße mich immer genannt, und wenn ich aus Laune oder Unachtsamkeit meinen Namen verschwiegen, ging ich immer schwermütig umher, als hätte ich ein zweites Verbrechen begangen. Aber ich bedenke auch, daß ich frei bin, weder Weib noch Kinder habe, und daß die Rache, die jede ungefällige Wahrheit, wenn auch nicht immer trifft, doch immer bedroht, nur mich allein hätte treffen können. Doch nicht jeder ist so frei, viele deutsche Gelehrte leben in Verhältnissen der Dienstbarkeit, sie haben Familien, und keiner ist verpflichtet, ja vielleicht nicht berechtigt, andere als sich allein der guten Sache aufzuopfern. Wenn jeder deutsche Schriftsteller sich nennen müßte, würde manches verschwiegen bleiben, was, kund geworden, sehr ersprießlich gewesen wäre. Die Teilnehmer an den vortrefflichen *Wiener Jahrbüchern der Literatur* nennen sich auch nicht, sie müssen es wenigstens nicht – warum will man die Mitarbeiter an den Berliner Jahrbüchern

dazu zwingen? Ist Furcht etwa keine so gute Entschuldigung, als Scham es ist? Wenn es geheime Diener des Bösen gibt, warum will man keine geheimen Diener des Guten dulden?
Es ist alles bedacht, alles bestimmt worden bis auf den Ton, bis auf den Takt, in welchem jede Kritik für die Berliner Jahrbücher vorgetragen werden soll. Es wird der Ton „durchaus nicht anders als gehalten und der Würde der Wissenschaft angemessen sein“. *Gehalten!* Was heißt das? Heißt das jener ausgehaltene, zähe Viervierteltakt, von dem wir nur schon zuviel ausgehalten? Tut eine solche Erinnerung not? Wäre nicht dringender, den Gelehrten *presto, presto* zuzurufen? Wäre nicht gut, wenn die deutschen Federn den schleichenden Menuett ihren Voreltern überließen und etwas walzten? Die *Würde der Wissenschaft*! Nun freilich, Würde soll sie haben, aber nur keine Standeswürde. Doch würdig macht sie nur der Wert, den sie hat, nicht der Schein, den sie annimmt. Ernst soll die Wissenschaft sein und das Leben auch; aber nicht ernsthaft. Nur zu ernsthaft ist sie in unserm Vaterlande, und es wäre gut, sie lächelte ein wenig. Der Bart macht den Gelehrten nicht ehrwürdig, er macht ihn nur lächerlich, und eine große Summe seines Wertes geht darin auf, daß er seine lächerliche Erscheinung damit loskaufen muß. Was bezweckt die Berliner Societät mit ihrer Stilordnung? Doch nicht, die Wissenschaft zu isolieren gleich ehemals? Dann wäre ihre Täuschung groß, und ihre Enttäuschung würde bitter sein. Wahr ist es, die deutsche Wissenschaft konnte sich nur darum zu solcher Kraft und Freiheit entwikkeln, weil sie einsam und verborgen lebte. Ungeachtet, weil unbemerkt, hielt sie Furcht und Argwohn, Haß und Verfolgung von sich fern. Aber die Not der Zeit hat sie ins Freie gerufen, sie hat sich im Felde des Lebens versucht, man lernte sie kennen, fürchten und hassen.

Nun hofft sie vergebens, wenn sie das Feld räume und in ihre vorige Einsamkeit zurückkehre, auch die vorige Ruhe und Bequemlichkeit wiederzufinden – man wird sie bis in ihre Feste verfolgen, und nur erst auf deren Trümmern wird der Argwohn seinen alten Schlaf wiederfinden. Darum bekämpfe sie den Feind; ihn zu beschwichtigen, ist zu spät geworden.

Die kritische Gesellschaft spricht am Schlusse ihrer Ankündigung die Hoffnung aus: es dürfte „eine neue, eben unter bedeutenden Auspizien aufblühende Anstalt in der Folge auch mit ihren Kräften die Societät verstärken". Ich denke, damit ist *München* gemeint, und wünsche mich zu irren, wenn ich dieses denke. Es wäre nicht gut, es wäre wahrlich nicht gut, wenn jene neue Anstalt nicht ihren eigenen Weg einschlüge und fremder Führung folgte. Die Münchner Professoren werden sich bedenken, sie werden überlegen, wie es den Enten ergangen, welchen Münchhausen nachgestellt. Dieser band einen guten Bissen an eine Schnur; die erste Ente verschlang den Bissen und zog die Schnur nach und gab beides hinten wieder von sich. Die zweite Ente verschlang den nämlichen Bissen und machte es weiter so. Dann kam die dritte, die vierte Ente; so eine nach der andern. Nachdem die letzte angebissen, zog der kluge Jäger die Schnur an sich, hockte die ganze Herde auf seinen Rücken und trug sie mit Leichtigkeit fort. Da zappelten, da flatterten, da schnatterten sie – zu spät; sie hingen, sie hatten sich fest gefressen. Doch das waren dumme Enten; Gelehrte aber haben Verstand, und ehe sie nach einer Lockspeise schnappen, sehen sie zu, ob kein *Bindfaden* daran befestigt.

6.

Schüchterne Bemerkungen über Östreich und Preußen

(1818)

Im deutschen Bundesparlamente stellt Östreich das erhaltende Prinzip (die Pairskammer), Preußen das schaffende Prinzip (die Deputiertenkammer) vor. Jenes ist das bindende Azot, dieses das freimachende Oxygen in der politischen Atmosphäre Deutschlands. Aus ihrer gehörigen Mischung allein entsteht für das Volk die atembare Lebensluft. Wo das eine unziemlich vorherrschte, würde das deutsche Gemeinwesen ein sieches, unerquickliches Leben verkeuchen, wo das andere, in heißen und allzu raschen Atemzügen sich verzehren.

Östreich hat in den Verhandlungen des Bundestages einen Geist und eine Wärme gezeigt, die einen hohen Grad dankbarer Anerkennung verdienen. Seine herablassende Teilnahme an den frohen Lebensspielen des deutschen Volks mußte um so mehr überraschen und rühren, als das warme Wort der Liebe freundlicher wirkt, wenn es aus dem Munde eines ernsten Mannes kommt. Preußens Wirksamkeit war freilich seelenvoller und lebendiger, aber als ein jugendlicher Staat tat es, nur aus Lust und seinem Naturtriebe folgend, was Östreich mit Verstand und mit Freiheit tat. Möge das eine den Rat der Nüchternheit nie überhören oder verspotten, und möge das andere nie grämlich tadeln, woran der Geist der Zeit seine Freude findet.

Die östreichische Regierung fürchtet jede Volksbewegung und ist folgerecht genug, auch keine solche zu dulden, die zu ihrem eignen Besten tätig ist. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt; sie war die einzige Macht, die eine Volksbegeisterung gegen

Frankreich nicht hat aufkommen lassen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu jener Zeit die Bürgerbewaffnung und das Streben der Deutschen zur Volkstümlichkeit, welches überall, auch wo es in den Kleidertrachten nur spielend sich zeigte, hätte geehrt werden sollen, lächerlich gemacht.

Östreich ist die einzige reine Monarchie in Europa, und einige tote Formen von ständischen oder freien Munizipalverfassungen, die dort noch stattfinden, dienen nur, sie wirksamer zu machen, indem sie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geist des Staatskörpers ist in der Regierung, das Herz im Adel, im Volke ist nur ein Pflanzenleben – der Magen. Dieses Reiches inneres Regierungssystem, die Unmündigkeit, worin der Geist der Untertanen zurückgehalten wird, die Sklaverei der Presse, die Quarantäne, der sich jede aus der Fremde herkommende Meinung und Ansicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verstattet wird, oder die gänzliche Gedankensperre ausländischer Erzeugnisse – alles dieses war *nur bis jetzt* verzeihlich, vielleicht heilsam. Josephs II. allzu rasche und darum mißlungene Versuche mochten es billig schüchtern machen. Nach ihm durfte wohl bedenklich gefunden werden, zu *der* Zeit und in der Lage der Dinge, die man mit dem Namen *Französische Revolution* zu bezeichnen pflegt, den Bürgern wohl an sich erwünschte Freiheiten, da sie in Frankreich als Früchte des Verbrechens erworben worden waren, wenn auch auf gesetzlichem Wege zufließen zu lassen, da die Güte des Zweckes über die Schlechtigkeit der Mittel leicht hätte verblenden können. Jetzt aber wäre es an der Zeit, den Bürgern freiwillig zu geben, was man sich nicht abtrotzen zu lassen sich stark genug gezeigt hatte. Daß das östreichische Volk mit innigerer Liebe als irgendein anderes an seinen Fürsten hängt, beweist nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfassung, sondern die des Fürsten und der Verwal-

tung. Aber letztere sind sterblich, während erstere dauert. Weder Liebe noch Furcht ist jetzt mehr ein sicheres Band zwischen Volk und Herrscher, sondern Achtung allein; denn die Völker sind Männer geworden, aber nur das Kind fürchtet, der Jüngling liebt, der Mann achtet. Die öffentliche Meinung hat in den letzten fünfundzwanzig Jahren unübersteiglich geachtete Berge erklimmt und geht jetzt talwärts, den Frieden und die Heimat suchend. Man mag ihr immer eine heilsame Hemmkette anlegen, um ihren Lauf zu schwächen, aber aufhalten läßt sie sich nicht; sie zerreißt die Kette und zieht jeden, der sie gewaltsam zurückhält, mit sich hinab.
Östreich ist das europäische China, ein stillstehender, ausgewachsner Staat. Er treibt seine starken Wurzeln weit über seinem eigenen Gebiete unter dem Boden anderer Länder fort. Diese starke Eiche kann nicht wanken, nur brechen. Bewundern muß man es, schwerer ist, es zu lieben. Es mag zu seinem Vorteile geltend gemacht werden, daß es einige geistreiche Männer für sich zu gewinnen wußte. Aber wie es eben gesinnt sei, spricht sich in diesen seinen Verfechtern am deutlichsten aus. Verspottet und gehaßt, führen sie einen lächerlichen Kampf gegen die öffentliche Meinung, die, gut oder schlecht, stets den Sieg behauptet. Im Streite des Kopfes mit dem Herzen siegt das letztere; darum wird auch Östreich kalt, besonnen und lieblos, wie es ist, dem Geiste der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm stiftet. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die aufgeklärten Staatsmänner, deren Östreich nicht entbehrt, und dessen gutmeinender Fürst nicht unwillig sind, dem Volke mehr Luft und Licht zu geben; aber sie gehen zu langsam in dieser eilenden Zeit. In einem wankenden Schiffe fällt nur, wer stillesteht, nicht, wer sich bewegt. Es ist eine überkluge Staatskunst, in einer Zeit der Neuerungssucht, und eben weil sie so beschaffen, das Alte trotzend zu

behaupten. Vorsicht ist nötig, aber schleichen heißt nicht behutsam gehen. Über eine wankende Brücke muß man schnell zu kommen suchen: die *Zeit* der Gefahr verkürzen, das heißt die Gefahr selbst verringern.
Es gibt politische Gebrechen, die für den einen Staat, als in seiner Organisation gegründet, notwendig und daher auch heilsam sind, für den andern aber, weil sie seiner Natur widersprechen, verderblich werden und ihn früher oder später entweder zu einer Umänderung oder zur Zerstörung führen. So ist die Schuldenlast Englands sowohl die Stütze seiner innern Freiheit als die Bürgschaft seiner äußern Ruhe, indem es hierdurch das Schicksal anderer Staaten an seine eigene Fortdauer knüpft. Für Östreich hingegen ist die Zerrüttung des Finanzwesens, an der es leidet, ein Übel ohne Ersatz. Ohne dieses Gebrechen wäre es ein unabhängiger geschlossener Staat. Sein Finanzwesen widerspricht durchaus seinem angenommenen Regierungssysteme; denn es hängt durch jene Fehlerhaftigkeit wider seinen Willen mit dem liberalen Geiste unserer Zeit zusammen, da es genötigt sein wird, zur Erhaltung eines endlich fallenden Kredits sich den übrigen deutschen Staaten in Einführung freisinniger Verfassungen anzuschließen.
Aber so mußte Östreich beschaffen und mit diesen Fehlern mußte es begabt sein, um Europas Retter zu werden. In unserer sturmbewegten Zeit war dieser Staat der einzige Felsen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere sich vereinten. Die europäischen Fürsten erkennen es nicht genug, wieviel, ja, daß sie Östreich alles zu verdanken haben. Es kämpfte fünfundzwanzig Jahre für das Erbrecht der Fürstengeschlechter (man nannte es die Ruhe der Welt), und es hat den gewaltigen Geist der Zeit – besiegt nicht, aber aufgehalten, für so lange, als das Schicksal es in der Menschen

schwache Hände geben wird. Aber nicht bloß wo Östreich sich dem Bildungstriebe der Zeit mit dem Schwerte entgegenstellte, auch da war es Rettung bringend, wo es besonnen dem Laufe der Dinge anscheinend gewähren ließ und mit dem Feinde Frieden schloß. In unsern Treibhauszeiten, wo jede Tat, von der Glut einer wahnsinnigen Sehnsucht ausgebrütet, Blüte und Frucht zugleich hervorbringt, ist die langsame nüchterne Kraft, die sich nie ganz verbraucht und darum aushält, die wirksamste und nützlichste. Mit dieser hat Östreich gestritten und durch die ihm zum Naturtriebe gewordene, fast bewußtlos handelnde Staatsklugheit unter der Miene bequemen Tuns mehr verrichtet als Preußen mit unzeitiger, zappelnder Geschäftigkeit. Gleich dieser Macht wäre es zertrümmert worden, wenn es der Napoleonischen Herrschaft, da sie noch in ihrem Jugendfeuer war, sich unversöhnlicher entgegengesetzt hätte. Östreich hat Napoleons Macht, vielleicht nicht absichtslos, durch eben das Mittel untergraben, wodurch jener sie zu befestigen gedachte und die Welt selbst sie nun auf ewig gegründet glaubte, nämlich durch die Vermählung mit Maria Louise. Halb Frankreich und viele seiner Anhänger außer ihm hatte sich der französische Kaiser hierdurch entfremdet, weil er jetzt die Furcht einflößte, er würde wegen dieser Verbindung mit einer legitimen und die Grundsätze der Legitimität verfechtenden Macht alle Früchte und Lehren der Revolution zerstören und unterdrücken. Daß er diese Furcht einflößte, ohne sie zu rechtfertigen, war um so gefährlicher für ihn, denn Östreich und die alten französischen Aristokraten sahen sich in ihren Erwartungen betrogen, und die republikanischen Franzosen hörten darum nicht auf, besorgt zu sein. Auch weil Napoleon nach jener Verbindung mit Östreich keinen Feind mehr in seinem Wirkungskreise zu scheuen fand, verließ er den Schwerpunkt, der ihn sicherte, und indem er,

Rußland bekriegend, sich mit seiner Macht zu sehr hinüberneigte, stürzte er von seiner Höhe herab. –
Preußen kann in seinem langgestreckten Gebiete sich nur mühsam bewegen; seine Grenzen schlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder – es muß und wird durch Wachsen das Kleid auszufüllen suchen. Die Rheinprovinzen, welche es erworben hat, können auf die alten Länder, denen sie einverleibt worden sind, wohltätig wirken, indem sie ihnen die unter der französischen Herrschaft errungenen neuen und heilsamen Ideen über Bürgertum und Regierung mitteilen. Setzt man sich aber dieser Einwirkung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen verderblich für beide werden und muß bei den Bewohnern hier und dort einen bedenklichen Geist der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiserlichen Regierung das französische Volk der *Gleichheit* sich erfreute, die man schmerzlicher vermißt als selbst die Freiheit, und daß, wenn sie Napoleon der letztern beraubte, es weniger geschah, um sie selbst zu unterjochen, als um sie zur Unterjochung anderer Staaten und Völker leichter gebrauchen zu können. Will Preußen die freisinnigen Regierungslehren seiner Rheinländer nicht auch für die alten Staaten benutzen, dann tut es besser, diese Provinzen einer eigenen Verwaltung zu unterwerfen, wie es mit Schlesien getan hatte. Auch hier gilt: Trenne und herrsche! Östreich hat darum so fest und ungestört seine Staaten jederzeit zu beherrschen gewußt, weil es jedes Land nach seiner eigenen Weise, nach alter Sitte und nach Herkommen regieren ließ.
Preußen ist keine *europäische* Macht; nicht seiner Größe und seinem Gewichte, sondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglückes mitteilt, hat es die Achtung zu verdanken, die seiner Stimme im Rate der mächtigsten Fürsten gegeben wird. Aber Preußen ist eine

deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. Das deutsche Gemeinwesen findet allein im preußischen Könige seinen aufrichtigen Freund; die andern Fürsten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil sie es als Mittel zu *ihren* Zwecken gebrauchen wollen. Dieses Bewußtsein, die Dankbarkeit des deutschen Volkes zu verdienen, kann allein an Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges innerhalb Deutschland bei seinen ausgedehnten Grenzen dem feindlichen Andrange nicht zu unterliegen. Indem man der preußischen Macht jene hohe Bedeutung zugesteht, kann man zwar nicht leugnen, daß die Preußen die Verrichtung eines männlichen Volkes nur noch spielend treiben, aber das Spiel ist des Ernstes gute Vorübung. Deutschlands *Geist* ist in Preußen, und *der* ist's, der den Körper regiert.

7.

Monographie der deutschen Postschnecke

Beitrag zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen

(1821)

Es ist sehr einfältig, daß ich gleich vorn sage: ich werde mich in dieser Abhandlung über vaterländische Postwägen satirisch auslassen; denn indem ich durch dieses Geständnis die Überraschung störe, übertrete ich die heilsamsten Polizeigesetze der Redekunst. Aber kann ich anders? Ist nicht zu fürchten, jene gelehrte Überschrift werde alle Leser abschrecken, wenn sie nicht bald erfahren, daß es damit Scherz gewesen? Sie sollte aber keinen abschrecken als den Zensor, zu seinem und meinem Vorteile, und da dieser jetzt schon getäuscht ist und der falsche Paß der verdächtigen Abhandlung glücklich über die Grenze geholfen hat, so ist längere Verstellung un-

nötig. Wahrlich, Menschenliebe, Mitleid und Rührung durchwärmen mich nie stärker, als wenn ich an einen Zensor denke, der besser ist als sein Amt. Leidet er nicht an den schmerzlichsten aller Plagen, an solchen, die man *gibt?* Muß er nicht, als lebten wir noch in den Zeiten Ludwigs XIV., aller englischen Freiheit in Reden und Gärten gram erscheinen und, ein Schüler des *Le Nôtre*, jeden überrankenden Zweig mit der Schere abschneiden? Darf er andere Blumenbeete dulden als solche, die mit glänzenden Scherben zerbrochener Gefäße übersäet sind? Hat er nicht die vollsten, kühnsten Bäume in Affen, Bären und andere Viehgestalten umzustutzen? Muß ihm nicht selbst oft wehe sein bei seiner Aufsicht über die schnurgerechte Denk- und Schreibart, und wird er nicht jedem Schriftsteller danken, der, gleich mir, ihn überlistet, unter einer naturgeschichtlichen Überschrift über die öffentlichste aller Staatsangelegenheiten, über Postwägen, schreibt und erst, nachdem sich die betastenden Finger entfernt haben, seine Fühlfäden aus dem Schnekkenhause streckt? Er dankt mir gewiß. Über Postwägen aber habe ich schon auf früheren Fahrten die besten satirischen Einfälle gefunden, doch sie auch alle wieder verloren. Mein Ideenmagazin ist zu klein und gibt mir keinen Platz, um Gedankenernten, die ich nicht gleich verzehre und niederschreibend verarbeite, aufzuspeichern. Gedanken über Postwägen konnte ich aber nie gleich aufschreiben, da der Stoß *dieser* mit dem Anstoße zu *jenen* immer zusammenfiel. Noch auf meiner letzten Fahrt sah ich, wie einem Commis voyageur, der während des Fahrens einen badenschen Kupferkreuzer, den er durch den Schlag einem Bettler zugeworfen, seinem Prinzipalen zur Rechnung bringen wollte, durch das Rütteln des Wagens so stark die Hand schwankte, daß das 1 statt in die Kreuzer- in die Guldenreihe kam, worüber der junge Mensch ganz untröstlich war; denn, sagte

er, es sei nicht mehr zu ändern, da er sich durch Radieren bei seinem Prinzipalen verdächtig machen würde.
Ich brauche nur fortzufahren, denn wie ich merke, bin ich, ohne darauf zu denken, bereits satirisch gewesen. Es wäre Unverstand von mir, wenn ich das langsame Fahren der Postwägen innerhalb der Städte aus dem Grunde tadeln wollte, weil Knigge in seinem Buche *Über den Umgang mit Menschen* das Gegenteil anratet. Knigge nämlich sagt, in Städten solle man schnell fahren, damit, wenn am Wagen etwas Zerbrechliches sei, er da zerbräche, wo Hülfe in der Nähe wäre. Kondukteurs und Postillione können hinlänglich beweisen, daß sie jenes Werk über feine Lebensart niemals gelesen haben; vielmehr sind die Vorteile dieses langsamen Fahrens auffallend. Nach den Fenstern guter Freundinnen kann man oft und lange zurücksehen; guten Freunden begegnet man zweimal auf der Straße; hat ein Reisender vergessen, seine Rechnung im Gasthause zu bezahlen, so kann ihm der Wirt nachgehen und ihn daran erinnern. Ein Ehemann, der mit mir nach Stuttgart gereist wäre und 15 Minuten auf dem Wege vom Rahmhofe bis zur Brücke zugebracht hätte, würde sich getröstet und gedacht haben: jetzt endlich hat die Teure ihre Tränen getrocknet, und ich will es auch tun und mich den Eindrücken der schönen Natur hingeben, sobald ich draußen bin vor dem Affentore. Ohne jenes langsame Fahren hätte der mitreisende Franzose niemals seinen Dukaten Silbermünze wiedergefunden. Er sagte mir nämlich auf der Zeil, er habe einen Dukaten wechseln lassen und sei dabei ganz gewiß betrogen worden, denn alle Kaufleute wären Spitzbuben; ich möchte so gut sein und das Geld nachzählen. Als ich ihm bemerkte, ich sei kein Handelsmann, erwiderte er in logischer Zerstreuung: *Tout le monde est marchand ici.* Ich fing an zu zählen, da kam aber einer jener fürchterlichen Erdstöße, die

unter dem Himmel der Postwägen so häufig sind, und schleuderte das Geld aus meiner Hand zum Wagen hinaus. Der Franzose stieg aus, und hatte schon nach fünf Minuten den letzten Groschen von der Fahrgasse wieder aufgelesen, worauf er dem Postillion zurief, er könne jetzt fortfahren. So eitel war der Narr, daß er sich einbildete, man hätte seinetwegen stillgehalten, welches gar nicht der Fall gewesen.

Schwerer aber ist zu entschuldigen, daß das langsame Fahren auch auf der Landstraße fortgesetzt wird. Zwar kann man dafür folgenden nicht unbedeutenden Rechtfertigungsgrund anführen. Der plötzliche Wechsel der Schritte, von langsamen zu geschwinden und umgekehrt, ist den Pferden, wie bekanntlich, sehr schädlich. Da nun nach obigem in Städten und Dörfern langsam gefahren werden müsse und das ganze Land zwischen Frankfurt und Stuttgart so gesegnet und bevölkert ist, daß jede halbe Stunde ein Dorf oder eine Stadt liegt, so könne man nie dazu kommen, rasch zu fahren. Denn habe man, aus einem Orte kommend, den langsamen Schritt eine Viertelstunde fortgesetzt, so müsse man ihn wegen des nächsten Ortes zur Vermeidung des schnellen Wechsels von neuem anfangen und so immer weiter. Dem ist allerdings so; doch der Grund *gegen* das langsame Fahren auf der Landstraße ist von größerem Gewichte. Menschen- und Pferdekenner wissen, daß langsames Gehen am meisten ermüdet, weil man dabei länger gehen und mehr Schritte machen muß. Wirklich waren Kondukteur, Postillion und Pferde bald so abgemattet, daß sie schon in Sprendlingen liegen bleiben mußten, um sich zu stärken. Dort hatte ich einen ganzen Schoppen Zeit, durch Horchen und Fragen herauszubringen, daß die junge schöne Frau, die mir im Wagen gegenübersaß, die Neuvermählte ihres Begleiters sei, der sie vor neun Wochen in Memel, ihrem Geburtsorte, geheiratet hatte und

am Tage nach der Hochzeit mit ihr abgereist war, um sie nach Triest in sein elterliches Haus zu bringen. Er hatte sich auf dem Wege nach Frankfurt nicht länger aufgehalten als der Postwagen. Der Gedanke erquickte mich ungemein, daß diese junge Frau so viel glücklicher sei als andere Neuvermählten, weil sie, statt der üblichen Flitterwochen, sich langer Flittermonate erfreuen dürfe; denn der erste häusliche Zwist kann nur zu Hause, aber in keinem Postwagen entstehen. Ja, ich trieb die Sache weiter, ich bedachte, wie sehr die schlechten Herbstwege die Fahrt verzögern müssen, und berechnete, daß die harrende Schwiegermutter in Triest nicht bloß eine geliebte Schwiegertochter, sondern auch einen Enkel werde bewillkommen und küssen können.

In *Langen*, als der ersten Station oder Bet[t]fahrt, dachte ich gar nichts, sondern schlief während dem Umspannen der Pferde sanft im Bette, um nachzuholen, was ich in der vorigen Nacht wegen der Abschiedszeche versäumt hatte. Wir kamen um halb sches Uhr abends in Darmstadt an. Dies war gewiß gut gefahren; denn erst um zwölf Uhr hatten wir Frankfurt verlassen, und mich, der ich in ebensoviel Zeit den Weg zu Fuß mache, pflegen gute Freunde einen guten Fußgänger zu nennen. Wieviel schwerer aber ein beladener Postwagen fortzubringen sei als ein 120pfündiger Doktor, bedenke man gehörig! In Darmstadt hatte ich sowohl *am* als *im Darmstädter Hofe* – welcher auch der Wiener Hof genannt werden könnte, denn der Wirt jenes Gasthauses heißt *Wiener* – folgende gute Gedanken. Ich zog eine künftige Zeit ganz nahe zu meiner Einbildungskraft herbei, eine schönere Zeit, da man nicht mehr die schlechten Menschen zu geheimen Aufsehern über die guten bestellt, sondern umgekehrt. Ich dachte mir, wieviel besser es alsdann sein würde, wenn lohnsüchtige Wächter durch erlogene Gefahren nicht länger Fürsten und Völker mit

Argwohn erfüllten und sie ängstigten. Alsdann, dachte ich, wird man mich wohl auch zum geheimen Kundschafter gebrauchen, und irgendein unsichtbarer Ober-Tugend-Direktor gibt mir den Auftrag, Deutschland zu durchreisen, um die Stimmung des Volks zu untersuchen und zu erforschen, ob nirgends unzärtliche verdächtige Triebe sich offenbarten. Ich wäre hierauf eiligst von Frankfurt abgereist und hätte aus dem *Darmstädter Hofe* zu Darmstadt folgendes berichtet:

„Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor!

Zufolge erhaltenen Auftrags bin ich heute mittag um zwölf Uhr von Frankfurt im Postwagen abgegangen und um halb sechs Uhr abends in Darmstadt angekommen, von wo aus ich die Ehre habe, Ihnen zu berichten. Wenn ich nicht fürchtete, Zweifel gegen meinen Diensteifer zu erregen, so würde ich sogleich wieder zurückreisen, da der Zweck meiner Sendung schon vollkommen erreicht ist. Ich habe auf dem ganzen zurückgelegten Wege auch keine Spur von dem gefährlichen bösen Geiste der Einwohner, sondern im Gegenteile überall einen guten gefunden. Zugleich aber sind mir die stärksten Beweise geworden, daß der nämliche gute Geist das ganze deutsche Volk beseelt. Der *Postwagen* überzeugte mich davon. Posthalter, Kondukteurs, Postillione, Wagenmeister, Packer wie überhaupt das ganze Hochfürstlich Thurn-und-Taxischfahrende Personal gehen bei ihrem Geschäft mit solcher Bedächtigkeit zu Werke, daß man wohl sieht, es sind gute, ruhige Bürger, die Deutschen, die nichts Gewagtes unternehmen. Desgleichen die Passagiere, deren keiner über das langsame Fahren ungeduldig wurde und etwas aus der Haut fuhr. Ja, selbst der junge Mann, der in Heilbronn Hochzeit machen wollte, zeigte mehr Zufriedenheit als Unzufriedenheit, daß der Wagen zwischen Frankfurt und Darmstadt sich

dreimal erquickte mit Wein und kalten Speisen, nämlich in Sprendlingen, Langen und Arheiligen. Beweist nicht schon das häufige Trinken die besten Gesinnungen? Menschen, die verdächtige Gedanken hegen, sind auf ihrer Hut und trinken Wasser, weswegen auch die Diligencenpostillione im revolutionssüchtigen Frankreich kein Trinkgeld fordern, damit sie nicht versucht werden zu trinken. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor, aus dem Gesagten mit Vergnügen entnehmen, daß in Deutschland alles ruhig ist und bleiben wird; denn Sie sind viel zu gerecht, eine einzige Ausnahme dem ganzen Volke anzurechnen. Eine solche Ausnahme ist mir allerdings aufgestoßen. Unter den Passagieren war einer, der durch seine Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Postdinge deutliche Spuren neologischer Denkungsart zeigte. Er trippelte vor Ungeduld mit den Füßen, schnalzte mit den Fingern und gebärdete sich überhaupt wie toll. Mehrere Male rief er den Postillionen zu, sie sollten doch in's Teufels Namen nicht so rasch fahren, er verliere den Atem, er werde schwindlig, und die schönsten Gegenden flögen an ihm vorüber. Ich hörte, wie jener Passagier auf der Station Langen zum Postillion sagte: ‚Ehrwürdiger Greis, wie Ihr doch noch so sehr munter und rüstig seid! Da habt Ihr nicht bloß die 8 kr. Taxe, sondern noch 2 weitere, und macht Euren jüngsten Enkeln, die noch unverheiratet sein können, eine Freude damit!' Dies war deutlich genug gespottet. Ja, in Arheiligen, da der Kondukteur etwas Wein zu sich nahm, spottete er noch offener und sagte, es wäre zweckmäßig, wenn in jedem Postwagen ein Hochfürstlich Thurn-und-Taxisches Stückfaß gestellt würde, damit das fahrende und gefahrene Personal daraus zapfen und trinken könnte, ohne sich aufzuhalten, und eine vollständige Restauration der Postwägen sei noch wünschenswerter. Dieser gefährliche Passagier hat

noch auf andere Weise seine verdächtigen Gesinnungen an den Tag gelegt. In Darmstadt machte er beim Aussteigen einen großen Sprung über einen Kothaufen, ob er zwar sehr bequem hätte durchgehen können. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß er hierbei ein Turnziel zu erreichen gesucht. Bei solchen bedenklichen Zeichen habe ich jenen gefährlichen Passagier stets im Auge behalten und werde ihn ferner beobachten, auch ihn durch andere Vertrauten beobachten lassen. Ich bin so gewisser, daß er keinen Schritt tun und kein Wort reden kann, das ich nicht erführe, da ich selbst dieser Passagier bin. In Stuttgart werde ich die Ehre haben, Ihnen weiter zu berichten. Genehmigen Sie, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor, die Versicherung meiner Hochachtung."

Ich wollte eben den Brief versiegeln, da trat der Kondukteur in die Gaststube des *Darmstädter Hofes* und lärmte stark. Er fragte mich, ob ich denn nicht wisse, daß ich auf einem Postwagen fahre, der keinen Augenblick Zeit verliere und auf niemanden warte. Ich solle eilen, denn er könne sich nicht länger aufhalten, als bis er seinen Schoppen Wein werde getrunken haben, den ich ihm soeben hätte vorsetzen lassen. Nach einer halben Stunde gingen wir beide ans Posthaus, und wirklich war der Sattelgaul schon vorgespannt. Ich erschrak; wie leicht hätte ich zu spät kommen können!

Von der Nacht habe ich nichts mitzuteilen. Nur wenigen guten Freunden (ich reiche nicht weiter) fülle ich ein Glas von meiner echten Bergsträßer Freudenstation. Ich erwachte wie ein Mühlknappe aus dem festesten Schlafe, da die Räder stillstanden und nicht mehr klapperten. Der Wagen hielt vor der Posthalterei – eines Dorfes, wie ich dachte; denn das Haus lag abgesondert von dem Orte, und man konnte nicht merken, daß es einem Städtchen zugehöre. Ich trat hinein, stieg eine Treppe hinauf und öffnete rasch und gebieterisch die Stuben-

türe. Nichts anderes suchte ich als einen Schnaps und die dazugehörigen Umgebungen, aber was traf ich, und wie ward ich betroffen! Um einen städtisch geordneten Abendtisch saßen vierundzwanzig Augen (worunter mehrere schön), die frugen mich alle zugleich, was ich hier wollte? Mir aber war im Innern voller Jämmerlichkeit, im Bewußtsein meiner äußern. Einem vom Viehmarkte heimkehrenden Ochsentreiber sah ich nicht sowohl ähnlich als gleich. Die brünette Nachtmütze auf dem Kopfe war mit einem Schnupftuche umwunden, nicht zu mehrerer Wärme des Kopfes, sondern zu größerer Sicherheit der Mütze. Der Postwagen nämlich hatte gleich einem jungen muntern Kater seine Freude daran, mit der Mütze zu spielen, er machte häufige Sprünge und warf sie in die Höhe; da mußte ich sie festbinden. Eine angeschneite Halsbinde hing als gewässertes Ordensband in weiten Kreisen um meinen Nacken. Mein Ganzes umgab ein schabiger Biber. Ich riß beim Eintreten schnell Mütze und Tuch vom Kopfe und sagte halb fragend, halb positiv: „Ich weiß nicht, ob ich recht bin?" Die Postmeisterin sagte: „ja" und hieß mich Platz nehmen, indem sie den nahe am Tische stehenden leeren Stuhl etwas zurückschob. Diese Exkommunikation aus der Familiengemeinde fuhr wie ein Bannstrahl durch mein Herz und zündete. Ich fühlte, wie fremd ein Fremder sei in jedem häuslichen Kreise, wo Liebe wohnt, und daß er nur da nicht störe, wo er kein Glück zu stören findet. Kleiner war mein Kummer, daß ich hungerte, und zu der traurigen Scheidung vom Bette auch die Scheidung vom Tische kam. Als endlich der Blitz ausgebrannt hatte, ward ich kalt, erbost, ich dachte höhnisch: Kleider machen Leute, und schlug meinen Mantel zurück, damit die ganze Gesellschaft den eleganten englischen Frack darunter sähe, wie ihn wohl kein Ochsentreiber zu tragen pflegt. Aber ich Unglück-

seliger hatte vergessen, daß ich in Darmstadt den Frack weggelegt und einen Nachtpelz angezogen hatte, der aus mehreren Katzenfellen ganz elend zusammengesetzt war. Jetzt fühlte ich, daß meine gekränkte Eitelkeit errötete, und ich eilte, das Befestigungstuch in meiner rechten Hand als Maske meiner Verlegenheit zu gebrauchen. Aber mein böser Geist verfolgte mich; mit dem Tuche war noch die Mütze verwickelt, und so machte ich mir, als wolle ich die ganze Post verhöhnen, eine lange baumwollene Nase, deren Spitze die hundertästige Quaste bildete. Jetzt konnte es der Posthalter nicht länger aushalten, das Lachen stand ihm schon an der Unterlippe; er ergriff schnell ein Glas und trank, aber das Weinwasser war zu seicht, er konnte das Lachen nicht ertränken, und es kam lebendig aus dem Glase wieder hervor. Es platzte los; ich glühte.

Da erbarmte sich meiner ein Engel in der höchsten Not, die Tochter des Posthauses. Ihre zwei dunkelblauen italienischen Nachthimmel strahlten die süßesten Sterne auf den Geliebten herab, der an der Seite des Mädchens saß und, zur Gitarre singend, mit fröhlichen und schmachtenden Liedern in das Herz und Auge der seligen Braut einzog. Das seidenumsponnene Köpfchen lag auf seiner Schulter, und ihr Arm war zwischen dem seinigen und, von dem roten Bande der Gitarre umringelt, gar wunderlieblich geflochten. „Wilhelm“, sprach sie, sanft seine Hand und das Spiel hemmend, „so einen Tigerpelz, wie der Herr hat, mußt du dir kommen lassen, der hält wohl warm.“ Ich dankte es dem guten Mädchen, das meinem schüchternen Katzenfelle durch Erwähnung seiner vornehmen Verwandten Mut einsprach. Sie frug mich nach dem Ziele meiner Reise, und das Tauwetter ihrer warmen Stimme schmolz das Eis um meinem Herzen. Jetzt folgte Vater und Mutter der freundlichen Führung der Tochter, man lud mich zum

Punsche ein, ich rückte den Stuhl näher an den Tisch und pries zum ersten Male die zögernde Fahrt. Eine Stunde schlich diebischleise vorüber. Ich stieg in den Wagen, die Stampf- und Walkmühle kam wieder in den Gang, und ich erwachte erst am Morgen an den steinigen Ufern des Neckars.

In Heidelberg hielten wir uns nicht lange auf; ich hatte nur Zeit, sechs Professoren, den Schloßgarten und die nächsten Umgebungen der Stadt zu besuchen. Es waren liebe alte Freunde meiner Studienjahre. Dort machte der Franzose einer Landsmännin Platz. Ich konnte auf dem ganzen Wege nicht recht klug aus ihm werden; denn ich hatte *La police dévoilée par Manuel* und die *Briefe eines reisenden Franzosen über die geheime Polizei in Wien* gelesen und war zu klug daraus geworden. Er war ein großer, starker, zerlumpter Kerl, der sich für einen reisenden Weinkrämer ausgab; aber er hatte seinen *Flassan* im Kopfe so gut als einer und sprach von der Politik des Duc de Choiseul, als wäre er dessen geheimer Sekretär gewesen. Allerdings war der Kerl verdächtig; denn er war Franzose und erhob die Deutschen über seine eigenen Landsleute. Die ihn zu Heidelberg ablösende Landsmännin wollte eine Gouvernante vorstellen, die nach Lausanne, ihrem Geburtsorte, reiste. Im Postwagen nahm sie ihren Platz und die Passagiere zu gleicher Zeit ein. Hinter dem Schleier, der über das niedliche Spitzenhäubchen herabhing, wetterleuchteten zwei schwüle Augen. Der kleine Mund lächelte bezaubernd, wenn er schwieg und wenn er sprach. Sie warf ein breites Netz aus, dessen Maschen sehr eng waren. Von einem Schreinergesellen, der aus Paris kam, ließ sie sich ein deutsches Zettelchen übersetzen; der Schreiner leimte mühsam, aber stolz und zufrieden die Worte zusammen. Die junge Ehefrau aus Königsberg nahm sie ein, indem sie gegen ihren Gemahl einsilbig war, und

diesen gewann sie durch verstohlenes Treten der Fußzehen. Ich selbst betete sie schon aus Dankbarkeit, obzwar im stillen an, da der Strom ihrer Rede mein Tintenfluß war, aus dem ich für den Charakter einer Französin zu einem künftigen Ostern- oder Michaelisromane unaufhörlich schöpfte. Sie setzte ihre feine Aufmerksamkeit sogar fort, wenn wir Passagiere des Nachts schliefen, und sie fragte den Heilbronner Bräutigam im Dunkeln mit der herzlichsten Teilnahme: warum er so stille und zerstreut sei. Unter allen Passagieren war sie gegen mich am artigsten aus keinem andern Grunde, als weil ich grob war. Denn man gewinnt die Weiber nie häufiger, als wenn man sie für Nieten hält.

Obige Gouvernante ist für unsere Naturgeschichte von der äußersten Wichtigkeit; denn sie sagte über die Physiologie der Postwägen die frappantesten Dinge. Als wir in der Gegend von Neckergemünd aussteigen mußten, weil es bergan ging, bemerkte sie: wenn auf der See ein Schiff erleichtert werden sollte, würden die Güter über Bord geworfen, nicht aber die Mannschaft wie hier. Sie habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß man auf Postwägen die Ballen höher schätze als die Menschen, und jedes gefühlvolle Passagierherz müsse darüber seufzen. Ein Passagier, er möge noch so schwer sein, brauche für seine Person kein Übergewicht zu bezahlen und zahle überhaupt weniger als tote Ware. Ihr Platz nach Stuttgart koste ihr kaum sechs Gulden, und sie wiege doch 100 Pfund brutto, die Fracht für einen Zentner Seidenzeuge aber betrüge mehr als das Doppelte. Dieser Tarif beleidige die Würde der menschlichen Natur auf das gröblichste. Auf den Stationen würden beim Auf- und Abladen des Wagens die Pakete mit der ängstlichsten Sorgfalt nachgezählt und nicht eher weitergefahren, bis man sich versichert, daß keines fehle. Um die Passagiere aber bekümmere man sich nicht,

und sobald der Kondukteur sich satt getrunken habe, fahre man fort, mag zurückgeblieben sein, wer da wolle... Jetzt konnte es der Kondukteur *in concreto*, der hinter ihr herging, nicht länger aushalten. Er ward giftig und sagte (als Rheinländer und rezidiver Patriot): ja, *ci- devant*, werde Mademoiselle mit 4 Einquartierungspferden *dans une voiture générale* bequemer gefahren sein, das habe sich aber jetzt geändert. Er wollte sagen: *in einem Generalswagen*. Die Französin verstand ihn aber nicht und fuhr in der Weise des Boileau fort. Ja, zu Heilbronn im *Falken* machte sie es ärger und hielt an der Wirtstafel öffentliche satirische Vorlesungen über unsere vaterländischen Postwägen. Sie frug, warum so ein *lourd animal „diligence"* hieße und nicht, was richtiger wäre, *paresse* oder *négligence*. Man solle ihr Kamillentee machen, sie sei von dem starken Schaukeln ganz seekrank geworden, und es wäre ihr jämmerlich um das Herz. Ob es hierzulande nicht bekannt wäre, daß man, wenn die See hoch ginge, die steilen Wogen durch ausgegossenes Öl breche und hierdurch dem Schiffe einen sanften Weg bahnte; warum man Achsen, Federn und sonstiges Eisenwerk des Postwagens durch einiges Öl nicht ebenfalls geschmeidiger zu machen suche. Die langsame Fahrt des Postwagens habe ihr schon einmal ein großes Glück vereitelt. Sie sei nämlich unter sehr vorteilhaften Bedingungen von Stralsund nach der Gegend von Halberstadt berufen worden, um bei der Tochter einer Landedelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfange der Einladung wäre sie auch schon im Postwagen gesessen. Als sie aber an Ort und Stelle gekommen, habe sie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt hätte sich das Fräulein in einen jungen Husarenoffizier verliebt und denselben nach langem Widerstande der Eltern endlich geheiratet. Mit Not hätte sie ihre Reisekosten wieder erstattet be-

kommen ... Einen reisenden Flötisten an der Wirtstafel fragte sie, ob er niemals auf die vielen Instrumente achtgehabt, die alle der Postwagen spiele? Sie habe sich erstaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechselnd während des Fahrens von sich gebe. Er ächze, seufze, stöhne, klappere, grunze, schnurre, rassele, zische, maue, belle, knurre, schnattere, quäke, brumme, klimpere, pfeife, murmele, schluchze, singe, klage und schmolle. (Die muntere Französin machte alle die hergezählten Laute mit Zunge und Lippen akustisch nach, welches artig genug war.) Alle Klagetöne des Jeremias gäbe er von sich. Sie habe im Sächsischen vierundzwanzig solcher Jammertonarten gezählt und auch durch fleißiges Nachforschen jedesmal deren Entstehung entdeckt. Bald klimperte das Wagenfenster in seiner Fuge, bald rasselte die Kette des Hemmschuhes, bald ächzte der lederne Sitz unter dem grausamen Drucke seiner sechs Tyrannen. Nur ein einziges Mal habe sie einen gewissen Tongrund unergründlich gefunden, durch Beharrlichkeit aber ihn doch endlich entdeckt. Das ohrenzerreißende Klappern sei von zwei sechspfündigen Vorhängeschlössern entstanden, welche die Pakete in dem Sitzkasten des Postwagens ängstlicher schützten, als nötig war. Dieses mörderische Geklapper sei ihr so lästig gefallen, daß sie auf der nächsten Station, nachdem die übrigen Passagiere ausgestiegen waren, vermittelst eines Fadens die Schlösser geschickt befestigt habe, damit sie sich nicht mehr rühren können. Über diese Arbeit habe sie der Kondukteur ertappt und sie als Postdiebin angeklagt. Der Amtmann, dem sie vorgeführt, hätte sie eine Cartouche, eine Schinderjohanna genannt; denn, habe er gesagt, er wisse recht gut, wie es die Spitzbuben machten, und daß sie vermittelst eines Zwirnsfadens die festesten Vorhängeschlösser öffnen können. Sie sei damals in

große Not gekommen, und nur mit Mühe wäre es ihr gelungen, durch Vorzeigen vielen Geldes, und indem sie, den reichsten und mächtigsten Fürsten gleich, vor einem gefallenen Napoleon sich zu bücken verschmähte und kaum hinabsah, den Richter von ihrem Überflusse und ihrer Unschuld zu überzeugen. Während der Untersuchung sei der Postwagen abgefahren und habe einen Vorsprung von zwei Stunden genommen, weswegen sie genötigt gewesen, mit Extrapost nachzueilen, und ob sie zwar schon nach einer halben Stunde den Wagen wiedereingeholt und die Extrapost zurückgeschickt habe, hätte sie doch die ganze Station zahlen müssen.

Nur Bosheit kann es für Bosheit erklären, daß die Französin auf gemeldete Weise länger als zwei Stunden ironisch war. Hatte sie nicht mit der Zeit dazu (die Zögerung des Postwagens verschaffte sie) zugleich das Recht dazu erlangt? Was sie über verwandte deutsche Angelegenheiten pythisch sprach (der Glühweinnapf gab die delphischen Dünste), verschweige ich mehr unwillig als freiwillig. Ich half ihr mit größerer Hochachtung und weniger Geschicklichkeit *in* den Wagen, als ich ihr neun Viertelstunden früher *heraus* geholfen hatte. Der Bräutigam blieb zu Heilbronn zurück, aber sein Herz machte als blinder Passagier noch die ganze Nachtreise mit. Er hatte bald in den Gesichtszügen der schönen Französin mehr Unähnlichkeit als Ähnlichkeit mit seiner Braut gefunden, und seine Blicke sangen unter vollständiger Seufzerbegleitung die rührendsten Liebeslieder. Deutsche Mädchen könnten die Treue ihrer Liebhaber auf keine bessere Probe stellen, als wenn sie sie eine funfzig Meilen weite Reise auf einem vaterländischen Postwagen machen und sie nach der Rückkunft schwören ließen, daß auf dieser Ulyssesfahrt nie eine Circe ihr Heimweh gemildert habe. Wenn sie nicht falsch schwören, dürfen sich die guten Mädchen wenigstens auf 52 Flitterwochen Hoffnung machen.

Eine Stunde hinter Heilbronn, um Mitternacht, hielt der Wagen auf freiem Felde still. Die Türe wurde hastig aufgerissen, und eine fürchterliche Gestalt in langem Barte und Schwert an der Seite drohte einzusteigen. Der Neuvermählte schrie: „Herr Jesus!“ Seine Frau wollte schnell ihre Ohrringe abziehen und kneipte mir mit den Worten: „Da, lieber Herr!“ so fürchterlich ins Ohr, daß ich später mein zaghaftes Schreckgeschrei verschönernd in einen Schmerzesruf verwandeln konnte; die Französin sagte gelassen: „Hätten wir nur eine Laterne“ (sie hoffte, der Räuber würde sie schonen, sobald er sie sähe); der Schreinergesell blieb ruhig. Wir wurden es auch alle wieder, da der Kondukteur erklärte, der Herr wolle ein wenig einsteigen, weil es schneie. Der Fußgänger, der, wie sich später ergab, um sich abzuhärten, gern in Winternächten reiste, nahm den Bräutigamsplatz an der Seite der Französin ein. Er verriet bald durch Worte und Taten, daß er sich vor kurzem aus einer Turnpflanzschule gerissen (einige Erde hing ihm noch an der Wurzel), und daß er sich nach Ludwigsburg zu versetzen gedenke, um dort Ableger zu machen. Als die Französin ihre Sprache, die sie keineswegs verloren, sondern nur versteckt hatte, wieder herbeigeholt, ließ der Turnsetzling das Wagenfenster nieder und sagte, er müsse Luft schöpfen. Es werde ihm immer engbrüstig, sobald er die Sprache des Erbfeindes höre. In seiner baldigen Erziehungsanstalt werde er, zum Nutzen seiner Zöglinge, die das Französische unglücklicherweise früher kennen gelernt als ihn, eine falsche französische Grammatik und ein desgleichen Wörterbuch drucken lassen, damit sie es daraus wieder verlernten. Auch dürften sie nie eine Halsbinde tragen. Er kenne nichts, was die Stabilität der Zwingherrschaft stärker schütze als jene beiden Dinge. Der verderbliche Einfluß der französischen Sprache sei jedermann hinlänglich bekannt; der der Hals-

binden aber weniger. Eine Halsbinde bilde eine unübersteigliche Mauer zwischen Kopf und Herz, weswegen beide nie zusammenkommen könnten. Darum wären auch die Soldatenhälse am engsten zugeschnürt. Die Weiber, welche keine tragen, dächten gefühlvoller und fühlten verständiger; sie hätten stets Liebe im Kopfe und liebten nie ohne vernünftigen Zweck. Die freien Griechen hätten nie Halsbinden getragen [1].

Die Französin erfuhr früher aus den Handlungen als aus den Reden des Turners (sie verstand das Deutsche wenig), daß er die Höflichkeit zu den Lastern des Erbfeindes zähle. Wir männlichen Passagiere alle hatten uns aus Rücksicht ihrer auf der ganzen Reise des Rauchens enthalten. Als ich mir hinter Heidelberg die erste Pfeife gestopft, wußte sie (noch hatte der Zunder im Kopfe nicht gezündet) ein vorläufiges Husten geschickt nachzumachen und sagte, der Rauch mache ihr Reiz. „Sie haben dann einen Reiz mehr", hatte ich ihr artig erwidert. Sie faßte dankend den Sinn, ohne die Worte zu verstehen, wie man bemerken kann, daß selbst ein zweijähriges lallendes Mädchen lächelt, wenn man ihm etwas Schönes sagt. Aber es half mich nichts. Sie sagte, als Französin sei ihr Vaterland überall, und wie ich wissen werde, sei das Rauchen ausländischen Tabaks in Frankreich verboten. Ich mußte nachgeben. Aber der Turner bekümmerte sich nicht darum und dampfte. In Besigheim auf der Station führte die Französin Klage beim Posthalter und berief sich auf ihren Heidelberger Postzettel, worin es heißt: „Das Rauchen ist untersagt." Der Tur-

1 *Der Turnpepinierist urteilt falsch. Die Orientalen, die immer despotisch regiert wurden, tragen den Hals nackt.* [Die zwischen das Zeichen * gesetzten Texte der *Aufsätze und Erzählungen* d. vorl. Ausg. finden sich in Handschrift oder Erstdruck, sind aber von Börne nicht in die *Gesammelten Schriften* aufgenommen worden.]

ner zeigte einen Stuttgarter Postzettel vor, der ihm vor wenigen Tagen nach Heidelberg ausgefertigt worden und worin es Art. 15 heißt, das Rauchen aus wohlverschlossenen Pfeifen sei erlaubt; nun aber könne nicht geleugnet werden, daß es ganz der nämliche Weg sei, der von Heidelberg nach Stuttgart und von Stuttgart nach Heidelberg führe. Der Posthalter wagte weder das badensche noch das württemberger Landrecht zu beleidigen und enthielt sich der Entscheidung. Ich aber hatte einen glücklichen Gedanken. Ich trat ernst vor den Turner hin und sprach: „Wandersmann, die alten Deutschen haben nie geraucht!“ Da warf er heftig die Pfeife zur Erde, umarmte mich, drückte mich an seine Brust und sprach: „O Bruder!“ Darauf holte er aus dem Wagen einen Aschenkrug, der auf dem Leichenfelde der zweiundzwanzigsten Legion in der Nähe von Mainz ausgegraben worden war. Daraus schenkte er mir Met in ein Horn ein und trank mir zu. Wir ließen die freundschaftstiftenden Poststationen hochleben. Kurz vor dem Einsteigen sagte ich dem Teutonen: „Bruder, du bist ein Narr! Dir es mündlich zu beweisen, ist jetzt die Zeit zu kurz. Ich will es aber schriftlich in meiner Monographie der deutschen Postschnecke dartun.“ Er wolle sich gedulden, sagte er. Darauf fuhren wir weiter.

In Ludwigsburg frug ich den Kondukteur, warum der schwerbeladene, nur mit zwei Pferden bespannte Beiwagen dem mit vieren bespannten Postwagen hart vorführe, wodurch der Lauf des letzteren notwendig gehemmt werden müßte? Er antwortete, dieses sei notwendig, die Hochfürstlich Thurn-und-Taxischen fahrenden Postpferde hätten zuviel Feuer und würden, um den Peitschenhieben auszuweichen, zu arg rennen, wenn man ihnen nicht, gleich den Soldaten beim Spitzrutenlaufen, ein gelassenes Hindernis vorangehen ließe. „Dieses erfahre ich noch zur rechten Zeit“, bemerkte ich. „Ich hatte

geglaubt, die Pferde gingen vorsätzlich aus unverzeihlicher Trägheit so langsam, und ich wollte in meiner wahrscheinlichen Satire über die vaterländischen Postwägen den Rat erteilen, man solle den Gäulen vor dem Anspannen einige Originalfläschchen von den so beliebten als *magenstärkenden* Diabolini, mit welchen der Konditor Schnell in Frankfurt bestens versehen ist, verschlucken lassen, damit sie den Teufel in den Leib bekämen und toll fortrennten, um eher zum Stalle in den Kreis der ihrigen zurückzukehren. Jetzt aber sind sie überflüssig, der Teufel und der Rat." „Allerdings sind sie das", erwiderte der verständige Kondukteur. „Sie glauben nicht", fuhr er fort, „welche große Mühe eine hohe Viehpolizei hat, das Feuer der raschen Tiere zu mäßigen, und wie wehe es ihr selbst tut, den Mißbrauch der tierischen Freiheit nicht anders verhüten zu können als durch das Verbot ihres vernünftigen Gebrauches. (Hier sah ich den Wagen- und Passagieraufseher mit dummen Augen an und zog meine Fühlhörner vorsichtig in mein Schneckenhaus zurück.) Der nicht bloß mit Habe und Gut der einzelnen, sondern auch mit steuerpflichtigen Bürgern und Staatsgeldern reich beladene Postwagen würde in Trümmer gehen, wenn man den vorgespannten Pferden freien Lauf ließe. Nur durch die schwerfälligsten Postwagen sei dieser zu hemmen, weswegen auch jeder Wagen, sobald er durch einigen Gebrauch abgeschliffener, geschmeidiger und leichter geworden wäre, sogleich ab- und dafür neue alte angeschafft würden, wie Sie sich am nächsten 8. Dezember in Frankfurt überzeugen können, wo die Fürstlich Thurn-und-Taxische Hauptexpedition fahrender Posten im Rahmhofe zwei für den Dienst nicht mehr verwendbare Diligencen öffentlich an den Meistbietenden, mit Vorbehalt höherer Ratifikation einer hochpreislichen Generalpostdirekton, würde versteigern lassen. Jenen

beiden Diligencen fehlt es aber an nichts als an Gewicht."

In Ludwigsburg räumte der altdeutsche Nachzügler und Spätturner seinen Platz Nr. 6 einem Manne ein, der sehr niedergeschlagen schien und in der hohen Postwagenversammlung nur Sitz und keine Stimme nahm. Erst eine Stunde später munterte ihn die Präsidialstimme (die der Französin) zum Reden und Klagen auf. Er sei ein Hutmachermeister, erzählte er, und in Ludwigsburg wohnhaft. Vor einigen Monaten sei er von der Wanderschaft zurückgekommen und habe bald darauf eine Frau und das Meisterrecht genommen. Sein Schwiegervater, ein Weinwirt, habe ein glänzendes Hochzeitfest gegeben und die feinsten, gebildetsten Honoratioren als starke Hutkonsumenten dazu eingeladen. Die Gäste, als sie spät am Morgen weggegangen, hätten ihren Dank nur stammeln können, so voll sei ihnen Kopf und Herz gewesen. Zwei Tage später sei ihm dieser und jener der Hochzeitgäste auf der Straße in den Weg gekommen, und da habe er mit mehr Verdruß als Erstaunen bemerkt, daß ihn keiner bald mehr habe kennen wollen. Es hätte niemand den Hut vor ihm abgezogen, und höchstens habe man mit einer leichten Handbewegung seinen Gruß erwidert. Darüber sei er nun in keine große Verwunderung geraten; denn auf seiner Wanderung habe er die vornehme Welt hinlänglich kennen gelernt und erfahren, daß, wenn sie es auch nicht immer verschmäht, sich mit den Geringern gemeinschaftlich zu vergnügen, der Schlamm ihrer Gesinnung doch jedesmal wieder zum Vorschein komme, sobald die Weinüberschwemmung abgelaufen sei. Er für seine Person habe im Herzen die Hochmütigen verlacht und, seines Gewerbes eingedenk, die Höflichkeit gegen sie verdoppelt, indem er seinen Hut als sein ambulantes Warenschild und Muster stark vor ihnen geschwenkt. Eines Tages, da er diesen vor

einem Gerichtsassessor, der auch bei seiner Hochzeit gewesen, besonders tief geneigt, sei jener zu ihm getreten und habe erzürnt gesprochen: „Wie können Sie sich unterstehen, den Hut vor mir abzuziehen? Sie sind ein Flegel, wissen Sie das?“ Er, Hutmachermeister, habe dem Erzürnten kalt und unbeweglich wie ein Schneemann nachgesehen und einer ganzen Viertelstunde bedurft, um von den Straßensteinen wieder loszufrieren. Selbst seine Frau, die den Assessor als einen sonst lieben Menschen gekannt, da er in ihrer elterlichen Weinstube oft gesessen, habe gesagt, sie könne nicht klug daraus werden. Aber noch am nämlichen Tage habe sich das Rätsel gelöst. Die Hutmachergeschwornen hatten auf den Abend sämtliche Meister zusammenberufen lassen und ihnen vorgestellt, daß dem Handwerke große Gefahr drohe. Die gebildetsten Stände der Stadt hätten sich nämlich vereinigt, gemeinschaftlich grob zu sein, den Hut nicht mehr vor einander abzuziehen, sondern sich beim Begegnen bloß starr anzusehen. Was in dieser Not zu tun sei? Aber keiner habe Rat gewußt. Wie nun seitdem das Nichthutabnehmen täglich zunehme, nehme der Hutverbrauch täglich ab, und sechs brot- und hoffnungslose Meister hätten sich vorgenommen, nach Rußland auszuwandern. Er, Passagier, reise nach Stuttgart, um sich einen Paß zu holen.

Die Französin hörte dieser Erzählung um so aufmerksamer zu, je weniger sie der ihr fremden Sprache wegen davon verstand. Ich aber schämte mich der Albernheiten meiner Landsleute und hütete mich, den Dolmetscher zu machen. Ich log ihr eine unglückliche Liebe vor und lockte dem guten Mädchen eine Träne in die Augen. Den Hutmachermeister aber tröstete ich. „Beruhigen Sie sich, lieber Freund“, sagte ich, „unsere deutschen Landsleute sind glücklicherweise keine chronische Narren, sondern nur akute; das Hutfieber wird bald vorübergehen. Keh-

ren Sie nach Hause zurück, doch wollen Sie sich von Ihrem Auswanderungsvorhaben nicht abbringen lassen, so eilen Sie sich wenigstens nicht, indem Sie zu Fuße aus Deutschland wandern, sondern fahren Sie lieber im Postwagen, und ehe Sie die deutsche Grenze übertreten, wird sich die Gesinnung der groben Gesellschaft gebessert haben.“ Meine Zusprache blieb nicht ohne Erfolg, und als ich den Hutmachermeister aufmerksam machte, wie sehr durch das Rütteln des Postwagens die Hüte gequetscht und abgenützt würden, man habe sie nun auf dem Kopfe, auf dem Schoße oder oben im Netze, so erheiterte sich sein Gesicht, und er sagte, er bemerke dieses mit Vergnügen, und die Beulen, welche die Hüte von den Schlägen des Wagens empfingen, wären wahre Pestbeulen für sie, woran sie sterben müßten. Als ich ihn fragte, ob es für einen Hochfürstlich Thurn-und-Taxischen fahrenden Postpassagier kein Mittel gebe, seinen Hut unbeschädigt zu erhalten, riet mir der Schelm, ich solle ihn auf den Boden des Wagens stellen und abwechselnd den rechten und linken Fuß hineinsetzen, wodurch nicht allein der Hut unerschütterlich, sondern auch der Fuß warm gehalten würde, für welche Wärme die wenigen Strohhalme nicht genug sorgten.

In Stuttgart zerbrach ich den ironischen *Mantel*, zog die Glocke in die Höhe und ließ sie frei ihre Jammertöne über vaterländische Postwägen in der Trinkstube ausbrummen. „Herr Major“, sagte ich, „hätte ich einen Säbel wie Sie, meine ästhetischen Flüche gehörig zu unterstützen, hol’ mich der Teufel, ich haute ein, und es gäbe blutige Köpfe. Ist der Passagier ein Narr jedes Postmeisters, Kondukteurs und Postillions, und muß er liegen bleiben, sooft es diesen Herren gefällt, Wein zu trinken oder auszuschenken? Kommt man in ein Nest und trägt nicht Lust, im Postwagen zu warten und zu frieren, umdreht der Eigentümer des Ofens unsern schlotternden

Leib wie die Katze den Brei, und tausend Fragezeichen im Gesichte zweifeln, was man befehle? Muß ein armer Passagier leben wie die große Welt in Paris und um Mitternacht Koteletts essen? In Zeit von 46 Stunden, worunter 14 nächtliche, habe ich 12 Schoppen Wein getrunken und noch einige mehr bezahlt für den Kondukteur. Wie weit ist es, Herr Major, von Frankfurt nach Stuttgart? Also kaum 40 Stunden! und auf diesem kurzen Wege haben wir 15 Stunden Rast gehalten [1]. Ich bin von Straßburg nach Paris, und von Paris nach Metz auf der Diligence gereist und hatte kein Sohlleder unter mir, sondern gute Verviers-Mitteltücher, und auf

1 *Damit sich die Leser überzeugen können, daß ich mir keine größere poetische Freiheit genommen, als billig ist, will ich eine genaue Berechnung der Zeit, die wir uns zwischen Frankfurt und Stuttgart aufgehalten, nebst Benennung der Orte, wo dieses geschah, folgen lassen. Aus dieser Statistik (Stillstandslehre) des Postwagens wird sich ergeben, daß ich noch nicht zwei Prozent gelogen, indem auf 15 Stunden die Übertreibungen nur 16 Minuten beträgt.

	Stunden	Minuten
In Sprendlingen	–	12
„ Langen	–	50
„ Darmstadt	–	45
„ Bickenbach	–	30
„ Heppenheim	1	15
„ Weinheim	–	30
„ Heidelberg	3	15
„ Neckargmünd	–	15
„ Wiesenbach	–	12
„ Sinzheim	1	15
„ Fürfeld	–	30
„ Heilbronn	3	10
„ Besigheim	1	5
„ Ludwigsburg	1	–
Summa	14	44 *

diesen beiden Reisen zusammen hat sich der Wagen nicht 10 Stunden aufgehalten. Ist das nicht zum Tollwerden, nämlich das erstere? Ist es nicht Schimpf und Schande, daß das Zusammentreffen der Postwägen auf den Kreuzwegen so schlecht eingerichtet ist, daß ich – ich erzähle es Ihnen jetzt schon, Herr Major, ob es mir zwar erst acht Tage später auf meiner Rückreise begegnen wird – daß ich in Bruchsal 24 Stunden liegen bleiben und auf den Straßburger Wagen warten mußte, bis ich weiter konnte nach Frankfurt? Warum gibt man den Reisenden nicht wenigstens Wartegeld, gleich den quieszierenden Staatsdienern, bis sie einen Platz und ihr Fortkommen finden? Wer verstattet mir meine Auslagen für zwei Lagen Postpapier, die ich in Bruchsal zu dieser Monographie verwendete, und, Herr Major – ich benutze diese Gelegenheit, mich zu unterrichten –, warum nennt man feines Papier so uneigentlich Postpapier? Ich weiß nicht, ob Sie die *Abendzeitung* lesen, Herr Major? dort erzählt Herr Mühlen in Nr. 33 dieses Jahrgangs die Anekdote von einem Sonderling, der viel gereist sei. Auf diesen Reisen (wird erzählt), die er stets mit Extrapost machte, verursachte ihm aber nichts so viel Ärger als die Postmeister, Posthalter und Postillione, und wenn er auf diese zu sprechen kam, so war er unerschöpflich in Sarkasmen und Schilderungen ihrer Roheit, Habgier und der Langsamkeit auf den Stationen und im Fahren. Dieser Antagonismus sprach sich auch in seinem letzten Willen aus. In seinem Testament hatte er nachstehendes verordnet. Nachdem er diejenigen namentlich aufgeführt, welche seine Leiche zur Ruhestätte begleiten sollten, hieß es: ‚Ich verlange ausdrücklich, daß die vorgenannten Personen in mit Extrapostpferden bespannten Wagen meiner Leiche folgen sollen, und sind die diesfälligen Kosten aus den zu meinem Begräbnis ausgesetzten Summen zu bestreiten; denn da es

der Anstand erheischt, daß ein Leichenzug feierlich und *langsam* vor sich gehen muß, so werden die Postillione das letztere unfehlbar am besten ausrichten.' Hätten Sie, wie ich, die *Abendzeitung* gelesen, Herr Major, wären Sie nicht auch auf meinen nachfolgenden Gedanken gefallen? Man sollte nicht die Leidtragenden, sondern die Leichen selbst auf Hochfürstlich Thurn-und-Taxischen fahrenden Postwägen zum Begräbnisse führen, damit sie Zeit gewönnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Asche des Lebens nur noch ein Fünkchen glimmt, das Rütteln des Wagens es zur Flamme anfachen müsse. Wäre dieses nicht eine sehr gute ambulante Totenschau?"

Nachdem ich mich auf diese Weise schlau zu revolutionären Äußerungen verleitet hatte, ging ich eiligst auf mein Zimmer, um alles, was ich von mir gehört, wie folgt zu berichten.

„Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor!

Es war zum Glücke der Welt, daß ich nicht von Darmstadt sogleich wieder umgekehrt bin, sie wäre selbst umgekehrt worden, die Welt, wenn ich es getan hätte. Ich habe die Wurzel der Verschwörung entdeckt und halte sämtliche Verschwornen, ihre Namen nämlich, in meinen Händen. Schon wollte ich mich außer acht lassen, da ich seit jener Turnübung, wovon ich Ihnen früher berichtet, sonst keine verdächtigen Gesinnungen geäußert hatte, da habe ich mich noch zu rechter Zeit ertappt und die Überzeugung erhalten, daß ich nicht allein des Verdachtes verdächtig, sondern höchst wahrscheinlich wirklich verdächtig bin. Zu Heilbronn im *Falken* belauschte ich ein Gespräch, das ich mit dem Oberkellner geführt, und das ich stellenweise hierhersetzen will. *Ich:* Welche Zeit ist es? *Kellner:* Ich habe die Uhr nicht schlagen hören. *Ich:* Wo ist Ihr Herr? *Kellner:* Er sitzt dort am Tische

und trinkt roten Wein. *Ich:* Wo ist der Hausknecht? *Kellner:* Er liegt im Stalle und schläft. *Ich:* Wo kauft man Apfelsinen? *Kellner:* Bei Wolf auf dem Reismarkt. *Ich:* Bringen Sie mir Karbonaden! *Kellner:* Die letzte Kohle ist ausgelöscht. *Ich:* So bringen Sie mir eine Hammelskeule ... Der Herr, der Blut trinkt – der schlafende Knecht – der reißende Wolf in den Apenninen – die ausgelöschte Kohle – der Keil – Karbonari ... Das war der eigentliche Sinn jener Unterredung, die kleinen heuchlerischen Abänderungen an den Worten konnten mich natürlich nicht irremachen. Die Vermutung meiner karbonarischen Umtriebe bestätigte sich in der Folge noch mehr. Ein Vertrauter, von dem ich mich in Stuttgart hatte beobachten lassen, berichtete mir, der Postwagenkondukteur habe irgendwo erzählt, er hätte mich gefragt wo ich in Stuttgart einkehren wolle, und mir das *Waldhorn* empfohlen, worauf ich aber mit Hastigkeit erwiderte: ‚Nein, nein, ich logiere jedesmal im *Römischen Kaiser* und werde auch dieses Mal dort logieren, ich lasse nicht vom *Römischen Kaiser*.' Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor, von selbst daraus entnehmen, daß ich meine Anhänglichkeit an die alte deutsche Reichsverfassung und das ehemalige Reichsoberhaupt hinlänglich an den Tag gelegt und den verbrecherischen Wunsch, die Einheit Deutschlands wiederhergestellt zu sehen, offenbart habe. Weiter wurde mir berichtet, ich hätte bei Tische mit einem Franzosen sehr eifrig von *jambon de Mayence* gesprochen und wäre leichtsinnig genug gewesen, zu glauben, es werde keiner merken, daß ich den ehemaligen Mainzer Präfekten *Jean Bon St.-André* im Sinne führe. Höchst wahrscheinlich ist dieser Napoleonische Präfekt nicht gestorben, wie er vor einigen Jahren auszubreiten gesucht, sondern präfektiert in Mainz heimlich fort.

Da ich auf diese Weise die Wurzel der Verschwörung

entdeckt hatte, ging ich ihrem Stamme und ihren Zweigen nach und war so glücklich, die wichtigsten Entdekkungen zu machen. Die *alta vendita* der deutschen Karbonari ist in Ludwigsburg, und bereits hat sie zu Tübingen, Stuttgart, Frankfurt und Offenbach Töchterlogen errichtet. Statt der ausgelöschten Kohle haben sie, wegen Gleichheit der Farbe, den Hut zum Sinnbilde genommen, und sie nennen sich *Brüder vom standhaften Hute.* Ihr geheimer Zweck ist: Gleichheit, Liebe, Höflichkeit; öffentlich aber sind sie grob und stellen sich fremd gegeneinander, um sich nicht zu verraten. Ihr Grundsatz ist, *die Welt sei nicht wegen der Hutmacher auf der Welt,* worunter sie sinnbildlich verstehen, die Völker seien nicht wegen der Regierungen geschaffen; denn da der Kopf den Menschen beherrscht, so sind die Hüte die Residenzen und Hauptstädte der Menschheit. Sie grüßen sich nicht durch Hutabziehen, sondern auf militärische Art, durch Winken mit der Hand. Über die Gefahr einer solchen Verbindung stimmen Sie gewiß mit mir ein, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor. Durch das Aufbehalten der Hüte werden die Köpfe warm gemacht, und welches Unglück erhitzte Köpfe über die Welt verbreiten, haben wir genug erfahren. Die soldatische Begrüßungsweise ist nichts als eine versteckte Waffenübung, und es ist klar bewiesen, daß die *Brüder vom standhaften Hute* eine heimliche Landwehr bilden. Es ist dringend, diesen karbonarischen Umtrieben Einhalt zu tun. Nur allein durch die Mobilität der Hüte kann in Deutschland die Stabilität der Köpfe erhalten werden.
Ich muß eiligst den Bericht schließen; denn man meldet mir soeben, daß ich ausgehen werde, und ich muß mir nachfolgen, meine verdächtigen Schritte ferner zu beobachten.

Der Ihrige.

Nachschrift. Da ich bemerkt habe, daß ich beim Trinken gern plaudere, so habe ich mir auf meine Kosten mehrere Male Wein vorsetzen lassen und bin so frei, die Rechnung der gemachten Auslagen Ihnen beifolgend zu überschicken."

Auf meiner Rückreise von Stuttgart nach Frankfurt fuhr der Wagen mit lobenswerter Schnelligkeit. Schon wollte ich meinen satirischen Feldzug wieder einstellen, diesen gerechteren Krieg als die üblichen; denn er sollte die Feinde dafür bestrafen, daß sie mit der Zeit *nicht* fortgingen. Aber unglücklicherweise würden zu Bruchsal die versäumten Versäumnisse nachgeholt. Ich mußte 24 Stunden dort liegen bleiben. Da ließ ich mein Kriegsmanifest ergehen und rückte vor. Dem Turner aber schrieb ich in der Eile folgende Zeilen nach Ludwigsburg.

Trübsal, den 9. Nov. 1820

„Bruderherz!

In Besigheim versprach ich, Dir ein anders Mal zu beweisen, daß Du ein Narr bist, aber Du mußt Dich gedulden; denn ich bin gegenwärtig sehr beschäftigt, da mein Vortrupp noch in dieser Stunde ins Taxische einrückt. Nur so viel sei Dir gesagt: Du bist kein Hofnarr, aber ein Volksnarr, und das ist schlimmer; denn das heißt: *aller Leute Narr.*

Der Ort, wo ich mein schreibendes Hauptquartier aufgeschlagen habe, heißt Bruchsal, aber mir ist er ein Trübsal und Scheusal. Wenn die Verzweiflung Witz gibt oder nimmt, so werde ich hier ein Voltaire oder eine Kretine. Ich möchte aus der Haut fahren, wäre nur eine Öffnung groß genug, mich durchzulassen, da ich ganz geschwollen bin vor Wut. So einen geschlagenen Hund, wie ich, gab es noch nicht. Nur zwei Wünsche habe ich jetzt. Erstens wünsche ich, daß zehentausend Millionen

Donnerwetter in das verfluchte Nest schlügen, und zweitens wünsche ich das nämliche noch einmal.
Ich gehe zu streiten für die gute Sache. Falle ich, so lasse Deine Jungen jedes Jahr an meinem Sterbetage einen Burzelbaum über meinen Grabeshügel schlagen. Lebe wohl, Bruderherz!"

8.

Ankündigung der Wage

(1818)

Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen die Ankündigung einer neuen Zeitschrift in die Hände nehmen? Auch der gutmütigste Leser nicht, wenn er ein Deutscher ist. Denn *diesem* erscheint das lange Aussprechen über vaterländische Dinge nicht als das notwendig fortdauernde Atmen eines gesunden freien Geistes, sondern als das Stöhnen einer beengten Brust, welches Bedrückung verrät und als Zeichen eines Übelbefindens unerfreulich ist. Die Klagen der öffentlichen Redner, welche die Oberflächen aller Verhältnisse überziehen, dünken dem Deutschen nur der Schimmel zu sein, der sich unsern verdorbenen Einrichtungen angesetzt hat, und die als Werk der Fäulnis seine Trauer erregen. Den Lesern solcher Gesinnung ihren Wahn zu entziehen, als solle eine Zeitschrift nur als Sekundenzeiger an einer Uhr dienen, um den ungeordneten Puls des Staates zu verraten, nicht aber als das Triebwerk selbst, welches die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortschritte abmißt, — dieses zu tun wird ein künftiges Bestreben der hier angekündigten Blätter sein. — Aber es gibt auch Andersdenkende, welche die Lust und Würde des freien Wortes besser erkennen und dennoch mit Überdruß die Zahl der Tagesblätter wachsen sehen, weil deren nur wenige

von der breiten staubigen Landstraße abweichen, durch anmutigere Pfade ziehen und die Langeweile dabei nur dann unterbrochen wird, wann die auf *einem* Wege, aber nach entgegengesetzter Richtung Wandernden sich begegnen und mit den Köpfen aneinanderstoßen. Mit diesen letztern möchte ich mich sogleich verständigen und darzutun suchen, daß eine Zeitschrift auch ohne eigentümlichen Wert, und welcher weiter nichts gelänge als die Vermehrung der schon bestehenden, dennoch von Ersprießlichkeit sei.

Und wahrlich so ist es! Wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer für Anzeichen eines gutgeordneten und reichen Staates gehalten worden, da viele Wege auf häufige Bewegung deuten und durch sie große und mannigfaltige Kräfte sich verkünden, so zeugt es nicht minder von einem lebhaften Umtausche der Gedanken, wenn ihrer freien und schnellen Mitteilung viele Wege offenstehen.

Wenn ein Zeitschriftsteller auch nur der Fuhrmann der Wissenschaft und der Geschichte wäre, bliebe er doch ein ehrenwerter Mann; aber er ist mehr als das. Er reicht uns das Gefäß, das unentbehrlich ist, um an der Quelle der Wahrheit für den Durst des Augenblicks zu schöpfen.

Denn die Ausbeute edler Wissenschaft, durch mühsame Forschung aus der Tiefe des menschlichen Geistes zutage gebracht, liegt oft in verborgenen Gemächern lange Zeit unberührt, dem Besitzer ohne Lust und Vorteil, dem Entbehrenden unbekannt oder unzugänglich, und so geschieht, daß viele in klar gewordenen oder dunkeln Bedürfnissen mitten unter ihren Schätzen darben. Alles Wissen ist nicht mehr als das Metall, womit sich das Leben bezahlt; für sich ungenießbar, gibt es nur Anweisung auf Genuß, und erst durch Hingeben empfängt man seinen Wert. Aber die *Barren* der Wahrheit,

von Reichen an Geist in großen Werken niedergelegt, sind nicht dienlich, um die kleinen täglichen Bedürfnisse der Unbemittelten damit zu vergelten. Diese Brauchbarkeit hat nur das *ausgemünzte* Wissen.

Die Zeitschriften sind es, welche diese Münzen bilden; von der Ausbeute der Erkenntnis geprägt unterhalten sie den Wechselverkehr zwischen Lehre und Ausübung. Nur sie führen die Wissenschaft ins Leben ein und das Leben zur Wissenschaft zurück. Auch ihre tadelnswerte Seite mag nicht unberührt bleiben. Die Gutgesinnten mögen, um dem übelwollenden Spotte zuvorzukommen, freiwillig eingestehen, daß Zeitschriften sowenig als Münzen zu ihrer Haltbarkeit der Beimischung unedler Metalle entbehren können; aber nichts entwürdigt eine Sache, was ihre Brauchbarkeit vermehrt. Wahrlich, das Kupfer, das durch Tagesblätter unter das Volk gebracht wird, ist mehr wert als alles Gold in Büchern. Wenn auch manche Wahrheit nur mit Irrtum vermischt ausgebreitet [werden] und ein richtiges Urteil oft nur Eingang finden kann, wo es an Vorurteil sich knüpft, so wird doch endlich das Untaugliche zu Boden sinken und das Gute allein sich emporhalten. Konnte doch die Vaterlandsliebe der Deutschen sich nur an einem ungebührlichen Hasse gegen ein fremdes *Volk* entzünden, und lodert nicht jetzt die schöne helle Flamme gereinigt fort, nachdem der schmutzige Schwamm, der sie erzeugte, schon längst verglommen ist?

Im deutschen Lande war der Baum der Erkenntnis eine ehrwürdige Eiche, die dem müden Menschen Schatten, aber der hungrigen Seele keine Speise gab, und die Kunst war eine Blumenflur, die nur das Aug' ergötzte. Reicher an Quellen des Wissens ist wohl kein anderes Land, und dennoch dürstet das Volk; denn die Wünschelrute, welche jene zutag' bringt, ist in den Händen der schuldbewußten Furchtsamen, die in den sturmbe-

wegten Wellen, welche das schlecht gesteuerte Schiff verschlingen, und in dem Labetrunke im Becher nur die anverwandten Wassertropfen sehen. Wenn Kinder glücklich sind, die, im engen Gehäuse der Gegenwart lebend, weder Vergangenheit noch Zukunft kennen; wenn der Blinde glücklich ist, der die Blitze am Himmel nicht fürchtet, weil er sie nicht sieht; wenn der Buchgelehrte glücklich ist, den in seinem Treibhause der Wissenschaft die kalte frische Luft der Welt nicht berührt — dann waren es die deutschen Völker auch. Wenn aber nur *der* glücklich ist, der alle Kräfte, die er [in] sich fühlt, gebrauchen und in das große Triebwerk des bürgerlichen Lebens der Menschen immer den Blick richten und, wenn es Zeit ist, auch eingreifen darf; und wenn der *nicht* glücklich ist, der wie in einer Uhrwerkstätte immer nur Zeiger, nur Federn oder nur Zifferblätter gedankenlos zu machen hat — so waren es die Deutschen auch nicht. Sie sind auf dem Wege, es zu werden. Für wen die Geschichte arbeitet, weiß keiner vorherzusagen, aber wer am meisten dabei gewann, für den *hat* sie gearbeitet. Und wer möchte den Bemühungen der dreißig letzten Jahre mehr abgewonnen haben als unser Vaterland, das am meisten zu erwerben hatte, weil es am wenigsten besaß?

Die Aussagen der Zeit zu erlauschen, ihr Mienenspiel zu deuten und beides niederzuschreiben, wäre ein ehrenvoller Dienst, selbst wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dieses ist, vermehrt seinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer solchen Lockung zu widerstehen. Die Menschen haben Furcht, als wären sie Geschöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt so vieles Gute in Worten wie in Taten.

Zu jenem Dienste sind noch lange nicht genug berufen, und doch ist so vieles daran gelegen, daß die Zeitschriften sich vermehren; ja, oft wäre zu wünschen, daß

die Tagesblätter in Stundenblätter auseinandergingen, damit nichts überhört werde und verloren gehe. Der beobachtenden Blicke können nie zu viele und die Berichte des Geschehenen nicht zu häufig werden. Die Entwickelungsstufe, über welche jetzt die Menschheit schreitet, bringt Verborgenes hervor, das sich schnell wieder bedeckt, sobald die Stufe erstiegen ist, und erst nach Jahrhunderten des Stillstandes, wenn das Menschengeschlecht von neuem einen Schritt macht, wiedererscheinen wird. Wie dort, wo dem Leben Gefahr droht, seine Geheimnisse hervorspringen und in den Erscheinungen der Krankheit sich uns die Gesetze des Wohlbefindens offenbaren, so müssen wir an den Gebrechen dieser Zeit die Regel ihrer Vollkommenheit lernen und, um den innern Bau der bürgerlichen Gesellschaft zu erforschen, schnell, ehe sie sich schließen, durch ihre offenen Wunden sehen.

Die Wage, als ein Tagebuch der Zeit, soll nichts unbedacht lassen, was die Teilnahme der Verständigen und Gefühlvollen besitzt oder verdient. Sie wird besprechen: das *bürgerliche Leben, die Wissenschaft* und *die Kunst*, vorzüglich aber die heilige Einheit jener drei. Denn nicht die Kraft und Bewegung des ersten, nicht die Fruchtbarkeit der andern, nicht die Blüte der dritten vermag für sich allein die Menschheit zu beseligen; nur ihre Verbindung kann es. Und *das* ist's was das gegenwärtige Geschlecht an Glück und Bedeutung über das vergangene erhebt, daß es Arbeit und Arbeit, Lust und Lust nicht mehr so feindlich teilt und die Toga des Bürgers zugleich das Feierkleid des fröhlichen Menschen und das Hausgewand des ruhenden Vaters sein darf.

Woher es komme, daß wir, ungleich den Völkern des Altertums, uns der Meinung unterworfen haben, daß das menschliche Dasein zur Knechtarbeit bestimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüte, nicht die dau-

ernde Wurzel des Lebens sei, daß wir nur genießen, um zur Entbehrung neue Kräfte zu sammeln, der Zukunft jede Gegenwart aufopfernd, und dieses bis in die Ewigkeit hinüberrechnend – woher alle dieser Jammer fließe – dies in wenigen Worten zu sagen, wäre gefährlich, und fruchtlos ist's, wo man, sich verständlich zu machen, vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, seitdem uns des Lebens Spiel nicht heilig mehr erscheint, ist uns das Heilige zum Spiel herabgesunken. Das glücklichste aller Völker, bei dem jene düstere Lebensansicht am wenigstens vorherrscht und das den alten Griechen am meisten gleicht, ist das *französische*. Wer in seinen Zeitschriften liest, wie auf derselben Blattseite Talmas Spiel auf der Bühne und das der Minister in den Kammern, beides mit gleichem Ernste und gleicher Heiterkeit, besprochen wird; der Deutsche, der dies wahrnimmt und nur lächelt, nicht trauert, der weiß es nicht, welch einen Vorsprung die Franzosen vor uns haben, die wir immer nur plötzlich und mit Gefahr der Gesundheit aus dem umschlossenen gewärmten Tempel der Kunst in die kalte Zugluft des bürgerlichen Lebens übertreten.

Die *Kunst*, welche, das Geschöpf zum Schöpfer erhebend, und, indem sie das Leben ein- und fortpflanzt, allen Wesen, die sie beseelt, Unsterblichkeit gibt, hat vor dem Kriege des Himmels mit der Erde und des Ewigen mit der Vergänglichkeit schon längst sich und alle ihre Habe geflüchtet. Als die Griechen noch Götter *und* Helden besaßen, hatten sie Tempel und Bildwerke für beides. Als im Mittelalter in den Staaten Italiens ein kräftiges und üppiges Bürgerleben sich entfaltete und die Nacht des Wissens durch den Stern der Religion erhellt ward, da entblieben die Dichter und Maler auch nicht. Wie aber könnte Bildnerei bei einem Volke ohne Umriß und öffentliches Leben und Malerkunst da gedeihen, wo Philosophie mit dem Glauben kämpft? – Die deut-

sche Dichtkunst liegt im Dämmerscheine; ob es Morgen- oder Abenddämmerung sei – ich weiß es nicht. Schöne rote Streifen am Himmel reden für beides. – Die *Tonkunst* ist die einzige, deren die Deutschen Meister sind und worin sie den übrigen Völkern es zuvortun. Den Verstand der Franzosen mit dem Gefühle der Italiener verbindend, ist die deutsche Musik plastisch *und* malerisch, Geist und Herz finden gleiche Befriedigung in ihr, und man braucht in ihrem Genusse nicht dem Himmel um der Erde willen zu entsagen. Könnten die Deutschen in Tönen reden und nach diesen Worten auch handeln, sie wären das erste aller Völker und würden vielleicht sich selbst achten. Da Werke auch verschiedener Künste wohl miteinander verglichen werden dürfen, weil die Darstellung des Gottähnlichen im Vergänglichen das gemeinschaftliche Streben aller ist, so mag die deutsche Tonkunst ihren Mozart kühn an die Seite Raffaels, Shakespeares und Canovas stellen.

Diesen Künsten soll in der *Wage* ein Platz angewiesen werden, welcher der Würde, die sie im öffentlichen Leben der Deutschen genießen, angemessen ist.

Die *Schauspielkunst* zeigt jetzt in Deutschland einen raschen Lebenstrieb, und der Volkstümlichkeit bald vorgehend, bald nacheilend, verdient sie eine hohe Aufmerksamkeit. Deren Gänge und Halte wird diese Zeitschrift nie aus dem Blicke verlieren. Es ist nicht bloß der Kunstsinn und das Gefühl fürs Schöne, die sich an der Beurteilung dramatischer Werke und ihrer Darstellung auf der Bühne üben, es treten noch andere Dinge hervor, welche hierbei die Teilnahme fesseln. Das stehende Schauspiel eines Orts ist selten besser, nie schlechter als die Zuhörer darin, und so wird es die höflichste Art, einer lieben Bürgerschaft überall zu sagen, was an ihr sei, daß man über ihre Bühne spreche.

Die *Wissenschaft,* dieses Meer, wohin alle Ströme des

Lebens fließen, hat lange nur einige Küstenstriche der menschlichen Wohnstätten bespült und das große Festland trocken gelassen. Aber in den Stürmen und Erdbeben unserer Zeit wurden oft die Ufer durchbrochen und Wasserzungen in das Land hineingeführt. Aus dem Ozean selbst haben fruchtbare Inseln sich erhoben, die herrlich grünen und blühen. Die deutsche Wissenschaft glich auch darin dem Meere, daß sie gesalzen und ungenießbar war; doch haben wir in unsern vielen Nöten die Destillation des Meerwassers für den Trank etwas erlernt, und seitdem sind unsere Fahrten fröhlicher geworden. Man sagt, die Wissenschaft in Deutschland habe an Tiefe verloren; es mag sein, aber sie hat an Ausbreitung gewonnen. Die durch Dünger getriebene Gelehrsamkeit der Kunstgärtnerei zieht den Blick nicht so heiter an als die ins Freie gepflanzte Wissenschaft, durch deren Zweige der frische Hauch des öffentlichen Lebens weht. Aus dem Leipziger Meßverzeichnisse, dem schönsten unter allen in Deutschland erscheinenden Büchern, ersieht man mit Freude, wie der vaterländische Sinn immer mehr und mehr heranwachse und selbst die entferntesten Wissenschaften herbeieilen, das Bürgertum zu begrüßen.

In unserer Zeitschrift sollen die vorzüglichsten Werke der vaterländischen Wissenschaft, jene zumal, die von bürgerlichen Dingen handeln, beurteilt werden, und damit keine Einseitigkeit der Kritik sich geltend machen könne, wird man die Aussprüche von Männern *verschiedenartiger* Ansichten zu erlangen suchen.

Auf das *bürgerliche Leben* endlich, in welchem die verschiedenen Kräfte der menschlichen Natur sich vermählen und fruchtbar werden, wird unser Blick und Sinn, wie die Zeit selbst es tut, am häufigsten gerichtet sein. Hätten die, welche alle Macht besaßen, die Befriedigung eines natürlichen Triebes nicht so lange verwehrt, dann

wäre dieser gesunde Trieb nie in eine krankhafte Sucht ausgeartet. So mögen sie denn ihre unbeschreibliche Angst als Strafe ihres Vergehens in Demut tragen.
Nämlich: Narren von Philosophen hatten das Menschengeschöpf ganz drollig in ein dreistöckiges Haus abgeteilt und Staatsbaumeister diesen willkommenen Plan schnell und schadenfroh ausgeführt. Unten solle das Vieh wohnen, über ihm der Mensch, nächst dem Dache der Bürger. Diese verschiedenen Bewohner Eines Hauses lebten lange in stiller Feindschaft und offnem Hader. Wenn das Erdgeschoß knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm sich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stocke versteckte sich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die schlaue, immer wache und lauernde Zwingherrschaft benutzte diesen Streit, um jeden allein nach seiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Tiere gab sie zu essen oder machte es durch Hunger zahm; den Menschen umhüllte sie mit den Wolken des Aberglaubens, diese für den Himmel erklärend; den Bürger schreckte sie. So regierte man jahrhundertelang die Menge nach Willkür, bloß weil jeder einzelne Mensch mit sich selbst zerfallen war. Da geschah es zu unserer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauses Feuer ausbrach und dessen Erdgeschoß durch Überschwemmungen litt. Die Zerstörung[en] des Gebäudes unten und oben nötigten nun das Tier und den Bürger, zum *Menschen* ihre Zuflucht zu nehmen, und seitdem wohnen sie zum Ärger der Bösen friedlich in einer Stube beisammen.
Der Zwist der Hausgenossen ist geschlichtet, der Staatsbewohner ihrer dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der fünfundzwanzig Jahre die Länder Europens durchzog, folgte, was ihm vorhergegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieser Kampf wird nur gefähr-

lich, wenn er dafür geachtet wird: es ist sonst nichts zu fürchten als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich besänftigt fortfließen, ist in der Ordnung der Dinge, und besser ist es, daß die überspannten Gemüter durch mäßige Anstrengung zur Ruhe übergehen als plötzlich zur Abspannung überspringen.

Wie die Zeitschriftsteller diesen Meinungskampf über Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens zu beobachten und seinen abwechselnden Erfolg zu berichten hätten, darüber ist mehr gesprochen als gedacht worden. Eine falsche Ansicht hat die andere verdrängt, aber die größte Betrügerin hat den Platz behauptet: *die* Lehre nämlich, daß der heftige Gedankenkrieg, der jetzt herrsche, von den Schriftstellern selbst erst angefacht, dann unterhalten, dann beschrieben worden, und es wäre alles ruhig geblieben ohne sie. Es ist, als sage man, der kranke Mensch werde von allen seinen Schmerzen geheilt, sobald man ihm den klagenden Mund verbände. Einem solchen Wahnwitze gegenüber stillzuschweigen, ist leichter als nur gelassen zu eifern. Doch auch zu letztern ist hier der Ort nicht, und es soll nur gesagt werden, was als Vorbereitung not tut.

Mancher Tadel schon hat diejenigen getroffen, die über unsere bürgerlichen Einrichtungen öffentlich sprachen. Die Schriftsteller, diesmal im Besitze der Übermacht, haben die Vorwürfe, die sie empfingen, zürnend und kräftig zurückgeworfen. Der Streit ist nicht ohne Verwicklung, doch bedarf es mehr Gerechtigkeit als Schlauheit, um den Richterspruch zu fällen. Mir, der ich jetzt eben selbst auf die Seite der Angeklagten trete, ziemt keine Entscheidung hierüber. Sie bleibe dem Leser überlassen, und zu dessen Richtschnur werde einiges hier mitgeteilt von dem, was diese, und von dem, was jene sagen.

Man kann von dem Schriftsteller nicht fordern, daß er

ohne Haß und ohne Liebe sei und über alle Wolken der Selbstsucht erhaben die Gewitter nur *unter* sich wahrnehme. Wie sollte er allein von den Banden der Eigenliebe frei bleiben und nicht auch manchmal in dem Gesetze seines eigenen Vorteils die Regel der Weltordnung zu sehen glauben? Aber *das* mag jederzeit von ihm verlangt werden, daß er der Möglichkeit jenes Einflusses sich bewußt bleibe und nicht keck und unbesonnen auf die Unfehlbarkeit seiner Ansichten trotze. Daß er sie gegen jeden zu verfechten und geltend zu machen suche, ist nicht unrühmlich, weil es für den Ernst der innern Überzeugung spricht. Aber wer den Fehdehandschuh herausfordernd hingeworfen hat, darf keinen Kämpfer zurückweisen und, wie es oft geschieht, seine aus selbstbewußter Schwäche entspringende Furcht hinter eine angenommene Geringschätzung verbergen. Es gibt in Deutschland auch nicht *eine* Zeitschrift, welche so unparteiisch wäre, daß sie die ihr feindlich begegnenden Meinungen nicht bloß dann aufnimmt, wenn sie erprobt hat, daß sie sie schlagen werde, sondern es auch täte, wenn der Sieg zweifelhaft oder dem Sieger geblieben ist. Sie nehmen immer nur die Leichen ihrer Feinde mit prahlerischer Großmut gastlich auf. Der Sklave seiner eigenen Meinung trägt auch schimpfliche Ketten; man soll nicht der Diener der guten Sache, sondern ihr Freund sein. Es gibt nur eine *verwerfliche* Meinung, die *verwerfende*, welche keine andere als die ihr gleichen duldet. Eine Zeitschrift müßte jeder Ansicht offenstehen, und einer schädlichen oder dafür gehaltenen den Platz zu versagen, ist ebenso unverständig, als es wäre, aus der Naturgeschichte die Lehre der Giftpflanzen und bissigen Tiere verdrängen zu wollen. In der *Wage* soll jede Ansicht, auch wenn ihr der Herausgeber nicht gewogen ist, dennoch eine willige Aufnahme finden; ja, sie soll sehr willkommen sein, weil am Widerspruche die

Wahrheit erstarkt. Nur möge man es nicht als einen Verrat an der Gastfreundschaft ansehen, wenn der Wirt selbst das, was ihm an seinen Gästen nicht behagt, freimütig tadelt oder geschehen läßt, daß es andere rügen.
Was zu verschiedenen Zeiten nicht unedle Menschen behauptet haben, wiederholen die Schlechten unserer Tage gern und oft: daß das Wissen seine Wendekreise habe, über welche hinaus Geist und Herz verkohle, und daß die glücklichsten Völker im gemäßigten Klima der Zweifel wohnen. Vielleicht ist Wahrheit in dieser Lehre; denn auch in den schönsten Sonnentagen der Geschichte haben Priester und Tempel ein noch schöneres Licht stets vor der Menge bewahrt. Aber wäre dies auch, wie weit entfernt von der heißen Zone des Wissens ist noch jetzt die europäische Menschheit, und wie lau und sanft ist all ihr Wollen und ihr Tun. Darum sei man unbesorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings und fürchte nicht die Bewegung im Freien. Sie hat nur allzulange gedauert, die Alleinherrschaft des geheizten Ofens, die drohend oder liebkosend die frierenden Bürger in der Staatskinderstube zurückgehalten hat, und die verdunstete Luft darin war ganz unerträglich geworden.
Nach jenen kommen die Schwächlinge, die jedes Wort, das nicht gelispelt wird, wie ein Donner aufschreckt. Sie sagen euch leise, ganz leise ins Ohr: es wäre freilich nicht alles, wie es sein sollte; aber sie bäten höflichst keinen Lärm zu machen, der stillen Lehre wolle man in der Stille folgen. Habe ja längst die Sitte auch für die Meinungskriege an die Stelle eines wilden Handgemenges den Gebrauch anständiger Kunstwaffen gesetzt! – So reden sie. – Aber wißt ihr, welche am meisten sich auf die Erfindung des Pulvers berufen? Diejenigen, die am wenigsten an dieser Erfindung teilhaben. Sie wollen ihre Schwäche hinter Menschlichkeit und ihre Furcht hinter den Anstand verstecken. Es ist wahrlich

gut, daß der Geist des Menschen seine ursprüngliche Naturkraft wieder gebrauchen lerne und die Berechnungen der tückischen Feuergewehre zuschanden mache. Wahr ist's, auch im Streite der Meinungen gibt es Waffen, deren Gebrauch in Kriegen das Völkerrecht, in Zweikämpfen die Ehre verbietet; es gibt öffentliche Redner, die entweder mit vergifteten Pfeilen die Rache der Heimtücke üben oder mit Prügeln den Faustkampf der Gemeinheit durchfechten. Diesen nicht gleich zu sein, ist nicht einmal rühmlich. Der Herausgeber wird sich ernstlich bemühen, die Wärme der Leidenschaft ohne ihre Ungebührlichkeit sich anzueignen, und Gott gebe, daß ihm dieses Bestreben für gelungen angerechnet werde; denn gar verschieden sind die Deutungen der Menschen! Aber die Preßfreiheit in ihren jetzigen Flegeljahren hat Unarten milderer Art. Auch *sie* vermeiden ist gut, sie entschuldigen ist besser, und das beste sie ganz unschuldig finden. Man denke nur daran, daß es eine Zeit gab, wo Kinder *artig* genannt wurden, wenn sie steif wie Wachskerzen um den elterlichen Tisch saßen und Messer und Gabel wie nach dem Takte der Galeerenruder an den Mund brachten, und daß damals die Erziehung gleich einer garstigen Raupe die schönsten Blüten der Jugendjahre abfraß. Man sei dieser Vergangenheit eingedenk und wolle dem aufblühenden deutschen Volke aus Grämlichkeit und mißverstandener Liebe die Spiele nicht verderben, welche die beste Schule für den männlichen Ernst ist.

Über die Freimütigkeit, welche demjenigen, der über bürgerliche Angelegenheiten des Vaterlandes und fremder Staaten öffentlich urteilt, zieme oder nicht, sei mir noch ein freundlich – ernstes Wort verstattet. Ich hoffe mit Männern zu reden, bei denen eine kindische Geisterscheu nie Eingang fand und welche kein Rauschen der Blätter erschreckt. Das lange Stubenleben hat die Deut-

schen dem öffentlichen entwöhnt, und das beständige Tragen von Schafs- oder Wolfspelzen hat Niedere und Vornehme gegen den Eindruck jedes Lüftchens empfindlich gemacht. Sie haben eine unüberwindliche Ängstlichkeit, den Gegenstand ihres Tadels genau zu bezeichnen und kenntlich zu machen. Sind sie etwas betrunken, dann machen sie die Augen zu, nehmen einen Anlauf, rennen in die dickste Gefahr hinein und sagen – *Herr Esel!* Aber, *Herr Sempronius Esel* zu rufen, dazu hat ihr Mut nie hingereicht. – Hat doch selbst der heldenmütige Ankündiger dieser Zeitschrift nicht eher gewagt, den Namen Sempronius hineinzuschreiben, als bis er sich überzeugt, daß er nicht im Kalender stehe. – Wohin führt aber jene Scheu, nichts Schlechtes bei seinem Vornamen zu nennen, sondern höchstens dessen Familiennamen zu gebrauchen? Da die Familie der Esel sehr groß ist, so werden die Tadler bei ihrer Vorsicht zwar nicht beunruhigt, aber es wird auch nichts gebessert, und alles bleibt beim alten. Es zeigt einen großen Mangel an Hochherzigkeit, wenn man keinen Tadel zu geben oder zu empfangen versteht. Wer sich einer Tugend bewußt ist, spricht den Tadel ohne Ängstlichkeit aus, weil er ihn ohne Demütigung anhört; aber bei selbstbewußtem Mangel irgendeiner Tüchtigkeit fühlt man sich durch jede Schwäche entmutet und durch ihren Vorwurf entehrt.

Sie kommen und sagen: man möge tadeln, ohne zu reizen, man möge Wunden heilend berühren, ohne wehe zu tun, man möge belehren, doch unter der einfältigen Maske der eigenen Wißbegierde. Sie fordern viel, und es ist schwer, sie zu befriedigen. Wie man in einem vom Sturme bewegten Schiffe mit Zierlichkeit strauchle oder falle, dies lehrt und lernt kein Vestris. Und von den Herolden der öffentlichen Meinung, die schon seit vielen Jahren schwindelnd schnell um die ganze Windrose kreist, von den Klägern des allgemeinen Wehes wagt

man zu fordern, daß sie sich höflich verneigen, wenn der Boden unter ihnen wankt, daß sie behutsam zwischen die faulen Eier gehen und an jede Tür leise anklopfen, ehe sie sie öffnen? Bescheidenheit und immerfort Bescheidenheit! Aber die Natur gibt ihre Not durch einen *Schrei* zu erkennen, und nur auf der bretternen Bühne singt der Schmerz in A-moll.
Wenn es Männer gibt, die auch im Kriege der Gedanken Mut mit Anmut verbinden und gleich Spartern geschmückt und unter süßen Flötentönen die ernste Schlacht bestehen, so sind sie wahrlich vor allen zu ehren. Aber so hochbegabt mögen nur wenige sein, und der Herausgeber dieser Blätter gehört nicht zu ihnen. Er bekennt es frei, daß die Kunst, die der Verfasser des Buches *Welt und Zeit* besitzt, *die Bäume hinter dem Walde zu verstecken,* ihm ebenso fremd ist als der Wunsch nach ihr. Wer seine Pfeile unter den Haufen abdrückt, in der Hoffnung, er werde nur den Schuldigen treffen, kann viele Unschuldige verletzen und den Strafbaren dennoch verfehlen.
Die *gemäßigten Schriftsteller,* als solche angesehen, wenn sie nur der *geeichten Maße* sich bedienen, sind die allein gefährlichen. Sie bilden die wahre *Aqua Tofana,* welche die öffentliche Meinung siech und welk macht und deren Gift weder durch Geschmack noch Farbe noch schnelles Wirken eine rettende Warnung gibt. Indem sie Fürsten und Völkern zugleich schmeicheln durch das zur Hälfte zugesprochene Recht, jener auf Eigenmacht, dieser auf Freiheit, machen sie die einen lüstern, die andern schlaff und verderben beide.
Noch so manches wird, verschuldet oder nicht, den Zeitschriftstellern, die nicht sind wie die oben erwähnten, als Vergehen angerechnet. Aber, da es in unsern Tagen leichter ist, andere als sich selbst betrügen, so mögen die schlauen Eiferer, wenn sie allein sind und sie keiner be-

obachtet, die Hand auf ihr Herz legen und sich fragen: ob ihnen der *Gebrauch* der Redefreiheit oder ihr *Mißbrauch* gefährlicher dünke? Sie werden die Antwort hören.

Oft reißt die Geschichte ein Wort stammelnd auseinander, aber es sollen die Zeitschriftsteller nicht gleich einem Echo nur die letzte Silbe der Ereignisse, sondern das ganze verständliche Wort wiederholen. Die Begebenheiten, diese Früchte der Zeit, haben ihren Endpunkt der Reife, wo sie gesammelt werden müssen; doch gelingt es nicht immer, sich jener flüchtigen Minute zu bemächtigen. Daher geschieht, daß die Zeitschriftsteller bald den Baum der Geschichte zu frühe schütteln und ihren hungrigen Gästen unreifes Obst vorsetzen, bald es zu spät tun, wann die Früchte schon faul und ungenießbar geworden sind.

Der Herausgeber dieser Blätter glaubt, daß Mißgriffe erwähnter Art öfterer, als es geschieht, vermieden werden könnten. Doch wird manches andere von Zeitschriftstellern gefordert, was nicht immer gewährt werden kann. Glaubt man etwa, die Forderung, stets nur wirkliche Begebenheiten, niemals Lügen zu verkündigen, wäre so leicht zu erfüllen? Ei, gewiß nicht. Es werden jetzt so schön plattierte Lügen verfertigt, daß sie von echten Nachrichten gar nicht zu unterscheiden sind. Man sei doch nachsichtlicher hierin und bedenke, daß große Lügen, die allgemeinen Glauben suchen oder finden, für die Zeitgeschichte nicht minder wichtig sind als wirklich geschehene Dinge, weil sie am deutlichsten aussprechen, was die öffentliche Meinung wünscht, hofft oder fürchtet.

Daß eine Zeitschrift wie eine Postkutsche an bestimmten Tagen und Stunden abgehe, gleichviel ob leer oder voll, diese Einrichtung ist ganz vortrefflich, der Tod und die Ehe lassen es wenigstens an blinden Passagieren niemals fehlen. Aber da es solcher Anstalten schon so viele gibt,

so ist ihre Vermehrung unnötig. Die *Wage* wird sich erst dann in Bewegung setzen, wenn Geschichte oder Wissenschaft sie befrachtet hat, und ihre Erscheinung kann daher an keine bestimmte Zeit gebunden sein.
Sie hätte wohl gewünscht, ihre Ansichten in Scheidemünze auszugeben, daß die Leser auch das kleinste und flüchtigste Ereignis erstehen mögen; aber die Erfüllung dieses Wunsches blieb versagt. Cäsar, heißt es, habe den hagern Cassius gescheut, doch bei dem beleibten Antonius sei ihm wohlgemut gewesen. Die Herrscher wechseln, und die Herrschsucht bleibt; darum wird auch jetzt noch der flinke Geist gefürchtet, und nur neben dem Dickbäuchigen fühlt man sich sicher. *Große* Schriften sind ungehinderter in ihrem *Laufe*, die *kleinen* bleiben manchmal *hängen – Dat veniam corvis, vexat censura columbas.* – Darum, o werte Leser, findet ihr künftig, daß in unsern Reden nicht alles Geist und Blut ist, sondern auch unnützes Werg darinsteckt und Tagblättergedanken mit Wulst umgeben erscheinen, so wißt ihr, warum es geschah; sie haben sich nicht ausgestopft, um sich zu brüsten; sondern nur, um dicker und beliebter zu werden.
Der Geist des öffentlichen Lebens erfrischt noch lange nicht genug alle Glieder des deutschen Staatskörpers, am wenigsten in jenen Landstrichen, die in der Mitte zwischen süddeutscher und norddeutscher Gesinnung liegen. Den Bewohnern jener Gegend dämmert es nur noch über vaterländische Dinge; unter ihnen ist es nicht dunkel genug, um das Licht unentbehrlich zu finden, und nicht hell genug, um es zu entbehren. Für sie tut es am meisten not, daß die zerstreuten Lichtstrahlen sich zu einem Brennpunkte vereinen, der ihre Vaterlandsliebe entzünde. Bedarf es einer lautern Aufforderung an die vielen geistreichen und mutigen Männer unter ihnen, zu einem so edlen Vorhaben sich zu verbinden, und kann

der Herausgeber der *Wage* anders als mit Zuversicht auf ihren Beistand zählen?
Gefährlich ist nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt sich, das ausgesprochene ist nie vergebens. Es ist Täuschung oder Schwachsinn, zu wähnen, die Rede sei ja fruchtlos gewesen. Was die öffentliche Meinung *ernst* fordert, versagt ihr keiner; was ihr abgeschlagen worden, das hatte sie nur mit Gleichgültigkeit verlangt.

8a.

Vorwort zur zweiten Auflage der Wage

(1819)

Erst fünf Hefte dieser Zeitschrift sind bis jetzt erschienen; aber der Beifall, der mir zuteil ward, hätte der Lohn sein dürfen eines längern Bemühens. Wenn ich davon zu reden liebe, wäre dieses Schwäche oder Selbstgenügsamkeit? In unsern erbärmlichen Zeiten, wo das Weib höher steht und glücklicher ist als der Mann, weil jenes seine Bestimmung erfüllen darf, dieser aber nicht; in unsern Tagen, wo die zufriedensten Bürger auch der vollkommensten Staaten immer nicht mehr als Wiedergenesene sind, die in einem Krankenhause lächelnd, heiter und hoffnungsvoll, aber noch schwach und in frommen, kindischen und sinnlichen Wünschen befangen daherschleichen; jetzt, da keine Rede mehr wirkt als Musik, wohlgefällig, wenn sie schön ist, aber auch verhallend wie diese – welch einen andern Lohn könnte ein öffentlicher Redner erwarten, als verstanden, empfunden und für Worte ohne Tat mit Worten ohne Tat bezahlt zu werden? Das Lob, welches edle Menschen mir gegönnt, hat mich erfreut, aber in Verwunderung gesetzt, angetrieben und zurückgeschüchtert, geehrt und beschämt zugleich. Man hat Gutes von meiner Freimü-

tigkeit gesagt, wohl öfter wegen ihrer selbst als wegen des Gegenstandes, an dem sie sich geübt; und ich errötete darüber, wenn ich in mein Inneres blickte und wahrnahm, mit welcher Verzagtheit sich so mancher Gedanke dort versteckt gehalten. Aber wäre auch größere Kühnheit ersprießlich? Solange zu freimütigem Reden Mut gehört, bleibt es fruchtlos; es wird überflüssig, sobald man ohne Gefahr die Wahrheit spricht.
Aber da das Herz weniger rechnet als der Kopf und weniger berechenbar ist, so werde ich fortfahren und versuchen, mit dem Herzen auf das Herz zu wirken.
Wohl bessere Männer als ich, die früher für das deutsche Volk geredet, schweigen jetzt; das Vaterland hat sie nicht auf immer verloren, oder es hat nichts an ihnen verloren. Was sie abgeschreckt, das war nicht die Bosheit, es war die flache Unbedeutendheit ihrer Widersacher. Edlen Menschen fällt es leichter, den Hohn, die Dolche, die Kerker, die Schlangenbisse zu ertragen, welche der beleidigenden Wahrheit rächend nachfolgen, als die abmattende Pfiffigkeit, die täglichen kleinen Quälereien, das Heer von Mücken, das untereinander verbündet die Geduld aussaugt, und die tausend Nadelstiche, an denen man blutet, ohne zu verbluten, und die, weil sie keine Narben zurücklassen, weder Bewunderung noch Lorbeeren erringen. Aber die Vaterlandsliebe hat keine Stufen; wer nicht alles tut, hat nichts getan, wer nicht alles hingibt, hat alles verweigert.

9.

Die Vesperglocke

[1820]

* Die Lehre, die Hufeland in seinem bekannten Buche gibt: man müsse, um lange zu leben, mit der Lebenskraft wirtschaftlich verfahren, habe ich auf die *Wage* an-

gewendet, und das so schwächliche Geschöpf verdankt dieser Mäßigkeit allein das hohe Alter von zwei Jahren. Auch ein unbemittelter Schriftsteller hat Vermögen genug, alle Monate einen Bogen zu schreiben, und er behält noch etwas übrig. Wäre ich ehrgeizig, dann würde dieses achte und letzte Heft gar nicht erschienen sein. Denn hätte ich mich für zahlungsunfähig erklärt und mich mit meinen Abonnenten mit 87½ vom Hundert abgefunden, würde solch ein großmütiger Bankerott mir in der ganzen Handelswelt nicht einen unsterblichen Namen gemacht haben? Gewiß, denn nicht alle haben die pedantischen, allzu strengen Grundsätze von Rechtlichkeit, wie einige unter ihnen, die auf der Frankfurter Börse öffentlich gegen mich geäußert und gesagt hatten: man sollte wegen des Rückstandes von 3 Bogen peinlich gegen mich verfahren. Da haben sie nun für den Rest ihrer Forderung Kunst und Wissenschaft im Werte von 28 Kreuzer ½ Pfennig. Aber nie werde ich mich künftig verpflichten, auf die und die Zeit für soundsoviel Gulden Verstand und Witz zu haben. Die Geistesernde auf dem Halme zu verkaufen ist ein vermessener Handel, sie zu kaufen ein unbesonnener. Dürre und Hagelschlag, wie ich sie nur malerisch nennen darf, vereiteln die schönsten Hoffnungen, und hat man noch der Zensur die zehnte Garbe zu entrichten, dann wird gar wenig eingescheuert.
Meine Leser werden mir verzeihen, daß ich die Entrichtung meiner Schuld so lange verzögert habe. Mannigfaltige Hindernisse haben dieses veranlaßt. Bald mußte ich aus Übelbefinden das Zimmer hüten und war zum Arbeiten unfähig, bald hütete aus Gutbefinden das Zimmer mich, und ich war zum Arbeiten unberechtigt.
Aber vergebens strenge ich mich an, den Schmerz des Abschiedes durch Scherze zu betäuben. So sitzen Freunde beim Abschiedsmahle; der Wein erheitert sie, sie ver-

gessen des Scheidens. Doch die Stunde der Trennung schlägt, der [Wein] mundet nicht mehr, die Brust wird beklommen, und heiße Tränen stürzen in das Glas.*

10.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt

(1819)

Die Madrider Hofzeitung, ich meine die deutsche Übersetzung derselben, ich meine die *Zeitung der freien Stadt Frankfurt,* fühlt sich groß genug, einen Zufluchtsort darzubieten, den aus allen freien Herzen und Köpfen verbannten Trieben und Gesinnungen, die flüchtig umherirren und ein dunkles Obdach suchen, ihre Schuld und Schande zu verbergen. Es ist edel, der verfolgten Unschuld, aber es ist mitverbrecherisch, dem Verbrechen eine Freistätte zu gewähren. Welches andere Blatt Englands, Frankreichs und Deutschlands hat mit so wenig Scham als das genannte spanischer Ruchlosigkeit, jesuitischer Hinterlist und aristokratischem Hochmute das Wort geredet, verrostete Grundsätze so emsig gescheuert und ihnen den verlornen Glanz wiederzugeben gesucht? Ich gehöre wahrlich nicht zu jenen, die uneingedenk, daß auch sie wohl selbst des Wahnes fähig sind, jeden unbarmherzig verdammen, der nicht denkt wie sie. Noch weniger hege ich für die gute Sache jene unvernünftige verzärtelnde Mutterliebe, die jedes Lüftchen von ihr abwehrt. Ich sehe sie gern dem Sturme preisgegeben; sie soll ihm wiederstehen lernen und ihre Kraft bewähren. Der Sauerteig eines widersprechenden Geistes scheint mir unentbehrlich, damit das Werk gedeihe und genießbar werde. Aber eins ist, das mich schmerzt, und darum führe ich Klage: Ausländer könnten urteilen, es entspringe aus wahlverwandtschaftlichen

Verhältnissen, daß einzig unter allen deutschen Blättern die *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* alle unfreisinnigen Ansichten aufnimmt und verbreitet. So ist es nicht, und etwa einige alte Basen ausgenommen, finden zu Frankfurt die von dem Herausgeber des genannten Blattes gehätschelten Grundsätze so großen Spott und Tadel, als ich selbst ihn wahrlich nicht auszusprechen gedenke. Ich habe dieses Blatt früher selbst geschrieben, und dieses allein hat mich bis jetzt abgehalten, mich seiner fehlerhaften Richtung entgegenzusetzen. Denn mancher hätte denken mögen, es geschehe aus einer eiteln Empfindlichkeit, es in meiner eigenen Gesinnung nicht fortgeführt zu sehen. Dem Vorwurfe der persönlichen Befangenheit entgeht man in Deutschland schwer. So wenig wurden wir zugelassen, im Öffentlichen und für das Vaterland zu leben, zu so zahmen Haustieren hat uns eine vielhundertjährige Zwingherrschaft gemacht, daß die politischen Schriftsteller der entgegengesetzten Ansichten darin übereinkommen, sich wechselseitig vorzuwerfen, ihr Eigennutz sei ihnen das Höchste, und die einträgliche Sache bei ihnen die gute. Den Liberalen sagen ihre Gegner, sie suchten Verwirrung zu stiften, um wie Diebe im Gedränge zu stehlen; den servilen Schriftstellern wird zugelästert, sie wären bestochen durch Geld oder Eitelkeit, und sie wären nichtswürdige Spione. Diese begreifen nicht, daß man ohne Sold und Hoffnung zur Beute aus reiner Liebe für Freiheit und Recht streiten könne; und jene begreifen nicht, daß es geborne Sklaven gibt, die nicht, weil sie sich einem Herrn verkauft, sondern aus Herzensneigung knechtischen Gesinnungen huldigen.

Die reinlichsten Gassen und Städte haben ihre Abführungskanäle; ja, sie werden zu jenen erst durch diese. Ich glaube, daß auch die öffentliche Meinung, um sich lauter zu erhalten, eines freien Abflusses schmutziger

Gesinnungen bedürfe. Doch unterirdisch und im Dunkeln sei ihr Weg, und sie sollen in der Nähe menschlicher Wohnungen nicht erscheinen. Darum empört es das Gefühl jedes deutschen Vaterlandfreundes, in einem Freistaate, im Angesichte der Stellvertreter unserer Fürsten, in Frankfurt, Grundsätze ausgesprochen zu sehen, wie sie das bezeichnete Blatt so oft enthält. Meine Stellung macht es mir zur Pflicht, ihnen zu begegnen. Daß ich den Herausgeber der *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* von seinen Ansichten trenne, dieses ist eine so verbrauchte Redensart, daß ich mich ihrer ungern bediene.

Nicht die vollkommene Lüge, die den Feind im Innern trägt und durch Selbstmord zugrunde geht: die *halbe Wahrheit*, welche, mit freundlichem Gesicht Gehör erbettelnd, durch das geöffnete Tor ihr diebisches Gefolge nachzieht – diese muß bekämpft werden. Nicht das Dunkele bedarf der Beleuchtung, um als solches erkannt zu werden, sondern die falschen und schmutzigen Farben. Und solcher gleisnerischen Zusammensetzung, solchen betrüglichen Gewebes, wo mit den bessern Fäden auch die schlechten, als Kette und Einschlag sich durchkreuzend, dem Käufer aufgedrungen werden, ist dasjenige, was die *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* in ihrem 233sten Blatte unter *Deutschland* mitteilt. Da wird von dünnem Eise gesprochen, auf das man sich gewagt, von der Zeit der Reife, die man nicht abgewartet, von Ideen, die nicht in das wirkliche Leben passen, von Nichtachtung der Erfahrung und dergleichen mehr; da wird auf dürren, abgemähten politischen Wiesen mit Wohlbehagen hin- und hergegrast; da werden alle die abgeschmackten Märchen vorgesungen, mit welchen man die Völker, als sie noch Kinder waren, in den Schlaf gelullt, die aber jetzt, da sie erwachsen sind, nur ihr Lachen oder ihren männlichen Unmut erregen.

Es sei sehr beklagenswert, „daß durch solche Erscheinungen (wie die Ermordung Kotzebues) die Nachbarn Deutschlands hinlänglichen Stoff zu ebenso bittern als die Ehre des deutschen Volkes kompromittierenden Betrachtungen erhielten." Wollte der Himmel, es wäre euch so viel an der Achtung eurer Nachbarn gelegen, als hier geheuchelt wird, dann müßte vieles besser werden unter uns. Wohl hat das Verbrechen Sands den Franzosen zu bittern Betrachtungen Stoff gegeben, doch nicht gegen das deutsche Volk war ihr Tadel gerichtet. Sie haben gezeigt, wie unterdrückter Freiheitstrieb in solche tolle Lüste ausbrechen müsse; sie haben gezeigt, wie die mystische Nacht des Mittelalters, mit der ihr euch umgebt, um unter deren Schutze aristokratischen Übermut zu treiben, auch manchen aus dem Volke verführt habe, demokratische Ausschweifungen zu begehen; und sie haben gezeigt, auf welche listige Weise ihr die freche Tat eines einzelnen werdet benutzen wollen, um die Freiheit von Millionen einzuschränken. Daß ihr so unklug seid, auf unsere Nachbarn hinzuweisen! Es ist zum Lachen. Sollen wir *sie* zum Vorbilde nehmen? Dürft *ihr* das wollen? Sie haben das Herrlichste erkämpft, mit Blut, mit tausend Verbrechen erkämpft und euch selbst die Einrede benommen, daß nie ein schlechter Weg zu gutem Ziele, nie Verwirrung zur Ordnung führen könne.
Es muß „der unbefangene wahre Vaterlandsfreund mit Schmerz sich sagen, daß man sich immer weiter von dem Ziele wieder zu entfernen scheine, zu welchem die Bahn gereinigt worden war". Heuchlerische Klage! Wenn mit jedem Schritte, den die Freunde gesetzlicher Freiheit vorwärts machen, ihr das Ziel weiter hinaussteckt oder es vom Wege ab bald rechts, bald links schiebt, an wem liegt dann die Schuld der Verzögerung, oder daß es nie erreicht wird? Und wer hat die Bahn gereinigt? Das Volk, ihr nicht. Dessen Bewegung läßt sich freilich nicht

so lenken wie die der Soldaten auf der Wachtparade durch den Korporalstock, wie die eines Dutzends gehorsamster Beamten durch Tabellen und Weisungen geregelt wird; aber das tut auch nicht not. Berge von Schutt sind wegzuräumen, und bei dieser Arbeit sind Hast und Fleiß das Erforderlichste. Zum Bauen gehört Ordnung und Plan, und kommt es dazu, dann mögt ihr eure Risse zeichnen und besprechen. Aber zum Wegführen des Schuttes dürft ihr nicht so viel Zeit fordern, als das eingestürzte Gebäude gestanden hat, dessen Schutt weggeführt werden soll, und nicht die Langsamkeit, mit welcher im Verlaufe der Jahrhunderte jenes Gebäude aufgerichtet worden ist.
„Die aufgetretenen Bekämpfer aller illiberalen Ideen, die Verteidiger der Freisinnigkeit in Wort und Tat müssen dem kalten, unparteiischen Beurteiler wie Kinder erscheinen, welche, die Gefahr nicht kennend, auf das noch zu dünne Eis sich wagen ... Mit ihnen zugleich wird die schönere, bessere Idee zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in der Wirkung vernichtet, die, hätte man die Zeit der Reife abgewartet, unfehlbar gewesen sein und herrliche Früchte getragen haben würde."
Das sind von den überreifen Früchten, die von dem Baume der bösen Erkenntnis so reichlich abfallen; das sind von den faulen Redensarten, zu denen ihr vergebens einen Käufer sucht! Wenn euch die Verteidiger der Freisinnigkeit als *Kinder* erschienen, die ihr täuschen könntet, dann wären sie euch sehr willkommen. Weil sie aber klug und besonnen handeln, ob zwar nicht *mit Bedacht* in eurem Sinne, da sie den eigenen Vorteil vergessen und ihre Freiheit der allgemeinen aufopfern, darum haßt und verfolgt ihr sie. Das *noch zu dünne Eis*! Darin eben liegt eure Verblendung zugleich mit eurer List. Ihr glaubt und wollt es glauben machen, der Anfang des Winters sei da, und man müsse abwarten, bis

alles fest zusammengefroren sei, bis man es im Freien nicht mehr aushalten könne und man zahm werde und gern in den warmen Käfig zurückfliege. Aber die Freisinnigen wissen, daß der Frühling gekommen ist, und wollen das noch nicht ganz geschmolzne Eis aufhauen, damit der Strom um so früher lustig und frei werde. *Die Zeit der Reife!* Wer hat sie zu bestimmen, und dürfen unter dreißig Millionen Deutsche einige Höflinge sich allein vermessen, den Kalender der Natur zu machen? *Die Früchte sind noch nicht reif,* das ist eine schlechte Vogelscheuche, und wenn wir warten wollten, bis uns die großen Pächter des Staates zuriefen: *Jetzt pickt zu!* kämen wir viel zu spät, denn sie hätten dann alle Bäume schon kahl geschüttelt. Auch ist von Früchtesammeln, von Ernte unter uns noch keine Rede, sondern nur vom Säen, und je mehr man schreit, der Boden sei noch nicht urbar, je emsiger und tiefer muß gepflügt werden. Guter Gott! sie reden von *vorzeitiger Tat,* als handelten hier nicht auch Menschen, wie sie selbst sind, ja oft bessere. Seid ihr so große Künstler, daß ihr es euch allein vorbehaltet, die Uhr der Geschichte auf die Minute zu stellen, die euch beliebt, und sie schlagen zu lassen, wann es euch gelüstet? Aber um dieses Bild noch einmal zu gebrauchen: geht euern langsamern Weg und laßt das Volk seinen schnellern gehen, nur daß ihr euch um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt dreht! denn das Volk ist der Minutenzeiger, die Regierung der Stundenzeiger des Staates, und ob jener auch rascher umlaufe, so verfolgt er doch gleiche Bahn. Es ist leicht, das Bild zu vollenden.

Die Predigt haspelt sich so weiter ab: „Nicht nur, daß man durch voreiliges Handeln – (auch Worte werden zur Tat) – der gemeinen guten Sache schadet, sondern man scheint auch daran, ob solche Ideen in das wirkliche Leben passen, nicht gedacht zu haben.“ Und

jetzt wird gesagt, was *Lueder* gesagt hat: daß für den wahren Politiker und Staatsmann nur das eine Geltung haben könne, was *wirklich erreichbar* sei, nimmer aber eine sogenannte *höchste Idee*, die niemals mit der Praxis des eigentlich politischen Lebens sich vertragen werde noch es könne; aus der Staatskunst sei jede Spekulation zu verbannen; und was dergleichen Göttinger Hofratsthesen mehr sind. Solche Redensarten zeigen nun zum tausendsten Male seit sechs Jahren, wie wenig noch die Anführer der *stehenden Gesinnungen* die Dialektik, womit man Volksmeinungen bekämpft, erlernt haben, und sie werden darum, sei es in gerechten oder ungerechten Kriegen, stets von jenen geschlagen werden, so wie die französischen Volksheere die ungelenke Taktik aller europäischen Feldherren zuschande gemacht haben. Sie verrammeln sich hinter ihre gotischen Grundsätze, legen die ganze Macht ihrer Beredsamkeit hinein, machen dann und wann einen ungeschickten Ausfall und meinen, das sei die rechte Art, die feindlichen Ansichten zu bekämpfen. Indessen spottet man ihrer Festungen, hungert sie gelegentlich aus, umgeht sie und gewinnt das offene Land. *Ideen, die nicht ins Leben passen, Spekulationen, Träumereien, mit denen sich ein echter Staatsmann nicht befassen mag!* Reden diese politischen Marktschreier nicht heute noch, als sei die Regierungskunst noch immer ein Kabinettsgeheimnis, und tun groß mit Wundermitteln, deren einfache Bestandteile jedermann kennt. Der echte Staatsmann ist, wer die Ideen seiner Zeit aufzufassen und anzuwenden versteht; wer dieses nicht vermag, taugt selbst zum Gehorchen nicht, um so weniger zum Gesetzgeber. Man nenne uns doch die politischen Schwärmereien, denen sich „die Verteidiger der Freisinnigkeit" hingegeben! Es ist wahr, irgendein junger Mann hat eine *Aller-Deutschen-Stadt* bauen und in einem prächtigen Dome die Reichsversammlung

halten lassen wollen. Das ist aber das Ärgste, was an den Tag gekommen. Die Franzosen, im Anfange ihrer Revolution, hatten schlimmere Träume, aber sie sind, nachdem sie aufgewacht, zur Vernunft gekommen, und die wahren freisinnigen Ideen, ob sie sie zwar anfänglich mißbraucht, sind dennoch nicht untergegangen und auf ein „späteres Jahrhundert hinaus zurückgeworfen" worden. Sie hatten eine konstitutionelle Monarchie gefordert; da widersetzte sich der Adel und zog den Thron mit in sein eigenes Verderben. Sie forderten nun eine Republik, und nach wenigen Jahren war man froh, sie mit einer konstitutionellen Monarchie zufriedenzustellen. Haben den Franzosen ihre Ausschweifungen geschadet? Sie forderten zu viel, um genug zu erhalten; sie spielten den Krieg in Feindes Land, um den vaterländischen Herd so sicherer zu behaupten. Die deutschen Schriftsteller, welche die gute Sache verfechten, sollten sich freilich etwas bestimmter ausdrücken, um den Übelwollenden die Ausflucht zu benehmen, sie wüßten eigentlich nicht, was sie fürs deutsche Volk verlangten. Sie sollten sagen: man gebe uns alle die guten Einrichtungen, deren sich die Franzosen erfreuen, als da sind: Unabhängigkeit von jedem auswärtigen Einflusse; Volksvertretung durch jährliche Parlamente; Schutz und Heiligkeit der Personen; Freiheit des Handels und der Gewerbe; Aufhebung der Zünfte; Aufhebung der Privilegien; Gleichheit vor dem Gesetze; gleichen Schutz allen Religionen; Öffentlichkeit der Justiz; Geschwornengerichte; Preßfreiheit; Verantwortlichkeit der Minister und der untern Beamten. Und wenn sie dieses forderten, könntet ihr wohl so unbesonnen sein zu antworten: Das sind wahrlich gute Dinge; aber *nur nach einer Revolution,* die alles über den Haufen wirft, können solche eingeführt werden. Könntet ihr mit so plumpen Heucheleien gleich folgenden erwidern wollen:

„Man übereile sich und die Sache nicht und verfehle dabei nicht die *Manier, die schicklichste Art und Weise;* man überhebe sich nicht über seinen Standpunkt, damit kein öffentliches Verhältnis verletzt werde; man befördere die Verbreitung einmal anerkannter liberaler Grundsätze, aber man tue dieses nur auf dem einfachen Wege der *Volkserziehung,* nicht aber indem man die Regierungen, die eben bestehen, unmittelbar angreife und vor dem eigenen Volke die leitenden, obersten Behörden kompromittiere. Diese *dürfen* solches nicht dulden, und indem man dadurch sie zu scheinbaren Gewaltschritten gegen die an sich doch ohnmächtigen, nur in ihren Ideen starken Einzelnen gleichsam selbst zwingt, bringt man das hoffnungsvolle Kind, aus dem *einst* ein rettender Held hätte werden können, dem Moloch der ungereiften Zeit zum Opfer!" Daß es Gecken gibt, die, wenn von der Freiheit und dem Glücke eines großen Volkes die Rede ist, von *Manier* sprechen, mit der man für die gute Sache zu streiten habe, und etwa gar fordern, man solle den Tanzmeister und den Hofmarschall dabei zu Rate ziehen, darüber mag man lachen – das schadet nicht. Aber anderer Ratschläge ernster Art mögen sie sich enthalten! Wie schlau! Die einmal bestehenden Mißbräuche soll man achten, aber das Volk durch die *Erziehung* erst für bessere Einrichtungen empfänglich machen! Daß diese Erziehung den Jesuiten anvertraut werden müsse, versteht sich wohl von selbst. Unterdessen und bis die Kinder die Schule verlassen, hat man Zeit gewonnen, das wankende Gebäude der Feudalität mit neuen Stützen zu versehen, die Vorratskammern der Privilegierten wieder anzufüllen, und dann lacht man aller liberalen Grundsätze. Die obersten Behörden dürfen durch Tadel nicht *„kompromittiert"* werden. Schon einmal kam dieses Wort vor, und dieser elegante Ausdruck verrät deutlich, daß der in der *Zei-*

tung der freien Stadt Frankfurt enthaltene und hier bestrittene Aufsatz ein *Konversationsstück* ist, von der feinsten Teegesellschaft gelegentlich abgeschnitten. Er endet mit der Warnung, daß durch das Verfahren der Freiheitsfreunde die Regierungen „zu scheinbaren Gewaltschritten gegen die an sich doch ohnmächtigen, nur in ihren Ideen starken Einzelnen“ gezwungen werden. Dieses ist gar nicht schlau; denn welcher liberale Schriftsteller wird sich abschrecken lassen, wenn man ihm mit *scheinbaren* Gewaltstreichen droht? Aber das eine ist wahr, und man muß es zugeben: Solange die Machthaber die Freiheit der Gesinnungen und der Handlungen mit Dauer zu unterdrücken vermögen, solange sind sie es berechtigt zu tun; was die öffentliche Meinung nicht erreicht, verdiente sie nicht zu erreichen. Hier ist der Besitz ganz der Maßstab des Rechts.

11.

Der Roman

[1822/23]

I.

„Nicht ein bißchen haben Sie mich lieb“ — flüsterte Karoline ihrem Freunde zu und ließ ein Fädchen Seide aus ihren Fingern schweben — „nicht *so* viel!“ Sie stand von dem Stickrahmen auf, setzte sich auf den entferntesten Stuhl im Zimmer und schmollte. „Wie unartig bist du wieder“ — rief ihr die Mutter zu — „und sieh nur, wie du den Obersten verstimmt hast! Wahrhaftig, ihr beide da macht prächtige Gesichter, das sind glänzende Vorbereitungen zu eurer Hochzeit!“ — „Hochzeit? . . .“ entgegnete Karoline und schüttelte bedächtig ihr blondes Köpfchen . . . „das will ich noch überlegen; ich kann die Spitzen, die mir der Onkel geschickt, auf jedem andern Ball auch brauchen.“ — Die Gräfin lachte. „Ei,

du liebe Unschuld, wo hast du denn das gelernt? Du sprichst ja wie eine moralische Erzählung von Marmontel! Sei geschickt, komm her und erkläre mir dein Zörnchen!" – „Sie geben mir auch immer unrecht, Mutter. Ist das ein Anbeter? Heißt das ein Bräutigam? Andere Bräute bekommen Gedichte, daß sie sie nicht alle lesen können, und ich habe noch keinen Vers erhalten! Und er hat doch eine Ode auf Napoleon gemacht. Sie wissen, Karl hat mir einen Roman versprochen, worin er mich schildern wollte, ich freute mich so sehr darauf. Das sind nun sechs Wochen, und sooft ich ihn daran erinnere, sagt er ‚*morgen*' und macht ein Paar grimmige Augen, als wäre er auf der Wachtparade bei seinen garstigen Schnurrbärten. Herr Morgen, Sie gefallen mir gar nicht mehr!" Der Oberst schien gekränkt und schwieg. Karoline reichte ihm die Hand. – „Wir wollen wieder gute Freunde sein, sei nicht böse, lieber Karl!" – Sie streichelte ihm die Haare von der Stirne ... „Wo war es, wo du diese Wunde bekamst? kann ich doch den Namen nicht behalten!" – „In der Schlacht von Smolensk." – „Die abscheulichen Kosaken! Das muß dir wohl recht wehe getan haben?" – „Es war meine schmerzlichste Wunde nicht." – „Du bist ja heute sehr galant, mein Freund! Warte, ich will deinem Herzen den Puls fühlen ..." Sie legte die Hand auf seine Brust; der Oberst drückte sie mit Heftigkeit in seine Arme ... „Mein geliebtes Mädchen! Vieles lernt der Soldat entbehren und verlieren; ach! dich könnte ich nicht verlieren." – „Guter Karl, wir wollen uns immer, wir wollen uns ewig lieben!" – „Unsterblich ist jede wahre Liebe; nicht Untreue, nicht Verrat, nicht der Tod kann sie töten. Sie schlummert nur, wie im Sarge, so im erkalteten Herzen unter der Winterdecke, um mit der Frühlingssonne frischer und grünender zu erwachen! Die Stunde ist die körperliche Hülle der Ewigkeit – es lieben sich ewig,

die sich auch nur *eine* Stunde geliebt." – „Was sagst du, Karl? ..." Der Oberst zog ein Heft aus seiner Tasche und überreichte es lächelnd seiner Braut. – „Hier, Karoline, ist der versprochene Roman."

Karoline belohnte mit den anmutigsten Liebkosungen das längst erwartete Geschenk. „Aber warte" – sagte sie mit drohendem Finger – „jetzt sehe ich, wie du dich verstellen kannst! Dachte ich doch, du seiest fürchterlich böse auf mich, weil ich dich an dein Versprechen erinnert, und – nicht wahr, du hast nur ein so ernsthaftes Gesicht gemacht, um mich zu überraschen? Doch wie heißt dein Roman, ich sehe ja keine Überschrift?" – „Wie du willst, liebes Kind!" – „Wie endigt die Geschichte, ist sie traurig oder lustig?" – „Wie es kommt, Karoline." – „Nun, setzt euch jetzt, Karl soll uns seinen Roman vorlesen. Und du, Fritz", sprach sie zu ihrem Bruder, dem Hauptmann, der mit schweren Tritten das Zimmer erschütterte, „störe uns nicht mit deinen Sporen, mache dir's in diesem Sessel bequem, aber rühre dich nicht! Hörst du?"

Die kleine Familie setzte sich um den Tisch. Der Oberst legte das aufgeschlagene Heft vor sich, stützte den Kopf auf seine Hand ... „Friede des Kriegs, o süße Ruhe der Schlachten" – sprach er leise vor sich hin. – „Du mußt lauter reden", flüsterte ihm Karoline zu, „die Mutter kann dich sonst nicht verstehen."

„Die Winterschule war geendigt, die Feuer wurden ausgelöscht, die Fenster geöffnet, muntere Sonnenstrahlen erheiterten die düstere Zimmerluft, der Frühling rief und lockte zu tausend Spielen." ... „Haltet ein" – rief der Hauptmann, indem er vom Stuhle aufsprang und den Obersten beim Arm faßte – „haltet ein, Herr Schwager; ich weiß schon die ganze Geschichte. Jetzt kommt der Himmel und ein Fluß und ein Wald und ein besonderer Baum, und darunter sitzt Rinaldo und

seufzt oder flucht." ... Karoline legte dem Schwätzer die Hand auf den Mund. „Horch' doch, Fritz, dein Schimmel hat schon zweimal gerufen, du mußt hinuntergehen und sehen, was deinem Freunde fehlt." — „Nein", erwiderte der Hauptmann, sich niedersetzend — „ich will ruhig zuhören; aber ihr werdet sehen, daß ich recht habe. Rinaldo sitzt unter einem Baume und seufzt oder flucht."

Der Oberst fuhr fort: „Knaben und Vögel jubelten; glückliche Liebe lächelte und schwieg, die unglückliche weinte heißer, aber stiller. An einem dieser schönen Tage gingen August und Klara den Hügel hinauf, von dem sie den Strom, die Stadt, die alte Burg und unten im Parke die fröhlichen Gäste sehen konnten, die eingeladen waren, Augusts Geburtsfest zu feiern. Den Jüngling hatte im feindlichen Lande, im fremden Hause, in das er als Kriegsgast gekommen, eine schwere Krankheit niedergeworfen, und als er aus seinem Fieberschlummer genesen erwachte, lächelte ihm wiedergefundenes Leben und der Frühling und die Liebe entgegen. Klara, die schöne Tochter seiner freundlichen Wirte, hatte ihm den letzten Becher des Heiltranks mit zitternder Hand und niedergeschlagenem Blicke gereicht. In das Herz des Mädchens, das sich dem Mitleide, in das Herz des Jünglings, das sich der Dankbarkeit geöffnet, schlich die Liebe ein. Sie errieten sich bald; Klarens Eltern sahen froh diese Wechselneigung entstehen. August war Sekretär bei einem französischen Prinzen und Marschall und hatte Gelegenheit gefunden, sich dem Kaiser bemerklich zu machen. Er schritt auf dem Wege des Glücks rasch und rascher fort. Klarens Hand wurde ihm zugesagt.

Die Liebenden saßen oben auf der Moosbank in süßen Gesprächen versunken. August erzählte von seinen Fieberträumen und wie ihm ein Engel in blauem Gewande erschienen sei, der ihm Genesung verheißen. Klara er-

zählte von ihren Ängsten, von ihren durchweinten Nächten. So säuselte eine Paradiesesstunde vorüber. Die Sonne neigte sich zum Untergange, die Luft ward kühl, Klara erinnerte ihren Freund, daß er sich noch zu schonen habe. Sie eilten den Hügel hinab. Von neckenden Gästen empfangen, verbarg Klara ihr Erröten an der Brust ihrer Mutter. August, dem ein Bedienter meldete, daß eine Fremde in ihrem Wagen vor der Gartentüre hielte, die ihn zu sprechen wünschte, eilte dahin. Ein altes Mütterchen, reich aber wunderlich gekleidet und geschmückt, wankte auf einem Stabe gebogen ihm entgegen. August stürzte in ihre Arme ... ‚Meine Mutter!‘ ... ‚Mein Sohn! ... Nun Gott sei Dank, lieber Sohn, daß ich dich lebend und gesund finde. Jetzt will ich gern sterben.‘ – ‚Welche Überraschung!‘ – ‚Gleich nach dem Briefe, den du mir durch deinen Arzt schreiben ließest, reiste ich ab, um dich in deiner Krankheit zu pflegen. Auf dem Wege ward ich selbst schwach und mußte acht Tage liegen bleiben.‘ ... ‚Teure Mutter!‘ ... ‚Bist du es denn wirklich, lieber Sohn? Ich kenne dich nicht mehr! Wie du dich geändert hast! Und ein vornehmer Herr bist du geworden, dein Vater selig hat es immer gesagt: Aus dem Jungen wird etwas Rechtes. Ach, du hast ja gar einen Orden? Aber mein Sohn, das darfst du ja nicht tragen!‘ ... ‚Liebe Mutter‘, erwiderte August lächelnd, ‚es ist kein Kreuz, es ist ein Stern.‘ ... ‚Ja, es ist wahr. Schau, was das kostbar ist! Aber wie leicht kannst du das verlieren; laß es dir festnähen!‘
Unterdessen waren die Gäste, welche die wunderliche Szene aus der Ferne mit angesehen, herbeigekommen. Klara hielt neckisch das Schnupftuch vor den Augen und sprach unter Schluchzen: ‚Du Ungetreuer, du Bösewicht, hast dein Mädchen betrogen, liebst eine andere!‘ – Klarens Eltern drohten lachend mit dem Finger: ‚Feiner Herr, sauberer Herr, das erfahren wir noch zur

rechten Zeit.' . . . ,Ah! Frau Rachel' — ließ sich ein junger Offizier vernehmen — ,nicht wahr, dem Herrn Baron da habt Ihr früher aus der Klemme geholfen? Hat er noch ein Pfand bei Euch, habt Ihr ein Wechselchen? Macht's christlich!' . . . August wandte sich dem Spötter zu und sprach mit flammendem Gesichte und drohendem Blicke: ,Sie ist meine Mutter!'" . . .
Ein Schmerzensschrei, den die Gräfin ausstieß, unterbrach hier die Vorlesung. Karoline und ihr Bruder sprangen erschrocken auf . . . „Gott, liebe Mutter, was fehlt Ihnen, Sie werden ja blaß?" — „Nichts, Kinder, nichts, mein altes Herzklopfen. Bringt mir meine Arznei!" — Die Gräfin, nachdem sie sich wieder erholt hatte, bat den Obersten, morgen fortzufahren, der Kopf schmerze ihr. — „Haben denn Klarens Eltern nicht gewußt, daß August ein Jude ist?" fragte Karoline den Obersten. „Das werden wir morgen hören", erwiderte dieser. — „Das ist eine Teufelsgeschichte!" bemerkte der Hauptmann. „Aus der Heirat kann nun nichts werden, und mein Rinaldo, der unter einem Baume seufzt, ist ein Hebräer. Muß doch morgen unsern Hausjud' fragen, ob sich ein Hebräer verlieben darf nach Mosis Gesetz." — „Es ist wahrlich eine verdrießliche Geschichte", fiel der Oberst lachend ein. „Was täten Sie, gnädige Mutter, wenn Ihrer Tochter ein solches Unglück begegnete?" Die Gräfin bückte sich nach ihrem gefallenen Taschentuche. — „Und Ihr, Herr Schwager?" — „Hölle und Teufel" — erwiderte der Hauptmann, mit den Füßen stampfend — „wenn mir ein verdammter Jude einen solchen Streich spielte, würde ich den Kerl vom dritten Stockwerk hinabwerfen, daß Vater Abraham ach und weh schreien soll, wenn ihm so ein schwerer Klotz in den Schoß fällt." . . . „Und du — und Sie, Fräulein?" . . . fragte der Oberst Karolinen. Diese machte einen tiefen Knicks. „Bedanke mich schön für das Kompliment,

Herr Oberst. Wahrhaftig, Sie sind ein artiger Herr. Wie kannst du dir nur denken, Karl, daß ich einen schwarzen, spitzbübischen Juden jemals liebgewinnen könnte?" — „Es gibt auch blonde und ehrliche", erwiderte der Oberst. — „Es ist freilich schlimm, es ist sehr traurig, nachdem man sich geliebt und geküßt hat, sich wieder zu verlassen. Aber was ist zu tun?" — „Du würdest also deinen Geliebten verstoßen, Karoline?" — „Wie anders? Die arme Klara würde ja ausgelacht werden, und ihr jüdischer Mann dürfte ja nicht einmal ins Kasino gehen. Aber sie muß es gescheit anfangen, wenn sie ihn fortschickt. ‚Lieber Herr Schmul', würde ich meinem Bräutigam sagen — nicht wahr, Mutter, alle Juden heißen Schmul mit ihrem Taufnamen? — ‚Lieber Herr Schatz, es ist wahr, ich habe Sie liebgehabt; Gott weiß, wie es gekommen, ich war immer ein närrisches Mädchen gewesen — aber lieber Herr Schmul, sei'n Sie vernünftig, wir könn'en uns nicht heiraten. Sei'n Sie nicht bös, lieber Herr Schmul: sehen Sie, ich schenke Ihnen alle meine Brillanten, alle meine Blonden, sind viel Geld wert, Sie können gute Geschäfte damit machen auf der Braunschweiger Messe; aber geben Sie mir mein Wort zurück!'"

„Nimm es!" sprach der Oberst mit bebender Stimme und stürzte wie im Wahnsinne fort.

II.

„Ihr habt mir die Spiele meiner Kindheit gestohlen, ihr schlechten Schelme! Ihr habt mir Salz geworfen in den süßen Becher der Jugend; ihr habt die tückische Verleumdung und den albernen Spott hingestellt auf den Weg des Mannes — abhalten konntet ihr mich nicht, aber müde, verdrossen und ohne Freudigkeit erreichte ich das Ziel. Empfindung nach Empfindung habt ihr mir ge-

tötet und einen Kirchhof geschaffen aus dieser lebensvollen Brust. Daß mir die Rache nicht einmal geblieben, daß ich nicht Kraft habe, zu vergeben, und nicht Ohnmacht genug, sie zu züchtigen! Ich kann sie nicht erreichen in ihrer Fuchshöhle, ich kann mich nicht bücken, ich kann nicht kriechen; und recht behalten, wie immer, wird das schlaue Vieh ... Ach, dieser schöne Sonnentag, wie schnell ging er vorüber! Da sind sie wieder, die alten Fledermäuse, die mir so lange um Stirn und Ohren schwirrten; da bist du wieder, höhnisches Gespenst, das mich aus der Mutter Schoß in die Wiege, aus der Wiege in die Schule, aus der Schule in das Leben geneckt! Ein Wort – nein, weniger als ein Wort – die Erzählung eines alten Schalls – furchtbarer Zauber! ... Verloren, verraten, betrogen!" ...

In diesen heftigen Ausbrüchen eines verwirrten Sinnes und eines gekränkten Herzens suchte Karl sich seines Grams zu entladen. Corre, sein treuer Freund und Waffenbruder, stand ihm längst zur Seite. „Bravo!" – rief dieser, in die Hände klatschend – „Bravo, Charles! Herrlich, ganz unvergleichlich, wie Talma, ganz wie Talma! Hast Probe gehalten? Werdet morgen die Komödie aufführen bei deiner gnädigen Mama?" – „Die Komödie ist aus", erwiderte Karl. – „Schon geschehen? Schade, wäre gern dabei gewesen. Hast Beifall gefunden? Hat die gnädige Sippschaft dich gelobt? Hat die hohe Götterschaft dir zugelächelt? O du Glücklicher!" – „Verloren, alles hin, nur du allein bleibst mir noch." – Karl sank mit tränenden Augen an die Brust seines Freundes. – „Was ist das, Charles, was bedeutet das? Das ist nicht Spiel, rede, was ist geschehen?" – Karl sprach und weinte sich aus. – „Das ist alles? Weil du ein Jude bist?" frug Corre unter Zorn und Lachen. „Ich bin noch weniger als du, ich bin nicht einmal getauft. Ich heiße Brutus, und, Gott sei Dank! mein Name steht

nicht im Kalender der Heiligen. Keines jener frommen Lämmer, die sich geduldig schlachten, braten und verzehren ließen, führt meinen Männernamen; ich gehöre besser zu jenen kühnen Jägern, welche die Wölfe erlegt, die die Lämmer zerrissen." – „Alles," seufzte Karl, „alles ist verloren!" – „Alles?" fragte Corre mit gerührter Stimme, „und diese Narbe ist dir nichts, und die Erinnerung, für wen du sie trägst, rechnest du für nichts?" – „Mit tausend Herzen habe ich das Mädchen geliebt, und so zurückgestoßen zu werden von der Schwelle meines Glücks!" – „Sei ein Mann, Charles, du hast ein Mädchen verloren und dich gewonnen. Da es dahin gekommen, darf ich offen mit dir sprechen. Ich kannte die Liebe nie, ich bin ein Kind des Lagers; aber es kann nichts Unwürdiges sein, was meinen Charles besiegte. Doch hättest du nur eine andere gewählt! Und wäre es die schielende Alison, die liebliche Tochter unserer Marketenderin, gewesen; ich hätte Mondnächte mit dir durchseufzt und durchwacht und hätte nicht gelächelt. Aber jenes eitle Pfauengeschlecht ist meiner Seele verhaßt. Du kennst sie nicht, Charles, ich kenne sie besser. Den Hund verachten wir nicht so, wie sie uns verachten. Die Übermütigen, Verdorbenen, ob ich sie kenne! Sie haben uns alle unsere Siege vorgebahnt. Fürst und Land und Volk haben sie verraten. Eure Bürger haben wir mit den Waffen besiegt und nicht immer, jene Götter mit Gold und Tand und überall. Sei froh, Charles! Wein her, laß uns dieses Glas leeren. Es lebe die Freiheit!" – „Es lebe die Freiheit!" rief Karl begeistert, „und Tod und Verderben jeder Gewalt!"

Die Türe wurde mit Heftigkeit aufgestoßen, und der Hauptmann, Karolinens Bruder, stürzte wütend ins Zimmer. Die vorgerückte Abenddämmerung ließ ihn erst an seiner Stimme erkennen. „Finde ich dich endlich, spitzbübischer Jude! Hab' ich den Schurken!" Er drang mit

einem Stocke auf Karl ein. Dieser suchte seinen Degen, und da er ihn nicht fand, drängte er sich an Corre, ihm den seinigen aus der Scheide zu ziehen. Corre stieß ihn zurück. „Wag' es nicht", sagte er; „dieser Degen ist mein, und ich hab' ihn zu führen." – „So recht" – schrie der Hauptmann mit Hohngelächter – „Jud' und Franzos', Franzos' und Jud', das gehört zusammen, das steht eines für das andere." – „Zieh!" schrie Corre, „wahr' dein Rosenblut, Page!" Sie fielen aus, beim zweiten Gange stürzte der Hauptmann nieder und badete sich in seinem Blute. – „Eil', lauf zum Stabschirurg", rief Corre beklommen. – „Schick' zum Pfaffen," sprach Karl, ruhig und kalt; „ruf den Pfaffen, daß er's zum übrigen lege!"

III.

Karoline v. P. an ihre Freundin

Wenn Sie recht hätten, liebe Sophie, wenn in den Jahren der Jugend Wunden und Schmerzen bald heilten und vergessen würden – wäre ich dann nicht noch elender? Von meinem Glück ist mir nur mein Leid geblieben, und das ist leichter zu tragen als ein leeres Herz. Gestern war es ein Jahr, daß meine gute Mutter gestorben, ich weinte den ganzen Tag. Mein Bruder weckte gewaltsam den schlummernden Zorn in seiner Brust auf; am Abend warf er Blut aus und war sehr krank. Ach, wie schrecklich sind die Männer! Der arme Fritz! Er hat die Kraft nicht mehr, ohne Führung durch das Zimmer zu gehen, und hat noch die Kraft zu hassen. Es ist keine Hoffnung für ihn; das hat mir der Arzt verraten, der mir mit Trost entgegenkam, ehe ich ihn suchte. Die Stichwunde, die er in der Brust erhalten, hat ihn unheilbar verletzt. Alle unsere Bekannten, welche meine Verbindung mit dem Oberst getadelt und mit meiner Mutter darüber

grollten, haben uns verlassen. Nachdem uns das Unglück getroffen, sahen sie uns mit schadenfrohen Augen an, und jetzt begegne ich nur gleichgültigen Blicken. Wie einsam ist doch der Unglückliche! Ihr Gatte und Ihre Kinder, liebe Freundin, werden einen stets engern, einen stets süßern Kreis um Sie schließen, und Sie auch werden meiner nur gedenken, sich Ihres Friedens inniger zu freuen.

Von dem Obersten habe ich nichts gehört. Neulich sagten sie, er sei in Gefangenschaft der Engländer geraten. Vielleicht war es nicht wahre Liebe, was ich für ihn gefühlt, aber es war die höchste Neigung, der ich fähig war. Ich kann mich nicht mehr zurechtfinden. Die Leiden meiner Mutter und meines Bruders haben mich irregeführt, und ich habe den alten Weg meines Herzens verloren. Er war ein edler Mensch und liebte mich mit aller Zärtlichkeit. Ob er wohl an mich denkt? Er ist ein Mann.

Wenn ich meinen Bruder verliere, werde ich in eine Erziehungsanstalt zu kommen suchen. Frau v. C. hat mir ihr Haus angeboten; aber ich kann nicht Kinder sehen unter den Augen ihrer Mutter; ich muß mich zu fremden Kindern gesellen, denken, sie wären auch verlassene Waisen, und ihre ältere Schwester sein.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren gütigen Brief.

IV.

Oberst W. an Corre

Cadix, den 26. Dez. 1819

Ich kenne Dein Herz, Corre, und glaube daran, auch wenn ich es nicht begreife. Aber jedem andern würde ich sagen: „Du liebst die Freiheit und kannst der Tyrannei nicht dienen? Nicht über alles liebst du sie.“ Brutus hat den Blödsinnigen gespielt — ich vermochte mehr als die-

ser. Seit vier Jahren lächle ich wie ein Schurke, stecke Gold ein wie ein Bube und schließe mit allen Kutten Brüderschaft. Wohl manchmal am Abend sinken mir die Knie von der Arbeit des Tages; dann lasse ich mich in das Meer hinausschiffen, erzähle den Wellen mein Geheimnis und kehre gestärkt nach Hause. Du fragst mich, warum ich mein Vaterland fliehe? Ich habe keines, ich habe die Fremde noch nicht gesehen. Wo Kerker sind, erkenne ich meine Heimat; wo ich Verfolgung finde, atme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond ist mir so nah wie Deutschland. Nur einmal, in einer unverwahrten Stunde, habe ich dieses umpanzerte Herz geöffnet, und da haben sie mich schnell und gut getroffen. Es geschieht nicht wieder.
Alles ist gerüstet, die Winde sind günstig, in wenigen Tagen wölbst sich ein schönerer Himmel über mir. Ich habe nicht Zeit, mehr zu sprechen, aber wisse, der Tag, an dem Du diesen Brief erhältst, war der glücklichste in dem Leben Deines Freundes.

12.

Altes Wissen, neues Leben

[1823]

Alfons, König von Aragonien, der Himmel und Erde kannte – er war beigenannt der *Astronom*, der *Philosoph* und der *Weise* – hat gesagt: „Vieles besitzt der Mensch, vieles begehrt er; aber unter allen Gütern des Lebens sind nur folgende wichtig: Altes Holz zum Brennen, alter Wein zum Trinken, alte Freunde zur Gesellschaft und alte Bücher zum Lesen. Das übrige ist Lumperei." Da jede wackere Hausfrau weiß, daß dürres Holz besser als grünes brennt; da jedem braven Manne alter Wein angenehmer als junger mundet und dieser wie

jene weiß, welchen Vorzug erprobte Freunde vor neuen haben — so wollen wir bloß von *alten Büchern* sprechen. Es ist eine anerkannte Wahrheit, und die oft genug ausgesprochen worden, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt; wahrscheinlich gibt es für die Bewohner auf und über ihr auch nichts Neues. Was geschieht, geschieht zum wiederholten Male; was gedacht wird, wurde schon früher gedacht; was gesagt, geschrieben wird, haben schon andere gesagt und geschrieben. Wir glauben oft eine neue Wahrheit zu finden; aber wir finden sie auch nur — ein anderer hatte sie verloren. Wir entdecken sie, wie wir Amerika entdeckt, und so wenig der Naturkundige die neue Tierart, die er zum erstenmal beschreibt, geschaffen hat, so wenig haben wir die neuen Ideen geschaffen, mit welchen wir zum ersten Male unsere Zeitgenossen bekannt machen. Da sich nun dieses so verhält und wir uns alle aus Büchern belehren, ist die Frage: Soll man diese Belehrung mehr aus alten oder mehr aus neuen Büchern schöpfen? Wohl ist das erstere anzuraten aus mancherlei Gründen. Bei den Alten war das Leben von der Wissenschaft nicht getrennt, sie dachten ihr Leben und lebten ihre Gedanken, und diesen, da die ganze Fülle des Daseins ihrer Schöpfer darin abgedrückt war, konnte es an Kraft und Dauerhaftigkeit nicht fehlen. All ihr Tun, all ihr Reden kam aus dem Ministerium des Herzens und aus der geheimen Kanzlei des Geistes. Aber die Philosophen und Staatsmänner unserer Zeit haben wie der *Moniteur* einen kleinen offiziellen und einen sehr großen nichtoffiziellen Teil. Wie kann nun Dauer, Kraft und Anmut haben, was in einer verdrüßlichen Amtsstunde getan und geschrieben wurde, in einer Stunde der Zerstreuung, wo im Hintergrunde des Feierabends uns Weib und Kind und Freund und Becher lockten? Auch ist zu bedenken, daß viele neuere Schriftsteller, die wissentlich von den Alten Ideen

genommen und sie für ihre eigenen ausgegeben, um den Diebstahl zu verheimlichen, das Zeichen an den gestohlenen Ideen vertilgt und ihnen dadurch das Gepräge geraubt haben, worin ihre Eigentümlichkeit sich ausdrückte. Wir reden oft von der Einfachheit und Klarheit der guten alten Schriftsteller; woher entstand diese Einfachheit und diese Klarheit? Die Alten suchten weniger zu glänzen; nicht etwa, daß sie bescheidener gewesen, als wir sind, aber das Gedränge der Redner und Schreiber war nicht so groß, als es jetzt ist, und man hatte, um sich bemerkt zu machen, nicht nötig, zu schreien und zu blenden. Die Alten hielten sich an der Sache, an der Wahrheit, sie gebrauchten keine schmetternden Worte, keine schimmernden Redensarten; sie begnügten sich, von ihren Ansichten scharfe und genaue Umrisse zu geben. So sind sie der neuen Zeit zugekommen; es ist aber mit den Gedanken, diesen Abdrücken des menschlichen Geistes, wie mit den Kupferstichen; die Abdrücke *vor der Schrift* sind die besten. Durch die Erfindung der Buchdruckerei sind die Ansichten der Alten sehr vervielfältigt, sehr verbreitet, aber auch sehr geschwächt worden. Überdies sind wir mit ihnen verfahren, wie es die Kinder mit den Bilderbögen machen. Wir haben die Zeichnungen der Alten illuminiert, und da wir dabei aus Unachtsamkeit, Ungeschicklichkeit oder weil es schwer ist, den Pinsel immer fest und genau zu führen, oft rechts und links ausgeschweift sind, haben wir die Konturen verwischt, und man kann von unserer neuen *abgebildeten* Wissenschaft sagen, daß die Wahrheit des Urbildes bei ihr zwar in der *Mitte* liegt, aber am Anfange und Ende verletzt worden. Aber wie bedeutend und unglückselig ist dieses Überschreiten! Um einer Wahrheit *Dasein* wird selten gestritten, auch nicht zwischen den feindlichsten Gesinnungen; gekämpft wird nur um die Grenzen einer Wahrheit. Daher die Verwirrung unserer und

früherer Zeit. Wie schlimm! Als Christen können wir der Farben nicht entbehren, denn wir können der Perspektive nicht entbehren. Jeder Grundsatz ist uns nur ein Vorhang, den wir wegschieben, um das zu sehen, was dahinter ist; da aber das Hintere auch ein Vorhang ist, werden wir nicht fertig. – Jede Wissenschaft dient uns zur Leiter, darauf in den Himmel zu steigen, und sind wir oben oder glauben oben zu sein, wenden wir der Leiter verächtlich den Rücken zu. Darum kommen wir nie zum Ziele, weil wir jeden Zweck, sobald wir ihn erreicht, zum Mittel erniedrigen; darum haben wir vieles verwirrt, vieles verwischt und mancher guten Lehre der Alten – nicht den Wert, das vermochten wir nicht – aber den Preis geraubt. Weiter sind wir freilich als die Alten, wir sind aber so weit gekommen, daß wir unsere Heimat nicht mehr finden, und während jene in dem engern Kreise ihres Wissens alle Wege und Abwege kannten, fragen wir auf unsern weiten Fahrten in Angst und Sorgen den Kompaß und die schwankende Weltrichtung an.

Wir wollen nur zweier Wissenschaften gedenken – es sind freilich solche, die das ganze menschliche Dasein umfassen –, worin die Alten die Neuen weit übertroffen: der *Sittenlehre* und der *Staatslehre*. Die Sittenlehre des Heidentums ist uns zu enge geworden, wir sind ihr entwachsen; die Sittenlehre des Christentums ist uns zu weit, wir füllen sie nicht aus, und so leben wir – nicht ohne Sittlichkeit, denn, dank der Güte und Kraft der menschlichen Natur, daß nicht Wahnsinn, nicht Bosheit und Gewalt sie zu zerstören vermochte – aber ohne Sittenlehre leben wir. Die Heiden waren kurzsichtig; sie sahen nicht über das Grab hinaus. Wie tolle Verschwender vergeudeten sie des Lebens Reichtum in wenigen irdischen Jahren; aber sie starben satt, in Unschuld und Unwissenheit wie die Kinder, und die Kinder sind es.

die am nächsten stehen Gottes Throne. Die Christen sind weitsichtig, sie erkennen das Leben nicht; sie vermögen nur zu lesen, was mit Sternen am Himmel geschrieben; eine Schrift mannigfacher Deutung fähig. Wie Geizige häufen sie Schätze auf Schätze, Zinsen auf Zinsen, sterben im und am Hunger, mit Sünden belastet und dieser Bürde sich bewußt; aber verloren ist, wer sich aufgibt, schuldig ist, wer sich schuldig fühlt; dort oben gibt es keine Fiskale und Verräter, und keine andere Klage hört der gnädige Richter an, als die der Kläger gegen sich selbst gewendet. Sie haben einen Gott des Himmels und einen Gott der Erde geschaffen, die sie als Parteihäupter betrachten, mit deren einem man es verderben müsse, wolle man mit dem andern es halten! Man müsse unglücklich sein, um selig zu werden! Als wäre die Erde nicht auch ein Stück des Himmels, als wäre die Zeit nicht auch ein Teil der Ewigkeit und Gott überall! So bleibt uns, wie der Horizont, wo Himmel und Erde sich berühren, des Glückes Fülle ewig fern. So stehen wir zitternd auf der zitternden Brücke, die vom Leben zum Tode führt, *wagen nicht zurück*, wagen nicht vorwärts zu gehen, haben nicht den Mut zu leben und nicht den Mut zu sterben. Freilich *sind* wir besser, als wir *denken*, sind glücklicher, als wir zu sein glauben; aber unsere Seele ist hypochondrisch – nicht krank genug, am Übel zu sterben, nicht gesund genug, sich wohl zu fühlen. Jede natürliche und gesunde Neigung halten wir für eine Leidenschaft, jede Leidenschaft für eine Sünde; von jeder Sünde fürchten wir, sie werde uns in die Hölle stürzen, und zwanzigmal im Tage zittern wir, der Teufel werde uns holen. Unglückselige, die wir sind! Der uns erlöst, den haben wir gebunden, und so harren wir des neuen Messias, der den Erlöser erlöse; auf den Vater warten wir, der den Sohn mit dem Heiligen Geiste versöhne. Kommt diese Zeit des dritten Testaments, dann wird

der glückliche Mensch wie die Bäume des Südens zugleich Blüten und Früchte tragen, den Frühling mit dem Herbste verbinden, zugleich Christ und Heide sein — und dann wird der Himmel sein überall, wo ein klares Auge ist, ihn zu erkennen.

Mit der *Staatslehre* ist es noch viel schlimmer. Haben wir keine Sittenlehre, so haben wir doch wenigstens eine Sittlichkeit, und man kann den Weg vom Herzen zum Kopfe auch ohne Landkarte finden. Wir haben aber nicht bloß keine Staatslehre, sondern auch keine Staatskunst. Der Beweis für diese Behauptung wäre leichter zu führen, wenn der Beweise weniger wären; man muß sich aber durch das Gewühl der neuen erst durchdrängen, um zu den alten zu gelangen, welche hier allein zu gebrauchen sind. Seit der Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften in Europa haben alle Menschen, jeder in seinem Kreise, die Erfahrung benutzt. Ärzte, Naturforscher, Seefahrer, Handwerker, Kaufleute, Maler — nur die Staatsmänner haben von der Erfahrung nichts gelernt. Ihre Ungelehrigkeit zeigte sich vorzüglich daran, daß sie mühsam ihren Scharfsinn vergeudeten, die *Verschiedenheit* der geschichtlichen Verhältnisse aufzufinden, aber nie ihren Witz gebrauchten, die verborgenen *Ähnlichkeiten* der Jahrhunderte zu entdecken. Sie urteilten und verfuhren darnach, wie ein Mensch urteilen würde, der dächte: Ich werde nie sterben, denn von allen Menschen, die je gestorben, hat keiner völlig meine Gestalt gehabt. Hätte man den Anstiftern und Lenkern des Dreißigjährigen Kriegs gesagt: „Ihr guten Leute, gebt euch keine vergebene Mühe; erinnert euch, was Luther dem Kurfürsten von Sachsen geschrieben: ‚Ew. Kurfürstliche Gnaden wissen nun und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders als zu Nürnberg über diese Sache beschlossen ist.' ... Glaubt den Toten, die Toten lügen nicht" — sie hätten geantwortet: „Luther war ein

braver Mann, ein kluger Mann, ein rechtlicher Mann, wir glauben an ihn wie an Gottes Wort; aber Luther hat von Nürnberg gesprochen und nicht von Prag." Wie ist mit solchen Leuten fertig zu werden? Büschings Geographie ist gar dick. Und hätte Luther von Prag gesprochen, so hätte er nicht von Leipzig gesprochen; und hätte er von Leipzig gesprochen, so hätte er nicht von Magdeburg gesprochen; und hätte er von Magdeburg gesprochen, so hätte er nicht von Nördlingen gesprochen, und von welchem Orte er also gesprochen hätte, er hätte vergebens gesprochen. Was hätte auch die Staatsmänner belehren und bilden können? Die Geschichte der letzten Jahrhunderte war nur eine Familiengeschichte, und man regierte Europa, indem man höchstens sechs Menschen leitete. Dieses ist so wörtlich wahr, daß, sobald in einem Ereignisse der siebente Mann hinzutrat, sie zu kurz kamen mit aller ihrer Schlauheit. Sie haben die Reformation, den Abfall der Niederlande, die englische und die französische Revolution weder zu verhindern noch zu lenken gewußt. Freilich kann man sagen: „Das lag außer dem Kreise menschlicher Macht!" — aber versucht haben sie es doch, und wer das Unmögliche versucht, zeigt, daß er das Mögliche nicht vermag und daß er das Wirkliche nicht faßt. Die Experimentalpolitik hat keinen größern Wert als die Experimentalphysik; sie kann gleich jener dazu dienen, auf hohen Schulen die Erscheinungen der Geschichte zu erklären, die Elemente und Mischungen der menschlichen Verhältnisse den Sinnen darzutun, aber sie lehrt nicht, wie man die Natur der Dinge ändert. Die Physiker und Chemiker mögen in ihrem Kabinette elektrische Funken herausziehen, galvanische Schläge geben, eine Luftart bilden, Säuren und Alkalien darstellen: aber das Wetter, das Klima zu ändern, Wind, Donner, Blitz und Regen zu machen oder zu vertreiben — das vermögen sie nicht.

Die Politiker der frühern Jahrhunderte waren Staatschirurgen, aber keine Staatsärzte. Zwar hatten die besten unter ihnen den Lehrsatz des Hippokrates angenommen: „Was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer“. Aber sie hatten den Satz umgekehrt und gesagt: „Was das Feuer nicht heilt, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilen Arzneimittel.“ Demnach hatten sie gegen kranke Zeiten zuerst Kanonenfeuer gebraucht; half dieses nicht, operierten sie die Köpfe, und half auch dieses nichts, fingen sie über innere Mittel zu sinnen an. Aber dann war es zu spät. Der Kranke war gestorben, und es war nichts mehr zu heilen da. Und gab es einen Kranken, der Feuer und Eisen überstanden, so zwangen sie ihm nicht bloß die bittere Arznei, sondern auch den Löffel auf, worin sie ihm die Arznei gereicht — und der Kranke erstickte. Da waren die Staatsmänner des Altertums ganz andere Menschen! Die heutigen Spanier, so schlimm sie auch sein mögen, sind lange nicht so hartnäckig als das jüdische Volk gewesen — denn dieses konnte man bis jetzt noch nicht bändigen —, und doch war Moses mit ihm fertig geworden! Wie mächtig haben Sesostris, Confucius, Solon, Lykurg, Manco-Capac gewirkt; wie Metall haben sie ihre Völker umgeschmolzen! Ihr sagt: „Die hatten es mit rohen Völkern zu tun; hätten sie, wie wir, es mit ausgebildeten zu tun gehabt, wäre ihnen das Unternehmen auch nicht gelungen.“... Das heiß' ich vortrefflich antworten; ich habe nichts anderes hören wollen! Ausgebildete Völker schmilzt auch kein Moses um, und stünden ihm alle ägyptischen Plagen zu Gebote.

Woher kommt es aber, daß wir keine Staatslehre und keine Staatskunst haben? Zu dieser Untersuchung ist hier der Ort nicht, und sie wäre auch ohne Nutzen; denn die Übel in der Zeit werden nicht wie die im Raume

an ihrer Quelle geheilt, da man die Vergangenheit weder austrocknen noch ableiten kann. Es soll nur gezeigt werden, daß wir nicht an jenem Mangel litten, wenn die Kenntnis des Altertums gründlicher und verbreiteter wäre. Eine solche Kenntnis aber würde nicht bloß auf die wissenschaftliche Bildung der Zeitgenossen, sondern auch auf das wirkliche und allstündliche Leben von unaussprechlich wohltätiger Wirkung sein. Was die Kämpfe unserer Tage so schrecklich macht, ist nichts anderes als die *Überraschung*, mit welcher den Kämpfenden auf beiden Seiten die Erscheinungen der Geschichte entgegentreten. Überraschung aber gebiert Schrecken, Schrecken ist der Vater der Verzweiflung, und Verzweiflung ist blind. Wir alle, verschiedenen Gesinnungen zugetan, sind im Wahne, es geschähe Neues; neue Laster, neue Rechte, neue Rechtsverletzungen und Anmaßungen wären entstanden. Aber die Tyrannei ist alt, und die Freiheit ist alt, und der Kampf zwischen beiden ist alt. Weil wir den Umlauf der Menschheit nicht kennen, verwechseln wir die Witterung mit den Jahreszeiten. Fällt im Mai rauhes Wetter ein, jubeln diese und trauern jene: die Sonne ginge zurück. Hat der November einen warmen Tag, wehklagen jene und jauchzen diese: der Frühling komme; und so tritt nach jeder gewonnenen oder verlornen Schlacht der Übermut der Sieger und die Verzweiflung der Besiegten hervor. Eines Morgens wird man die Flüsse gefroren oder die Bäume in Blüte finden, und die roten oder die weißen Narren werden den Mund aufsperren! Kennten wir das Altertum, würde uns die Vergangenheit als Landkarte für die Gegenwart dienen, und kann man auch mit der besten Karte in einer fremden Gegend einen Fußpfad verfehlen, so geht man doch in den Hauptrichtungen nicht irre, und mit ihr versehen, wird man nie einen Ort in Europa suchen, der in Amerika liegt. Manche Menschen und manche Völker

eifern gegen die Machthaber mit Wort und Tat, weil sie glauben, daß sie im Drucke lebten; kennten sie aber die Lage, worin die alten Völker gewesen, würden sie ihre eigene beneidenswert finden. Sie würden einsehen, daß ihnen Gewerbfleiß und Wohlstand eine Unabhängigkeit geben, welche die Bürger der alten Staaten nie besaßen; daß diese ihren Lebensunterhalt von den Großen und Reichen erbetteln und die empfangenen Almosen teuer vergüten mußten. Mancher eifert gegen den Adel, nur weil er nicht weiß, daß Rom acht Jahrhunderte von den Patriziern beherrscht und von ihnen zum ersten Reiche der Welt erhoben wurde und daß in den reinen Demokratien des Altertums eine Aristokratie des Geistes herrschte, die viel demütigender war als die der Geburt, weil sie sich auf wenige erstreckte, und viel entmutigender, weil sie keiner, dem sie die blinde Gunst der Natur versagte, je verdienen oder erschmeicheln konnte. Mancher würde von der Herrlichkeit republikanischer Regierungsverfassung weniger schwärmen, wenn er wüßte, daß die ersten Staatslehrer der Griechen und Römer derjenigen Verfassung den Vorzug gegeben, in der eine starke Mischung von Monarchie enthalten. Mancher findet es reizend, daß das Volk in Athen und Rom zu den wichtigsten Staatsverhandlungen seine Stimme geben oder versagen, Krieg und Frieden beschließen, verdammen und freisprechen, bestrafen und belohnen konnte; und er weiß nicht, daß damals die Menge von den Demagogen ganz so gebraucht wurde, als jetzt die Soldaten von den Machthabern gebraucht werden, welchen man im Kriege zu schlagen, stoßen, töten, schreien, schimpfen, zu plündern verstattet, die aber alles, was sie tun, nicht für ihren eigenen Vorteil, sondern für den Nutzen der Anführer tun. Mancher brave Mensch findet es beschämend, daß er den Lohn für seine Verdienste nur durch Kriecherei erlangen kann. Er wisse aber, daß

es sonst viel schlimmer war; daß man sich jetzt bei den Großen wenigstens mit Bücklingen und Schmeicheleien abfinden kann, im Altertume aber die Patrone eine gesetzliche Herrschaft über ihre Klienten hatten, die in vielen und wichtigen Lebensverhältnissen äußerst drükkend war. Und wenn dieses auch nicht so, wenn die jetzige Lage der Völker auch wirklich schlimmer wäre, als die der Alten war, so würden die, die für eine Verbesserung dieses Zustandes kämpfen, ihren Streit besonnener und milder führen, wenn sie das Altertum besser verstünden; sie würden dann weniger Kraft und Zeit in zappelnder Geschäftigkeit fruchtlos verschwenden. Wissen wir nicht, wie sich eine Freiheit ausbildet, so wissen wir doch, wie eine Freiheit zerstört wird. Wer nie einen Sonnenaufgang gesehen, kann sich eine Vorstellung davon machen, hat er nur je einem Sonnenuntergange beigewohnt. Wer die Geschichte Roms von der Zerstörung Karthagos bis zur Zeit der römischen Kaiser verfolgt, braucht, um die Zukunft zu bestimmen, diese Geschichte nur zurückzuführen; denn die Vorsehung heilt die Krankheiten der Menschheit, wie die Natur die Krankheiten der Menschen heilt, die, wenn sie in Genesung übergehen, mit ihren letzten Erscheinungen zuerst und mit ihren ersten zuletzt verschwinden. Auf diese Weise würde eine genaue Kenntnis des Altertums den strebenden Völkern nützen. Was aber die Staatsmänner betrifft, die, sei es aus Pflicht oder aus Neigung, der anmaßenden Freiheit widerstreben, so würden sie schneller und sicherer ihren Zweck erreichen, wenn sie statt Ximenes, Richelieu und Alberoni, die Taschenspieler waren, sich Mäcenas zum Muster nähmen; sie würden aus der vierzigjährigen Regierung des Augustus besser lernen, wie man ohne Gewalt dem Freiheitsrausche begegne, als aus der ganzen Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Sie würden Tacitus um Rat fragen und

nicht *Halles Magie der Staatskunst,* da diese jetzt in jedermanns Händen ist und man mit Becher und Muskatnuß nur noch Kinder und ihre Ammen in Erstaunen setzt, aber Männer nicht mehr.
Natürlich wird man fragen: Ist denn die klassische Literatur nicht verbreitet genug? Geht nicht unser aller Jugendbildung von ihr aus? Wir wollen sehen, wie es sich damit verhält. Zuvörderst ist zu bedenken, daß nur die Gelehrten und die höhern Stände sich einer klassischen Bildung erfreuen; daß aber nicht, was der Gelehrte und der Edelmann, sondern was der Bürger und der Bauer denkt und fühlt, auf das gesellige Leben Einfluß hat. Die hohe Bedeutung des gelehrten Standes soll dadurch nicht herabgesetzt werden. Er bildet das Magazin der Wissenschaft, aus dem man sich für die täglichen Bedürfnisse versorgt; aber eben an dieser Anwendung darf es nicht fehlen. Das Getreide auf den Speichern schützt gegen den künftigen, doch nur das Getreide beim Bäcker stillt den Hunger des Augenblicks. In Deutschland sind die Wege, die von der Wissenschaft zum Leben führen, in zu geringer Zahl, und sie sind unfahrbar. Der wissenschaftliche Reichtum der Franzosen ist vielleicht hundertmal kleiner als der der Deutschen, er wirkt aber ebenso stark; denn während das Kapital in Frankreich hundertmal umgesetzt wird, geschieht es in Deutschland nur einmal. Der Franzose weiß freilich nicht mehr, als was er gesagt und geschrieben; aber alles, was er weiß, sagt und schreibt er und wiederholt es jeden Tag. In Deutschland darben wir aus lauter Überfluß. Soll der Deutsche darüber murren? Vielleicht weiß die Vorsehung, was sie tut und geschehen läßt; vielleicht hat Deutschlands Schutzgeist auch seinen Traum gehabt von den sieben magern Kühen und sorgt für die Zukunft. Aber die Absichten der Vorsehung können wir nicht durchschauen, und wir müssen das Unsrige tun. Im ge-

wöhnlichen Laufe der Dinge läßt sich nicht befürchten, daß eine allgemeine Dürre den Wachstum der deutschen Wissenschaft zurückhalten, daß Hagelschlag und Heuschrecken deren Fluren zerstören werden; Europa ginge darüber zugrunde. Was die Schweiz in geologischer und politischer Beziehung für unsern Weltteil ist: der feste Gebirgskern, der ihn gegen eine allgemeine Überschwemmung, das neutrale Land, das ihn gegen Alleinherrschaft sichert — das ist Deutschland für Europa in ethischer Beziehung. Es hält den Orientalismus und die Beharrlichkeit des Nordens von dem Republikanismus und der Beweglichkeit des Südens ab, daß weder Despotie noch Anarchie alles überschwemme. Würde die Neutralität der deutschen Wissenschaft verletzt, dann wäre ein allgemeines Verderben unvermeidlich. Doch die Gefahr ist zu groß, als daß sie zu befürchten wäre.
Der vorausgesetzten Einwendung des Lesers: daß die Kenntnis der klassischen Literatur verbreitet genug wäre, wurde erstens dadurch zu begegnen gesucht, daß daran erinnert wurde, wie sich diese Kenntnis nicht auf alle Stände erstrecke. Jetzt aber ist noch darzutun, daß selbst jene Menschen, auf deren Erziehung das klassische Altertum einfließt, nicht innig genug davon durchdrungen sind, daß man eine sonderliche Wirkung auf das gesellige Leben dabei spüre. Man macht uns auf Schulen mit den Schriften der Griechen und Römer bekannt; lernen wir aber viel mehr als deren Sprache? verstehen wir mehr als Worte? Ist ein Knabe fähig, den Zusammenhang der alten Religionen, Sitten, Philosophien und Staatsverfassungen zu begreifen? Kann er daher Cicero, Tacitus, Demosthenes, Plato verstehen? Er wird nicht einmal fähig sein, die Schönheiten Homers und Virgils zu fassen. Nach geendigten Schuljahren aber legt man die Klassiker zurück, um sie selten mehr zu öffnen. Freilich war jener Jugendunterricht dennoch nicht vergebens. Er öffnete

uns die Pforten des Altertums, und es bleibt uns freigestellt, ob wir hineintreten wollen. Er übt unsern Geist, wie ihn die Mathematik auch übt, ob wir zwar letztere so sehr vergessen, daß wir in reifern Jahren oft kein gleichseitiges Dreieck mehr zu konstruieren wissen. Diejenigen, welche das Studium des klassischen Altertums fortsetzen, die Philologen, halten sich aus Neigung und Bestimmung mehr an der Form, an Buchstaben, und ihnen gilt das „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" nicht bloß zum Troste, sondern auch zur Aufmunterung – sie töten den Fuchs, damit der Balg gelte. Man kann also höchstens sagen, daß wir mit dem klassischen Altertum *bekannt* sind, aber *befreundet* sind wir nicht mit ihm. Nur in England ist dieses besser; man merkt es aber auch den britischen Staatsmännern an allen ihren Reden und Handlungen an, daß sie noch etwas mehr gelernt als ihren Vattel und Martens und daß sie häufiger an das alte zerstörte Karthago als an die schönsten neuen Kolonisierungssysteme denken.

Es gibt zwei Mittel, den Einfluß der klassischen Literatur auf das Tun und Denken der Zeitgenossen zu vermehren: *Übersetzungen* und *Kritik*. Durch jene wird für die Kenntnis des Altertums in der Breite, durch diese in der Tiefe gewonnen. Es fehlt Deutschland weniger als jedem andern Lande an guten Übersetzungen, aber das Bedürfnis ist noch lange nicht vollständig befriedigt. Der Mangel entspringt daher, weil es meist Philologen waren, welche jene Übersetzungen verfaßten, aber auch die genaueste Kenntnis der alten Sprachen ebensowenig ausreicht, um in den Geist der alten Schriften einzudringen, als die Kenntnis der Muttersprache genug ist, uns jedes Buch, das in ihr geschrieben ist, verständlich zu machen. Wir haben Homer, Virgil, Plato, Ciceros Buch von den Pflichten vortrefflich im Deutschen übersetzt, weil es dort ein Dichter, hier ein platonischer Geist und hier

ein tugendhafter Mann gewesen, der das Werk unternommen. Von manchen historischen und politischen Schriften der Alten aber fehlen uns noch gute Übersetzungen. Ein Konrektor in seinem glücklichen beneidenswerten Stilleben ist nicht fähig, Welthändel zu begreifen. Zu den Übersetzungen müßte sich die Kritik gesellen, welche die Aufmerksamkeit des lebenden Geschlechts zu den alten Schriftstellern hinleitet und deren Wert bestimmt, und zwar *in der Münze unserer Zeit berechnet.* Durch eine solche Kritik würde nicht bloß die klassische Literatur zu allgemeiner Kenntnis gebracht, sondern es würde auch noch etwas anderes dabei gewonnen werden. Wir sind oben von dem bekannten Satze ausgegangen, daß sich die meisten Ideen der neuen Denker auch schon bei den Alten fanden. Will man nun irgendeine Ansicht der Kritik unterwerfen, so verfährt man viel vorsichtiger und schützt seine eigene Rechtlichkeit viel besser, wenn man diese Ansicht aus einem alten, als wenn man sie aus einem neuen Schriftsteller herholt. Jede Kritik der Zeitgenossen oder gleichzeitig geltender Ansichten muß notwendig *persönlich* in der Art werden, daß die Persönlichkeit des Kritikers zum Vorschein kömmt. Gleichzeitige Ideen nehmen Platz ein, von welchem sie der Kritiker, will er seine eigenen Ideen aufstellen, verdrängen muß. Die Ideen der Alten aber sind unter der Erde; sie nehmen uns den Raum nicht weg, und wir können sie daher bestehen lassen, ohne unserm eigenen Urteile zu schaden. Wollten wir uns z. B. über die jeseitigen Vorzüge einer monarchischen, aristokratischen oder demokratischen Verfassung aussprechen und zu diesem Zwecke ein Werk in Untersuchung nehmen, worin jener Gegenstand behandelt worden, so würden wir allerdings in Benjamin Constants und in den politischen Werken anderer neueren Schriftsteller alle die Ansichten finden, die Cicero und Aristoteles hatten, und vielleicht

mehrere und bessere; der Unterschied ist aber, daß wir die erstern als Gegenstände der Zuneigung oder Abneigung betrachten, während uns die andern als notwendige Naturwesen ganz so wie dem Naturforscher die Geschöpfe der Tier- und Pflanzenwelt erscheinen, die er mit gleicher Treue und Unparteilichkeit beschreibt, das Tier mag zahm oder wild, die Pflanze giftig oder gesund, die Blume schön oder unansehnlich sein. Man denke sich, es erschiene heute ein geschichtliches Werk, wie das des Römers Suetonius von den Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser ist. Das Buch ist in einem elenden langweiligen Kanzleistile geschrieben. Der Verfasser erlaubt sich nie ein Urteil; wahrscheinlich hatte er keines. Er hört nichts und sieht nichts und stellt den ungehörten Schall und die ungesehene Farbe den Sinnen der Leser zur beliebigen Aufnahme vor. Er spricht mit gleicher Wichtigkeit von den größten Staatsbegebenheiten und dem häuslichen Leben der Kaiser. Er deckt ganz ohne Scham ihre geheimsten Sünden auf; nicht etwa aus wildem Humor oder aus Tyrannenhaß, sondern weil er einem Anatomen gleicht, der ein Ohrläppchen wie das Herz mit gleichem Fleiße zergliedert. Erschiene jetzt ein solches Werk, würde es sicher zu keinem Rufe kommen und von den Kritikern mit Geringschätzung behandelt werden. Sie würden sagen: „Der Herr Verfasser hat einen schlechten Stil; es fehlt ihm an historischem Forschungsgeiste; er macht Sittenlosigkeiten bekannt, die besser verheimlicht worden wären; die Geschichte ist keine Spinnstube." Weil aber das Buch alt ist, sind wir imstande, es unparteiisch zu beurteilen, und wir erklären es für eines der lehrreichsten Werke, das uns von den Römern zugekommen. Es ist wahr, Sueton hat keinen schönen Stil; aber um so weniger verhüllen glänzende Farben den Gliederbau der Geschichte. Er hat kein Urteil; desto unbefangener kann der Leser urteilen. Er

spricht mit beleidigender Gleichgültigkeit von ekelerregenden Sünden; da aber damals Rom die Welt, der Kaiser Rom und das Laster den Kaiser beherrschte, so war die Welt im kaiserlichen Schlafzimmer und die Weltgeschichte in den kaiserlichen Sünden.
Diese Kritik und Verjüngung der alten Literatur dürfte sich nicht bloß auf die Schriften der Griechen und Römer beschränken, sie müßte auch auf die ältern Werke der spätern Völker ausgedehnt werden; auf die der Engländer, Franzosen, Spanier, auf die der Deutschen zumal. In Frankreich ist das literarische Fürstentum erblich, Corneille und Racine sind heute noch so angesehen, als sie es ehemals waren; in Deutschland aber sind die Geistesfürsten Wahlfürsten, und es ist daher in jedem Jahrhundert neu zu untersuchen, wer zu herrschen verdiene, wer nicht. Wie viele unter den Lesern des *Morgenblatts* kennen Lessing, Klopstock – was man kennen heißt, wie sie Goethe und Schiller kennen? Die Ansichten älterer Schriftsteller sind aber oft lehrreicher als die der gleichzeitigen; denn die Ideen der Zeitgenossen schöpfen wir aus dem Leben auch, die der Verstorbenen nur aus Büchern. Wie viele kennen Abbt, Mendelssohn, der von den Rosen der Philosophie die Dornen weggebrochen, wie viele Hutten und den unvergleichlichen Luther? Wie viele kennen den holden Fielding, Richardson, den man gähnend verehrt, den immer lächelnden Sterne, Swift, Goldsmith? Wie viele kennen Montaigne, Rabelais, Bayle, den man heißhungrig verschlingen würde, wären die Bissen nicht zu groß und wären seine Werke in Almanachen abgedruckt? Wer kennt Barthélemys *Anacharsis* auswendig wie das Einmaleins – eine Kenntnis, die jeden in diesen Tagen allstündlich erquicken würde? Sie sind in Erinnerung zu bringen und anzupreisen. Ja, es ist zu vermuten, daß die Bibel selbst, die das schönste aller Bücher wäre, wenn sie

auch nicht das heiligste wäre, Weltleuten von Geschmack sehr gefallen würde, kämen sie nur erst dazu, sie zu lesen. Aber sie erfahren nicht eher etwas von ihr, als bis sie im Leipziger Meßkatalog unter den Büchern verzeichnet, „die wirklich fertig geworden sind“, und sie lesen sie nicht eher, als bis sie in einem beliebten Literaturblatte gelobt werden. Auch noch anderes ist zu bedenken. Es gibt Schriftsteller, die zu ihrer Zeit gar nicht verstanden worden, weil sie ihrer Zeit vorausgeeilt waren; auf uns hat sich die Pflicht herabgeerbt, sie in ihre angeborne Würde wiedereinzusetzen. Es gibt andere, die zu ihrer Zeit keine Bedeutung haben konnten, weil ihr Geist keinen Stoff vorfand, sich daran abzubilden; uns käme es zu, jener ungebrauchten Kraft Beschäftigung zu geben. Als Luther lebte und schrieb, und noch zwei Jahrhunderte nach ihm war Krieg in der Kirche, und Luthers Feinde wie seine Freunde suchten und fanden in seinen Werken nichts anderes als Waffen zu seiner Verteidigung oder zu seiner Bekämpfung. Aber uns gebührt es, die Zeitgenossen mit der herrlichen Sprache und dem lebenskräftigen Geiste in Luthers Schriften bekannt zu machen. Lessing war ein mächtiger Schmiedehammer, der auf einen nackten Amboß schlug; denn zu seiner Zeit hatten die Deutschen weder Theater noch Literatur, und der Hammer fand kein Eisen zu schmieden. Wir aber sollten die Werke der spätern Schriftsteller dem strengen Urteile jenes unterirdischen Richters vorlegen. Jean Paul lebt jetzt schon dem zweiten Geschlechte, und er steigt mehr und mehr in der Liebe und Achtung der Zeitgenossen. Aber er gleicht einem zum Tode Verurteilten, der, weil er später unschuldig und tugendhaft befunden, frei umhergeht und sich der Teilnahme der Menschen erfreut; doch das alte, förmlich ausgesprochene Urteil ist nicht förmlich aufgehoben worden. Es wäre schön und ersprießlich, die Kritik jener ältern deutschen

Philister, die Jean Paul in seinen Schriften mit dem Ausdrucke „allgemeine deutsch-bibliothekarische Menschen“ bezeichnet, in Erinnerung zu bringen und sie umzuändern. Voltaires Flammengeist droht zu verlöschen; denn alle die Gebäude alter Mißbräuche, alle die Narrenhäuser, alle die Zwingburgen, die er angezündet, sind jetzt niedergebrannt, und es tut not, neues Holz in die Flamme zu werfen. Am besten wäre, für die Kritik älterer Schriftsteller ein eigenes Journal zu bilden. Das Konversationslexikon, das sonst viele Vorzüge hat, ist darin mangelhaft. Es hat die neuen Schriftsteller so so beurteilt, die ältern aber nicht einmal so so. Von Fielding, Richardson und andern erfahren wir nicht viel mehr, als daß ihre Eltern arm oder reich, daß sie selbst bei diesem oder jenem jungen Herrn Hofmeister gewesen und daß sie am Schlage oder am Podagra gestorben. Eine Zeitschrift erwähnter Art wäre sehr ersprießlich; das alte Wissen würde das neue Leben beraten, und das neue Leben das alte Wissen verjüngen.

13.

Der Janustempel

[1823]

„Frühe Weisheit, späte Liebe!“ ... Sooft mein fünfunddreißigjähriger Freund – nicht unsere Freundschaft, *er* ist so alt – diesen selbstgezogenen Spruch hersagt, macht er ein gar närrisches Gesicht dazu und schüttelt sich wie ein Pudel, wenn er aus dem Wasser kommt. Neulich besuchte ich ihn. Ich fand ihn, den Kopf auf der linken Hand gestützt; in der rechten hielt er eine Feder und schien in das vor ihm liegende Papierheft geschrieben zu haben. – „Wie geht dir's, Fritz? Du siehst ja aus wie der Gott des Novembers!“ – „Frühe Weisheit, späte Liebe!“ erwiderte er und begleitete seine

Worte mit einem langgehaltenen Vierviertelseufzer. – „Wo ist deine liebe Frau?“ – „Liebe Frau!“ Er sprang vom Stuhle auf. „Ja, lieb sind sie alle, bis man sie liebt.“ – Ich ließ ein helles Gelächter erschallen ... „Eheliche Leiden! Das ist prächtig! Warte, Fritz, dazu muß ich mir's bequem machen ...“ Ich setzte mich in den weichsten Sessel, schlug die Beine übereinander und strich mir behaglich den Magen ... „Jetzt erzähle, Freundchen, das wird mich erquicken. Süß ist's, vom sichern Hafen aus Schiffbrüchige zu sehen!“

„In meiner sechswöchentlichen glücklichen Ehe habe ich mich schon achtmal mit meiner guten Sophie gezankt und habe schon acht trübe Tage gehabt. Nach Süßmilchs göttlicher Ordnung im Leben und Sterben lebe ich noch neunundzwanzig Jahre. In sechs Wochen acht Tage, kommen auf das Jahr zwei Monate, vier Tage, einundzwanzig Stunden und zwanzig Minuten; welches in neunundzwanzig Jahren fünf Jahre, einen Monat, siebenundzwanzig Tage, elf Stunden, zwei Minuten und dreißig Sekunden astronomische Trauerzeit beträgt.“ – „Wahr, sehr wahr, Fritz! Die Ehe ist ein mathematisches Unglück.“ – „Und wenn du, Karl, früher stirbst, als es der gute Süßmilch ausgerechnet, und ich erbe einen Teil deiner Jahre als Legat, dann lebe ich noch länger, und die Summe meines Jammers wird noch größer.“ – „Darüber sei unbesorgt, Fritz, ich werde dir diesen Verdruß nicht antun. Aber das werden auch wichtige Dinge sein, über die ihr euch entzweit! Das sind die Frühlings-Äquinoktialstürme der Ehe; sie gehen vorüber...“ – „... Ja, sieh nur selbst, wie sie vorübergehen!“ Mein Freund zeigte mit den Fingern nach dem Ofen. Der Ofen war von weißem Porzellan, mit messingnen Bändern umgeben; die zwei Stufen, auf welchen er stand, und die Marmorplatte, die ihn bedeckte, gaben ihm das zierliche Ansehen eines Altars. Über der Platte erhob sich

eine messingene Säule, die in eine Kugel endigte. „Siehst du das offene Türchen?“ – „. . . Du wirst doch nicht einheizen wollen? Es steht ein Gewitter am Himmel.“ – „Was kümmert dich das Gewitter; es steht an meinem Himmel. Schon zwei Tage steht das Ofentürchen geöffnet!“ – „Fritz, seit deiner Heirat bist du ganz parabolisch geworden; du mußt dich deutlicher erklären!“ – „Ich unterrichte meine Frau in der Mythologie.“ – „Nicht wahr, und für deine papiernen Fabeln gibt sie dir großmütig bare Geschichten?“ – „An dem Tage, da wir uns zum ersten Male gezankt, hielten wir gerade am Gotte Janus und am Janustempel, den die Römer im Kriege öffneten und im Frieden schlossen. Ich nahm mir vor, einen Scherz nützlich zu verwenden. ‚Sophie‘, sagte ich, ‚hier der Ofen sei unser Janustempel. So oft wir in Streit kommen, werde ich das Türchen öffnen. Willst du Frieden, kannst du es ungefragt zumachen; du weißt, liebe Sophie, ich bin in jedem Augenblick zu versöhnen.‘“ – „Das hast du gut gemacht, Fritz. Man sollte eigentlich Janus den Gott der Ehe nennen. Er hat zwei Gesichter; er öffnet und schließt die Pforten des Himmels; er trägt in der rechten Hand den Zepter: das ist der Mann: und in der linken Hand einen Schlüssel: das ist die Frau. Hast du das deinem Weibchen auch erzählt?“ – „Ja; aber sie wußte es schon. Der Himmel weiß, woher sie das erfahren hat; denn sie war übrigens in der Mythologie wenig bewandert.“ – „Und das wundert dich, Fritz? In der Erkenntnis ihrer eigenen Rechte nehmen es die Weiber mit den besten Juristen auf.“ – „Der Scherz half; meine gute Sophie kann das Ofentürchen nicht offen sehen. Wenn sie einige Stunden geschmollt hat, schließt sie den Janustempel, bald lachend, bald mit tränenden Augen, fällt mir um den Hals, und wir sind ausgesöhnt.“ – „Und was ist es, worüber sie jetzt so hartnäckig zürnt?“ – „Du sollst es erfahren, Karl, ich

will dir es vorlesen." – „Wie, du führst ein Hauptbuch über deine Leiden?" – „Wir nennen es poetisch unsere Fasti. Ich habe mir vorgenommen, wenn dieses Papierheft voll ist, es drucken zu lassen; aber ich fürchte, ich halte es nicht aus, und meine Erben werden das Honorar einziehen." – „Sei klug, Fritz, laß dir das Honorar vorausbezahlen; das tun jetzt alle beliebte Schriftsteller. Fange nur zu lesen an, aber von vorne; ich bin begierig zu hören, worüber ihr zum ersten Male auseinandergekommen."

„*Mittwoch, den 25. Juni* ..." – „War nicht an diesem Tage deine Hochzeit?" – „Nein, die war den Tag vorher ... O ihr Götter, wie glücklich habt ihr mich gemacht! Welch eine Gabe verdank' ich eurer Gunst! Welch ein Geist! Welch ein Herz! Seit ich Sophie kenne, bin ich mir erst selbst klar geworden; sie hat meine schlummernde Seele mit Saitenspiel aufgeweckt. Wie zart faßt sie alles! Sie gibt mir Besseres als den schönsten Rat: sie widerratet mir, was ich zu viel, zu rauh, was ich Unschickliches gesagt! Welch ein Witz des Herzens! Sie befriedigt nicht bloß alle meine Wünsche, sie weiß neue in mir zu erregen, um sie zu befriedigen. Sie wacht vor jedem Eingange meiner Ruhe, über jeden Augenblick meiner Zufriedenheit. Sie weiß es immer eine halbe Stunde vorher, wenn ich meine Kopfschmerzen bekomme." – „Fritz, das ist gerade keine große Zauberei. Solche Prophezeiungen mißlingen keiner Frau, welcher an ihrer Prophetenehre nur im mindesten gelegen ist." – „Du gute Sophie, wie belohne ich dir deine Liebe? Es ist ja deine einzige Freude, mich glücklich zu sehen, und diese Freude schaffst du dir selbst!" – „Willst du mich zum besten haben, Fritz? Ich mag nichts hören von deiner Seligkeit; Jammer, Jammer will ich haben." – „Gedulde dich nur, der wird nicht ausbleiben!"

„*Abends zehn Uhr.*" – „Des nämlichen Tages?" – „Ach

ja, es war der nämliche Tag ... O Gott, wie betrübt bin ich!" – „Schäm' dich Fritz! Als du morgens glücklich warst, riefst du die Götter an, und erst als du abends in Unglück kamst, wurdest du ein guter Christ und wendetest dich zu Gott. Du bist ein arges Weltkind!" – „Wir saßen in der Laube und lasen ‚Romeo und Julie'. Wieviel werter ist mir Sophie geworden, seit ich weiß, daß ihr Shakespeare wert ist. Sie rief mit bewegter Stimme aus: ‚Welch eine Liebe! Wie Dulons Flöte!' Es wollte mich etwas Eifersucht anwandeln; denn ich argwöhnte, sie habe mein Fagott im Sinne. Aber nein, die gute Seele dachte gewiß an nichts; sie hatte ja Tränen in den Augen ... Da wurden meine Kleiderkoffer in den Hof gefahren, die ich aus meiner Junggesellenherberge hatte herholen lassen. Sophie ging mit nassen Augen hinaus, sie in Empfang zu nehmen. Ich las unterdessen weiter. Eine ganze Stunde wartete ich, und Sophie kam nicht zurück. Ich schickte nach ihr; das Mädchen sagte, Madame wäre beschäftigt und könne jetzt nicht kommen. Ich wartete noch eine andere Stunde. Endlich ging ich hinauf und fand meine gute Sophie, ganz erhitzt vor Anstrengung, vor einem großen Schranke stehen. Sie hatte meine Wäsche und meine Kleidungsstücke nach Schnitt und Farbe systematisch geordnet, das Beschädigte in große Globen zusammengebunden, aus allem ein tabellarisches Verzeichnis verfertigte und den Zettel an der innern Seite der Schranktüre genagelt. ‚Fritz', sagte sie mir schwer atmend, ‚dort hinten die feinen Halstücher habe ich zurückgelegt; vorn die ordinären sind zu deinem täglichen Gebrauche.' Ich fragte sie freundlich: ‚Aber Sophie, wie konntest du um einer solchen Bettelei willen mich und Shakespeare auf länger als zwei Stunden verlassen?' Das verdroß sie, sie machte ein trübes Gesicht und sagte, sie hätte Kopfschmerzen." – „Und das war den Tag nach deiner Hochzeit?" – „Ja. Sie schmollte

und legte sich um neun Uhr zu Bette.“ – „Du mußt auch nicht alles gleich so übel deuten, Fritz.“

„*Samstag, den 28. Juni.* Ich machte mit Sophie einen Ehrenbesuch bei einer ihrer Freundinnen. Die Zeit ward mir dort schrecklich lange. Ich gab meiner Frau hundert Zeichen und Winke zum Fortgehen; aber sie wollte nicht darauf merken. Endlich nach drei peinlichen Stunden stand sie auf. Mir ward ganz leicht zumute, und ich zeigte mich noch in den letzten Minuten als angenehmer Gesellschafter. Sophie öffnete die Türe, ihre Freundin hielt das Licht in der Hand. O Karl, da fingen meine Leiden erst recht an! Eine Viertelstunde sprachen sie innerhalb der Türe, eine Viertelstunde vor der Türe draußen und eine Viertelstunde auf der Treppe.“ – „So machen es alle Weiber, Fritz. Keine Frau kann einen Brief ohne Postskriptum schreiben noch einen Besuch ohne Postdiktum entlassen. Sind die sich Besuchenden wahre Freundinnen, dann ist die Sache noch erträglich; die Nachreden dauern nur ein halbes Stündchen, und die Türe wird zugemacht, ehe das Zimmer ganz kalt geworden ist. Sind sie sich aber spinnefeind, ist es nicht zum Aushalten. Dann wird die Freundlichkeit verdoppelt; dann will die Fortgehende zeigen, daß sie ungern fortgeht, und die Entlassende, daß sie ungern entläßt, und dann werden, wie die kaiserlichen Postulate von den böhmischen Ständen, die wichtigsten Dinge bei offnen Türen verhandelt.“ – „Beim Abendessen bat ich Sophie, sie möchte doch künftig nicht so lange auf der Treppe sprechen, sie könne sich darüber erkälten. Sie bemerkte mir, es sei ihr Grundsatz, sich in alle Leute zu schicken. Denk' nur, Karl, Grundsätze hat sie auch! Sie fing zu schmollen an und sprach kein Wort weiter. Aber den andern Morgen, schon ganz frühe, schloß sie den Janustempel; sie war auf den Abend zu einem Balle eingeladen.“

„*Donnerstag, den 3. Juli.* Als ich nach Hause kam, brachte mir Sophie einen Kuß entgegen. Sie führte mich in mein Studierzimmer und sagte: ‚Sieh nur, Fritz, wie hübsch ich dir deine Bibliothek in Ordnung gebracht!‘ Ich erschrak aufs heftigste; sie hatte meine Bücher so in Ordnung gestellt, daß ich kein einziges Buch mehr finden konnte. Hartlebens ‚Übersetzung des französischen peinlichen Gesetzbuches‘ stand neben Winckelmann, weil beide in Quart waren; und meine Tabaksdose, die sie für ein Buch angesehen, hatte sie neben Rousseaus ‚Heloïse‘ gestellt, weil beide in grünen Saffian gebunden waren. Ich dankte ihr für ihren guten Willen, bat sie aber, künftig keine Hand an meine Bücher zu legen. Das beleidigte sie, und um einer solchen Kleinigkeit willen mußte ich den Janustempel öffnen!“ – „Fritz, mein Professor der Mathematik pflegte zu sagen: ‚Die Ehe ist die Lehre des *Unendlich-Kleinen*‘. Vierzig Jahre lang hatte er die Quadratur seiner häuslichen Zufriedenheit vergebens gesucht. Seine Frau rollte von Laune zu Laune, bis sie in das Grab fiel.“ – „Und da ward der gute Professor wohl recht froh?“ – „Ach nein; er weinte und starb.“

„*Montag, den 7. Juli.* Sophie kam auf mein Zimmer und fand mich im Rauchen. Sie öffnete alle Fenster und sagte mit gedämpftem Ernste: ‚Fritz, das Rauchen werde ich dir abgewöhnen!‘ ... Karl, teurer Freund, hast du das gehört? So ein Püppchen von achtzehn Jahren will mir etwas abgewöhnen, einem Manne von gesetztem Charakter!“ – „Alter, willst du sagen.“ – „Nun meinetwegen, wenn du willst, Alter. Frühe Weisheit, späte Liebe!“

„*Montag, den 14. Juli* ...“ – „Deine Montage sind nicht blau, wie es scheint.“ – „Meine Sophie ist aber auch gar zu furchtsam! Einige Ängstlichkeit steht dem Weibe gut; ein mutiges Weib ist so häßlich als ein furchtsamer Mann. Doch zu groß darf ihre Furchtsamkeit nicht sein.

Wir gingen den herrlichen Fußpfad, der längs des Waldes zum Brünnchen führt. Eine Lämmerherde graste auf dem Wege. Sophie wollte nicht vorbei wegen des Schäferhundes. Sie bemerkte, der Hund strecke die Zunge heraus, und das bedeute nichts Gutes. Ich zog sie mit einiger Gewalt in die Herde hinein. Ach! unter den Lämmern ward sie ...“ – “Tue dir keine Gewalt an, Fritz; ich will es für dich sagen. Sie ward unter den Lämmern eine Wölfin.“ – „Jetzt kommen zwei Vorfälle, die ich dir verschweigen muß, Karl.“ – „Behalte sie für dich, wenn du Verschwiegenheit geschworen. Freimaurergeheimnisse, die jeder erwachsene Mensch weiß! Ich möchte nur noch hören, was euern jetzigen, nun schon dreißigstündigen Krieg veranlaßt.“

„Vorgestern brachten wir den Tag auf unserm Landhause zu. Vor dem Essen gingen wir spazieren. Da sah ich in der Ferne Frau Marthe kommen. Karl, du warst dabei, wie ich mich als Fuchs mit dem wilden Senior der Westfalen geschlagen; aber wenn ich Frau Marthe sehe, werde ich blaß. Wehe dem Unglücklichen, der ihr in den Weg kommt! Sie führt ihn rhetorisch in das Haus jeder Familie, in jedes Zimmer des Hauses, in jedes Mausloch des Zimmers und erzählt, was seit zwanzig Jahren darin vorgegangen. Und wenn sie fertig ist, verdreht sie die Augen und sagt, das Beste, nämlich das Schlimmste, verschweige sie aus Menschenliebe. Ich begreife gar nicht, wie meine Sophie bei so viel Geist und Herz an einer solchen Lästerzunge Wohlgefallen finden kann!“ – „Und das begreifst du nicht, Fritz? So erfahre denn von mir, daß in jeder Frau, in der geistreichsten wie in der dümmsten, ein Gänschen steckt und daß, wenn die Stunde des Schnatterns kommt, auch Frau von Staël mit ihrem Kammermädchen sympathisiert.“ – „Noch trennte uns ein Hügel, um den sich mehrere Wege bogen. Ich schlug den Weg ein, auf dem ich sie zu vermeiden hoffte. Aber

entweder ich kannte die Topographie der Gegend nicht genau, oder ich bin ein schlechter Taktiker; denn als wir aus dem Hohlwege kamen, stießen wir gerade mit den Köpfen aneinander. Erst wurden weibliche Küsse gewechselt, diese geheimen Ordenskennzeichen der Schwesterschaft; dann brach es los. Ich habe einmal als Student in einer Mühle geschlafen; aber wenigstens fand ich den andern Morgen die Müllerstochter schön. Doch Frau Marthe ist häßlich wie die Nacht." – „O wehe, du armer Fritz! Wenn Frau Marthe häßlich ist, ist das Freundschaftsbündnis gar nicht aufzulösen." – „Und das Schleichen, Karl! Du kennst diese Qual nicht. Die Weiber gehen, als wären ihre Füße von Porzellan. Wie ein Minutenzeiger um den Stundenzeiger, mache ich sechzig Schritte um meine Sophie, während sie einen Schritt macht, und ich erreiche doch nicht eher das Ziel. Wenn ich an die Seligkeit denke, die mir zuteil geworden, mit meiner Sophie durch das Leben zu wandern, kann ich die nicht fassen, die ich erst empfände, wenn ich starken Schrittes mit ihr den Weg gehen dürfte! ... Frau Marthe ging mit uns zurück, und endlich kamen wir an unsern Garten. Ich war glücklich. Sophie bat sie mit einzutreten; ich zitterte. Aber Frau Marthe schlug es aus. Was tut meine gute Sophie? Sie spricht mit ihrer Flötenstimme: ‚Beste, Sie haben uns nach Hause begleitet, jetzt wollen wir Sie nach Hause begleiten.' *Wir*, hat sie gesagt, als wär' ich der Kometenschweif ihrer Laune! Ich folgte halb bewußtlos, als würde ich zum Richtplatz geführt. Auf dem Wege fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe, und ich stieß meine Frau leise an. Da trennten sie sich. Ich schöpfte freie Luft; auch hatte ich sie bald nötig. Der Zorn meiner guten Sophie lagerte sich wie ein Alp auf meine Brust und erdrückte sie fast. Sie sagte, gegen Frau Marthe wäre ich grob gewesen, und sie selbst hätte ich gestoßen. Ich schwöre es dir, Karl, Aurora mit ihren

Rosenfingern hätte sie nicht zarter berühren können. Aber sie blieb dabei, ich hätte ihr einen Puff gegeben, und sie sagte, ich wäre ein Bär." – „Ein Bär!" – „Ja, ein Bär! Und das war das letzte Wort, das ich seit vorgestern von ihr gehört." – „Nein, Fritz, das hielte ich nicht aus. Da sollte doch lieber ... Philolog, wie heißt das Donnerwetter auf zart Griechisch? Konnte dich deine Frau geduldig an Langeweile leiden sehen, so wäre sie auch fähig, dich zu vergiften. Laß dich von ihr scheiden, Fritz! Ich habe zum Spaße Karls V. ‚Peinliche Halsgerichtsordnung' gelesen und die ganze neuere Literatur der Henker- und Kerkerlehre. Himmel! was haben die Väter des Volks gerädert, gehängt, geköpft, verbrannt, erdrosselt, gevierteilt, ersäuft, gebrandmarkt, gefoltert, eingekerkert, verpönt, anbefohlen und verboten! Jeden Abend, wenn ich schlafen gehe, verwundere ich mich, daß ich noch nicht gehängt bin. Aber von dem größten aller Verbrechen haben sie kein Wort gesagt; von dem Verbrechen, einem menschlichen Wesen, einem Ebenbilde Gottes, *Langeweile zu machen.* Freilich, die Herren Gesetzgeber waren große und vornehme Herren, die jeden nach Belieben vor sich ließen oder wegschickten, empfingen oder verabschiedeten. Sie kannten die Langeweile nicht und dachten so wenig daran, eine Strafe auf dieses Verbrechen zu setzen, als Solon an den Elternmord gedacht. Ist Langeweile verursachen nicht ein wahrer Elternmord? Ist nicht die Zeit unser aller Mutter? Wer mich verwundet oder umbringt, hat doch nur meinen Körper verletzt oder getötet: wer mir aber Langeweile macht, verletzt oder ermordet meine Seele." – „So denke ich auch, Karl. Ich kann alles ertragen, Hunger und Durst, Frost und Hitze, Rheumatismen und die ‚Quotidienne' in Paris, Zahnschmerzen und unverdiente Vorwürfe; aber die Langeweile, die ist stärker als ich. Und nicht damit zufrieden, mir, vielleicht ohne ihre Schuld, Lange-

weile verursacht zu haben, vermehrt sie noch dieselbe, indem sie schmollt und mich seit zwei Tagen allein gelassen hat.“ – „Führe mich zu ihr, Fritz; ich will ihr den Kopf zurechtsetzen.“ – „Tue das, lieber Karl; aber ich bitte dich, sei nicht grob.“ – „Laß mich nur machen. Ich weiß eine Strafpredigt auswendig, die hat schon in zwanzig Fällen gute Dienste geleistet. In zehn Minuten hast du sie wieder gewonnen oder du hast nichts an ihr verloren.“

Fritz führte mich in das Zimmer seiner Frau. Das liebe Weibchen saß ganz vergnügt an einem Tischchen und aß Erdbeeren mit Zucker. Das vorjährige „Taschenbuch für Liebe und Freundschaft“ lag vor ihr aufgeschlagen. Als wir eintraten, wollte sie fortgehen; ich bat sie aber, zu bleiben, ich hätte ihr nötige Dinge zu sagen. Jetzt fing ich zu reden an; aber nicht mit einem Adagio, sondern gleich ganz erschrecklich, wie die Ouvertüre zur „Diebischen Elster“.

Pfui! Weg die Runzeln und der Stirn Gewölk!
Nicht Hohn geschnellt aus dem entflammten Blick
Auf deinen Herrn, dein Haupt, dein fürstlich Haupt!
Das kränkt die Schönheit, wie der Frost die Flur,
Entstellt den Ruf, wie Sturm den Blütenbaum,
Und ist durchaus nicht hübsch noch angenehm.
Ein aufgeregtes Weib gleicht einem Sumpf,
Morastig, häßlich, dick – ohn' allen Reiz;
Solang er das ist, nicht der Durstigste
Trinkt einen Tropfen draus noch rührt ihn an.
Dein Ehmann ist dein Herr, dein Licht, dein Leben,
Dein Fürst, dein Oberhaupt; er sorgt für dich
Und deinen Wohlstand; er gibt preis den Leib
Mühsamer Arbeit, rings zur See, zu Land
Ausharrt er Nächt' im Sturm und Tag' in Frost,
Weil du daheim liegst warm und wohlgemut;
Und keinen Zins verlangt er sonst von dir
Als Liebe, heitern Blick und Folgsamkeit:

Zu kleine Zahlung für so große Schuld!
Was schuldig ist der Untertan dem Herrn,
Das ist die Frau auch schuldig ihrem Mann.
Und ist sie kopfstarr, launisch, düster, saur,
Unfolgsam selbst dem billigsten Gebot,
Was ist sie als aufsätzige Rebellin,
Danklos und frevelnd am liebreichen Herrn?
Ich fühle Scham, daß Weiber sind so dumm,
Krieg suchend, wo man sollte knien um Frieden;
Erstrebend Herrschaft, Macht und Tyrannei,
Wo besser ziemt Gehorsam, Lieb' und Treu'.
Warum ist euer Bau zart, fein und sanft,
Kraftlos für Müh' und Ungemach der Welt?
Ein sanftes Herz und Sitte, zart und fein,
Soll stimmen mit dem Äußern überein.

Anfänglich machte Sophie einen spöttischen Mund; dann lächelte sie; dann ward sie still; dann ward sie ernst; dann fingen ihre Augen zu tröpfeln an; dann entstürzte ihnen ein Strom von Tränen; dann schlüpfte sie hinaus, schloß den Janustempel, kam zurück und fiel ihrem Manne schluchzend um den Hals. Shakespeares Geist lächelte von den Sternen herab; ich aber eilte fort und ließ die Glücklichen allein mit ihrer Liebe.

14.

Die Kraniche des Ibykus

[1823]

„Karl!" – „Julie!" – „Nun, Karl?" – „Nun, Julie?" – „Du bist der Mann, bist fünf Jahre älter als ich, du mußt den Anfang machen." – „Du bist ein Mädchen, dein Herz ist zehn Jahre älter als das meinige, an dir ist es, anzufangen." – „Sei mein Meister, Karl, gehe mir mit deinem Beispiele vor, ich werde dir folgen!" – „Es soll geschehen, Julie. Ich liebe dich mit meiner ältesten

Liebe. Nie haben diese Lippen einer andern den Schwur der Treue besiegelt noch geheuchelt. Dir ward das erste volle Lied meines Herzens. Was früher sonst ein Mädchen vernahm, war bedächtige Stimmung oder ein Saitengriff, den die Finger des Zufalls entlockten; Scherz, Tändelei.“ – „Immerhin, erzähle deine Tändeleien, Karl!“ – „Als ich dreizehn Jahre alt war ...“ – „Dreizehn Jahre? Das junge Herz!“ – „Meine ältere Schwester wurde jeden Abend von einer Freundin besucht, die ich nach Hause begleiten mußte. Sie war achtzehn Jahre alt. Ich hing schüchtern und locker wie Baumwolle an ihrem Arm. An der Türe sagte sie mir: ‚Gute Nacht, lieber Karl!‘ und gab mir die Hand. Ich drückte sie nicht und antwortete: ‚Ich wünsche Ihnen angenehme Ruhe, Mademoiselle!‘ Aber sobald sie hinein war, setzte ich mich auf eine Türschwelle gegenüber und wartete, bis Licht im dritten Stock erschien. Sie streckte die Arme weit heraus, die Fensterladen zu schließen; ich verbarg mein Gesicht mit den Händen, sah zwischen den Fingern hinauf, taumelte selig nach Hause und träumte manchen schönen Traum.“ – „Kinderspiele, Karl! Weiter.“ – „Ich sollte die Schule verlassen, um die Akademie zu beziehen. Einen Tag vor dem Examen besuchte ich meinen Konrektor; er war nicht zu Hause. Seine Tochter nahm mich bei der Hand, führte mich in das Studierzimmer ihres Vaters und verschloß die Türe hinter uns. Sie zeigte mir ein Buch auf seinem Pulte; es war Lukrez „Von der Natur der Dinge“. Sie wies auf die Papierstreifen, die der Vater hineingelegt; ich merkte mir die Seitenzahlen, wo wir examiniert werden sollten, und wollte fortgehen. Das Mädchen legte die Hand auf meine Schulter und sagte: ‚Bin ich Ihnen nicht sehr gut, lieber Herr Karl?‘ Gut war sie freilich, aber sie war häßlich ...“ – „War sie häßlich, Karl? Nur weiter.“ – „Auf der Universität lernte ich die schöne Nichte meines Professors

der Geschichte kennen. Er trug viermal wöchentlich nachmittags zwei Uhr die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte vor. Die Westfälischen Friedensverhandlungen fielen in die heißesten Hundstage; ich konnte es nicht länger aushalten und schlief ein. Da blieb ich aus der Vorlesung weg und schlich mich ein Viertel nach zwei mit der Mappe unter dem Arme in des Professors Garten, wo die schöne Nichte in der Laube auf mich wartete. Wir durchplauderten angenehme Stunden, bis die Französische Revolution ausbrach." – „War dir die französische Freiheit lieber als das deutsche Mädchen? Ich bin mit dir zufrieden, Karl! Immer weiter." – „Man setzte mir den Doktorhut auf die heiße Stirne. Ich kehrte auf einem weiten Umwege in das traurige Philisterland zurück. Die Schweiz und Frankreich sah ich vorher. An einem rheinischen Orte, wo ich übernachtete, ich weiß nicht welchem, begegnete mir ein holdes Mädchen. Wir wechselten traulich tausend Gedanken und Gefühle; aber im Hintergrunde meines Herzens standen die Alpen. Ich reiste am folgenden Tage fort und hatte das reizende Geschöpf bald vergessen." – „Das war ein Saitengriff des Zufalls. Ist das alles, Karl?" – „Das ist alles, ich bin fertig." – „Schwöre es mir!" – „Ich schwöre es dir, Julie! Jetzt erzähle du." – „Als ich sieben Jahre alt war..." – „Sieben Jahre? Du beschämst deinen Meister." – „Der wilde Knabe sprang über die Mauer, die unsere Gärten schied. Es war Herbst. Wir warfen uns mit Kastanien, von welchen der Rasen bedeckt war. In der Hitze des Kampfes vergriff ich mich und warf einen Stein nach Fritz. Er blutete heftig, ich band ihm mein Tuch um den Kopf. Ich weinte, er lächelte..." – „Du weinst noch, Julie?" – „Ach, der arme Knabe ist tot!" – „Ist er gewiß tot?" – „Ja, er starb am Scharlachfieber." – „Schön, Julie! Fahre fort." – „An einem Geburtstage meiner Mutter kam zum erstenmal ein Herr

in unser Haus, der war wohl dreißig Jahre alt; ich zählte erst fünfzehn. Er verliebte sich heftig in mich, und ich glaube gar, er hat mich heiraten wollen; ich lachte ihn aus." — „Das war recht, Julie! Aber woher wußtest du, daß er schon dreißig Jahre alt war?" — „O, er mußte noch älter gewesen sein." — „Weiter, Julie!" — „Vor zwei Jahren reiste ich mit der seligen Tante ins Bad von..." — „Wie alt war deine selige Tante, als sie starb?" — „Achtzig Jahre." — „Dann war sie schon fünfzig Jahre auf Erden selig." — „Spötter, du zeigst mir meinen Himmel sehr nahe! ... Die Tante legte sich schon um neun Uhr zu Bette, und ich mußte bei ihr bleiben. Es war eine süße, warme Nacht. Die Sterne sahen hell und freundlich auf die schlafende Erde herab, der Strom blinkte die silbernen Strahlen des Mondes zurück, Johanniswürmchen funkelten im Laube, süß flöteten die Nachtigallen. Da hörte ich frohe Stimmen und Gesang und Saitenspiel näher und näher kommen. Es war eine Gesellschaft von ältern und jüngern Personen, Männer und Frauen, Mädchen, Jünglinge und Knaben, und alle meine Freundinnen waren dabei. Sie erkannten mich am Fenster und luden mich zu sich ein. Ich fürchtete, sie möchten die Tante wecken, schlich mich hinab, verschloß leise die Türe und gesellte mich den Fröhlichen zu. ‚Herr Einsiedler', rief eine heitere Matrone einem jungen Manne zu, ‚hier ist eine Einsiedlerin; ihr bildet ein frommes, erbauliches Paar, führen Sie unsere Julie!' ... Du bist zerstreut, Karl?" — „Nein, ich höre sehr aufmerksam zu." — „Der junge Mann gab mir den Arm. Wir stiegen zu Schiffe, fuhren den Strom hinab; gingen dann über die Hügel zurück. Wir sprachen von Musik, vom Tanz, von der Freundschaft, von Tod und Unsterblichkeit, von Shakespeare, Goethe und Jean Paul — mein Lieblingsschriftsteller und auch der meines neuen Freundes. Wir fanden eine verlorene Lilie im Grase.

‚Liane!‘ lispelte mein Begleiter. ‚Wie er hoch über der Erde schwebt‘ – fuhr ich fort – ‚und noch den Käfer erblickt, der auf dem dunkelsten Blatte wohnt! Wie er von Stern zu Stern eilt, im Fluge den Himmel küssend.‘ . . . ‚Selten‘ – sagte mein Begleiter – ‚kommt ein Glücklicher dem Himmel nahe; dann aber ist Zögerung Sünde‘ – und er raubte mir einen Kuß.“ – Karl sprang auf und sprach im komischen Zorne: „Ich wollte, es wäre eine Fledermaus zwischen euch durchgeflogen!“ – Julie legte die Hand auf das Elfenbein ihrer Stirne, besann sich, lächelte, erhob sich rasch und sprach mit froher Hast: „Eine Fledermaus? *Die Kraniche des Ibykus!* ja, es flog mir eine in die Locken; Du warst der Räuber!“ – Karl schlug die Augen nieder. – „Ahnung, liebe Julie! süße Ahnung!“ – „Erfüllung, lieber Karl, süßere Erfüllung!“ – und die zweimal Verlobten sanken sich an das schlagende Herz.

15.

Die Kunst, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden

[1823]

Es gibt Menschen und Schriften, welche Anweisung geben, die lateinische, griechische, französische Sprache in drei Tagen, die Buchhalterei sogar in drei Stunden zu erlernen. Wie man aber in drei Tagen ein guter Originalschriftsteller werden könne, wurde noch nicht gezeigt. Und doch ist es so leicht! Man hat nichts dabei zu lernen, sondern nur vieles zu verlernen; nichts zu erfahren, sondern manches zu vergessen. Wie die Welt jetzt beschaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten und also auch ihre Werke den alten Handschriften, von welchen man die langweiligen Zänkereien eines Kir-

chenstiefvaters oder die Faseleien eines Mönchs erst abkratzen muß, um zu einem römischen Klassiker zu kommen. Jedem menschlichen Geiste sind schöne Gedanken und, weil mit jedem Menschen die Welt neu geschaffen wird, auch neue angeboren; aber das Leben und der Unterricht schreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken sie. Man bekommt eine ziemlich richtige Ansicht von dieser Lage der Dinge, wenn man etwa folgendes bedenkt. Ein Tier, eine Frucht, eine Blume erkennen wir in ihrer wahren Gestalt; was sie sind, erscheinen sie uns. Würde aber *der* von der Natur eines Rebhuhns, eines Himbeerstrauchs, einer Rose eine wahre Anschauung haben, der nur eine Rebhuhnpastete, Himbeersaft und Rosenöl kennen gelernt? So ist es aber mit den Wissenschaften, mit allen Dingen, die wir mit dem Geiste und nicht durch die Sinne auffassen: zubereitet und verwandelt werden sie uns vorgesetzt, und in ihrer rohen und nackten Gestalt lernen wir sie nicht kennen. Die Meinung ist die Küche, worin alle Wahrheiten abgeschlachtet, gerupft, zerhackt, geschmort und gewürzt werden. An nichts ist größerer Mangel als an Büchern ohne Verstand, an solchen nämlich, die *Sachen* enthalten und keine Meinungen. Es gibt nur eine kleine Zahl origineller Schriftsteller, und die besten unterscheiden sich von den minder guten viel weniger, als man nach einer oberflächlichen Vergleichung denken mag. Einer schleicht, einer läuft, einer hinkt, einer tanzt, einer fährt, einer reitet zu seinem Ziele; aber Ziel und Weg ist allen gemein. Große und neue Gedanken gewinnt man nur in der Einsamkeit; wie gewinnt man aber die Einsamkeit? Man kann die Menschen fliehen, dann steht man auf dem geräuschvollen Markte der Bücher; man kann die Bücher wegwerfen, wie entfernt man aber aus seinem Kopfe alle die herkömmlichen Kenntnisse, die der Unterricht hineingebracht? In der Kunst, sich un-

wissend zu machen, ist die wahre Kunst der Selbsterziehung die nötigste, die schönste, aber die am seltensten und am stümperhaftesten geübt wird. Wie es unter einer Million Menschen nur tausend Denker gibt, so gibt es unter tausend Denkern nur *einen* Selbstdenker. Ein Volk ist jetzt wie ein Brei, dem nur der Topf Einheit gibt; etwas Kerniges und Festes findet sich nur an der Scharre, in der untersten Lage des Volks, und Brei bleibt Brei, und der goldene Löffel, der einen Mundvoll herausschöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtschaft aufgehoben.

Das wahre wissenschaftliche Streben ist keine Columbische Entdeckungsreise, sondern eine Ulyssesfahrt. Der Mensch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimat suchen, und denken heißt leben. Aber das Vaterland der Gedanken ist das Herz; an dieser Quelle muß schöpfen, wer frisch trinken will; der Geist ist nur Strom, Tausende sind daran gelagert und trüben das Wasser mit Waschen, mit Baden, mit Flachsrösten und andern schmutzigen Hantierungen. Der Geist ist der Arm, das Herz ist der Wille; Kraft kann man sich anbilden, man kann sie steigern, ausbilden; was nützt aber alle Kraft ohne den Mut, sie zu gebrauchen? Eine schimpfliche Feigheit, zu denken, hält uns alle zurück. Drückender als die Zensur der Regierungen ist die Zensur, welche die öffentliche Meinung über unsere Geisteswerke ausübt. Nicht an Geist, an Charakter mangelt es den meisten Schriftstellern, um besser zu sein, als sie sind. Aus Eitelkeit entspringt diese Schwäche. Der Künstler, der Schriftsteller will seine Genossen überragen, überholen; aber um einen zu überragen, muß man sich ihm zur Seite stellen; um einen zu überholen, muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftsteller so vieles mit den schlech-

ten gemein: im guten steckt ganz der schlechte; nur ist er etwas mehr; der gute geht ganz den Weg des schlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme seines Herzens hört statt auf das Marktgeschrei, und wer den Mut hat, lehrend zu verbreiten, was ihn das Herz gelehrt, der ist immer originell. Aufrichtigkeit ist die Quelle aller Genialität, und die Menschen wären geistreicher, wenn sie sittlicher wären. Und hier folgt die versprochene Nutzanwendung. Nehmt einige Bogen Papier und schreibt drei Tage hintereinander ohne Falsch und Heuchelei alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch selbst, von euern Weibern, von dem Türkenkrieg, von Goethe, von Fonks Kriminalprozeß, vom Jüngsten Gerichte, von euern Vorgesetzten — und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das ist die Kunst, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden!

16.

Über den Umgang mit Menschen

[1824]

Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht. Ihm ist die Welt gegeben; was er nicht hat, ist er. Nichts ist herrnlos auf dieser Erde, nicht einmal der Herr; nichts ist frei, nicht einmal die Luft — man kann sie dir nehmen. Gelüstet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem sie wachsen, ist einem Menschen eigen. Suchst du Weisheit: der Mensch lehrt sie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Willst du in den Himmel: Petrus hat den Schlüssel. Bist du arm: brauchst du Menschen, die dir geben; bist du reich: brauchst du Menschen,

welchen du gibst. Denn ob du einsam auf einer wüsten Insel darbst, ob du einsam im wüsten Herzen genießest, du bist nicht glücklich, wenn du einsam bist. Dein Glück auch in der Einsamkeit zu finden, mußt du heilig sein, und das bist du nicht, wenn du willst; wenige sind auserkoren. Was dir Menschen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du hast, oder teurer, mit dem, was du bist. Auch Freundschaft wird dir nicht unentgeltlich. Jeder hat in seinem Leben einen schönen Kindertag, wo er, wie die ersten Menschen im Paradiese, die Früchte des Feldes, so auch Liebe ohne Sorgen und Mühe findet. Ist dieser Tag aber vorüber, erwirbst du wie dein Brot so auch Liebe nur im Schweiße deines Angesichtes. Ihr müßt Herzen säen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menschen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Einsatz fordert das Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vieles lernen wir auf niedern und auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Tiere in fremden Weltteilen leben, wie die Städte beschaffen, die wir niemals sehen. Aber wie die Menschen beschaffen, die uns umgeben, und welche Wege sie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Haustiere benutzen und wilde Tiere zähmen; wir lernen dem übermütigen Pferde schmeicheln und das träge anspornen, schwimmen und Brücken über reißende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menschen gebrauchen und böse beschwichtigen; wie wir dem stolzen schmeicheln und den stillen antreiben; wie wir Brücken über Tyrannen bauen und durch ihre Leidenschaften schwimmen – das lernen wir nicht. Ihr sagt: das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künste und andere Fragen. Doch *soll* man um den Menschen

dienen? *Darf* man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuschen? Soll man ihm schmeicheln? Du kannst noch viele solche Dinge fragen und findest keine Antwort darauf. Und wärest du der klarste Geist und das tugendhafteste Gemüt: du wüßtest nicht, was recht ist. Glücklich auch hier, daß du nicht frei bist; daß dir die Natur, gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenschaften gegeben oder versagt, die dich auf diesen oder jenen Weg führen und dir die Mühe der Wahl ersparen. Bist du aber der Glücklichern einer, Herr deines Willens und Meister, zu tun, was du willst: so wähle. Es gibt zwei Wege, die zu den Menschen führen: du mußt sie lieben oder hassen, hochschätzen oder verachten, sie als göttliche Wesen oder als Sachen ansehen. Es gibt noch einen dritten breiten Weg, auf den die verworrene Menge sich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig bist, wirst du geliebt; wenn man dich liebt, wirst du liebenswürdig gefunden. Andern gefallen ist leicht; schwer ist nur, daß uns andere gefallen. Hier ist die Kunst, mit Menschen umzugehen! Du sagst: „Ich verabscheue jenen Menschen, er ist schlecht." Nein, er ist krank. Gewährst du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und sind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichsten? „Aber er ist frei, er kann sich bessern." Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Mut hast, dein Tun zu verantworten; bürde aber keinem Schwachen diese Last auf. „Er ist ein Wüterich, ein Attila." Er ist ein Blitz. Bewunderst du nicht die Güte Gottes noch in der Sündflut und die Weisheit der Natur im niedrigsten Gewürm? „Er ist dumm." Er ist nur ein dummer Mensch, aber das klügste Schaf. Muß er Wolle tragen? „Er ist ungesellig." Gebrauche ihn zu etwas anderm. Der Weinstock gibt dir seine Früchte, die Eiche ihren Schatten; hast du je Früchte von der Eiche und Schatten vom Weinstocke begehrt?

„Er hat weder Geist noch Herz noch Tugend noch irgendeine Gabe, er ist ein Pferd." So reite ihn; doch du irrst. Ein Riese ist nur zweimal so groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg ist ein halber Riese. Ein gleiches Maß von Kraft hat die Natur den meisten Menschen gegeben. Hier bildet sie sich zum Geiste, dort zur Tugend, bei einem zur Schönheit, beim andern zur Gesundheit, beim dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe ist selten einer. „Aber er ist einer dieser Seltenen; er hat weder Geist noch Herz noch Schönheit noch Reichtum." So wird er wenigstens einen guten Magen haben, und es gibt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. „Selbst diese ist schlecht." Dann wird er wenig essen und trinken; lobe seine Mäßigkeit, mache aus seiner Not eine Tugend. „Aber ich will, ich darf ihm nicht schmeicheln; schmeicheln ist sündlich." So liebe ihn! Liebe ist eine Schmeichelei, die allen gefällt, Hohen wie Niedern, Kindern wie Erwachsenen, Guten wie Bösen – und sie ist auch Gott gefällig.
Du hassest Könige, wenn sie rasen – rasest du nicht auch, wenn du getrunken? „Aber sie sollen nicht trinken, sie sollen Schmeichlern ihr Ohr nicht geben!" Aber sie sind im Keller geboren, Wein war ihre Ammenmilch, und man ist nur Herr, sich den ersten Becher zu versagen, nicht den zweiten. Du Liberaler hassest den Ultra – was hat er dir getan? „Er unterdrückt die Freiheit des Volks, er will alles für sich allein, er will Vorrechte haben." Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn sein Recht auch nur ein Geschwür wäre, er stürbe daran, wenn man es öffnete. Doch sein Besitz ist edler, tausendjährig, und seine Vorfahren haben sich ihn durch ihre Tugenden erworben. „Doch er selbst hat kein Verdienst!" Bist du besser? Verschwelgst du nicht im Müßiggange den ererbten Reichtum, den dein Vater mit saurer Mühe erworben? Bist du geneigt, mit den Be-

dürftigen deine Schätze zu teilen? Macht ist wie Reichtum... Du Ultra verfolgst den Liberalen – warum verfolgst du ihn? „Er will mir meine Rechte rauben!" Er will sie nur mit dir teilen, er ist ein Mensch wie du. „Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Besitz." Desto schlimmer für dich, du bist ihm auch die Zinsen schuldig. „Aber er ist ein Schwärmer, den man schrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten." Und wenn du den Körper zerstörst, was gewinnst du? Der Geist bleibt, der Geist hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er spottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tausend fanatische Menschen hinrichten lässt, hast du darum den Fanatismus zerstört? Glaubst du das, dann bist du ein Tor, ein Kind. Schwärmerei ist wie eine Tontine, der Anteil der Verstorbenen fällt den Überlebenden zu, und wenn du die Zahl der Toten vermehrst, hast du nichts getan als den Reichtum des Glaubens aus Vieler in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. „Also" – sprecht ihr und ihr – „sollen wir die Hände in den Schoß legen und gelassen mit ansehen, wie uns unsere Feinde bedrohen, uns berauben, in unser Gebiet fallen?" Nein, das sollt ihr nicht. Verteidige du und du, was du als Recht erkannt – nicht *dein* Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Bist du ein Krieger, fechte; bist du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche schone deinen Feind. Entweihe nicht den heiligen Altar der Menschenliebe, der auch den Mörder schützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

„Wohl! Ich will alle Menschen lieben, ich will jedem zu gefallen suchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Bösen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?" Das mußt du einen andern fragen. Hast du einen hohen Geist, bückst

du dich vergebens; so dumm ist die Dummheit nie, daß sie nicht die krumme Linie zur geraden umzumessen wüßte. Du mußt klein sein, willst du kleinen Menschen gefallen. „Doch ich lebe unter Philistern, ich muß unter ihnen leben." Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch ist dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willst du wissen, wie unglücklich man ist, wenn man mit den Menschen zerfallen, denke an Rousseau. Sein Staub ist nicht mehr, du kennst sein Leben und seine Werke und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geistes gewesen. Du weißt aber auch, hättest du zu seiner Zeit gelebt, du würdest ihn, wie es alle getan, für einen Bösewicht und für einen Narren gehalten haben. Rousseau war ein Sklave seiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnsinn steigert, daß er, um aller geselligen Bande los zu sein, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geschick. Darum suche die Menschen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnst den Menschen nicht, wenn du ihn nicht hochschätzest oder verachtest; und gibt es eine Kunst, in der zu stümpern lächerlich und verdammlich ist, so ist es die, mit Menschen umzugehen. Laß dich von meinem eigenen Beispiele warnen. Nur einmal in meinem Leben — doch es war für einen Freund — suchte ich von einem Großen etwas zu erschmeicheln. Es ist schon lange her, und es geschah noch in jenen guten Tagen, von welchen der Minister auf dem Blocksberg in Goethes „Faust" gesungen:

> Jetzt ist man von dem Rechten allzu weit,
> Ich lobe mir die guten Alten;
> Denn freilich, da wir alles galten,
> Da war die rechte goldne Zeit.

Ich ging zur Audienz. Aus dem, was mich Knigge und Chesterfield gelehrt, wählte ich das Schönste und Beste, band es zierlich zusammen und überreichte den Blumen-

strauß. Aber ich war falsch; mein Rücken war krumm, meine Seele war gerad'; ich hatte Zucker auf den Lippen und Salz im Herzen, und der Minister – warf mich zur Türe hinaus.

17.

Über das Schmollen der Weiber

[1823]

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen kultivierten Völkern Sitte ist, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böse auf sie bin, einen gefallenen Engel, ist das Ehewetter aber heiter, einen gestutzten. „Warum gestutzter?" fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum ersten Male dieses Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen; denn ich hatte mich noch nicht zu verstellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen sei und wie ohne diesen Lichtschirm der Wahrheit rote Augen noch häufiger wären. „Teure Wilhelmine!" sagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den sie sehr liebt, in den Purpurmund steckte, „liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas gestutzt wären? Müßte ich nicht fürchten, du entflattertest!" ... und flögest den Himmel hinauf, wo deine Heimat ist – wollte ich höchst poetischer Weise hinzusetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchtest also, ich könnte dir untreu werden?" fragte sie, wartete aber auf keine Antwort, sondern nahm ihr Gesicht zusammen, verschloß den Mund und *schmollte.* Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen sogar; sie schmollte fort. Ich ging mit starken Schritten das Zimmer auf und ab; in *Engels „Mimik"* ist keine Bewegung geschildert, die ich nicht mit der größten Natur-

treue darstellte: Liebe, Haß, Zorn, Wut, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine sprach kein Wort. Bei dieser Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen, und seitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigste Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebses trat. Anfänglich hatte meine teure Wilhelmine nur einen Schmollstuhl, dann nahm sie einen Schmollwinkel ein, später verschloß sie sich in ein Schmollkämmerchen, bis sie endlich es durch Übung dahingebracht, im ganzen Hause zu schmollen.

Ich habe mich in der theoretischen wie in der praktischen Philosophie etwas umgesehen, Metaphysik, Logik, Anthropologie, empirische Psychologie sind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis jetzt noch nicht ins reine kommen. Doch will ich die wenigen unstreitigen Grundsätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mitteilen; sie sind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier-Händler, oder Staats-Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere ist) fragen sich und andere jetzt oft: „Welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben?“ O beneidenswerte Unwissenheit! Nur wer nicht verheiratet ist, kann zweifeln; jeder Ehemann aber weiß es bestimmt, daß die Franzosen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber ist nichts als ein Guerillaskrieg, den sie gegen die konzentrierte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem sie immer siegen. Was nützt euch eure schwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Lunten anlegen, stechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hunderttausend gutbewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten sie mit dem Bösen ein Bündnis geschlossen, sind gründefest, es dringt keiner durch. Ihre gefährlichste Waffe ist der Mund, sie mögen ihn zum

Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden sie, und ihr habt viel Verstand und Geduld, dann könnt ihr sie zuweilen zum Schweigen bringen; schweigen sie aber (welches in der häuslichen Kriegskunst Schmollen heißt), ist alle Mühe vergebens, sie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen und schließt um jede Bedingung einen pyrenäischen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigstens mit dem Kopfe über die Wolken seines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter seinen Füßen; die Frau aber steht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finsteres Gesicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer Viertelstunde wieder versöhnt sein werde. Mein schmollender Engel aber hat gar keine Vorstellung davon, daß sie mir je wieder gut werden könnte. Ein komisches Mißverständnis trägt gewöhnlich dazu bei, sie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine teure Gattin *Wilhelmine* zu nennen; aber so oft sie zankt, rufe ich sie *Minchen.* Dieses Wort macht sie nur unversöhnlicher; denn sie wähnt, ich bediene mich der liebkosenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem *Morgenblatt* erfahren, daß ich sie, wenn sie schmollt, nur darum Minchen nenne, weil sie mir dann als ein kleiner *Mina* vorkömmt — so geschickt weiß sie den Guerillaskrieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau schon oft vorgeschlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonnieren, indem ich ihr immer auf dreißig Tage voraus recht gäbe, und dabei, meinte ich, würden wir uns besser stehen; aber sie wollte von einem solchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schlusse des Jahres fällt die meteorologische Bilanz nicht immer zu meinem Vorteile aus. Was aber meinem Kalender ein noch

seltsameres und traurigeres Ansehen gibt, ist, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu schmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo sie zu schmollen aufgehört. Sie vergrollt so leise und allmählich, daß nicht zu bestimmen ist, wann der letzte Laut ihrer Unzufriedenheit verschallte, und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wissen, wie ich hineingekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber so machten, die, wenn sie ihr stillstehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertelstunden, über welche der Zeiger rücke, schlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe stünde. Sie müßten das so machen, um die Uhr ihrer Seele nicht zu verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradiese, das sie mir selbst geschaffen, auf Stunden und Tage hinausschmollt, so ist das nur meine eigene Schuld. Ich habe unbesonnen meiner häuslichen Verfassung die Fehler der spanischen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur *eine Kammer*, und so muß denn geschehen, was in solchen Fällen immer geschieht: das demokratische Prinzip gewinnt die Herrschaft über das aristokratische. Das weibliche Herz ist ein atheniensischer Markt – unter einem herrlichen blauen Himmel liebliche Blumensträuße, duftende Südfrüchte, holde Anmut, Geist, Witz, Empfindung; aber auch Tücke, Launen, Wankelmütigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Gesetzgebung weise in *zwei Kammern* getrennt ist, wo der Mann das Oberhaus und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein bayrischer Pair unvergleichlich schön gesungen hat, die Wogen der Demokratie sich an den Felsen der Aristokratie brechen, auf welchen Felsen der Thron gebaut ist und der Frieden!

18.

Der Gott in Höflingen

[1823]

Das Spaßhafte der Sache liegt nur darin, daß die Leser anfänglich glauben werden, ich mache Spaß, und die Höflinge unter ihnen, ich wolle ihrer spotten, und daß der letzteren einer, begreift er endlich, daß ich es ernst gemeint, voller Angst zu seinem Arzte schicken und dem herbeigeeilten sagen wird: „Medizinalrat, ich bin ein Mann und zittere vor dem Tode nicht, darum Offenherzigkeit! Bin ich wirklich ein Schwärmer? Habe ich Religion? Liege ich an Ideen darnieder? Grade heraus, ist die Krankheit immer tödlich, oder hat man Beispiele von deren glücklichen Heilung? Was halten Sie von meinem Zustande?“ – „Ja, Herr Hofmarschall! Sie sind schwärmerischer als ein Verliebter, frömmer als ein Heiliger, phantastischer als Jakob Böhm; Sie leben in einer luftigen Ideenwelt und sind gar nicht praktisch. Aber beunruhigen Sie sich nicht, Sie haben eine gute Natur und werden nicht daran sterben! ...“ Ich sage: das ist allein der Spaß; im übrigen aber wird man den heiligen Ernst nicht verkennen.

Jener Haushofmeister eines Prinzen Conti, der nach beendigtem Festmahle, das er für seinen Gebieter angeordnet, sich den Degen in das Herz stieß und starb, weil auf dem Tische eine Schüssel Stockfische gemangelt – gemangelt ohne sein Verschulden (der Eilbote war damit eine Stunde zu spät aus dem Hafen gekommen) – gemangelt nur ihm, seinem Künstlerauge, nicht den Gästen zur Sättigung – den Opfertod jenes edeln Haushofmeisters, werdet ihr ihn verspotten? Tut das nicht, nur seiner Zeit dürft ihr lachen! Gibt es einen himmlischen Lohn für jede irdische Hingebung, dann wird auch der Haushofmeister seine Palme finden. Freilich

werden Brutus, Sokrates und Timoleon dem neuen Heiligen mit Lächeln entgegenschweben, aber sie werden ihm lächeln wie einem Kinde; und wenn der Himmel seine Spiele hat, werden sie ihn ergötzen, und der verklärte Haushofmeister wird mit seinem Degen an der Seite hinter dem Stuhle des großen Cäsars stehen, und die Majestät wird seine Kunst loben, und an Stockfischen wird's nicht mangeln! ... Racine, welcher krank ward und starb, weil König Ludwig ohne Blick an ihm vorübergegangen war – er starb nur *seinem* Gotte, doch er starb dem Göttlichen. Der Himmel hat tausend Pforten, die Hölle hat nur eine, und seltner, als man denkt, gelingt es Menschen, und schwerer, als man glaubt, sich verdammen zu lassen.

Der Ruhm glänzt wie die Sonne mit eigenem Lichte; die Ehre gleicht der Erde, die mit geborgten Strahlen leuchtet; die Eitelkeit ist der Mond dieser Erde, der Ehre kühler und kleiner Trabant. Aber das Licht der Tugend behält wie Wein im Wasser auch verdünnt von seiner Kraft. Der Mensch, so gemein auch sein Treiben sei, lebt in Ideen; bis in den Sumpf spiegelt sich der Himmel ab. Der Höfling, der sich alle seine Jahre um ein Band am Rocke, um ein Lächeln seines Gebieters, um den leeren Schall eines Titels martert, opfert er nicht Ruhe, Glück und Frieden, gleich dem edlern Schwärmer, auch einem Gedankenbilde? Und ist es sein Vergehen, wenn er mit den Zeitgenossen summt, die den vergoldeten Turmknopf, um den sie gleich Mücken kriechen, für einen Sonnenball halten? Ich habe einen Freund, der sich so gern an den Pranger stellte als einen Orden trüge, den aber jede Volksgunst, die in alter oder neuer Zeit diesem oder jenem widerfahren, bis zu Tränen der Eifersucht bewegt. Er hat freilich ein größeres und schöneres Recht als jener Höfling, aber kein anderes. Wohl ist es größer und schöner, den nach Bewegung lechzenden Geist auf

weiter See schiffen zu lassen und das glühende Herz an Meeresstürmen abzukühlen, als sich auf einem Gartenteiche zu schaukeln und mit einem Fächer die heißen Wangen zu erfrischen; aber hier und dort ist Wind und Wasser, ist das göttliche Element, woraus jeder schöpft nach Vermögen, mit kleinerm oder größerm, mit irdenem oder goldenem Gefäße.

Der Weltmann spottet des Schwärmers, den er verkennt, nur weil er sich selbst nicht kennt. Nachdem er seinen Hunger gestillt und seinen Durst gelöscht, wofür bemüht er sich? Für ein Gedankenbild; er schwärmt selbst. Wir bewundern die großen Männer des alten Roms; kehrten diese zurück, sie würden uns mehr bewundern als wir sie. Was ist leichter, im Rausche der Begeisterung, die nicht rechnet, Leben und Gut an das Glück des Vaterlandes, eine Spanne Zeit an ewigen Nachruhm wagen — oder nüchtern fünfzig Jahre lang auf dem Seile der Intrige zu tanzen und mit klopfendem Herzen ängstliche Blicke rechts und links auf die Balancierstange der List zu werfen, um keinen andern Lohn, als sich von kindischen Zuschauern begaffen und beklatschen zu lassen? Was ist gewinnsüchtiger, schnödes Gold gegen Freiheit eintauschen — oder eine eiserne Kette schleppen, sich damit eine goldne zu verdienen? Darum nicht verachten oder hassen, belehren und belächeln soll man jene Weltleute, die jeder edeln Regung spotten. Wer nur wenige Jahre das Erziehungsrecht über sie selbst hätte, würde sie zu ihrer Beschämung dahin bringen, daß sie mit Füßen treten, was sie früher angebetet, und anbeten, was sie früher mit Füßen getreten. Alle Menschen aller Zeiten wurzelten in dem schmutzigen Boden des Eigennutzes; aber mit Stamm, Zweigen, Blüten und Früchten erhoben sie sich über die Erde und lebten im reinen Elemente, höher oder niederer wachsend, heller oder dunkler blühend, mit mehr oder minder süßer

Frucht, je nach Samen, Witterung, Jahreszeit, Himmelsstrich und Pflege – aber alle nach dem Himmel strebend.

19.
Die große Verschwörung
(1819)

Wieviel leichter es sei, mit vielen Worten nichts als mit wenigen Worten viel zu sagen, hat die *Preußische Staatszeitung* in ihrem zweiten Bulletin der großen Polizeiarmee abermals bewiesen. Der Herausgeber jenes Blattes verriet schon oft, daß ihm der erforderliche Mangel an Verstand mangle, um eine Hofzeitung gehörig schreiben zu können. Man muß selbst befangen sein, um das Urteil anderer zu verstricken, man muß selbst glauben, um Glauben zu finden, und nur eigene Überzeugung pflanzt sich fort; die fehlende Natur kann hier durch Kunst nie ersetzt werden.
Es hätten die größten Spötter, um dem Verschwörungstraume und dessen abergläubischen Deutung die verdiente Lächerlichkeit zuzuwenden, keine treffendere Karikatur davon zeichnen können, als die *Staatszeitung* in ihrem amtlichen Berichte getan, nur daß jenseits der Spott zugleich grausam ist.
Gleich anfänglich wird der gegen die schwarzen catilinarischen Bursche mit so großer Übereile und fürchterlichem Geprassel unternommene Krieg als eine bloße polizeiliche Maßregel angegeben. Was man unter *polizeilichem Verfahren* zu verstehen habe, zumal in Deutschland, wo mit der schnödesten Willkür, die hierbei allerorten stattfindet, auch noch die tölpelhafteste Ungeschicklichkeit verbunden ist, weiß wohl jedermann. In Frankreich, wo die Polizei kunstgeübter und erfahrner ist, be-

sitzt sie eine Art Zuversicht, die sie vor unbesonnenen Schritten bewahrt. Allsehend, allwissend, die Fäden der Ereignisse nie verlierend, ist sie dort geduldig, fürchtet nicht, daß ihr die Beute über Nacht entgehen werde, und schüttelt darum den Baum nicht eher, als bis die Früchte reif geworden sind. Die Berliner Polizei aber hat in einen sauern Apfel gebissen: sie gesteht es nicht ein, doch ihre Gesichter verraten es. Ich kenne meine Landsleute und weiß, was sie zu tun fähig sind. Darum erbiete ich mich kühn, selbst als Verschworner angesehen und als solcher bestraft zu werden, wenn unter allen den eingekerkerten Männern und Knaben sich am Ende der Untersuchung auch nur ein einziger finden sollte, über den die Gesetze das *Schuldig* aussprechen werden.
Die *Staatszeitung* versichert, es bestünde eine durch mehrere deutsche Länder verzweigte Vereinigung, die den Zweck hat, Deutschland in eine Republik umzuschaffen. Sie sagt ferner, um diesen *Entwurf zu bearbeiten*, bestünden an vielen Orten eigene Vereine, teils förmlich konstituiert, teils in *Vereinigung der Grundsätze und Gesinnungen*. Sie sagt ferner, die Freiheitsapostel zögen in Deutschland herum, um den *Samen* der Unzufriedenheit unter das Volk auszustreuen. Angenommen nun, dieses sei alles wahr, wie es behauptet wird, und die mütterliche Zärtlichkeit, welche die Polizei für ihre Staatskinder hegt, habe die Besorgnis nicht zu weit getrieben, so ist hier dennoch kein Verbrechen vorhanden, welches die befolgten strengen Maßregeln rechtfertigen könnte. Ein *Entwurf* zu einer Republik, welcher erst *bearbeitet*, *Samen* der Unzufriedenheit, welcher erst *ausgestreut* werden soll, das bildet wahrlich noch nicht den Schatten von dem Schatten einer Verschwörung. Höchstens hatten einige akademische Milchknaben sich bis zu Kühen und Kälbern hinaufgeschwindelt, die sie von dem Ertrage ihres Marktverkaufes erstehen wollten, und da

strauchelten sie, und da fiel der Topf, und – was ward verschüttet? Milch, wahrhaftig kein Tropfen Blut. Ich wollte ein Nero sein in Deutschland und meine Krone in den nächsten Strom werfen und den gefährlichsten schwarzen Bruder herbeirufen und ihm sagen *„Apporte!“* und der treue Pudel spränge hinein, tauchte unter und brächte mir wedelnd meine Krone zurück.

„Teils in Vereinigung der Grundsätze und Gesinnungen“ sollen die zum Umsturze der deutschen Staaten sich gebildeten Vereine bestehen! In der Tat, man weiß nicht, ob man mehr das Sonderbare dieses strafrechtlichen Grundsatzes oder die Naivetät bewundern soll, mit der man sich zu ihm bekennt. Wenn Gesinnungen gerichtet werden dürfen, wo fände man dann vor dem Schwerte des Henkers Schutz? ... Aber man hat dennoch, ohne es zu wollen, das große und wahre Geheimnis der Sache ausgesprochen. Es gibt wirklich eine Verschwörung, die nicht bloß in Deutschland, sondern in ganz Europa verzweigt ist. Die Verschwornen kennen sich nicht, sie sehen, sie sprechen sich nicht, sie haben keine verbindende Zeichen, Wege und Zwecke, und dennoch sind sie verbrüdert – durch die Gesinnung nämlich. Aber dieser Bund ist nicht gegen die fürstliche Gewalt, sondern gegen deren Mißbrauch in den Händen der Staatsdiener, sie ist gegen den gesetzlosen Zustand, gegen jede Willkür gerichtet, und er wird trotz aller Polizeien seinen Zweck erreichen.

Sind die Worte und Redensarten, welche die *Preußische Staatszeitung* anführt, wirklich aus entdeckten und in Beschlag genommenen Handschriften gezogen, so beweist deren hochtrabende, stolzierende, tragisch-komödienhafte Abfassung, daß sie nichts anders als Stilübungen von feurigen Primanern waren, zum Deklamieren, Gestikulieren und Rühren schön verfertigt. Man gebe sie den hoffnungsvollen jungen Leuten verbessert

zurück und überreiche ihnen dabei Adelungs Wörterbuch und Grammatik als Schulprämie zur Belohnung ihres Fleißes. Alle gedruckten deutschen Reformationsprojekte, die ich bisher gelesen habe, waren übrigens *sehr trocken*, und es freut mich, daß die Staatszeitung endlich ein *nasses* gefunden hat.

In der Behauptung, *es wären nur sehr wenige Individuen verhaftet worden*, liegt etwas Unerklärliches. Wenn die Verschwörung wirklich so *ausgebreitet* war, als man vorgibt, wenn die Untersuchung *bereits sehr erhebliche Resultate* geliefert hat, warum hat man so wenige Verdächtige gefunden, die sich zur Verhaftung geeignet hätten? ... Noch wunderbarer ist das Eingeständnis der Staatszeitung, *man habe ohne Gründe des Verdachts bei mehreren die Papiere in Beschlag genommen, um sich der Beweise gegen die eigentlichen Schuldigen zu bemächtigen.* Man braucht gerade kein Rheinländer zu sein, um dieses Verfahren nicht sehr angenehm zu finden. Unschuldige Menschen in Schrecken zu setzen und Feuer zu rufen oder ihnen gar das Haus über dem Kopf anzuzünden, damit ein Spitzbube, der sich *etwa* in einem Winkel versteckt haben könnte, hervorkäme und sich fangen lasse — die Rechtlichkeit dieser Polizeimaßregeln ist sicher *„einem jeden bekannt."* Das inquisitorische Verfahren in Brasilien, wo man die Arbeiter in den Diamantgruben zum Laxieren zwingt, damit sie die *etwa* verschluckten Diamanten wieder herausgeben, ist wenigstens spaßhafter.

Wenn, wie der amtliche Bericht versichert, die Verhafteten größtenteils *Ausländer* waren, die *auch* in Preußen das demagogische Gift zu verbreiten gesucht hätten, sie aber auf das brave, verständige und treue preußische Volk wenig gewirkt haben, so möchte man an die Berliner Polizei mehrere Fragen tun. *Erstens*, warum die preußische Regierung zu gleicher Zeit, indem sie alle

Nichtpreußen für Ausländer erklärt, die Sache des Auslandes, die sie ja ihren Reden nach so wenig selbst berührt, mit so vielem Eifer behandelt, als wäre es ihre eigne, und warum sie die Erforschung, Unterdrückung und Bestrafung der staatsverräterischen Umtriebe nicht den Regierungen überlasse, auf deren Verderben es abgesehen ist? *Zweitens*, in welchem deutschen Staate des Auslandes die Mutterkirche des neuen politischen Glaubens, von welcher eine Filialrevolution in Preußen habe gestiftet werden sollen, eigentlich ihren Sitz habe? Und *drittens:* warum man in Süddeutschland, wo durch die freiere Presse und die Ständeversammlungen demagogisches Gift leichter zu verbreiten gewesen wäre als im nördlichen, von revolutionären Bewegungen und dadurch nötig gewordenen Einkerkerungen und andern Maßregeln der Strenge durchaus nichts vernommen hat?

Die Ausdrücke der Staatszeitung: „Die Untersuchung wird zwar jetzt noch *polizeilich*, jedoch von einer aus *Rechtsverständigen* bestehenden Kommission geführt", können auch so gedeutet werden: „Die Untersuchung wird von Justizpersonen geführt, obzwar die Unbedeutendheit der Sache nur ein polizeiliches Verfahren verstattete," und diese Auslegung wäre nicht geeignet, der Heiligkeit der Justiz die erforderliche Ehrfurcht zu bewahren. Und wenn es ferner heißt, daß, wenn die an mehrern Orten in Beschlag genommenen Papiere werden eingegangen sein, *dann* auf dem völlig gesetzlichen Wege eine unparteiische Untersuchung stattfinden werde, so liegt in diesen Worten zugleich das Geständnis, daß die Untersuchung, wie sie bisher geführt, auf keinem *völlig gesetzlichen* Wege und nicht *unparteiisch* geführt worden sei.

20.

Die Karbonari und meine Ohren

[1819/20 ?]

Als ich nach Mailand kam, herrschte dort eine sichtbare Gärung. Man hatte Nachricht erhalten, daß in Turin eine Revolution ausgebrochen; die Behörden waren argwöhnisch, achtsam, streng; das Gesindel freute sich auf die kommende Verwirrung; und manche angesehene Bürger sahen wie vergnügte Erben aus, die aus Schuldigkeit ein betrübtes Gesicht machen. Ich hatte in Mailand italienische Sprache gefunden, aber keinen italienischen Himmel, Gegenwart, aber keine Vergangenheit, und ich eilte mich, über die Schwelle des Paradieses zu kommen. Nachdem ich mit einem Vetturino auf den folgenden Tag für die Fahrt nach Florenz Abrede getroffen, ging ich in das Theater Della Scala. Man gab die Oper *Othello* von Rossini. Da mir die abgöttische Verehrung bekannt war, die man in Mailand wie in ganz Italien vor Rossini hegte, mußte meine Verwunderung groß sein, zu bemerken, daß man im ganzen Saale der Darstellung nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Man lachte, schwatzte, ging in den geräumigen Logen auf und ab, nahm Erfrischungen, und der Himmel weiß, vor wem sich die Sänger und Sängerinnen eigentlich bemühten. Endlich trat Desdemona auf und ward mit Beifallklatschen empfangen. Sie verneigte sich dreimal, zuerst vor der leeren Hofloge, dann rechts, dann vor dem Parterre. Ich weiß nicht, war die Sängerin beliebt oder die Arie, die sie zu singen hatte; es trat, sobald sie erschien, die größte Stille ein. Sie sang eine tödliche Viertelstunde; der Hals war mir wie zugeschnürt, und es ward mir erst leichter, als ich an den Schnörkeln und schnelleren und heftigern Schritten der Melodie bemerkte, daß sich die Kavatine dem entscheidenden Augenblicke nahe. Signora

Desdemona legte auch bald die Sturmleiter an, um in die Bresche, die sie in das Herz der Zuhörer gesungen, einzudringen und den Beifall zu erobern. Ein tapfrer Triller drängte sich voraus – man hörte keinen Atemzug ... da fiel ein Kanonenschuß. Ich sprang erschrocken von meinem Sitze auf, ein dumpfes Gemurmel entstand im Saale, ich hörte, wie in einer etwas entfernten Loge man sich in das Ohr flüsterte: *„Bis morgen sind sie hier.“* Ich fühlte meine Wangen erglühen, meine Augen wurden naß, eine himmliche Freudigkeit durchfächelte meine Adern; und da mir armen Schelme immer das Herz bis am Munde steht und es nur eines Tropfens bedarf, es überfließen zu machen; da ich die jammervolle und lächerliche Gewohnheit habe, laut mit mir selbst zu sprechen – plagte mich der Teufel, und ich rief so vernehmlich, daß man es zwei Logen weit hören konnte: *„Es leben die Karbonari! es lebe Italien!“*

„Zitto!“ quiekte ein Sopranstimmchen hinter mir; ein anderer feister Herr sah mich mit Verwunderung an; eine schöne Dame hielt das Schnupftuch vor dem Munde. Doch hatten meine aufrührerischen Reden weniger Eindruck gemacht, als man hätte erwarten sollen; wahrscheinlich, weil man den Sinn der deutschen Worte nicht verstanden. Ich selbst aber hatte sie nur zu gut verstanden, und als der Begeisterung Überlegung und Kopfschmerzen folgten, als ich des Ortes, der Zeit und der Verhältnisse gedachte, kam große Bangigkeit über mein Herz. Ich zitterte vor den *ökonomischen* Gerichten, schon fühlte ich den Scharfrichter das Maß von meinem Halse nehmen, und wollte ich noch so gnädig mit mir verfahren, konnte ich mir eine folternde Untersuchung und eine lange Gefangenschaft nicht erlassen, und meine verzagte Hoffnung schmeichelte sich nichts Größeres, als daß sie mich hier in Mailand behalten und nicht in dem abscheulichen Olmütz einsperren würden. „Ach“, seufzte

ich, „säßest du jetzt an einem Froschteiche in der Mark Brandenburg, wieviel wohler wäre dir dort als bei dem süßen Geleier der Signora Desdemona! Wehe, Unglücklicher! wenn der Akt zu Ende ist, kommt die Wache und holt dich! ..." Der Akt ging zu Ende, die Wache kam nicht, und als ich auch den zweiten Akt mit freien Ohren absingen hörte, fing ich an mich zu beruhigen. Die Oper war geendigt, und ein Ballett sollte folgen. In der stillen Zwischenzeit trat ein junger Mensch in meine Loge, der zuerst mit diesem und jenem sich unterhielt und, da er mich endlich gewahrte, überrascht ausrief: „Ach, Sie hier!" Er nannte mich bei meinem Namen. Ich erinnerte mich seiner nicht, und da er mir erzählte, daß er mich in N. in verschiedenen Gesellschaften gesprochen, murrte ich zum tausendsten Male über mein schlechtes Gedächtnis für Namen und Gesichter. „Ich wundre mich", sagte der junge Mensch, „daß mir Herr S. nichts von Ihrem Hiersein erzählt hat." – „Wie!" rief ich, „S. ist hier?" – „Und das wissen Sie nicht? Dort in der Loge sitzt er. Ich will Sie hinführen." Ich, sehr vergnügt, einem meiner ältesten Freunde so unerwartet zu begegnen, folgte meinem Führer. Kaum hatte ich die Logentüre hinter mir, als mein dienstwilliger Herr verschwand und acht Soldaten sarmatischen Ansehens mich in ihre Mitte nahmen. Sie führten mich in eine Wachstube des Opernhauses. Dort durchsuchte man mit vieler Höflichkeit und Genauigkeit meine Taschen, meine Papiere wurden mir abgenommen – „wenn es Ihnen gefällig ist", sagte der Polizeikommissär; ich folgte ihm. Vor dem Hause hielt eine Kutsche; man hieß mich hineinsteigen, der Kommissär setzte sich neben mich, und – „*Adieu Welt!*" krächzte eine Rabenstimme mir nach. Ob ich in einer Schlacht zittern würde? Ehrlich gesprochen, ich bin des Gegenteils nicht ganz gewiß, aber das weiß ich, daß nur meine Nerven zittern würden, meine Seele bliebe ruhig.

Doch selbst mein unsterbliches Ich ist voller Schauer, wenn es von einer Polizei bedroht wird. Mir war gar zu wehe. Der Wagen war so niedrig, eng und so fest verschlossen, daß ich zu ersticken glaubte. Er hatte auf beiden Seiten eine runde, mit einem Drahtgeflechte bedeckte Scheibe, die nicht viel größer war als das Glas eines Fernrohres. Der durchfallende Mondschein zeichnete ein Netz zu meinen Füßen ab, in dem meine Einbildungskraft angstvoll zappelte. Mein Wächter neben mir sprach kein Wort, er war vielleicht beschäftigt, meine Seufzer zu übersetzen; ich gab ihm Arbeit genug.

Nach einer viertelstündigen Fahrt hielt der Wagen still. Ich hörte ein schweres Tor hinter ihm zuschlagen. Die Kutsche wurde geöffnet, ich stieg heraus und sah mich in einem mit hohen Mauern umschlossenen und mit zahlreichen Wachen besetzten Hofe. Man ließ mich in das Zimmer des Gefängniswärters treten. Dort wurde ich in ein Buch eingezeichnet und abkonterfeit, wie es in einem Passe zu geschehen pflegt. Meine Namensunterschrift mußte ich auch hineinsetzen. „*Numero vier*" – sagte der Polizeikommissär dem Gefängniswärter. Dieser, ein alter Mann mit essigsauern Mienen, ward darauf plötzlich freundlich gegen mich, rückte seine Mütze und holte mir einen Stuhl, der Polizeikommissär wünschte mir gute Nacht und flüsterte mir zu: „Seien Sie guten Muts, es wird so schlimm nicht werden!" – „Ännchen, leuchte dem Herrn!" rief der Gefängniswärter in ein Nebenzimmer hinein. Ein junges Mädchen, in jeder Hand ein Licht, ging eine Treppe hinauf, ich folgte, der Gefängniswärter hinter mir. „Machen Sie sich's bequem", sagte mir dieser, indem er ein Zimmer aufschloß: „wenn Sie das Nachtessen befehlen, belieben Sie nur zu klingeln!" Er und das Mädchen gingen fort, und ich war erstaunt, daß die Türe von außen nicht verschlossen wurde. Meine Verwunderung stieg, als ich mich im Zimmer umsah und

die bequemste und schönste Einrichtung fand. Sogar an einem Schreibzeuge und an Papier fehlte es nicht. Die eiserne Maske konnte es nicht besser gehabt haben. Nachdem ich mich von den Schrecken dieses Abends etwas erholt und mich auf mein Verhör so gut als möglich vorbereitet hatte, fing ich an, meine Geschichte von der romantischen Seite zu betrachten. Das heiterte mich auf. Ich zog die Schelle, um das Abendessen zu begehren. Ännchen kam, vom Alten begleitet, trug auf und schnitt mir die Speisen vor. Ich bekam nur einen Löffel; der Gefängniswärter entschuldigte sich mit der eingeführten Ordnung. Das Essen war gut, der Wein noch besser. Der Alte ging fort, Ännchen blieb noch einen Augenblick im Zimmer, legte die Hand mit einem bedeutenden Blicke auf eine zusammengefaltete Serviette, die auf einem Toilettentische lag, brachte dann die Finger an die Lippen und wünschte mir wohl zu schlafen. Als sie fort war, verschloß ich das Zimmer, legte die Serviette auseinander, fand aber nichts darin. Ich kleidete mich aus und schlief diese Nacht sanfter, als man in meinen Verhältnissen zu tun pflegt.

Als ich am andern Morgen erwachte, umging ich noch einmal die Festungswerke meiner Unschuld, untersuchte genau alle ihre Punkte, verteilte zweckmäßig meine Verteidigungskräfte und verstärkte die schwachen Seiten. Ännchen brachte mir das Frühstück, und sie kam ohne den Alten. War es meine wiedererlangte Gemütsruhe, war es das Tageslicht – aber ich entdeckte jetzt erst die wundervolle Schönheit des Mädchens, an der ich den Abend zuvor unachtsam vorübergegangen war. Ännchen stand in der Zauberstunde des weiblichen Lebens, wo die Jungfrau mit halbgeöffneten Lippen nach den Antworten hinhorcht, die ihr die Natur auf ihre Fragen gibt. Rosen und Lilien teilten den Thron ihrer Wangen, der blaue Himmel war nur der Abglanz ihrer Augen,

auf ihren Lippen war das Lächeln eines schlummernden Kindes, ihr goldnes Haar, müde seiner eignen Last, ruhte auf ihren Schultern aus, ehe es weiterwallte – Engel hätten sie als ihre Schwester geliebt, aber auch einen Teufel hätte das Mädchen verführen können. Als ich, in ihrem Anschauen verloren, sprachlos vor ihr stand, da zuckte etwas über ihr Gesicht, das sie plötzlich entgötterte und was ich bald klarer verstand. Ännchen durchsuchte alle Winkel des Zimmers; dann legte sie, wie den Abend vorher, die Hand auf die zugefaltete Serviette, dann entfaltete sie diese und schüttelte sie. Ich fragte sie, was sie suche? Sie trat mir näher und sprach schnell und ängstlich: „Mein Onkel ist ein harter Mann und viel zu streng. Neulich hatten wir einen Gefangenen, der unser Dienstmädchen gewonnen. Er legte jeden Morgen einen Brief in die Serviette, den das Mädchen, ungeachtet sie nur in Begleitung des Onkels in das Zimmer ging, auf diese Weise unbemerkt mitnahm und in der Stadt abgab. Seitdem muß ich selbst die Gefangenen bedienen und genau nachsehen, ob sie nirgends was Geschriebenes versteckt." Ich fragte Ännchen, ob sie mich verraten würde, wenn ich ihr einen Brief anvertraute. Sie legte die Hand auf das Herz und sah mich mit ihren Himmelsaugen an. „Lamm!" sagte ich, „Mädchen, so jung, so schön ..." „Guter Landsmann", lispelte sie und legte vertraulich ihre Hand auf meine Schulter ... „So schön, so jung und schon so schlecht! Schlange!" donnerte ich ihr zu – der Schmerz erwürgte meine Stimme, ich sank auf den Stuhl, und ein Strom von Tränen entstürzte meinen Augen. –

Als ich die Hände von meinen nassen Augen wegzog, war das Mädchen fortgegangen, und der Polizeikommissär, mein Begleiter des vorigen Abends, stand vor mir. Er sah meine Bewegung, und diese mißdeutend, sprach er mir abermals Mut ein. „Beruhigen Sie sich doch, es

kann ja nicht unsere Absicht sein, Sie unglücklich zu machen. Wir sind ja alle Deutsche... Verführung... Leichtsinn... Schwärmerei... Sagen Sie nur die reine Wahrheit! Sie können sich um die Regierung noch Verdienste erwerben...“ Ich schüttelte den Kopf – „Das ist es nicht“, sagte ich: „doch lassen Sie uns gehen!“ – Ein Wagen wartete unserer, ich ward auf die Polizei geführt. Der Polizeidirektor, einen protokollführenden Sekretär zur Seite, saß da schon in Bereitschaft. Das Verhör begann. Man fragte mich um meinen Namen, mein Gewerbe, den Zweck meiner Reise, meine Bekanntschaften in Mailand... Kurz, man kennt ja dieses Treibjagen einer grausamen Polizei, wo das Geständnis eines Angeschuldigten wie ein armes Wild in immer engere Kreise getrieben wird, bis es in die Schußweite gekommen. Man fragte mich eine Stunde lang und hatte von meinem eigentlichen Vergehen noch kein Wort gesprochen. Endlich kam die entscheidende Frage: „Was war Ihre Absicht, als Sie gestern im Theater ‚*es leben die Karbonari!*‘ riefen?“ „*Und, es lebe Italien!*“ – setzte der Sekretär hinzu. Jetzt galt es um mein Leben vielleicht. Aber so rätselhaft ist die menschliche Natur, so mannigfaltig sind die Schwächen und Eitelkeiten des menschlichen Herzens, daß ich noch überlegen konnte, ob ich lügen und mich köpfen lassen oder die Wahrheit gestehen und mich lächerlich machen sollte. Da ich mit meiner Erklärung zauderte, wurde die Frage wiederholt. „*Ich bin harthörig*“, erwiderte ich. „Setzen Sie sich doch gefälligst!“ sagte der Sekretär sehr leise und ohne mich anzusehen. Ich wollte dem schlauen Herrn seine Freude nicht verderben, nahm einen Stuhl und setzte mich. „Sie sind also harthörig?“ – schrie der Polizeidirektor. – „*Ich war es*“, wollte ich sagen, „Ich war es bis gestern!“ – „Nun?“ – der Sekretär versammelte alles, was Pfiffiges und Boshaftes in ihm vorrätig war, um die Spitze

seiner Nase und paßte sehr auf. Ich fuhr fort ... „Als die Nachricht von der neapolitanischen Revolution nach Deutschland kam, eilte ich nach Italien zu kommen ..." Der Sekretär war wie ein Geier hinter diese Worte her und schrieb sie hurtig auf. Ich fühlte, daß ich dumm gesprochen; ich war aber einmal in den Hohlweg hinein und konnte nicht mehr umkehren. Ich setzte meine Rede fort: „Den Wunsch, Italien zu sehen, hatte ich schon längst, ihn auszuführen schien mir jetzt die gelegentlichste Zeit. Es hieß, die Monarchen würden, von Wien kommend, Rom und Neapel besuchen ... Festlichkeiten ... Sicherheit der Wege; kurz, ich beschloß die Reise zu machen. Aber unglücklicherweise verstand ich kein Wort Italienisch. Ich nahm mir vor, noch schnell in dieser Sprache einigen Unterricht zu nehmen und so viel zu lernen, als in wenigen Wochen möglich ist. Ich las von Morgen bis Abend italienische Bücher und Zeitschriften. Unter andern Werken kam mir auch ein Heft eines hier in Mailand erscheinenden Journals zu Augen. Ich fand darin ein Mittel gegen die Harthörigkeit empfohlen, ein Übel, woran ich schon viele Jahre litt. Das Mittel bestand darin, daß man beim Tabakrauchen den angezogenen Rauch, statt ihn gleich wegzublasen, eine Zeitlang im Munde behält und Mund und Nase dabei fest verschließt. Nach wenigen Wochen dieses Verfahrens kommt das Gehör zurück. Ein russischer Graf, der dieses Mittel empfohl[en], behauptet, daß sich dessen Wirksamkeit schon bei vielen völlig Tauben erprobt habe. Ich beschloß es anzuwenden. Drei Wochen lang befolgte ich die Vorschrift, ohne Besserung zu spüren. Gestern in der Oper schmerzten mich die Ohren sehr. Die Ursachen dieser Schmerzen wurden mir erst später klar, und ich konnte dann auch erst begreifen, warum mir der Gesang aller Mitspielenden so abscheulich vorgekommen. Während einer Bravour-Arie der Desdemona glaubte ich

einen Kanonenschuß zu hören. Ich erschrak, entdeckte aber bald zu meiner unaussprechlichen Freude, daß mit meinen Ohren eine Veränderung vorgegangen war. Das Land der Töne, das ich bis jetzt nur am fernen Horizonte dämmern sah, („*Sehr poetisch!*" – brummte der Sekretär) lag jetzt nah und sonnenhell vor mir. Ich hörte das leiseste Geflüster in den entferntesten Teilen des Saales – ich war glücklich. Da fiel mir bei, wie sonderbar Großes und Kleines in der Welt zusammenhängt und daß ich eigentlich der Verschwörung von Neapel die Wiedererlangung meines Gehörs zu verdanken habe. Lebhaft bin ich ohnedies und in meiner Freudigkeit dachte ich lauter als gut war, und ich rief: ‚*Es leben die Karbonari!*' –– Der Sekretär sprang wütend auf und sprach: „Herr, wollen Sie uns zum besten haben?" „Herr Direktor", sagte ich, „die Wahrheit, die Sie gehört, ist lächerlich genug; als eine Erdichtung wäre meine Erklärung gar zu abgeschmackt. Sie werden mich nicht für so dumm halten, daß ich nicht fähig wäre, eine Lüge glaubhafter zu machen, und nicht für so unverschämt, daß ich es wagen sollte, Ihnen solch ein albernes Märchen aufzubinden." – „Beharren Sie auf Ihre Erklärung?" – „Ja." Damit war das Verhör zu Ende, man ließ mich das Protokoll unterzeichnen und brachte mich ins Gefängnis zurück.

Acht jammervolle Tage wartete ich die Entscheidung meines Schicksals ab. Ännchen ließ sich nicht wieder sehen, und der Alte, der am ersten Tage meiner Gefangenschaft mich freundlich behandelt hatte, betrug sich nach meinem Verhöre rauh und hart und ließ mich manches entbehren. Endlich ward ich abermals auf die Polizei geführt. Man gab mir dort meine abgenommenen Papiere und meinen Paß zurück und kündigte mir meine Freiheit an. Ob man sich von meiner Unschuld überzeugt hatte, ob sich Leute für mich verwendet hatten, ob man

mich glimpflich behandeln wollte, oder was sonst meiner Angelegenheit eine glücklichere Wendung gegeben, als ich erwarten durfte – das weiß ich heute noch nicht. Aber im ganzen lombardisch-venezianischen Königreiche war keiner froher als ich. Selbst meine erlittene Gefangenschaft schien mir ein Gewinst; denn ich sah sie als ein Gläschen Wermut an, das man vor dem Essen nimmt – und stand nicht ein herrlich gedeckter Tisch vor mir, duftete nicht Rom in goldener Schüssel, blinkte nicht das Meer in kristallener Flasche? – Als man mir nun bedeutete, ich hätte innerhalb vierundzwanzig Stunden Mailand zu verlassen, antwortete ich vergnügt „Morgen früh fahre ich nach Florenz." – „Zum Teufel fahren Sie" – schnaubte mich ein dicker Offizier an, den das Land unter der Enns gemästet – „Marsch! rechts um, kehrt euch! Sie gehen hin, wo Sie hergekommen. Mir wären Sie nicht so leicht entwischt." – Bei diesen Worten machte der Wüterich eine fuchtelnde Bewegung mit der Hand, die mich mit Schauder erfüllte. Er hielt mir meinen Paß unter die Nase: „Da lesen Sie!" der Paß war nach Tirol und der bayrischen Grenze visiert, und stand darin: „Hat sich Signalisierter bei Vermeidung gefänglicher Haft nirgends länger als 12 Stunden aufzuhalten und von dem gezeichneten Wege nicht abzuweichen." Gleich einem Blitzstrahle fuhr dieses Gebot durch mein Herz; entseelt stand ich da. Wie ich nach Hause gekommen, wie eingepackt, mich in den Wagen geworfen und fortgejagt über Berg und Tal, durch Tag und Nacht – ich weiß es nicht. Erst in München kam ich zur Besinnung.

So mußte ich auf dem Wege, den ich hergekommen, zurückkehren in das Philisterland! Italien, Wunderinsel meiner Träume, so habe ich dich gesehen – im Traume! Wer war es damals, der meine Schmerzen linderte, der Balsam goß in meine Wunden, der meine Tränen trock-

nete? Du warst es, Phantasie, himmliche Trösterin, die den Hungrigen in der Wüste mit Manna speist, die aus Baumrinden Brot bäckt und Zucker aus Rüben bereitet. Ich danke dir, gnädige Göttin!

21.
Über den kritischen Lakonismus
[1823]

Es gereicht Rezensenten, sie mögen nun Bücher, Menschen oder Verhältnisse beurteilen, zum größten Ruhme, wenn sie wie die Spartaner leben, nur Kupfergeld besitzen und schwarze Suppen essen; denn wer Vertrauen braucht, erhält es nur, wenn er sonst nichts braucht, und nur wer die Menschen entbehren gelernt, darf sie belehren. Aber *schreiben* dürfen die Rezensenten nicht wie Spartaner. Sie sind Richter; sie müssen also freisprechend oder verdammend ihre Entscheidungsgründe angeben, und das klar und umständlich. Tun sie dieses nicht, begnügen sie sich zu sagen: das ist gut, das ist schlecht – so kann ihnen jeder Leser mit Recht bemerken: das weiß ich ohnedies, das sagt mir mein Gefühl; du aber sollst mir mein Gefühl deutlich machen und mir erklären, warum dieses gut, warum dieses schlecht sei. Gegen die Lakonismen mancher Kritiker wollen wir etwas eifern und bei dieser Gelegenheit noch einiges andere berühren, was auf unserm Wege liegt. Sie verdienen um so mehr Vorwürfe, da Schriftsteller in unsern Tagen gar nicht nötig haben, so ängstlich auf Kürze bedacht zu sein; für das Erforderliche hierin sorgen schon andere Leute.
Da sind zuerst die Kritiker der Büchertitel. Manchmal fehlt in einem Titel ein ablatives E, manchmal ein Komma, manchmal das multiplizierende N. Mikrosko-

pische Rezensenten bemerken diese Mängel und schieben das fehlende Komma hinein, und zwar behutsam in einem Parenthesenfutterale gesteckt, damit die kostbare Verbesserung nicht beschädigt werde. Wie kann ein Rezensent, der nur etwas menschliches Gefühl hat, so hart sein, den Titel eines Buches zu kritisieren? Ist er nicht selbst Mensch? Ist er nicht selbst Schriftsteller? Denkt er nicht mehr an jenen Tag, da er das Werk, woran er zehn Jahre gearbeitet, zu Ende gebracht und den Titel niedergeschrieben? War er nicht selig an diesem Tage? Hatte ihn nicht der Gedanke berauscht: heute habe ich auf meinen Todesfall gesorgt, heute habe ich meine Unsterblichkeit in die Witwenkasse gebracht? War er an jenem Tage fähig, auf ein Komma zu achten? Fürchtet aber der Rezensent, das fehlende Komma könne die Schuljugend verführen, so verbessere er es im stillen; der Schriftsteller wird dann den bescheidenen Vorwurf gerührt annehmen und dem Rezensenten bei nächster Gelegenheit die Hand drücken. Überhaupt ist es kleinlich, in einem Buche die Sprachfehler zu rügen. Man kann annehmen, daß in der Regel jeder Schriftsteller grammatisch richtig zu schreiben weiß und daß er Sprachfehler nur aus Übereilung begeht. Es sind aber nicht immer die schlechtesten Werke, die in der Eile geschrieben werden. Ich war einmal dabei, als der verstorbene berühmte Physiker *Ritter* eine ungeheure hohe galvanische Säule aufrichtete, mit der man ganz Deutschland hätte sanguinisieren können. Ritter brachte aber nur Krebse und Frösche in ihren Wirkungskreis und stellte Versuche an. Zu gleicher Zeit schrieb er seine Beobachtungen nieder, und indem er dies tat, stand ein kleiner untersetzter Druckerjunge ganz verdutzt am Fuße der Säule und wartete aufs Manuskript. Daß Ritter, wie es die Physiker manchmal tun, die Natur auf die Folter gespannt und ihr Bekenntnisse abgepeinigt, die sie oft wieder zurücknimmt — das ge-

hört nicht hierher. Nur so viel ist daraus zu entnehmen, dass unter solchen Umständen Ritter nicht an jedes Komma denken konnte.
Als kritische Lakonismen sind auch die Frage- und Ausrufungszeichen zu tadeln, welche Rezensenten und Redakteurs zuweilen in die ausgezogenen Stellen der beurteilten Schriften und in die Aufsätze ihrer Mitarbeiter hineinbringen. Wenn ein Rezensent oder ein Redakteur sich über etwas wundert oder etwas bezweifelt, dann soll er dieses deutlich heraussagen und es nicht bloß pantomimisch zu erkennen geben. Ein solches Ausrufungszeichen gleicht dann dem Spieße eines Dorfwächters, welcher die Dienste seines in die Schenke desertierten Herrn übernommen. Ein treuer Rezensent darf sich aber nicht auf seinen Spieß verlassen, sondern er muß selbst Wache halten und jeden Einpassierenden fragen: woher? wohin? in welchen Geschäften? oder was sonst ein Literaturwächter zu fragen hat. Das schlimmste hierbei ist, daß die Leser nicht immer merken, daß der Kritiker oder Redakteur das Ausrufungs- und Fragezeichen dazwischen gesetzt, sondern glauben, es gehöre zum Texte. Sie müssen sich dann sehr verwundern, daß der Verfasser sich über seine eignen Behauptungen wundert und einen Satz, den er eben erst mit Bestimmtheit ausgedrückt, wieder in Zweifel stellt. Diese Verwirrung kann aber einem Schriftsteller nicht gleichgültig sein. Welcher, der Weib und Kind hat, wird es wagen, drukken zu lassen: „Der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite sie" — wenn er befürchten muß, daß ihm seine gute Gesinnung vergiftet werden könne, indem der Rezensent oder der Redakteur ein arsenikalisches Ausrufungszeichen in den Satz bringt? Kann der Redakteur seine Verwunderung oder seinen Zweifel nicht unterdrücken, so bringe er seine Hieroglyphen in das Unterhaus der Noten, wo sie als Oppo-

sition hingehören. Er darf also nicht schreiben: „Der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite(!) sie“, sondern er muß drucken lassen: „Der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite[1] sie.“

„Ohe jam satis est!“ ... ich sage das nicht; bewahre der Himmel, denn ich bin noch nicht fertig. Und wäre ich fertig, würde ich dieses auf eine feinere Art zu verstehen geben, nämlich, indem ich aufhörte. Es gibt aber Rezensenten, die, wenn sie nichts mehr zu sagen wissen oder müde sind oder kein Papier mehr haben, ausrufen: *„Ohe jam satis est!“* oder *„Eheu jam satis est!“* Aber *ohe* und *eheu* und alle solche Interjektionen (oder Empfindungslaute, wie man sie während des Befreiungskriegs in den deutschen Frauenvereinen nannte) sind sehr, sehr häßlich. Es liegt eine Verachtung darin, die auch der schlechteste Schriftsteller nicht verdient. Man soll zwar einen schlechten Schriftsteller nicht schonen, man soll ihn töten – sotaner Schaden ist nicht groß; aber man soll ihn hinrichten, nicht zerfetzen. Ein solcher gefühlloser Empfindungslaut ist auch das *sic*, das, obzwar eine Konjunktion, doch oft in Rezensionen als Interjektion gebraucht wird. Was heißt *sic*? Wer den großen Scheller bei der Hand hätte, worin alle Farbenabstufungen des *sic* stehen, der kann sich freilich erklären lassen, was der Rezensent in jedem einzelnen Falle unter *sic* verstand; wer aber auf dem Rigi eine deutsche Renzension liest, wie soll der sich helfen? das *sic* ist oft rätselhaft. Also keine *sic's*, sondern frei heraus mit der Sprache, wie es einem deutschen Manne geziemt. Man kann wohl lateinisch beten, denn der liebe Gott versteht alle Sprachen; aber lateinisch kritisieren soll man nicht.

Endlich sind auch die kritischen Mottos zu rügen, die sibyllenartig in Versen ihre Meinung sagen. Es gibt näm-

1 (!) *Anmerkung des Redakteurs.*

lich deutsche Tageblätter, die jeden Tag mit einem andern Motto erscheinen. Das Motto ist gleichsam die Aurora, die jeden Morgen und das Blatt verkündet, das der Morgen bringt. Die eigentliche Bestimmung dieser Mottos ist, mit den Aufsätzen, welche zuoberst im Blatte stehen, in Verbindung zu treten. Sie müssen also im Geiste dieser Aufsätze gewählt sein. Die Redaktionen aber vergessen dieses oft und erlauben sich in den Mottos Aufsätze zu kritisieren. Dieses mag lobend oder tadelnd geschehen, so ist es immer zu rügen. Das Motto soll nicht wie ein Portier sein, der den Eintretenden grob oder artig behandelt, je nachdem er bei dem Hausherrn mehr oder weniger beliebt ist. Der Redakteur darf seine Finger nicht zwischen den Baum und die Rinde stecken, das heißt: er darf sich nicht zwischen den Leser und den Mitarbeiter stellen. Freilich kann der Fall eintreten, daß die Redaktion mit den Ansichten eines ihrer verehrten Mitarbeiter nicht einverstanden ist; aber darum darf sie sich an dem verehrten Mitarbeiter nicht reiben, sie darf ihn nicht als Probierstein benutzen, die Goldhaltigkeit ihrer eignen Gesinnung darzutun; sie hat andere Gelegenheiten genug, ihre 24 Karate zu beweisen. Gibt es denn etwas Komischeres, als wenn das Motto gerade das Gegenteil sagt als der Aufsatz, zu dem es gehört – wenn es gleichsam vorausläuft und den Lesern zuruft: dahinten kömmt ein Herr, der will euch etwas erzählen, glaubt ihm nicht, er lügt! So habe ich neulich in einem solchen Blatte einen Aufsatz gelesen, dessen Verfasser sich die undankbare Mühe gab, den Deutschen über ihren lächerlichen Judenhaß etwas die Wahrheit zu sagen. Das Motto zu jenem Aufsatze lautete (in Versen) ungefähr: „Vernichtung nur ist euer Los. Frieden ist euch hienieden nicht beschieden." Wäre ich der Verfasser jenes Aufsatzes, hätte ich der Redaktion gesagt: „Mit diesem Motto bin ich gar nicht zufrieden, und von nun an sind wir ge-

schieden. Ein gewissenhaftes Motto darf kein Gewissen haben; es muß heute demokratisch, morgen aristokratisch gesinnt sein. Ein weltkluges Motto muß sich zum Motto wählen: ‚Vive le roi! Vive la ligue!'"

22.

Ankündigung der Zeitschwingen

(Juli 1819)

Der Herr Verleger dieser Blätter, ein erfahrner Mann, lachte sehr, da ich traurig und besorgt wegen der versprochenen Ankündigung der *Zeitschwingen*, die voller Anpreisungen ihrer künftigen guten Eigenschaften sein mußte, vor ihm erschien. „Weiß es nicht jedermann", sagte ich, „daß Oliven und Zeitungen nur beim anfänglichen Drucke reines Jungfernöl geben, nachher aber schmieriges? So wahr es auch ist, daß diese Blätter einem dringenden Bedürfnisse unserer Zeit abhelfen und ein großes Loch in der Literatur ausfüllen werden, wer glaubt es mir, wenn ich es versichere?" Jener aber meinte, die Deutschen wären es noch lange nicht müde, an Versprechungen zu glauben, und sie hätten dafür schon Werteres hingegeben als einige Gulden. Ich solle darum ganz kühn versichern, die Zeitschwingen würden sich über alles verbreiten, was nur Himmel und Erde bewahren; Politik, Literatur und Kunst würden auf das Anmutigste abgehandelt und alles auf das Gründlichste besprochen werden. Auch wären mit allen Hauptörtern Europas Korrespondenzen eingeleitet, und der neuesten und gewissesten Nachrichten könnten die Leser versichert sein.

Auch ist es vertragsmäßig festgesetzt, daß ich mich selbst loben soll. Mir fällt dieses leichter als jedem andern. Ich tue es hiermit. Nimmt man nicht allgemein an, daß derjenige nicht ohne Tugenden sein könne, der seine Feh-

ler offen eingesteht? Einige meiner schriftstellerischen Fehler, denke ich darum, werden mich empfehlen, wenn ich sie bekenne.
Sechs Monate lang habe ich die sogenannte *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* (man sieht, daß es der deutschen Sprache an keiner Art Biegsamkeit fehlt und ich davon Gebrauch zu machen verstehe) teils geschrieben, teils abgeschrieben. Aber vor vierzehn Tagen wurde mir unerwartet von Staatswegen auf die Finger geschlagen und mir die Fortsetzung jenes Blattes untersagt. Nämlich nicht die Zeitung, sondern ich wurde unterdrückt. Diese wohlverdiente Strafe ward mir auferlegt *erstens:* weil ich mich als einen geschmacklosen Übersetzer aus dem Französischen gezeigt, und *zweitens:* weil ich dem „*gemeinen Wesen*" jener freien Stadt nicht hinreichend gehuldigt. Die Leser der Zeitschwingen können also leicht denken, daß ich durch diesen Vorfall zugleich gewitzigt und vom Witze abgeschreckt, mich künftig eines mäßigen, bescheidenen und ehrsamen Tones befleißigen werde. Mit dem „*gemeinen Wesen*" des deutschen Vaterlandes werde ich mich unaufhörlich beschäftigen und mich dem Vorbilde eines frommen, polizeiergebenen Bürgers immer mehr und mehr zu nähern suchen. Ich will zwischen freisinnigen und knechtischen, zwischen herrschaftlichen und untertänigen Meinungen die friedliche Mitte halten und mich nur zu mediatisierten Ansichten bekennen. Zu *mediatisierten?* Dieses Verhältnis, wird mancher sagen, gibt mir immer noch mehr Freiheiten, als gut ist. Ich sage es selbst.
Ich werde mich einigem Spaße ergeben, ob ich zwar recht gut weiß, daß die Deutschen keinen Spaß verstehen. Ich habe auf meiner kurzen literarischen Laufbahn merkwürdige Erfahrungen darüber gemacht. Wie manche Ironie hatte ich fein zugespitzt; wie werden diese lachen, wie jene sich ärgern, dachte ich. Aber was geschah? Jene lach-

ten nicht, und diese ärgerten sich nicht; und hatte ich behauptet: zweimal zwei sei fünf, so schalten mich die Klugen einen Dummkopf, und die Dummköpfe triumphierten, ihre eigene Meinung so verbreitet zu finden. Die *Zeitschwingen* führten bis jetzt auch noch den Beinamen: *des deutschen Volkes fliegende Blätter*. Dieses Spottnamens geschieht künftig keine Erwähnung. Was wäre denn am deutschen Volke, das flöge? Es war niemals flügge, aber heftige Stürmen hatten es einige Minuten in die Höhe geworfen. Die wenigen fliegenden Blätter, die es noch besitzt, werden täglich enger zusammengeheftet. Die schöne schweinslederne Zeit der Foliobände kehrt mit starken Schritten zurück. Ein großer Gelehrter studierte seine ganze Lebenszeit, mit dem Bauche auf der Erde liegend. Ein anderer sagte seinem Diener, der ihm zu melden kam, daß das Haus über seinem Kopfe brenne, kalt und zerstreut: „Geh' Er zu meiner Frau! Ich bekümmere mich nicht um die Wirtschaft." Der denkende Teil des deutschen Volkes wird sich bald wieder dem Studieren ergeben – auf dem Bauche liegt er schon; und wenn ihn Rauch und Flamme und Krieg umgibt, wenn die emsigen Spritzen ihm den warmen Kopf waschen, wenn Seelenhandelsverträge geschlossen und die deutschen Schafe an England verkauft werden, um sie abwechselnd zu scheren und einzuwollen – sagt er ganz gelassen: „Was geht's mich an? Ich bekümmere mich nicht um Wirtschaftsangelegenheiten; das ist die Sache meiner Regierung." Darum fort mit *fliegenden Blättern!*

Gruß den Lesern!

Die großen Herren lieben es sehr, daß wir kleinen Knechte erhabene Betrachtungen anstellen und ihnen die niedrige Handarbeit überlassen; daß wir hoch über den Wolken den Lauf der Sterne berechnen und uns um

den Lauf der irdischen Dinge nicht bekümmern, daß wir algebraische Aufgaben lösen, während sie den geldbaren Vorteil einstreichen. Weil sie es wünschen, kann es nichts Gutes sein. Wie so viele wohldenkende und verständige Menschen lassen sich hierin zum besten haben. Die Gewaltigen im Lande donnern ihnen seit dreißig Jahren zu, sie möchten sich nicht mit Theorien abgeben, die in der Wirklichkeit keine Anwendung verstatteten, und unsere lieben Gelehrten werden darauf warm, verteidigen ihre Grundsätze und verwickeln sich um so enger in das Netz, das man über sie hergeworfen. Jene wollen es nicht anders, als daß wir hierin ihnen nicht gehorchen. Unterdessen gehen die Dinge ihren alten Gang. Sokrates wurde gepriesen, weil er die Philosophie vom Himmel herabgeholt, und so ward er ein Lehrer der Menschheit. Wenn wir beglücken wollen, müssen wir die Politik aus den Wolken erdwärts ziehen. Kein Hungriger wird gestillt mit einer Abhandlung über die freie Kornausfuhr, kein Kranker geheilt mit einem Handbuche der Therapie, keine Bürgerfreiheit durch Montesquieus geschaffen. Saatkorn für die Nachwelt, Brot für die Zeitgenossen. Nur der gute *Heinrich* konnte sich ohne Schwärmerei dem schönen Traume von einer europäischen Republik und einem ewigen Frieden hingeben, weil er den schönern hatte von dem sonntäglichen Huhne im Topfe.
Über Grundsätze läßt sich hadern, über Erfahrungen nicht. Den Verstand kann man betören, aber nicht die Sinne. Gegen ein System der Meteorologie läßt sich streiten, aber nicht gegen das Gefühl der Haut, wenn sie Kälte oder Wärme, Nässe und Trockenheit der Luft empfindet. Wollen wir Menschenglück verbreiten, dann müssen wir mehr des Lebens Erscheinungen als dessen Regel besprechen. Erst an toten Körpern wird der Bau der Lebenden erkannt. Laßt uns der *atmenden* Brust Erleichterung geben!

Darum soll man *(ich werde es)* öfterer des Volkes Entbehrungen besprechen als seine Rechte, wärmer die Staatsverwaltungen als die Staatsverfassungen, mehr die täglichen Erscheinungen des Bürgerlebens, wie sie im häuslichen Kreise und auf dem Markte sich zeigen, als die Grundsätze der Gesetzgebungen und die großen politischen Verhältnisse.

Wie im Familienleben, wie in der stündlichen Not oder Lust des Menschen eine vollkommene oder fehlerhafte Regierung sich ausspreche; dieses setze ich mir vor, an einzelnen Wahrnehmungen so aufzuzeigen, daß es dem Verstande eines jeden faßlich werde. Das deutsche Volk hat noch zuwenig politische Aufklärung. Es kennt den Zusammenhang nicht zwischen einer repräsentativen Verfassung und seinem Magen. Es sieht die Gefahren einer Gewitterwolke nicht eher ein, bis der Blitz das Haus getroffen, und begreift die Wohltätigkeit eines befruchtenden Regens nicht früher, als bis es das in dem hundertsten Folgegliede entstandene Butterbrot in den Mund steckt. Man muß es von seinen sinnlichen Wahrnehmungen zu den obersten Grundsätzen hinaufleiten; der umgekehrte Weg führt zur Verwirrung, welche die Schlechten benutzen.

Und da auch ich, wie ich es schmerzlich fühle, noch in der Zwitterzeit erzogen bin, wo die Wissenschaft sich vom Leben schied und man eine doppelte Sprache für beide Welten erlernte und gebrauchte; da man in Büchern anders redete als mit dem Munde, so werde ich mich jener soviel als ausführbar enthalten. Ich will lieber nützen als gespriesen werden; Trost gibt der Himmel, von dem Menschen erwartet man Beistand.

*Ich habe geglaubt, dieses wenige sagen zu müssen, damit nicht der Herr Verleger, welcher aufpaßt, und die neuen Leser der Zeitschwingen den Kopf schütteln, wenn sie sehen, daß ich nicht mit etwas Wichtigem auftrete, mit

einer Übersicht der europäischen Verhältnisse, mit einer Betrachtung, ob zwei Kammern besser seien als die Hälfte davon, oder eine besser als gar keine: sondern nur mit folgendem:*

22a.

Über die Nachteile der Schulversäumnisse

Einladungsschrift zu der öffentlichen Prüfung der Musterschule, von *Dr. Seel,* Direktor und Oberlehrer der Musterschule Frankfurt am Main, 1819

[1819]

Europa hätte nichts Ausführliches davon erfahren ohne mich. Eine kleine Schrift von nur vierundzwanzig Seiten, aber voll Inhalt. Ich habe sie zweimal gelesen. Das erstemal lachte ich, und ich mache kein Geheimnis daraus, ich nahm mir vor, mich darüber lustig zu machen; das andere Mal aber lachte ich nicht; denn ich sah wieder eine Faser von des Lebensbaumes kranker Wurzel. Ich will Scherz und Ernst mit meinen Lesern redlich teilen.
Man kann nicht wissen, ob schon Adams Kinder in die Schule gegangen sind; aber wenn sie es taten, so kann man wissen, daß sie es ungern taten. Wir oberflächlichen Menschen, welche seit Jahrtausenden diese Erscheinung wahrnahmen, begnügten uns mit der Erklärung: das läge in der Natur des Kindes, und dagegen sei keine Hülfe möglich. Ich selbst habe erst vor einigen Tagen die schmerzliche Entdeckung gemacht, daß die diesjährige Wohlfeilheit der Kirschen der Frankfurter Jugend sehr schade, indem sie auf dem Wege zur Schule für ihre wenigen Kreuzer sehr viel Obst essen kann und hierüber auf der Straße kostbare Zeit verliert. Ich wollte den Vorschlag machen, von Polizei wegen für die Schulkinder eine hohe Taxe der Kirschen zu setzen, damit sie solche mit ihrem kleinen Vermögen nicht erstehen könnten.

Herr Direktor Seel behandelt den Gegenstand von einer ganz neuen Seite mit ungemeiner Gründlichkeit und Menschenkenntnis. Im allgemeinen, sagte er, müsse man sich mehr darüber wundern, daß die Schulen noch so viel, als daß sie so wenig wirken. Wir wollen diese Behauptung hingehen lassen und durch keinen Widerspruch der Bescheidenheit des Verfassers, der selbst Schullehrer ist, zu nahe treten. Er teilt die Hindernisse, welche der Wirksamkeit der Schule entgegenstehen, in zwei Regimenter ein, in das *unvermeidliche* und das *vermeidliche*. Das unvermeidliche Regiment zerfällt in drei Bataillone, wovon das erste in dem Kinde haust, das zweite bei dem Lehrer liegt und das dritte in die elterliche Wohnung einquartiert ist. Das Kinderbataillon besteht aus folgenden Kompagnien Laster. 1. *Trägheit*, nicht das wohlbekannte deutsche Übel, sondern eine lateinische Krankheit, *vis inertiae* genannt. (Die drei übrigen übergehe ich.) Die Laster des Lehrerbataillons zählten: Beschränktheit des Verstandes (nicht die der Lehrer, sondern des menschlichen überhaupt), unvollkommene Einsicht (nicht die des Lehrers, sondern aller menschlichen). „Man denke nur", sagt der Verfasser, „ der Lehrer ist ein Mensch (nicht immer) und das Objekt seiner *Lehrtätigkeit* (Harmonikaklänge) ein Geist! – Und: unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk!" – Das elterliche Sündenbataillon ist aus Mangel an Einklang mit der Schule (oft die einzige Rettung für das arme Kind) und aus vielen andern Unvollkommenheiten, welche bald von den Eltern, bald von den Geschwistern, bald von den Knechten und Mägden ausgehen, zusammengesetzt. „Diese Dinge alle vereinigt", sagt der Verfasser, „sind die unvermeidlichen Übel, welche das gute Werk der Schule zerstören. Nun gibt es aber auch unvermeidliche Hindernisse, an deren Spitze die *Schulversäumnisse* stehen."

Herr *Dr. Seel* bittet nun die Eltern der Musterkinder, letztere zum fleißigeren Schulbesuch anzuhalten. Er *bittet* sie, „aber freilich mit dem Zusatze", sagt der Verfasser, „zu dessen Anfügung ich von *höherer* Behörde beauftragt worden bin, daß, wenn diese Bitte den Erfolg nicht haben sollte, den ich mir davon verspreche, wir zu Anwendung von — *den Eltern vielleicht unangenehmen und empfindlichen* — Mitteln schreiten müssen." Bei dieser Stelle muß ich verweilen, da sie etwas Gefährliches für die Rechte der persönlichen Freiheit zu enthalten scheint.

Bei der jetzigen Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, wo sich der Staat um die Kindererziehung nicht bekümmert (denn öffentliche Schulen sind nicht mehr als Marktanstalten, welche die Regierung mit Nahrungsmitteln für den Geist versehen läßt, damit jeder für sein Geld, soviel er für die Seinigen bedarf, dort finden möge), gibt es keine Zwangsmittel für Eltern, die dumm, leichtsinnig oder pflichtvergessen genug wären, den Unterricht ihrer Kinder zu vernachlässigen. Was könnten also das für unangenehme und empfindliche Mittel sein, auf welche Herr Direktor Seel anspielt? Da er von Aufträgen einer höheren Behörde spricht, so ist zwar nicht zu bezweifeln, daß ihm, um die Kinder von Schulversäumnissen und die Eltern von deren Verstattung abzuhalten, nur solche Verwaltungsbefugnisse eingeräumt worden sind, die innerhalb der Schranken der Gesetze liegen. Aber warum nennt Herr Dr. Seel seine unangenehmen Mittel nicht, und wie kann er je sich zu deren Anwendung berechtigt fühlen, solange er sie nicht bestimmt angedroht hat? Dem Herrn Dr. Seel sollte es nicht unbekannt sein, daß nach dem Geiste der jetzigen Regierungskunst kein Strafgesetz Gültigkeit hat, wenn die darin auf ein Vergehen gesetzte Buße nicht in Größe und Beschaffenheit bestimmt ausgedrückt ist. Der früher in manchen deutschen Staaten bestandene Mißbrauch,

wo sich die Regierungen zu sagen erlaubten: dieses und jenes zu tun sei verboten, und solle der Übertreter *„nach Befinden angemessen"* bestraft werden, um sich hierdurch die schöne breite Willkür vom Galgen bis zu dreißig Kreuzern hinab zu verwahren, findet nirgends mehr statt. Ich fordere daher Herrn Dr. Seel auf, und die Eltern der Musterkinder tun dieses gewiß auch in ihrem Sinne, sich gefällig darüber zu äußern, worin jene empfindlichen Mittel bestehen.

Eine herrliche, ganz nach der Natur getroffene Schilderung gibt der Herr Verfasser (Seite 7 und 8) von den Tücken, welche die Kinderchen anwenden, um ihre Eltern zu bewegen, daß sie ihnen den Besuch der Schule erlassen. Es wird keinen gereuen, diese malerische Stelle selbst nachgelesen zu haben.

„Die Eltern", fährt der Herr Verfasser fort, „bringen gewöhnlich nur den negativen Schaden (*lucrum cessans* in der gerichtlichen Sprache genannt) der Schulversäumnisse in Anschlag; den positiven Schaden aber (*damnum emergens*) rechnen sie nicht." Grade dieser aber sei die Hauptsache. Schulversäumnisse nämlich zerstören bei dem Kinde die so notwendige *Achtung* vor der Schule. Warum? Deswegen: „Man urteile nur einmal selbst: wenn die Schule zuweilen mit einem Spaziergange, mit einem Besuche, einem häuslichen Vergnügen, mit der Teilnahme an einer Mahlzeit in Kollision kömmt und die Schule ohne weiteres zum Zurückstehen verurteilt werde ...!" Diese Achtung sei das nötigste. „Wir Menschen alle, wir großen sowohl (es ist von körperlicher Größe die Rede) als die kleinen, bedürfen beständig, um uns immer mehr zu erheben (den Trieb, sich zu *erheben,* zeigt der Verfasser stark), etwas, das wir hoch über uns erblicken, zu dem wir mit ehrfurchtsvoller Scheu und Achtung emporsehen." Die Kinder also sollten die Schule *scheuen;* (aber das tun sie ja auch!).

„Daher“ – es ist wundervoll, wie der geistreiche Verfasser ohne Brücke zu diesem Satze kommen konnte – „will es Gottes Wort und Gottes Gesetz, daß der Mensch alle Obrigkeit, Gesetz und weltliche Ordnung *ehren* soll . . . Und wenn wir es einmal dahin gebracht haben werden, daß jeder Zeitungsschreiber und Tagblättler die Obrigkeit bekritteln, meistern und schmähen darf; so sind wir ebenso gut dran, als hätten wir *keine* Obrigkeit, denn sie ist ja alsdann nicht mehr *Obrigkeit.*“ Wenn ich des Herrn Schuldirektors grammatikalischen Witz richtig aufgefaßt habe, so heißt ihm *Obrigkeit,* was über alles ist, also auch über das Urteil. Er gestatte mir, ihn hierüber zu belehren. Höher als die Obrigkeit steht das Gesetz. Ehrfurcht dem Gesetz und Achtung den Vollstreckern desselben! Wo aber das Gesetz aufhört: und wo die Willkür beginnt, da hört auch, zwar nicht der jeder Obrigkeit schuldige Gehorsam, aber die von ihr geforderte Achtung auf, und man wird alsdann nicht bloß berechtigt, sondern sogar verpflichtet, ihre Schritte zu beurteilen. Wenn die Folgerung des Verfassers wahr wäre, dann müßten Frankreich, England, Bayern und Württemberg ohne Obrigkeit sein, da dort täglich geschieht, was er Bekritteln der Obrigkeit nennt.

Also wie die Obrigkeit, so solle man auch die Eltern und Gott *scheuen* und *fürchten.* Der Liebe ist der Verfasser abhold, vielleicht sie auch ihm. *Furcht* ist ihm die Lenkerin der bürgerlichen Ordnung und jeder Pflicht, und da es sich von dem Herrn Muster-Schuldirektor wie von jedem braven Manne erwarten läßt, daß er die Regeln, die er gibt, selbst befolgt, so darf man annehmen, daß er sich gewaltig *fürchtet.*

Wenn Herr Dr. Seel durch diese Abhandlung hat zeigen wollen, warum die Kinder die Schule, deren Direktor er ist, so gern und oft versäumen, so muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die Wurzel

des Übels völlig aufgedeckt hat; sie ist ganz handgreiflich geworden.
Aber ihr armen geschreckten Kinder, weinet nicht! Die Natur ist stärker als die Unvernunft der Menschen. Und was die Toren und was die herrschsüchtigen Knechte auch immer sagen und tun mögen — euch bleibt ewig ein Mutterschoß, wohin ihr vor ihren Schmähungen und ihren Mißhandlungen flüchtet

23.

Das Testament der Zeitschwingen

(September 1819)

Ein vorsichtiger Zeitungsschreiber denkt jetzt schon auf gute Surrogate, womit er seinen Lesern den Morgentee versüßen könnte, wenn etwa eine Kontinental-Gedankensperrre dem üblichen Zucker den Eingang verwehren sollte. Er legt sich auf solide Wissenschaften. Er treibt Astronomie, mit Ausschließung der Kometen, weil diese Krieg und Not bringen; Geographie, mit Ausschluß der Kurörter, weil dort die Kongresse gehalten werden; Algebra, doch ohne plus und minus, da dieses zum Finanzwesen gehört; Psychologie ohne Hofseelen-Lehre; Theologie mit Weglassung der Heiligen Allianz; Ökonomie, aber nur privathäusliche; Jurisprudenz, ausschließlich das gerichtliche Verfahren, welches die Obliegenheit der Beamten ist; Philosophie ohne Einschränkung; die nützliche Lehre von der Keilschrift, den Kegelschnitten und den Wurzelwörtern der deutschen Sprache; Mechanik, Optik, Ethik, Rhetorik, Mathematik, Makrobiotik, Dynamik, Statik, alle *Ike,* nur keine *Politik,* weil diese allein der Regierung zukömmt. Sobald jener Zustand der Dinge eintritt, werden die Zeitschwingen ihre Flügel sinken lassen und den Namen *Runkelrüben-*

blätter annehmen, welches ich jetzt schon verkündige, um alle Kollisionen zu vermeiden; denn ich glaube, dieser Titel ist ungemein buchhändlerisch und zieht stark.
Der Mensch muß klug sein und sich lieber in die Zeiten als in ein Gefängnis schicken. Es ist freilich eine betrübte Wahl. Erst gestern sagte ich mit tränenden Augen: „Ich wollte, ich wäre in meinem 79. Jahre am 6. Mai 1786 sanft gestorben, statt daß ich an diesem Tage erst geboren bin. Vielleicht wäre ich Reichskammergerichtskopist geworden und hätte ein seliges Ende genommen. Auch würde ich im Angedenken der Nachwelt viel länger gelebt haben, als ich jetzt hoffen darf. Ist es zu bezweifeln? Hätten nicht erst meine Urenkel den Urtels-Exekutions-Gipfel der ägyptischen Prozeß-Pyramide gebaut, zu der ich hundert Jahre früher mit dem Libellabschreiben den Grund gelegt, und hätten daher nicht vier Menschengeschlechter meine Schriften gelesen, statt daß jetzt selten mehr als vier Menschen sie lesen, nämlich ich, der Setzer, der Drucker und Korrektor?
Der Mensch soll bescheiden sein, aber die Sache ist schwer. Gebt uns ein Mittel fromm zu werden, und wir greifen mit beiden Händen darnach. Es ist zu spät, die Verführung ist so groß als die Liederlichkeit; wohin man seine Blicke wendet, ist man von Kupplerinnen und lockenden Schönen umgeben. Wir haben vom Baume des Erkenntnisses gekostet und Gutes vom Bösen zu unterscheiden gelernt. Warum habt ihr den Cherub mit dem flammenden Schwerte nicht früher vor euren Garten gestellt? Warum habt ihr uns in Versuchung geführt? Was ihr jetzt tut, ist alles vergebens; ihr mögt es versuchen – gelingt es euch, so seid ihr gerechtfertigt.
Strenge Aufsicht, Zensur, gemeinschaftliche Maßregeln! Und ich sollte nicht lachen? Da liegt der *Moniteur* vor mir, diese Riesenblätter, dieses Buch der Könige von den neunziger Jahren, auch von der napoleonischen

Zeit, auch von den Kosaken in Paris. Ein Buchhändler hat mir neulich einen großen Haufen davon geschenkt – und so was *verschenkt* man! Fürsten sollten ihn um Millionen kaufen, und für diese einzige Ausgabe mag geschehen, daß sie auch ohne Bewilligung der Stände gemacht werde. Ich lese darin selten; denn es ergreift mich zu sehr, mich, der ich doch kein Volk zu beglücken und keine Krone zu verlieren habe. Ich weine für euch, nicht für mich, denn auch um mein Zeitungsrecht ist mir nicht bange. Auch ich bin ein vorsichtiger Runkelrübenmann, der sich auf surrogierende solide Wissenschaften legt, wie ihr gleich sehen werdet. Mit der *Psychologie* beginne ich, eine angenehme Wissenschaft. Sie heißt auf deutsch *Seelenlehre*, ist unschädlich und zensurfrei; denn der Minister kann dabei gar nicht gedacht werden.

Unsre arme Seele.

Was sie leidet, wie sie gemartert wird in ihrem Hause, bis sie ausgeht, das ist gar nicht zu beschreiben. Keine unglücklichere, zänkerischere, feindlichere Ehe gibt es, als die zwischen dem Körper und der Seele, und sie ist unauflöslich! Keine Gemeinschaft der Güter, nur die der Übel ist zwischen ihnen. Bald muß die eine büßen, was der andere verschuldet, bald wird jener bestraft für das, was diese beging. Wasser in einem Gefäß, aber unausgießbar, das, wenn es trübe und schlecht geworden, man nur verschütten kann durch Zerschlagen des Gefäßes – das ist die Seele. Ein Henkerschwert zerschlägt den guten Topf verdorbenen Inhalts, und geordnetes Unrecht ist unsere Gerechtigkeit! Schwäche der Menschennatur – es ist nicht zu ändern; nur sollte man wissen, was man tut. Tod dem Verbrecher, aber keine Lästerung.
Ist es so recht? Ein anderes Mal mehr davon, und pfui Politik!

23a.

Der Herausgeber an seine Leser

[9. Oktober 1819]

*Von heute an erscheinen die Zeitschwingen *unter* Zensur. Wo die Freiheit allen verloren ging, da gewährt die Gleichheit Trost. Das haben wir schon unter Napoleon erfahren. Laßt uns die Weisheit der Vorsehung bewundern! Um unsre herumirrenden, sich oft feindlich begegnenden Wünsche zur Ruhe und Eintracht zu bringen, gab sie uns gemeinschaftliche Trauer. –
Meine Leser dürfen es mir glauben – einer Stimme, die oft genug gezeigt hat, daß sie so weit von Schmeichelei als von Furcht abstehe – wenn ich sie versichere, daß die von der Großherzoglich Hessischen Regierung wegen der Zensur der Zeitschwingen erlassene Weisung in den Ausdrücken der *möglichsten* Schonung abgefaßt ist.
Die Worte, womit Schillers *Braut von Messina* beginnt, könnten ihr zur Überschrift dienen. Das Urteil über *inländische* Angelegenheiten ist mir freigegeben. In der Wahl zwischen *Verurteilung* und *Beurteilung* werden gewiß mehrere deutsche Staaten die letztere vorziehen.
Lebt wohl, Leser, auf Wiedersehen!*

24.

Denkrede auf Jean Paul

Vorgetragen im Museum zu Frankfurt,
am 2. Dezember 1825

Ein Stern ist untergegangen, und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von

dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgendeine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. *Wir* hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft und Milde und Glauben und heitern Scherz und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie alle, die ihm untertan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern und der blutleere Höflinge erröten macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur – er ist dahingeschieden, und unsere Andacht hat keinen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die andern, die ihn nicht verloren. Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirtliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geschmacks, in den Palast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Herde

waltet und der heiße beißende Wirt mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Palästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leier an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltenen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unsers Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freude nachtönt und alle unsere Schmerzen Minute nach Minute von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Türme, Tempel und Paläste, in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das ver-

schmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm *alle* Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur *eine* Saite noch auf seiner kümmerlichen Leier, hat die Feiertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal aneinanderlegt und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme und über gefrorne Bäche dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu teilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust auf den Wonneinseln des Lago Maggiore; aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haß suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichtums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes all den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort besprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes, und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den roten Abend-

wolken unsrer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran und sagt dir leise und lächelnd: „Ich kenne dich!“ Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindlich scheinen für die Teilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!“ Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinest, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgendeine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie andere es getan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtoten Funken und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgetan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: „Ich liebe dich“. Zünftig und bescheiden, wie er war, sagte er: „Wir lieben dich, Mädchen!“ Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte das jedem Deutschen so grause Wort *Ich* auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß jeder sein eigner Gesetzgeber sei, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher toten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge oder mit einer schweren, es auch spreche, und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpental oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrtümer oder einen kleinen Wunsch oder ihnen alles, alles nehmen!" Er hat den Eid geschworen, und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem einen schenkt, was er dem andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nicht getan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich-heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken – dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit sein und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn

fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war keiner frech genug. Trat der Riese Hochmut ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Äcker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichtchen verlocken in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herabzuholen. Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christentum – beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des toten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Tiere in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war

ein olympisches Spiel, wo jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Toten wollen wir seiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freimütig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe – sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgendein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergißt über das Mahl den Wirt, der herzlose Kunstfreund den Künstler über sein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohltat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohltat vergißt, sich nur des Wohltäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle ge-

münztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brotfrucht und Äcker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichtum hat manches Urteil arm gemacht. Fülle hat man Überladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß als andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrtum verschuldet? Wenn große Reichtümer durch viele Geschlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks geezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt – der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, teilt unbesonnen mit vollen Händen aus und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gutgelaunt sein Füllhorn um und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Wert.

So war Jean Paul! – Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist

sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht ihr seine Hoffnungen? Im Kampanertale findet ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es getan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimat; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint und geliebt und geduldet wie er.

25.

Fastenpredigt über die Eifersucht[1]

[1818]

Das *Scharlachfieber* füllt im Konversationslexikon mehr als sechs Seiten an, die Eifersucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältnis! Jenes Übel, das nur die

1 *Seit ich die europäischen Angelegenheiten nicht mehr zu leiten habe, kommen mir die rührendsten Gedanken in den Sinn und von dort durch das Herz in die Feder. Glücklich der Journalist, der vorsichtig war und in seiner Jugend etwas weniges geliebt hat; das kömmt ihm jetzt zustatten. Ich denke, von heute dem 4. Juli an mit meinem Vorrate noch vier Jahre, zwei Monate und sechzehn Tage auszureichen. Die Leser mögen nicht murren über solche Fastenspeisen. Seht doch nur unsere Bühne, die liebe, gute alte Frau, sie genießt das ganze Jahr nichts anderes als Milch-, Mehl- und Eierspeisen und bleibt fröhlich und gesund dabei. Die hundert üppigen Schüsseln, woraus die andern Bühnen schwelgen, bleiben von ihrem Tische entfernt. Aus dem großen Kochbuche der Psychologie mit seinen überwürzten heißen Lei-

Oberfläche des menschlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung und den sanften Kindertod, wenn die Natur unversöhnlich ist. Die Eifersucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, versengt, vergiftet, sie grausam verfolgt und die geängstigte flüchtige Empfindung aus dem verborgensten, dunkelsten Winkel hervorholt, sucht vergebens Trost und Beistand, sie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod und selbst der eigene Wunsch, zu genesen, bleibt ihr versagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet und es dem feuchten Menschen eingehaucht, ward an einen Felsen geschmiedet, wo ein schrecklicher Geier an seinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe ist jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen mißgönnen, und die Eifersucht ist der fressende Geier, der den Diebstahl furchtbar rächt.

Die Eifersucht der Männer muß von der Eifersucht der Frauen gesondert werden, sie haben eine gemeinschaftliche Quelle, aber ihr Lauf und, um das Bild zu vollenden, die Ufer, die sie bespülen, sind so unendlich verschieden, als es ihr Ausfluß ist, wenn sie diesen erreichen

denschaften, Tugenden und Schwächen benutzt sie nur die *Eifersucht* für ihre Küche und weiß sie alle Tage auf eine neue schmackhafte Art zuzubereiten. Heute wird sie beschämt, morgen bestraft, übermorgen verziehen, am vierten Tage gerechtfertigt, am fünften geheilt. So wird die Eßlust immer munter erhalten, so daß die eifersüchtige Frau uns die beschämte Eifersucht, diese das Geständnis und dieses den verbannten Amor nicht überdrüssig macht. Aber wenn die liebe Frau so lecker ist auf Eifersucht in allerlei Gestalten, warum nicht den Shakespeare, warum nicht den Othello? Ja, das kann ich mir freilich auch nicht erklären! Nur ein einziges schwarzes Gesicht erscheint auf unserer Bühne – das der *Mohrin* des genialen Ziegler.*

und sich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt seine Nebenbuhler nicht, das Weib verabscheut seine Nebenbuhlerinnen. Die Eifersucht des Mannes ist ein stürmisches Meer, das alles überschwemmt, alles, was fest an ihm ist, niederreißet und verschlingt, das alle seine Tiefen ausfüllt, alle Ströme seiner Empfindung aufnimmt und seinen Geist zerstört. Die Eifersucht des Weibes ist ein schmaler, reißender, tückischer Strom, der seine Tiefe verbirgt und an dem die stillen Ufer um so schärfer und höher hervorragen; sie erhöht seine Empfindungen und stärkt seinen Geist. Der eifersüchtige Mann ist ein zorniger Löwe; er ist edel, und nur der Hunger zwingt ihn, seine Beute zu zerreißen. Das eifersüchtige Weib ist eine erboste Schlange, sie ist eitel, und die Lüsternheit allein verführt sie zum Stechen. Die Erbitterung des eifersüchtigen Mannes ist gegen den geliebten Gegenstand gerichtet, und sie unterbricht seine Liebe; die des eifersüchtigen Weibes wendet sich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eifersucht macht den Mann dumm, lächerlich und setzt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes herab; das Weib macht sie geistreicher, liebenswürdiger, und sie steigert die Empfindung des Mannes. Die Eifersucht ist ein furchtbares, blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtsinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuschneiden; es verletzt oft damit selbst einen geliebten Mann, um sich an seinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann verschmäht dieses grausame Mittel, ob es zwar selten seinen Zweck verfehlte, würde es angewendet, die schlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, die verheimlichte zum Geständnisse zu bringen oder selbst die nicht bestehende zu schaffen.

Die Freude ist gleichförmig, weil sie den ganzen Menschen ausfüllt. Denn jede Lust, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens sie auch einkehrt, ist nur

der rohe Stoff, der wohl an der Eintrittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann sich weiterführt, um im menschlichen Herzen, dieser großen gemeinschaftlichen Werkstätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüsse, so verschieden auch ihre Bestandteile sind, werden, wenn sie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum ist die Freude so einfach und ohne Wechsel, und daher ist Entbehren die große Bedingung unseres Glückes, weil man das gesättigte Herz nüchtern machen muß, um seine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz ist tausendfältig; denn das auflösende Herz weist ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlassen, die er peinigt, und wird in jedem derselben besonders empfunden. Doch einen Schmerz gibt es, der mit der Freude die schreckliche Gemeinschaft hat, daß auch er den ganzen Menschen ausfüllt und ins Blut des Lebens verwandelt wird — es ist die Eifersucht. Wie Musik eine überirdische Lust ist und der Mensch, der sie empfindet, alle Freuden aller Welten genießt, so ist die Eifersucht ein unmenschlicher Schmerz, und die Brust, die sie erfüllt, fühlt die Leiden aller erschaffenen Dinge. Verschmähte Liebe ist Tod. Eifersucht ist mehr, sie ist die Furcht des Todes.

Frauen verstehen die Liebe der Männer nicht zu schätzen. Weil sie alles, worüber sie schalten können, dafür hingeben, glauben sie den vollen Preis bezahlt zu haben. Es ist ihre ewige Täuschung, daß ihre Liebe größer sei; denn sie wähnen zu geben, wenn sie empfangen. Das Weib lebt nur, wenn es liebt, es findet sich erst, wenn es sich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren, und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erst den Platz zu räumen. Aber die Seele des letztern ist voll und belebt, und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenstand seiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle seine Sinne, seine

Entwürfe, seine Hoffnungen. Seine Empfindungen sind Ströme, seine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat sein ganzes Eigentum in eine Hand gegeben, und wird nun seine Liebe verschmäht oder verraten, so findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er ist von allem entblößt. Wohin soll sich der Unglückliche wenden? Soll er seinen Schmerz in den Taumel der Sinne versenken – die grausamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Lande zu. Soll er sich im Tun des Geistes zerstreuen? Aber er hat auch den Geist der Geliebten geopfert. Er kann sich nicht betäuben, denn er hört nicht; er kann sich nicht verblenden, denn seine Augen sind geschlossen. Dem liebenden Jüngling ist die ganze Menschheit nur eine Sache. Die Welt ist ihm leblos und entvölkert, ihre Pulse stokken, wenn das Herz der Geliebten aufhört, für ihn zu schlagen.

Jedes Seelenleid hat seine warmen Tränen, die manche stechende Eiszacke der Empfindung wegschmelzen, nur die Eifersucht hat sie nicht, und das trockne, verkohlte Auge zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat seinen Schlummer, der ihn in Vergessenheit wiegt, nur der Eifersüchtige wacht immer, und kein schmeichelnder Traum gibt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leises körperliches Mißbehagen seinen Arzt und schon die üble Laune eines Freundes ihren Tröster, warum bleibt allein das furchtbarste aller Übel ohne Hülfe und Beschwichtigung? Warum findet der Eifersüchtige weder Arznei noch Teilnahme? Weil die Nähe eines Eifersüchtigen drohend und verderblich ist; wo er weilt, da hausen Schlangen unter den Rosen der geselligen Freude. Der liebende Mann hat sein ganzes Dasein auf das Herz eines Weibes gestützt; wankt und

bricht nun diese Säule unter ihm, dann stürzt er in den leeren Raum, und je bedeutender er ist, je mehr Tugenden er besitzt, je gewichtiger ist sein Fall, und je gefährlicher wird er jedem, dem er in seinem Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenschwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laster, ja eine schlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil diese nur ein Glied seines Wesens verderben und die Freundschaft oder die Achtung in seinen übriggebliebenen gesunden Teilen Ersatz für die erkrankten finden. Wer aber an der Eifersucht krank liegt, dessen ganze Natur ist zerrüttet, und gleich einem durchaus verdorbenen Schuldner kann er auch nicht den kleinsten Teil der gerechten Forderungen der Welt befriedigen. Wie kann *der* liebevolle Nachsicht fordern, der selbst Liebe für keinen hegt, weil er die ganze Summe seines Herzens einem einzigen Wesen hingegeben hat? Seine Seele ist eine Wasserwüste; vergebens schickt die Barmherzigkeit ihre Taube aus, sie bringt kein Ölblatt zurück, das die Rettung von irgend etwas Festem, Lebendigem bezeuge.

Eifersucht ist der einzige verlorene Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten stärken den Körper, Armut macht tätig und reich, Torheit macht weise, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerstört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenspeiender Berge blühen üppige Länder. Und gibt es Übel, die kein Gut begleitet, so sehen wir in der Erinnerung jeder überstandenen Not eine ähnliche Schwester der Freude. Aber die Eifersucht ist eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr ist das schreckliche Nichts. Sie macht nicht stark, nicht weise, sie bessert, sie reinigt nicht, sie erwirbt nicht fremde Liebe, sie befreit nicht von der eignen, und endet sie, so endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die Ruhe des Grabes.

Die Rückerinnerung dieser Qual, wie traurig ist sie! Der Leidende fühlt sich wie nach einem Schiffbruche auf dürren Meeresstrand geworfen; das Leben ist gerettet, aber das Fahrzeug, das alle seine Güter trug, haben die Wellen verschlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Warum ist das zarte, innigfühlende Weib, das einem Manne diesen furchtbaren Schmerz einflößt, so empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menschen, an dem Himmel und Erde zusammentreffen. Engel und Teufel vertragen sich in ihm wie sonst nirgends. Die sanfteste, edelmütigste Frau besitzt von der Hölle wenigstens ein volles Kohlenbecken, und es ist keine so ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieses in ihrem Herzen trüge. Wo ihre höchste Würde, da ist ihre niedrigste Gemeinheit nicht weit davon. Seht ihr ein königliches Weib auf goldenem Throne, so hat es einen Schemel von schlechtem Holze unter seinen Füßen. Man muß sie hassen, damit man sie ja nicht liebe, sie verachten, um sie nicht anzubeten, sie beherrschen, um nicht ihr Sklave zu werden. Die Liebe ist ihre Angel, die sie ernährt und ergötzt. Die großen Fische töten, mit den kleinen spielen sie. Es gibt nichts Lächerlicheres als ein verliebter Mann; ein Goldfischchen in einer gläsernen Wasserglocke ist ein erhabner Anblick dagegen. Liebe einzuflösen ist das unaufhörliche Bestreben der Weiber. Sie wünschen dem Monde ein Herz, um es auszufüllen. Aber gleich Helden suchen sie nur den Kampf und verschmähen die Beute. Nicht das Herz, das sich ihnen ergibt, das widerstehende achten sie. Darum hat der Eifersüchtige kein Mitleid zu erwarten; er ist *abgetan*. Der Gleichgültige beschäftigt alle ihre Sinne, Kräfte und Wünsche; sie haben keine Tränen für die Wunden, die sie schlugen, aber sie küssen die Hand, die *ihnen* Wunden schlägt. Man begießt und

wartet die Bäume nur, bis der Herbst gekommen, und Eifersucht ist die überreife Frucht der Liebe. Das entlaubte Herz wird gespalten, und die schönen Gärtnerinnen wärmen ihre Winterstuben mit dem Holze. Wollt ihr Liebe erwerben, verbergt die eure; wollt ihr euch gegen Eifersucht schützen, erregt sie. Macht es wie die Wanderer im heißen Afrika. Wenn sie reißenden Tieren begegnen, werfen sie sich zur Erde, halten den Schlag ihres Herzens zurück; die Tiger kommen herbei, belecken den Scheintoten und gehen, ohne ihn zu verletzen, vorüber. Liebende Jünglinge! haltet den Schlag eures Herzens zurück, die Weiber küssen euch dann und zerfleischen euch nicht!

26.

Dioptrik

[1819]

Schon daran finde ich meine Schadenfreude, daß auch die schönsten und stolzesten Leserinnen der *Iris* nicht wissen, was *Dioptrik* bedeutet, und genötigt sind, der Überlegenheit männlicher Einsicht im stillen zu huldigen. Aus keinem andern Grunde gebrauchte ich das Wort; denn ich wollte, gegen alles Völkerrecht, ohne blasende Herolde und aufgeblasene Manifeste vorauszuschicken, den Krieg mit einem Schusse zugleich ankündigen und beginnen. Freilich, wen die Weiber um Ruhe, Frieden und Wohlsein, um den Schlaf, das Herz, die Eßlust und den Verstand betrogen, der wird es kindisch finden, daß ich so stark tobe, da sie mir doch nicht mehr veruntreuet als einen Gulden. Aber einen Beleidigten, wenn er tugendhaft ist, schmerzt weniger die erlittene böse Tat als die Bosheit. Nicht an der Verletzung meines Eigentums liegt mir, sondern an der all-

gemeinen Sicherheit, und darum bringe ich meine Klage öffentlich vor.
Ich ging vor einigen Tagen in den Sorgischen *bestmöglichst erwärmten* Saal, um die *königlichen* Transparentgemälde zu sehen. Ich sah aber gar nichts aus den einfachsten optischen Gründen; denn die dort aufgestellten Weiberhüte, die nicht transparent waren, verhinderten mich daran. Eine Frau — ich hätte giftiger und höhnischer *Dame* sagen können, aber man muß auch gegen Feinde gerecht sein: sie hatte ihr Kind auf dem Schoße — eine Frau unter einem Hute, der wenigstens 12,873 Fuß über dem Mittelländischen Meere erhoben sein mußte, denn er ragte über die *Jungfrau* hinaus, die 12,872 Fuß hoch ist, saß gerade vor mir und verteidigte die schweizerische Freiheit gegen mein Augennetz, worin ich sie fangen wollte. Welche Farbe der Hut hatte, und ob er mir einen grauen oder schwarzen Star verursachte, konnte ich nicht unterscheiden. Aber ich war vollkommen blind und genötigt, im Dunkeln anderthalb Stunden lang aus Verzweiflung satirisch zu sein. Ich bedauerte sehr, daß Weiberköpfe zu den *beweglichen* Gütern gehörten, auf die man, wie auf Faustpfänder, nur etwas weniges mit Sicherheit borgen kann. Wäre der vor mir befindliche Kopf als Hypothek zu verschreiben, das heißt: ein *liegendes* Grundstück gewesen, dann hätte ich vielleicht noch einen schmalen Weg in die Alpentäler aufgefunden. Aber so war gar nicht daran zu denken. Die schöne weibliche Himmelskugel bewegte sich unaufhörlich, und da ich stets auf die entgegengesetzte Seite ausbog, so bildeten unsere Köpfe die sich durchkreuzende Bewegung eines doppelten Uhrperpendikels. Anfänglich hatte ich große Hoffnung auf das Kind gesetzt, welches die Obskurantin auf dem Schoße hatte; ich dachte nämlich, sie würde sich oft niederbücken, es zu liebkosen. Aber die weibliche Neugierde war größer als die

Mutterliebe, und sie ließ nur selten den Kopf zum Kleinen hinab. Ich sah also nichts von den Schweizergemälden, weder *Muttertreue*, noch die *Stadt Luzern*, noch *Tells Kapelle*, noch die *Petersinsel*. Nur als der Mond im *Dörfchen Lyß* aufging, fielen einige Strahlen desselben durch die Zweige der Hutfeder, welches schauerlich war. Auch die *Jakobfeuer am Brienzersee* gingen mir verloren, und in meinem Verdruße konnte ich den mörderischen Gedanken nicht unterdrücken: lägen doch alle anwesenden Weiberhüte darin und brennten! Am meisten dauerten mich die vielen im Saal befindlichen Kinder *unter 10 Jahren*, die zwar nur die Hälfte des Eintrittspreises zu zahlen hatten, dafür aber auch weniger als die Hälfte der Schaustücke sehen konnten, da sie noch tiefer im Riesenschatten der Weiberhüte saßen als wir Erwachsene. So ging ich unbefriedigt nach Hause und murrte sehr über das böse Geschick; doch bald mußte ich beschämt über meinen Zweifel an eine gütig waltende Vorsehung mit Candide ausrufen: Die Welt ist doch die beste, trotz ihren dioptrischen Leiden! Ich fühlte nämlich, daß mein Hals, der seit drei Tagen so steif war wie der kuhschnappelsche Kanzleistil, sich wieder vollkommen frei bewegen konnte. Der Menuett, den er mit dem Federhute tanzte, hatte ihn wahrscheinlich flott gemacht. Die Heilung war gewiß ihren Gulden wert. Da aber nicht jeder, der so unglücklich ist, hinter einem Federhute zu sitzen, zugleich das Glück hat, einen steifen Hals zu haben, so darf ich diesem zum Schaden nachfolgende Betrachtung nicht unterdrücken.

Schon oft hat man über die Hindernisse geklagt, welche die hohen Hüte der Frauenzimmer den männlichen Augen in Schauspielen entgegensetzten, und Vorschläge gemacht, wie dem Übel abzuhelfen sei. Der beste unter den Vorschlägen war *der*, daß die Hüte aus Glas verfertigt werden sollten. Dieses hätte allerdings seinen

Vorteil, und wenn man dabei noch bedacht wäre, die Gläser so zu schleifen und zusammenzusetzen, daß sie den männlichen Zuschauern als Perspektive dienen könnten, so wäre der Nutzen groß. Allein man vergaß, daß solche Hüte sehr gebrechlich sind und daß, wenn auch der Anstoß von außen vermieden würde, die Bewegung, die so stark in Weiberköpfen stattfindet, dieselben leicht beschädigen könnte. Ich habe drei andere Hülfsmittel, die mir besser scheinen.

Mein erster Vorschlag, die Hutfinsternisse, welche die Frauen bei Schauspielen verursachen, künstlich zu erhellen, besteht darin, daß man ihnen den Eingang auch ohne Hüte nicht verstatte. Ich habe nie begreifen können, wie Männer so leichtsinnig sein mögen, ihre Weiber die Komödie, diese Turn-, Fecht-, Redner- und Tränenschule, täglich einige Stunden besuchen zu lassen. Lernen auch die guten nichts Böses darin, so lernen doch die schlimmen das Böse geräuschlos begehen. In den Londoner Diebs-Erziehungsanstalten werden die Gaunerzöglinge geübt, lebensgroßen Puppen, die mit Schellen behängt sind, die Taschen zu leeren; sie müssen dies zustande bringen, ohne zu klingeln. Die Komödie ist ein ähnliches Institut, worin das Frauenzimmer lernt, seine kleinen Spitzbübereien ohne Geklingel auszuführen. Wenn man sich auch immerhin auf die Treue der Weiber verlassen darf, so soll man doch nie vergessen, wie groß ihre reine Liebe zur Wissenschaft ist, die sie ohne Einmischung alles Eigennutzes beseelt, und daß sie gleich eifrigen Jägern am Jagen und Töten ihre Lust finden, ob sie zwar das erlegte Wild verschmähen, es verschenken oder liegen lassen. Man sollte ihnen daher den Besuch der Schauspiele höchstens während der ersten Szenen verstatten, wo Kammermädchen und Bediente die Zimmer reinigen und sich über die Herrschaft lustig machen, die noch im Bette liegt, oder während des letz-

ten Aktes, wo alles an den Tag kömmt und auch die listigste überführt wird. Sie würden auch mit dieser Einrichtung wahrscheinlich zufrieden sein, da ihnen beim Theaterbesuche an der Festlichkeit des Kommens und Gehens am meisten gelegen ist.
Mein zweiter Vorschlag ist: sie sollen keine Hüte aufsetzen. Gibt es etwas Größeres als deren Geschmacklosigkeit? Außer der Kühnheit, dieses zu sagen, gewiß nichts. Die landüblichen Weiberhüte haben so viel Eckiges, Geschnörkeltes, Buntscheckiges, Domgewölbtes, kurz Gotisches, daß man sie für die stärksten Stützen des häuslichen Feudalwesens und der geselligen Oberlehnsherrlichkeit der Weiber ansehen kann. Nehmt sie ihnen, und die unnatürliche Geisteigenschaft so vieler Männer wird aufhören. Es ist mit den Gesetzen der Mode wie mit denen des Staates; jene werden für die Häßlichen, wie diese für die Ruchlosen gemacht, und die schönen Weiber wie die guten Bürger müssen sich ihnen um der Ordnung willen mit unterwerfen. Anders läßt sich ja gar nicht erklären, wie ein Frauenzimmer, das kein häßliches Gesicht zu verbergen hat, mit einem solchen Regen- und Sonnenschirme zu einer Zeit herumgehen mag, wo es weder regnet noch heiß ist. In einem solchen Hute, mit seinen Höhen und Tiefen, mit seinen Böschungen und ausgezacktem Rande, kann jeder Ingenieur ohne Anstrengung der Einbildungskraft sämtliche Teile einer Festung, Graben, Wälle, Palisaden, Bastionen, Kurtinen und Schießscharten wahrnehmen. Und so angesehen, gereichen große Hüte den Köpfen, die sie tragen, allerdings zum Ruhme; denn da ausgedehnte Festungswerke bekanntlich eine große Besatzung erfordern, so setzen jene diese voraus. Aber Männer setzen sie in Verzweiflung. Eine Frau unter einem Hut ist gar nicht zu erobern. Jedes weibliche Herz ist ein heiliges Jericho im gelobten Lande, dessen Mauern vom Schalle einstürzen.

Darum liebt auch eine taube Frau niemals, obzwar ein tauber Mann so wie ein stummer Mann keine Liebe einflößt, eine stumme Frau aber um so leichter. Wie ist es aber möglich, in die Pulverkammer der weiblichen Empfindung, in das Ohr, eine einzige Brandrakete zu werfen, wenn dieses vom hohen Hute geschützt wird? Desertierte nicht manchmal eine Locke aus der Hutfestung und zeigte dem belagernden Munde eine kleine Öffnung, wodurch der Zündfaden eines zärtlichen Wortes geleitet werden kann, so würde aus jeder Liebesbewerbung ein trojanischer Krieg und die schöne Helena zur Matrone werden.

Mein dritter Vorschlag und Heilplan wäre, daß die Damen im Schauspiele ihre Hüte an die Wand hängten und mit großen Buchstaben, etwa transparent in Brillantfeuer, ihre Namen daruntersetzen ließen. Da man den Putz nur trägt, ihn sehen und sich beneiden zu lassen, so reichte ja schon hin, daß man die Besitzerin desselben erfahre. Ja, die Weiber könnten oft gar zu Hause bleiben und nur ihre Hüte ins Theater schicken.

27.

Honestus

[1823]

Oskar, ein junger Schwede, lebte in Paris und übte die Malerkunst. Oskar war immer fröhlich; denn er war immer gut. Wohl tändelte er mit der Gefahr des Lasters, doch nie beschmutzte er sein Herz, und dann geschah, daß er den Verworfenen auf eine kurze Stunde den Schmerz und die Lust der Reue wiedergab, und über dämmernde Wangen flammte das düstere Abendrot der Tugend noch einmal auf. Oft stürmte Oskar zu seinen Freunden und rief: „Kommt, Brüder! laßt uns trinken!“ Sie eilten in ein Zechhaus: duftende

Speisen, köstliche Weine wurden aufgetragen; aber Oskar genoß mäßig aus der Schüssel und nippte nur am Glase – der Becher seines Lebens war mit glühendem, schäumendem Blute bis zum Rande voll, und jeder Tropfen hinzugegossen machte ihn überströmen. Eines Tages eilte Oskar zur italienischen Oper, Mozarts *Don Giovanni* zu sehen. Das Haus war noch geschlossen, und die wartende Menge war groß. Oskar mischte sich in das Gedränge und zog einen Taler aus der Tasche, um, wenn die Kasse geöffnet würde, gleich bereit zu sein. Es stieß ihn einer an, das Geldstück entfiel seinen Händen und rollte weit über die Gasse weg. Er suchte es vergebens mit den Augen. Da hinkte ein alter Bettler auf Krücken zu ihm heran und überreichte ihm das verlorene Geldstück. – „Behaltet es, ehrlicher Alter", sprach Oskar, „für Eure Mühe!" – „Meine Mühe war klein", erwiderte dieser; „es ist zuviel." – "Nicht für mich", erwiderte Oskar. – Doch er war *nicht* reich, und schnell eilte er fort, daß ihn keiner der Umstehenden über die List seines Herzens ertappe. Oskar wohnte in einem weit entfernten Teile der Stadt und mit starken Schritten kehrte er nach Hause zurück. Als er dort ankam, sah er den alten Bettler vor der Türe stehen, der ihm entgegenrief: „Ihr seid sehr schnell, junger Herr!" – „Und Ihr noch schneller!" erwiderte Oskar. – „Was mich betrifft", sprach der Alte lachend, „ich bin nicht zu Fuße gegangen, ich bin gefahren." – Oskar sah ihn verwundert an ... „doch", sagte er, „wohl bekomm' Euch, Alter, die Bequemlichkeit!" Er wollte in sein Haus treten, der Alte hielt ihm die Krücke vor. – „Ihr müßt nicht so schnell von mir eilen. Ihr dürft nicht schlimm von mir denken, daß ich mir von Eurer Wohltat habe etwas zugute getan. Glaubt Ihr, betteln sei leicht? Versucht es einmal! Geben ist schwer, nehmen ist noch schwerer, aber am schwersten ist for-

dern. Oft wenn ich einem reichen Lüstling, dem ich mit dieser Krücke den hohlen Schädel einschlagen möchte, Schmeichelworte geben muß: dann fühle ich, welch eine saure Mühe das Betteln ist! Gestern sah ich in der Abenddämmerung einen Mann in seinen Mantel gehüllt aus dem Hause eines ehrlichen Bürgers kommen, dessen Tochter er verführt. *‚N'oubliez pas le garçon!'* flüstert ich ihm zu und streckte ihm meine offene Hand entgegen. Der Bösewicht lachte und gab mir ein Goldstück. Ach, das Betteln ist schwer! Wie manchmal habe ich mir schon vorgenommen, es mir in meinen alten Tagen bequemer zu machen, zu arbeiten und nicht mehr zu betteln; aber die Gewohnheit ist eine verführerische Gebieterin; auch die Qual des Kerkers vermag sie in verzärtelnde Lust umzuwandeln."

Oskar stand mit verschränkten Armen vor dem Bettler. – „Ihr sprecht sehr klug, Alter; Ihr habt Euch gut geübt. Nun, schlaft wohl!" – „Nein, junger Herr, Ihr sollt noch nicht gehen. Ihr habt Euch einen Zeitvertreib machen wollen und habt Euer Vergnügen mir aufgeopfert. Der Abend ist lang, kommt mit mir; ich will Euch schöne Geschichten erzählen. Seht Ihr dort das Haus mit dem Schilde *Au gagne petit?* Dort wohne ich." – „Ich sehe das Schild", sprach Oskar, "aber nicht, was Ihr im Schilde führt!" – „Wie, junger Herr, Ihr werdet mich doch nicht fürchten? Seht Ihr nicht selbst, wie alt und schwach ich bin?" – „Weil Ihr alt und schwach seid, darum fürchte ich Euch; ich dürfte ja meine Stärke nicht gebrauchen." – Der Alte faßte den Jüngling bei der Hand, zog ihn fort bis an sein Haus, dessen Türe sich nach einem leichten Schlage öffnete. Sie stiegen eine Treppe hinauf, der Alte zündete Licht an, und Oskar sah sich mit Verwunderung in einem freundlichen Zimmer, das mit allen Bedürfnissen wohlhabender Leute versehen war. – „Sie haben

es gut, armer Herr“, sagte Oskar. – „So, so!“ erwiderte der Bettler. „Aber nichts gestohlen, alles ehrlich zusammengebettelt, und nebenbei“, sagte er leise und lächelnd hinzu, „zaubere ich auch etwas.“ – „Wahrhaftig?“ fragte Oskar lachend. „Ei, laßt mich doch von Euren Zauberkünsten einiges sehen!“ – „Ist es Euer Ernst, junger Herr? Wollt Ihr Beweise? Traut Ihr Euren Sinnen?“ – „Nein!“ rief der Jüngling mit Hast. „Ich traue meinen Sinnen nicht, sie betrügen; denn sie werden betrogen. Sucht Euch einen andern für Eure Gaukelkünste!“ – „Nun, nun, seid nur nicht gleich so wild, junger Herr. Aber ein Gläschen müßt Ihr mit mir trinken.“ – Der Alte ging hinaus und kam bald mit drei Flaschen Wein zurück. – „Ihr habt es gut vor, Alter!“ sprach Oskar. – „Nicht für mich, ich trinke niemals Wein. Sie sind alle für Euch, und vielleicht reichen sie nicht; doch ich habe noch mehr.“ – Der Alte schenkte ein. Oskars Blicke waren fest gebannt auf das Glas. Wie geschmolzenes Gold glänzte der Wein, und in jedem Tropfen perlte, blinkte und lockte ein schönes Mädchenauge. Oskar leerte das Glas, der Bettler füllte es wieder. Immer rascher trank Oskar, immer schneller füllte der Alte. Des Jünglings Blut stürzte wütend durch die Adern, sein Herz pochte laut, seine Lippen bebten – „Graukopf, dein Wein ist gut!“ – „Nicht wahr, mein Bübchen? Er ist am Indus gekocht, und ich habe noch bessern.“ – „Her damit, lustiger Krüppel!“ – „Geduld noch ein Weilchen, ich will dir erst meine schönen Sachen zeigen.“ –

Ein Vorhang rauschte empor, und über den taumelnden Oskar wölbte sich ein kristallener Saal, der im Widerschein tausend unsichtbarer Kerzen leuchtete. Was der dunkele Schoß der Erde an Schätzen verbirgt, was des Menschen kunstreiche Hand nur Herrliches bildet, vereinigte der Saal in Pracht und Fülle. Gold, Silber und

Edelsteine bedeckten den Boden; tausend Kleinodien und Gefäße standen umher; an den Wänden hingen blinkende Waffen aller Art, und hundert Vögel zwitscherten und sangen und hüpften auf goldenen Stäben hin und her. Oskar war in Entzücken getaucht; bald zog ein neuer Glanz seine dürstenden Blicke an, bald senkten sich die trunkenen müde zur Erde hinab. Da rief eine heisere Stimme: *„Nimm mich! Nimm mich!“* Oskar sah hin und gewahrte einen Star, von dessen Halse an einem seidenen Bande ein goldenes Dreieck herabhing. Ein Diamant, ein Saphir und ein Rubin schmückten die Spitzen des Dreiecks. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog dieses Kleinod Oskars Blicke an. *„Nimm mich! Nimm mich!“* rief der Star. „Alter!“ sprach Oskar, „dieses Dreieck müßt Ihr mir geben.“ — „Ihr seid nicht dumm, Herr; damit bezahle ich drei Königreiche.“ — „Guter Alter, laßt mir das Dreieck; Ihr habt ja so viel.“ — „Nein, Herr, wählt Euch, was Ihr wollt, nur dieses nicht!“ — *„Nimm mich! Nimm mich!“* rief immer heiserer der Star. Oskar streckte seine Hand nach dem Dreieck aus; der Alte hielt ihn ab. Oskar stieß ihn zurück; der Alte hob drohend seine Krücke auf. Der Jüngling stürzte den Greis zu Boden, der mit seiner letzten Kraft sich sträubte. *„Nimm mich! Nimm mich!“* krisch der Star. Da zischte der Strahl eines blinkenden Dolches in Oskars Auge. Er riß den Dolch von der Wand, zückte ihn und stieß ihn dem Alten in die Brust, der ohne Laut leblos zu Boden sank. *„Nimm mich! Nimm mich!“* rief der Star schneller und schneller. Oskar löste das Dreieck vom Bande und suchte den Ausgang. Da fingen die Vögel alle zu rufen an: *„Nimm mich auch! Nimm mich auch!“* Oskar sah zurück und begegnete den gebrochenen Augen des Greises. Da rieselte Entsetzen von den Gliedern des Jünglings; Todesblässe bedeckte ihn, seine Knie schlotterten und brachen zusam-

men. „Mörder! Mörder!" heulten tausend Stimmen von der Decke herab. Verzweiflung ergreift Oskar; er zog den Dolch aus der Brust des Toten und zückte nach seinem eigenen Herzen. Er fühlte seinen Arm zurückgehalten. Der Greis stand vor ihm, aber ohne Krücken. Ein schneeweißes Gewand floß von seinen Schultern, ein langer Bart wallte über seine Brust herab! – „Oskar!" sprach er lächelnd, „deinen Sinnen wolltest du nicht trauen, doch deinem Herzen trautest du wohl? Edler Jüngling, du hast dich berauscht, du hast geraubt, du hast gemordet – glaubst du nun, daß ich zaubern kann?" – Oskar, von Beschämung und Ehrfurcht niedergedrückt, sank zu den Füßen des Alten. – „Vergib, mein Vater!" – „Stehe auf, mein Sohn! du hast nichts begangen; nur im Traume warst du ein Missetäter." – „O mein Vater, zaubere diesen Glanz vor meinen Blicken weg, der mir die schauerlichen Abgründe meines Herzens zeigte!" – Der Alte winkte, der Saal verschwand, und Oskar sah sich wieder im freundlichen Zimmer. Aber das Dreieck, das ihn verführt, lag vor seinen Augen auf dem Tische. – „Bann' auch dieses weg!" flehte Oskar. – Der Alte berührte es, und das Dreieck verwandelte sich in einen Blumenstrauß. Der Diamant ward zur Lilie, der Saphir zum Veilchen, der Rubin zur Tulpe. – „Nimm diese Blumen, Oskar", sprach der Greis. „Unschuld ist die Lilie, Demut das Veilchen, Gesundheit die Tulpe. Warte die Tulpe nur; solange sie blüht, blühen auch die andern. Gesundheit ist das Gefäß jeder Tugend; mangelt dir dieses, kannst du keine fassen. Erfahre jetzt, mein Sohn, wer ich bin. Geister, die mich begreifen, nennen mich den Zauberer Honestus; gewöhnlichen Menschen bin ich auch ein gewöhnlicher Mensch. Schon zweitausend Jahre wandle ich über der Erde und suche die Tugend. Ich habe sie oft gefunden, aber weit von ihr das Glück. Und das

schmerzte mich in der tiefsten Seele, und mich verdroß der Hohn der Schlechtern, welche die Tugend eine Bettlerin schalten. Da wurdest du unter einem schönen Gestirne geboren, und ich wachte über deine Tage und deine Wege. Du bist gut, Oskar, und du bist froh und glücklich. Meine Zauberkraft kann dir nicht mehr verleihen; aber kleiden will ich deine Tugend, deinem Glücke auch den Schein geben, damit die Guten ermuntert und die Spötter gedemütigt werden. Nimm diese Pergamente, Oskar! *Weisheit* steht auf dem einen geschrieben, *Reichtum* auf dem andern, *Macht* auf dem dritten. Eines darfst du wählen; die übrigen wirf von dir!" – Oskars lustzitternde Hand faßte die Pergamente, und das Herz schwoll ihm von dem Gefühle, über der Güter Fülle frei schalten zu dürfen. Die Weisheit zog er zuerst hervor, und schon zuckte seine Hand, die andern Pergamente wegzuwerfen, da hielt ihn der gute Geist zurück, und er besann sich. – „Ist Weisheit begehren nicht auch eine Habsucht, die an Sättigung stirbt oder an Hunger kränkelt? Wird sie mich glücklicher machen? Die wenigen Strahlen, die mir mehr geworden als andern, haben mir Abgründe aufgedeckt, wo andere Blumengärten sahen. Soll ich den kleinen Kreis meiner Freunde noch enger machen? Soll ich die Zahl derer, die ich liebe, noch vermindern? Soll ich verachten lernen, die ich geachtet? Bin ich nicht schon einsam genug? Nein! Weisheit ist ein tückisches Geschenk erzürnter Götter. Fort von mir!" Oskar warf die Weisheit von sich weg. Honestus drückte gerührt den Jüngling an seine Brust und sprach zu ihm: „Den schwersten Kampf hast du bestanden, mein Sohn, und ich zittere nicht mehr für deine Wahl." – Jetzt nahm Oskar den Reichtum, lächelte und ließ ihn gelassen zu seinen Füßen fallen. Die Macht blieb ihm noch. „Eine Welt beherrschen! Millionen Menschen beglücken! Millionen Herzen

sich gewinnen! Die Guten belohnen, die Bösen züchtigen! Ja, schön ist die Macht, schön wie eine Rose. Doch ihre Dornen! Und unter der Rose lauscht die Schlange Schmeichele. *Wer* noch hat den Zepter geführt? *Er* führt die Hand. Ich vermag nicht besser zu sein als andere; nur eins vermag ich mehr – die Krone verschmähen" ... und Oskar warf die Krone weg. – „Ich danke dir, mein Vater, ich bin zufrieden, ich habe keinen Wunsch." Der Greis sprach streng und ernst zum Jüngling: „Wie, Oskar? Bist du glücklich, daß du es bist? Bist du zufrieden, daß du nichts wünschest? Ist Oskar allein auf dieser Erde?" – Der Jüngling errötete. Und sie kamen alle herbei, die seinem Herzen teuer waren. Sein Vater und seine Mutter zuerst, dann Bruder und Schwester, dann die Freundin, dann der Freund; zu diesem gesellte sich ein anderer und noch einer. Und immer größer war die Schar, und immer höher schwoll dem Jüngling das Herz, und immer weiter ward seine Brust, bis sie die ganze Menschheit umschloß. – „Was wählst du für andere?" fragte Honestus. – „O mein Vater, ich kann nicht wählen, mach' alle Menschen glücklich!" Honestus lächelte. „Was du begehrst, Oskar, kann ich nicht gewähren: nur die Tugend macht glücklich." – Oskar sank zu den Füßen des Greises und hob flehend seine Hände auf. „So mache sie tugendhaft, daß sie glücklich werden! Mache die Menschen alle gut, mache sie alle glücklich!" – Honestus erbleichte und sprach mit leiser, bebender Stimme: „Fordere das nicht, mein Sohn! Ich darf es dir nicht versagen, doch fordere es nicht! Sünde ist Fäulnis, und Fäulnis ist die Quelle des Lebens." – Aber Oskar, im Rausche seiner Menschenliebe, vernahm die Worte des Greises nicht. Er umklammerte seine Knie und flehte unter heißen Tränen: „O mächtiger Vater, gib den Menschen die Tugend, gib ihnen das Glück!" – „Fordere es dreimal, Oskar!" – Und dreimal wieder-

holte der Jüngling seine Bitte. — „Es sei! Bald schlägt die Stunde der Mitternacht; in diese Spalte der Zeit muß ich greifen, die Natur von ihrem Gefolge zu trennen, daß ich ihrer Herr werde. Ermanne dich, Oskar!" Die Mitternachtsstunde schlug. Honestus streckte seinen Zauberstab nach Ost und West und Nord und Süd und sprach geheimnisvolle Worte. Von dem Himmel herab säuselten süße Harfentöne; von der Erde herauf schallte ein gräßliches Gelächter. Oskar, zwischen Entzücken und Entsetzen geklemmt, fragte: „Woher das fürchterliche Lachen?" — „Still, mein Sohn!" erwiderte der Greis mit leiser Stimme, „das ist der Geist der Schadenfreude, reiz' ihn nicht! Über diesen habe ich keine Gewalt. Komm ins Freie, daß wir unser Werk betrachten!" — Sie traten hinaus; es war eine stille, feierliche Nacht, und Oskar trug den frommen Blick zum gestirnten Himmel empor. Gerührt sprach der Greis: „Labe dich noch einmal an dieser süßen Nacht; sie ist die letzte dieser Erde. Nacht ist Sünde, und die Sonne wird nie mehr untergehen." — Sie kamen in eine düstere Gasse und sahen eine Leiter an einem Hause gelehnt und einen Mann hinaufsteigen, der sich schüchtern umsah. „Lässt du es geschehen?" fragte Oskar; „vielleicht mordet er den sorglosen Schläfer." — „Sei ruhig, mein Sohn. Der Diebstahl war schon vollbracht, die Mitternachtsstunde gab dem Bösewicht die Tugend zurück, und er bringt das gestohlene Gut wieder hinauf." — Honestus ging mit dem frohen Jüngling weiter; überall eindringend, alles sehend, nirgends sichtbar. — „Welche Stimmen sind es, die dort weinen in jenem großen Gebäude?" —„Es sind Räuber und Mörder im Gefängnisse; sie beten." — Sie traten in ein Zimmer, das eine Nachtlampe erleuchtete. Ein schönes Weib lag mit aufgelösten Haaren auf den Knien vor der Wiege ihres Kindes und küßte das schlummernde Kind und weinte

über ihm. Unter der Türe stand ein Mann, der streckte errötend seine Hand nach dem Weibe aus, und die Mutter bedeckte ihre Augen. — „Wer sind diese, Honestus?“ —„Dort der Mann ist der Verführer, der um die Stunde gekommen, zu der ihn das Weib seines Freundes gerufen. Mein Zauberstab war schnell; die Reue eilte der Schuld voraus, die Mutter bittet dem Kinde das Verbrechen ab, das sie am Vater begangen, und der Verführer scheidet weinend von der schönen Sünde.“ — Sie kamen auf einen großen Platz, den viele Bäume zierten. Und rings aus allen Häusern stürzten Tausende von Menschen; und Soldaten eilten herbei, Fußgänger und Reiter, und Fahnen wehten, Trommeln wurden gerührt, Kanonen wurden aufgepflanzt, und Waffengetöse, Geschrei und Verwirrung überall. — „Was ist geschehen?“ fragte Oskar. — „Die aus den Häusern dort kamen, das sind Spieler, Gauner, Liederliche und Späher, die der Zauber der Tugend aus ihrer Verborgenheit gescheucht; und die Macht, der Tugend ungewohnt und vor ihr zitternd, hat ihre Scharen ausgesendet, dem Übermute zu begegnen.“

Der Morgen war herangebrochen, aber die nächtliche Stille blieb. Kein Karren rasselte über die Gasse, kein Bauer schrie, kein Hammerschlag ertönte, und der Markt blieb leer. — „Warum diese Stille, Honestus?“ — „Die Menschen haben keine falsche Begierden mehr, sie sind genügsam und ruhen.“ — Vor dem Hause eines Bäckers standen jammernde Menschen, die vergebens um Geld Brot verlangten. Das Brot war all schon unentgeltlich an Notleidende verteilt. — Hundert Leichen lagen auf der Straße. — „Wer sind diese Unglücklichen, Honestus?“ — „Das sind Spione, die lieber Hunger starben, als sich länger mit Schande füttern wollten.“ — Sie kamen vor den Palast des Königs, der nicht bewacht war. Der König fürchtete keinen mehr, seit ihn keiner

mehr fürchtete. Sie traten in den Vorsaal, wo sich die Höflinge versammelten, und sie sahen nasse Augen. Ein Greis warf sich jammernd zu den Füßen eines Jünglings und sprach: „Vergib mir, ich habe dich verleumdet!“ Sie traten in den Königssaal. Der König saß auf seinem Throne. und ein Weib stürzte kreischend durch die Menge, warf sich nieder und rief: „Halte dein Schwert zurück, er ist unschuldig!“ Und des Königs Vertrauter erbleichte und sprach: „Ich auch, o Herr, habe dich betrogen.“ Und der König stieg weinend von seinem Throne herab.
Honestus und der erschütterte Oskar eilten aus dem Palaste. Sie gingen den Strom entlang; da stießen sie auf die Leiche eines jungen Mädchens. Oskar wandte sein bleiches Antlitz weg. „Die Unglückliche!“ sprach Honestus. „Die geflüchtete Nacht hat ihre Unschuld geraubt, und, verzweifelt über den Verlust ihrer schönsten Habe suchte sie den Tod in den Wellen.“ – Sie kamen zur Brücke. Dort stand ein hoher, bleicher Jüngling, warf den Blick bald in den Himmel, bald in die Flut. Und er war so jammervoll; doch sein Auge war trocken. Oskar fühlte sich mächtig zu dem Jüngling hingezogen. – „Wer ist dieser Jüngling, mein Vater?“ – „Fort, fort!“ schrie Honestus mit der Stimme des Entsetzens, „und weine, Oskar, daß du ein Mensch geworden!“ – „O weile, mein Vater; sprich, wer ist dieser leidende Jüngling?“ – „Tritt näher, Oskar! Sieh diese Wangen, wie bleich sie sind! Einst hatte er sie purpurrot, und sie wurden nur blaß, wenn er von Unterdrückung hörte. Sieh diese Arme, wie mager und schlaff sie sind! Einst waren sie stark und gestählt, für Freiheit und Recht zu kämpfen. Schaudere in dieses ausgebrannte Auge hinab! Einst leuchtete es, vom Himmel selbst angezündet, das Herz eines frommen Mädchens zu durchglühen. Ach, er war so fest und gut; aber wer ist dem Verführer zu fest und zu gut? Die schlauen Werber der Macht kamen

hinter ihn, ihn zu verderben. Was im schuldlosen Spiele Schädliches, was im Weine Betäubendes, was in der Liebe Giftiges ist, mischten sie in seine gesunde Seele. Da gab er sich hin um schnödes Gold und um schnöden Ehrenflitter. Sie führten ihn von Scherz zu Leichtsinn, von Leichtsinn zu Falschheit, von Falschheit zu Verbrechen. Dieses Ohr, sonst nur der Stimme der Tugend geöffnet, schlich diebisch umher, ein unbewachtes Wort zu erhorchen. Dieses Auge, sonst nur Liebesblicke wechselnd, suchte die dunkeln Wege des Vertrauens und meuchelmordete die Sorglosen. Diese Zunge, die sonst nur Liebe und Freundschaft sang, ward eine Natter und stach. Da verriet er den treuen Freund, der gestern auf dem Blutgerüste starb. Des Betörten letzten Kuß empfing der Verräter, und: ‚*Räche mich!*' lispelte der Verurteilte ihm ins Ohr. Der Teufel sah ihm hohnlächelnd nach und schwelgte am Abende vom Lohne seiner Sünde. Da kam die furchtbare Mitternacht über ihn, die Mitternacht, die ich, Oskar, deiner Bitte geschenkt. Ein fürchterlicher Traum jagte ihn aus dem Schlummer ... ‚*Ich räche dich!*' schrie er in Verzweiflung und stürzte zur Brücke. Seit Mitternacht sucht der Jammervolle den Tod in den Wellen, fürchtet ihn zu finden und sucht ihn wieder." – Der blasse Jüngling sah jetzt starrer hinab in die Flut. – „Halt ihn zurück, Honestus", rief der schaudernde Oskar; „es ist zu fürchterlich, mit solcher Schuld vor den Richter zu treten." – „Oskar!" sprach der Zauberer, „hier endet meine Macht. Die Sünde ist von ihm gewichen, die Reue ist zu ihm gekommen; was er verschuldet, will er büßen." – Oskar stürzte jammernd vor dem Zauberer nieder. „So gib ihm die Sünde zurück und nimm ihm die Reue! Gib den Menschen allen ihre Begierden wieder! Gib ihnen ihre Laster zurück! Gib allen Menschen alle ihre Sünden wieder!"
– Er erwachte ... sie hatten sie wieder.

28.

Die Freiheit der Presse in Bayern

(1818)

In dem Gange der Natur und der Geschichte ist nicht zu unterscheiden, was Ausgang, Weg oder Ziel sei; alles kehret in einem ewigen Kreislaufe zu sich selbst zurück. Doch *welcher* Ring der unendlichen Kette in jeder Stunde der Beobachtung an dem Menschengeschlechte vorüberziehe, *das* mag man erkennen — es bildet den Geist der Zeit. Die unsere ist bemüht, die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft anders zu gestalten, und sie strebt vor allem, die ausübende Gewalt den Händen eines alleinigen Herrschers dadurch zu sichern, daß sie die Fürsten der beratenden und gesetzgebenden Macht der öffentlichen Meinung unterwirft. Man widersetzt sich vergebens dem starken Willen der Zeit. Die öffentliche Meinung bildet eine Volksbewaffnung, die unbesiegbar ist und welcher das stehende Heer der Regierungsgedanken früher oder später unterliegen muß.
Alleinherrschaft kann nur bestehen, solange das Volk in Stände zerfällt, welche, in einer unwandelbaren Ordnung übereinandergebaut, die festen Stufen bilden, welche gemächlich zum Throne führen. Diese dauern nur so lange, als Familien und Körperschaften sich an Macht und Reichtum einander überragen, und Macht und Reichtum, sei es als erworbener oder als ererbter Besitz, folgen allein der Geistestätigkeit. Sobald, wie in unserer Zeit, die Bildung des Geistes sich durch die ganze Gesellschaft ausgebreitet hat und hierdurch die Ansprüche auf den Genuß des Lebens höher und allgemeiner geworden sind — und ein Wunsch ist schon der halbe Besitz — sobald eine solche Gleichheit eingetreten ist, da kann auch die Vorherrschaft irgendeines Standes nicht länger mehr bestehen, und nur mit Unwillen duldet

man ihre Fortdauer. Das ist der Geist des Mißbehagens, der unter den Völkern wandelt, der nicht zu fürchten, aber zu achten ist. Ihn ableugnen, bedrohen oder schelten, das bannt ihn nicht. Man muß ihn begreifen und versöhnen. Das Mittel hierzu ist einfach und alleinig. Reichtum und Macht sind beschränkt in ihrem Maße; es kann nicht jeder alles haben; das erkennt auch der einfältigste und eigensüchtigste Mensch. Aber es bedarf auch nicht des *Besitzes* eines Guts, um die lärmende Habgierde zu beschwichtigen, sondern nur der ungehinderten Freiheit, darnach zu *streben*. Es ist eine große Lehre der Regierungskunst der Menschen: hoffnungslose Bürger sind gefährlich, denn sie sind auch furchtlos. Die Ausbrüche der Unzufriedenheit, welche Thronen erschütterten, hatten wie Erdbeben in starken Trieben und Kräften ihren Ursprung, die aus den verborgenen und engen Räumen, in welchen sie eingeschlossen waren, sich zu befreien suchten. Es war ein Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft, daß jeder wie ein Baum festgewurzelt stand, von Geschlecht zu Geschlecht nur immer die nämlichen Früchte tragen und auf der Stelle, wo er zur Welt kam, auch sein Grab finden sollte. Dem Adlergeiste wurden die Flügel beschnitten, daß er sich nicht über den Boden, über Dürftigkeit und Geringschätzung erheben möge. Die Bahn war lang und eng; nur immer *einer* konnte nach dem Preise des Zieles rennen, der zufällig Vordere konnte durch Kraft und Schnelligkeit nicht mehr überholt werden. Der Wunsch nach Veränderung des Besitzes der Lebensgüter mußte alle beseelen, sobald, nachdem die Regierungen das Geheimnis ihrer Macht und Schwäche verraten hatten, die Erfüllung dieses Wunsches sich als möglich zeigte.

Um die Fürsten und ihre Völker vor dem Verderben zu bewahren, das aus jenem Geiste des Mißvergnügens und der Habsucht entspringt, muß in allen bürgerlichen

Ständen bedeutenden Menschen die lang verschlossene Laufbahn wieder geöffnet werden, die Freiheit nämlich, ihre vorwaltende Geisteskraft zu gebrauchen und geltend zu machen. Dieses kann nur geschehen durch Gewährung der Redefreiheit, der mündlichen in volksvertretenden Versammlungen und der schriftlichen *durch die Presse.* Auf diese Weise bildet sich eine *sittliche* Demokratie, wodurch die Entstehung der so gefährlichen, unheilbringenden *numerären* Demokratie allein verhindert werden kann. Eine unhaltbare Moral hält viele ab, diese Absicht zu bekennen, aber redliche Männer dürfen ihre Triebe eingestehen, während die Sünder, weil sie solche sind, heucheln müssen.

Die öffentliche Meinung ist der bestehenden Ordnung der bürgerlichen Dinge nicht hold, und das macht die Freiheit der Rede um so nötiger. Die öffentliche Meinung ist ein See, der, wenn man ihn dämmt und aufhält, so lange steigt, bis er schäumend über seine Schranken stürzt, das Land überschwemmt und alles mit sich fortreißt. Wo ihm aber ein ungehinderter Lauf gegeben ist, da zerteilt er sich in tausend Bäche mannigfaltiger Rede und Schrift, die, friedlich durch das Land strömend, es bewässern und befruchten. Die Regierungen, welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten, die sie verbreiten, ihnen lästig sind, machen es wie die Kinder, welche die Augen zuschließen, um nicht gesehen zu werden. Fruchtloses Bemühen! Wo das lebendige Wort gefürchtet wird, da bringt auch dessen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geister der ermordeten Gedanken ängstigen den argwöhnischen Verfolger, der sie erschlug, nicht minder, als diese selbst im Leben es getan.

Der freie Strom der öffentlichen Meinung, dessen Wellen die Tagesschriften sind, ist der deutsche Rubikon, an welchem die Herrschsucht weilen und sinnen mag, ob sie

ihn überschreiten und das teure Vaterland und mit ihm die Welt in blutige Verwirrung bringen, oder ob sie sich selbst besiegen und abstehen soll. Cäsars Schatten zeigt warnend nach der Bildsäule des Pompejus.
Die Abgeordneten der deutschen Bundesfürsten, man weiß es, sind jetzt ernst darauf bedacht, ein gemeinschaftliches Preßgesetz für alle deutschen Staaten auszusinnen. Der Tag, der es uns bringt, wird ein großer Tag der Weltgeschichte sein; denn an ihm wird kund werden, ob Mirabeau wahr gesagt oder ob der wegen seiner Blutschuld wild umhergetriebene Geist endlich um der Tugenden seiner Enkel willen den Frieden und die Ruhe seiner Asche fand.
Gleichförmig soll dieses Gesetz sein, und das ist wohlgetan. Wie könnten die Herzen der Völker sich befreunden, solange ihre Köpfe auseinander stehen? Zur Erhebung gehört eine Geisteskraft, welche die Gunst der blinden Natur verteilt; aber die Tugend der Herablassung vermag sich jeder anzueignen. Östreich und Weimar, Württemberg und Bayern, Nassau und Frankfurt haben verschieden gestaltete Preßgesetze. Diese sollen alle in dem Bette des Prokrustes sich gleichgemacht werden. Welche Art der Einrichtung man hierbei für die schmerzlichste achte, ob die Verkürzung oder die Ausdehnung, dieses hat Bayern kundgetan, indem es in seinem neuen Preßgesetze nur Schutz gegen die Gefahr der Verstümmelung gesucht hat.
Man kann sich die traurige Betrachtung nicht aus dem Sinne schlagen, daß Bayern wohl unterrichtet gewesen sein müsse von den schon im stillen gereiften Beschlüssen, welche die Bundesversammlung über die Freiheit der Presse fassen werde, und daß es in seine eigne Gesetzgebung nichts werde aufgenommen haben, was mit der bevorstehenden allgemeinen Anordnung im Widerspruche stünde. Darum eile jeder, der sein Vaterland

liebt, auszusprechen, was er für die Freiheit der Presse wünscht und fürchtet. In wenigen Wochen ist vielleicht jede Klage straffällig und fruchtlos. Wir müssen denken, es stünde unserem Wohnorte eine Belagerung bevor, und wir wollten schnell, ehe die Tore geschlossen werden, noch einmal im freien Felde frische Luft einatmen.

Das bayrische Edikt über die Freiheit der Presse verleugnet standhaft seinen eignen Namen; denn von *Freiheit* ist darin nirgends, sondern überall nur von *Beschränkung* die Rede. Es ist, was in der württembergischen Verordnung geschehen, durchaus nicht bestimmt worden, wie und über welche Gegenstände man frei seine Meinung äußern dürfe, so daß es ganz der Willkür überlassen bleibt, abzuurteilen, was in einer Schrift Erlaubtes oder Verbotenes enthalten sei. Die für Bücher bewilligte Zensurfreiheit kann nicht als eine ernste Huldigung unserer Zeit angesehen werden; denn diese hat, Östreich ausgenommen, schon früher in ganz Deutschland bestanden. Aber auch über der einzigen freundlichen Stelle des Edikts schwebt etwas Schwüles, das uns ängstlich macht, nämlich die Bemerkung, daß Verfasser, Buchhändler und Drucker ihre Schriften keiner Zensur zu unterwerfen hätten, *„wenn sie nicht allenfalls bei kostbaren Werken, zur Sicherung ihrer bedeutenden Auslagen, selbst darum nachsuchen wollen."* Es ist so leicht, furchtsame Menschen zu ängstigen, daß solche Einladungen zu einer freiwilligen Zensur von Erfolg sein müssen, vorzüglich bei Buchhändlern und Druckern, welche, den Ruhm und den Eifer des Schriftstellers nicht teilend, nur den Vorteil ihres Gewerbes im Auge haben. Auf diese Art könnte eine freiwillige Sklaverei der Presse herbeigeführt werden, die, weil sie verdient, um so verderblicher wäre. Ist endlich diese für Bücher bewilligte Zensurfreiheit etwas mehr als ein

Blendwerk, da alle Buchhandlungen, Antiquarien, Lesebibliothekinhaber und Vorsteher der Leseinstitute bei einer großen Geldstrafe verpflichtet sind, ihre Katalogen der Polizeiobrigkeit, unter deren Aufsicht sie im allgemeinen gesetzt sind, zu übergeben, welches nur eine Zensur unter einer andern Form ist? Die Vorschrift, daß Schriften auch noch in den Händen ihrer Käufer einer Polizeiaufsicht untergeordnet sind, ist an Strenge ohne Beispiel in Deutschland.

Und selbst von dieser trügerischen Freiheit sind alle politische Zeitungen und periodische Schriften politischen oder statistischen Inhalts ausgenommen. Diese sollen einer dafür angeordneten Zensur unterworfen bleiben.

Wenn die Zensur der Zeitschriften sich darauf beschränkte, nur solche Äußerungen zu unterdrücken, die, würden sie verbreitet, den Verfasser nach dem Gesetze strafbar machten, dann wäre sie vielleicht zu dulden. Aber sie begnügt sich damit nicht; sie schreitet stundenlang vor dem Gesetze her und macht Staub, um ihm Platz zu machen. Also ist sie verdammlich; denn sie verbietet, was, ist es einmal geschehen, die Gesetze nicht bestrafen dürften.

Wo die Rede in den Tagesblättern nicht freigegeben ist, da beraubt sich die Regierung des einzigen Mittels, die Gebrechen des Staates zu erfahren und Aufklärung über die Verwaltungsmißbräuche zu erlangen, welche die Beamten verschulden. Sie beraubt sich des Vorteils, den sie aus dem Anhange der öffentlichen Meinung ziehen könnte. Denn es mögen unter solchen Verhältnissen in den Zeitschriften noch so viele freie, unabhängige und dem Vaterlande ergebene Stimmen die Sachen der Regierung aus eignem Antriebe verfechten, so wird sich das Volk dennoch niemals von ihnen leiten lassen, sondern überall die Bauchrednerei der Minister zu hören glau-

ben, welche ihre eigne Meinung mit verschiedenen nachgeahmten fremden Stimmen aussprechen.

Preßfreiheit ist ein bedeutungsloser Schall, wenn die Zeitschriften von ihr ausgenommen sind. Will man der öffentlichen Meinung ernstlich eine Teilnahme an der Staatsregierung gönnen, so muß ein freies Urteil über Gesetzgebung und Gesetzgeber, das sich ausspricht, ehe noch die Gesetze unabänderlich geworden sind, verstattet werden. Dieses stets geharnischte Wort muß aber täglich die Runde machen und alle Posten und Schildwachen der Staatsverwaltung untersuchen. Wenn es nur alle Jahre einmal in einem schwerfälligen Buche langsam umherreist, dann kömmt es zu spät, und sein Tun ist fruchtlos.

Die Bestimmung des bayrischen Edikts, daß periodische Schriften, selbst bloß *statistischen* Inhalts, einer Zensur unterworfen sind, enthält einen Zusatz von Beschränkung der Preßfreiheit, der über den guten Willen, den die Gesetzgeber auch nur gehabt haben *könnten,* durchaus irreführt. Eine Regierung mag *ihre* Gründe haben, die öffentliche Meinung so zu regeln, daß sie mit ihren Anordnungen im Einklang stehe, es liegt dieses im Begriffe der Alleinherrschaft; sie mag daher den Tadel bestehender Einrichtungen untersagen und darum die Urteile über öffentliche Angelegenheiten vor ihrer Bekanntmachung durch die Presse einer Prüfung unterwerfen. Wenn aber auch *statistische* Nachrichten ohne Zensur nicht gedruckt werden dürfen und dem Volke nicht bloß das Recht, seine Meinung über Tatsachen zu äußern, sondern auch die Kenntnis dieser Tatsachen selbst entzogen werden und alle Staatsverhältnisse zu Kabinettsgeheimnissen gemacht werden sollen, so bedauert man schmerzlich die unabänderlichen Verhältnisse, welche die sonst so freisinnige bayrische Regierung abgehalten haben mochten, das milde Verfahren, das

sie in der *Ausübung* wegen der Preßfreiheit beobachtet, nicht auch zu einem Gesetze zu erheben und der Nachkommenschaft als ein schönes Recht zu überliefern.
In dem württembergischen Gesetze über die Preßfreiheit sind die von den Landständen veranstalteten und mit ihrer Genehmigung herausgegebenen Druckschriften aller Zensur ausdrücklich entzogen worden. Das bayrische Edikt hat diese Bestimmung nicht aufgenommen. In den öffentlichen Sitzungen der bayrischen Stände wird man, es ist dafür gesorgt, die *ausgesuchteste* Gesellschaft finden, kühne und freie Reden werden vielleicht darin gehalten werden, aber deren Stimme wird in den Sälen verhallen und nicht zu Ohren des Volkes kommen.
Gegen die Vorschrift, daß Staatsdiener nichts von dem, was ihr Geschäftskreis sie Bemerkenswertes erfahren läßt, weder ihren Mitbürgern noch Ausländern durch den Druck mitteilen dürfen, ist nichts einzuwenden. Es ist dieses ganz folgerecht und dem übrigen angemessen. Nur sollten Männer, denen solche Pflichten aufliegen, nicht *Staatsdiener* sondern *Hofdiener* genannt werden.
Überflüssig wäre eine Rüge dessen, was in dem bayrischen Gesetze wegen der Untersuchung und Bestrafung der Preßvergehen bestimmt worden ist. Diese seine Schwäche ist nur die notwendige Begleiterin der größern Gebrechen, mit welchen die neue Staatsverfassung zur Welt kam. Das öffentliche gerichtliche Verfahren, die feste Säule der bürgerlichen Freiheit, das Geschwornengericht, diese einzige Bürgschaft eines über Leidenschaften und Schwachsinn erhabenen Richterspruchs, ist im allgemeinen versagt geblieben; wie hätte man es in einzelnen Fällen verstatten können? In der Untersuchung der Preßvergehen ist der Polizei und den andern verwaltenden Behörden ein unheilbringender Spielraum gegeben. Die Eigensucht des Klägers findet an der Gerech-

tigkeit des Richters keinen Einhalt; denn Kläger und Richter sind die nämlichen. Die Beamten, welche, zwischen Fürst und Volk in der Mitte stehend, ihren Vorteil dabei finden, kein aus Liebe, Tugend und Gerechtigkeit geflochtenes Band zwischen beiden entstehen zu lassen, und darum die öffentliche Meinung, diese erhabene Sonne und unbestochene Wächterin, die alles an den Tag bringt, hassen und verfolgen, diese nämlichen Beamten klagen die Preßvergehen an und richten und strafen sie zugleich.
So wäre denn das deutsche Volk abermals in seinen Hoffnungen getäuscht worden, und dessen biedere Fürsten hätten ihren schwer erworbenen Gewinst aus dieser geschäftigen Zeit dem Vorteile ihrer Amtmänner von neuem hingegeben.

29.

Die Meneen

[1826]

Es ist sehr betrübt, daß sich die gebildeten Stände so wenig um den Mond bekümmern. Ihre Unbekanntschaft mit demselben ist so groß, daß nur wenige Leser wissen dürften, was Meneen bedeute, und daß die meisten glauben möchten, es werde ihnen unter dieser Überschrift ein angenehmer Roman dargeboten. Ja, manche werden vielleicht selbst nachdem sie diese gelehrte Abhandlung zu Ende gebracht, immer noch denken, sie hätten einen Roman gelesen. Doch dürfen wir jene Gleichgültigkeit schelten, dürfen wir uns über diese Unwissenheit wundern? Nein, es ist nur die Schuld der Gelehrten, wenn die Ungelehrten so ungelehrig sind. Die deutsche Gelehrsamkeit hat eine Sprache, die sehr unverständlich ist und die verständlich zu machen man sich so wenig bemüht. Die Werke aller toten und lebenden Sprachen werden übersetzt, aber eine Übersetzung aus dem Deut-

schen ins Deutliche suchen wir vergebens. Ich trete mit einem ersten Versuche hierin schüchtern hervor, und ich bitte um Nachsicht. Ich will die Leser des *Morgenblattes* mit einer Abhandlung über den Mond in einer getreuen Übersetzung bekannt machen. Die Abhandlung enthält merkwürdige, ja ganz erstaunliche, unerhörte Dinge. Ihr Verfasser ist der Herr Professor Franz von Paula *Gruithuisen* in München, und sie stand vor einiger Zeit in Nasses *Zeitschrift für die Anthropologie* abgedruckt. Vielleicht wird es mancher nicht begreifen, wie eine Abhandlung über den Mond in eine Zeitschrift für die Anthropologie geraten; doch er lese sie nur, und es wird ihm erklärlich werden, und er wird bekennen müssen, daß Herr von *Gruithuisen* einen merkwürdigen Beitrag zur Anthropologie geliefert. Die Abhandlung ist bezeichnet: *Philosophische Reflexionen über die naturgesetzlichen Mutabilitätsverhältnisse verständiger Wesen auf dem Monde*. Das heißt: Philosophische Betrachtungen über die verständigen Wesen auf dem Monde, und wie sie nach den Naturgesetzen waren, sind, und sein werden. Ehe ich aber weitergehe, muß ich bemerken, daß ich die Ansichten des gelehrten Herrn Verfassers nicht immer teile. Ich darf mir schmeicheln, mit dem Monde gut bekannt zu sein; ich habe ihn in meinen Jugendjahren oft mit wehmütigem Erstaunen betrachtet, ich habe manches entdeckt, was dem Herrn von Gruithuisen entgangen, ich habe manches anders gesehen als er. Indem ich daher ihm für seine vielen, wichtigen und neuen Entdeckungen die gebührliche Huldigung bringe, werde ich mir die Freiheit nehmen, ihn in einigen Punkten zu berichtigen oder zu ergänzen. Doch werde ich dieses immer mit der gehörigen Bescheidenheit tun, und ich werde ein nachahmungswürdiges Beispiel von derjenigen Artigkeit aufstellen, die deutsche Gelehrte immer gegeneinander beobachten sollten.

Herr von Gruithuisen beginnt mit den Worten: „Was ich hier vorzutragen willens bin, ist eine Reihe von Möglichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen spricht.“ Die europäischen Gelehrten mögen diese herrlichen Worte lesen und wieder lesen und sich schämen und wieder schämen. Während sie so oft ihre Träumereien für Möglichkeiten, Möglichkeiten für Wirklichkeiten erklären — was tut Herr von Gruithuisen? Gerade das Gegenteil. Eine Reihe von Wirklichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen spricht, will er nur als eine Reihe von Möglichkeiten geltend machen! Seltene Bescheidenheit, und die zu bewundern wäre, würde sie nicht von der größern, welche folgt, überhoben und verdunkelt. Herr von *Gruithuisen* bemerkt nämlich ferner: so gewiß er auch seiner Sache sei, denn er habe sein Leben lang darüber nachgedacht, beobachtet, geforscht und Versuche angestellt, so hoffe er doch nur Solchen seine Überzeugung mitzuteilen, die mit ihm gleiche Gesinnung und gleichen Wandel hätten. Herr von Gruithuisen teilt also nicht die kecke Zuversicht anderer Schriftsteller, die nie daran zweifeln, daß es ihnen gelingen werde, die Leser zu ihrer Meinung herüberzuführen; er weiß vielmehr, daß er dieses nicht vermag, und daß er nur solchen Lesern seine Gesinnung einflößen werde, welche diese Gesinnung schon früher gehabt. Aber auf diese Gleichgesinnten baut Herr von Gruithuisen fest; für diese, sagt er, werde seine Mondgeschichte mit der von Moses vorgetragenen Genesis gleichen Wert haben. Zwar weiche er in mehreren Punkten, wie darin, daß er in der Schöpfungsgeschichte weiter zurückgehe, von Moses ab; doch in andern Punkten stimme er mit ihm überein. So wolle er auch, um gleich Moses den Lesern keine Langeweile zu machen, sich wie Moses kurz fassen.

Welches war der *Urstand* der Natur im allgemeinen und der des Mondes und der Erde im besondern? Die Frage ist etwas keck; aber wir Gelehrten haben den Teufel im Leibe, und wir fürchten uns vor keiner Antwort. Macht es die Natur wie die Mönche im Mittelalter: löscht sie die alten klassischen Handschriften der Schöpfung aus, um neue Werke darüber zu schreiben – so ahmen die Gelehrten dem Bibliothekar *Mai* in Rom nach; sie kratzen die neuen Handschriften wieder ab, um die alten, verloschenen darunter zu lesen. Herr von Gruithuisen sagt: die Entstehung eines großen unorganischen Körpers werde nur dadurch möglich, daß er durch Ansammlung von außen sich bilde. Es habe sich den Naturforschern unserer Zeit *mit einer eisernen Gewalt* die Ansicht aufgedrungen, daß die großen Weltkörper die Ergebnis eines Niederschlags aus dem Äther seien; und daß man sich den Akt dieser Präzipitation noch als fortdauernd denke, beweise die neue Lehre vom Sonnenstaube und die ältere von den Meteormassen als kosmischer Körper. Wir wollen uns von keiner eisernen Gewalt abschrecken lassen, sondern die Sache ruhig überlegen. Was mich betrifft, so stimme ich mit den Herren Naturforschern nicht darin überein, daß die großen unorganischen Körper durch Ansetzung von außen entstünden. Nicht etwa als leugnete ich den Niederschlag aus dem Äther – ich bin weit davon entfernt; aber ich kann nicht zugeben, daß die unorganischen Körper diesem Niederschlage ihr Dasein zu verdanken haben; ich sehe und erkenne nirgends in der Natur *unorganische* Körper. Der Mensch nennt diejenigen Wesen unorganisch, die zu weit unter oder zu hoch über ihm stehen, zu welchen er mit seinen Sinnen und Begriffen nicht hinablangen oder nicht hinaufreichen kann. Aber alles ist belebt, alles lebt. Sonne, Mond und Sterne sind Tiere wie wir auch; die Erde ist auch eines. Das zeigen ihre

organischen und sentimentalen Verrichtungen: ihr Einsaugen und Ausscheiden, Ebbe und Flut, Elektrizität, Magnetismus, das zeigen ihre Krankheiten sogar. Es ist nur ein aristokratischer Stolz, der dem Menschen den Wahn eingeflößt, er sei der Herr der Schöpfung und die Erde seine Wohnung. Der Mensch ist nur ein Organ der Erde; ihm viel einzuräumen, mag er ihr edelstes Organ, das Gehirn des Erdkörpers sein. Einiges spricht für diese Vermutung. Wenn wir Menschen aufrichtig sein wollen, müssen wir gestehen, daß wir zuweilen verrückt, ja daß wir unter allen lebenden Geschöpfen die verrücktesten sind. Beweis, daß wir den Verstand vorstellen; wir *sind* der Verstand und *haben* ihn für den Erdkörper. Wollten wir uns auch erbitten lassen und aus Gutmütigkeit zugeben, daß der Mensch nicht bloß ein Organ des Erdkörpers, sondern ein selbständiges Wesen sei: so können wir doch unmöglich darin nachgeben, daß sich der Mensch für das vollkommenste Geschöpf auf der Erde halte. Die Natur macht keinen Sprung; aber der Himmel steht zu hoch über der Erde, der Mensch steht vom Engel gar zu weit ab – es muß Zwischengeschöpfe geben. Der Hund weiß es nicht, daß er seinem Herrn folgt, er glaubt mit Freiheit zu handeln. So ergeht es dem Menschen auch. Was er Triebe, Neigungen, Leidenschaften, Grundsätze nennt, das sind seine Herren, welche ihn führen, welchen er folgt und gehorcht. Wir sehen einen Menschen ertrinken; aber wir sehen nicht, daß er ertränkt worden wie ein kranker Pudel. Dadurch, daß wir die Erde für einen organischen Körper erklären, geschieht dem Niederschlage aus dem Äther durchaus kein Abbruch. Dieser Niederschlag ist die *Nahrung* der Erde, die von dieser assimiliert und so zur Ernährung wird; aber die Erde wächst von innen heraus wie ein Tier. Auch auf den Menschen sehen wir Luft, Wasser, Wein, Brot, Ochsenzungen und Rebhühner

niederschlagen, und wir sagen darum doch nicht, er sei ein unorganischer Körper, der von außen anwachse, sondern wir nennen jene gutgemeinten Niederschläge und den freundlichen Empfang derselben *essen* und *trinken*. Was die neue Lehre vom Sonnenstaube betrifft, so war diese Lehre auch mir ganz neu, und, indem ich mich dieses Zuwachses meiner Kenntnisse freue, tut es mir gar zu leid, daß ich nicht nur wenige Tage früher diese Neuigkeit erfahren; es wäre dadurch ein großes Unrecht und eine unverdiente Kränkung verhütet worden. Erst in der vorigen Woche schalt ich mein Stubenmädchen aus, weil sie zum hundertsten Male übertreten, was ich schon hundertmal befohlen, nämlich das Fenster zu öffnen, so oft sie das Zimmer kehre. Ich kam nach Hause und roch den Staub, ich schmeckte ihn dick auf der Zunge; ich lärmte. Das Mädchen behauptete, das Fenster sei offen gewesen, und sie sähe keinen Staub, er wäre nur in meiner Einbildung. Da zeigte ich ihr den Staub hell von der Sonne beschienen; sie verstummte. Aber mein Reden und ihr Schweigen war gegen die Naturlehre. Der besonnte Staub war nichts als Sonnenstaub, ein Niederschlag aus dem Äther, und die kosmischen Körperchen hätten doch unmöglich in das Zimmer kommen können, wäre das Fenster nicht geöffnet gewesen.

Es sind aber nicht bloß solche kleine, leichte Körperchen, welche die Erde zart bepudern, sondern ganze Weltkörper oder große Stücke derselben fallen auf die Erde herab. So sind, wie Herr von Gruithuisen behauptet, einst die Insel Ceylon, Neuholland, Neuguinea, das Land Böhmen aus der Luft herabgefallen. Ich muß sagen, das ist ein harter Niederschlag, das ist eine sehr große Präzipitation; ich hätte mir die Natur artiger gedacht! Es ist doch gewiß sehr traurig, wenn wir nicht mehr spazierengehen können, ohne zu fürchten, es

möchte uns ein großes Stück Geographie auf den Kopf fallen. Was soll uns dagegen schützen? Erfinde einer *Böhmenschirme!* Da hält kein Taffet und kein Fischbein Stich. Zwar sagt Herr von Gruithuisen, die Sache wäre nicht so gefährlich, als sie aussehe. Nicht bloß die Geschöpfe jener aus der Luft gestürzten Weltkörper blieben beim Leben, sondern auch die Erdbewohner solcher Strecken, wo jene Weltkörper niederfallen; nur dürften sie nicht so unglücklich oder so *ungeschickt* sein, gerade in die Versenkungsstufen zu geraten. Herr von Gruithuisen, wie man sieht, spottet unserer Angst. Nicht jeder ist ein Seiltänzer oder Springer, und welcher Springer ist flink genug, einer Insel Ceylon, einem breiten Neuholland mit seinen Spitzbuben oder gar einem plumpen Böhmen mit seinen derben Gebirgsknochen auszuweichen? Herr von Gruithuisen hätte wahrlich besser getan, seine traurigen Entdeckungen geheimzuhalten. Ist es nicht ein unverzeihlich grausamer Scherz, wenn er uns tröstet: nach einem solchen Länderregen würde jeder Mensch fortdauern, „sofern er nicht überhaupt in der Katastrophe selbst den Tod gefunden"? Ein schöner Trost, wenn mir einer sagt: du wirst beim Leben bleiben, wenn du nicht stirbst. Herr von Gruithuisen behauptet ferner: „Nur die rein weißen Menschen sind Ureinwohner der Erde; alles, was um den Äquator und den Wendekreisen wohnt, ist der Erde fremdartig." Welch ein Glück für Herrn von Villèle, daß die französischen Gelehrten dieses nicht wissen. Eben jetzt wird dieser Minister wegen der Emanzipation von Haiti in der Deputiertenkammer aufs heftigste bestritten; alles wird hervorgesucht, diese Maßregel als verderblich darzustellen, aber auf den schlagendsten Einwurf ist keiner gefallen, darauf nämlich, daß die Haitier keine Menschen, sondern ein Niederschlag aus dem Äther seien. Wo kommen die Menschen her? Wo ist ihr Vaterland?

Ach die Unglücklichen! Sie haben kein Vater*land,* sie haben nur ein Vater*wasser.* Die Menschen stammen aus dem Meere, sie und alle Landtiere sind einst Seetiere gewesen und sind erst nach und nach trocken geworden. Warmes Blut und warme Schmerzen, das ist alles, was wir gewonnen nach so vielen, vielen Jahrtausenden! Wenn Kinder fragen, wo die Menschen herkommen, sagt man ihnen, sie kämen aus dem Brunnen, oder der Storch bringe sie. Die Kinder sind glücklich, sie reden Wahrheit und hören Lügen; wir Erwachsene aber reden Lügen und hören Wahrheit, die traurige Wahrheit. Gibt es etwas Betrübteres als die Vorstellung: die Menschheit sei mit Salzwasser statt Ammenmilch gestillt worden? Zwar möchte es dem Stolze mancher Menschen schmeicheln, nicht von den Bürgersleuten Adam und Eva, sondern von einem Walfische herzustammen: die Familie wird dadurch um viele Jahrtausende älter, sie wird edler. Aber guter Gott, welch ein Adel! Eine Auster zur Wehmutter, einen Stockfisch zum Stammvater zu haben! Hätte Herr von Gruithuisen wenigstens, was er behauptet, nicht auch bewiesen, hätte er uns den Trost des Zweifels gelassen. Aber nein, er beweist, daß wir einst Seetiere gewesen, und versperrt uns jeden Weg, wo wir vor diesem Gedanken entfliehen könnten. Er sagt: „Zwei Dinge bleiben hienieden doch merkwürdig." Die erste Merkwürdigkeit des Herrn von Gruithuisen hienieden übergehe ich, um das Erstaunen des Lesers auf eine wichtigere Sache zu schonen. Die zweite Merkwürdigkeit ist, mit Herrn von Gruithuisens eigenen Worten folgende: „Die Liebe der Menschen und vieler Tiere zum Meersalze und zum Wasser. Die Liebe zum Meersalze deutet auf das Urmedium, auf die amnische Urflüssigkeit der ganzen Tierheit hin. Meertiere sind in Landtiere verwandelt worden. Menschen und Vögel baden sich gern. *Warum ist der Appetit der Menschen*

nach Fischen so groß?“ ... Mit dem Salze hat es seine Richtigkeit. Der Mensch lag einst im Salze, darum liebt er das Salz. Daraus läßt sich auch die Erscheinung erklären, daß verliebte Köchinnen die Suppe versalzen. In solchen Fällen wird die kindliche Liebe, die den Menschen zum Salze hinführt, durch die erotische verstärkt, und die Salzlust muß dadurch größer werden. Zwar werden die Kontinentalsuppen mit Quellsalz – gesalzen, und man könnte darum denken, die Kinder möchten recht haben, wenn sie glauben, daß die Menschen aus dem Brunnen kommen. Doch das beweist nichts gegen Herrn von Gruithuisen. Ist Quellsalz etwas anderes als zivilisiertes Meersalz? Was das Baden betrifft, so könnte man zwar glauben, daß die Menschen Bäder gebrauchen, weil sie Hufeland in seiner Makrobiotik empfohlen; doch vergesse man nicht, daß sich die Menschheit schon mehrere Jahrtausende vor Hufeland gebadet. Es bleibt also nichts anders übrig, als sich diese Wassersucht zu erklären, wie Herr von Gruithuisen getan: es ist eine Art Heimweh, die Menschen baden sich aus Patriotismus. Der Ansicht des Herrn von Gruithuisen über den großen Fischappetit der Menschen, so geistreich sie auch ist, möchte man doch nicht ohne Bedenklichkeiten beistimmen. Daraus, daß der Mensch gern Fische ißt, möchte man wohl eher das Gegenteil schließen, nämlich daß der Mensch *nicht* aus dem Wasser herstamme; denn kein Tiergeschlecht verzehrt seine eigenen Geschwister. Übrigens ist der Mensch nicht bloß Fische, er ißt noch gar mancherlei gern. Der Mensch steckt wie ein Kind alles in den Mund, und wenn es nicht gar zu hart ist, verzehrt er es. Aus Kronen und Eiern, aus Völkern und Hasen, aus Ländern und Spargeln bereitet sich der Mensch seinen Chylus. Ebenso gern, ja oft lieber als Fische, ißt der Mensch Rindfleisch: dürfte man daraus folgern, daß der Mensch von Ochsen

herstamme? Daraus wenigstens gewiß nicht. Übrigens wäre der Appetit nach Fischen wirklich so groß, wie Herr von Gruithuisen behauptet? Es gibt viele Menschen, welche die Fische nicht lieben, und ausgezeichnete Naturforscher haben beobachtet, daß die Neigung zu Fischen gar nicht von diesen selbst, sondern von der Brühe angeregt werde, mit welcher die Fische zubereitet sind. Auch bedarf es der Fische gar nicht, um zu beweisen, daß die Menschen einst Fische gewesen; Herr von Gruithuisen hat dieses schon durch andere Gründe hinlänglich dargetan, und wenn er sagt, „daß die Schöpfung hervorbringt, was möglich ist, sehen wir, glaube ich, auf der Erde mehr als hinlänglich" – wird ihm jeder vernünftige Leser darin beistimmen.
Jetzt kommen wir an den Mond. Es hat etwas lange gedauert, es war aber nötig, daß wir zuerst die Erde, unsere Wohnstätte, von innen und außen gründlich kennen lernten, ehe wir uns mit fremden Weltkörpern beschäftigten. Wie die Erde beschaffen, das wissen wir jetzt; es fragt sich nun: wie ist der Mond, wie war er beschaffen, und was wird noch aus ihm werden? Doch ehe wir aufhorchen, was Herr von Gruithuisen hierauf antwortet, müssen wir zuvor die Frage mitteilen, wie *er* sie stellt. Er fragt nämlich nicht, wie wir es getan, einfach, naiv und ohne Falsch; sondern er fragt mit beißender Ironie: dadurch bekömmt die Sache eine ganz andere Wendung, und wir entdecken endlich, daß es dem Herrn von Gruithuisen mit seiner ganzen Mondgeschichte nur Scherz gewesen. Er wollte sich nur über die Naturforscher lustig machen. Diese nämlich öffnen nicht die Augen, um zu sehen, wie eine Sache ist, sondern sie beschließen vorher, wie sie sein soll, und sehen dann so lange an der Sache herum, bis sie ihnen so erscheint, wie sie es wünschen. Die Natur ist die arme Inquisitin, gegen welche sich die Naturforscher als die Inquisitoren ver-

botene Suggestionen erlauben. Um diese Weise zu verspotten, fragt Herr von Gruithuisen nicht: wie ist der Mond beschaffen? – er fragt: wie muß der Mond beschaffen sein, damit er so beschaffen sei, wie wir glauben, daß er beschaffen sei? Das Geheimnis dieser herrlichen Ironie sei aber den Lesern nur im Vertrauen mitgeteilt, sie dürfen es nicht ausplaudern; man muß keinem seinen Spaß verderben, und wir wollen uns ferner anstellen, als sei es dem Herrn von Gruithuisen mit allem, was er sagte, völliger Ernst gewesen. Seine Frage lautet wörtlich, wie folgt. „Was konnten nach den Naturgesetzen auf dem Monde für Ereignisse stattgefunden haben, damit sie mit den Beobachtungsresultaten neuerer Zeit in einen natürlichen Einklang gebracht werden können?“ Als Antwort auf diese Frage erfahren wir viele merkwürdige Dinge; doch wollen wir uns mit den Kleinigkeiten darunter nicht lange aufhalten und uns mehr und länger mit den grandiosen beschäftigen.

Wie man uns oben belehrt hat, ist die Erde eine aus verschiedenen kosmischen Stiften gebildete Mosaik und die Menschheit ein Lumpengesindel, das aus dem Abfall ausländischer Himmelskörper zusammengerafft worden. Neuholland, Böhmen und andere Erdteile sind aus verschiedenen Luftgegenden herabgekommen. Ob diese Kolonisten herabgefallen sind oder herabgestürzt worden, ob sie ausgewandert, oder ob man sie verbannt hat, darüber hat sich Herr von Gruithuisen nicht geäußert. Es ist aber auch ziemlich gleichgültig. Man kann es kaum eine Auswanderung oder eine Verbannung nennen, wenn ein Volk wie das böhmische nicht bloß mit Haus und Hof, sondern auch mit dem Boden, worauf Haus und Hof stehen, ihre Heimat verlassen; ja wie wir später erfahren werden, nehmen solche Auswanderer sogar die heimatliche Luft mit, so daß sie nichts ver-

ändern als den astronomischen Platz im Himmelsraume. Durch diese Lehre von dem Niederschlage aus dem Äther wird freilich eine gänzliche Umgestaltung der irdischen Jurisprudenz notwendig. Die Satzungen von beweglichen und unbeweglichen Gütern, von Faustpfändern und Hypotheken, haben gar keine Bedeutung mehr. Wer wird es ferner wagen, nachdem er gesehen, daß Neuholland sich bewegen konnte, auf ein leichtes Haus oder Landgut, das ein Lüftchen in den Raum wehen kann, ferner eine Hypothek zu nehmen? Majorate können nicht mehr gestiftet werden, und das neue Erstgeburtrecht in Frankreich wird in der Geburt sterben. Die Lehre von der Beweglichkeit unbeweglicher Güter scheint man schon früher geahnet zu haben; denn man findet in der ältern deutschen Geschichte viele Beispiele von verpfändeten Provinzen und Völkerschaften, welches nicht hätte geschehen können, hätte man nicht Land und Volk für Mobilien angesehen. Einige frühere hieher gehörige Bemerkungen des Herrn von Gruithuisen, die wir anzuführen vergessen, wollen wir nachholen. Von Neuguinea, diesem Stücke eines fremden auf die Erde gefallenen Weltkörpers, sagt er: „Hier findet man wieder negerartige Menschen, woran die *kometarisch ursprünglich erweiterte Brust* noch nicht ganz verschwunden ist." Wir verstehen nicht recht, was damit hat gesagt werden sollen, doch der Ausdruck *kometarische Brust* ist so wahr als dichterisch, und auch auf jede weiße Brust anzuwenden. Das Herz des Menschen ist ein Komet, furchtbaren Anblicks, leuchtend und drohend, ungeregelten und nicht zu berechnenden Wandels. Bei Erwähnung Ceylons, dieser „kleinen in die Erde versenkten kosmischen Weltkugel", bemerkte Herr von Gruithuisen: „Dieses Beispiel gibt schon zu erkennen, daß fast der *dritte Teil* der Organismen, welche mit einem fremden Weltkörper ankommen, sich retten kann

vom Untergang und daß Tiere und Pflanzen noch immer auf ihrem heimischen Boden verbleiben, ja sogar daß manche ihrer Wohnungen, außer einiger *relativ schiefen Stellung*, wohl noch brauchbar befunden werden mögen." Jetzt erklärt sich das Rätsel von den bekannten schiefen Türmen zu Bologna. Die Reisebeschreiber haben sich lächerlich darum gestritten, ob der Baumeister sie vorsätzlich schief gebaut oder ob sie im Verlauf der Zeiten sich geneigt haben; es ist aber weder das eine noch das andere geschehen. Die Bologneser Türme sind gar nicht von Menschenhänden gebaut worden, sie sind ein Niederschlag aus dem Äther und haben durch den Fall eine *relativ schiefe Stellung* erhalten ... Doch wir sind ja vom Monde wieder abgekommen! Man ist freilich zu entschuldigen, wenn man so zwischen Himmel und Erde schwebend, etwas den Schwindel bekommt und hinschwankt, wohin man nicht wollte. Doch wollen wir uns jetzt dem Monde fest anklammern und ihn nicht eher wieder loslassen, bis wir ihn rundum genau untersucht haben.
Der Mond ist bewohnt, und zwar, wie die Griechen sagen, von Meneen, und wie der Deutsche spricht, von Mondbewohnern. Daß der Mond, wenn er bewohnt ist, von Mondbewohnern bewohnt ist, das wird kein billiger Mann dem Herrn von Gruithuisen streitig machen. Eher möchten manche andere seiner Behauptungen Bedenklichkeiten erregen. Der Mond soll entstanden sein wie die Erde auch, wie alle große Weltkörper entstanden sind, nämlich durch Zusammensetzung mehrerer kleineren Himmelskörper. „Daß fremde Weltkörper, die in den Mond stürzten, ihn vergrößert haben, zeigen vollkommen *zahllose Beispiele.*" Gegen Beispiele läßt sich nichts einwenden, besonders wenn sie zahllos sind. Nach Herrn von Gruithuisen zu urteilen, hat die Natur kein Genie, sie verfährt bei ihren Bildungen immer auf glei-

che Weise. Leser, die natürlich sind, welchen es an Einbildungskraft fehlt, können sich den Mond und die Erde nicht anschaulicher machen, als wenn sie sie mit einem Spielballe von Tuch vergleichen, der aus Lappen von verschiedenen Farben bunt zusammengesetzt ist; nur mit dem Unterschiede, daß, während die Buntheit des Spielballes durch die verschiedenen Lichtgrade seiner Lappen, die Buntheit des Mondballes durch die verschiedenen Wärmegrade seiner Stücke entsteht. Nämlich, die kleinern Himmelskörper, die auf die größern herabfallen, bringen nicht bloß ihre eigenen Organismen mit, sondern auch ihren eigenen Wärmegrad, wodurch die *Urwärme* des Mutterkörpers umgestimmt wird. Daher die verschiedenen Klimaten auf Mond und Erde. Die grauen Ebenen des Mondes, die man schon mit freien Augen sehen kann, haben ihre graue Farbe, von dem *von mir erwiesenen* – nicht von mir dem Übersetzer, sondern von Herrn von Gruithuisen erwiesenen – Überzuge von Vegetabilien. Herr von Gruithuisen hätte noch mehreres von der Mondbotanik mitteilen sollen. Die lunarischen Pflanzen haben viele Merkwürdigkeiten, unter andern das Seltsame, daß sie keine Staubfäden haben, so daß das Pflanzenreich im Monde ein wahres Amazonenreich zu sein scheint. Daß die Meneen den *„Kummer um Luft“* nicht kennen, darum wollen wir sie nicht beneiden. Haben sie einen Kummer weniger als wir Menschen, so werden sie dafür wohl einen andern Kummer mehr haben. Es ist nichts ganz in dieser zusammengeflickten Welt, und was auch aus dem Äther niederschlage, es ist immer mit Kummer vermischt.

Der bisherige Lebenslauf des Mondes läßt sich mit wenigen Worten erzählen. Der Mond war anfänglich ein Komet, dann ward er ein Planet und endlich ein Satellit der Erde, was er noch ist. Als Komet lebte der Mond im

rohen Zustande der Natur, streifte wie ein Wilder durch die weiten Himmelsräume, befahl und gehorchte keinem und tat, was er wollte. Da kam die Bildung über ihn, er aß vom Baume der Erkenntnis und verdarb sich den Magen; da jammerte er nach Arzt und Krankenwärter, da erbarmte sich seiner die Erde und nahm ihn unter den Schutz ihrer mütterlichen Polizei. Die Zensur leitete seinen Verstand, die Finanzkammer verwaltete sein Vermögen, und die Justiz züchtigte gutgemeint den Fehlenden. Der Lauf des Mondes gleicht dem der Menschheit, und er hat gar nicht Ursache, sich zu beklagen. Aber Herr von Gruithuisen, Rousseaus grämlicher Lebensansicht huldigend, behauptet, den Mond habe seine Bildung unglücklich gemacht. Er sagt: „Die Meneen hatten es, als sie Bürger des freien Kometen waren, besser als nachdem der Mond Satellit der Erde geworden. Er leuchtete nicht mehr durch eigenes Licht, er verlor die innere Wärme, ja Sonne und Erde beraubten ihn des größten Teiles seines Wassers. Die Meneen mußten auf Mittel bedacht sein, sich vor dem großen Wechsel der Hitze und Kälte zu sichern." So ungern ich auch den Angeber mache, kann ich es doch nicht verschweigen, daß ich in diesen Sätzen Demagogie, ja wahrhaft revolutionäre Gesinnungen erkenne. Zu sagen, daß es die Meneen als Bürger des freien Kometen besser gehabt als unter dem sanften Szepter der Erde – heißt das nicht offenbar die Insurrektion der Amerikaner und der Griechen billigen? Daß der Mond nicht mehr durch eigenes Licht leuchtet, ist denn das so sehr zu bejammern? Wenn jeder Mensch auf der Welt durch sein eigenes Licht leuchten wollte, das gäbe eine schöne Illumination! Wenn Sonne und Erde, um sich für die Erziehungs- und Regierungskosten zu entschädigen, die ihnen der Mond verursacht, einen Wasserzoll von ihm nehmen, nennt das Herr von Gruithuisen *berauben*. Nur ein Liberaler

kann so sprechen. Das heißt nicht berauben, das heißt *besteuern*. Auch die Menschen müssen Abgaben entrichten, so gut wie die Meneen. Zwar wird auf der Erde das Wasser nicht besteuert, ausgenommen das Mannheimer und das Kölnische, aber der Wein wird besteuert, das Obst, das Getreide, Häuser, Felder, Wagen, Pferde, Hunde, Gedanken, das Reisen, das Nichtreisen, Kaufen, Verkaufen, das Heiraten, der Junggesellenstand, die Geburt, das Sterben, Leben und Tod, das Herz, die Arbeit, das Faulenzen, der Schlaf, die Luft, Tag und Nacht, Winter und Sommer und noch viele tausend andere Dinge; doch noch keinem vernünftigen Manne ist je in den Sinn gekommen, dieses *berauben* zu nennen. Herr von Gruithuisen selbst bemerkt, daß die Meneen, weil ihnen die Wärme entzogen, hätten darauf bedacht sein müssen, sich künftig gegen die Kälte zu schützen; er verkennt also die heilsamen Wirkungen der Abgaben nicht, er weiß, daß sie den Gewerbfleiß befördern; er weiß, daß das Steuersystem eine Hungerkur ist, die alle Organe des Menschen zu größerer Tätigkeit antreibt — er weiß dieses alles, und dennoch klagt er! Wenn sogar die Astronomen anfangen, die Preßfreiheit zu mißbrauchen, dann ist es wahrlich hohe Zeit, dem Übel Einhalt zu tun und auch den Himmel zu zensieren.

Wie haben es die Meneen angefangen, um sich gegen den großen Wechsel von Kälte und Wärme, den das Budget der Erde über den Mond gebracht, zu schützen? „Sie wurden Troglodyten, und dieses scheinen sie nach *allen den Dutzenden von Merkmalen und Spuren*, die ich davon auf der Mondoberfläche entdeckt habe, noch heutigestages zu sein.“ Die Leser werden mit Wohlgefallen bemerken, daß sich Herr von Gruithuisen bei Aufzählung seiner Merkmale und Spuren des altehrwürdigen Duodezimal- und nicht des revolutionären

Dezimalsystems bedient. In der Tat, Natur und Kunst, die 12 Himmelszeichen, die 12 Monate, die 12 Söhne Jakobs, die 12 Apostel, die 12 Pairs Karls des Großen, die 12 Spielhäuser in Paris und die 12 Bände des Konversationslexikons empfehlen das Dutzendwesen hinlänglich. Schröter hatte im Monde eine Stadt gesehen. Herr von Gruithuisen will dieses nicht absprechen, doch hat er seine Gründe, zu glauben, daß „von diesen Gebäuden nur die troglodytisch bewohnbaren noch ihre Meneen beherbergen und die andern zur heißen Tageszeit *von Reisenden benutzt werden,* um Schatten und Ruhe darin zu finden." Bei Gelegenheit der Reisen der Meneen hätte man gern erfahren, wie es auf dem Monde mit den Pässen gehalten wird. Zwar ist gar kein Zweifel, daß die Meneen zu ihren Reisen Pässe brauchen – dieses ist ein Urgesetz der Natur und gehört zum Aggregationssystem – die Frage ist nur, ob den Meneen die Pässe der Mondsbehörden hinreichen, oder ob sie, da der Mond ein Satellit der Erde ist, von der irdischen Oberregierung die Pässe fordern müssen? Freilich hat man auf der Erde von solchen Pässen nach dem Monde nie etwas gehört, doch kann es immer sein, daß dieses zum Wirkungskreise der geheimen Polizei gehörte. Auch hat Herr von Gruithuisen Sommergebäude im Monde gesehen; auch hat er dreizehn Gebäude gezählt, die nicht größer sind „als die gewöhnlichen Söldnerhütten auf der Erde"; auch hat er den Schatten von Gassen gesehen. Überhaupt unterschied Herr von Gruithuisen *drei verschiedene Baustile* im Monde; doch da wir nicht bloß für Architekten schreiben, sondern für gebildete Stände überhaupt, so wollen wir dieses nicht ausführlicher abhandeln. Endlich entdeckte Herr von Gruithuisen *Ruinen der Ureinwohner* des Mondes. Die Ruinen habe ich auch gesehen; doch daß sie von den Ureinwohnern des Mondes herrührten, widerspricht mei-

nen Beobachtungen. Diese Ruinen sind künstliche Ruinen, wie wir sie in unsern englischen Gärten haben. „Sind die Meneen Menschen?" fragt Herr von Gruithuisen. Hat gut fragen, wer die Antwort schon in der Tasche trägt. Wir möchten den Frager fragen: was ist der Mensch? Doch hören wir ihn, vielleicht antwortet er hierauf auch. Also *Frage:* „Sind die Meneen Menschen?" *Antwort:* „Mit Gewißheit wird man hier weder ein Ja noch ein Nein antworten können. Nur einige Gründe, die uns die Beobachtungen an die Hand geben, stimmen für das Ja. Sie führen zu einer Kontrarietät der Vierhändigkeit und Vierfüßigkeit, die nur durch die Setzung eines Mittels zwischen beiden, nämlich die Zweihändigkeit und Zweifüßigkeit zu lösen ist." Lieber Leser, jetzt müssen wir uns zusammennehmen, um dem Herrn von Gruithuisen nachzukommen; er ist sehr rasch. Wir können wie der Mohr in *Fiesko* sagen: „Unsere Füße haben alle Hände voll zu tun." Herr von Gruithuisen behauptet, weil die Meneen weder vier Hände noch vier Füße hätten, müßten sie Menschen sein. Aber besteht denn das Wesen nichtmenschlicher Geschöpfe in der Vierhändigkeit oder Vierfüßigkeit? Vierhändige Tiere gibt es ja gar nicht auf der Erde, das garstige Tier mit zwei Rücken im *Othello* ausgenommen; und auf der andern Seite gibt es sehr viele Tiere, die keine vier Füße haben und doch keine Menschen sind, wie die Vögel, die Fische, die Insekten und andere, die man in Raffs Naturgeschichte findet. Und wenn die Meneen weder vierhändig noch vierfüßig sind, müssen sie darum zwei Hände und zwei Füße haben? Man könnte ebensogut den Schluß machen: dieser Mann ist weder eine Million reich, noch ist er ein Bettler; also ist er eine halbe Million reich. Aber mitnichten! Er kann tausend Gulden im Vermögen haben, zweitausend Gulden, zehntausend Gulden, hunderttausend Gulden;

zwischen einer Million und einer halben Million liegen 999998 Fälle. Die Kreuzerfälle ungerechnet. So brauchen auch die Meneen, weil sie nicht vier Hände und vier Füße haben, darum doch nicht zweihändig und zweifüßig zu sein. Sie können eine Hand und drei Füße haben, oder einen Fuß und drei Hände, oder fünfzig Hände und gar keine Füße, oder tausend Füße und gar keine Hände. Und woraus schließt Herr von Gruithuisen, daß die Menschen weder vier Füße noch vier Hände haben? Man höre! „Gegen die Annahme, daß die verständigen Wesen auf dem Monde Vierfüßer seien, stehen die regelmäßigen Gebäude auf der Mondoberfläche im vollkommenen Widerspruch, da deren Erbauung *ohne geometrische Kenntnis* gar nicht möglich ist." Aber liegt denn die *Kenntnis* in den Händen? In den Händen liegt nur die Kunstfertigkeit, und nicht in diesen allein. Der Biber baut seine unterirdische Wohnung, der Vogel sein Nest, die Biene ihre Zelle ohne Geometrie und ohne Hände. Ja, die Natur selbst, welche die vollendetsten Kunstwerke bildet, hat auch keine Hände. Ferner: „Gegen die Vierhändigkeit streitet die auf dem Monde sichtbare, 60 bis 70 geographische Meilen lange Straße und der erst neulich von mir entdeckte 30 Meilen lange äußerst reguläre Wall, der auf Wandergewölbe unterm Boden raten läßt." Auch die Gültigkeit dieses Beweises können wir nicht anerkennen. Zwar hat es mit den Mondchausseen seine vollkommene Richtigkeit, ja man kann sogar mit guten Fernröhren die Inschriften auf den Meilenzeigern lesen; aber daraus auf die Füße der Meneen zu schließen, ist sehr übereilt. Vielleicht kriechen die Meneen auf ihren vier Händen, vielleicht benutzen sie die Landstraßen zum Fahren und Reiten, vielleicht werden die Chauseen gar nicht von verständigen Wesen befahren, sondern bloß von unvernünftigen Dampfwagen. Die Wandergewölbe beweisen

ebensowenig. Vielleicht sind es keine Wandergewölbe, sondern Kriechgewölbe, vielleicht dienen sie weder zum Gehen noch zum Kriechen, sondern zu Wasserleitungen oder Kloaken; kurz — über die Hände und Füße der Meneen läßt sich durchaus nichts mit Bestimmtheit sagen. Doch ganz anders verhält es sich mit dem Kopfe; den haben die Meneen, und zwar von der vorzüglichsten Qualität. Herr von Gruithuisen meint: „unser Stolz ließe es nicht zu, die Meneen in der Verstandskultur höher zu setzen, als wir stehen, und doch könnte man manche Dinge deuten, daß so etwas zu vermuten stünde." Ich weiß in der Tat nicht, wie die andern Menschen in diesem Punkte denken; aber was mich betrifft, ich bin gar nicht stolz; die Meneen genieren mich nicht im mindesten, und ich räume ihnen überall den ersten Platz ein, mich gern mit dem zweiten begnügend. Doch woran und woraus erkennt man, daß die Meneen zu den gebildeten Ständen gehören? „Ich will hierüber" — sagt Herr von Gruithuisen — „nur Andeutungen zu Konsequenzen geben, die auf die Vermutungen führen müssen, die Meneen stünden auf einer hohen Stufe von Kultur, sowohl der Kunst als der Wissenschaft." Es ist ganz unerklärlich, warum Herr von Gruithuisen hier, gerade hier, wo er die stärksten Beweise hat und gibt, sich so behutsam ausdrückt, warum er, statt zu sagen: *so ist es*, nur von *Andeutungen zu Konsequenzen* spricht, die zu *Vermutungen* führen? Doch lassen wir das gut sein und halten wir uns bereit, uns von den Andeutungen zu den Konsequenzen und von den Konsequenzen zu den Vermutungen führen zu lassen. Haben wir einmal die Vermutungen erreicht, bleibt es uns unverwehrt, die Vermutungen in Überzeugungen zu verwandeln.

„Im Jahre 1796 entdeckte Schröter in einer gewissen Provinz des Mondes ein aus hellen, vollkommen geraden Streifen bestehendes Gebilde, welches einem Ko-

metenschweif ähnlich ist. Da Schröter vor 1788 dieses Gebilde nicht wahrgenommen, so muß es erst um jene Zeit zwischen den Jahren 1788–96 entstanden sein. Solche regelmäßige 20 Meilen lange Streifen kann die Natur nicht ziehen, sie müssen ein Werk der Kunst sein. Was konnte der Zweck der Meneen bei Anlegung eines solchen ungeheuren Kunstwerks sein? Es lassen sich hier nur zweierlei Zwecke denken, welche auf gleiche Weise auf einen hohen Grad von Verstandskultur schließen lassen. Entweder die Meneen haben mit uns *eine Zeichensprache anbinden* oder sie haben *die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darstellen wollen.* Sie haben es darauf abgesehen, *uns zu zeigen,* daß sie von der Ausbildung der planetarischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben. Wäre dieses, so müssen die Meneen gar kleine Begriffe von der Agilität unserer Verstandeskräfte haben, wenn sie wüßten, daß wir Erdenbewohner erst im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, in allem Ernste an die Aggregationstheorie zu denken. Kaum wird ein Physiker einen weitern natürlichen Erklärungsgrund jenes kometenschweifähnlichen Gebilds auffinden, der *nicht matt, unpassend, ungereimt oder wohl gar lächerlich ist.*"

„Wenn nun auch dieses wahrscheinliche Kunstgebilde der Meneen nicht absolut darauf hindeutet, daß dieselben die Größe ihrer körperlichen Kräfte und die Ausdauer ihres Fleißes *uns zur Bewunderung und Nachahmung haben darstellen wollen,* so hat es dennoch sehr viel für sich; gleichwie dieselben Gedanken entstehen müssen, wenn man aufmerksam die Erscheinung zerlegt, die Eisenhard am 25. Juli 1774 um Mitternacht im *Mare Crisium* bis Tagesanbruch beobachtet hat, da, wie es mir scheint, die Mondbewohner die dortige von ihnen ohne Zweifel schon vorausberechnete Pracht eines

nordlichtähnlichen Phänomens auch *mit einer vierfachen künstlichen Beleuchtung verbunden haben.* Oder hat sich damals ein Kaiser oder ein König im Mond krönen lassen oder vermählt? Die Illumination im *Mare Crisium* geschah auch wie bei uns nach Untergang der Sonne."
Es ist sehr zu loben, daß Herr von Gruithuisen als ein ehrlicher Mann überall seine Meinung frei heraussagt; aber die Freiheit, die er sich selbst nimmt, sollte er auch andern verstatten. Es ist daher gar nicht zu loben, wenn, indem er die Illuminationen im Monde naturphilosophisch erklärt, er jede andere, von der seinigen verschiedene Erklärungsart zum voraus verdammt und sie *matt, unpassend, ungereimt und lächerlich* nennt. Die Unschuld muß viel leiden in diesem Jammertale! Aber der Gerechte zittert nicht, und ich werde daher ohne Scheu von den Beleuchtungen der Meneen eine neue Erklärung geben, die, wie ich mir schmeichle, alle billigen Kenner befriedigen wird. Die Sätze des Herrn von Gruithuisen umzustoßen, scheint mir ein leichtes, da sie durchaus keine Haltbarkeit haben. Zuerst wird behauptet: die zwanzig Meilen langen lichten Streifen, die Schröter im Monde entdeckt, wären von den Meneen gebildet worden, um eine Zwiesprache mit uns anzubinden. In den betrübten, taubstummen Verhältnissen, worin Meneen und Menschen gegeneinander stehen, bliebe ihnen freilich nicht anders übrig, als sich durch Zeichen verständlich zu machen, sooft sie sich miteinander unterhalten wollten; aber wie kann dieses geschehen, wenn sie nicht zuvor wegen der Bedeutung der Zeichen übereingekommen? Zwanzig Meilen lange lichte Streifen sind nichts als zwanzig Meilen lange Gedankenstriche, wobei jeder sich denken kann, was er will. Oder es sind Notenlinien, mit Feuerdinte gezogen; aber wo sind die Noten, wo ist die Melodie, wo der Text? Es ist also nichts, gar nichts mit dieser Zeichen-

sprache! Noch weniger Grund hat die Erklärungsart, die Meneen hätten illuminiert, um die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darzustellen. Wenn ein Komet mit einem Planeten zusammentrifft, so mag dieses einen greulichen Lärm verursachen, und solche Schrecken zu versinnlichen, wären akustische Zeichen, Pauken und Posaunen, Kanonendonner, Jammergeschrei viel geeigneter als lange, helle, vollkommen gerade Streifen, die keine andere Vorstellung als die von Ruhe und Ordnung erwecken können. Und wie kann man sich gar denken, daß die Meneen mit so großem Kostenaufwande einen zwanzig Meilen langen Weg illuminiert haben sollten, bloß um uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben? Wie kann den Meneen so viel daran gelegen sein, was wir von ihren astronomischen Kenntnissen halten? Aber Herr von Gruithuisen meint, sie hätten sich über die Agilität unserer Verstandeskräfte lustig machen wollen. Wie! Sind wir berechtigt, die guten Meneen für Prahler und Spötter zu halten? Und wären sie es ja, fänden sie keinen bessern und reichern Stoff für ihre Satire? Ist es denn unsere größte Dummheit, daß wir erst im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, an die Aggregationstheorie zu denken?

Ebenso unzulässig als obige Erklärung der zwanzig Meilen langen Illumination ist die Weise, wie eine andere ähnliche Erscheinung, die Eisenhard im Jahre 1774 beobachtete, gedeutet wird. Damals sollen die Meneen ein prächtiges Nordlicht mit einer *vierfachen* Illumination verbunden haben! Wahrlich wäre dies geschehen, dann hätten die Meneen, die doch Herr von Gruithuisen in der Bildung so hoch stellt, sehr wenig ästhetisches Gefühl, dann müßten sie sich auf optische Vergnügungen sehr schlecht verstehen. Ein Nordlicht durch eine

Illumination verherrlichen wollen, wäre ebenso lächerlich, als wenn wir den Sonnenaufgang mit einem Feuerwerke begleiteten. Auf diese Weise hatte sich einst Raynal abgeschmackt gezeigt, als er, das Andenken Wilhelm Tells zu ehren, in einem engen, von Riesenalpen umschlossenen Schweizertale einen lächerlichen Zahnstocher von Granit, Obelisk genannt, aufrichten ließ. Die andere Erklärung der Eisenhardschen Beobachtung, daß nämlich jene Illumination zur Krönungsfeier eines Kaisers oder Königs veranstaltet worden wäre, hätte zwar in sich nichts Verwerfliches, doch hat sie den Fehler, daß sie mit einer eigenen Erklärung, mit welcher ich jetzt hervortreten will, im geraden Widerspruche steht – und das ist ein Hauptfehler. Die Illumination im Jahre 1774 geschah zur Feier der amerikanischen Revolution. In diesem Jahre föderierten sich die dreizehn Provinzen Amerikas und fielen von England ab. Zwar geschah dies erst am 5. September, und die Illumination fand schon am 25. Juli statt; aber für die klugen Meneen war es eine Kleinigkeit, dieses merkwürdige Ereignis einige Wochen vorherzusehen. Die andere Illumination, die Schröter von 1788 an bemerkte, war zur Feier der Französischen Revolution veranstaltet. Sie begann gleich nach der Zusammenberufung der Generalstaaten und dauerte ununterbrochen bis 1796. Diese meine Auslegung lobt sich selbst, und ich habe nicht nötig, viele Worte zu ihrer Empfehlung zu verwenden.

Was die *Religion* der Meneen betrifft, so war Herr von Gruithuisen früher der Meinung gewesen, daß die Meneen dem Sterndienste ergeben wären, und er hatte jenes oben besprochene kometenschweifartige Gebilde damit in Bezug gesetzt. Er ist aber nachher aus guten Gründen von dieser Meinung wieder abgekommen. Herr von Gruithuisen sagt mit lobenswerter Bedächtigkeit: „Überhaupt würde die Ausmittelung der den Me-

neen eigentümlichen Religionsform mit einiger Gewißheit *vorerst* schon darum ganz unmöglich sein, weil wir nicht wissen, ob es nicht bei ihnen eine ebenso auffallende Verschiedenheit von Völkern gibt wie auf der Erde, bei welchen man doch meist völlig voneinander abweichende Religionsformen antrifft, *die vielleicht deren Urväter aus dem Universum mit auf die Erde herabgebracht haben.*" Herr von Gruithuisen glaubt also, die Religionen wären auch ein Niederschlag aus dem Äther, sie wären zugleich mit den Priestern, die sie lehren, aus verschiedenen Himmelskörpern auf die Erde herabgefallen! Aus welchem närrischen Sterne mag wohl *Fitzliputzli,* ein Gott der Südsee-Insulaner, herabgepurzelt sein? Doch dieses zu untersuchen ist jetzt nicht Zeit: es warten unserer noch einige sehr wichtige Kapitel.

„*Sind die Meneen imstande, dereinst Erdbewohner zu werden?*" – fragt Herr von Gruithuisen, und er antwortet: „Ja. Da wir sie mit den Menschen vergleichen, müssen wir annehmen, daß die Lunge der Meneen gleich der der Menschen organisiert sei. Hätten sie aber auch einen eigenen Lungenbau, können sie immerhin mit einer sonst starken Körperkonstitution auf der Erde fortleben." Frage und Antwort sind gleich überraschend. Nachdem Herr von Gruithuisen die Meneen hoch über die Menschen gestellt, und das mit allem Rechte, denn sie veranstalten Illuminationen, die zwanzig Meilen weit gehen, sie haben die Aggregationstheorie gekannt, als wir noch keine Ahnung davon hatten, und sie sind, was „*ausgemacht*" ist, „*größer als wir, vielleicht wahre Riesen*" – nach dem allen bereitet er ihnen keine schönere Zukunft, als daß sie auf unsere jämmerliche Erde, die doch wahrlich kein Prytaneum des Verdienstes ist, herabkommen werden! So wird die Tugend belohnt, so werden Künste und Wissenschaften aufgemuntert, so

wird es den Meneen gedankt, daß sie die Aggregationstheorie entdeckt. Doch genug davon; jedem Manne von Gefühl muß das Herz bluten über solche Ungerechtigkeiten. Auf welche Art nun können die Meneen Erdbewohner werden? Auf eine sehr einfache Art: Der Mond bringt sie herab. *„Bis sich der Mondkörper in die Erde versenkt, können 25 bis 30 000 Jahre vergehen“*, sagt Herr von Gruithuisen, und dann spricht er wie folgt: „Es haben die Meneen auf verschiedene Mittel bedacht sein müssen, um zu schützenden Wohnungen zu kommen, als der Komet zum Planeten und der Planet zum Monde geworden war und sich allmählich die kometarische Bodenwärme verloren hatte. Was werden die Meneen wohl noch alles erfinden müssen, um die 25 000 Jahre auf einem immer kälter und wasserleerer werdenden Weltkörper in derselben Gemächlichkeit fortleben zu können! ... Wenn der Mond sich nun in die Erde versenkt, wird er einen etwas kleinern Platz einnehmen, als der *Komet Neuhollands* einnimmt. Der Ort, wo er sich an seinem Äquator versenkt, wird auf den Äquator der Erde oder nicht weit von ihm treffen. Alle organische Wesen vom Monde und von der Erde werden abgespült, und was sich nicht abspülen läßt, gerät in die Einsenkungsfugen und wird zermalmt. Was sich aus der Katastrophe rettet, *lebt fort, wenn es eine kräftige Natur hat,* und was den Tod leidet, wird zur ewigen Urkunde dieser Begebenheit in den Flöz- und aufgeschwemmten Gebirgsformationen deponiert, die sich dortherum neu bilden.“ Daß der Mond einst zur Erde herabkommen wird, hat Ossian schon vor fünfzehnhundert Jahren behauptet. In einem seiner Gesänge sagt er: „... auch du wirst fallen in irgendeiner Nacht und deinen blauen Pfad am Himmel verlassen! Dann heben die Sterne ihre Häupter empor – sie, die jetzt noch deine Gegenwart beschämt, sie

werden frohlocken!“ Ob aber die Menschen frohlocken werden, ist sehr zu bezweifeln. Was mich betrifft, so bin ich ruhig; ich habe eine schwächliche Konstitution und fürchte nicht, das schreckliche Ereignis zu erleben. Aber die starken und gesunden Leser des Herrn von Gruithuisen bedaure ich von ganzen Herzen. Welches Schicksal steht ihnen bevor, wenn der Mond kömmt? Entweder sie dauern fort, weil sie eine kräftige Natur haben, und dann werden sie von den Meneen, die ausgemachte Riesen sind, wie Kinder mit Geringschätzung behandelt werden, oder sie gehen auf die eine oder die andere Art jämmerlich zugrunde. Sie werden abgespült, oder sie geraten in die Versenkungsfugen und werden zermalmt, oder sie werden in die staubigen Archive der Flözgebirge als Aktenstücke niedergelegt oder müssen als Wachssiegel in dunkeln Kapseln zur Beglaubigung der Vergangenheit dienen – gewiß das traurigste diplomatische Los, das sich nur denken läßt! Doch Herr von Gruithuisen malt den Mondfall anders und schöner aus. Hören wir, was er in dem Kapitel: *„Was werden die Geen und Meneen bei dieser Katastrophe tun und leiden?“* weiter erzählt.

Die Fluten werden größer, die Ebben kleiner, die Mondsmonate kürzer, die Meeresströmungen heftiger, das Meer steigt. Das Rote Meer bricht periodisch in das Mittelländische, das Mexikanische zum Großen Ozean für immer durch. (Die Amerikaner müssen wohl von dem bevorstehenden Mondsfalle noch nichts wissen; denn wie man gehört, haben sie den Plan gefaßt, die Meerenge von Panama mit großer Mühe und vielen Kosten zu durchstechen.) Die Molukken- und Sundainseln werden immer mehr zerfressen und die meisten, zwischen den Tropen gelegenen Inseln des Stillen, Indischen und Atlantischen Meeres unter Wasser gesetzt. Man wird sich von den Inseln auf die Kontinente, von

den Niederungen in die höheren Gegenden flüchten ... Nun wird man anfangen zu berechnen, wie lange noch bis zu der Zeit hin ist, wo sich der Mond in die Erde senkt; man wird dagegen wieder ausrechnen, daß diese Begebenheit nicht möglich sei, während die Äquatorsbewohner sich allmählich immer näher gegen die gemäßigten Zonen flüchten müssen, und so wird es fortgehen, bis die Inseln und niedrigen Tropenländer menschenleer sein werden. Auch das Innere der Erde wird unruhig werden; Erdbeben, Vulkane, Völkerwanderungen nach Norden, Kriege, später auch Auswanderungen aus den gemäßigten Zonen nach den nördlichen, aber minder kriegerisch, *weil nur die klügern fortgehen und die minder klugen bleiben werden* ... Nun wird man mit gewöhnlichen Taschenfernröhren schon die Kunstwerke der Meneen ebenso sehen und bewundern, *wie ich sie mit starken Achromaten sah und bewunderte*, aber man wird sie leer finden (die Kunstwerke?), denn die Meneen sind allmählich aus Mangel an Wasser und aus dem Besitze der Kunde von dem, was da kommen soll, auf die von uns abgekehrte Seite des Mondes gewandert und haben die Mitte desselben eingenommen ... Endlich erwartet man mit bangem Herzen die Katastrophe der Berührung der großen Weltkörper und das Einsinken des kleinern in den größern und sieht sich auf große Erdbeben vor, die auch nicht ausbleiben können; das Meer kommt und geht. Sobald die Unruhen und Oszillationen der Gewässer alle vorüber sind, wird man eine ganz andere Geographie haben. (Die Verleger der geographischen Handbücher und Landkarten werden wohltun, ihre Auflagen nicht zu stark zu machen. Gleditsch Erben in Leipzig werden die Vorsicht ihrer Ahnen nicht genug loben können, daß sie sich mit der Enzyklopädie nicht übereilt; es wird nur nötig werden, diese bis zum Buchstaben L umzuarbeiten.)

Große Erschütterungen haben die Meneen der Katastrophe ertragen; Stürme, Gewitter. Die neue, dichte, feuchte, stets warme Luft, kurz, der ganze Epochenwechsel rafft Tausende der Meneen durch Seuchen hin, bis endlich eine der Erde mehr anpassende Generation der *Gemeneen* entsteht ... Mittlerweile bekommen die Gemeneen Besuch von den Geen (das wäre gegen alle Etikette; die Schicklichkeit erfordert, daß die Gemeneen den Geen die erste Visite machen). Austausch der Geschichte, Begriffe, Naturalien und Kunstwerke. Neue goldene Zeit. Die Erde dreht sich geschwinder. (Wie wird der *Offenbacher Staatsmann* jammern – er, der neulich in einer sehr geistreichen Abhandlung gezeigt, daß das Kopernikanische System alle die heillosen Revolutionen unserer Zeit herbeigeführt; denn, bemerkte er sehr richtig, da die Erde sich bewege, wäre es den Geschöpfen auf ihr nicht zu verargen, wenn sie dem gegebenen Beispiele folgten und keine Ruhe hätten – wie wird er jammern, wenn er erfährt, daß die Erde sich einst noch schneller drehen und, was noch stabil geblieben, völlig über den Haufen werfen wird!) Die Witterung wird regelmäßiger, die Atmosphäre der Erde dichter und darum wärmer; mit einem Worte, es wird eine neue Erde sein. Selbst die Natur der Geen wird veredelt werden in ihrer Organisation; ob auch ihre Moralität und Sitten, das überlasse ich jedem andern zur Untersuchung ... *„Solche Ergebnisse konnten nur durch philosophische Reflexionen gewonnen werden. Sie waren bestimmt, der Erfahrung vorauszueilen; aber ob sie das taten, wird die Nachwelt durch Stimmenmehrheit oder durch Überzeugung richten."*

Das Programm der Feierlichkeiten bei der bevorstehenden Ankunft des Mondes, das uns hier gegeben wird, ist umständlich genug und befriedigt jede billige Neugierde. Vielleicht hätte mancher noch manches gern er-

fahren, wovon das Programm schweigt; aber das müßte ein sehr ungelehriger Schüler sein, der nicht in der Prophetenschule des Herrn von Gruithuisen gelernt, die Zukunft vorauszusehen und sie sich selbst zu deuten.

30.

Brief an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel

[1823]

Lieber Herr! Sie selbst werden es sehr gut verstehen, warum ich Sie einen siebenjährigen Deutschen in Neapel nenne: weil Sie nämlich sieben Jahre dort wohnen. Aber wegen der übrigen Leser mußte ich dieses erklären. Ich habe mir, um die erforderliche Kürze der Überschrift zu erhalten, diese Sprachfreiheit *nehmen* müssen; denn hätte ich darauf warten wollen, bis man mir die Freiheit oktroyiert, hätte ich lange warten können. Ehe ich von meinen Angelegenheiten spreche, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß ich Ihnen keine Geheimnisse zu schreiben und daher nicht Gelegenheit habe, die schöne Entdeckung zu benutzen, die ich vor kurzem gemacht. Ich habe nämlich ein Mittel gefunden, Briefe gegen vorzeitiges Eröffnen zu sichern; es besteht darin, die Briefe drucken zu lassen und gar nicht zu versiegeln. Vielleicht wundern Sie sich, lieber Herr, daß ich jenes Briefeöffnen nur vorzeitig nannte und nicht abscheulich wie andere Publizisten tun. Ich weiche aber hierin von der gewöhnlichen Ansicht ab. Meiner Meinung nach liegt jenen amtlichen Vorlesungen mehr eine medizinische Polizei als irgendeine andere zum Grunde. Man hat Beispiele genug, daß Menschen gleich nach Empfang eines Briefes krank geworden oder gar gestorben sind. Oberflächliche Ärzte haben dann behaup-

tet, der Inhalt des Schreibens und die dadurch bewirkte Gemütsbewegung hätten das getan. Es rührte aber bloß von der verdorbenen Luft her, die sich in lang verschlossenen Briefen notwendig erzeugen mußte und welche die Empfänger ohne Vorsicht eingeatmet hatten. Um diese Gefahr zu entfernen, öffnet eine gute medizinische Polizei die Briefe auf verschiedenen Poststationen und erneuert die darin enthaltene Luft. Sieht das einer Abscheulichkeit ähnlich?

Jetzt zu meinem Anliegen, und zwar zu dessen erstem Teile. Ich habe im *Literarischen Konversationsblatte* mit vielem Vergnügen einen Bericht gelesen, den Sie über den letzten Ausbruch des Vesuvs eingeschickt. Der Ausbruch fand am 22. Oktober v. J. statt, und die Lebhaftigkeit Ihrer Schilderung läßt schließen, daß Sie den empfangenen Eindruck sogleich zu Papier und daß die italienische Post das Papier sogleich nach Leipzig gebracht. Aber erst am 23. April d. J. stand Ihr Bericht abgedruckt; also ganze sechs Monate später. Die Lava, so langsam sie auch schleicht, hätte sie ihren Lauf nach Leipzig genommen, wäre dort früher erschienen als Ihre Warnung. Ich bitte Sie, sich mir anzuschließen, damit wir gemeinschaftlich darüber nachdenken, wie die beschwerliche und langsame Verdauung der deutschen Buchdruckereien zu heilen sei. Sollte sie von Überladung herrühren? Aber in Frankreich wird nicht weniger geschrieben und gedruckt, und dennoch erscheinen die Bücher so schnell. Von den Übersetzungen der Scottischen Romane werden in Paris sämtliche Bände an *einem* Tage ausgegeben; in Deutschland erscheinen sie aber in großen Zwischenräumen, so daß ich von vier Scottischen Romanen nur die ersten Teile gelesen, weil, als die folgenden erschienen, ich das Gelesene wieder vergessen hatte und es mir verdrüßlich war, um den Zusammenhang der Geschichte zu gewinnen, eine gemachte

Lektüre noch einmal vorzunehmen. Gute Werke werden im Leipziger Meßkatalog dreimal aufgeboten, aber nicht wie Leute, die sich verehelichen wollen, von Woche zu Woche, sondern von Halbjahr zu Halbjahr. Aus Ihrer Darstellung, wertester Herr, sieht man, daß Sie ein geübter Schriftsteller sind und es Ihnen also weniger Freude als Ihren Lesern macht, sich gedruckt zu sehen. Wenn dieses aber nicht wäre, wenn Sie ein anfangender Schriftsteller wären – in Neapel sind Sie ohnedies, wo die Sonne alle Neigungen und Leidenschaften schneller treibt und heißer ausbrütet –, würden Sie nicht gestorben sein vor Ungeduld, ehe Sie Ihren Bericht im *Literarischen Konversationsblatte* gesehen? Zu den sechs Monaten, die der Druck erforderte, müssen Sie auch noch drei andere rechnen, die der Fuhrmann gebraucht hätte, Ihnen das Blatt nach Neapel zu fahren. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Oktober 1813 zu Fuß von Heidelberg nach Frankfurt gegangen; auf dem Wege schloß ich mich einem Fuhrmanne an, denn das Leben der deutschen Fuhrleute war mir immer sehr poetisch erschienen, und ich wollte dieses Dessert meiner akademischen Freiheit auch noch verzehren, ehe ich an die saure Arbeit ginge. Aber so sehr ich auch meinen Gang mäßigte, vermochte ich doch nicht, mit den Gäulen Gleichschritt zu halten, und ich mußte nach jeder Viertelstunde wieder umkehren, so daß ich den Weg gleich einem Pudel drei- bis viermal machte. Auf dem Wagen bemerkte ich einen Ballen Bücher, der nach Leipzig adressiert war. Damals fiel mir daran nichts auf als die Adresse, welche lautete: „An die *löbliche* Buchhandlung N. N.“ Ehrliche Deutsche! – dachte ich, ihr macht nicht bloß lebendigen Geschöpfen Komplimente, sondern auch toten Sachen, die ja das Kompliment nicht erwidern können! Entspringt Schmeichelei aus so edeln, uneigennützigen

Triebfedern, dann ist sie als Tugend sehr zu preisen! ...
Einige Wochen später aber fiel mir bei, daß, wenn in dem Pakete *Klübers* Staatsrecht des Rheinischen Bundes gelegen, das sich ein Leipziger verschrieben, das Buch bei seiner Ankunft für den Besteller gar keinen Wert mehr gehabt hätte, da unterdessen die deutschen Fürsten zur guten Sache übergetreten waren und der Rheinische Bund aufgelöst worden.
In ihrem Berichte, wertester Herr (und das ist meines Anliegens anderer Teil), beschrieben Sie das vom Vesuv herabwogende Feuermeer schön und schauerlich, und dann sagten Sie folgendes: „In solchen Augenblicken scherzen zu können, beweist wenigstens ein fühlloses, wenn nicht ein geradezu schlechtes Herz. Und doch geschah es! Wir trafen viele Zuschauer beider Geschlechter und von allen Nationen dort, welche ihren Witz laut werden ließen. Einer – leider ein Deutscher – trieb es so weit, daß er ein Paar Spiele Karten hervorzog, indem er, wie er sagte, sich vorgenommen habe, im Angesichte der Lava eine Partie Whist zu machen!! – Zum Glück war ein anderer Deutscher so entschlossen, ihm die Karten wegzureißen und sie in die glühende Lava zu schleudern – und das von Rechts wegen." – Zuvörderst erlauben Sie mir die kleinliche Vermutung, daß in dem letzten Satz etwas fehlt. Den Worten: *so entschlossen*, scheint ein Sätzchen folgen zu müssen, das mit *daß* anfängt, etwa: *daß die Whistpartie unterblieb*. Bei der Eilfertigkeit, womit Ihr Bericht abgedruckt worden ist, muß man sich nur verwundern, daß nicht noch mehrere Druckfehler darin vorkommen. Jetzt aber erlauben Sie mir, die beiden Geschlechter und die verschiedenen Nationen, die auf dem Vesuv witzig waren, gegen Ihre Anklage in Schutz zu nehmen. Sie sagen: wer auf dem Vesuv Witz zeige, müsse ein Herz ohne Gefühl, ja ein durchaus schlechtes Herz haben. Ein so

ungerechtes Urteil hatte das Französische Revolutionsgericht in den Tagen des Schreckens nie ausgesprochen! Den Deutschen unter den Witzigen wäre nichts vorzuwerfen, als daß sie ihren Witz nicht im Lande verzehrt; den andern Nationen aber ist gar nichts hierüber zu sagen. Nicht aus Übermut, aus Angst waren sie witzig, wie es die Menschen gewöhnlich sind, wo sie sich in Gesellschaft fürchten. Wer der Gefahr spottet, gedenkt ihrer; der wahre Held aber denkt gar nicht an die Gefahr. Doch ist ein Herz darum schlecht, weil es furchtsam ist? Was aber jenen Deutschen betrifft, der auf dem Vesuv eine Partie Whist spielen wollte, so hätte ich selbst zwar ein solches Verlangen nie gezeigt, weil ich kein Whist verstehe; wäre mir aber in den Sinn gekommen, „im Angesicht der Lava" eine Partie Pikett zu spielen, und ein gemütlicher Landsmann hätte mir die Karten aus den Händen reißen wollen, so würde ich, wie folgt, zu ihm gesprochen haben und wäre dabei so in Eifer geraten, daß ich ihn gegen alle Regeln der Höflichkeit geduzt hätte.

„Fremdling! Nicht darum nenn' ich dich Fremdling, weil du, wie ich an deiner Aussprache höre, ein Württemberger bist, ich aber ein Nassauer bin; sondern weil deine Gesinnungen und deine Gefühle meinem Kopf und meinem Herzen ganz fremd sind. Du drohst, meine Whistkarte in die Lava zu werfen? Tue es, was liegt daran? Ich kauf' mir eine andere; es gibt der Damen, Buben und Könige und Kreuze noch genug in der Welt. Aber denke ja nicht, mich mit dieser groben Koketterie zu täuschen — ich durchschaue dich, Fremdling, du schmeichelst dem Vesuv, weil du vor ihm zitterst, und du zitterst vor ihm, wie du vor dem Geheimen Rate in deiner Kreisstadt zitterst. Du findest es kleinherzig, Whist zu spielen im Angesichte dieser erhabenen, verderbendrohenden Natur! Sag' mir, Fremdling, hast

du je die Karte hingelegt, wenn unter den Fenstern des Kasinos, wo du spieltest, weinende Kinder ihren Vater zu Grabe getragen? Du tändelst morgens beim Frühstücke mit deinem Weibchen und hast noch die Zeitung in der Hand, die dir vom spanischen Bürgerkriege erzählte, und wie dort nicht *ein* Vesuv Flammen speit, sondern zwei Vulkane gegeneinander wüten. Jede Freude wird am Strande eines Abgrunds gepflückt. Tanze, wo du willst, du tanzest über Gräbern; singe, wann du willst, Tränen begleiten dein Lied; siedle dich mit deinem Glücke an, wo du willst, die Trauer ist deine Nachbarin. Kennst du den Scherz nicht, kennst du den Ernst nicht; denn der Scherz ist der Staubfaden des Ernstes, sein Geschlecht anzeigend. Schau' her, Fremdling; ich selbst werfe jetzt die Karte in die Glut, aber mit Freiheit, nicht wie du aus Kriecherei. Gib mir deine Hand, Württemberger, dort liegt die Asche meines Zornes!"

31.

Vorrede

zu dem Buche: „Die Spende. Eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen usw.

Herausgegeben von Berhard Reinwald
Offenbach, 1823."

Die Bescheidenheit des Herrn Herausgebers dieser Sammlung: zu verschweigen, daß er sie veranstaltet, mit dem Geldertrage derselben den Armen seines Wohnortes beizustehen – wird von der größern bedeckt, daß er mich ersuchte, eine Vorrede dazu zu schreiben. Ich ziehe diese weg, um jene zu enthüllen. Wie ich aber zu der unverdienten Ehre gelangt, mag der Himmel selbst nicht wissen, dessen Rechnungsbuch über ausgeteilten Ruhm seit zweitausend Jahren mit der

größten Unordnung geführt wird. Doch wie es auch gekommen – ich will gern der Klingelbeutel sein, der die Mildtätigkeit der Guten ermuntert! Freilich erscheint jeder unansehnlicher Gestalt, der für die Armen nur sprechend, sich dem zur Seite stellt, der für sie handelt. Aber in unsern heißen Tagen ist die Tat der Donner und das Wort der Blitz, und die Pause zwischen beiden wird immer kürzer, weil die Gewitter immer näher rücken. Fruchtlos bleibt manches Tun, doch selten mehr *spricht* man jetzt vergebens.
Wir üben die Wohltätigkeit wie ein gemeines Handwerk und bestreben uns nicht und verstehen es nicht, sie zur schönern Kunst zu erheben. Das beweinenswürdige Geschlecht! Es ist tugendhaft im Schweiße seines Angesichts und spielend schlecht, statt daß den glücklichern Menschen einer bessern Zeit die Tugend eine festliche Freude war und das Laster der Wochentage sauere Mühe. Der Eigennutz ist der Dünger unserer Gutherzigkeit; weil der Hunger ein Räuber ist, den wir fürchten, bezähmen wir ihn, und sobald er still ist, regt sich nichts mehr in uns. Unsere Wohltätigkeit ist nur eine bessere Polizei, und man ist noch nicht gut, wenn man besser ist als die. Wohltaten sind jetzt so unerquicklich für den Geber wie für den Empfänger; weil, wo die Not aufhört, erst die Freude beginnt, mit der Not aber unser Erbarmen endet. Wir sind nur der christlichen Tugend des Mitleids fähig; aber die schönere der Mitfreude ist uns fremd geworden. Wir geben den Armen Brot und keinen Wein und vergessen, daß man Brot nur zwei Tage entbehren kann, Wein aber siebenzig Jahre hindurch. Was machte Heinrich IV. zum besten aller Könige? Daß er nicht gewünscht, alle seine Untertanen möchten Brot haben alle Tage, sondern ein Huhn einmal jede Woche. Diese engherzige Zeit hat es als eine schöne Erfindung der

Menschenliebe gepriesen, daß man die Hunde um ihre Knochen betrogen und den Armen Rumfordische Suppen daraus bereitet! Fromme Christen, wenn sie ihre Erben beneiden, lassen Spitäler bauen und sorgen dafür, daß jedes sieche Dasein gefütttert und gefristet werde, damit ja kein rascher Tod ein Leben voll Kummer und Entbehrung endige. Aber freie Schauspielhäuser zu errichten, damit das arme Volk eine geistige Freude habe, worin es seine trockne Kruste tunke, das fiel noch keinem ein! Glücklich nur ist in unsern Tagen, wer courfähig oder spitalfähig ist; wer aber mit unbiegsamen, doch gesunden Gliedern in der Mitte wandelt, sucht vergebens eine Blume der Freude im umzäunten Garten; man spendet ihm erst getrocknete Apothekerkräuter, wenn er krank und bettlägerig geworden.

Als wäre das Leben allein der Zweck des Lebens, glauben wir genug getan zu haben, wenn wir den Armen das Leben fristen, und das freudehungrige Volk muß dreißig Jahre warten, bis ein Kronprinz geboren wird und man ihm erlaubt, die Brosamen der Hoflust zu verzehren. So gemein prosaisch wird das Wohltun betrieben, daß man hartherzig wird aus Geschmack, und es ist wahrlich gut, daß der Himmel die Almosen vergilt, die man dem Bettler reicht; das Geben selbst belohnt nicht die Gabe. Auch in alten Zeiten hat man das Volk wie ein Kind geführt, aber dafür gaben ihm die Großen Kinderspiele und süße Leckereien und nahmen sich den Ernst und die saure Mühe; jetzt aber, wo man das Volk unmündiger als je behandelt, muß es arbeiten und nüchtern wie ein Philosoph leben, dessen Vormünder aber spielen und essen Zuckerbrot. Einem Handwerksmanne des alten Roms, kehrte er ins Leben zurück und säße auf der Dreibatzengalerie unserer Theater, müßte zumute sein wie einem Flibustier,

der, nachdem er sich früher alle Tage auf hohem Meere goldne Beute erjagte, dahin gekommen, jeden Pfingstmontag für zwei Kreuzer über den Main zu fahren, um dann einige Stunden in Staub und Hitze zu Fuße zu gehen. Freilich schlagen unsere wohlerzogenen, weichen, furchtsamen, polizeikommissarischen Herzen sehr stark, wenn man uns daran erinnert, daß im Amphitheater des Vespasians neunzigtausend Zuschauer unentgeltlich gesessen und daß es unter diesen Umständen fast nicht möglich war, verdächtige, von irgendeiner orientalischen Majestät requirierte Reisende nach beendigtem Schauspiele zu arretieren. Wir freuen uns dann unserer schönern Zeit, wo über je drei Menschen vier Aufseher gesetzt sind und wo nur noch Seelen in der Einsamkeit zerquetscht werden, aber keine Körper mehr im Gedränge.
Das Christentum rühmt sich, die Sklaverei abgeschafft zu haben; aber die Sklaverei der Alten war auch eine ihrer Hautkrankheiten, die sich jetzt auf die edlern innern Teile der Völker und Staaten geworfen hat. Es hat jetzt alles eine Haut wie Sammet so weich und fleckenlos wie Schnee, und darunter sitzt das kranke, angefaulte Leben. Waren die leibeigenen Menschen des Altertums nicht glücklicher als die geisteigenen unserer Tage? Jene lebten in unfreiwilliger Kindschaft, aber sie genossen von ihren Herren auch väterliche Sorgfalt; diese, verwaist und frei aller verwandtschaftlichen Bande, sind verlassen und der launischen Hülfe Fremder hingegeben. Jene waren doch wenigstens lebendigen Geschöpfen untertan, diese sind leblosen Sachen unterworfen, sie sind Sklaven ihrer Bestimmung, der Schere, der Feder, des Hobels oder sonst eines elenden Handwerkzeuges. Wo haben jetzt noch die Niedriggebornen wie sonst ihre Patrone, bei denen sie in Sorge und Not Rat und Beistand finden? Nichts wird ihnen

als ein toter Heller, der keine Früchte trägt und dessen Gabe beschämt, weil sie durch Liebesdienste dem Geber nicht vergolten werden kann; denn das arme Volk hat nichts mehr zu verschenken – *aller Segen kommt von oben!*

Man wähnt, der Menschheit wäre das Glück zugemessen und zugezählt, und über dieses Maß und diese Zahl hinaus werde nichts bewilligt, und darum hätten die Menschen sich untereinander abzufinden; denn was der eine genieße, müsse der andere entbehren. Dieser Wahn entspringt aus der schwachen und eiteln Gesinnung unseres Geschlechts. Millionen Menschen müssen so viele Freuden des Lebens entbehren, weil die Hunderte, die sie genießen, sie nur dann genießen, *wenn* Millionen sie entbehren. Das Silber macht den Wert des Goldes, das Parterre ist die Folie, die der Loge Glanz gibt, und jeder Kasinoball wird mehr durch diejenigen verherrlicht, die *nicht* dabeisein dürfen, als durch die, welche daran teilnehmen. Die Sonne hat Licht genug, alle Welt zu bescheinen, und leuchtet sich nicht aus, wenn noch Milliarden Menschen mehr unter ihr wandeln. Darauf kommt es an, daß wir Augen und unsere Wohnungen Fenster haben. Wollt ihr das Volk beglücken, gebt ihm nur Sinn für Glück. Doch wo noch die meiste Freiheit herrscht, hat man die Wahl, taub, stumm oder blind zu sein, aber alle seine Sinne zugleich zu gebrauchen, ist nur denen erlaubt, die sich alles erlauben. Des Bürgers Häuschen hat nur eine einzige Tür, und während der Freudenarme auf der Schwelle steht und das Glück erwartet, geht dieses auf einer andern Seite vorbei. Auch das Schicksal neckt sich gern mit einfältigen Menschen: den Füchsen unter ihnen setzt es das Glück in enger Flasche, den Störchen auf flacher Schüssel vor. Die gütige Natur aber gab dem Menschen Schnauze *und* Schnabel, daß er auf alle Fälle

gerüstet sei und nie verdurste; doch diese angebornen Rechte werden dem Bürger durch Erziehung entzogen. Was ihr für die Quelle des Reichtums achtet, das ist die Quelle der Armut: *Die Teilung der Arbeiten.* Eitle Staatssophisten prahlen damit, wie sich der menschliche Geist so herrlich hoch hinaufgeschwungen und man es dahin gebracht, daß an jeder Stecknadel zwanzig Menschen arbeiten. Die Unglückseligen wissen nicht, daß darum auch jeder Gewinst von dem Werte einer Stecknadel unter zwanzig Menschen verteilt wird und daß man hundert zufriedene Menschen braucht, einen vollkommen glücklichen und hundert Festtage, einen ganz frohen Tag zu bilden. Unser gesellschaftliches Leben ist ein Schachspiel: Könige wie Bauern stehen hölzern auf dem ihnen angewiesenen Felde, wandeln gezwungen auf dem vorgeschriebenen Wege und sind sich einander gleich an Dienstbarkeit, noch ehe sie der Tod in seine Schachtel wirft. Frei sind nur die Ritter, welche Königen und Bauern über die Köpfe springen und jeden Weg gehen, nur den geraden nicht. Mit dieser Einrichtung mag wohl Herr Fouqué zufrieden sein, der selbst ein Ritter ist; aber kein Bauer kann es, kein König sollte es sein. Dahin hat es die lächerliche Titanen- und Göttersucht dieses Zwerggeschlechts gebracht! Sie haben die Menschen untereinander gestaffelt, daß die Welt einer Treppe gleicht ohne Dach und Fach, die zu nichts führt. Und nachdem sie damit fertig geworden, haben sie selbst die leblosen Dinge untereinander geordnet und eine Aristokratie der Sachen eingeführt. Selbst die alte, ehrwürdige Tetrarchie der Elemente haben sie abgeschafft, weil ihnen diese noch zu republikanisch geschienen, und haben nur das Feuer monarchisch bestehen lassen, ihm aber Luft, Wasser und Erde gehörig untergeordnet. Wie nun jetzt die rechte Hand mit Verachtung zur Linken hin-

übersieht, will auch das Werk der rechten Hand über das der linken herrschen. Diese Verhältnisse aber sind zu unnatürlich, als daß sie ohne Kunst zu erhalten wären, und darum haben diejenigen, welchen daran liegt, daß sie fortbestehen, die List zur Gewalt gesellt und haben den Bürgern, denen sie jedem einen kleinen Lebensring angewiesen, vorgelogen, dieser Ring sei ein unermeßlicher Kreis, den zu durchwandern kaum die Lebensdauer eines Menschen ausreiche; darum möge sich ja keiner zerstreuen und über die Grenze schweifen, sondern jeder soll in seinem Gebiete bleiben und es benutzen und sein Geschäft zur größten Vollkommenheit zu bringen suchen. Die leichtesten Dinge von der Welt, das Reiten, das Regieren, das Bierbrauen werden mit einer Anstrengung und Ausdauer gelehret und gelernt, als wären sie die schwersten Verrichtungen des menschlichen Geistes. Pythagoras wanderte nicht länger umher, sich aus Indien und Ägypten göttliche Weisheit zu holen, als jetzt ein Geselle wandert, ein Paar Stiefel machen zu lernen, und das Meisterrecht, eine Semmel zu backen, wird erst nach längern Prüfungen zugestanden, als man sonst zu dulden hatte, die eleusinischen Geheimnisse zu erfahren. Daher die Armut; daher der Hunger des Herzens und des Magens; daher das Darben des Geistes und der Sinne! Weil jeder Bürger nur *ein* Glied übt, nur *eine* Fähigkeit ausbildet, nur *einen* Weg gehen darf, muß er verderben, wenn das Glied krank, die Fähigkeit unzureichend, der Weg verfehlt oder ungangbar geworden. Ein Fahnenjunker in Friedenszeit läßt sich füttern und lebt vom Schweiße des Landmanns, denn er hat nicht gelernt, eine Erbse aufzuziehen, und Cincinnatus, der weder in einer Kadettenschule noch bei Fellenberg erzogen worden, schritt vom Ackerbau in den Krieg, kehrte vom Kriege zum Ackerbau zurück und wußte

Schwert und Pflug gleich gut zu führen. Aber freilich haben jetzt die geistreichsten Bürger, wenn sie von ihrer Fronarbeit kommen, täglich fünf Stunden in Teegesellschaften und am Spieltische zu verwenden und finden nicht Zeit, sich menschlich auszubilden.

32.

Für die Juden

(1819)

1.

Für Recht und Freiheit sollte ich sagen; aber verstünden das die Menschen, dann wäre keine Not, und es bedürfte der Rede nicht.

Weil sie keinen Schwerpunkt haben, weder im Geiste, welches das Recht, noch im Herzen, welches die Liebe ist, straucheln und fallen sie bei jeder Bewegung, führt sie jeder Schritt weiter vom Ziele, macht sie jede Erfahrung unerfahrner, ist ihnen jede Erscheinung fremd und erwachen sie jeden Morgen neugeboren. Weil sie den Bau der Menschheit nicht kennen, erscheint sie ihnen nur als ein Gemenge von einzelnen, weil sie den Bau des Staates nicht kennen, ist ihnen dieser nur ein Haufen von mannigfaltigen Ansprüchen und Gelüsten, die alle nach Vorherrschaft streben und sich befeinden. Darum verwirrt so vieles die Sinne dieser armen Menschen, und fast zu grausam ist die Vorsehung, daß sie die Buße für Jahrhunderte der Schuld einem einzelnen Geschlechte aufbürdet.

Unser Vaterland liegt krank darnieder. Es zu heilen, darauf kömmt es an; aber so groß ist die Verworrenheit der Machthaber, daß man wünschen muß, es gäbe nur Übelwollende, denn die Gutgesinnten verderben am meisten. Jene sehen schadenfroh dem Übel zu und tun oft nichts Schlimmeres, als daß sie dessen Verlauf der Natur überlassen. Diese aber, mitleidig, hülfsbegie-

rig und unwissend, greifen handelnd ein. Alle Glieder leiden, und da üben sie für jedes und für jeden Schmerz eine besondere Heilungsart. Sie sind so toll, daß sie auf den fieberhaften Puls ein Pflaster legen, ihn zu besänftigen, als säße da der Grund des Übels. Oder wäre es nicht so? Kennet ihr den Blutlauf des Volkslebens, und hätte ich nicht erst um Verzeihung zu bitten, wenn ich von so weitaussehenden Grundsätzen zu den Juden – *hinabsteige,* wie ihr sagen werdet? Von den Hassern jener unglücklichen Menschen rede ich nicht; sondern von den Billigen, von den Gleichgültigen. Diese Judenverfolgung, mögen sie denken, das sei keine vaterländische Sache, eine Kleinigkeit. Freilich, eine häßliche beblatterte Lippe mag jungen Mädchen nur nicht küssenswert dünken; aber Heilkünstler sollten wissen, daß sie von bösen Säften zeuget.
Will man reden von dem unversöhnlichen Hasse, der schon achtzehn Jahrhunderte die Juden verfolgt, so darf man nicht von dem Geschehenen reden, sondern von dem, was geschieht und geschehen soll. In der vollbrachten Tat war Notwendigkeit, Freiheit ist nur in der zu vollbringenden. Was die Menschen verschulden, nicht was die Menschheit verschuldet, kann gerichtet werden; ein Irrtum, der fast zweitausend Jahre gedauert, steht höher als jeder Tadel. Doch wenn der betrachtende Geist hoch und ruhig schwebt über Nebel und tobende Gewässer, über Leidenschaften, über verwirrende Verhältnisse und jede Sünde und jeden Irrtum ausgleicht, so dürfen die niederstehenden, gemeinen, ruchlosen und wahnsinnigen Menschen dort oben keine Rechtfertigung suchen für all ihr Treiben. Denn wie die Erde sich um ihre Achse dreht, indem sie die Sonnenbahn durchwandelt, so hat auch der Mensch eine doppelte Bewegung, eine besondere und eine allgemeine. Diese reißt ihn unaufhaltsam fort; es ist sein Schicksal.

Jene wird von seinem Willen bestimmt; es ist die Freiheit.
Worin das böse Verhängnis der Juden besteht, ist schwer zu erfassen, weil es seine Laufbahn noch nicht vollendet hat und erst im Tode der Dinge ihre Lebensbedeutung sich offenbart. Es scheint aus einem dunkeln unerklärlichen Grauen zu entspringen, welches das Judentum einflößt, das, wie ein Gespenst, wie der Geist einer erschlagenen Mutter, das Christentum von seiner Wiege an höhnend und drohend begleitete.
Aber wir wollen hinabsteigen zu den freien Handlungen der Menschen, tief hinab zu der sumpfigen Gegend, wo all das häßliche, giftige Schlangengezücht wohnt, das bösen Dunst verbreitet, so vielen unschuldigen Geschlechtern das Dasein verpestet und sie um den Preis ihres Lebens prellt.
Vormals hatte man aus Glaubenswut Juden und Ketzer verbrannt; aber weil dieses unmenschlich war, kann es nicht menschlich gerichtet werden. Man beraubte die Gemordeten; denn das Fett der Schlachtopfer war stets der Lohn der priesterlichen Dienste. Aber jetzt, da auch der ruchloseste Heuchler nicht zu sagen wagt, daß er die Juden wegen ihres Glaubens verfolge, womit wird jetzt die Bosheit beschönigt? Sonst dachte man, die Juden kämen nicht in den Himmel, und darum wollte man sie auch nicht auf Erden dulden; aber jetzt, da man ihnen den Himmel gönnt, warum möchte man sie immer noch von der Erde vertilgen?
Es wird mit der schamlosesten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügnerische Behauptungen mit solcher Keckheit geführt, daß selbst Gutgesinnte dadurch getäuscht werden, weil sie nicht glauben können, daß man sie so plump betrügen wolle. Darum will ich die Toren entlarven und den Bösewichtern ins Angesicht leuchten. Sie werden lär-

men und schwirren wie die aufgeschreckten Nachteulen. Die hochweisen regierenden Knechte werden sagen: man solle die Gemüter nicht aufreizen durch Reden. Sie meinen, wenn alles hübsch dunkel bliebe, dann sähen sich die Feinde nicht, und sie müßten Ruhe halten. Aber besser ist's, daß die Fackel der Wahrheit als die der Mordbrennerei die Nacht erhelle. Die Wahrheit reizt, ja; denn sie ist reizend; aber sie erbittert nicht. Das Gefühl der Beschämung schmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das aufgeklärte Volk wird einsehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu seinem eignen Vorteile beging, sondern daß es das unredlich Erworbene einigen unersättlichen Aristokraten überlassen muß. Es wird begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleitete, um sagen zu können, daß sie keiner Freiheit würdig seien, und daß man sie zum Gefängniswärter der Juden bestellt, weil die Gefängniswärter wie die Gefangenen den Kerker nicht verlassen dürfen. Daß eine Türe mehr den Ausgang versperre, eine weniger, das ist der Unterschied; unfrei sind sie beide.

2.

In dem letzten Jahrzehen vor der Französischen Revolution wurden von deutschen Staatsgelehrten, wie für die Gesetzgebung überhaupt, so auch für die bürgerlichen Verhältnisse der Juden menschlichere und verständigere Grundsätze aufgestellt, und die Franzosen begannen ihre Staatsumwälzung damit, daß sie diese Grundsätze ins Leben einführten. In Westfalen, dem Großherzogtum Frankfurt und in andern deutschen Ländern, wo zur Zeit der Napoleonschen Herrschaft französische Regierungsart sich geltend gemacht, wurde die Rechtsgleichheit der Juden mit den übrigen Bür-

gern verfassungsmäßig aufgenommen. Es geschah dieses ohne Widersetzlichkeit, ja ohne Murren des Volkes. Napoleon fiel, und Deutschland wurde frei. Alsobald erhoben sich im nördlichen Deutschland einige Schriftsteller, die gegen die Juden eiferten, und die freien Städte, das siebenschläferige Frankfurt besonders, suchten das alte Recht der Juden, oder vielmehr ihren ehemaligen rechtlosen Zustand, aus dem Staube der Archive wieder hervor. Es ist zu untersuchen, aus welcher Quelle das eine und das andere entsprang.
Bei den Deutschen, welche alle Tyrannei, unter der sie litten, dem Napoleon allein auf den Hals geworfen (denn es ist ein verführerischer Traum, an der Tyrannei nur einen Hals zu sehen), schmolz Freiheitstrieb und Franzosenhaß in ein Gefühl zusammen. Und wie man selbst das Gute verkennt oder verschmäht, was Feindeshände darbieten, so verkannte oder verschmähte man auch das Achtungswürdige, das mit der französischen Gesetzgebung ins deutsche Vaterland gekommen. So begann man nach Vertreibung der Franzosen hier und dort die bürgerliche Freiheit der Juden, die ihnen jene geschenkt, als etwas Verderbliches zu betrachten. Dazu kam, daß man die Juden für Freunde der französischen Herrschaft hielt, weil sie, wenn auch nicht weniger als die übrigen Deutschen gedrückt, doch sie allein für die Not einigen Ersatz gefunden. Es ist verzeihlich, wenn ein unbehagliches Gefühl uns gegen diejenigen anwandelt, die aus der Quelle unserer Leiden Vorteil schöpfen — ich meine, es ist eine verzeihliche *Schwäche*.
Die ruhmvollen öffentlichen Redner, welche das deutsche Volk entflammten und bewaffneten, wollten lehren, was sie gelernt, nämlich daß das Vaterland nur darum unterjocht werden konnte, weil es zerstückelt war. Die Einheit der Herrschaft konnten sie nicht her-

stellen, so wollten sie wenigstens die Einheit des Volkes bewirken durch gleichen Geist, gleiches Herz und gleiche Nahrung für beide. Diese Nahrung aber, urteilten sie, müsse der kindlichen Natur und Schwäche der deutschen Freiheit angemessen sein, einfach und leicht aufzulösen. Die Juden mit ihrem Fremdartigen, mit ihrer abgeschlossenen Bildung erschienen ihnen zu selbständig, um mit der allgemeinen Freiheit assimiliert werden zu können, sie dünkten ihnen eine harte unverdauliche Speise. Dazu kam noch allerlei theatralischer Spuk. Man wollte wie in einer Oper ein unisones und uniformes Chor; man wollte nur Deutsche, wie sie aus den Wäldern des Tacitus gekommen, mit roten Haaren und hellblauen Augen. Die schwarzen Juden stachen häßlich ab. Endlich war es der zur Zeit des Befreiungskrieges noch dunkle Trieb, der erst jetzt zur Klarheit gekommen, daß nämlich alle das Streben und Kämpfen des deutschen Volks gegen die Aristokratie gerichtet sein müsse, dieser war es auch, welcher die Schriftsteller gegen die Juden feindlich stimmte. Denn die Juden und der Adel, das heißt Geld und Vorherrschaft, das heißt dingliche und persönliche Aristokratie, bilden die zwei letzten Stützen des Feudalsystems. Sie halten fest zusammen. Denn die Juden, von dem Volke bedroht, suchen Schutz bei den vornehmen Herrn, und diese, von der Gleichheit geschreckt, suchen Waffen und Mauern im Gelde. Man trenne sie, indem man den Juden die Beschützung von seiten der Großen entbehrlich mache, damit letztere zu keinen jüdischen Anleihen ihre Zuflucht nehmen können und unter Vormundschaft der bewilligenden oder versagenden Volksvertreter gestellt werden.

Seitdem es keines Symboles, keines Feldgeschreies, keines allen kenntlichen, allen sichtlichen Paniers mehr bedarf, und seit alle Deutsche wissen, um was sie kämp-

fen und um was sie sich zu versammeln haben, hat der Franzosenhaß und haben die dazu entflammenden Predigten aufgehört. Ja, freundlich sind wir dem französischen Volke zugewendet; denn es hat für uns gekämpft, für uns geblutet, für uns gebüßt und gesündigt, und mit reinem Herzen dürfen wir ernten, was mehr als eine verbrecherische Hand säen half. Es lehrt uns, was wahre Freiheit sei und wie man sie verdient und wie man ihr nachgeht auf unblutigem Wege. Seitdem sind auch die Lehren des Judenhasses verstummt, und die Schriftsteller, die jene schädlichen Lehren zu verbreiten suchten, schweigen jetzt. Ihr Irrtum ist ihnen zu verzeihen, da sie von ihm zurückgekehrt. Sie haben es redlich gemeint, und die Wahrheit ist nie zu teuer erkauft, auch wenn man sie mit einem vorübergehenden Wahne bezahlte.*

32a.

Für die Juden a

Die neapolitanische und die päpstliche Regierung haben oft sonderbare Mittel ergriffen, die öffentliche Sicherheit zu erhalten: sie haben mit den Räuberhauptleuten Verträge geschlossen. Doch nie hat man gehört, daß sie, um Reisende vor Straßenräuberei zu schützen, das Reisen verboten hätten, das hieße ja Zahn-

* In vier aufeinanderfolgenden Nummern der von ihm zu dieser Zeit redigierten „Zeitschwingen“ ließ Börne im August und September 1819 unter dem Titel „Für die Juden“ eine Reihe von Aufsätzen erscheinen, von denen er nur den ersten in die Gesammelten Schriften aufnahm. Der zweite Aufsatz, der schon 1816 abgefaßt wurde, ist als Nr. 19 in den Jugendschriften der vorliegenden Ausgabe abgedruckt und wird deshalb hier nicht wiederholt.

schmerzen durch Kopfabhacken heilen. Die Frankfurter Polizei hat diesen Zweig der Verwaltung vervollkommnet. Einige Tage nach dem Volksauflaufe, der gegen die Juden gerichtet war, ging ein jüdischer Hühneraugenschneider nach dem Dorfe Bornheim, wo er seit vielen Jahren als unausbleiblicher Sonntagsgast bekannt ist. Da das Wirtshaus, wo er einkehrte, nur von dem gebildeten Bürgerstande und von keinen fremden Handwerkspurschen besucht wird, die ja, wie jedermann weiß, allein an den Unruhen teilgenommen, so blieb unser israelitischer Fußarzt ungeneckt, trank ruhig seinen Wein und begab sich hierauf nach Hause. Auf dem Rückwege begegnet ihm ein reitender Polizeibeamte, der ihm befiehlt, sich den folgenden Tag auf dem Amte einzufinden. Dort erschienen, wird ihm sein Leichtsinn, sich unter Christen zu mischen, vorgehalten und ihm, damit Reibungen verhütet werden mögen, der Besuch Bornheims untersagt. Einen Tag später begegnet unser Jude dem nämlichen Polizeibeamten in der Stadt und sagte demselben (nämlich wie der Polizeibeamte behauptet), er werde doch wieder nach Bornheim gehen. Vorladung den andern Tag — aufs Polizeiamt? nein, aufs *Polizeigefängnis*. Dort wird ihm verkündigt, er müsse 24 Stunden eingekerkert bleiben zur Strafe, daß er gesagt, er werde dem Befehle, Bornheim zu meiden, nicht gehorchen. Das Urteil ward auch sogleich vollstreckt.

Über dieses Verfahren tadelnd zu reden, ist vielleicht ganz fruchtlos; denn an Orten, wo sich Beamte solche schwere Verletzungen der persönlichen Freiheit erlauben dürfen, da liegt die Wurzel des Übels tief, und das Abschneiden eines Zweiges desselben zerstört den Giftbaum nicht. Die Juden von christlichen Versammlungen entfernt zu halten, um sie gegen Beleidigungen zu schützen, ist ein Mittel, das ebenso unklug als un-

gerecht ist. Es ist unklug, weil durch eine solche gesellige Exkommunikation die leidenschaftliche Abneigung gegen die Juden nur genährt wird; es ist ungerecht, weil man keinem Bürger seine gesetzliche Freiheit beschränken darf, um ihn einer ungesetzlichen Verfolgung zu entziehen. So weit betrifft diese Sache den *Juden* und wird daher bei manchem Leser keine Teilnahme finden. Wenn aber jemand, der sich eine Polizeiübertretung hat zuschulden kommen lassen, statt vor das Polizeigericht geladen, dort vernommen und darauf nach Recht und Form verurteilt zu werden, gleich aufs Gefängnis zitiert und ihm ohne Vernehmung, ohne vorläufige Protokollführung und ohne Richterspruch Kerkerstrafe auferlegt wird, so liegt doch vielleicht etwas hierin, was auch das Gefühl der Judenhasser empören kann. Und darum – ich komme immer darauf zurück –, und darum haben wir das Fegefeuer der Franzosen ausgestanden, um nach der Erlösung nicht ins Paradies, sondern in die Hölle zu kommen.

32b.

Für die Juden b

Bei der auch in Heidelberg stattgefundenen Judenverfolgung wurden drei Häuser ganz ausgeplündert. Die Studenten, mit den Professoren *Daub*, *Thibaut* und andern an ihrer Spitze, stellten die Ruhe wieder her, und ihnen allein haben die Juden ihre Rettung zu verdanken. Die Polizei, welche, wie in vielen deutschen Staaten, behender ist, ruhigen Bürgern den Frieden zu nehmen, als ihn beunruhigten zu geben, hatte auch dort wenig getan und sich kaum sehen lassen. Man sollte alle Polizeien zwar für die guten Dienste, die sie während der herrlichen Napoleonischen Zeit geleistet,

belohnen, aber sie außer Dienst setzen und in einem Invalidenhause zu Tode füttern lassen. Sie sind ebenso gefährlich wie die geläuteten Glocken bei einem Gewitter, die den Blitz nur anziehen. Die Heidelberger Studenten haben durch ihr Verfahren gezeigt, daß sie den waren Geist der Freiheit nicht verkennen. Ihre unabänderliche Bestimmung ist und bleibe, sich der Philisterei entgegenzusetzen, mag diese nun hinkend oder mit Bocksspringen sich zeigen. Der deutsche Philister ist gleich abgeschmackt als despotisierender Beamte und als demokratisierender Spießbürger; er wechselt nur zwischen dürrer Nüchternheit und dämischem Bierrausche. –

33.

Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur

(1819)

Bei der jetzigen Beschaffenheit der Menschen und der Dinge in der bürgerlichen Gesellschaft, wo jede Arbeit ohne Lust und jede Lust ohne Würde ist, bringt es Gefahr, seine Leser zu ergötzen; es entrückt das Ziel. Der Redner, der auf das Herz wirkt, verfehlt den Geist, weil der durch Formeln und Zahlen ausgetrocknete Verstand des Bürgers die Empfindung als eine betörende Schmeichlerin, die zu mancherlei unnötigen Ausgaben verleite, rauh und hart von sich stößt und nur den kalten Silbendreher als einen guten Geschäftsmann willkommen heißt. Von Deutschen erlangt man Dank für eine gegebene frohe Stunde und Achtung selten zugleich. Wer gefällt, der wollte gefallen, und wer nach diesem strebte, dem lag an der Wahrheit nicht, sondern daß er gelobt werde – so urteilen sie. Aber was mich jetzt zu diesen Gedanken geführt, was mir jene Furcht eingeflößt? Gewiß ist es die Eitelkeit

nicht; ich hätte dann nicht so offen davon geredet und hätte schlauer mein Inneres hervorgestellt. Aus einer reineren Quelle entspringt meine Besorgnis. Ich möchte belehren und fürchte zu gefallen; ich möchte raten und fürchte zu belustigen, ich möchte einwirken auf meine guten Mitbürger und ihren Ernst ansprechen, und ich fürchte Lachen zu erregen. So ohne Tücke, wie ich diesmal, hat noch keiner die Feder geführt; in Milch habe ich sie getaucht; gutmütig wie ein wolliger Hammel mit weichem Schädel erhebe ich meine schwachen Klagetöne; und doch fürchte ich zu beißen und ein kleiner Rabener gescholten zu werden. Alle meine Bemühungen werden vergebens sein, *es ist schwer, ja es ist unmöglich, keine Satire zu schreiben!*
Zensur! Das ist ein Wort, womit man den leichtsinnigsten, gedankenlosesten, heitersten Schlemmer in Trübsinn, ernstes Nachdenken in Schrecken und Staunen versetzen oder den düstersten Murrkopf zum unauslöschlichen Gelächter reizen könnte. Ein Wort, das furchtbar und lächerlich, erhaben und läppisch, bewunderungswert und abgeschmackt zugleich ist. Es ist das Eine, wenn damit das Große erstrebt und erreicht, es ist das Andere, wenn damit nach Kindischem gezielt und nicht einmal dieses erlangt wird. Seit dreißig Jahren rauscht das bewegte Meer des losgelassenen Geistes der Menschheit in hohen und stolzen Wellen daher und schwemmt die sandigen Ufer weg. Und da sehen wir ein Land, das sich kühn und kräftig dem anströmenden Ozean entgegensetzt, das ihn mit eisernem Strande abhält, so daß nicht ein Tropfen ohne Bewilligung über das Ufer spritzen kann. Von dem Meere wird durch enge Kanäle nur so viel ins Land geleitet, als man bedarf, um Blumen- und Küchengärten zu wässern; vom Geiste der Zeit nur so viel geschöpft, als zur Befriedigung des Magens und der Sinne nötig ist. Aber dort wird mit

der Sättigung auch der Hunger abgehalten, und die Bürger fühlen sich frei und glücklich, weil man sie keine größere Freiheit wünschen lehrte, als die sie besitzen, und kein höheres Glück, als dessen sie teilhaftig werden können. Nun gibt es ein anderes Land, wo die Machthaber, wie die Kinder beim Baden, den Strom durch die Finger fließen lassen, damit er spärlicher fließe; wo sie sich mit Schneeballen gegen Kanonenschüsse wehren und beim Nordlichtschein mit Sprützen zu Hülfe eilen, weil sie die Helle für eine Feuersbrunst halten. Dort wird die Stillung des Durstes verwehrt, aber das Essen gesalzner Speisen wird erlaubt, ja befördert; das Erhitzen wird verstattet und die Abkühlung verboten. Da wird ein Geistesdruck geübt, der um so grausamer ist, weil er nur schmerzt, ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auflegt, wobei die Machthaber selber nichts gewinnen ... Es ist klar, daß ich von der *östreichischen* Zensur und von *der in Frankfurt* rede. Dort bleibt kein Bedürfnis unbefriedigt, weil man das Entstehen solcher Bedürfnisse, die man nicht befriedigen wollte, zu verhindern verstand. Die inländische Zeitungszensur hat nichts Auffallendes; sie übt keine fruchtlose Härte, weil auch die fremden Blätter, die ins Land gekommen, einer Zensur unterliegen und weil bei der Beschränkung der Preßfreiheit ein großes Prinzip zugrunde liegt, das folgerecht und daher mit Erfolg durchgesetzt wird. Aber in Frankfurt sind nur die in der Stadt gedruckten Tagesblätter einer Zensur unterworfen, alle ausländischen sind davon frei; diese liegen in hundert Lesegesellschaften, Kaffee- und Gasthäusern auf den Tischen. Wozu nützt also die Zensur, die solche Äußerungen verbietet, die in allen übrigen deutschen Blättern stehen? Frankfurt, dessen Gebiet nur wenige Viertelstunden zählt, will es mit seinem Händchen dem Rade der Zeit

in die Speichen fallen und, nach dem Lobe einer wahrlich nicht ehrenvollen Betriebsamkeit strebend, sich die Finger zerquetschen lassen? Frankfurt, welches sein sollte eine Freistätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gastlicher Herd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrschaft aus ihrer Heimat verjagt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten; wie mag es sich herabwürdigen lassen, rohen und zögernden Fuhrleuten als Hemmkette zu dienen, die sie dem Wagen der Zeit anlegen, daß er langsamer vorschreite; sich herabwürdigen lassen, eine Zugbrücke zu sein, die den freisinnigen Ansichten, auf ihrer Wanderung vom Norden nach dem Süden Deutschlands oder zurück den Weg versperre? Kann eine freie Stadt sich besser sichern, als wenn sie überall die Freiheit gegen jeden, der sie verfolgt, in Schutz nimmt? Oder bestünde die Freiheit unserer Verfassung etwa nur darin, daß abwechselnd jeder Bürger dazu kommen kann, diese Freiheit beschränken zu helfen?

Man sucht die Ausübung einer so strengen Zeitungszensur mit der Anwesenheit der Bundesversammlung zu rechtfertigen. Das heißt Feigheit durch Furcht beschönigen wollen. Wie, die Bundesversammlung, die Stellvertreterin aller deutschen Mächte, von denen die meisten Preßfreiheit, manche Zensurfreiheit in ihren Staaten haben, sollte verlangen, daß in einem fremden unabhängigen, republikanischen Staate nicht geschehen dürfe, was bei ihnen selbst zu Hause geschieht? Welche Gesandtschaft könnte sich über eine freimütige Sprache in den hiesigen Tagesblättern beschweren? Wir wollen sie alle herrechnen, und man wird sehen, daß die Furcht vor *Reklamationen*, wie sie es nennen, gar keinen Grund hat.

Österreich hat zwar eine sehr beschränkte Preßfreiheit und eine strenge Zensur; allein es ist nicht sein Vorteil,

diese Grundsätze auch in den Staaten geltend machen zu wollen, wo der Volksgeist schon eine gewisse Festigkeit angenommen hat und mündig geworden ist. Es ist nicht das System der österreichischen Regierung, die öffentliche Meinung für sich zu stimmen, sondern sie erkennt gar keine solche an, und sie würde darum ein Lob aus deren Munde, von ihren Untertanen ausgesprochen, ebenso unwillig zurückweisen als einen Tadel. Dieses ist sehr folgerecht. Die öffentliche Meinung ist eine Macht im Staate; um ihre Gunst buhlen, das heißt sie anerkennen, und sie anerkennen, das heißt ihr huldigen; denn es gibt keine Stelle neben oder über ihr, man kann nur, ihr unterworfen, zugleich mit ihr bestehen. Aber die öffentliche Meinung *bekämpfen*, das heißt auch sie anerkennen, und wenn man in einem solchen Kampfe unterliegt und Land verliert, so verliert man mit dem Besitze auch das Recht auf das abgetretene Gut. Darum muß Östreich den Kampf mit der öffentlichen Meinung vermeiden, weil hier Sieg so gefährlich ist als Niederlage. Seinen starken Einfluß, den es auf die deutschen Angelegenheiten ausübt, darf es nie zur Unterdrückung der Preßfreiheit gebrauchen wollen; dieses um so weniger, je mehr ihm daran gelegen ist, das in seinem eigenen Staate bestehende Regierungssystem unangefochten fortbestehen zu lassen.

Preußen kann der Preßfreiheit keine Fesseln anlegen wollen; es würde sein Lebensprinzip zerstören, wenn ihm sein Bestreben gelänge. Ohne geographischen, ohne politischen, ohne den innern Schwerpunkt, den ein reicher Boden, ein blühender Handel, ein ehrfurchteinflößendes Alter gewährt, findet es nur seine Stütze in der öffentlichen Meinung, seinen Schutz in der Liebe seines Volkes, seinen Einfluß in der Achtung deutscher Bürger. Die preußische Regierung täusche sich nicht; sie sucht aufrichtige Liebe, unerschütterliche Anhänglichkeit

bei jedem deutschen Hofe vergeblich; man ist ihr im Herzen gram, weil aus ihrem Staate der Freiheitstrieb des deutschen Volks ausgegangen ist; man wird sie verlassen in der Not, und dann würde ihr das deutsche Volk allein Schutz gewähren, wenn sie seine Dankbarkeit dadurch fesselte, daß sie es, wie sie die Erwartung dazu erregt hat, gegen die aristokratischen Anfechtungen des südlichen Deutschlands kräftig schützt.
Von der *bayrischen* Regierung läßt sich am wenigsten erwarten, daß sie durch ihre Gesandtschaft in Frankfurt die dortigen Zeitungen ängstlich sollte bewachen lassen, da in ihrem eigenen Staate ein ziemlicher Grad von Preßfreiheit geduldet wird; auch wird sich finden, daß die meisten Artikel, die in der *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* gestrichen wurden, aus bayrischen Blättern entnommen waren.
Württemberg hat unumschränkte Preßfreiheit und keine Zensur; also von dieser Seite kann nie ein Reklamationengewitter über den Frankfurter Römer herziehen. Von *Weimar*, *Baden* usw. ist ebensowenig zu besorgen.
Die Gesandten von *Frankreich* und *England* werden sich wohl nie herablassen, über einen Zeitungsartikel der Stadt Frankfurt Klage zu führen, da ja in den Staaten selbst, die sie vertreten, völlige Preßfreiheit herrscht und es lächerlich wäre, wenn sie fürchteten, der Meinung, die man von jenen Ländern in Deutschland hat, könnte durch einen Zeitungsartikel eine falsche Richtung gegeben werden.
Rußland hat den wärmsten Dank des deutschen Volkes sich erworben, weil es ihm so treulich beistand, den Tyrannen zu stürzen. Um so mehr läßt sich von ihm erwarten, daß es den Deutschen auch behülflich sein werde, alle Tyrannei zu zerstören, die Tyrannei der Adels- und Beamtenaristokratie nämlich, die nicht durch Tausende von Bajonetten, sondern nur durch die Frei-

heit der Presse, durch die Öffentlichkeit besiegt werden kann.

Man sieht, daß es kein Interesse irgendeiner der Mächte, die sich in Frankfurt durch einen Gesandten vertreten lassen, sein kann, die hiesigen Zeitungen unter strenger Zucht zu halten. Es ist hier nämlich von einem wirklichen Staatsinteresse die Rede; denn was etwa sonst die ministerielle Pedanterie, das hergebrachte diplomatische Kanzleiverfahren und der zarte Hofton dabei eigenmächtig zu tun für gut finden möchte, kann für keine Sache der repräsentierten Staaten oder Fürsten angesehen werden und verdient nicht die geringste Berücksichtigung. Man darf sich keine Artigkeiten auf Kosten der öffentlichen Freiheit bezeigen. Den Gesetzgebern und Regierungsbeamten eines Freistaates stünde ein gewisser Stolz gegen auswärtige Mächte wohl an. *Nachgiebigkeit* ziemt sich nur für große Staaten, weil sich diese hierdurch nicht den Verdacht der Schwäche zuziehen. Was hat Frankfurt mit allen seinen Bücklingen und untertänigen Redensarten seit fünfundzwanzig Jahren gewonnen; welche Übel hat es dadurch von seinen Bewohnern entfernt gehalten? Haben uns darum unsere epidemischen Feinde, die Franzosen, weniger Millionen Brandschatzung abgenommen? Waren aus Dankbarkeit für die schonende Sprache, die durch den ganzen Revolutionskrieg die hiesigen Zeitungen führen mußten, die Bomben, die über unsere Köpfe flogen und unsere Häuser anzündeten, mit Baumwolle umwickelt? Haben wir 1806 nicht unsere Selbständigkeit dennoch verloren? Und hat die kräftig stolze Sprache, die damals der Senat führte, nicht bei Freunden und Feinden Achtung geboten, und lag in jener schönen Leichenrede unserer Freiheit nicht die größte Bürgschaft ihrer einstigen Auferstehung, da kein kräftiger Wille, wo er eine Saat auswirft, je im Keime verdarb?

Aber genug; ich will mich jetzt nicht verlocken lassen, den Groll, die Wehmut meines Herzens auszuströmen; jeder gute, jeder nachsinnende deutsche Bürger zürnt und weint, wenn er sieht, welchen Jammer ungeschickte Hände allerorten über das teure Vaterland bringen. Wäre es die Bosheit, die sich der Freiheit des Volks entgegensetzte, dann könnte man sagen: wir wollen sie bekämpfen; wäre es die Dummheit, dann könnten wir sagen: wir wollen sie bemitleiden und belehren. Aber die Philisterei ist's, diese widerliche, abgeschmackte Mischung von Engherzigkeit und Geistesflachheit, der nicht beizukommen ist als mit ihren eigenen Waffen, zu deren Gebrauche keiner, der sich fühlt, Demut genug hat.

Die Leser des bisher Gesagten werden erwarten, ich hätte meine Forderungen an die Preßfreiheit in Frankfurt hoch gestellt; ich hätte ganz treuherzig geglaubt, daß die Freiheit zu schreiben in einer freien Stadt, wo nach dem Ausdrucke der Konstitution die Hoheit in der ganzen Bürgerschaft ruht, nicht geringer sein könne als in monarchischen Staaten wie Frankreich und Württemberg. Allein so ist es nicht; ich habe allerdings auf manche in der hiesigen Bundesstadt obwaltende *gesellschaftliche* Verhältnisse billige Rücksicht genommen und keine größere Preßfreiheit verlangt, als sie in solchen deutschen Staaten besteht, wo noch Zensur stattfindet.

Es kommt mir weder zu, noch kann es von mir gefordert werden, abzumessen, wieviel bei der Zensur, wie sie gegen die *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* ausgeübt worden, dem Zensor und wieviel der Behörde zuzuschreiben sei, welcher derselbe für seine Amtsverrichtungen verantwortlich ist; aber nach welchen Grundsätzen, oder vielmehr wie ohne alle Grundsätze dieser Zensur verfahren sei, wird man aus Nachfolgendem ersehen, indem ich ihre Schöpfungs- und Vernichtungswerke herrechnen werde.

Launenhafter, einsichtsloser wird wohl in ganz Deutschland keine Zensur verwaltet als die hiesige. Ihre Strenge hat mich nie so erbittert, als es ihre Nachsicht tat, weil sich aus dieser ergab, daß jene fruchtlos und nur ein Werk der Willkür war. Es wurden Zeitungsartikel gestrichen, die in den Residenzen der Regierungen oder Fürsten, von denen sie handelten, selbst gedruckt waren oder hätten gedruckt werden dürfen. Ist es nicht die billigste Forderung von Preßfreiheit, daß sie für jeden Staat, von welchem die Zeitungen sprechen, in einem solchen Grade bewilligt werde, als in dem Staate selbst über ihn gesagt werden dürfte! Also (ich muß mich deutlich machen, eine etwas abstrakte Sprache versteht nicht jeder) müßte in Frankfurter Zeitungen gesagt werden dürfen: über Bayern, soviel in München selbst, über Frankreich, soviel in Paris, über Württemberg, soviel in Stuttgart zu sagen erlaubt ist, und ist es nicht die größte Feigheit, die Rücksicht für eine Regierung so weit zu treiben, daß man in den Zeitungen Meinungen unterdrückt, denen sie in ihren eigenen Staaten freien Lauf lassen muß. Die meisten Artikel, die in der *Zeitung der freien Stadt-Frankfurt* gestrichen wurden, waren aus deutschen, schon einmal zensierten Blättern entnommen. Da die deutschen Zeitungen sich wechselseitig abschreiben und die meisten derselben unter Zensur stehen, so gibt es nichts Spaßhafteres als dieses vielfache Destillieren eines Artikels, und wie solcher, bis er dem durstigen Leser zu Munde kommt, durch zwölf Zensurkolben wandern muß und immer von neuem wieder abgezogen wird, bis endlich aller Geist herausgearbeitet ist, nicht um ihn zu trinken, sondern um ihn wegzuschütten und nichts als das lymphatischste Wasser übrigzubehalten.

Wo die Zensur ihr Scharfrichteramt ausübt, da tut sie, was ihr obliegt, und man weiß, woran man ist; aber

das Recht zu begnadigen sollte sie nicht haben; dieses macht ihre Gewalt nur noch tyrannischer, indem es ihr die Freiheit gibt, nach Willkür zu verfahren und zu töten oder leben zu lassen, wie es ihr beliebt. Dieses Begnadigungsrecht hat die hiesige Zensur zuweilen und unter sonderbaren Bedingungen ausgeübt. Sie erbot sich, manchem Zeitungsartikel einen Reisepaß auszustellen, doch müsse er sich legitimieren, *woher er käme*, das heißt die *Quelle* des Artikels müsse angegeben, es müsse bezeichnet werden, aus welcher Zeitung er genommen sei. Man denke ja nicht, daß hier von *Tatsachen* die Rede gewesen sei, wo die Zensur, wenn die Tatsachen auffallend sind, vielleicht manchmal mit Recht nach einer authentischen Quelle fragen dürfte, sondern *Meinungen, Ansichten* betraf es. Waren sie aus einer andern Zeitung genommen, ließ sie der Zensor stehen, erschienen sie aber in der *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* zuerst, oder waren sie aus französischen Blättern übersetzt, dann wurden sie gestrichen. Darf ein Frankfurter nicht so gut eine Meinung haben als ein anderer? Warum soll hier die Geistesfabrikation unterdrückt, der Aktivhandel mit Geistesprodukten verboten und nur ein Ideen-Speditionshandel verstattet sein? Der Zensor hat mich mit seiner Vorschrift, *Angabe der Quelle*, oft in Verzweiflung gesetzt. Wer gab mir Wünschelruten genug, alle die Quellen zu entdecken? *Quelle, Quelle*, hieß es jeden Abend 10 Uhr, wenn ich den Zensurbogen bekam; ich träumte von Quellen, ich hörte sie rauschen. Hatte ich eine Pariser Nachricht, die dem Zensor etwas gespenstisch aussah, so schrieb er vor: *„Gute deutsche Quelle oder d."* (der Tod). Wie ist es nun möglich, daß eine französische Geschichte eine *deutsche* Quelle haben kann? Und was heißt eine *gute?* ... Das ist eben die Tollheit der Zwingherren und der Zwingknechte, daß sie wähnen, Meinungen,

die sie fürchten, hätten eine Quelle, die man nur zuzustopfen brauche. Sie *regnen* vom Himmel herab und werden eine Sündflut bilden, aber nur zum Verderben der Gottlosen; die Gerechten werden sicher ihre Noahs-Arche finden.
Ich will die losesten *Zensurstreiche* in chronologischer Ordnung erzählen und dadurch jeden in den Stand setzen, selbst zu urteilen, wie sehr meine Beschwerden über den erlittenen Druck gegründet sind.

Erster Fall

In einem Artikel von der *niederländischen Grenze*, 22. Dezember, worin von der in Brüssel vorgefallenen angeblichen Verschwörung gegen die königliche Familie die Rede war, wurde nachfolgende Stelle gestrichen:

„Unter den Verhafteten will man selbst fremde Agenten bemerken, die wohl nur so pro forma verhaftet wurden. Bei der bei dieser Gelegenheit vorgenommenen Verhaftung einer Anzahl Franzosen hat man sich des Gedankens nicht erwehren können, daß das Gerücht von einer im Werke seienden Verschwörung nur dazu benutzt worden sei, Personen, denen man übelwollte, verdächtig zu machen. Es scheint im Interesse gelegen zu haben, einen großen Verschwörungsplan, der von den Niederländern aus über Frankreich und Italien bis nach St. Helena verzweigt sein sollte, wahrscheinlich zu machen, und dies ist auch für den Augenblick gelungen."

Dieser Artikel war aus der *Nürnberger Zeitung* entlehnt. Nürnberg liegt, wie gründliche Kenner der Geographie wissen, im *Königreiche Bayern.* Wenn die Vorzüge eines Freistaates gegen eine Monarchie nur in einer strengeren Zensur bestehen, so werden wohl viele jene wünschenswerter finden. Was lag in diesem Artikel Gefährliches, was im geringsten zu einer Beschwerde Anlaß hätte geben können? Alle deutschen Zeitungen hatten ihn aufgenommen, und mit Recht; denn es ist gut, wenn

man den Fürsten und ihren Untertanen die Polizeiränke, welche von den Aristokraten so oft benutzt worden, um sie im wechselseitigen Mißtrauen zu verhalten, soviel als möglich entlarvt.

Zweiter Fall

In der *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* vom 9. Januar war eine Betrachtung aus der herrlichen, lebensfrischen, aller deutschen Schnürbrüste ledigen *Speierer Zeitung* entnommen, worin die Worte vorkamen: Die Deutschen hätten bis jetzt noch nicht gelernt, etwas bestimmt *und nachdrücklich* zu fordern. Die beiden ausgezeichneten Worte hatte die Zensur ausgestrichen. Es ist traurig, wenn ein Zensor eine dichterische feurige Einbildungskraft hat und bei den Worten *nachdrücklich fordern* gleich an die Stürmung der Frankfurter Bastille, der Mehlwage, denkt. Wozu hier diese Ängstlichkeit? Soviel bekannt, beschäftigt sich der Bundestag damit, den Deutschen allen *Nachdruck* zu verbieten; allein die Zensur hätte wissen sollen, daß hierbei nur vom typischen Nachdrucke, aber nicht von dem des Volkscharakters die Rede ist und sein konnte.

Dritter Fall

Ich bitte meine Leser, die *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* vom 12. Januar in die Hand zu nehmen und sie nachzulesen, um zu verstehen, wovon hier die Rede sein wird. Dieses Blatt war fast ganz durchstrichen. Ich, der ich mir dieses Streichen gar nicht erklären konnte, legte es auf eine eigne Art aus und übernahm die Verantwortlichkeit, die gestrichenen Artikel doch stehen zu lassen. Ich bitte meine Frankfurter Leser noch einmal dringend, das bezeichnete Blatt durchzusehen, um sich zu überzeugen, auf welche Art die Zensur hier verwaltet wird. Da ist zuerst ein Artikel aus Paris.

Das ihm vorgesetzte Sternchen deutet an, daß er eine Originalmitteilung ist. In diesem Artikel wird von den Umtrieben der Ultras auf eine Art geredet, wie dies in vielen *Pariser* Zeitschriften mit weit stärkern Ausdrücken geschieht. Dem Artikel wurde von der Zensur das Todesurteil gesprochen, und das Leben sollte ihm nur dann geschenkt werden, wenn er nachweisen könne, daß er eine *gute deutsche Zeitung* zur Mutter habe. Nun sagt mir, Freunde und Landsleute, wie kann eine Pariser Nachricht ursprünglich in einer deutschen Zeitung stehen, und was heißt eine *gute* Zeitung? Also die Zensur in Frankfurt wäre auch eine Staatsrezensentin, von deren Ausspruch abhinge, ob eine Zeitung als *gut* oder nicht gut zu halten sei, und ob Nachrichten aus ihr entlehnt werden dürfen? Es wäre schrecklich spaßhaft, wenn in dem bevorstehenden Preßgesetze für die deutschen Bundesstaaten die Bestimmung aufgenommen würde, daß in jeder Zeitung nur gedruckt werden dürfe, was schon in einer andern guten deutschen Zeitung gestanden habe, und als gute wären anzusehen: der *Östreichische Beobachter, die Leipziger Zeitung* und zwei bis drei andere. Warum soll man in einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt nicht sagen dürfen über französische Angelegenheiten, was die Pariser Zeitungszensur selbst zu sagen erlaubt?

Der Artikel *Großbritannien* und der vom *Rheine,* im nämlichen Blatte, beide aus der in Augsburg erscheinenden *Allgemeinen Zeitung* entlehnt, wurden auch gestrichen. Die darin herrschenden Grundsätze sind freilich gefährlich, durch die Wachsamkeit der hiesigen Zensur wird aber dem bösen Geiste der Zeit, leider nur in *Dortelweil* und in der einen Hälfte von *Niederursel,* der Eingang verwehrt; in der andern Hälfte von Niederursel jedoch, die nicht zum Frankfurter Gebiete gehört, wird die Freiheitspest fortwüten. Darum alles

vergebens. Man vergesse doch nicht, daß Revolutionen *konzentrisch* wirken!

Noch ein anderer Artikel über *Hessen-Kassel*, im nämlichen Blatte, wurde auch verurteilt; aber ich muß gestehen, nicht mit Unrecht. Die Folge von dessen Verbreitung war, daß an dem Tage, wo er bekannt wurde, kein Bürger Deutschlands seine Abgaben bezahlte, und ohne die glücklicherweise am Abend eingetretene Nacht, wo jeder ruhig zu Bette ging, würde alles in blutige Verwirrung gekommen sein. Der Artikel war freilich aus der *Speierer Zeitung* entlehnt, und Speier ist ein Stück Franzosenland gewesen und kann nie mehr selig werden.

Für alle die Frevel, daß ich die bezeichneten von der Zensur gestrichenen Artikel dennoch stehen gelassen, wurde ich von dem Polizeigerichte zu 50 Rtlr. Strafe verurteilt, welche Strafe nach erhobener Appellation auf 10 Rtlr. herabgesetzt wurde.

Vierter Fall

In der *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* vom 13. Januar war aus dem *Hamburger Korrespondenten* nachfolgender Artikel aufgenommen:

„Vom *Main*, 3. Januar. Von der deutschen Bundesversammlung, die unter der trefflichen Leitung des Grafen von Buol fortgesetzt wird, erwartet man in diesem Jahr noch weit erfreulichere Resultate als in dem vorhergehenden Jahre."

Gestrichen. – Es ist hart, daß einem Freunde seines Vaterlandes verboten sein soll, der deutschen Bundesversammlung das verdiente Lob zu erteilen. Allerdings wurde man auch von der ehemaligen venezianischen Staatsinquisition streng bestraft, wenn man die dortige Regierung lobte; allein der Zensor hat sich unmöglich dieses Beispiel zum Muster nehmen können, ohne sich

einer Beleidigung gegen die Stellvertreter der deutschen Fürsten schuldig zu machen und ohne seine Unbekanntschaft mit dem deutschen Staatsrechte an den Tag zu legen. Denn man wird keinen Fall angeben können, wo ein Schriftsteller in Deutschland gestraft worden wäre, weil er irgendeine Regierung gelobt hat; im Gegenteil, es gibt Fälle genug, daß solche wegen tadelnder Äußerungen bestraft worden sind.

Fünfter Fall

Mehr als irgendeiner der vorhergehenden und nachfolgenden Fälle beweist dieser, welch eine schreckliche Sache es um die hiesige Zensur ist, welche Willkür dabei herrscht und wie man der Leidenschaftlichkeit unbarmherzig hingegeben ist. Will man erfahren, welches Grades von Freiheit und verfassungsmäßiger gesetzlicher Regierung sich die Bürger irgendeines Staates erfreuen, dann beobachte man nur, wie sich die Beamten dieses Staates in kleinen Fällen betragen. Sind sie zur Willkür geneigt, pflegen sie sie zu üben, dann kommt es bei solchen kleinen Anlässen an den Tag, weil sie sich dabei nicht scheuen, ihre Eigenmacht hervortreten zu lassen, was sie bei bedeutenden Sachen, die Aufsehen erregen, im Verborgenen tun. Die Unsinnigen! Sie messen die Freiheit des Bürgers nach Geldeswert, nach der Ausdehnung, nach Zeiträumen ab. Einen um zwei Pfennige beschädigen, um einen Schritt den Weg versperren, ihn eine Minute unrechtlich gefangenzuhalten, das wähnen sie, sei bedeutungslos. Da ist keine Freiheit, wo nicht jeder Kreuzer gleichen Schutz der Gesetze wie eine Million genießt und wo in streitigen Sachen der Richter über einen schmalen gedruckten Papierstreifen nicht ebenso ernst und nach den Gesetzen Recht spricht als über Haus und Feld.

In der *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* vom 16.

Januar stand folgender Artikel, ich erinnere mich nicht, aus welchem Blatte entlehnt:

„Vor einem guten Flaschenstöpsel (schreibt jemand) habe ich immer allen Respekt, und er verdient ihn. Denn ein solcher Stöpsel ist ein ordentlicher Vorgesetzter, Leib- und Halsherr der Flaschen, ein Zunft- und Stuhlmeister, ein Festungskommandant und Grand maître, der um so mehr auf unsere Achtung Anspruch zu machen hat, je mehr er nach seinem edel pantoffelhölzernen Naturell die glänzende Fähigkeit besitzt, allen Druck geschmeidig anzunehmen, dagegen aber auch da, wo er vorsteht oder oben sitzt, alle champagnermäßige, luftige Auf- und Ausbrausungen zurückzuhalten; daher auch, sobald ein zuverlässiger, wohlgeschnitzeter und gescheiter Stöpsel seine Schuldigkeit tut, aus seinem gläsernen Bezirke gewiß kein Bläschen Geist oder Kraft hervortreten darf. Darum Ehre den Stöpseln!"

Diesen Artikel ... hatte ihn die Zensur gestrichen? Nein, sie hatte Schlimmeres getan als das; sie hatte dabei bemerkt: „*Passiert ohne Anstand.*" Der Zensor glaubte wahrscheinlich, dieser Artikel sei darum aufgenommen worden, weil er auf Zensurbeamten angewendet werden könnte, und fühlte sich daher gedrängt, einen Beweis seiner Hochherzigkeit zu geben und merken zu lassen, daß er zwar die Beziehung verstanden habe, sich aber darüber hinaussetze und dem Artikel freien Lauf lasse. Nie hat mich ein Druckverbot so sehr empört als diese Druckerlaubnis, weil es mir deutlich verriet, wie die Zensur ein Amt sei, das ohne Leidenschaftlichkeit oder wenigstens Laune gar nicht ausgeübt werden kann.

Sechster Fall

Da die Ängstlichkeit und Strenge der hiesigen Zensur, wie es die Behörde, die sie ausübt, offen erklärt, nur die Anwesenheit der Bundesversammlung zur Quelle hat, so mag es erklärlich sein, warum man einem Journalisten in Frankfurt verbieten mag, freisinnige, der Aristokratie mißfällige Ansichten aufzustellen. Wenn

aber diese Ansichten aus andern deutschen Blättern entnommen sind, was wird dadurch gewonnen, daß die Frankfurter Zeitungen sie nicht haben? Werden Artikel aus der *Allgemeinen Zeitung*, welcher doch jedermann Mäßigung, wenn auch nicht *nachrühmen*, aber doch *nachsagen* muß, weniger verbreitet, wenn sie die Blätter des einzigen Frankfurts nicht aufnahmen? Aus welchem, ich will nicht sagen rechtlichen und vernünftigen, aus welchem Grunde überhaupt, sei er auch aus einer falschen Ansicht hervorgegangen, wird Stellen wie folgenden von der Zensur die Aufnahme verweigert?
In der *Zeit. d. fr. St. Fr.* vom 17. Januar wurden von einem der *Allgemeinen Zeitung* entlehnten Artikel: *Aus Deutschland*, 7. Jan., die in nachfolgender Stelle durch den Druck herausgehobenen Worte gestrichen:

„Wir ebensowenig wie die Franzosen wollen uns die Früchte der Zeit entreißen oder – sofern wir sie noch nicht haben – vorenthalten lassen! Volksvertretung, Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Gleichheit der Ansprüche auf Amt und Würde, Bürgerehre auf der einen Seite – Feudalität, Intoleranz, Finsternis religiöser und aristokratischer Vorurteile, Anmaßung der Privilegierten auf der andern Seite – das sind die Lockungen, die auch unsere Nation auf dem Scheidewege zu schöner, kräftiger, heilbringender Entwicklung und gesetzlicher Ordnung führen *oder in die greuelhafte Zerrüttung befürchteter Revolution stürzen können! Wir fürchten dieses Schreckbild nicht, wo es durch weise Regierungsanstalten, durch offenes Fortschreiten mit der Kultur und den Bedürfnissen des Volks frühzeitig gebannt wird.*“

Weise Regierungsanstalten, Fortschreiten mit der Kultur, Bedürfnisse des Volks, sind das Schreckbilder, welche die Zensur einer freien Stadt bannen soll?
– In dem nämlichen Blatte ward in dem Artikel: *Stuttgart*, 9. Januar, welcher von der Preßfreiheit im Königreiche Württemberg handelte und aus einer in *Stuttgart erscheinenden* Zeitung genommen war, folgende Stelle gestrichen:

„Der kategorische Imperativ in der Philosophie *eines Mandeville* ‚nach der Gunst der Staatsregierer als nach dem Höchsten zu trachten' und so nicht nur mit Regenten, sondern auch mit Ministern usw. oder gar mit Mätressen Abgötterei zu treiben; diese feine Religion soll noch heute viel Anhänger haben."

Beim Himmel, man kann es bei tausend Gelegenheiten erfahren, wie es wahr ist, was Lessing irgendeinen sagen läßt: „Wenn man über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, so hat man keinen zu verlieren." Alle Bürger und Beisassen der vierzehn Quartiere unserer Vaterstadt möchte ich fragen, warum man im freien Frankfurt, wo es weder Minister noch Staatsmätressen gibt, nicht obige Stelle soll drucken lassen dürfen, da es doch in einer Königsstadt geschehen durfte? Aber da ist die alles zerstörende Beamtenwillkür, die sich auf der Wachparade des bürgerlichen Dienstes im und am Kleinen übt, um bei ernstem Treffen gewandt und fertig dazustehen. Da ist der unselige, alles verwirrende Geist der *beliebigen* Verwaltung, welche es für gottgefällig hält, Bürger auch außer dem Gesetze zum vermeintlichen Guten zu leiten, sie *väterlich* zu regieren, und die so oft die schlechte Regierungstat mit dem guten Willen beschönigt. Zu so unbedeutenden Dingen, als das Druckverbot einiger Zeilen ist, wähnt man keine Vorschrift der Gesetze nötig zu haben und nach Gutdünken verfahren zu dürfen. Unheilbringende Verblendung, als sei in der bürgerlichen Freiheit etwas unbedeutend, und als sei es nicht ebenso verdammlich, wenn ein Beamter der Laune oder Neigung, als wenn er dem Vorteile eines Bürgers *unberechtigt* sich in den Weg stellt!
In dem nämlichen Blatte steht folgender Artikel:

„*Frankfurt*, 16. Jan. – Die heutige Oberpostamtszeitung enthält einen Bericht des Herrn Dr. Becker über die Beschaffenheit des hiesigen Irrenhauses, welcher mit folgenden Worten schließt: ‚Im Irrenhause wird niemand in den Sack gesteckt

oder ihm der Mund gestopft, völlige Rede- und Gewissensfreiheit herrschet da. *Das Haus ist demnach vor oder hinter dem Zeitgeiste.*' *O trauriges Geschick, daß man den Verstand verlieren muß, um die Freiheit zu finden.*"

Die herausgehobenen Worte wurden gestrichen. Ich möchte sehr gern einmal den Verstand verlieren, um dem Herrn Zensor sagen zu dürfen, was ich von seiner Zensur denke; aber dann freilich fände ich wahrscheinlich nichts zu sagen, sondern würde alles klug und zweckmäßig finden.

– Endlich hatte ich in demselben Blatte, freilich ironischerweise, von dem *verdorbenen, verstockten und verdammten* Frankreich gesprochen. Diese Worte wurden gestrichen. Wahrscheinlich hatte der Herr Zensor keine Gelegenheit, zu erfahren, daß in Paris selbst täglich in weit härteren Ausdrücken von Frankreich und seiner Regierung gesprochen wird, sonst hätte er wohl dem Einwohner einer deutschen freien Stadt diese Art zu reden nicht verbieten können. Es wäre sehr gut, wenn der Herr Zensor zuweilen nach dem Datum seiner Instruktionen sähe. Es scheint manchmal, daß er die aus den Napoleonischen Zeiten zur Richtschnur nähme. Da die Frankfurter Polizei ohnedies so viel Geld kostet, so sollte man auch eine jährliche Ausgabe von einigen Hundert Gulden für Pariser Journale nicht scheuen und den Zensor verpflichten, sie zu lesen, damit er den Geist der französischen konstitutionellen Freiheit kennen lerne und nicht mehr, etwa aus Furcht vor Reklamationen des hiesigen französischen Gesandten, Artikel streiche, die in Paris selbst nicht unterdrückt werden dürfen.

Siebenter Fall

Die Zeitung vom 18. Januar enthält einen Artikel: Vom *Rhein, 9. Jan.*, aus der *Allgemeinen Zeitung*

entlehnt, welcher von dem Parteienkampfe in Frankreich und von den Umtrieben der Ultras spricht. Am Schlusse desselben heißt es:

„... Es handelt sich um nichts Geringeres, als ob die liberalen, konstitutionell-monarchischen Institutionen Frankreichs, an welche sich die aller andern Länder lehnen, in ihrer Reinheit hergestellt und erhalten, oder ob der Volksgeist niedergetreten und dadurch ein neues Zurückschnellen dieser ewig elastischen Feder, *mithin neue Revolutionen*, verbreitet werden sollen. *Die Völker wollen sie nicht, aber halbe Maßregeln und Unterdrükkung der Preßfreiheit werden uns davor nicht bewahren; wohin sie führen, hat Napoleons Beispiel gezeigt.*“

Die herausgehobenen Worte sind gestrichen worden. Alle europäischen Minister können ruhig schlafen, die Frankfurter Zensur wacht für sie; fielen auch dieser einst die Augenlider zu, dann stünde es schlimm um die Ruhe der Welt.

Achter Fall

Es war mir daran gelegen zu wissen, ob das Verfahren der Zensur in der Willkür, Laune und in den eigentümlichen Ansichten des Zensors gegründet sei oder ob derselbe nach Vorschriften der oberen Behörden handelte. Um dieses ausfindig zu machen, versuchte ich einige Male bei dem Vorgesetzten des Zensors Abhülfe gegen die Bestimmungen des letztern zu erhalten und fand sie auch jedesmal. Der Herr Polizeidirektor nämlich ließ, so oft ich mich bei ihm beschwerte, den Zeitungsartikeln, welche die Zensur gestrichen hatte, freien Lauf. Allein macht diese Erleichterung den Druck nicht nur noch schmerzlicher, da sie beweist, daß der Druck unnötig, ungesetzlich war und daß der Zensor eigenmächtig verfuhr? Der Herr Polizeidirektor erwiderte mir mehreremal, da ich ihm ebendiese Bemerkung machte, der Herr Zensor habe nicht gewagt, diesen oder jenen

Artikel *auf sich zu nehmen.* Allein ist denn um des Himmels willen der Staat um der Beamten wegen da? Hängt das Wohl Frankfurts davon ab, daß der Herr Zensor sich behaglich fühle, ruhige Nächte habe, und darf er, um sicher zu sein, das, was er seine Pflicht nennt, getan zu haben, mehr tun als seine Pflicht und die bürgerliche Freiheit nach Gutdünken beschränken? Soll der Grad der Preßfreiheit in Frankfurt von den stärkern oder schwächern Nerven des Zensors und von seiner daraus hervorgehenden größern oder geringern Ängstlichkeit abhängen?

Ich werde Proben von der Zensur der zweiten Instanz geben. In der *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* vom *19. Jan.* war ein Artikel aus den *Rheinischen Blättern*, die Bittschrift des Grafen Las Cases an das britische Parlament wegen der Behandlung Napoleons auf St. Helena betreffend, aufgenommen. Die Zensur strich den Artikel, weil darin von der treuen und liebevollen Anhänglichkeit des Las Cases für seinen ehemaligen unglücklichen Herrn die Rede war. Wahrscheinlich richtete sich der Zensor nach den Instruktionen, die er vier Jahre früher wegen Buonaparte, und was von ihm öffentlich gesagt werden dürfte, erhalten hatte. Damals mochte ihm vorgeschrieben worden sein, keine Teilnahme für den gefallenen Helden bekannt werden zu lassen, weil zu jener Zeit noch daran gelegen war, dem Vaterlandseifer der Deutschen eine Richtung nach außen zu geben und ihren Haß der Tyrannei in einen Haß des Tyrannen umzuwandeln. Aber seitdem haben sich die Verhältnisse geändert, und man kann Napoleon nicht mehr hart beurteilen, ohne sich gegen die Erben seiner Grundsätze zu versündigen. Dies hätte der Herr Zensor bedenken sollen, und dann würde er jenen Artikel nicht gestrichen haben. Auch fand wirklich der Herr Polizeidirektor dessen Verfahren nicht zu

billigen und schrieb auf das Zensurblatt: „Kann gedruckt werden, außer den durchstrichenen Zeilen." Die gestrichenen Zeilen lauteten also:

„. . . so sehr man auch einen großen Teil seines Lebens verdammen muß, nimmer kann die Art dadurch gerechtfertigt werden, wie die Engländer ihn behandeln."

Was dieser Satz für die Ruhe der europäischen Monarchien Gefährliches enthält, ob dessen erster oder zweiter Teil die öffentliche Meinung vergiften könne, das weiß ich, aber ich sage es nicht.

– Das nämliche Blatt hatte folgende Aphorisme des Abbé Galiani aufgenommen:

„Die moderne Theokratie fängt damit an, daß sie die Menschen durch Strenge und Quälereien reinigen will. Ist man an das Höchste von Leiden und Langeweile gewöhnt, dann wird der Papst, der Abt, der Beichtvater, der Novizenmeister ein Tyrann, ein Gott, ein alles. Aus einem so zahm gemachten Wesen kann er alles machen, was er will."

Diese Stelle strich die Zensur unbegreiflicherweise, da wir in Frankfurt weder einen Papst noch einen Abt noch einen Beichtvater noch einen Novizenmeister noch einen Tyrannen haben, die gegen die Zeitungsfreiheit reklamieren könnten. Auch sah der Herr Polizeidirektor die Ungerechtigkeit des Zensors ein und begnadigte den verurteilten Artikel.

Neunter Fall

Die Zeitung vom 28. Januar enthielt einen Bericht der Missionäre im südlichen Frankreich und von den Wundern, die sie dort verübt haben wollten. Darin wurden folgende zwei Stellen gestrichen:

„Die Barmherzigkeit Gottes beschränkte sich aber nicht auf die Katholiken allein; selbst die Protestanten konnten sich des allgemeinen Eindrucks nicht erwehren. Es haben sich wenigstens 25 bekehrt" . . . „Am nämlichen Abende kamen 5 Protestanten,

worunter einer von 22 Jahren sich zu meinen Füßen warf und sagte: ‚*Mein Vater, ich bin Protestant, erbarmt Euch meiner und macht mich zum Katholiken!*‘ ... *Man segnete 47 Ehen ein.*“

Der Herr Polizeidirektor, an den ich wegen der Striche appellierte, erlaubte den Druck der Stelle.

Das nämliche Blatt hatte einen Artikel aus *Berlin vom 8. Januar* aus dem *Oppositionsblatte* entlehnt, worin ein dummer Streich der Berliner Zensur erzählt war. Die Frankfurter Zensur strich den Streich ihrer lieben Schwester. Auf Beschwerde darüber beim Herrn Polizeidirektor erlaubte dieser die Aufnahme, doch mußte folgende Bemerkung, die er eigenhändig auf das Zensurblatt schrieb, dem Artikel vorausgeschickt werden:

„Das *Oppositionsblatt* enthält folgenden Artikel, der durch seine lächerliche Übertriebenheit sich selbst widerlegt, und den wir nur deshalb aufnehmen, weil vielleicht Anlaß zur förmlichen Widerlegung dadurch entsteht.“

Wer die bisher erzählten Taten der Frankfurter Zensur gelesen hat, wird nicht sagen, daß die gegen die Berliner angebrachte Beschuldigung *lächerlich übertrieben sei*; auch hat sie sich weder selbst widerlegt noch zu einer förmlichen Widerlegung Anlaß gegeben. Es ist weiter nichts daraus entstanden, als daß die Redaktion des *Oppositionsblattes* mich vor aller Welt herabgehunzt hat, weil ich die Anmaßung gezeigt, in Frankfurt am Main die Artikel ihres zuverlässigen Berliner Korrespondenten berichtigen zu wollen. Indessen habe ich später den Wink des Herrn Polizeidirektors oft benutzt, und um gefährlichen Artikeln Eingang zu verschaffen, ihnen mehrere Grobheiten zur Empfehlung vorausgeschickt. Es ist höchst wunderbar, daß, während in Frankfurt, als in einer betriebsamen Handelsstadt, jeder seine schlechte Ware lobt, um sie gut zu verkaufen, dort ein Zeitungsschreiber seine gute Ware tadeln

muß, um ihr Absatz zu verschaffen. Den schönsten, besten, edelsten Meinungen habe ich in meiner Zeitung zuweilen einen Steckbrief vorausgeschickt, und dieses Zeugnis der Schlechtigkeit hat ihnen zum Passe gedient.

Zehnter Fall

In der Zeitung vom 26. Januar stand von Paris aus: „Das Ministerium, sagt man, ist gut, *aber schwach.*" „*Aber schwach*" wurde gestrichen, und nur der Vordersatz blieb stehen. Beim Himmel, wenn erst der hiesige Zensor die zu Paris erscheinende *Minerve Française* und den *Conservateur* zu streichen hätte, da blieb kein großes und kleines *Abc* darin stehen, soviel als man braucht, um Kinder lesen zu lehren. Diese Sachen klingen alle so fabelhaft, daß ich fürchte, man glaubt mir nicht und denkt vielleicht gar, ich hätte eine Satire gegen die Zensur schreiben wollen und darum das Gemälde karikiert. In der freien Stadt Frankfurt soll man nicht sagen dürfen, das französische Ministerium sei schwach, bei welchem gelinden Ausdrucke die Pariser Zeitungsschreiber es nur dann bewenden lassen, wenn sie höflich sein wollen und eine Anstellung suchen! – In dem nämlichen Blatte stand:

„Auf den Pariser Schaubühnen werden jetzt die Leiden des jungen Werthers parodiert. *Man sieht, daß die Franzosen um vierzig Jahre in der Geschichte der Deutschen zurück sind, sonst würden sie ganz andere Leiden zu parodieren finden.*"

Die herausgehobenen Worte wurden gestrichen. Allein indem der Zensor dieses tat, bewies er nicht eben, wie richtig meine Bemerkung war?

Elfter Fall

Die Zeitung vom 29. Januar hatte allen übrigen deutschen Blättern folgenden Artikel nachgeschrieben:

„*Frankfurt*, 17. Januar. – Der hannöversche Bundesgesandte, Herr von Martens, hat eine aktenmäßige Darstellung der vorigjährigen Ereignisse unter den Studierenden zu Göttingen an die andern Herren Gesandten verteilen lassen und denen, die solchen Staaten angehören, worin Akademien sich befinden, in einer Note den Wunsch ausgedrückt, daß man sich über allgemeine Grundsätze vereinigen möge, um künftig ähnlichen Auftritten vorzubeugen."

Gestrichen. Der Isisschleier der Bundesversammlung wäre durch diese Nachricht wohl nicht aufgedeckt worden!

Zwölfter Fall

Die. *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* vom 2. Februar hatte folgenden Artikel aufgenommen:

„*Nordamerikanische Freistaaten*
Die Emigranten, so aus Europa ankommen, belaufen sich im Durchschnitt täglich auf 200. In 14 Tagen waren 1870 angekommen, und zwar in New York 641, Philadelphia 681, Baltimore 391. Die übrigen 157 in andern Seehäfen."

Der Zensor unterdrückte diese Nachricht. Meine Leser sind wohl müde geworden zu fragen: warum? Wer kann das erraten! Aber diesen nämlichen Artikel durfte am nämlichen Tage die Oberpostamtszeitung aufnehmen. Man sieht, wie die Zensur nur nach Anwandelungen verfährt; denn enthielte jener Artikel etwas, was ihn nach irgendeiner Ansicht schädlich machte, wie konnte diese Schädlichkeit dem Zensor in der einen Zeitung auffallen und in der andern zu gleicher Zeit entgehen? Ich habe diesen Fall wegen seiner Merkwürdigkeit schon früher in einigen öffentlichen Blättern bekanntgemacht und damals mich folgendermaßen darüber geäußert:
„Da, soviel ich weiß, meine liebe Vaterstadt in keinem Krieg mit den Vereinigten Staaten verwickelt ist, in

welchem Falle sie das Preisen der Vorzüge ihrer Feinde mit Recht untersagen würde; so kann der Zensor bei seinen Ungedankenstrichen keine andere Absicht gehabt haben, als dem Geschichtschreiber von Kuhschnappel etwas Angenehmes in seinen Zettelkasten zu werfen, und *Jean Paul,* liest er dieses, nimmt gewiß eine saubere Feder und zeichnet den Zug hin, am gehörigen Orte und mit verdienter Zierlichkeit.
Oder ich bitte alle Anwohner des Mains, des Rheins, der Seine, der Newa, ja sogar des Manzanares, mir zu sagen, was sie vielleicht sonst denken von der Sache. Hat sich aber jeder satt erstaunt über diese wahrhaftige Geschichte, dann wird noch ein kleines süßes Wunder als Dessert aufgetischt. Es besteht in folgendem: An dem nämlichen Tage, nämlich am Dienstage dem 2. Februar, wo in der *Zeitung der freien Stadt Frankfurt* der Zensor die angeführte Stelle gestrichen hatte, stand diese nämliche Stelle gesund und frisch in der Frankfurter *Oberpostamtszeitung*. Da nun alle Zeitungen in derselben Stunde und vom nämlichen Zensor durchgesehen werden, so müssen notwendig binnen fünf Minuten, als so viele Zeit zwischen der Zensur des einen und des andern Blattes verflossen sein kann, die auswärtigen Verhältnisse der Stadt Frankfurt sich geändert haben, welches wehe tut, da die Heilige Allianz mehrere Beständigkeit der Staatsrelationen hatte hoffen lassen.“

Dreizehnter Fall

Sollte man wohl glauben, daß die Frankfurter Polizei sogar auf das bekannte *Champ d’Asile* in Amerika ihren Fernblick geworfen habe? Eine der *Minerve Française* entlehnte Nachricht von der zur Unterstützung jener französischen Flüchtlinge zu Paris eröffneten Subskription durfte ich in die Zeitung vom 5. Februar nur unter der Bedingung aufnehmen, daß

ich die *öffentliche Quelle* dieser Nachricht sorgfältig dabeisetzte; die Zensur schrieb mir dieses ausdrücklich vor.

Vierzehnter Fall

Ich hatte früher die von der Zensur gestrichenen Stellen durch Punkte angedeutet. Sollte ihr das nicht selbst willkommen gewesen sein, da ja ihr Diensteifer hierdurch fühlbar ward, woran ihr nur allein gelegen schien? Es ist mir unerklärlich, warum ihr dieses zuwider war, und warum sie bei dem Polizeiamte das Verbot, solche Punkte zu setzen, für mich auswirkte. Unterm 20. Februar wurde mir von der Polizei eine schriftliche Verordnung zugeschickt, worin mir bei Strafe alles Punktieren untersagt worden. Über das Recht, welches die Polizei haben könnte, mir einen solchen Zwang aufzulegen, will ich mich hier nicht weiter äußern, da später mehr hiervon geredet werden soll; ich begnüge mich, die hierher gehörigen Stellen jener Verordnung nachfolgend mitzuteilen:

„Actum
bei dem Polizeiamte der freien Stadt Frankfurt, Mittwochs den 20. Januar 1819.
„Von seiten der hiesigen Zensur geschah die Anzeige, in der Zeitung für die freie Stadt Frankfurt würden seit einiger Zeit diejenigen Stellen, welche von der Zensur gestrichen worden, mit Punkten oder Strichen durchschossen, um dadurch das Publikum aufmerksam zu machen, daß an dem durchschossenen Raum eine Stelle von der Zensur gestrichen worden. Da nun dieses Verfahren gegen alle Ordnung verstoße, so halte die Zensur sich verpflichtet, hiervon die Anzeige zu machen, um weitere Resolutionen darüber zu veranlassen, worauf beschlossen wurde:
usw. usw.

4. Die etwa durch die Zensur veranlaßten Lücken dürfen nicht mit Strichen oder Punkten durchschossen werden, vielmehr muß der Satz so zusammengerückt werden, daß keine Unterbrechung des Textes sichtbar wird.
5. Sollte, nachdem dieses befolgt worden, am Ende des Blattes selbst ein leerer Raum übrigbleiben, so muß solcher entweder mit Avertissements, welche schon die Zensur passiert sind, oder mit solchen politischen Artikeln, die kurz zuvor in andern hiesigen Zeitungen eine Aufnahme gefunden, ausgefüllt werden, und die Redaktion ist verbunden, zu dem Ende stets für einen zureichenden Vorrat von dergleichen Avertissements oder Artikeln zu sorgen."

Bald darauf traf auch der Fall ein, daß ich wegen vermeintlicher Übertretung jener Vorschrift zur Untersuchung gezogen und mit einer Geldbuße gezüchtigt wurde.
Nämlich in der Zeitung vom 9. Februar war in einem der *Bremer Zeitung* entlehnten, ein Schreiben des ehemaligen Herausgebers des *Deutschen Beobachters*, Herrn Dr. Benzenbergs, enthaltenden Artikel, überschrieben: *Bremen, 3. Februar*, nachfolgende Stelle gestrichen:

„Ich will ihnen noch ein Beispiel von der ... Zensur erzählen. Ich war im vorigen Herbste in Aachen, und da alle Leute sich wunderten, daß die Aachener Zeitungen so schlecht wären und lauter unbedeutende Nachrichten enthielten, so schrieb ich im ‚Deutschen Beobachter' einen Aufsatz ‚*Über die Aachener Zeitungen*' und zeigte, daß man unrecht habe, den Zeitungsschreibern hierüber Vorwürfe zu machen; denn dieses rühre lediglich von der Zensur her, welche es sich zum Gesetz gemacht, alles zu streichen, was den Kongreß beträfe, damit Preußen keine Auseinandersetzung mit den andern Kabinetten der Zeitungen wegen habe; denn sobald Zensur vorhanden, sei jede Zeitung

offiziell, und daß die Brüsseler Zeitungen alles schreiben könnten, rühre daher, daß sie keine Zensur hätten und also keinen offiziellen Charakter. So hatten z. B. die Aachener Zeitungsschreiber die abgeschlossene Konvention früher als die Pariser, sie durften sie aber nicht eher drucken lassen, bis sie im *Moniteur* gestanden. So seien heute (so hieß es weiter in dem Aufsatze) 25 Jagdhunde von Lord Wellington angekommen, welche anfangs für die Doggen von Madame Castlereagh wären gehalten worden, – allein ein solches Faktum dürften die Aachener Zeitungen schon nicht berichten, weil die Politiker hieraus schon auf eine Verlängerung des Kongresses schließen würden und die Zensur es deswegen nicht durchlasse.

Der ... Zensor fand aber auch die Sache zu bedenklich, und die 25 Jagdhunde des edlen Lords blieben in der Zensur stecken, ohne daß sie weiter zum Vorschein gekommen wären.

Im Juni 1817 strich er die Kabinettsorder des Königs von Preußen, in welcher die scharfe Untersuchung wegen der Verspätung des Ostseegetreides befohlen worden, obschon diese sichtlich zur Bekanntmachung bestimmt war, um die mit Hunger und Verzweiflung kämpfenden Provinzen zu beruhigen. Auch stand sie nachher in allen Zeitungen.

Um dieselbe Zeit strich er einen Aufsatz über die Kornlieferungsgeschichte, der ganz zugunsten des preußischen Ministeriums geschrieben war und der von einem Manne herrührte, der die Akten gesehen. Der Zensor glaubte aber, daß hierin heimliche Stachelnüsse verborgen liegen möchten, und fand es am sichersten, ihn zu streichen.

In einem Aufsatze von Westphalus Eremita strich er neulich so viel, daß dieser ihn im ‚Herrmann' aufs neue abdrucken ließ und die gestrichenen Stellen mit Kursivschrift. Der Bürgermeister von Hagen (der Zensor des ‚Herrmann'), obgleich ein preußischer Untertan, hatte also mehr politischen Mut ... Der Artikel betraf nämlich Preußen.

Die Ursache hiervon liegt aber bloß und allein in den fremden Gesandten. Diese glauben, daß sie ihre Schuldigkeit nicht tun, wenn sie die Zeitungen, so in dem Orte erscheinen, wo sie residieren, nicht gehörig lesen und auf alle Konterbande merken, da sie ohnehin wenig zu tun haben. Wenn diese nun so etwas finden, so bescheiden sie den armen Zensor zu sich *ad audien-*

dum verbum, und den andern Tag streicht er die halbe Zeitung, um nur seinen guten Willen zu zeigen.
In Darmstadt hatte auch neulich ein Gesandter einen Artikel in der *Mainzer Zeitung* gefunden, der ihm sehr anstößig schien, und wegen dessen er bei Hofe eine scharfe Verfügung verlangte. Abgeschlagen und zur Justiz verwiesen."

Das überraschte mich nun weiter nicht; denn schon war ich an den türkischen Druck ganz gewöhnt und davon abgestumpft worden, und ich hätte so geduldig wie ein Lamm selbst meinen Hals dem Zensor hingereicht, um mich aus dem Verzeichnisse der Lebenden zu *streichen.* Auch ließ ich die gestrichene Stelle aus, enthielt mich obiger Vorschrift gemäß alles Punktierens, nur füllte ich die durch die ausgestrichenen Stellen entstandenen Lücken mit mehreren schönen Bekanntmachungen aus, so daß besonders scharfsinnige Leser wohl entdecken konnten, daß das Femgericht der Zensur wieder einige den Landfrieden störende Redensarten habe hinrichten lassen. Ich tat es *pour égayer la matière;* aber die Polizei fand dieses gar nicht lustig und zog mich, um ihrer beleidigten Tochter Zensur Genugtuung zu geben, zur Untersuchung und Strafe, wie sich aus nachstehendem Polizeigerichtsprotokolle ergibt:
„Auf Anzeige der Zensur, daß die Redaktion der [Zeitung der] freien Stadt Frankfurt einen in Nr. 40 dieser Zeitung unter der Aufschrift ‚Bremen' enthaltenen Artikel, welcher zum Teil gestrichen worden, bei dem ausgegebenen Abdrucke zwar ausgelassen, dagegen mehrere Bekanntmachungen innerhalb dieses Artikels eingeschoben habe, wahrscheinlich um das Publikum auf diese durch die Zensur entstandene Lücke aufmerksam zu machen, welches geradezu gegen den unterm 20. Januar l. J. ergangenen Amtsbeschluß sub. membr. 4. verstoße, wurde Herr Dr. Börne als Redakteur dieser Zeitung vor Amt gefordert und befragt, warum er die

ihm bestimmt gegebene Weisung in vorliegendem Falle nicht beobachtet habe?

„Resp. Wegen Mangel an Stoff habe er sich genötigt gesehen, die zwischengeschobenen Artikel, von welchen schon der Satz fertig gewesen, als der Bremer Artikel von der Zensur zurückgekommen wäre, an der Stelle, wo sie wirklich sind, stehen zu lassen; ferner wäre nicht mehr Zeit genug gewesen, diese zwischengeschobenen Artikel an das Ende der Zeitung zu setzen, indem er selbst bis 12 Uhr nachts in der Druckerei gewesen wäre; endlich habe er in der Meinung gestanden, daß solche Einschiebungen dem 4. und 5. membr. des polizeiamtlichen Beschlusses vom 20. Januar nicht zuwiderliefen.

„Herr Dr. Börne wurde hierauf aufmerksam gemacht, daß der erwähnte Beschluß ausdrücklich die Vorschrift enthalte, Avertissements nur an das Ende des Blattes zu setzen, und habe er daher solches auf alle Fälle zu beobachten.

„In Untersuchungssache gegen Herrn Dr. Börne, Redakteur der ‚Zeitung der freien Stadt Frankfurt', Übertretung der Zensurvorschriften, ist der

Bescheid:

„Da dieses wiederholte Zensurvergehen ausdrücklich in der desfalls an die Redaktion der ‚Zeitung der freien Stadt Frankfurt' unterm 20. Januar l. J. ergangenen amtlichen Weisung membr. 4. und 5. untersagt ist, mithin die angeführte Entschuldigung nicht als hinreichend angenommen werden kann, so wird Herr Dr. Börne mit einer Strafe von zehn Reichstalern und Bezahlung der Untersuchungskosten belegt, auch angewiesen, sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung schärferen Einsehens zu halten. Decretum Polizeigericht am 24. Februar 1819."

Da ich mich durch dieses Urteil verletzt fühlte, ergriff ich das Mittel der Berufung an ein höheres Gericht. Ich lasse die bei dem Appellationsgerichte eingereichte Beschwerde-Ausführung hier nachfolgen.

„Die hier lebende und wirkende *Zeitungszensur*, in rechtlicher Beziehung als ein Findelkind zu betrachten, dessen Name, dessen Herkunft, dessen legislative Urheber man nicht kennt; weit entfernt, durch ein kluges, sittliches und bescheidenes Betragen ihre Herstammung vergessen zu machen und nach der Achtung zu streben, die der Bürger sonst nur den auf offenem Wege erzeugten und vom Staate anerkannten gesetzlichen Einrichtungen gewährt, ist stets bemüht, der Weise jeder usurpatorischen Herrschaft gemäß das, was ihr das Recht versagt, durch Gewalt zu erreichen und für die Liebe und Achtung, die sie niemals findet, sich durch Furcht, die sie einzuflößen sucht, schadlos zu halten.

„Wenn ich die Erfahrungen, die ich über die Handlungsweise der Zensur bisher gemacht habe und die das oben ausgesprochene Urteil nur darum nicht ganz rechtfertigen, weil sie es als zu gelind hervorstellen, nicht zur Unterstützung der Klage, die ich führen werde, mitteile, so geschieht's, weil ich erst verstärkt durch tausend Stimmen der öffentlichen Meinung meine Beschwerde am geeigneten Orte vorzubringen gedenke. Ich beschränke mich hier nur auf einen einzelnen Fall.

„Die Zensur, wie sie gegen die neue ‚Zeitung der freien Stadt Frankfurt' seit dem ersten Tage ihres Erscheinens ausgeübt wurde, liegt außer aller Beschreibung. Es kann ihr weder Strenge vorgeworfen noch Milde nachgerühmt werden. Sie befolgt keine Grundsätze, weder des Rechts noch der Billigkeit noch der Klugheit; sie hat keine Regel, weder erhaltene Vorschrift noch Konvenienz noch eigene Ansicht. Es ist nichts dauernd an ihr als ihr Wechsel, nichts beständig

als ihre Unbeständigkeit. Hätte sie nur wenigstens ihre eigenen Vorstellungen von Rede- und Druckfreiheit befolgt und hierdurch eine Richtschnur für den Redakteur gegeben. Aber so wurde gestrichen, was 24 Stunden später stehenbleiben durfte; ja, es ist geschehen, daß der ‚Zeitung der freien Stadt Frankfurt' die Aufnahme eines Artikels untersagt wurde, der am nämlichen Tage in der Postzeitung stand. Heute wurde ein Nadelstich mit der größten Ängstlichkeit pariert, den folgenden Tag ließ es die Zensur geschehen, daß man die empfindlichsten Seiten der Machthaber mit Lanzen durchbohrte. Bald suchte sie Gift, wo keines war, und versperrte allen Regierungen sehr willkommenen Grundsätzen den Weg; bald ließ sie den vermeintlich verderblichsten Lehren freien Gang. Mit einem Worte, die Zensur war ebenso überraschend, wo sie gewähren ließ, als wo sie dazwischentrat; ebenso bewunderungswürdig in ihren Druckerlaubnissen als Druckverboten. Mit dem bisher Gesagten soll keineswegs über das regellose Verfahren der Zensur eine Beschwerde beabsichtigt (dieses wird an einem andern Orte erschöpfender geschehen), sondern nur dargetan werden, wie es dem Redakteur der ‚Zeitung der freien Stadt Frankfurt' unmöglich war, die Grundsätze oder Launen der Zensur zu berechnen, und wie er daher, auch mit dem besten Willen zur Folgsamkeit und Unterwerfung gegen eine unwiderstehliche Übermacht nicht vermeiden konnte, Artikel aufzunehmen, welchen bei der Zensur die Druckerlaubnis untersagt wurde.

„Das zensierte Zeitungsblatt kommt, zufolge einer Einrichtung, die (was schwer scheint) das Drückende dieser ganzen Zwangsanstalt nur noch schmerzlicher macht, erst abends um 10 Uhr in die Druckerei zurück, und in den Fällen, wo eine Veränderung vorzunehmen ist, wird sie so spät noch dem Redakteur ins Haus gebracht,

der sie gewöhnlich beim Auskleiden erhält. Es ist alsdann nicht möglich, die durch das oft so freigebige Streichen entstandenen Lücken auszufüllen. Noch hinderlicher als ganz durchstrichene Artikel sind die herausgerissenen Sätze und Worte, wodurch der Zusammenhang verletzt, unsinniges Zeug hervorgezaubert und der Redakteur in die betrübte Lage versetzt wird, in die Regalien mancher Polizeistelle einen frevelhaften Eingriff zu tun und das Recht zum Gebrauche eines schlechten Stils sich anzumaßen.

„Der Redakteur der ‚Zeitung der freien Stadt Frankfurt' hat, wenn solche Fälle eintraten, den Ausweg, der allen Zeitungsschreibern, wo Zensur ist, offengelassen wird, benutzt, nämlich *den*, durch mehrere Punkte oder Gedankenstriche anzuzeigen, wo die Stellen haben weggelassen werden müssen, und so die Ehre seines Verstandes und seiner Schreibart gerettet. Ich kann es durch genug Zeitungsblätter, namentlich durch die Zeitung der, auch frei genannten, Stadt Bremen beweisen, daß die erwähnte Befugnis den Redakteurs nie versagt war.

„Die Zensur der freien Stadt Frankfurt glaubte dabei nicht stehenbleiben zu dürfen: sie verfolgte die ihr mißfälligen Ansichten, nachdem sie sie gerichtet hatte, bis über das Grab hinaus. Sie schlug meine Gedanken tot und untersagte mir zugleich, ihnen Leichensteine setzen zu lassen. Daher erwirkte sie bei dem Polizeiamte, mit welchem sie so eng verbunden ist, daß das Verbot erteilt ward, Punkte oder Striche an die Stelle der zensierten Artikel zu setzen oder überhaupt einen weißen Raum in der Zeitung zu lassen.

„Wenn die hiesige Polizei berechtigt ist, Gesetze zu machen, dann vereinigt sie alle Gewalten, die im Staate verteilt sind und getrennt bleiben müssen, wenn nicht die persönliche Freiheit zugrunde gehen soll. Nach der bestehenden Ordnung der Dinge vereinigt die Polizei

folgende Befugnisse: 1. Sie macht den Antrag zu einem Gesetze. 2. Sie entwirft dieses Gesetz, und zwar ganz allein, ohne Mitberatung anderer. 3. Sie übt eine aufsehende verhindernde Macht aus, daß das Gesetz nicht übertreten werde. 4. Sie untersucht ein Überschreiten desselben. 5. Sie setzt eine Strafe darauf. 6. Sie richtet. 7. Sie vollstreckt das Urteil. Eine unheiligere *Sieben* kann wohl nicht ersonnen werden! Auf diese Weise ist die hiesige Polizei eine wahre Enzyklopädie aller möglichen Staatsrechte, und man kann unsere studierende Jugend, statt sie auf Universitäten zu schicken, wo sie über zehn verschiedene Zweige der Jurisprudenz und der Politik Vorlesungen zu hören haben, nur in einem der Polizeibureaus auf dem Römer Sitz nehmen lassen, um ihnen zu gleicher Zeit alle möglichen Arten zivilistischer und staatsrechtlicher Lehren praktisch beizubringen.

„Ob nun zwar die Polizei nicht berechtigt war, mir durch eine Verordnung das Punktieren der von der Zensur gestrichenen Stellen zu untersagen, und ob sie zwar um so mehr hätte eingedenk sein sollen, daß im Staate alles, was nicht verboten, erlaubt ist, da sie sich selbst sogar erlaubt, was verboten ist; so hatte ich doch die mir zugekommene Weisung befolgt, geschreckt durch die schrankenlose Gewalt, die ich in den Händen der Polizei wahrnahm, und die mir um so furchtbarer erschien, da sie, wie es in der erwähnten Zensurverordnung der Fall ist, die Strafe, die sie auf die Übertretung derselben setzte, nicht einmal bestimmt angab, sondern nur äußerte, daß diese Übertretung ‚*unfehlbare Ahndung* nach sich ziehen werde'. Unfehlbare Ahndung! Ist das die Sprache eines Strafgesetzes? Wenn die Gesetzgebung selbst die größten Verbrechen gegen die Natur, wie den Mord, nicht bestrafen könnte und dürfte, wäre kein drohendes, die Strafe bestimmt ausdrückendes

Gesetz vorhanden, wie ist es möglich, eine unbedeutende Übertretung zu bestrafen, ohne daß die Größe und Art der Strafe vorher genau angegeben war?

„Aber die Polizei, sich nicht damit begnügend, die natürliche Freiheit auf eine Art eingeschränkt zu haben, wie sie nirgends durch keine Zensur in Deutschland eingeschränkt ist, hat auch noch ihrer Verordnung eine Deutung gegeben, die nicht in ihren Worten liegt, und mich für eine vermeintliche Übertretung in Untersuchung genommen und bestraft.

„In der ‚Zeitung der freien Stadt Frankfurt' vom 9. Februar war aus der ‚Bremer Zeitung' ein Artikel aufgenommen, von welchem in genanntem Blatte die Trümmer, welche nach der Zerstörung durch den feindlichen Einfall der Zensur übriggeblieben waren, noch zu sehen sind. Das zensierte Blatt kam, wie gewöhnlich, abends zehn Uhr zu mir zurück, und ich eilte damit in die Druckerei, um die Wunden der Zeitung zu verbinden. Die in erwähnter Verordnung mir vorgeschriebenen Regeln hatte ich treu befolgt, ich hatte nach Nr. 4 darin die von der Zensur veranlaßten Lücken ‚*nicht mit Strichen oder Punkten durchschossen*' und nach Nr. 5 ‚*am Ende des Blattes*' keinen leeren Raum übriggelassen, der auszufüllen gewesen wäre; da aber *in der Mitte* eine große Lücke entstand, füllte ich sie mit ‚*Avertissements, welche schon die Zensur passiert hatten*', aus. Diese Operation hatte mich bis Mitternacht beschäftigt, ein Beweis, daß ich die Vorschriften der Polizei fürchte, wenn auch nicht verehre. Worin war nun mein Vergehen? Ich habe den Buchstaben der Verordnung befolgt, und die Polizei selbst wird wohl nicht sagen können, daß ich den *Geist* derselben verletzt habe. Ich wurde zur Untersuchung gezogen, wie das anliegende Protokoll ausweist. Aber manches, wovon es nicht spricht, muß ich hinzufügen.

„Ich wurde zum Herrn Senator Thomas vorgeladen, der freundlich und lächelnd (wie ich es dankbar und gerührt anerkennen muß) mit mir über meinen Fehler sprach. Ich erklärte mich dahin, daß es weder meine Absicht gewesen, die Verordnung der Zensur zu übertreten, noch auch daß ein absichtloses Vergehen stattfände. Wir setzten unser Gespräch freundschaftlich fort, und erst spät bemerkte ich, daß der Sekretär des Herrn Senators die Unterredung zu Papier brachte. Dieses beunruhigte mich um so weniger, da der Herr Senator stehenden Fußes und dabei in mancherlei Papieren blätternd meine Entschuldigung anhörte und dem Herrn Sekretär ausdrücklich vorschrieb, er möchte dieses und jenes, was mir zur Rechtfertigung dienen könne, aufnehmen. Bei dem Mangel alles Ernstes und jeder Förmlichkeit kam mir nicht in den Sinn, daß hier ein Protokoll geführt werden sollte, worauf ein polizeigerichtliches Urteil folgen würde. In diesem Falle hätte die Untersuchung von einem Polizeigerichtsassessor geleitet und das Protokoll von einem Polizeigerichtsaktuar geführt werden müssen.

„Ich glaubte mich auf dem lachenden Blumenwege der hohen und administrativen Polizei zu befinden, die mir von der Zeit der frühern Napoleonschen Unter-Unter-Unterherrschaft noch bekannt war, und ich scherzte einverstanden immerfort, welches auch erwidert ward. Endlich ließ man mich fortgehen, ehe das Protokoll geschlossen war und ohne daß es mir vorgelesen wurde. Dies war am 16. Februar geschehen.

„Wie groß mar nun mein Erstaunen, als ich vierzehn Tage nachher, nämlich am 25. Februar, vor Herrn Polizeigerichtsassessor Hacker geladen und mir der dem Untersuchungsprotokolle als Fortsetzung desselben beigefügte polizeigerichtliche Bescheid, der mich zu 10 Tlr. Geldstrafe und in die Kosten verurteilt, vorgelesen wurde.

„In diesem Vernehmungsprotokolle, dessen Inhalt ich bei diesem Anlasse zum erstenmal erfuhr, heißt es am Schlusse: ‚Herr Doktor Börne wurde hierauf *aufmerksam* gemacht, daß der erwähnte Beschluß ausdrücklich die Vorschrift enthalte, Avertissements nur an das Ende des Blattes zu setzen, und *habe* er daher solches auf alle Fälle zu beobachten.‘

„Diese in Form eines Bescheids abgefaßte Stelle enthält ja offenbar erst die Auslegung der Verordnung, wonach ich mich in der Folge zu richten *habe*; wie konnte ich nun also jetzt schon wegen Übertretung eines Gesetzes, dessen Undeutlichkeit der Gesetzgeber selbst einräumte, bestraft werden? Wie konnte dieses so spät hinterdrein geschehen? Da nach der Organisation des Polizeiamtes das Erkenntnis am nächsten oder höchstens zweiten Bescheidstage, deren wöchentlich wenigstens zwei zu halten sind, unmittelbar auf die Untersuchung folgen muß, hier aber zwischen der Untersuchung und dem Bescheide vierzehn Tage, also wenigstens vier Bescheidtage vorübergegangen waren? Die wohltätige Vorsicht einer weisen Gesetzgebung trat nie klarer an den Tag als in dieser Bestimmung, wo sie verordnet, daß bei Polizeivergehen das Urteil schnell auf die Untersuchung folgen müsse. Denn hier tritt der Fall sehr häufig ein, daß eine sehr unschuldige Handlung, und die von der hohen Polizei auch anfänglich so gefunden worden, erst lange hinterdrein von dieser bestraft werden möchte, weil der Täter auf eine andere Weise eine wahrscheinliche Absicht geoffenbaret, die hohe Polizei zu kränken oder zu verspotten, und man ihm dafür eine abschreckende Züchtigung zuwenden will. Der unter einem solchen Verfahren Leidende, er mag noch so gut wissen, was ihm eigentlich die Rache der beleidigenden Übermacht zugezogen hat, wird doch nicht immer imstande sein, einer oberrichterlichen Stelle dieses darzu-

tun, weil es ihm an den gehörigen Beweisen fehlt; und *wahrscheinliche Absichten* zu deuten und darauf eine Klage zu gründen nur der hohen Polizei, aber keinem Privatmanne zusteht.

„In dem Vernehmungsprotokoll heißt es: der Appellant habe die entstandene Zensurlücke mit mehreren Bekanntmachungen ausgefüllt, ‚*wahrscheinlich* um das Publikum auf diese durch die Zensur entstandene Lücke aufmerksam zu machen.' – Kann man seinen Augen trauen, wenn man dieses liest? Kann irgendein Gericht in der Welt, wenn es nicht das Jüngste des allwissenden, allmächtigen Gottes selbst ist, eine *wahrscheinliche* Absicht bestrafen? Die hiesige Polizei hat ungeheure Fortschritte gemacht; einige Jahre früher, da ich selbst sie in der Nähe beobachtete, war sie oft nicht imstande, die klarste verbrecherische *Handlung* zu deuten, und sie ließ sich kranke, das Bett hütende Menschen, husch! wie ein Schnupftuch aus der Tasche stehlen, und jetzt bricht sie in den dunkelsten Herzenswinkel eines schuldlosen Menschen und beurteilt und bestraft dessen *wahrscheinliche* Absichten bei einer unschuldigen Tat!

„Der polizeigerichtliche Bescheid schließt mit den Worten: Appellant werde angewiesen, ‚sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung *schärfern Einsehens* zu halten'. Wenn ich recht verstehe, was *schärferes Einsehen* heißt, und dieses nicht etwa schärfere *Einsicht* bedeutet, welche bei der Polizei sehr willkommen wäre: so hat damit gesagt werden sollen, daß bei Wiederholung der vermeintlichen Übertretung die Strafe verstärkt werden solle. Die Polizei steht in der ganz eigenen Meinung, daß bei jedesmaliger Wiederholung eines Vergehens die Strafe in geometrischer Progression steigen müsse, so daß jeder, dem das furchtbar schnelle Anwachsen einer geometrischen Progression aus der Mathematik bekannt

ist, begreifen wird, wie leicht ein Zeitungsschreiber in Frankfurt, der heute sein erstes Blatt herausgibt, schon in vier Wochen wegen wiederholter Zensurvergehen gerädert werden kann, auch wenn die erste Strafe nur drei Batzen betragen hätte. Das ist sehr traurig! Wenn jede Polizei allerorten wegen ihrer bösen Natur, wegen ihres nervenschwachen, hypochondrischen Zustandes nach Willkür, nach augenblicklicher Stimmung, nach der Witterung des Tages verfahren muß, wenn es auf diese Weise zwar nicht verzeihlich, aber erklärlich wird, wie sie so oft gegen Recht und Förmlichkeit handeln möge, wenn etwa das Dasein einer solchen sogenannten *Konvenienz* im gegenwärtigen Falle zwar auf keine Weise für eine oberrichterliche Stelle ein Rechtsgrund, aber doch für Appellanten ein Wink und eine Warnung wäre, was er künftig zu vermeiden habe, so findet doch hier nichts dergleichen statt, was das rechtswidrige Verfahren der Polizei wegen der dabei obgewalteten wahrscheinlichen Absicht in ein freundlicheres Licht stellen könnte. Denn der große Gegenstand, um den es sich hier handelt, der gestrichene *Bremer Artikel*, dessen weltgeschichtlichen Einfluß, selbst wenn er von Frankfurt aus verbreitet würde, ich kühn bezweifeln möchte, steht in allen Zeitungen. Das will nun freilich auch nichts sagen; denn mancher scheint die Meinung zu haben, daß einige Preßfreiheit in monarchischen Staaten, aber nicht in Republiken ersprießlich sei. Indessen enthält der erwähnte Artikel nichts, was ihn für unsere hiesigen Verhältnisse bedenklich machte. Herr Senator Thomas, an den ich mich noch abends, als das Zensurblatt zurückkam, gewendet und um die Erlaubnis, den Artikel aufzunehmen, gebeten hatte, bewilligte mir es und schickte dem Herrn Zensor die schriftliche Weisung, den Artikel passieren zu lassen. Dieser aber blieb bei seinem Verbote, weil er den nämlichen Arti-

kel in einer andern hiesigen Zeitung (nämlich im ‚*Deutschen Journale*') bereits gestrichen hätte. Also weiß die Polizei ein geschehenes Unrecht nicht anders wieder gutzumachen, als indem sie es wiederholt. Also weil die Zensur einmal gewaltsam in das Geisteseigentum eingegriffen hat, mußte sie es noch einmal tun. Ist das Recht? Ist das Freiheit? Von dem allgemeinen Nachteil, der durch den Preßdruck für alle Bürger entspringt, nicht einmal zu reden, ist es nicht wirklich eine strafbare Verletzung des Eigentums eines Schriftstellers, wenn man den Ertrag seines Nachdenkens und seines Fleißes boshaft zerstört? Die hiesige Zensur mag es freilich nicht begreifen, wie man ein Geisteseigentum besitzen könne; diese ihre Unwissenheit wird jedem, der sie kennt, erklärlich sein, aber sie wird dadurch nicht verzeihlich." –
Diese Berufung hatte aber keinen günstigen Erfolg; es wurde mir vielmehr wegen meines schlechten Stils eine weitere Strafe von 5 Talern zuerkannt.

34.

Der Eßkünstler

Ein artistischer Versuch

[1821]

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt; daher ich mich glücklicher schätzen darf als viele andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tischgenossenschaft, welche ihren Zweck, gemeinschaftlich zu verschlingen, gar nicht zu beschönigen suchte, drohte Zwietracht: denn sie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt sei oder ein tiefsinniger Gelehrter oder ein Narr oder taubstumm oder ein langweiliger und trockener Mensch. Allerdings hatte jede dieser Meinungen Gründe für sich.

Ich aß wenig, sprach nichts, hörte auf keine Anrede ... bald war ich düster, bald lachte ich laut auf ... ich schnitt mehrere Gesichter, mein Blick war starr auf diesen oder jenen Punkt gerichtet und nicht selten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unsern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, sich aus dem Stegreife frisieren und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte sich alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine sehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält sich wie folgt.
Mir gegenüber saß ein Mann, an dessen Rocke von unaussprechlicher Farbe eine seltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerksamkeit anzog. Auf drei Quadratschuh' Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf – eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menschen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn sie überträfe selbst die von Malta, die aber, da es sich von Knöpfen handelt, von einer Sparsamkeit ohne Beispiel ist. Ich schloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von so eigentümlicher Physiognomie ein ausgezeichneter Mensch sein müsse, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchst vortrefflichen Eßkünstler, der mit seinen herrlichen Gaben auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hintereinander in seiner Kunst unentgeltlich öffentliche Vorstellungen gab.
Man wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß die meisten Menschen wie das Vieh essen, ohne klares Bewußtsein, ohne Überlegung, ohne Regel und ohne jene Anmut, welche nur die verschönernde Kunst über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnet hatte, daß das Essen etwas viel Erhabeners bezwecke als die Befriedigung eines bloß tierischen Triebes, wurde mir klar durch die Anschauung der Meisterschaft, welche

der würdige Künstler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich, bis sich das Orchester versammelt hat und das Stimmen zu Ende ist; dann erst treten sie hervor. Unser Künstler aber verschmähte den kleinlichen Kunstgriff, durch Überraschung zu wirken. Im Gegenteile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäste im Speisesaal, so daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle; denn sie glaubten, er suche ein Gabelfrühstück. Diese Einsamkeit benutzte er als ein Mann, dem seine Kunst heilig ist, und der sie nicht bloß zum schnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf sein Gedeck einer höchst genauen Musterung; die Teller und das Glas wurden nachgesäubert; er untersuchte das Messer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauschte. Am meisten aber war er auf die Elastizität des Stuhles bedacht, wohl erwägend, wie viel auf diesen Resonanzboden des Eßinstruments ankäme. Darauf maß er sich mit seinen Ellenbogen einen freien Umkreis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zusammenrückte, so daß man sich später wunderte, wie ein Mann, der für sechs essen mochte, doch nur für zwei Personen saß. War dieses alles geschehen, und es blieb ihm noch Zeit übrig, so präludierte er, indem er sich ein Glas Wein aus den gemeinschaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaschen sammelte und dazu ein Milchbrot mit etwas Gurkensalat genoß. So konnte er von seinem sichern Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der herangwogenden Gäste schauen und durfte sich, während die andern verwirrt ihre Plätze suchten und hungrig der Suppe entgegenseufzten, der Früchte seiner weisen Vorsicht erfreuen.

Man kann sich nicht gnug darüber wundern, wie es so viel tausend Menschen, die seit undenklichen Zeiten

täglich in Gasthöfen speisen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche sei, welche die Wirte aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerksamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet ist, die Speisen zu halten, als herab- und durchfallen zu lassen. Einen so hellsehenden Eßkünstler wie den unsrigen konnte die heuchlerische Hülfsleistung der Gabel nicht betören, und er bediente sich ihrer nie, sondern gebrauchte bei allen Speisen den sichern und weitumfassenden Löffel, den er vor den räuberischen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch sicherte, daß er Exerzitien und gymnastische Übungen mit ihm anstellte, so daß er nicht zu erhaschen war.

Die Völker germanischen Ursprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verschiedenen Beiessen, von welchen das Rindfleisch begleitet zu werden pflegt, rote Rüben, Gurkensalat usw., nur zur Auswahl da: aber unser großer Künstler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beiessen Simultanspeisen wären, und die glückliche Anwendung seines Grundsatzes zeugte von dessen Richtigkeit. Merretich, geröstete Kartoffeln, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkensalat, Radieschen, rote Rüben, Rettichscheiben, Senf und Salz brachte er sämtlich auf seinen Teller und wußte sie durch eine weise Benutzung des Raumes dergestalt im Kreise zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthurs Tafelrunde, und war für das Beiessen bestimmt, welches er etwa übersehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurteil, daß die Künste in monarchischen Staaten größere Aufmunterung fänden als in republikanischen, hat jenes andere Vorurteil veranlaßt, daß die meisten Künstler aristokratisch gesinnt wären. Bedarf

es noch eines Beweises, daß diese Ansicht falsch sei, so hat ihn unser Eßkünstler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war so heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen sah, bei Tische mit Übergehen der Herren zuerst bedient zu werden, in die größte Wut versetzte, und er schwatzte nicht bloß für die Freiheit gleich den deutschen Liberalen, sondern er kämpfte auch für sie, indem er jeden Kellner, der ihn überspringen wollte, um die Schüssel einer Dame zu reichen, gewaltsam am Ärmel zurückhielt und ihn Achtung der Menschenrechte lehrte. Den Kellnern selbst kam diese Freiheitsliebe unseres Künstlers am meisten zustatten; denn da der Wirt die geringste Nachlässigkeit, welche jene sich gegen die Gäste zuschulden kommen ließen, streng bestrafte, so arbeitete der Eßkünstler solcher Tyrannei dadurch entgegen, daß er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, sie sollten ihn nicht vernachlässigen und an ihn denken.
Gemüse sind die Freuden des Eßpöbels und der Wirte: sie befriedigen das rohe Bedürfnis auf eine wohlfeile Art. Unser Künstler offenbarte seine Geringschätzung gegen dieselben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüse lange verweilte, sondern, von einem zum andern eilend, sich unter das Gefolge, die sogenannten Beilagen, mischte, wo er, wie dieses oft der Fall ist, größere Bildung fand als bei der Herrschaft. Einen neuen Hering, der noch sehr schüchtern war und dem man die Verlegenheit, vor so vielen Gästen zu erscheinen, ansah, munterte er auf und unterhielt sich so zutraulich mit ihm, daß dieser ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tischgenossen über diese Vernachlässigung des sogenannten Anstandes, aber unser Künstler lachte dazu und fragte einen östreichischen Grafen, ob nicht der älteste Hering auch einmal neu gewesen wäre? „Vorzüge adeln, nicht Jahre" — setzte er hinzu.

Tutti aß zwar unser Künstler auch mit, sich von andern Künstlern unterscheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich versparte er seine meiste Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem *Halte* in Kadenzen, die gewöhnlich eine große Schüssel Apfelkompott als langatmiger Triller schloß, sich ganz seiner freien Phantasie überlassen durfte, dann wurde auch der kälteste Mensch zur Bewunderung hingerissen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechselns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benutzt werden könnte, zeigte unser Eßkünstler zur Beschämung aller Tischgenossen.

Ich weiß nicht, ob es ein passendes Gleichnis ist, wenn ich sage: Mehlspeisen sind die Adagios der Tischsymphonien; aber passend oder nicht, unser Künstler war hierin unerreichbar. Sobald die süße Schüssel auf der Schwelle der Saaltüre erschien, machte er ganz kleine Augen, um seine Sehkraft zu verstärken. Er hatte dieses optische Verfahren nicht aus Hallers Physiologie gelernt, sondern an mehrern europäischen Höfen, wo die Fürsten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Öffnung verschließen, oder, was in der Berechnung auf eins herauskommt, wo sie nur wenige Höflinge sehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünscht. Er machte also solche Hofaugen. Bis die Schüssel an seine Person kam, sprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während eines Donnerwetters seine Angst zu betäuben. Er lachte mit sichtbarer Anstrengung. Endlich kam sie, und seine Brust ward frei. Er schnitt sich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüssel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beschauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überschüttete er es völlig,

und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas Solides im Löffel blieb, so war das schwer zu vermeiden.
Freilich fiel ihm dann immer bei, die anwesenden Engländer möchten seine Anhänglichkeit an das Kontinentalsystem übelnehmen, und um diese zu täuschen, goß er so lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu sehen war. Doch gelang ihm dieses nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Rosinen über der Flut empor. Während des Essens der Mehlspeise war er nachdenkend und in sich gekehrt, und man sah ihn nicht selten schmerzhaft lächeln. War das erste Dritteil der Puddingportion verzehrt (denn er teilte seine Speiseportionen von allen Gerichten in drei Teile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu fassen), dann ließ er sich zum zweitenmal die Schüssel reichen, was gerade nichts Besonderes war. Beim drittenmal aber gebrauchte er List und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bißchen Sauce. Hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum übrigen.
Nur deutsche Philister sind imstande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut sind, offenbarte unser Künstler in mehrern schönen Zügen. Nie schlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er sie nicht gewähren, so gab er wenigstens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüssel vor, die er zurückweisen mußte, weil er zu beschäftigt war, sagte er: „Jetzt nicht, aber später, mein Freund!" Ein rührender Zug seines sanften Herzens war folgender: Eines Mittags wurde ihm zwischen dem Braten und dem Dessert noch einmal Suppe vorgesetzt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaste verwechselte, der eben erst in den Saal getreten und sich an den Tisch gesetzt hatte. Unser edler Künstler, um dem Kellner die Beschämung und die Vorwürfe des Wirts

zu ersparen, hatte die Großmut, die Suppe zu essen, als wäre sie für ihn bestimmt gewesen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So teilte er die Unart der meisten Gäste nicht, welche die großen Krebse auswählten und die kleinen in der Schüssel liegen ließen – er nahm die kleinen auch ... Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Pastete von oben einzudringen und so gleichsam in ein Haus durch das Dach zu steigen, trotzte er mutig. Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen gegeneinander über. Durch die Vordertüre steckte er den Löffel und trieb das Wild und Geflügel nach der Hintertüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing ... Die Geschicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanierte, hatte ihresgleichen nicht ... Einen Prachthecht von seltener Größe nahm er ungeteilt vor sich, so daß der Fisch nur mit dem Leibe seinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über den Teller seines rechten, und mit dem Schwanze über den seines linken Nachbarn hinausreichte, welches ein imposanter Anblick war.
Man wird sich wundern zu hören, daß unser Künstler von den verschiedenen Bratensorten nur *gewöhnlich* viel aß, da allgemein bekannt ist, daß gerade diese Art Speisen bei wahren Kennern in großem Ansehen stehen. Aber der Meister betrat überall eine neue Bahn, und wie er selbst unnachahmlich war, so ahmte er auch niemals andere nach. Wie gesagt, er aß die Braten als Dilettant und benutzte die Muße, die er dadurch gewann, um sich auf das Dessert würdig vorzubereiten. Von diesem stellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige System ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unseres Künstlers in das klarste Licht zu setzen, und man wird erstaunen, daß die falsche Ansicht vom Dessert sich so viele Jahrhunderte hat behaupten können.
Joseph in Ägypten, den meine Leser, wenn auch nicht

aus der Bibel, doch gewiß aus Méhuls Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnot bedacht und ließ, als guter Staatsverwalter, Vorratskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob sich unser Künstler gegen eine Frau Potiphar so streng benommen hätte als der keusche Joseph, aber in der Nationalökonomie blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Auch ihn machte der Überfluß bei Tische nicht sorglos, er gedachte der sieben magern Nachmittagsstunden und traf seine Maßregeln. Ein glücklicher Umstand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künstler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 für die gute Sache gefochten und aus dem glorreichen Freiheitskampfe die wahre Ansicht vom Dom zu Köln, das Hep Hep und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimat gebracht. *Er* war es, der den Vorschlag gemacht, der Bundestag solle sich nicht eher versammeln, als bis der Dom zu Köln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutschen Vaterlandes muß bedauern, daß dieser Vorschlag nicht zur Ausführung kam und daß sich der Bundestag früher versammelte. *Er* war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puristen sich so allgemein verbreitet hat. Er jagte alle französischen Wörter über den Rhein zurück, und selbst das sanfte *Dessert* konnte seinem Hasse nicht entgehen; er sagte dafür *Nachtisch*. *Nachtisch!* Möchte man doch immer der ursprünglichen Bedeutung der Worte nachforschen, dann wäre es leicht, sich über die wahre Beschaffenheit aller Dinge zu verständigen! Was heißt *Nachtisch*? Nachtisch heißt dasjenige Essen, welches nicht *bei* Tische, sondern *nach* Tische verzehrt wird. Unser Künstler war nun nach

dem zweiten Pariser Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutschem Manne zu tun oblag, er aß den Nachtisch *nach* Tische. Um aber die neue Institution so fester zu begründen, gab er ihr eine historische Basis. Er aß daher, gleich den übrigen Gästen, sein Dessert noch bei Tische; war dieses aber geschehen, so häufte er seinen Teller zum zweiten Male mit Kuchen und Früchten an und ließ dieses durch den Kellner auf sein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsstunden zu verspeisen.

Fehler wie Vorzüge, Laster wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrtümer hangen unter sich zusammen und ziehen sich nach. Unser Künstler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Bestimmung des Nachtisches ein Licht aufgegangen, so schritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das System aus und wandte es noch auf andere Verhältnisse des Lebens an. Daß er, sich unterscheidend von den übrigen Gästen, seine Serviette unter das Kinn fest band, konnte mich nicht überraschen; denn von einem solchen Mann ließ sich nicht anders erwarten, als daß er die alte Sitte, Weste und Beinkleider zu schonen, beibehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während dem Gedränge des Essens herabfiel, zur Zeit, wenn das Dessert kam und die anderen Gäste ihre Serviette zulegten, von neuem unter dem Kinn befestigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter steckt was — und es stak wirklich etwas dahinter, wie sich zeigen wird. Er spielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, sooft es ihm seine Geschäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog sie aber häufig hervor und zeigte, daß sie hohl war. Hierdurch gewöhnte er die Zuschauer an diesen Anblick, so daß sie zuletzt gar nicht mehr darauf sahen. Kam nun das Dessert, dann nahm er ein großes Stück Brot vor sich, wovon er aber

nur wenige Brosamen zu der Torte aß. Er ließ das Brotstück auf dem Tischtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Tasche und bediente sich dessen mit vielem Geräusche. Er ahmte hierin glücklich den Taschenspielern nach, die, wenn sie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuschauer zu beschäftigen suchen. Ich paßte auf. Husch, hatte er die rechte Hand mit dem Brote hinter der Serviette, und von da brachte er es unbemerkt in die Tasche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einsteckte. Auf dieselbe Art praktizierte er einige Birnen in die Tasche; jedoch hat man dieses letztere Stück schon von Pinetti gesehen. So wendete unser Künstler die Theorie des Nachtisches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menschliche Natur ist nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen, und auch unser Künstler war nicht frei davon. Ich hatte gestern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geschrieben: „Und sei eine Frau noch so kluge Wirtschafterin, sie versteht nur die Küche; der Keller ist – um mich artig und architektonisch auszudrücken – unter ihrem Verstande." Diese Bemerkung galt der Frau von Staël; aber treffender hätte ich sie auf unsern Eßkünstler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntnisse, und er trank nur wenige Gläser. Doch hielt er für diese einzige Schwäche durch seine Herzensgüte wieder schadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht schmecke, was den Wirt hätte kränken können, den übriggelassenen zugleich mit dem Dessert auf sein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrscheinlich heimlich ausschüttete.

Napoleon sagte nach seinem Rückzuge aus Rußland: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt." Die Kellner, welche unsern Eßkünstler bedienten, mach-

ten diesen Schritt und fanden dessen Kunstansichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieser ihrer Unwissenheit zu bedauern, sondern noch mehr darum, daß sie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigste Mitleid nicht sehen, wie diese armen Menschen sich quälen mußten, um die Konvulsionen ihres Gesichtes zu verbergen und denjenigen Anstand zu beobachten, den jeder Gast von einem loyalen Kellner fordern kann.

35.

Der Narr im Weißen Schwan

oder:

Die deutschen Zeitungen

(Die ersten Kapitel eines größern Werkes.)

[1827]

Erstes Kapitel

Hofrat von Lieberchen, ein Rechtsgelehrter aus dem südlichen Deutschland, sollte in Paris die Überzeugung holen, daß die Geschwornengerichte und die öffentlichen Verhandlungen dem Volke nützlicher wären als der Regierung, also schädlich überhaupt wären. Er übernahm dieses Geschäft mit dem größten Vergnügen, und als er auf seiner Reise durch Frankfurt kam, wo ich wohne, besuchte er mich. Warum er, um nach Straßburg zu reisen, den Umweg über Frankfurt nahm, das weiß ich nicht, das kümmert mich nicht. Er war früher ein Demagog gewesen, kränkelte noch etwas und wollte vielleicht in Frankfurt eine Aristokratenkur gebrauchen. Kurz, er kam und erzeigte mir die Ehre, mich kennenzulernen. Jede neue Bekanntschaft, die ich mache, vermehrt den guten Ruf meiner kleinen Schriften; denn ich verstehe die Kunst, weniger zu gefallen als sie, und

noch kein Fremder ging von mir weg, der nicht bei sich gedacht hätte: wer hätte das gedacht! Aber an jenem Tage hatte ich gar kein Glück, und es wollte mir durchaus nicht gelingen. Herr von Lieberchen hatte das luftleermachende Talent eines Pumpenstiefels, und er pumpte so fleißig an mir, daß ich in einer Stunde mehr sprach, als ich in einem Tage hätte verantworten können. Ich war sehr unterhaltend, lehrreich, fast liebenswürdig. Als es zehn Uhr geschlagen und wir uns trennen mußten, hatten wir den Gegenstand, über den wir fünf Stunden gesprochen, noch zu keiner Entscheidung gebracht, und wir riefen beide, als hätten wir irgendeine elegante Zeitung gelesen, wie aus einem Munde aus: *„Die Fortsetzung folgt."* So leicht begegnen sich schöne Geister, und soviel leichter ist es, seiner Ketten zu spotten, als sich frei zu machen! Mein neuer Bekannter bat mich, den andern Tag mit ihm in seinem Gasthause zu essen, und ich nahm diese Einladung um so lieber an, da sie auf einen Donnerstag fiel, an welchem Tage man im „Weißen Schwan" des Sauerkrauts wegen die ausgesuchteste Gesellschaft findet. Das Sauerkraut ist ein echt deutsches Essen; die Deutschen haben es erfunden und lieben und pflegen es mit aller Zärtlichkeit, welcher sie fähig sind. Wenn Luden in seiner vortrefflichen deutschen Geschichte von unserm Vaterlande sagte, es gehöre „zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßet in ihrem ewigen Laufe. Köstlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüt bringt Deutschland alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung und zur Förderung des Geistes" – so dachte er gewiß an das Sauerkraut. Er hätte es aber gradeheraus sagen sollen; denn weil er es nicht getan, haben viele diese Stelle gar nicht verstanden.

Als ich den andern Tag zu Herrn von Lieberchen kam, um, wie verabredet, mit ihm vor dem Essen einige

Gänge durch die Stadt zu machen, fand ich ihn sehr blaß und verdrüßlich. Er klagte mir, er habe, durch einen unruhigen Fremden im Nebenzimmer gestört, die ganze Nacht nicht schlafen können. Dieser habe bis nach Mitternacht geschwatzt, geschrien, geseufzt und gelacht und gelärmt, als wäre er vom Teufel besessen. Ich fragte den Rechtsgelehrten, ob das römische Recht aus dem fünften Jahrhunderte keine Bestimmungen enthalte, worauf ein deutscher Reisender im neunzehnten eine Klage gegen einen Zeitgenossen gründen könnte, der ihn durch nächtliche Selbstgespräche im Schlafe gestört. Er antwortete: „Zehn für eine." Diese Antwort war mir nicht unerwartet, und sie sollte mir nur Gelegenheit geben, mich über das römische Recht lustig zu machen, sowohl da wo es vollgültig, als da wo es nur subsidiarisch gebraucht wird. „Die Deutschen", rief ich aus, „haben doch zu jeder Zeit gern Subsidien genommen!" Der Rechtsgelehrte war auf dem Wege, sich zu ereifern, als der Fremde im Nebenzimmer sich zu regen anfing. Er trabte wie ein Pferd im Zimmer auf und ab, lachte und stöhnte und sprach so laut mit sich selber, daß wir manche Worte und Redensarten, die schlank genug waren, durch die Spalte und das Schlüsselloch der Türe zu schlüpfen, deutlich hören konnten. Wir vernahmen: „Geheimratswaise! . . . ach, ihr gemütlichen Bären! . . . Garteninspektor . . . Hofrat . . . der Popo . . . ha ha ha! der Popo . . . o Vieh, dummes, blödes Vieh! . . ." Die letztern Worte sprach er mit bewegter, fast mit weinender Stimme. Darauf schmetterte etwas mit Macht gegen die Türe und klingklingklingte wie eine zerbrochene Tasse oder Flasche zur Erde herab. Herr von Lieberchen geriet außer sich vor Zorn, sprang auf und wollte hinüber, den Kerl durchzuprügeln. Ich suchte ihn zu besänftigen und erinnerte ihn an Webers Injurien. Alles vergebens; er

ich ihn störte; sondern ich ginge unterdessen leise im Zimmer auf und ab, überließe mich meinen Gedanken und schriebe sie, wie ich es gewohnt bin, in meinem Taschenbuche auf. So machte ich es auch wirklich, und die Gedanken, die ich hatte, will ich den Lesern mitteilen; nicht so, wie ich sie damals niedergeschrieben, sondern wie ich sie später aus dem Bleistifte in Dinte übergetragen. Leser, die mich nicht kennen und nicht wissen, wie natürlich und aufrichtig ich bin, denken vielleicht, ich hätte den Schlaf des Rechtsgelehrten, meine Gedanken und das ganze Zwischenspiel erfunden, um mein Werk größer zu machen, etwa daß es zwanzig Bogen erreiche; aber sie irren sich. Zwar ist mir recht wohl bekannt, daß ein Buch erst mit dem zwanzigsten Bogen mündig wird, weil man in der politischen Toxikologie annimmt, daß die literarische Substanz, gleich den homöopathischen Arzneimitteln und ungleich den Giften, nur in kleinen Gaben wirkt. Aber es geschah nicht deswegen. Ich fürchte die Zensur nicht; denn ich wäre imstande, so schreckliche Dinge zu schreiben, die jeden deutschen Zensor dergestalt überwältigten, daß er die Kraft zum Streichen ganz verlöre. Also nicht aus Hinterlist teile ich im folgenden Kapitel meine Gedanken mit, sondern weil ich sie wirklich gehabt. Aber der erste Gedanke, den ich hatte, war der: daß ich die Gedanken, die ich haben würde, wollte drucken lassen; der zweite: Wie nenne ich die zukünftigen Gedanken? Ich habe die Wahl, ich kann sie nennen: Gedanken, Miszellen, Ekdota, Apophthegmen, Häckerling, Gesammelte Blättchen, Hobelspäne, Kollektaneen, Witzspiele, Potpourri, Aus Leben, Kunst und Schule, Buntes, Kleine Merkwürdigkeiten, Gedankenspäne, Lesefrüchte, Eingemachte Lesefrüchte, Freie Mitteilungen, Streckverse, Anschauungen, Reflexionen der Erfahrung, Bunte Steine, Allerlei, Mein Kaleidoskop, Fragmente, Myriomor-

phoskop, Einschiebsel in das Journal und in die Köpfe, Fündlinge, Magentropfen, Mannigfaltiges, Mosaik, Dies und jenes, Buntes aus der Zeit, Denksprüche und Bemerkungen, Einfälle, Erlebtes und Beobachtetes, Ideenspiele, Glossen, Blütchen und Blätter aus dürrem Holze und frischem Reis, Arabesken, Erlesenes, Rhapsodisches Allerlei, Einzelnes, Bilder, Eigenes und Angeeignetes, Aphorismen, Kaviar, Reflexe aus dem Leben, Gelegenheitsprosa, Fliegende Blätter, Exzerpte des Dr. Lenksloß aus sich selber, — aber alle diese Namen sind schon von andern gebraucht worden, und ich will lieber nackt mit meinen eigenen Fehlern als geschmückt mit fremden Verdiensten erscheinen; darum nannte ich meine Gedanken: *Nudeln.* Ich hatte folgende Nudeln.

Zweites Kapitel

Schrecklich ist die Eifersucht eines Liebenden, aber die einer Regierung ist schrecklicher. Eine eifersüchtige Regierung wacht aus Argwohn Tag und Nacht, versagt sich die nötige Ruhe und gebraucht, ihrer Schläfrigkeit Meister zu werden, täglich stärkere Reizmittel. Dieses macht sie schwach, verdrüßlich, zänkisch, endlich krank. Und wenn Regierungen krank sind, müssen die Völker das Bett hüten. Eine seltsame Einrichtung, die aber nicht ganz ohne Beispiel ist. Man kann im Diodor lesen, daß, wenn auf der Insel Korsika die Weiber niederkommen, sich ihre Männer ins Kindbett legen und Krankenbesuche annehmen. Wie klassisch sind Minister!

Die Bibel ist die Konstitution des christlichen Staates; daher der Widerwille der geistlichen Oligarchie, sie dem Volke in die Hände zu geben.

Gewönnen sie alles, was wir verlieren — nun, dann möchten sie zusehen, wie sie mit dem Himmel fertig werden, wir Menschen wollten ihnen verzeihen. Aber

schlummernden Wahrheit wegzieht, den nennt man einen Ruhestörer.

Die Geschichten der Völker und Staaten haben den Geschichtschreibern und den Buchhändlern, die ihre Werke verlegt, etwas Geld eingebracht; was sie sonst noch genützt, das weiß ich nicht.

Der gefährlichste Mensch ist ein furchtsamer; er ist am meisten zu fürchten.

Wenn Jupiter beim Styx geschworen, hielt er seinen Schwur; der Olymp hatte keine Pfaffen.

Sie haben freilich gesehen, daß die Sonne am ersten Januar und am zweiten und auch am dritten aufgegangen; aber jetzt naht der vierte, den sie noch nicht erlebt, und da meinen sie, das sei doch ein ganz anderer Fall, und weil sie das meinen und so klug unterscheiden, halten sie sich für große Staatsmänner.

Wer wie ein verzweifelter Spieler den verlorenen Einsatz immer verdoppelt, der wird freilich, wenn er es aushält, einmal gewinnen; aber der Gewinst steigt nicht mit der Gefahr des Verlustes, und am folgenden Tage kommt er doch wieder und geht endlich mit leeren Taschen weg.

Wenn das Schicksal ruft: „*Le jeu est fait, messieurs!*“ so achten das die wenigsten; erst wenn sie hören: „*Rien ne va plus!*“ bekommen sie Lust, aber zu spät.

Stünde ich an jeder Tür jedes geheimen Kabinetts in Europa, — ich würde freilich horchen, aber nicht aus Neugierde, sondern nur um mich zu belustigen.

Es gibt keinen Menschen, der nicht die Freiheit liebte; aber der Gerechte fordert sie für alle, der Ungerechte nur für sich allein.

Die Krankheiten der Regierungen werden immer für asthenische erklärt, und man verordnet ihnen Wein, kräftige Speisen und andere Reizmittel; die Krankheiten der Völker immer für sthenische, und man gibt

ihnen Wasser, Essig, nimmt ihnen Blut oder kühlt sie auf eine andere Weise. Das ist das Brownische System der Politik; weiter haben sie es noch nicht gebracht, und zu der Falschheit des Grundsatzes gesellt sich zum größern Verderben noch die Falschheit der Anwendung. Die Regierungen leiden an Sthenie, die Völker an Asthenie.

Wer das Naturgesetz auch in der Geschichte kennt und anerkennt, der kann prophezeien; wer nicht, weiß nicht, was morgen geschieht, und wäre er Minister.

Dem Sturme, und kommt er noch so plötzlich, geht doch ein warnendes Lüftchen vorher; aber wie schützt man sich gegen die Launen der Weiber?

Unsere Zeit ist der Wissenschaft nicht günstig; man hat so viel mit Lichtputzen zu tun, daß man gar nicht ans Sehen kommt.

Hätte die Natur so viele Gesetze als der Staat, Gott selbst könnte sie nicht regieren.

Es läßt sich berechnen, daß die Spitzbuben weit mehr Vorteil von der bürgerlichen Gesellschaft ziehen als die ehrlichen Leute.

Sie spielen Politik und wissen nicht, was Trumpf ist. Die Jesuiten meinen, Kreuz wäre Trumpf, Canning weiß, daß Herz Trumpf ist; die andern fragen gar nicht darnach und sind ganz verplüfft, wenn der Bube den König sticht.

Man weiß recht gut, daß es sie friert; aber die alten Gecken meinen, weil sie Sommerbeinkleider tragen, werde man sie für jung halten.

Um zu erproben, welch ein lästiges Geschenk des Himmels der Verstand sei, muß man täglich mit einem Schirme ausgehen und am Ende des Jahres die unvorhergesehenen Regentage zählen.

Hätten sie die alte Zeit in Zucker eingemacht statt in Essig, welches ganz dieselben Dienste geleistet, man

Schlaf und Ärger, und fragte: „Regt sich der Narr wieder?" – „Nein", antwortete ich sanft, „ich war's." Darauf setzte er sich nieder und gähnte sehr.

Lieber Leser! Sollte dir mein Rechtsgelehrter Langeweile machen – ich vermute so etwas –, und du wolltest mir es aus Artigkeit verschweigen, wahrlich, ich dankte dir für diese Schonung nicht; denn dieses wäre eine Gefälligkeit, die ich dir nie erwidern könnte. Laß uns immer offen gegeneinander sein. Ich gestehe es dir frei, daß mir selbst der Hofrat aus dem mittäglichen Deutschland sehr lästig ist; denn ich weiß gar nicht, was ich mit ihm machen soll. Er gehört zu den Menschen, von welchen man zweifelt, ob man sie in den Fasten genießen darf oder nicht. Er hat Kopf und Herz, und eine Mutter hat ihn gesäugt wie uns auch; aber sein rotes Blut ist kalt, und statt Knochen hat er Gräten, die sehr biegsam sind, aber auch sehr stechen. Ich wage es nicht, ihn anzubeißen, und werde ihn daher, ob ich mir gleich anfänglich vorgenommen, ihn acht Tage in Frankfurt zu behalten, doch morgen schon wegschicken und ihn mit dem Eilwagen nach Straßburg reisen lassen. Wie gut ist es den Romanschreibern geworden! Wer ihnen gefällt, den rufen sie her, wer ihnen lästig ist, den schicken sie fort. Brauchen sie Geld – mit einem einzigen Federzuge schaffen sie sich Millionen; sie machen schönes Wetter, belohnen treue Liebe und schaffen sich einen Nebenbuhler auf die schönste Art vom Halse. Bei allen Festen finden sie sich ein; Jammer und den grauesten Schlachten sehen sie sicher und bequem aus ihrem Fenster zu. Daraus lerne, lieber Leser, daß, um glücklich zu leben, man sein Leben als einen Roman betrachten müsse. Sehe deine Leiden als gedruckt an, dann drücken sie dich weniger; dann haben selbst die Tränen ihre Lust, selbst die Schmerzen ihre Süßigkeit, und dann bleibt dir, gehe es noch so schlimm, doch die

Hoffnung eines guten Ausganges; denn mit dem letzten Blatte, das dir diese Hoffnung nimmt, endet auch dein Leben.

Es war halb ein Uhr; wir hatten noch eine halbe Stunde bis zum Essen, und mein Vorschlag, die Börse zu besuchen, wurde angenommen. Als wir unter das Tor traten, sah ich vor mir aus dem Gasthofe kommend eine lange hagere Gestalt schreiten, die mir bekannt schien; sie machte große Schritte, und ich mußte eilen, sie zu erreichen. O Himmel, o Freude! Es war Heinrich Waller, es war mein lieber langer Heinrich, mein unvergeßlicher Eselsritter aus Montmorency. Ich trat nahe an ihn heran, ich reichte gerade bis an sein Herz, und Tränen traten mir in die Augen. Auch in den seinigen schimmerte etwas; aber wer mochte entscheiden, was es war? Die herben und die sanften Züge dieses sonderbaren Menschen waren wie Essig und Öl immer getrennt, und wenn auch eine plötzliche Rührung sie einmal vermischte, so dauerte es keine Minute, und sie gingen wieder auseinander. Ich reichte ihm meine kleine Hand, die er in seiner großen versteckte und heimlich drückte. „Wie, zum Teufel, kommen Sie hierher?“ rief er aus. Heinrichs erstes und letztes Wort ist der Teufel, und in der Mitte seiner Reden kommt er auch oft vor; keiner führt den Teufel mehr im Munde und weniger im Herzen als er. Er wunderte sich, mich in Frankfurt zu finden; denn ob wir zwar in Frankreich ein ganzes Jahr unzertrennliche Genossen waren, hatte er mich doch nie nach meiner Vaterstadt gefragt. Sooft ich aber diese Frage an ihn getan, hatte er immer geantwortet: „Ich bin ein Plattdeutscher“, und erst spät merkte ich, daß er damit sagen wollte: ein *platter Deutscher*. Ja, als der Orientalist Langlès in Paris ihn einmal fragte, aus welchem Lande er sei, hörte ich ihn antworten: „Je suis du pays des philistins“, und der artige Franzose

lächelte, als hätte er ihn verstanden, welches aber gar nicht der Fall war.

Auf heißem und staubigem Pflaster, das keine Gießkanne erfrischte — die Polizei ... war zu blöde, darum zu bitten — gedachten ich und Heinrich jener schönen frischen Tage in den Wäldern von Montmorency, gedachten der Freunde Saulier und Cope, und wie oft wir dort mit ihnen aus deutscher Säure, französischem Zucker und englischem Geiste uns ein Gespräch bereitet, das uns wie Punsch erwärmte und belebte. Wir sprachen von andern Dingen, und unter hundert Fragen ohne Antwort kamen wir an den Braunfels. „Laßt uns zurückgehen, die Börse ist schon aus" — rief ich meinen Begleitern zu. Es zogen uns die Juden in Scharen entgegen, zwölf, zwanzig in einer Reihe, und sie hielten wie Räder (Räder sind sie auch, nur nicht am Wagen, sondern an Uhren) den Fahrweg ein, den Fußweg armen Schelmen überlassend. Welch ein liberales Volk, wie es die Öffentlichkeit liebt! Sie hatten nichts auf dem Herzen, das sie nicht auf freier Straße vor aller Ohren verhandelten. Und welch ein gründliches Volk! Nichts ist belehrender als die zahlreichen Noten, mit welchen ihre Füße, Hände, Arme und Köpfe den Text ihrer Reden begleiten. Ich bemerkte unter ihnen mehrere gute Freunde, trat zu ihnen und wünschte ihnen Glück. Sie dankten, schmunzelten und klapperten mit den Fingern in ihren Geldtaschen. Waller wollte wissen, was den Hebräern Gutes widerfahren, daß ich ihnen Glück gewünscht. Ich erzählte ihm, sie hätten gestern die langersehnte Erlaubnis zur Verheiratung ihrer Kinder bekommen. „Wie", fragte Heinrich, „wollten sie denn in verbotenen Graden heiraten?" — „Nein", erwiderte ich; „aber hier darf kein Jude ohne Erlaubnis heiraten." — „Wird ihnen denn diese Erlaubnis zuweilen versagt?" — „Gesetz ist, daß allen Juden das Heiraten verboten:

nur fünfzehn Paare jährlich werden ausgenommen." — „Aber das ist schändlich, das ist ja ein wahrer bethlemitischer Kindermord." — „Nicht doch! Freuen wir uns vielmehr, daß die Menschlichkeit so große Fortschritte gemacht; selbst die Henkerkunst hat sich veredelt. Gibt es denn eine sanftere Art hinzurichten, als die Kinder vor ihrer Empfängnis zu töten? Es sind noch keine viertausend Jahre, da hatte ein ägyptischer Pharao auch den staatswirtschaftlichen Einfall, die Bevölkerung der Juden zu vermindern; *aber wie erreichte er seinen Zweck? Er ließ die neugeborenen Kinder umbringen.* Doch das Christentum hat sanftere Mittel, es verbietet den Juden das Heiraten." — „Das Christentum? Seid ihr Menschen, seid ihr Christen?" — „Und wie! Und welche! Wir haben heiße Protestanten, die, weil sich unsere Bürger im Vauxhall belustigen, alle Stunde für diese Stadt das Schicksal von Sodom und Gomorrha fürchten, und welche die katholische Kirche mit der babylonischen Hure vergleichen, weil sie verstattet, an Feiertagen Kirschen zu verkaufen. Auch sind fromme Katholiken unter uns, die sich für Heilige halten, weil sie sich von der Vernunft erlöst fühlen." — „Und das Recht, die Menschlichkeit?" — „Recht und Menschlichkeit, guter Waller, sind weltliche Dinge, von denen sich echte Christen, die nach himmlischen Gütern streben, nicht zerstreuen lassen." — „Und die Juden, dulden sie diese Mißhandlung ohne Murren?" — „Ihre Metalliques und Bankaktien werfen ihnen fünf Prozent ab, und die unverzinsliche Ehre ist ihnen ein Wisch." — „Wie der Herr, so der Diener", sagte Heinrich, ballte die Faust und rief: „O Gott, o Gott!" — Ich kannte dieses bewaffnete Gebet . . . Wir hörten die Tischglocke läuten. Aleph, Beth, Lammet, Kuf und noch viele andere Juden fanden sich mit im „Schwane" ein, sie kamen auch des Sauerkrauts wegen. Diese edlen Gäste lieben

das Solperfleisch sehr; sie haben zu ihm einen rückwirkenden Appetit, sie verzehren das versäumte Schweinefleisch für ihre frommen Voreltern mit – ein schöner Zug kindlicher Liebe!
Ich freute mich sehr auf das Essen, das war ein langer Vormittag! Ich setzte mich bei Tische zwischen Waller und den Rechtsgelehrten, beide mit Bedacht trennend. Herr von Lieberchen nämlich hatte außer der Jurisprudenz auch noch Kameralwissenschaften studiert und sich zum geschickten Polizeikünstler ausgebildet. In weniger als einer Stunde hatte er von Wallers Lebensverhältnissen mehr erfahren als ich in einem ganzen Jahre. Heinrich war offen wie das weite Meer, aber Herr von Lieberchen ließ sich nicht dadurch vom Ausforschen abhalten; denn er wußte recht gut, daß manchmal die Schlauheit ihre Schätze in unverschlossenen Schränken am sichersten zu verwahren glaubt. Er fragte und fragte mehr als recht, und Heinrich antwortete und antwortete mehr als klug war. Darum störte ich das Frag- und Antwortspiel. Uns gegenüber saß der Legationsrat von Fistel, den ich sehr liebe, weil er mich einmal eine Wette gewinnen machte. Ich wettete nämlich mit einem Freunde, ich würde während der ganzen Eßstunde hundert verschiedene und bestimmte Fragen an den Legationsrat richten, und er würde mir Antwort geben, ohne ein einziges Mal ja oder nein zu sagen. Ich gewann die Wette. Der Legationsrat und Waller schienen sich zu kennen und grüßten sich freundlich; doch Heinrich grinste etwas dabei. „Der Teufel soll ihn holen", murmelte er mir ins Ohr und setzte dann nach und nach, vermischt mit mehreren Gläsern Wein, folgendes hinzu. „Ich sollte ihm zwar gut sein, denn er ärgert mich gelinde und befördert meine Verdauung; aber drücke ich ihn auch an meinen Magen, so drücke ich ihn nimmer an mein Herz, wenn er auch aussieht wie

ein Mensch. Ist er denn einer? Ein gewöhnlicher Lakai trägt einen roten oder gelben Kragen, steht hinter dem Stuhle seines Herrn, macht sich hinter seinem Rücken über ihn lustig und hat seine eigenen Gedanken. Aber so ein diplomatischer Lakai! Alle seine Eingeweiden stecken in Livree wie er selbst; sein Kopf und sein Herz bekommen Schnitt und Farbe von anderer Hand; was er denken, was er fühlen, was er reden, was er verschweigen soll, alles ist ihm vorgeschrieben. Wenn er niesen will, muß er nachsehen in seiner Instruktion, was darüber bestimmt ist. Gestern fragte ich ihn, was der Kurier, den Rothschild von Paris bekommen, Neues mitgebracht? Die ganze Stadt sprach von dem Kurier. ‚So! ist ein Kurier angekommen?' fragte der Legationsrat. Das war seine Antwort. Hätte ich ihn gefragt: ‚Wo waren Sie gestern bei dem schrecklichen Donnerwetter?' — er hätte, statt zu antworten, gefragt: ‚Wie, hat es gedonnert?' Und sein Sprechen! Wie er es nur anfängt, die Konsonanten so weich zu bekommen! Er spricht so leise, daß er zu jeder Zeit ableugnen kann, was er gesagt hat. *Ce language désossé* macht mir ganz übel; das fließt wie Suppe das Ohr hinab, und ohne zu hören hat man gehört. Neulich entfuhr ihm das laute schöne Wort ‚*Donnerwetter*'. Ich war erstaunt, erfreut und versöhnte mich mit ihm; aber es war nichts als ein Gichtstich, der ihn außer Fassung brachte; den folgenden Tag kam er nicht zu Tische, und er mußte acht Tage das Bett hüten."

„In welchen Diensten steht der Herr Legationsrat?" fragte mich der Rechtsgelehrte. Dem letzern gegenüber liebte ich selbst zu diplomatisieren, und ich antwortete ihm: „In Schen-Diensten" — ich brachte nämlich nur die adjektive Schale aus dem Munde hervor, nachdem ich den Kern des Landes verschluckt hatte. — „In welchen Diensten?" — „In Schen-Diensten", antwortete

ich kaltblütig zum zweiten Male. Der Rechtsgelehrte wollte zum dritten Male fragen, als die Erscheinung eines ungeheuren Rehbratens allgemeines Erstaunen erregte und am ganzen Tische alle Gespräche in Stocken brachte. Während der Ferienminuten, da ich nichts zu hören, nichts zu sprechen und nichts zu essen hatte, fiel mir der fremde Narr von diesem Morgen ein. Ich winkte den Kellner herbei und fragte ihn: wo denn der Narr wäre. „Da sitzt er ja", antwortete er mir leise. Ich sah umher und gewahrte nur bekannte Gesichter. „Aber wo denn?" — „Ei, neben ihnen!" — „Wie!" rief ich erstaunt, mich halb vom Stuhle erhebend, „doch nicht Herr Waller?" — „Freilich, Herr Waller ist's." — Das ist himmlisch! dachte ich bei mir, und ich jubelte über Wallers Jubel, wenn ich ihm seine Standeserhöhung mitteilen würde. Doch wollte ich ihn jetzt nicht stören, ich sah ihn im Lesen der Postzeitung vertieft, ich wollte es ihm aufsparen bis zum Nachtische.

Der Kellner, der mir den Narrenbescheid gegeben, war gerade mit Abräumen beschäftigt, als ich ihn hergerufen, und so geschah es, daß er durch meine Fragen zerstreut, eine der sechs Schüsseln, die er unerklärlicherweise in einer Hand getragen, vorwärts neigte und ihren Inhalt, den Rest einer köstlichen Puddingsauce von Arrak, über Wallers Kopf ausgoß; sie strömte auf die Postzeitung herab und würzte diese ungewöhnlich. Heinrich erhob ein lautes Lachen, ein Jauchzen war es zu nennen, und rief: „Der Popo, der Popo ist naß, der ganze Popo ist naß!" Wir alle, verwundert, fragten: „Welcher Popo, wie, wieso?" Selbst der Legationsrat lachte und fragte. „Wie, Herr Legationsrat?" fragte Waller mit der ernsthaftesten Miene von der Welt, „und das wissen Sie nicht? Sie wissen nicht, daß der russische Kaufmann Popo Kommerzienrat geworden. Da lesen Sie!" — von Fistel, nachdem er gelesen, legte sein Gesicht in ehrer-

bietige Falten und sagte: „Freilich, das ist wichtig, das ist sehr löblich; zur Ermunterung des Handelsstandes ist der Kaufmann *Popow* – so heißt er, nicht *Popo,* – zum Kommerzienrat ernannt worden.“ – „Nun, Popow oder Popo“, erwiderte Waller, die Gläser vollschenkend, „er soll leben! Der Semipalatinskische Stephan Popow soll leben! Und der Schewskische Jakob Filatow, der auch Kommerzienrat geworden, soll auch leben! Jetzt noch eine Gesundheit, meine Herren! Der Gerbergesell aus Kassel soll leben, der die Frau von Mutzig aus dem Wasser gezogen. Heil ihm!“ – „Frau von Mutzig, von Mutzig?“ sagte der Legationsrat, sich die Stirne reibend, „die Familie sollte mir bekannt sein.“ – „Bemühen Sie sich nicht“, bemerkte Waller, „es ist keine Frau *von,* sondern eine *aus* Mutzig, nur eine Wäscherin. Da lesen Sie! ... ‚Eine Wäscherin zu Mutzig ist in die Brausch gefallen und wäre unfehlbar ertrunken, wenn sie nicht ein Gerbergeselle aus Hessen-Kassel aus dem Wasser gezogen‘ ... Und was sagen Sie dazu, daß der Garteninspektor in ... wo steht es doch? ... nein, es stand gestern darin ... Nun gleichviel; ein Garteninspektor ist Hofrat geworden. Er soll leben, meine Herren! Aber welche schöne Neuigkeiten liest man alle Tage in eurer Postzeitung, wie belehrend ist sie!“ – „Jawohl“, sagte der Legationsrat, „sie ist mit großer Umsicht geschrieben.“ – „Mit Umsicht und Einsicht und Nachsicht und Vorsicht und Rücksicht“, bemerkte Waller. „Gestern stand darin ... Warten sie einen Augenblick, meine Herren, ich bin gleich wieder da!“ Heinrich ging hinaus und kam bald darauf mit einer blechernen Schachtel zurück, vor der ein kleines Schlößchen von Messing hing. Mehrere noch dagebliebene Gäste (die Tafel war aufgehoben) stellten sich um ihn her, neugierig auf den Inhalt der Schachtel gemacht. Auch einige der jüdischen Gäste waren gespannt. – „Meine

Herren", fragte Waller, „kann mir keiner von Ihnen sagen, wie hoch die Darmstädter Lose stehen?" – „Fünfunddreißig", antworteten sieben Juden zugleich, mit seltener Übereinstimmung der Zahlen und der Deklamation. Darauf öffnete Heinrich die Schachtel und zog heraus – Zeitungen, nichts als Zeitungen. Die Juden zuckten spöttisch die Achseln und gingen fort. Waller setzte sich nieder, breitete die Zeitungen vor sich aus und sprach, darin blätternd, was wir im folgenden Kapitel hören werden.

Viertes Kapitel

„Meine Herren, ich bin gewohnt, allein zu reden, und ich dulde keinen Widerspruch; denn ich habe immer recht! Wer mich unterbricht, den erkläre ich für einen Ruhestörer und, nach Umständen, für einen gemeinen Volksaufwiegler. Ich sehe, Sie sind verwundert, Herr Legationsrat, aber das wundert mich gar nicht; denn mich selbst wundert, daß ich noch nicht Minister geworden bin. Sie sind auch ein Mann von Verdienst, Herr Legationsrat, und Sie werden es weit bringen. Doch wenn Sie auch die höchste Stufe der Ehre noch nicht erreicht, so weiß ich doch, daß Sie die öffentliche Meinung jetzt schon verachten und meiner besonderen Meinung sind, daß am Tacitus nicht viel ist, ob ihn zwar alle Welt lobt. Sie kennen seine ‚Germania' – wie wird sie gepriesen! Nun was ist's? Hier, meine Herren, hier die Postzeitung, das ist die wahre Germania. Besser und schöner als Tacitus unterrichtet sie uns von der Deutschen Sitten, Gebräuchen, Religion, Staatsverfassungen und Regierungen. Man lobt des Tacitus Kürze, aber hier die Postzeitung hat die wahre kurze Kürze. Jener brauchte viele Kapitel, sein Deutschland zu beschreiben, diese braucht oft nur ein Wort dazu. Gestern erzählte sie uns, ein Fräulein in Wien habe von einem verstor-

benen Dichter ein Legat bekommen. Nicht daß das arme Mädchen vater- und mutterlos gewesen, nicht daß ein edler Mann ihr sein Vermögen hinterlassen, bewegte die Postzeitung; nein, daß das Fräulein eine *Geheimratswaise* ist, entlockte ihr Tränen. *Geheimratswaise!* Liegt nicht Deutschland, wie es war und ist, in diesem einzigen Worte? Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, meine Herren, daß ich die Deutschen in zwei Klassen teile: in Hofräte und in solche, die es sein möchten. Aber es ist betrübt; wie wenige Hofräte, und wie viele möchten es sein! Ach, wenn ich ein deutscher Fürst wäre, es sollte anders werden. Ich wollte alle meine Untertanen glücklich machen, ich wollte sie alle zu Hofräten ernennen; wenigstens zu Hofräten. Und ohne Unterschied des Standes, der Geburt, des Reichtums, des Geschlechts, der Bildung und des Alters: sie müßten alle Hofräte sein. Vornehme und Geringe, Bürger und Staatsbeamte, Arme und Reiche, Männer und Weiber, Kinder und Greise, Gebildete und Rohe, ehrliche Leute und Spitzbuben. Wenn im Frankfurter Wochenblättchen einer stirbt — und es geschieht oft, daß einer nur darin stirbt, wie er nur darin gelebt —, und der Verewigte war Doktor und hatte sonst noch einen und den andern Titel: so vergißt das Wochenblättchen nie, diese Titel alle herzunennen, und man hat kein Beispiel seit Karls des Großen Zeiten, daß je einer vergessen worden wäre. Aber das Wochenblättchen weiß recht gut, was der Mensch überhaupt und ein Zeitungsschreiber insbesondere für ein sündliches, gebrechliches und vergeßliches Wesen ist, und setzt darum in seinen Totenlisten den Titeln der Verstorbenen immer ein S. T. vorher. Aber was kommt viel dabei heraus? Wie viele Menschen haben Titel? In Deutschland höchstens der zehnte Mensch. Wenn ich aber Fürst wäre, dann sollte es anders werden; dann müßte es eine Lust sein, in Deutschland zu

leben und zu sterben. Dann würde man im Wochenblättchen lesen: ‚Am 13. dieses, starb S. T. Herr Hofrat Schinderhannes nach kurzen Leiden am Hängen im 36. Jahre seines tätigen Lebens.' Wie würde dieses zur Vaterlandsliebe anfeuern! Welches andere Volk verdiente mehr als das deutsche, daß man ihm wohltue nach seinen Wünschen? Zeigt seine Liebe zu den Titeln nicht, daß es ein braves, treues, gehorsames Volk ist, das mehr als Reichtum und Schönheit und Tugend und Weisheit und Stärke, das höher als alle Güter, die es vom Glücke, von Gott und der Natur bekommen, diejenigen schätzt, die es seinen Regierungen verdankt? Und nicht bloß in den höheren gebildeten Ständen, nein, bis zum niedrigsten Volke herab ist die Liebe und Anbetung der Titel verbreitet. Ich weiß nicht, Herr von Lieberchen, ob Sie je etwas von *Jung-Stilling* gehört – er war ein Schwärmer –; doch wenn Sie auch noch nie etwas von ihm gehört, so wird Ihnen doch sicher bekannt sein, daß er Hofrat gewesen. Dieser Schwärmer und Hofrat *Jung-Stilling* wurde einige Jahre nach dem Tode seiner Gattin Prorektor der Universität Marburg. Da besuchten ihn einige Freunde aus der Fremde, und er wollte ihnen die Ruhestätte seiner geliebten Selma zeigen. Er führte sie auf den Kirchhof; dort deutete der alte Totengräber auf den Grabeshügel der längst Verstorbenen und sagte feierlich: ‚Hier ruht die selige Frau Hofrätin und nunmehrige Frau Prorektorin Jung.' Einen so schönen Zug der Vaterlandsliebe und hohen Gesinnung – sucht ihn in einem Plutarch eines andern Volkes der Erde! Ich reiste mit der Post durch Leipzig, und während man die Pferde wechselte, vermißte ich meine Nachtmütze. Ich brauchte eine andere und erkundigte mich bei einem Dienstmädchen nach einem Laden. Diese führte mich ins Passagierzimmer und sagte einer kleinen alten Frau, die auf Krücken ging: ‚Frau

Oberpost-Kofferträgerin, der Herr da *wollen* eine Nachtmütze.' – ,Ich brauche nur *eine*', antwortete ich. Bald darauf kam ich in eine Residenz, wo ich mehrere Tage verweilte. Bei einem Kaufmann zu Tische gebeten, stellte ich mich etwas zu frühe ein und beschäftigte mich unterdessen, die Namen der Gäste zu lesen, die, auf Karten geschrieben, auf den Tellern lagen. Wir saßen, wie folgt, von meiner Rechten anfangend und zu meiner Linken endigend: Ich, Frau Oberkriminalrätin, Herr Finanzrat, Frau Oberzahlmeisterin, Herr Hoftheaterintendant, Frau Hofagentin, Herr Oberzahlmeister, Frau Geheime Legationsrätin, Herr Obertribunalrat, Frau Geheimerätin, der Wirt, Frau Stempeldirektorin, Herr Oberkriminalrat, Frau Finanzrätin, Herr Obersteuereinnehmer, Frau Hoftheaterintendantin, Herr Hofagent, Frau Obertribunalrätin, Herr Stadtdirektor, Frau Staatsrätin, Herr Geheimer Legationsrat, Frau Stadtdirektorin, Herr Geheimerat, Frau Polizeigerichtsassessorin, Herr Stempeldirektor, die Wirtin, Herr Staatsrat, Frau Salineninspektorin, Herr Salineninspektor, Frau Obersteuereinnehmerin. Die Polizeigerichtsassessorin war Witwe; ich aber saß himmlisch zwischen zwei schönen Frauen. Die Frau Oberkriminalrätin war das sanfteste, lieblichste Geschöpf von der Welt, und die Frau Obersteuereinnehmerin war sehr einnehmend; ich verliebte mich in beide. Den Wirt und die Wirtin, so liebe, gute Leute, konnte ich kaum ohne Tränen ansehen, sie waren die einzigen ohne Titel; doch tröstete ich mich damit, daß sie geborne Franzosen waren und ihr Unglück weniger fühlen mochten. Wie es in der Natur keinen leeren Raum gibt – doch als Christ, Herr Legationsrat, glaube ich an übernatürliche Kräfte –, so gibt es nach der deutschen Naturkunde keinen titellosen Raum. Die feine, unsichtbare, ätherische Titulatursubstanz durchdringt alle geschaffene Wesen, sie belebend,

antreibend, erwärmend, ernährend und erhaltend. Sie durchdringt alle Teile unseres Seins; Geist und Herz, Denken und Empfinden, Wünsche und Hoffnungen, Befürchtungen, Erinnerungen und Erwartungen. Sie belebt alle Glieder unserer Sprache, man findet sie in Hauptwörtern und Hülfswörtern und Zeitwörtern, in Adjektiven und Adverbien und Präpositionen, in Deklinationen und Konjugationen. Man nennt das deutsche Volk *breit,*man sollte es ein hohes nennen, es erhöht alles. Es dehnt sich zwar auch in die Breite aus und sagt: *allverehrt, allgeliebt,* doch nur erst, wenn es bis in den höchsten Himmel hinaufgebaut und nicht weiter kann. Aber solange als möglich *erhöht* es das Wirtschaftsgebäude seiner Liebe und Ehrfurcht. Es hat hochedelgeborne und hochwohlgeborne und hochgeborne Menschen, hohe, höchste und allerhöchste Personen ... Es hat hochpreisliche Gerichte und ein hohes Ministerium; es hat eine hochlöbliche Theaterintendanz, und es spricht von hochderselben. Es hat hohe Leichen, und eine Prinzessin nimmt den Eisenhammer in hohen Augenschein. Bei Hofe geschehen hochwichtige Ereignisse und werden hochfestliche Tage gefeiert; fürstliche Personen sind hochgebildet, und die Denkmünze, die man auf Goethes Jubeltag geschlagen, wurde eine *hochvollendete* genannt. Wissen Sie warum, meine Herren? Weil Goethe eine hohe Person ist. Wissen Sie aber, warum Goethe eine hohe Person genannt wird? Nicht darum, weil er ein großer Dichter, sondern weil er Minister ist. Die Oberpostamtszeitung — sagen Sie nicht, meine Herren, daß ich spät zu ihr zurückkehre, denn ich habe sie keinen Augenblick verlassen; konnte ich sie schöner loben, als indem ich Deutschland lobte? — die Oberpostamtszeitung nennt sich nur so aus Bescheidenheit, sie ist aber eigentlich eine Oberamtszeitung überhaupt. Alle Flüßchen und Bäche, die aus amtlichen

Quellen fließen, vereinigt sie in einem schönen breiten Strom, der den Deutschen heilig ist und den sie anbeten wie die Indier den Ganges. Eine Liste von Standeserhöhungen ist ihr eine Genesis, das erste Buch Mosis; ein Steckbrief ist ihr eine kanonische Schrift, und sie nimmt ihn oft, unaufgefordert und ohne Inseratgebühren, in ihren Text auf. Was aber sonst gelegentlich getan wird, von Gott, der Natur und der Menschheit, das erzählt sie, wenn sie Lust und Laune hat, in wenigen apokryphischen Zeilen. Wird die Oberpostamtszeitung versäumen, uns mit allen Standeserhöhungen, Armeebeförderungen, Ordensverteilungen und Gnadenbezeugungen, uns mit allen Titularbewegungen der Menschheit bekannt zu machen? Gewiß nicht, sie kennt zu gut ihre hohe und schöne Bestimmung. Hier, meine Herren, lesen Sie ein Verzeichnis von zweiundvierzig Frauen, mit ihren Taufnamen, Familiennamen und den Namen ihrer Männer, die Sternkreuzordensdamen geworden; hier eine Liste von siebenundachtzig Russen, welche in der Armee befördert worden oder andere Auszeichnungen erhalten; hier einen Nachtrag zu jener Liste von siebenundsechzig Namen. Wie schade, daß alle diese Namen so unaussprechlich sind und dem Gedächtnisse zarter deutscher Jugend zur ewigen Erinnerung nicht eingeprägt werden können! Wenn ein Thüringer Bürger liest: Der Fähnrich *Tschawtschawadsew*, der an der persischen Grenze dient, habe einen goldenen Säbel bekommen; wenn der Bauer im Schwarzwalde liest, der Podolier *Prscherakowfskji* habe ‚für seine ausgezeichnete Tätigkeit bei Ausrottung der Heuschrecken‘ den St. Annenorden dritter Klasse erhalten, so freut sie das gewiß, es entzückt sie wohl auch; aber wie leid muß es ihnen tun, daß sie nicht wissen, wie der edle Fähnrich und wie der Schrecken der Heuschrecken heißt, und daß es ihnen der Schulmeister auch nicht sagen

kann! Hier, meine Herren, erfahren Sie, daß der bisherige Direktor der Stadtschule zu Linz zum Direktor des Gymnasii in Dören ernannt worden; hier, daß ein parmesanischer Baron den Leopoldsorden, und hier, daß der Oberstkammerjunker eines kleinen deutschen Staates das Prädikat ‚Exzellenz' bekommen. Die Oberpostamtszeitung erspart den Leuten von Stande das Porto, und sie brauchen sich ihre Familienereignisse nicht brieflich mitzuteilen wie wir. Ach! ich wollte, ich wäre ein Kurier, dann würden meine Freunde aus der Postzeitung erfahren, wo ich jeden Tag durchgereist, und sie würden nicht mehr über meine Faulheit im Schreiben klagen. Läßt die Oberpostamtszeitung einen vornehmen Staatsdiener begraben, so umgibt sie ihn mit einem so großen Gefolge von Titeln, daß man gar nicht zur Leiche gelangen kann, um zu erfahren, wie sie geheißen, als sie noch lebte. Wir lesen: ‚Heute morgens um 6 Uhr starb dahier der Königl. Kämmerer, Ritter des Zivilverdienstordens, Präsident des Appellationsgerichts im Regenkreise, Abgeordneter zur Ständeversammlung des Königreichs, ordentliches Mitglied der philologisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften etc. etc., Freiherr von' ... jetzt halten wir am Namen, wir sind gespannt; aber ehe wir zu ihm gelangen, wird gewöhnlich die Frau, der Bediente oder ein anderer Besuch ins Zimmer treten und uns stören, wir legen das Blatt weg und erfahren nie, wer eigentlich gestorben. Das mildert freilich die Trauer. Es gibt gemütliche Familien von Stande, die ihre Angehörigen ohne Titelbegleitung bürgerlich-romantisch begraben lassen; aber die beleidigte Natur rächt sich immer, man soll nie gegen seinen Genius, gegen die Stimme des Gewissens handeln. In solchen Fällen bekommen wir zu lesen: ‚Den 6. November *nahm uns Gott in Ratzeburg, während einer Besuchsreise zu seinen Geschwistern*,

den treuen, liebevollen Vater' — so schnell geht Verachtung der Titel in Gotteslästerung über! Die Oberpostamtszeitung berichtet uns treu, ein neugeborner Prinz habe in der heiligen Taufe den Namen *Rainer, Ferdinand, Maria, Johann, Evangelist, Franz, Ignaz* bekommen und eine neugeborne Prinzessin den Namen *Maria, Auguste, Friederika, Karolina, Ludovika, Amalia, Maximiliane, Franziska, Nepomucene, Xaveria,* und Sie freuen sich gewiß mit mir, meine Herren, über die Freude der Setzerlehrlinge, die ihnen in solchen häufigen Fällen wird, wo sie viele Zeilen *sparen* können und kürzere Zeit eingesperrt bleiben in der Druckerei. Man wirft der Oberpostamtszeitung mit Unrecht vor, sie verbreite manchmal sogenannte liberale, nämlich revolutionäre Nachrichten und Grundsätze; doch wenn es auch wahr wäre, an wem läge die Schuld! Wie leicht ließe sich das verhüten! Wäre ich ein Fürst, so ließe ich bei der Taufe aller meiner Prinzen und Prinzessinnen das ganze Land Gevatter stehen, so daß der neue Prinz und die Prinzessin, je nach der Zahl meiner Untertanen, sechs Millionen, zwölf-, zwanzig-, dreißig-, fünfzig-, ja wenn ich Kaiser von China wäre, zweihundert Millionen Namen bekäme; die andern Fürsten würden meinem Beispiele folgen, und dann wollte ich doch sehen, wo die Postzeitung Raum fände, revolutionäre Grundsätze zu verbreiten. Auf diese Art könnte eine weise Staatsverfassung die Presse lenken, ohne zur verhaßten Zensur ihre Zuflucht zu nehmen. Doch was halten Sie davon, meine Herren, scheint Ihnen nicht auch, daß hier unser Postgaul vorwärts möchte, der Postillion aber immer zurückhält, steht und bläst? So ist es ganz unverkennbar. Doch wenn Sie daraus schließen wollten, das Pferd habe mehr Verstand als sein Reiter, so würden Sie beiden unrecht tun. Ein gutes treues Pferd will nie mehr Verstand haben als sein Reiter, und ein

geschickter tüchtiger Reiter will seinem Pferde nicht allen Verstand rauben, sondern nur den größten Teil davon. Ist es nun auch ganz offenbar, daß unser Gaul in die Zukunft galoppieren, unser Postillion aber sich in die Vergangenheit retirieren möchte, so ist dieses doch kein Divergieren der Meinungen zu nennen, sondern – von seiten des Pferdes – ein Phantasieren, und von seiten des Reiters ein Moderieren, Retardieren, Genieren, Antistimulieren, Schikanieren, mit einem Worte: ein Regieren. Doch lassen wir uns zu keinen Ausschweifungen verleiten. Über die großen Angelegenheiten der Menschheit vergißt die Oberpostamtszeitung die kleinen der Menschen nie; denn sie schreibt nicht bloß für Thron und Altar, sondern auch für die Küche. Nachdem sie uns mit den Namen aller neugeborenen Prinzen und Prinzessinnen, nachdem sie uns mit allen neugeschaffenen Ordensrittern, mit allen frischgeprägten Hofräten, geheimen Hofräten, Finanzräten und Justizräten, nachdem sie uns mit den Reisen aller Kuriere und mit der Zahl der Postpferde aller hohen Reisenden und ihres hohen Gefolges bekannt gemacht; nachdem sie alle Revüen aller stehenden Heere, Kompagnie nach Kompagnie, vor unsern Augen vorübergeführt; nachdem sie alle Hoffeierlichkeiten erzählt, und zwar zu besserm Verständnis zweimal, einmal vor der Feierlichkeit durch Mitteilung des Programms, wie die Feierlichkeit angeordnet, und dann nach der Feierlichkeit durch genaue Beschreibung, wie die Feierlichkeit gehalten worden, so Hoffnung und Genuß, Möglichkeit mit Wirklichkeit, Erwartung mit Erinnerung vergleichend – nachdem sie dieses alles getan, erzählt sie auch die mikrokosmischen Ereignisse der kleinen Bürgerwelt. Sie erzählt uns, daß in dem Küchengarten eines schlesischen Barons ein Kürbis wachse, der 3 Ellen 5 Zoll im Umfange mißt und 78½ Pfund wiegt; daß

ein Kaufmann im Sächsischen, weil seine Henne auf die Gasse gelaufen, 21 Groschen 8 Pfennige Strafe zahlen mußte und daß unter der Ringelhardschen Truppe in Köln die Desertion überhandnehme, der Tenorist *Ulrich,* die solideste Stütze der Oper, sich entfernt habe und selbst die liebliche Mamsell *Peche,* was fast unglaublich scheine, ihr untreu geworden sei. Aber am liebsten und wärmsten verweilt die Postzeitung bei Jubelfesten. Wenn ein Ehepaar seine goldene Hochzeit feiert, wenn ein Kanzelist, nachdem er funfzig Jahre abgeschrieben, seinen Dienstjubeltag feiert und ein Belobungsschreiben erhält, erzählt uns dieses die Postzeitungen mit Tränen, und sie kann vor Rührung kaum die Feder halten. Sie pflegt eine solche Feierlichkeit ‚*gewiß eine seltene*' zu nennen; aber sie spricht nur so aus Bescheidenheit, ihr eigenes Verdienst zu schmälern; denn es gehen keine vier Wochen vorüber, daß sie uns nicht eine solche seltene Feierlichkeit erzählte. Was nun die sogenannten Originalartikel und Privatkorrespondenzen betrifft, mit welchen sich andere Blätter eitel schmücken, so hat die Oberpostamtszeitung sich von solchen Schwächen immer frei zu erhalten gewußt. Sie ist vorsichtig, sie nimmt nur bewährte Nachrichten auf, und sie weiß recht gut, daß eine Nachricht nur dann als bewährt zu halten, wenn sie mehrere Zeitungen als wahr erklärt haben. Doch gibt es allerdings Fälle, wo die Postzeitung schaffend hervortritt und alle europäischen Zeitungen, bei welchen sie das ganze Jahr zu Gaste geht, selbst bewirtet. Dann ist ihr Gastgebot reich und prächtig, und sie zeigt, was sie könnte, wenn sie wollte. Solcher wichtigen Fälle sind vier an der Zahl. Sie ereignen sich *erstens*: wenn die Geburten, Vermählungen und Todesfälle fürstlicher Personen dem hohen Senate der freien Stadt Frankfurt offiziell mitgeteilt werden. *Zweitens:* wenn die englischen und französischen

Posten in Frankfurt ausgeblieben; diese Nachricht teilt die Postzeitung zuerst mit. Den *dritten* Fall bilden die *Auszüge aus dem ‚Spectateur Oriental'*, welche die Postzeitung, als erste Beisitzerin, mit dem Stempel *Frankfurt* bezeichnet. Die Tage, an welchen sie erscheinen, sind wahre Feiertage für den Zensor; denn er braucht sie gar nicht zu lesen, da er recht gut weiß, daß nie darüber Klagen entstehen werden, daß er nichts darin gestrichen. Als die *vierte* Originalität ist die Nachricht von den *Sonnenflecken* zu betrachten, die in Frankfurt beobachtet werden. Die höchst originellen Berichte von den Fässern, die auf dem gefrorenen Main gebaut worden, werden hier nicht mitgerechnet; denn da ein solcher Frostjubel sich in jedem Jahrhunderte nur einmal begibt, so verdienen diese Säkularfässer, ob es zwar Jubelfässer sind, keine Berücksichtigung. Die leichten Franzosen verflüchtigen alles und machen alles beweglich; wir standhaften und vollwichtigen Deutschen aber verdichten alles und machen alles nagelfest. Die Franzosen können auf Pfänder borgen, sie haben Mobiliarvermögen; wir Deutschen aber können hypothekarische Schulden machen, wir haben Grundbesitz. Doch bares Geld ist leider selten bei uns. Unsere Wechsel a dato hundert und fünfzig Jahre sind die besten Effekten von der Welt; unsere Wechsel a dato drei Monate aber sind wahre Kolumbier. Ich merke, meine Herren, daß ich sehr ausschweife und mich verirrt habe, und es tut mir leid, daß ich Ihnen so streng untersagt, mich zurechtzuweisen. Aber Ordnung muß sein. Den Franzosen ist ein Buch fast nur ein Ereignis, eine politische Schrift ist ihnen eine politische Tat; den Deutschen ist jedes Ereignis ein Buch, und eine politische Handlung eine politische Abhandlung. Die Schrift des Grafen Montlosier gegen die Jesuiten war eine französische Schlacht; die Ermordung Kotzebues durch Sand eine deutsche

Rezension, mit Blut geschrieben. In diesem schönen vaterländischen Geiste denkt, fühlt und handelt – nämlich schreibt – die Oberpostamtszeitung. Eine geschehene Geschichte ist ihr nur eine Theaterprobe, aber eine erzählte Geschichte ist ihr die eigentliche Aufführung des Stückes. Sie teilt darum die Zeit nicht in Jahrhunderte, Jahrtausende, alte, mittlere und neue Zeit; sie teilt die Geschichte nicht in Epochen, Völkergeschichte, Staatengeschichte, Kriegesgeschichte, Kirchengeschichte, Handelsgeschichte, sie teilt die Wissenschaft nicht in Mathematik, Politik, Ästhetik, Theologie, Philosophie; sie teilt die Erde nicht in Länder, Völker, Staaten, Berge, Flüsse, Meere – sondern sie teilt Welt, Zeit, Geschichte, Wissenschaft und die ganze Erde in *Zeitungen* ein. Ob etwas geschehen, wann, wie und wo es geschehen, und ob es wirklich geschehen oder nur erzählt worden – daran liegt ihr nicht; es liegt ihr nur daran, wie der Ort heißt, wo die Zeitung erscheint, in welcher der Bericht des Geschehenen steht. Sie haben mittag etwas viel getrunken, meine Herren, und ich vermute, daß Sie nicht sehr bei Verstande sind und diese Theorie der Postzeitung gar nicht fassen mögen. Ich will darum Ihrer Fassungsschwäche mit einigen Beispielen zu Hülfe kommen. Wenn die ‚Allgemeine Zeitung‘ eine amerikanische Geschichte aus dem vorigen Jahrhunderte erzählt, so schreibt die Postzeitung: *‚Augsburg den 12. März 1827‘*, und unter dieser Rubrik berichtet sie eine alte Begebenheit aus Nordamerika. Sie schreibt: *‚Aus Thüringen‘:* Herr von Gruithuisen in *München* habe berechnet, daß der Mond in 30,000 Jahren auf die Erde fallen werde, und *‚Aus Franken‘:* Mamsell Sontag habe in *Berlin* ein Konzert gegeben, und Madame Vespermann sei in *München* gestorben. Warum schreibt sie *‚Aus Thüringen‘, ‚Aus Franken‘?* Weil die eine Nachricht aus der ‚Dorfzeitung‘ genommen, die in

Thüringen erscheint, die andere aus der ‚Würzburger Zeitung'. Hier, meine Herren, lesen Sie die Trauerode auf den Herzog von York, der in London gestorben, unter *Aachen;* hier unter *Berlin, 9. November* den preußischen Zollvertrag mit Lippe und Sentenzen über Liebe und Frauen. Was haben die Frauen mit dem Zollwesen, was die Liebe mit dem 9. November Gemeinschaftliches? Sie verbindet der vaterländische Geist, der die Postzeitung beseelt und den sie allem einhaucht, was sie berührt. Hier finden Sie unter *‚Darmstadt'* eine Verordnung, daß alle Lumpen aus Althessen in Neuhessen gebracht werden dürfen, aber nicht umgekehrt, in Verbindung gesetzt mit der Nachricht, daß eine Frau in *Aachen,* die sich durch warmes Wasser von der Gicht heilen wollte, an dem Versuch gestorben sei. Hier lesen Sie: *Berlin* — ‚Der bisherige Oberlehrer am Gymnasio zu Wetzlar ist zum Direktor dieser Anstalt ernannt worden', und gleich darunter: ‚In dem bei Voigt in Ilmenau erschienenen: Geheimnis, sich beim schönen Geschlecht beliebt zu machen, seine Gunst und den Sieg über dasselbe zu erlangen, wird als das vorzüglichste Mittel *ein aufwärtsstrebender Leibesschnitt* empfohlen.' Hier können Sie lesen: *Augsburg, 16. August.* ‚Ein russischer Kurier, der in Bukarest angekommen, hat ausgesagt, Ibrahim Pascha sei gefangen' . . . , Der Einsiedler gibt es wohl mehr, als man glaubt.' Hier *München.* ‚Die Kammer der Reichsräte hat den Gesetzentwurf über das Gewerbewesen verworfen.' Dann folgt: ein humoristischer Aufsatz über die physiologische Bedeutung der Füße. Hier *Köln.* ‚Die alten Landesscheidemünzen von Köln, Trier und Aachen sollen aus dem Kurs gesetzt werden.' Folgen: Aphorismen aus der Zeitschrift ‚Merkur', die in Dresden erscheint. Hier: *Bonn . . .* Was wird uns die Postzeitung aus Bonn berichten? Wird sie von der Universität sprechen? Vom

botanischen Garten? Von der neuen Anatomie? Von Arndt? Nein, von solchen Dingen berichtet sie nichts. Sie schreibt: *Bonn, vom 20. März.* ‚Der witzige Verfasser der Stapelia mixta hält dem Tanze folgende Lobrede ...‘ Und nun wird in zwei langen Kolonnen, nämlich in zwei Spalten der Zeitung, getanzt. Indem die Postzeitung, meine Herren, auf diese Weise *ein* schönes Band um alles schlingt, um Gott, Natur, Geschichte, Menschheit, Staat, Wissenschaft, Kunst, Ernst und Scherz; indem sie alles in einem sieht, eines in allem und alles auf eines bezieht, nämlich auf Zeitungen — gewinnt sie jenes gottselige Leben, welches Thomas a Kempis so schön in den Worten schildert: *Cui omnia unum sunt, et omnia in uno ridet, et omnia ad unum trahit, potest stabilis corde esse et paciscus in Deo permanere;* welchen Satz, Herr Geheimer Legationsrat, Sie in Flassans Geschichte der französischen Diplomatie umständlich erläutert finden. So, meine Herren, ist die Oberpostamtszeitung! Soll man sie nicht lieben? Soll man die Stadt nicht lieben, in der sie geschrieben wird? Soll man das Land nicht lieben, in welchem diese Stadt liegt? Soll man das Volk nicht lieben, das in diesem Lande wohnt? Habe ich recht, Herr Legationsrat? Herr Doktor, habe ich recht? Habe ich recht, Karl?“ ... Nach diesen Worten ergriff Waller die Hand des Oberkellners — es war eine Menschenhand, er sah nicht, wem sie gehörte, er hielt sie für die meinige — und sprach mit leiser, flehender Stimme: „O Karl, gib mir eine Geliebte, gib mir einen Gott, gib mir ein Vaterland. Ich fordere ja so wenig; gib mir ein kleines, nur ein ganz kleines Vaterland!“ ... Dann warf er sich auf einen Stuhl, verhüllte sich das Gesicht und weinte heftig. Alle Anwesenden sahen mit Verwunderung und Mitleid auf ihn, und einer und der andere sagte: Es ist doch schade ... Armer Heinrich! Ach, armer Heinrich!

Fünftes Kapitel

Unter den nachzechenden Gästen, die Heinrichs wunderliche Reden angehört, war auch ein stattlicher alter Mann, der sich uns schon bei Tische bemerklich gemacht hatte. Er aß und sprach wenig und trank und lächelte viel. Schneeweißes Haar bedeckte seinen blühenden Kopf, und man hätte nicht zu unterscheiden gewußt, ob er früh gealtert oder ob er die frische Jugendkraft sich lange bewahrt, wenn nicht jene behagliche Ruhe, die man im Leben nur nach langen und schweren Arbeiten gewinnt, und das Maß und die Ordnung in allen seinen Bewegungen ihn als einen Mann bezeichnet hätten, der in höhern Jahren stand. Der rechtbewaffnete, sonst unbekümmerte Waller hatte seine Aufmerksamkeit zu gewinnen und seinen Beifall zu verdienen gesucht; denn so unbedacht er auch sprach, so besonnen sprach er doch zugleich, und wenn er auch seine wilde Phantasie nicht einzuhalten vermochte, so wußte er sie doch recht gut zu lenken, und er bemerkte alles, was sich rechts und links auf seinem Wege zeigte. Aber der Alte prüfte und ließ sich nicht prüfen. Doch einmal geschah es, daß er Heinrich fragte, wieviel Uhr es sei, und als dieser geantwortet, er trage nie eine Uhr, erwiderte der Alte: „Das merke ich." Er verließ vor uns den Saal und strich beim Weggehen mit der Hand über Heinrichs Blechkasten. Ich eilte, ihn wegzuführen, um ihn dem Spotte der Anwesenden und seinen eigenen Träumereien zu entziehen. Ich schlug ihm einen Spaziergang vor. Er nahm den Blechkasten unter den Arm, ihn auf sein Zimmer zu tragen, und als ich ihn bat, ihn durch den Kellner hinauftragen zu lassen und sich die Treppen zu ersparen, fragte er bitter: „Soll ich unser teures Vaterland einem Lohndiener anvertrauen?" — „Geschähe dieses denn das erstemal?" erwiderte ich; so

ließ er sich lenken, und wir gingen fort. Wir erreichten bald eines jener lachenden Tore, die früher wie finstere Wärter unsere schöne Stadt hüteten, jetzt wie freundliche Wirte an deren Eingang stehen. Wir traten in den unvergleichlichen Garten, der wie ein Blumengeflechte die Stadt umwindet. Es war ein herrlicher Sommerabend, die Blumen dufteten süß, und mit ihren Blättern buhlte die schmeichlerische Luft. Nur daß der unerträgliche Staub, den die vorüberfahrenden Wagen aufregten, unsere Freude störte. „In Paris", bemerkte Heinrich, „auf den Boulevards, wo mehr Kutschen fahren, als hier Fußgänger sind, wird man vom Staube nie belästigt; denn von Morgen bis Abend wird der Weg mit Wasser begossen. Hier aber, wie überall in Deutschland, wendet die Polizei ihre Aufmerksamkeit mehr auf Personen als auf Sachen. Wie werden die Handwerksgesellen, die Dienstboten, die Schriftsteller, die Reisenden beaufsichtigt und gequält; aber der Staub braucht keinen Paß, und er kann hingehen, wo er will." Ich bemerkte, das käme daher, weil er im Gefolge der Reichen und Großen erscheint. Jetzt fühlte sich Heinrich auf die Schulter geklopft; er sah zurück, es war der freundliche Alte. „Junges Blut", sprach er, „Ihr tut wohl, Euch abzukühlen!" — „Junges Blut!" erwiderte Heinrich lächelnd, „ich bin viel über dreißig Jahre alt." — „Wenn auch", bemerkte der Alte, „nur das Blut macht alt und jung, denn nur in ihm ist das Leben." — Der freundliche Mann schloß sich uns an, faßte bald den Zügel der Unterhaltung und lenkte sie wohin er wollte. Eine Nachtigall im nahen Gebüsche sang ihr schönes Lied. Wir blieben stehen und horchten freudig. Heinrich erinnerte mich an jenen Sommerabend in Montmorency, wo wir auch wie jetzt dem Gesange einer Nachtigall gelauscht, und wie die vielen Tausende Franzosen — es war ein Sonntag —, die aus

Paris und vom Lande zum Kirchweihfeste gekommen, Männer und Frauen und Kinder, und Mädchen und Jünglinge, und Städter und Landleute, und verliebte Paare genug, und alle so von Herzen fröhlich – wie aber alle jene Tausende unbekümmert vor dem grünen Häuschen der süßlockenden Schönen vorüberzogen und wir zwei Deutsche allein ihren süßen Tönen horchten, und wie viele uns Unbewegliche ansahen, und wie sie neugierig waren, was uns so fest gezaubert! – „Das wundert mich gar nicht", bemerkte unser Begleiter, „die Nachtigall singt dem Deutschen am schönsten, sie singt deutsch, sie ist ein deutscher Vogel." Heinrich bemerkte: „Sie ist ein Zugvogel und sie kommt aus Asien." – „Das hat sie mit jeder Freude gemein", erwiderte der Alte, „und aus Asien kommen die Deutschen auch." – Heinrich sagte: „Doch haben wir aus dem Morgenlande nichts mitgebracht als die Kastenliebe und die Lehre von der Seelenwanderung." – „Die Seelenwanderung!" rief ich zweifelnd aus. – „Ja", sprach Heinrich mit Lachen, „wir glauben, daß die Seele eines Hofrats, wenn dieser fromm gestorben, in den Körper eines Geheimen Hofrats übergehe, wenn er aber in Sünden dahingeschieden, in die tierische Hülle eines Bürgers ohne Titel." – Der Alte sagte mit Lächeln: „Ich bin auch ein Hofrat; doch, lieber Freund, ich wünschte sehr, daß Sie meinen Rat mehr achteten als meinen Hofrat; Sie sind zum rechten Ziele, aber auf falschem Wege. Doch – es scheint mir, daß Sie dieses Land der Hofräte und diese Stadt, worin die hochedle Postzeitung erscheint, nicht gar zu sehr hassen; ich sehe Sie ja schon lange hier in Frankfurt." – „Nicht doch!" erwiderte Heinrich. „Ich wohne in Paris und reise nur jährlich auf wenige Monate nach Deutschland; ich gebrauche es als ein Schlammbad, um meine Nerven zu stärken." – „Daran tun Sie sehr wohl, Herr Waller, Sie haben es

nötig", bemerkte der Alte trocken, indem er sich auf eine Bank niederließ. Heinrich errötete und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand zu seinen Füßen. Der beißende Rauch der Unterhaltung hatte sich bald verzogen, und nur ihre Wärme blieb zurück. Der Alte nahm das Wort wieder auf und sprach: „Ich bin ein Deutscher und bin stolz darauf, es zu sein; doch immer erröte ich dessen, wenn ich höre, daß Deutsche selbst ihr Vaterland verachten, mit frevelhaftem Spotte das Band zerreißen, das Natur und Geschichte so ernst und heilig knüpften, und, um die schnöde Freiheit des Gedankens zu gewinnen, durch das süße Gefängnis brechen, in das uns die Liebe einschloß, um uns wohlzutun. Nein, kein gutgearteter Sohn wird seinen Vater schelten; und kann er ihn nicht lieben, so wird er ihn doch achten; und kann er ihn nicht achten, so wird er ihn doch ehren und wird jeden streng zurechtweisen, der herbeikommt und ihn zu beleidigen wagt." — Heinrich stellte sich mit verschränkten Armen vor den alten Prediger und sagte: „Vaterland! Vater! Wir? Unsere gute Mutter, sagen böse Leute, wäre sehr zerstreut gewesen, und wir hätten viele Väter. Sollen wir sie alle oder welchen sollen wir lieben? Ich bin in Mainz geboren. Dem unwissenden Kinde erzählte man, ein Erzbischof sei sein Vater; der wißbegierige Knabe erfuhr, er sei ein freier französischer Bürger. Dem Jünglinge schlug hoch das Herz, wenn die Heere seines großen Kaisers vor ihm vorüberzogen, und als der liebensmüde Mann sein Herz verschloß und seinen Verstand auftat und umherblickte, sah er sich im Darmstädter Lande. Gehe ich aber auf den Wällen meiner Vaterstadt spazieren, bin ich rechts ein Östreicher und links ein Preuße. Wen, was soll ich lieben? Soll ich ein Mainzer Herzchen haben? Soll ich ein stolzer Republikaner sein? Soll ich nach Frankreich hinüberschauen? Soll ich

als braver Darmstädter eine ganze Woche von der Oper des künftigen Sonntags sprechen? Soll ich meine kindliche Liebe zwischen Stadt und Festung teilen? Soll ich östreichische Gesinnungen, soll ich preußische Gefühle hegen? Oder soll ich ein deutsches Bundesherz haben? Ja, ein *buntes* Herz müßte ich haben, sollte ich alle meine Väter ehren, sollte ich alle meine Vaterländer lieben!" – Wir mußten über Wallers Paternitätsklagen herzlich lachen; aber der Alte erwiderte: „Haben wir viele Väter und zweifeln wir, so wollen wir alle lieben, die unsere Mutter geliebt, und sie gewiß, denn sie ist gewiß nur eine. Sie hat uns gesäugt, gewartet und großgezogen. Sie lehrte uns Vater, Mutter, Gott lallen und alle die schönen ernsten Worte, womit wir uns die heiligen Pforten des Lebens öffnen. Sie lehrte uns unsere kleinen Wünsche kundtun, unsere Nahrung fordern, unsere Schmerzen klagen und unsere Freude jubeln. Sie beantwortete die ersten Fragen unserer jungen Wißbegierde, erzählte uns von Himmel und Erde, von dem Laufe der Sterne und den Wegen des Lebens, von Ländern, Bergen, Meeren und Völkern. Und auch die Herangewachsenen verläßt ihre Liebe und Sorgfalt nicht. Treten wir aus dem Garten der Kindheit in die weite ungebahnte Welt, dann ruft uns die süße Stimme der Mutter wie eine liebliche Schalmei die frohen Tage unserer Heimat zurück, und flötend begleitet sie uns durch das ganze Leben, über Lust und Qual, bis an das Grab, das beide endet. Sie wollen wir lieben, die, hat sie auch sich vergessen, doch nie uns vergaß – die *Sprache,* sie ist unsere Mutter, wir wollen unsere Muttersprache lieben. Sie vereint uns, macht uns zu einem Brudervolke und baut uns ein Vaterhaus, in dem wir, wenn auch höher oder niedriger, doch unter einem Dache, wenn auch geschieden, doch nicht entfernt wohnen, und wo, sammelt auch nie ein gemeinschaftlicher

Saal uns zur ernsten oder frohen Stunde, wir uns doch auf der Treppe und an der Türe begegnen, uns grüßen und uns erinnern, daß wir Brüder sind. Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen, welche andere ist so reich und mächtig, so mutig und anmutig, so schön und so mild als unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfnis der Minute, und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Not, geschmeidig in Gefahren, schrecklich, wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dolmetscherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen. Was der rollende Donner grollt, was die kosende Liebe tändelt, was der lärmende Tag schwatzt und die schweigende Nacht brütet; was das Morgenrot grün und gold und silbern malt, und was der ernste Herrscher auf dem Throne des Gedankens sinnt; was das Mädchen plaudert, die stille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt und der alte Philosoph sein schweres Ich setzt und spricht: ‚Ich bin Ich' – alles, alles übersetzt und erklärt sie uns verständlich, und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer schnarrt, der Franzose schwatzt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt, und nur der Deutsche redet." – „Ja", rief hier Waller mit lauter und freudiger Stimme. „unsere Sprache ist herrlich! Aber", setzte er leiser hinzu, „wir dürfen sie nicht gebrauchen." – „Wir dürfen sie gebrauchen!" erwiderte jener. „Dem Hasse ward das Schwert, der Liebe das Wort gegeben; wir dürfen reden, denn wir dürfen lieben. Und wenn das sanfte Wort der Liebe nicht bewegt, dann hilft das starke des Zorns. Wir dürfen drohen, wir dürfen

schrecken. Die Sprache ist die Scheide der Tat; wir erheben das umhüllte Schwert und erringen unblutige Siege." – Hier brach Heinrich in ein spottendes Lachen aus und rief: „Wir und Schwert! Wir und Sieg! In der Scheide von Eisen steckt eine Klinge von Blech, Nürnberger Ware, wie man sie Kindern in die Hände gibt. Man belustigt sich an unserm Spielen, lacht über unsere heiße Kampfbegierde; doch wenn wir es zu ernst treiben, entreißt man uns das Spielwerk, patscht unsere Tapferkeit und stellt uns hinter den Ofen Wir sind Kettenhunde, die einen armen Teufel anbellen, der in kurzer Jacke vorübergeht; naht sich aber ein Vornehmer und wir knurren nur, gleich winkt der Herr, der Knecht pfeift und der Prügel fährt uns an den Kopf. Dann kuschen wir. Nein, nie wird mir dieses Volk behagen, nie werde ich mich wohlfühlen in diesem Lande mit seiner launischen Luft, seinem zänkischen Himmel, seinem weinerlichen Frühlinge und seinem verdrüßlichen Herbste. Wo sind unsere Alpen, zu welchen wir erquickt hinaufblicken, wenn die Wege des Lebens flach und sandig sind? Wo ist der Reigen, der im Gekreische der Welt uns zurücklullt in frohe stille Tage? Wo ist der heimatliche See, der in unsere Schmerzen lächelt? Wo ist der Puls des Volkes, an dem man die Schläge seines Herzens fühlt? Wo sind die Denkmäler unserer Geschichte? Welche Großtaten haben unsere Voreltern hinterlassen? Das wenige, was sie getan, hat uns nicht reicher gemacht; denn an die Erstgeborenen allein kam das ganze Erbe. Wenn uns dürstet nach so vielen gesalzenen Tagen, und wir suchen einen frischen Trunk an der Quelle unserer Zeit; wenn uns heiß ist in der dürren Gegenwart, und wir suchen Schatten unter den Bäumen deutscher Geschichten – was zeigt man, wohin führt man, was reicht man uns? In sandiger Mark ‚trockenes Brot und saures Bier', und vor dem ‚Wirts-

haus ohnegleichen' steht ein überwinterter Maienbaum, an dem hoch am Gipfel falbe Bänder, dürres Laub und welke Kränze rascheln. Wir suchen Wein und finden Bier, suchen kühlen Wald und finden Stammbäume nackt und kahl. Diese Herrenhuterstille des Volks, diese Magisterdemütigkeit der Gelehrten, der Pfauenstolz der Reichen, der düstere Hochmut unserer Großen, das linkische Wesen aller rechtlichen Leute und die Schlangenrührigkeit aller Unrechtlichen! Wo sind die Liebeszeichen vergangener schöner Stunden? Säuselt ein einziger Wohllaut verklungener Tage auf uns herab? Hört ihr eine Saite klingen, seht ihr eine Harfe stimmen? Die Vergangenheit ächzt, die Gegenwart kreischt, und die Zukunft gellt. Wir waren nichts, wir sind nichts, und wir werden nichts. Wir sind ein schwaches Volk ohne Wurzel, haben ein armes Leben ohne Herz und ein Vaterland ohne Gewölbe." — „Unter allen Vorwürfen", sagte der Alte. „die Ihr gereiztes Blut unserm so geduldigen Vaterlande brachte, ist mir der letzte als der ungerechteste erschienen. Nicht an einem Gewölbe fehlt es Deutschland; dieses wurde nur zu fest, zu geräumig unterbaut, nur zu langer Fleiß, zu viele Kunst wurde unterirdisch vergeudet; an einem Dache fehlt es unserm Vaterlande" ... „Und an Schornsteinen", fiel ich ein; „darum schlägt der Rauch der Klagen so beißend zurück" ... „Zank ist der Rauch der Liebe" ... „Ja, doch nur die Wärme soll man festhalten." — „Nicht um alle Schätze der Welt", fuhr der Alte fort, „möchte ich Fürst ohne Freiheit der Presse sein; doch sie als Untertan entbehren, ist noch erträglich. Wer würfeln muß zwischen Not und Sünde, ist glücklich zu nennen, wenn ihm nur die Not zufällt. Nein, meine Freunde, ihr tretet euch selbst zu nahe. Wollt ihr unser Vaterland kennen und lieben lernen, reist in fremde Länder! So vieles Gute, was euch die Heimat gewährte,

werdet ihr dort vermissen, und selbst des Schönen, das euch in der Fremde neu erscheint, könnt ihr nur darum genießen, weil ihr Deutsche seid, weil euch das Vaterland zur Gerechtigkeit erzogen. Der Brite ist nur Brite, der Spanier nur Spanier, der Franzose nur Franzose; Mensch ist der Deutsche allein. Shakespeare, Calderon, Voltaire, sie sind unser. Bewunderung nicht abgezwungen hat uns ihr Ruhm, froh und frei geben wir ihnen den Sold der Liebe, sie sind unsere Landesgenossen, sind unsere Brüder." – „Gerechtigkeit", bemerkte Waller, „ist die Tugend der Schwachen, ihnen liegt am meisten daran, daß sie geübt werde, der Starke schützt sich selbst." – „Wohl dem", erwiderte der Alte, „dem ein bescheidenes Maß der Kraft geworden; Übermacht führt zur Sünde ... Unser Land ist herrlich, seine Luft ist mild, uns allein ward der schöne Wechsel zwischen Entbehren und Genuß, der der menschlichen Natur so wohl tut. Beneiden wir keinem Lande ewig lachenden Himmel; ewiger Genuß gleicht ewigem Entbehren. Wir haben den längsten Frühling, und weint er auch – im Frühlinge weint der Baum, der Strauch, die Blume und die Liebe. Tränen sind die Wehen eines Herzens, das nie altert, und ein immer junges Herz ward nur dem Deutschen gegeben. Fragt nicht nach unserer Geschichte, nach den Denkmälern unserer Vorzeit; wir sind ein junges Volk. Wir haben keine Vergangenheit, andere Völker haben keine Zukunft. Wer ist glücklicher? Seht dort jenen goldgelockten Knaben, der einer toten Blume im leichten Sande ihr Grab gräbt; ruft ihn herbei, fragt ihn nach der Geschichte seines Lebens – er sieht euch mit seinen großen blauen Augen an, hüpft fort und spielt wieder mit Gras und Blumen. Ihr fragt, was er gelebt? Er lebt. Würden wir nicht gern mit ihm wechseln, würden wir nicht froh unsere sichere Vergangenheit für seine unsichere Zukunft geben? Wir sind

Kinder, und es ist wahr, wir werden streng erzogen; aber wer tauschte nicht gern die Schule für das Leben, den Zögling für den Lehrer ein? Freie Menschen haben keine Feierstunde – wir sind ein beneidenswertes Volk. Unsere Hofmeister altern, und wir wachsen heran; laßt uns genießen und hoffen! Der Bau des deutschen Landes wird einst vollendet werden – und dann, auf Jahrtausende gegründet, wird er alle Staaten überdauern. Einst haben die Deutschen das Weltreich Rom zerstört, einst werden sie ein schöneres aufrichten. Sie werden den ewigen Frieden stiften, den edle Fürsten gehofft und von dem andere geträumt, er sei ein Traum gewesen; und dann wird man die guten Ahnen solcher guten Enkel segnen." – „Ja, gut sind wir", sagte Waller; „aber ich will nicht gut, ich will besser sein. Wir vermögen nur die Tat, die zur Ruhe, nur den Kampf, der zum Frieden führt; unser Herz ist warm, aber es glüht still und düster und schlägt nie in schöne helle Flammen aus. Wir sind keiner Begeisterung fähig, die den Menschen zum Gotte erhebt, das Geschöpf zum Schöpfer macht. Die Polizei muß es befehlen, es muß am Rathause angeschlagen stehen, daß wir um vier Uhr Nachmittag uns begeistern und jubeln sollen, und dann sind wir begeistert und jubeln zur bestimmten Stunde. Wie lieben, wie ehren wir unsere großen Männer, und wie tun es andere Völker! Unsere Dichter, unsere Künstler, unsere Weisen, unsere Wohltäter des Volkes – wir Mundschmeichler nennen sie *hochgefeiert;* aber wir feiern sie nicht hoch und lassen sie hungern. Das Odeon in Paris mußte vorausgehen, für Webers Witwe und Waisen eine Vorstellung zu geben, und nur wenige deutsche Bühnen sind diesem Beispiele gefolgt. Jean Paul klagte oft, er habe nie das Meer und die Alpen gesehen. Er hatte hundert Fürsten, dreißig Millionen Landesgenossen, und er war arm! In der ,*Kunst und*

Wissenschaft kräftig fördernden Kaiserstadt‘, wie der aufrichtige Böttiger Wien genannt, liegt Beethoven schon vier Monate krank darnieder, und er darbt! Als es die Philharmonische Gesellschaft in London erfuhr, beschloß sie, ihm alles zu geben, was er brauche und wünsche, und sie schickte ihm sogleich tausend Gulden. Gerechter Gott! tausend Gulden schickten sie von London nach Wien, und dort hat ein Bankier für die schnöde Lust einer einzigen Nacht dreißigtausend Gulden verschwendet! Aber freilich war Beethoven nie ein Schmeichelhund mit seidner Schnauze, wie Metastasio gewesen, und er mag wohl ein Ketzer sein, der nicht an die Göttlichkeit Wiener Kavaliere glaubt. Mich schaudert und mich ekelt! Wie kann Gott lieben, wer nicht seine Werke liebt!“ – „Waller, bester Waller“, rief ich, „wie bin ich erstaunt, Sie das sprechen zu hören. Der Deutsche ist frei; unsere Dichter, unsere Künstler, unsere Schriftsteller, sie ertragen kein Joch; nur eines müßten sie nicht abwehren: das der Wohltaten. Seien wir froh, daß man es ihnen nicht auflegt; für jene ist die Schande, für uns der Ruhm. Der Deutsche denkt, dichtet, malt mit dem Herzen; wer sein Herz fesselt, hat seinen Geist gefesselt. Laßt uns darben und frei sein. Goethe schrieb seinen Werther, ehe er an den Hof gekommen, und kann man auch nicht beweisen, woran sein Herz gestorben – denn seine Jugend hat seine Freiheit nicht überlebt –, so weiß man es doch.“ – „Und was ist jene Begeisterung?“ setzte der Alte hinzu. „Ein Aufwand des Gefühls, das Gutleben eines Feiertages, auf den spärliche und nüchterne Wochentage folgen. Der Deutsche liebt das ganze Jahr, mäßig, aber immer satt. Die Briten, die Franzosen, sie ehren und feiern nur die großen Männer ihres Landes; der Deutsche liebt alles Schöne und Gute, was auf der ganzen Erde lebt. Wir können nicht alles lieben, was wir be-

wundern, nicht jedem wohltun, den wir lieben. Vieles mag uns mangeln, wir haben eins, das uns alles ersetzt: *die Freiheit des Gedankens*“ ... Heinrich lachte ... „Ja die Freiheit des Gedankens! Was nützt den Franzosen ihre freie Presse? Sie dürften es sagen, daß deutsche Wissenschaft und Kunst hoch über französischer stehe, daß Shakespeare mehr sei als Corneille; aber sie sagen es nicht, sie vermögen es nicht zu *denken*. Was hindert uns Zensur, was jede andere Gewalt? Oft wird die Tat durch den Willen beschränkt; aber so gewiß der Schatten dem Lichte folgt, so gewiß folgt die Tat dem Willen, wenn er nur rein ist. Was wir wollen, wird geschehen, früher oder später, wenn wir das Rechte und wenn wir es standhaft wollen. Das englische Volk, so edel es auch ist, wagt nicht gerecht zu sein; *wir* haben den Katholiken Irlands schon längst Freiheit und Gleichheit gegeben. Selbst mächtige Fürsten bedenken sich, was sie über Griechenland beschließen sollen; *wir* haben sie ohne Zaudern unabhängig erklärt.“ — Heinrich rief verdrüßlich aus: „Und sei dieses alles wahr, was hilft es uns? Was nützen uns Kunst und Wissenschaft in verschlossenen Schränken, was guter Wille ohne Tat, Tugend ohne Achtung, Verdienst ohne Ruhm? Ich will des Lebens froh sein, ich will es genießen. Ich will sagen, was ich denke, tun, was mir recht scheint, abwehren, was mir mißfällt, und ernten, was ich gesät. Wie langweilig sind wir, wie langweilig werden wir gefunden! Wo unter uns ist die schöne Geselligkeit der Franzosen, wo bei uns vereint sich Kunst und Wissen, Herz und Geist, Gefühl und Witz, uns eine schöne Stunde, uns einen Vollgenuß des Lebens zu verschaffen?“ — „Beneiden wir sie nicht darum“, erwiderte jener. „Ich habe auch unter ihnen gelebt, ich ließ mich von ihnen köstlich bewirten, ich durfte mir ihre Verschwendung wohl gefallen lassen. Aber gleichtun wol-

len wir es ihnen nicht. Sein ganzes Wissen vergeudet der Franzose in dem Gespräche einer Stunde; aber weil er alles spricht, was er weiß, sagt er mehr, als er weiß, und macht Geistesschulden. Der Deutsche denkt mehr, als er spricht; aber er reicht aus, und man sieht nie den Boden seines Wissens."

Die Sperrtrommel wirbelte jetzt. „Wir müssen heimkehren", sagte ich. – „Schade!" rief der Alte, „der Abend ist so schön! Doch wir wollen dem Zuge folgen!" – „Was liegt daran?" bemerkte Waller. „*Denken* wir, wir gingen noch länger spazieren!" – „Ja, das wollen wir denken", erwiderte ich; „und wir wollen denken und immer denken: diese Trommeltyrannei ist hart und lächerlich – dann endet sie gewiß einmal."

Der Alte hatte die Güte uns zu sagen, daß er sich unserer Bekanntschaft freue und wir ihn auf seinem Zimmer Nr. 13 morgen besuchen möchten. Scheidend reichte er Heinrich die Hand und sprach: „*Soyons amis, Cinna!*"

Sobald wir nach Hause gekommen, erkundigte sich Waller, wer Nr. 13 wohne. Man brachte ihm das Fremdenbuch, und er las: Baron von Ruhdorf, Geheimer Hofrat und Regierungs-Präsident! „So!" murmelte er. – „Baron! Präsident! Hofrat! Darum also so zufrieden? *Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse!*"

Sechstes Kapitel

[Fragment]

*Bald kommt der Mai, der junge schöne Fürst; schon stäubt es vor ihm her. Greise wanken ihm entgegen, Knaben jubeln, Felder und Gärten werden mit Blumen geschmückt, und die königlichen Sänger versuchen ihre Lieder. Die Unglücklichen bereiten ihre Klagen vor und hoffen, und Günstlinge lächeln und sind still geschäftig. Freude strahlt in jedem Angesichte, es flötet Schmeichelei

von allen Lippen – und ich, der ich so vieles zu erbitten, muß streng sein, muß richten, wenn ich verzeihen möchte! Es ist schwer gerecht sein, wenn uns der weiche Frühling mit falschen Zeugnissen verwirrt. Aber ich will standhaft bleiben und wahr. Länger als eine halbe Stunde habe ich es bedacht, ob ich es gerade heraus sagen soll: *ich meine etwas anderes als ich sage* – oder ob ich dieses verschweigen und es nur erraten lassen soll. Nach guter Überlegung habe ich mich für das erstere entschieden. Eine lange Beobachtung von Menschen und deutschen Büchern hat mich belehrt, daß die letzteren oft in den ersteren Rätsel suchen, wenn sie nicht zu finden; wenn sie aber zu finden, sie niemals suchen. Wir sind zu ehrlich, wir erkennen keine andere Feinheit als unsere eigene, wie ich eben selbst beweise. Darum ist es besser, ich gestehe es, daß wenn ich von Zeitungen spreche, ich ihre Originale, die Zeiten, meine. Ich bin kein böser Zauberer; aber zu guten Zwekken übe ich etwas Herzen-Sympathie. Ich hoffe, daß wenn ich die Bildnisse unserer Feinde mit Nadeln steche, sie es fühlen werden an ihrem Leibe. Wenn daher der geneigte Leser und der ungeneigte Kritiker dieser Geschichte von ihr urteilen sollten: es werde darin zu viel gesprochen, wenig getan und oft gegessen und getrunken – verschiedene Mahlzeiten folgen noch – so würde ich mich sehr dadurch geschmeichelt fühlen; denn ich habe nichts anderes gewollt, als ein flüchtiges Bild deutschen Lebens zeichnen. Werfe mir keiner vor, daß ich das Bild verzerrt, daß ich nur die häßlichen Züge genommen, die schönen weggelassen; daß ich nur den gemeinen Wegen der Natur nachgegangen, die auch durch die erhabenste Landschaft ziehen, und nur diese gezeichnet habe – nein, das tat ich nicht. Nicht verkenne ich das Schöne und Gute, das in den Deutschen ist. Vielleicht sind sie besser, vielleicht selbst glücklicher, als sie es je gewesen; aber wer kann mit seinen Gefühlen rechten? Sie schmerzen mich weniger, die

Deutschen der frühern Jahrhunderte; denn ich will lieber dem triefäugigen Winter in das Angesicht sehen als dem weinenden Frühling, den der Frost gekränkt. Doch kehren wir zu unserer Geschichte und unserer Verstellung zurück.*

36.

Ernsthafte Betrachtungen über den Frankfurter Komödienzettel

[1818]

„Mit gnädigster Erlaubnis!"

Vor meiner nachfolgenden Rede stehen diese Worte nicht ganz so übel, denn zu ihr bedarf ich vielleicht einer gnädigen Erlaubnis; aber an der Spitze des Frankfurter Komödienzettels sind sie gewiß nicht an ihrem Orte. Warum den Zuruf aus dem Tempel der freischaltenden Kunst durch Mißlaute eines heiseren Knechtsinnes übeltönend machen? Worin wäre die Gnade, wenn wir Künstlern verstatten, daß sie unser Gemüt und unsern Geist erfreuen? Die Art freilich, wie dieses auf manchen Bühnen geschieht, machte eine gnädige Erlaubnis nicht unnötig; aber so boshaft wollte der geistreiche Verfasser des Komödienzettels vorsätzlich gewiß nicht sein. In einer freien Stadt, wo die Bürger sich selbst regieren, sollte das Wort *Gnade* nur in der Kirche und im Wörterbuche vorkommen. Man erwidere mir ja nicht: nur grämliche Tadelsucht möge gegen so etwas eifern und über ein altherkömmliches Wort, das ohne Sinn und Bedeutung absichtslos gebraucht werde, sich breit und wichtig auslassen. Darin eben ist die Gefahr, daß das Wort *hohl* ist, es kann so mit mannigfaltigen übeln Dingen ausgefüllt werden. Nennt mir ein Gift, das zu seiner Mischerei keiner Schale bedürfe;

der Trank *ist* der Tod, das Gefäß *bringt* ihn. Wo Ketten sind, da findet sich leicht ein Schließer. Ein witziger Pisistratus bedürfte nur eines solchen Komödienzettels, um freien Bürgern zu beweisen, daß sie leibeigen sind und es immer waren.
Unterwürfige Redensarten, alter Hausrat solcher Art, der wenn auch nicht gebraucht, doch dem neuen den Platz raubt; solche noch aufrechtstehende Mauern und Trümmer von niedergerissenen Kerkern aus Zeiten einer knechtischen Untertänigkeit finden wir im deutschen Lande aller Orten und Wege. Trauriger Anblick! zu ernst, um darüber zu lächeln. Solange nicht ihre letzte Spur vertilgt wird, denke man an keine wahre Freiheit der Deutschen. Von *alleruntertänigsten treugehorsamsten* Ständen, von Sprechern, die des Volkes Wünsche und Klagen *Allerhöchstihrer* Huld und Gnade keuchend vorschleppen, erwarte man nicht viel. Es ist ein wunderbarer Zauber in den Worten, sie rufen Geister hervor, und leichter noch *bannen* sie den Geist. Welchem Manne mit einem freien und kühnen Herzen in der Brust müßte das Kettengeklirre gefesselter Zungen nicht unerträglich sein, so daß er lieber alle seine Gefühle zurückdrängen als sie den peinlichen Bücklingen und Verzerrungen einer veralteten Feudalsprache unterwerfen würde? Ich bin doch wohl der einzige nicht, der hundertmal in seinem Leben des Teufels hätte werden mögen, wenn er in eigenen Angelegenheiten oder in amtlichen Berichten geraden Weges auf das Herz und den Kopf des Regierenden zugehen wollte und jeden Augenblick von einem *Hochdieselben, Hochderen, Allerhöchstihrer* wie von lästigen Bettlern angefallen und aufgehalten worden, so daß er nicht von der Stelle kam und die schönsten und notwendigsten Gedanken, um sich zu erleichtern, zurücklassen mußte?
Da, wo uns diese Sprachschlingen von Vorgesetzten und

hohen Händen angelegt werden, müssen wir – es ist nun einmal so – bis zum Tage der Erlösung geduldig darin fortzappeln. Aber wir gemeinen Leute, warum werfen *wir* nicht wenigstens im Umgange mit unseresgleichen diese Hindernisse weg? Warum schreiben wir noch immerfort *Ew. Wohlgeboren, Ew. Hochedelgeboren, Ew. Hochwohlgeboren?* Warum verabreden wir uns nicht gemeinschaftlich, dieses zu unterlassen?
Ich habe neulich einen Brief von Goethe an einen Maler gelesen, worin über ein gewisses Kunstwerk verständige und sinnige Worte gesagt waren. In dem Schreiben kam *„Ew. Wohlgeboren"* vor. Es war wunderlich zu lesen, an einem solchen Orte und von einem solchen Manne. Wir geringen Leute, wir müssen freilich alles folgsam mitmachen und dürfen es nicht wagen, störend in die Gebräuche der Menschen einzugreifen. Aber wenn *ich* Goethe wäre, ich duldete es nicht und ließe mir eben so angelegen sein, eine abgeschmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgendeine Kunstansicht geltend zu machen.
Ihr lieben ehrsamen Herren werdet mir nicht alle recht geben. An dich will ich mich wenden, du taumelnder, unverständiger und unverstandener Jüngling. Sind dir nicht Jean Pauls Schriften deine heiligen Bücher, in denen du Trost, Hoffnung und das Ende aller Furcht, in denen du deine irdische Nahrung und dein Himmelsbrot findest? Hat er dir nicht tausend Rätsel gelöst, die dich verwirrten, und Rätsel aufgegeben, die dich ergötzten? War er nicht das treue Wörterbuch, das dir alle Gefühle deines Innern erklärte? Deckte er dir nicht alle Geheimnisse auf, selbst jene verborgenen, selten gefundenen, die auf der Oberfläche der Dinge liegen? Du suchtest einen Leidensbruder, er gab dir ihn, welcher litt, duldete wie du und genas. Du suchtest einen Ausweg für deine Wonnen und deine Schmerzen, er

öffnete dir ihn: er entlockte deine Tränen und trocknete sie. Es gibt eine Höhe der Empfindung, auf welcher der Mensch sich verzehrt, weil er allzu reinen Sauerstoff atmet; es gibt eine Tiefe des Gefühls, in der, von irdischen Dünsten umwallt, das Herz unter matten Schlägen sich hinschleppt. Dann, Jüngling, wenn du bald Besänftigung, bald Stärkung suchtest, wenn du von der Erhebung oder dem Falle des menschlichen Geistes dich erholen wolltest, lasest du die Bücher Jean Pauls. Denn an den Flügeln hochherziger Menschen hängt er das erdwärts ziehende Gewicht des alles ausgleichenden, mit dem Verwandtschaftstempel der Vergänglichkeit bezeichnenden Spottes, damit sie in ihrer Erhebung über andere sich nicht einsam und unglücklich fühlen. Da aber, wo die Menschheit in ihren gemeinen Bedürfnissen dich anekelt, erhebt er dich Niedergebeugten durch jene Liebe, die alles veredelt, alle Flecken reinigt und alles Dunkele erhellt. Dein Dichter, das fühlst du heraus, Jüngling, trägt nicht einen geschlossenen Tempel in sich, den der Markt des gewöhnlichen Treibens umgibt, er ist im Leben wie in seinen Schriften, und „die Gemeinheit, die uns alle bändigt", berührt ihn nicht. Ach, wie oft sehntest du dich, dich an seine Brust zu lehnen, seine Hand mit Tränen des Dankes und der Liebe zu benetzen. Mit welchem freudigen Schrecken erfährst du, daß er in deiner Nähe in Frankfurt ist und in der Buchgasse wohnt. Du würdest empfindungsvoll zu ihm eilen, aber auch dich schüchtert die tückische Macht eines ungereimten Lebens zurück. Zu schreiben hättest du wenigstens den Mut. Nun setze dich hin, Kamerad, und beginn' deinen Brief:

„Hochgeschätzter Herr Doktor, insonders hochzuverehrender Herr Legationsrat! — Ew. Wohlgeboren wollen gütigst verzeihen..." Jetzt vergieße dich, wenn du kannst, oder fahre aus der Haut wie ich.

Aber du, armer Frankfurter Komödienzettel, der du mich auf dies alles gebracht hast, es tut mir leid um dich. Doch warum, Unglückseliger, läßt du täglich hinter die *gnädigste Erlaubnis* ein Ausrufungszeichen setzen? Das ist schuld an allem. Es hat mich gewaltsam auf jenen Tadel gestoßen, da dieses Zeichen dir den Schein gibt, als machtest du dich über dich selbst lustig und riefest allen Vorübergehenden zu: Kommt her, ihr Leute, und lacht die gnädigste Frau Erlaubnis aus. Wenigstens bleibe das Ausrufungszeichen in der Folge weg. Gibt es aber in Frankfurt nur einen einzigen Bewohner, der das Wohl seiner Vaterstadt nicht so sehr liebe, daß er an dem Tage, wo er den Komödienzettel zum erstenmal ohne gnädigste Erlaubnis erhält, nicht, gleich mir, den aus zwei Messen und einem Neujahrstage gebildeten Dreiklang unseres Zettelträgers *Bräutigam* gerne quadriere? Gewiß nicht *einen.*

37.

Kleine Gedanken über ständische Verfassung

[1818]

Wer die Geheimnisse der Pflanzenwelt zu erforschen und zu begreifen weiß, wird ungeschickt und unwillig den Pflug führen. Da habt ihr eine Formel, nach welcher die Entfernung der Sonne der Wahrheit von den Menschen abgemessen werden muß, damit sie leuchte, ohne zu zünden. Die allgemeine Verbreitung der Kultur macht eine Veränderung in den Ordnungen der bürgerlichen Gesellschaften nötig, da bei den jetzigen Verfassungen der Staaten die aus der gesteigerten Geistesbildung entspringenden Ansprüche so vieler Menschen nicht befriedigt werden können. Es gibt nur ein Rettungsmittel, das die Gefahren dieses Übels abzuwen-

den vermag – die *Volksrepräsentation*, indem diese der Geistesbildung abwechselnd aller Bürger einen Spielraum gewährt oder ihn doch hoffen läßt.
Das Leben des Staates ist das Produkt einer doppelten Kraft, des Erhaltungs- und des Bildungstriebes. Jener strebt nach der Erhaltung des Bestehenden, dieser nach dem Wechsel; jener vertritt die Vergangenheit und das Allgemeine, dieser das Interesse der Gegenwart und des Besondern. Jener bemüht sich für das Recht und den Besitz, dieser für die Kraft und die Erwerbung; jener ist tätig für den Staat und das Staatsgebiet, dieser für den Bürger und die Häuslichkeit. Das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft entspringt aus dem richtigen Verhältnisse, in welchem beide Kräfte zueinander stehen. Wo der Erhaltungstrieb überwiegt, da werden die Forderungen des belebenden Geschlechts und des Geistes der Zeit nicht berücksichtiget, und der Staat, in Mißklang mit der Außenwelt und von derselben angefeindet, muß widerstrebenden Kräften, die ihn aufreiben, weil sie nichts Entfremdetes dulden, endlich unterliegen. Wo der Bildungstrieb allein herrscht, da verliert der Staat, in ewiger Bewegung, seinen Schwerpunkt, und da er das Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft nicht bloß auszubessern und zu schmücken sich bemüht, sondern auch an dem Grundsteine rüttelt, so stürzt das Haus rettungslos zusammen. Der Zweck aller Bewegung ist Ruhe, nicht umgekehrt. – In einer repräsentativen Verfassung wird der Erhaltungstrieb durch die Adelskammer, der Bildungstrieb durch die Volksdeputierten vertreten. Das bleibende Interesse des Staates, dem oft ein vorübergehendes aufgeopfert werden muß, verteidigen die Pairs; das wandelbare Interesse, dem das Beständige sich aller Zeit anschmiegen soll, verteidigen die Deputierten. Der Fürst hält beide Kräfte im Gleichgewichte. Er sorgt für die Zukunft, während der

Adel in der Vergangenheit, das Volk in der Gegenwart lebt. Er verhindert die starre Unbeweglichkeit sowie die allzu große Wandelbarkeit der Gesetzgebung.
Wer soll die Volksrepräsentanten wählen? Natürlich nur solche, die selbst wahlfähig sind. Die, welchen man die Fähigkeit und den guten Willen, die Ansprüche und Rechte des Volks auszumitteln und zu verteidigen, nicht zutraut, können unmöglich tauglich befunden werden, diejenigen herauszufinden, die jenes Zutrauen verdienen.
Wer und was soll vertreten werden? Der Regent, die Regierung, das Volk im allgemeinen, die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft und deren verschiedene Interessen und endlich die einzelnen Bürger.
Es ist nicht immer das wichtigste Interesse, und die bedeutendsten Klassen der Staatsbürger sind es nicht, welche am mächtigsten vertreten werden müssen; sondern das Gegenteil findet manchmal statt. Reichtum und hoher Stand sind mächtig genug, sich selbst geltend zu machen, aber die leise und furchtsam sprechenden, die kaum vernehmlichen untern Stände müssen am lautesten von den Volksdeputierten verteidigt werden. Es gibt ferner nicht bloß unmündige Klassen der Gesellschaft, sondern auch unmündige Interessen, die der Teilnahme am meisten bedürfen, weil sie deren am wenigsten erregen. Aus jenem Gesichtspunkte betrachtet ist es ungerecht, wenn man die Juden nicht teil an der Repräsentation nehmen läßt, auch wenn ihre Untauglichkeit zur völligen Gleichstellung mit den übrigen Staatsbürgern zugegeben würde, ja dann um so mehr ungerecht und dem Wesen der Repräsentation widersprechend. Sind Juden untaugliche Staatsbürger, dann sind sie als politische Gebrechliche oder als Kinder anzusehen, und als solche bedürfen sie am meisten der Vormundschaft. Aber wem anders dürfte diese anver-

traut werden als den Gesunden und Erwachsenen unter ihnen selbst? – Da den unmündigen, unerwachsenen Bedürfnissen eine Fürsprache am meisten not tut, so sollte die Anzahl der Deputierten vielleicht im umgekehrten Verhältnisse mit der Wichtigkeit und Bedeutung der repräsentierten Körperschaft stehen.

Man hat gefragt, wer tauglicher sei, das Volk zu vertreten, der reiche oder der wissenschaftliche Bürger; aber es bedarf kaum einer Untersuchung, daß sie beide dazu berufen werden müssen. Der Gegenstand der Ausmittelung ist, in welchem Verhältnisse sie zueinander stehen sollen, und ob die Zahl der Begüterten oder die der Geistreichen unter den Volksvertretern überwiegend sein müsse. Für das erstere spricht die Natur der Sache unwiderleglich.

Das Volk hat zweierlei Rechte und Neigungen, die vertreten und befördert werden müssen, *dingliche* und *persönliche*. Zu den ersteren gehört sein Vermögen und alle die Arten der Erwerbung, Benutzung und Erhaltung derselben; zu den andern seine Freiheiten, seine sittliche, politische und religiöse Selbständigkeit. Die *dinglichen* Rechte sollen von den begüterten Deputierten, die *persönlichen* aber von den wissenschaftlichen vertreten werden. Die ersteren sind von mannigfaltiger, oft sich feindlich gegenüberstehender Art. Der Besitzer von Grundeigentum, der Landmann, der Fabrikant, der Handwerker und der Kaufmann haben sich wechselseitig widerstrebende Interessen, die wieder jedes für sich nach dem Wohnorte des Staatsbürgers verschieden sind. Die persönlichen Rechte der Bürger aber sind für alle und allerorten fast die nämlichen. Gesetzgebende Gewalt, Preßfreiheit, Bürgerehre usw. sind Rechte und Ansprüche, die für jeden die nämlichen sind, und nur der Unterschied der Stände wird eine Schattierung dieser Verhältnisse bewirken, da die per-

sönlichen Rechte des Adels, des Gelehrten, des Bürgers zuweilen einander im Wege stehen. Daraus folgt, daß das Vermögen des Bürgers einer stärkeren Vertretung als dessen Person bedürfe, daß daher unter den Ständegliedern die Zahl der Begüterten die der wissenschaftlichen übersteigen müsse. Ganz ausgeschlossen dürfen die Gelehrten von der Repräsentation nicht werden, weil sie dann als Inhaber bloß persönlicher Rechte ohne Vertretung blieben, worunter nicht allein sie selbst, sondern die Gesamtheit leiden müßte. Die Vertreter des Vermögens können nicht zugleich die des Personenrechtes sein, weil sich oft beide Interessen einander widerstreben.

Bei einer *einigen* Kammer in den Ständeversammlungen würde freilich das Volk mehr Freiheit haben, als es genießt, wenn ihm die Adels- oder Pairskammer wehrend gegenübersteht; aber eben dieses Übermaß der Freiheit wäre dem Volke gefährlich und würde zum Monarchismus zurückführen. Die Reibungen zwischen Regierung und Volk ohne vermittelnden Körper wären zu stark, und sie könnten beide ihre Kräfte nicht entfalten, ohne sich wechselseitig wehe zu tun. Der zwischen ihnen stehende Adel soll keineswegs eine trennende Scheidewand zwischen Regent und Untertanen, sondern nur die Abgrenzung bilden, über welche beide nicht treten dürfen. Die Ausdehnung der der Pairskammer selbst zustehenden Gewalt wird durch den Raum, der zwischen Volk und Regent liegt, von selbst bestimmt.

Das wahre Interesse der Regierung ist auch das des Volks, aber letzteres in seiner ausschweifenden Freiheitsliebe verkennt oft diese Verbindung und setzt sich und sein Begehren dem Wollen der Regierung feindlich gegenüber. Daher muß selbst um das Beste des Volks willen unten den Ständen auch die Regierung ihre Fürsprecher haben, wozu die von ihr abhängenden

Staatsbeamten am tauglichsten sind. Es heißt also das Prinzip der Volksvertretung verkennen, wenn man behauptet, Staatsdiener sollten zu Repräsentanten nicht gewählt werden dürfen. Daß aber die Regierung durch Einrichtung allzu vieler Staatsämter sich nicht ein gefährliches Übergewicht verschaffe, kann das Volk, welches die Steuern, von welchen die Staatsdiener bezahlt werden, bewilliget, durch Beschränkung derselben leicht verhindern.

58.

Ein Gulden und etwas mehr

[1818]

Die Natur der Dinge und was schön sei oder mißgestaltet malt euch jeder Batzenspiegel nicht minder treu zurück als das hohe stolze Glas am Pfeiler eines fürstlichen Gemaches. Die Weltgeschichte pulsiert in Täglichkeiten. Darum, wer emsig ist und frohen Mutes, zu forschen und betrachten, der durchblättert das Buch der Menschheit in einer Taschenausgabe, die ihn überall begleitet, oft und gern. Wer so gesinnt, den hat gewiß jener Gulden, zu dem der Eintrittspreis der Bühne freventlich gesteigert worden, nicht weniger als mich selbst aufgeregt und warm gemacht. Für diese brauche ich nicht zu reden; nur um der andern willen tue ich es, die blödere Sinne haben. Zu deren Frommen allein will ich den Gulden, als sei er ein Floh oder ein Mückenflügel, unter das Mikroskop setzen, damit sein kunstreicher, fast wunderbarer Bau erkannt und angestaunt werde.

Als Voltaire sagte: „*Der erste König war ein glücklicher Soldat*“, da wußte dieser Mann nicht, was er sprach. Der erste König war ein fieberkranker Bauer, der in

seinem Irrsinne ausrief: „Ihr Leute seid meine Untertanen und mir Gehorsam schuldig", und, da er gesundete und von dem Schmerzenslager sich erhob, befremdet und ungläubig das ganze Dorf zu den Stollen seines Bettes niedergesunken fand. Vergebens war alles gutmütige Zureden des unschuldigen Despoten; die Untertänigkeit war schon so rasch im Gange, daß man der Zeiten sich nicht mehr erinnerte, da man frei gewesen. Wer mag zweifeln, daß in uralten Tagen jede Herrschaft so entstanden sei, da ja vor unserer aller Augen diese Erscheinung sich erst gestern erneuert hat? Drei Menschen sagten zu Vierzigtausenden: *Ihr sollt einen Gulden zahlen,* – und sie taten es. Sie taten es? Nein, das ist noch nichts. Sie taten es ungern, sie murrten und taten es dennoch! Jetzt geht und schweigt; so war es immer gewesen. Gehorsam wurde weit öfter gefunden als gesucht, und Knechtschaft war früher als Herrschaft.
Ich sehe es mit meinen Augen, ich höre es mit meinen Ohren, daß alle, wie sie im „Weißen Schwanen" bei ihrem Schoppen sitzen, sagen: Der Mann hat recht, es ist unverzeihlich, was wir uns gefallen lassen müssen! und dennoch um 6 Uhr ins Schauspielhaus gehen und mit möglichster Freundlichkeit ihren Gulden hingeben. Nur Hunderte brauchten sich zu verabreden, daß sie es nicht eher wieder besuchen wollten, bis die alten Preise hergestellt sind, und es *müßte* eine Abänderung geschehen. Aber nein, sich befehlen lassen ist eine so süße Gewohnheit!
Man soll uns nicht zum Vorwurfe machen, wir wären den guten und starken Gründen, welche die Direktion hatte, den Eintrittspreis zu erhöhen, feige und schwach ausgewichen; nein, wir wollen ihnen entgegengehen und können es um so unverzagter, da, werden wir auch hier besiegt, noch nicht alles verloren ist. Denn dann, dann erst tritt die mächtige Frage aus dem Hinterhalte her-

vor: warum teiltet ihr eure Gründe nicht mit, warum entschuldigtet ihr euch nicht, warum batet ihr nicht um Nachsicht? Wie durftet ihr es wagen, das Volk, dem Ehrfurcht gebührt, weil von ihm allein alle Macht und jedes Recht kömmt, schlecht wie einen Pudel zu behandeln, dem man nur zuruft: *Geh, bring' her*?
Sind die Preise der Lebensmittel gestiegen, kosten Brot, Bier, Holz, Öl, Talg und die übrigen Bestandteile der dramatischen Kunst mehr als vormals? Nein. Hat sich das Schauspiel verbessert, ist es um ein Fünfteil mehr wert als sonst? Nein, nein; es ist kostbarer, aber nicht köstlicher geworden. Aus welcher andern Quelle könnte nun die Steigerung des Eintrittspreises entsprungen sein als aus dem majestätischen Belieben der Theaterdirektion? Es heißt, ihre Kasse wäre im Rückstande; allein wer anders als sie selbst hat den Schaden zu tragen, den sie durch eine unverständige Verwaltung und durch ihre unzeitigen Ersparungen sich zugezogen hat? Stehen ihr ja bessere Gründe zu Gebot, womit sie ihr Verfahren rechtfertigen kann, so sollten diese zu unserer Kenntnis gebracht werden. Gewiß hätte sich nicht ein einziger der Rührung enthalten können, wenn ihm in einer auf gutem, grauem Löschpapiere gedruckten, wohlabgefaßten Darstellung, wie etwa folgende, wäre mitgeteilt worden, was zur Ausschmückung und Veredelung der Bühne seit langer Zeit mit vielem Geldaufwande geschehen sei.

An das verehrte Publikum.

„Wenn es nicht allgemein anerkannt ist, wie sehr wir stets bemüht gewesen, die uns anvertraute Bühne in einem *dauernden* Zustande der innern Würde und des äußern Glanzes zu erhalten, so liegt es an der Bescheidenheit derjenigen, welche sie besuchen, weil diese sich nicht eingestehen mochten, daß so viel dazu nötig war,

ihre Forderungen, das heißt die des feinsten und höchsten Kunstsinnes, zu befriedigen. Aber länger dürfen wir nicht schweigen, ohne uns selbst zu nahe zu treten und ohne die gute Meinung zu gefährden, welche Deutschland von der attischen Bildung unserer geliebten Mitbürger hegt. Wir wollen uns alles rednerischen Glanzes, der mehr blendet als aufklärt, enthalten und mit einfachen Worten erzählen, was wir an der Bühne bisher im stillen gebessert haben und noch ferner für sie zu tun gesonnen sind.

„1) Andere und zwar die besten Theaterdirektionen begnügen sich damit, *gute* Schauspieler und Sänger zu haben, mehr tun sie nicht. Wir aber sind immer viel weiter gegangen. Wir wußten aus der Erfahrung oder folgerten aus der Einrichtung der menschlichen Seele, daß die Gewohnheit auch gegen das Schönste und Beste abstumpfe, oft ganz gefühllos mache. Darum ließen wir es nicht dabei bewenden, unsere Bühne mit guten Mitgliedern zu versehen, sondern waren auch immer auf eine hinreichende Zahl schlechter bedacht, damit es nie an Gegenständen der Vergleichung fehle und die Lust an den bessern Schauspielern nicht matt werde. Ja, damit nicht zufrieden, ließen wir, sooft sie zu haben waren, die untauglichsten Subjekte, von denen wir vorher wußten, daß sie würden ausgezischt werden, als Gastspieler auftreten, aus genannter Ursache. Wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit sagen, daß wir jährlich mehr Geld für schlechte Gastspieler als andere Bühnen für ständige gute Mitglieder verwendet haben.

„2) Haben wir in jenen Jahren, da die Brotfrucht und mithin auch das, worauf sie wächst — das Stroh, so teuer war, nicht bloß alle Bänke des Parterres damit auspolstern, sondern auch Fußdecken von diesem kostbaren Stoffe verfertigen lassen.

„3) Ist mit sehr vielen Kosten die Büste des unsterb-

lichen *Lux*, den Europa betrauert, aus der besten Kreide verfertigt, hingepflanzt und dieser Künstlerkopf zur Anfeuerung des noch lebenden Verdienstes auf das umrollende Rad der Zeit gleichsam festgeflochten worden, wie sich jedermann überzeugen kann, der den Hals zurückbeugt und hinaufsieht.

„4) Hat man seit einiger Zeit sehr gutes Papier zu den Komödienzetteln angewendet.

„5) Sind vor der Türe zwei Ofen dicht nebeneinander gesetzt worden, woran auch im strengsten Winter die Nahestehenden sich wärmen können, und wodurch dem Frieren zwischen den Akten auf immer und gründlich abgeholfen ist.

„6) Gedenken wir im nächsten Jahre noch andere Verbesserungen einzuführen, die alle aufzuzählen uns das Ansehen von Großsprecherei geben würde. Wir wollen nur einiger erwähnen: die eine Wand des Orchesters, die seit langer Zeit nur noch durch Nagelbohrer aufrecht gehalten wird, soll vermittelst ganz neuer Nägel festgemacht werden. – Man wird in Betrachtung ziehen, ob das rechte Eck der fünften Bank links im Parterre, vom Eingange an gerechnet, welches von allem Inhalte entblößt ist, frisch mit Stroh auszufüllen sei. – Ist es sehr leicht möglich, daß die Priesterkutten in der ‚Zauberflöte' gewaschen werden. – Bedarf der Vorhang eines neuen Loches, weil dieses durch langen Gebrauch unbrauchbar oder vielmehr allzu brauchbar geworden ist u. dgl. m.

„Das verehrte Publikum wird daher unsere gute Absicht nicht verkennen, wenn wir aus den angeführten Gründen eine Erhöhung des Eintrittspreises uns erlauben, und bitten wir ferner um geneigten Zuspruch. – Frankfurt, den 1ten September 1818."

Wer, auf diese Weise belehrt, hätte nicht mit Vergnügen seinen Gulden bezahlt? Aber so ohne weiteres druk-

ken zu lassen: *„In das Parkett 1 fl.“*, das muß auch ein Lamm aufbringen, um wieviel mehr einen Frankfurter!

Nachschrift

Später als obiges geschrieben war, fand ich Gelegenheit, mich mit einem sehr achtungswürdigen Manne zu besprechen, welcher, aller Verhältnisse unserer Bühne kundig, die Erhöhung des Eintrittspreises glaubte rechtfertigen zu können. Ich wünsche herzlich, daß die angeführten Gründe, die hier wiederholt werden sollen, das Publikum *für* die Theaterdirektion zu stimmen sich fähig zeigten; aber meine eigene Ansicht widerstand ihnen. Es wurde mir bemerkt: man beabsichtige eine umfassende Verbesserung der Bühne, man wolle die besten Schauspieler und Sänger zu gewinnen suchen. Hierzu reiche aber die bisherige Einnahme nicht hin, die daher vermehrt werden müßte. Übrigens sei der Theaterpreis im übrigen Deutschland stets auf der Höhe gewesen, auf welche er erst jetzt in Frankfurt gebracht worden sei. Was den letzten Punkt betrifft, so habe ich selbst die Bühnen in Darmstadt, Mannheim, Stuttgart, München, Leipzig, Dresden, Wien und Berlin besucht und jene Behauptung nicht bestätigt gefunden. Nirgends an genannten Orten (wenigstens zur Zeit meiner Reisen) kostete der Eintritt ins Parkett einen Gulden. Was den ersteren Punkt betrifft, so hat er mich noch weniger überzeugt. Warum soll das Publikum die Verbesserung der großen Mängel unserer Bühne erst besonders erkaufen müssen? Warum soll die Vergütung dafür früher geleistet werden, als jene Verbesserungen wirklich eintreten? Wäre nicht das umgekehrte Verfahren billiger, ja klüger gewesen? Hätte die Direktion damit begonnen, unser Theaterpersonal durch Anstellung vorzüglicher Künstler aufzufrischen und zu verjüngen, dann wäre das Schauspiel zahlreicher besucht worden, die Kasse

würde sich schnell gefüllt und man nicht nötig gehabt haben, um eines unbedeutenden, ja zweifelhaften Vorteils willen eine so große und stark ausgesprochene Ungerechtigkeit zu begehen.
Aber wer weiß es nicht, welchen unfähigen Köpfen und unfertigen Händen die Verwaltung unserer Bühne heimgegeben ist? Was die Sinnlosigkeit beschließt, wird vom Eigensinne in den Gang gebracht und vom Schlendrian fortgeführt. Dürfte ich diese Behauptung wagen, wenn ich nicht wüßte, daß in der Gefahr des Angriffs sich tausend Stimmen zu ihrer Verteidigung erheben würden? Wir kennen diejenigen Mitglieder der Direktion, die sich durch bessere Einsicht und durch den Besitz des an ihrem Platze erforderlichen Kunstsinnes auszeichnen; diesen kann kein anderer Vorwurf als der ihrer Schwäche gemacht werden. Warum sind sie nicht beharrlicher, das, was sie für das Beste erkannt, durchzuführen? Wann und wo ward je das Gute ohne Kampf geltend gemacht, und was ist ein guter Wille, wenn er nicht auch stark ist? — —
Seid versichert, meine Landsleute, daß unser Theater so lange in seinem gegenwärtigen schlechten Zustande bleiben wird, bis endlich die Regierung es unter ihre Oberaufsicht nimmt. Und warum sollte sie es nicht, da ja die größten Monarchen der Welt es nicht unter ihrer Würde halten, für das Frohleben ihrer Völker besorgt zu sein? Und warum würde sie es nicht, da sie ja aufgeklärt genug ist, im Schönen das Wahre, Nützliche zu erkennen? Und warum dürfte sie es nicht, da ja das Schauspielhaus zum Grundvermögen der Stadt gehört? Möchte doch eine stärkere Stimme als die meinige dieses zur Sprache bringen. Eben jetzt wäre die Zeit dazu. Denn der gesetzgebende Körper, der sich bald neu versammelt, ist gewiß genügsamer als der vorige und wird nur drei Tage in der Woche darauf sinnen, wie er die

armen Juden betrübe, die übrigen vier aber, wie er die Christen erfreue, durch bessere und *wohlfeilere* Schauspiele.

39.

Der Mitarbeiter wider Willen

[1818]

1.

Schreiben an den Herausgeber der Wage.

Ew. Wohlgeb.

Ihr zweites Heft der Wage enthält in der Kritik der *Elise von Valberg* eine Bemerkung über mich als Hofjunker v. Kälen, die bei einer genauen und strengen Zergliederung eine offenbare Injurie ist. Die Worte: *„Im Leben wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeschaffen als auf der Bühne“*, lassen sich auch bei jeder andern Meinung so deuten, als ob der Einsender einer Verleumdung Glauben beigemessen, nach welcher ich schlecht genug gewesen, durch irgend eine Verführung der Rechtschaffenheit entsagt zu haben. Diese beleidigende Bemerkung ist mir und vielen andern rechtschaffenen Menschen dergestalt aufgefallen, daß ich Sie oder den Einsender des pasquillähnlichen Ausdrucks um die wahre Meinung fragen muß; denn entweder hat sie das Ansehen einer vorsätzlichen Beleidigung, oder ist sie gelinde ausgedrückt unüberlegt zu nennen. In beiden Fällen verlange ich von Ihrer Wage, die ich so gerne die gerechte nennen möchte, im ersten Falle Widerruf, im zweiten Anerkennung Ihrer Übereilung. Wer Anderer Fehler rügen will, die so oft nur Fehler seiner Ansichten sind, wie hier wirklich der Fall ist, *weil ein feiner Hofmann seine Intrige mit höfischer Anständigkeit und kalter Besonnenheit durchführt, ohne sich bei seinen Umgebungen höhern Ranges als ein wirklicher Bösewicht zu zeigen, was ein jeder eingestehen muß, der den Hof kennt*, muß sich auch nicht schämen, zu gestehen, daß er auch gefehlt habe, wenn er nicht als ein boshafter Mensch will angesehen, und im wiederholten Falle als solcher

das erwarten will, was man von einem beleidigten Ehrenmanne zu erwarten hat.
Mein ehrlicher Name ist mein Stolz, den ich mir, ich kann es sagen, durch mein tadelloses Betragen von jeher erhalten, den ich mir von niemand ungestraft antasten lasse. Die allgemeine Achtung, in der ich stehe, spricht für mich, aber ich könnte doch, was mir ebensowenig gleichgültig ist, Gefahr laufen, durch solche Bemerkungen das unschätzbare Gut, die Achtung der Leichtgläubigen, dadurch sich vermindern zu sehen, wenn ich schwiege.
Das empfindlichste von Allem ist, daß Ihr Blatt nicht allein hier gelesen wird, weshalb ich meine Forderung widerhole und Ihnen den Rat gebe, überhaupt mit Ihrem Urteil vorsichtiger zu verfahren, wenn Sie sich für die Folge keine Unannehmlichkeiten zuziehen wollen.

Frankfurt, den 21. August 1818 *Urspruch*

2.

An Herrn Urspruch, dahier Schauspieler.

Ew. Wohlgeb.

Können darauf rechnen, daß ich in dem nächsten Hefte der Wage meinen Äußerungen über Ihr Spiel jede Zweideutigkeit benehmen werde. Wenn Sie es erlauben, werde ich Ihren Brief wörtlich abdrucken lassen; dies ist der beste Weg, der gerechten Sache den Sieg zu verschaffen.

Ihr ergebenster
Dr. Börne.

3.

An den Herausgeber

Ich erwarte also Ihrem Versprechen gemäß, daß Sie in Ihrem nächsten Hefte den bewußten Äußerungen jede Zweideutigkeit benehmen werden, jedoch nicht mit beleidigendem Witze, den jeder ebenfalls anwenden könnte, wenn er ihn nicht unter seiner Würde hielte; in diesem Falle müßte ich, so ungern ich's täte, öffentlich gegen Sie auftreten. Wenn Sie an meiner Frau

und mir, die wir nun schon 23 Jahre der hiesigen Bühne mit Ehren dienen, nichts loben können noch wollen, so ersuche ich Sie, unserer lieber gänzlich zu vergessen. Eine belehrende, unparteiische, in den Grenzen der Anständigkeit bleibenden Kritik wird jeder, der seine Kunst liebt, mit Vergnügen lesen und mit Dank erkennen. Direktion, Künstler und Publikum, jedes mag nach seiner Art einer Zurechtweisung bedürfen, aber auf eine geziemende Weise, wenn die Saat des vernünftigen Kritikers reife Frucht bringen soll. Wenn Ihre Kritik nach den Wünschen der gerechten Kunstrichter, die mit allen Verhältnissen unserer Bühne bekannt sind, wie es höchst nötig ist, abgefaßt wäre und wir uns dann beklagen wollten, so könnten *Lichtenbergs* gute Bemerkungen in dem Oppositions-Blatt Nr. 195 die Antwort für uns alle sein; aber Ihre Bemerkungen sind subtiler Mord, die man auch, ohne Eigenliebe zu haben, nicht länger ertragen kann und die, wie ich schon einmal gesagt, Ihnen nur unangenehme Auftritte bereiten. Sie gehen mit Ihren Bemerkungen überhaupt sehr unvorsichtig zu Werke, wie Ihre schüchternen Bemerkungen über Östreich und Preußen beweisen. Ein Mann, der von einem Volke abstammt, das in gegenwärtigem Augenblick bei dem Bundestage die ihm gebührenden Rechte der Menschheit in Anspruch nimmt, sollte nach meiner Meinung aus Liebe zu seinem Volke anders verfahren. Wenn das Ihre schüchternen Bemerkungen sind, dann möchte ich erst Ihre freimütigen kennen lernen.
Ich erlaube Ihnen, meine zwei Briefe Wort für Wort Ihrer Wage einzuschalten; fehlt aber ein Wort an diesen zwei Briefen, so seien Sie versichert, daß ich das Fehlende bekannt zu machen nicht unterlassen werde.

Urspruch

4.

Das Ende vom Liede

Herr Urspruch sieht nun, daß ich ihm die Einrückungsgebühren habe ersparen wollen und die verschiedenen Grobheiten, die er mir gesagt hat, in meine Zeitschrift aufgenommen habe. Die Briefe sind seinem Wunsche gemäß wörtlich abgedruckt worden; doch hoffe ich, daß er für die darin fehlenden Fehler und manchen

hinzugefügten schönen Buchstaben mir danken wird. Noch eine andere Veränderung habe ich mir zu machen erlaubt. Herr Urspruch hatte nämlich, aus Geringschätzung, als Stellvertreter und Lohnwächter meines zum Schildwachestehen berufenen Namens (in der Sprachlehre *Fürwörter* genannt) mit kleinen Anfangsbuchstaben, *sie, ihr, ihnen* geschrieben; ich habe sie jedesmal groß gemacht, weil nicht einmal ein Mensch, geschweige ein Schriftsteller, sich selbst zu verachten braucht. Ich will Herrn Urspruch, soviel es mir möglich ist, zufriedenstellen; aber wer die schlaflosen und sorgenvollen Nächte kennt, die ein armer Journalist darüber hat, wie er zur gehörigen Zeit die versprochene Bogenzahl Gedrucktes abliefere, wenn es ihm nicht gegeben ist, sein bißchen Wissen und Fühlen breitzuschlagen, und wenn ihm die zugesagten Beiträge meistenteils ausbleiben: wer dieses zu fühlen weiß, der kann sich denken, wie vergnügt ich bin, daß mir ein vernünftiger Mann und guter Kopf gratis in die Falle gegangen ist. Solcher Mitarbeiter wider Willen werden sich gewiß noch mehrere einfinden, da die *gegenwärtige* Veranlassung hierzu sich notwendig wiederholen muß. Doch zur Sache, nämlich zur Ehrenerklärung.

Einer Erklärung bedarf, was unverständlich ist; wie kann aber Herr Urspruch so unbillig sein, zu verlangen, daß *seine* Ehre *ich* erklären soll? Das ist seine eigne Sache. Ich habe es nur mit dem Schauspieler zu tun; der Mensch in ihm interessiert mich gar nicht. Ich erkläre dennoch, um zu zeigen, welch eine gute Seele ich bin, feierlich vor aller Welt, daß ich nicht habe sagen wollen, daß Hr. Urspruch im Leben ein Spitzbube, sondern nur, daß er auf der Bühne *keiner* sei. Dieser Vorwurf gereicht ihm zum höchsten Ruhme, indem dadurch zu verstehen gegeben wird, daß es ihm unmöglich falle, seine tugendhafte Natur zu verleugnen.

Übrigens werde ich mich durch nichts abhalten lassen, die schauspielerischen Darstellungen noch ferner nach meiner Einsicht zu beurteilen, auch wenn ich mir die Unannehmlichkeiten, die mir im Hintergrunde gezeigt werden, wirklich zuziehen sollte: es hat jeder Stand seine Plagen, und die größte Unannehmlichkeit habe ich gewöhnlich schon überstanden, sobald ich das Schauspielhaus verlasse. Die Drohung, daß ich im wiederholten Falle zu erwarten habe, „was man von einem *beleidigten Ehrenmanne* zu erwarten hat", macht mich durchaus nicht bange, und zwar aus zwei Gründen nicht, von welchen ich einstweilen nur *einen* sagen will: nämlich weil Hr. Urspruch wird einsehen lernen, daß er gar nicht Ursache hat, sich beleidigt zu fühlen. Er sagt, sein ehrlicher Name sei sein Stolz, und hat sehr unrecht darin; einen ehrlichen Namen muß jeder haben; es ist dabei nichts, worauf man stolz sein könne. Ich habe mit Vergnügen aus den Briefen des Herren Urspruch erfahren, daß er und seine Gattin schon in zwei Jahren die silberne Hochzeit ihrer Kunstehe feiern werde, und ich bleibe gewiß nicht zurück, an der Freude dieses Tages einst teilzunehmen. Damit aber keine unangenehme Rückerinnerung jenes Fest stören möge, so rate ich Herrn Urspruch, behutsamer zu sein in seinen Äußerungen, damit er nicht zu Schaden komme. Er geht in seinen Bemerkungen überhaupt sehr unvorsichtig zu Werke, wie seine Bemerkung beweist, daß *wer den Hof kenne,* wisse, wie man einen Spitzbuben zu spielen habe. Wer zu einem Volke gehört, das in gegenwärtigem Augenblicke an den meisten Orten von Hofbeamten seine ihm gebührende Besoldung in Anspruch nimmt, sollte nach meiner Meinung aus Liebe zu seinem Volke anders verfahren. Herr Urspruch spricht immer von Bemerkungen, die „in den Grenzen der Anständigkeit" bleiben sollen; wenn aber das seine anstän-

digen Bemerkungen sind, so möchte ich erst seine unanständigen kennen lernen.
Herr Urspruch hat sich wirklich als ein Mann gezeigt, der den Hof kennt, da er so staatsklug war, mit Östreich und Preußen ein Bündnis gegen mich zu schließen. Er würde mich sehr verbinden, wenn er mir sagen wollte, wovon er gewiß sehr genau unterrichtet ist, was seine guten Freunde eigentlich in Aachen zu tun haben; ich möchte gar zu gern etwas mehreres darüber drukken lassen, als in andren Zeitschriften steht, um ein *Sternchen* davorsetzen zu können, nach welcher ehrenvollen Auszeichnung ich schon längst vergebens gestrebt habe. Dieses enge Freundschaftsband, in welchem Herr Urspruch mit den ersten Fürsten Europens steht, würde mir wirklich Angst machen, wenn ich mich nicht damit tröstete, daß, da seit dreißig Jahren sich so vieles Wunderbare ereignet hat, es auch nicht unmöglich ist, daß der Kaiser von Östreich und der König von Preußen gar niemals erfahren möchten, was in dem zweiten Hefte der „Wage" von ihnen abgehandelt worden ist.
Endlich bitte ich Herrn Urspruch, daß, sollte er mich mit seinem Briefwechsel ferner beehren, er die Anwendung einigen Witzes nicht unter seiner Würde halten möge. Den Lesern ist es sehr gleichgültig, ob Hr. Urspruch seinen Spitzbuben auf der Bühne gut oder schlecht gemacht, ob er oder ich recht habe, sie wollen aber nicht, daß man sie gähnen mache.

40.

Zwangsgottesdienst

[1819]

Am 27. des verflossenen Juni wurde in Frankfurt die Erinnerung an eine große Feuersbrunst, die vor hundert

Jahren an diesem Tage viele Häuser in Asche gelegt. feierlich begangen. Der Senat, erwägend, „daß die Erinnerung an ein solches Verhängnis einen tiefen Eindruck in die Seele jedes Bürgers *und*[1]) Einwohners machen muß", hatte diese Feier angeordnet. Es ist schön, einem Staate anzugehören, dessen Bewohner alle ein von Liebe geflochtenes Familienband vereint; die kein anderes Glück kennen als das häusliche, keinen andern Schmerz, als den ein Blutsverwandter duldet; die, verschlossen vor der stürmischen Außenwelt, nicht betrauern die mannigfaltigen Jammer, die seit dreißig Jahren Europa trafen, und nicht teilnehmen an der vornehmen Lust freigewordener Völker; denen eine hundertjährige Geschichte keine dringendere Lehre bot als die: sorglich umzugehen mit Feuer und Licht, und keine größere Mahnung als schnell mit der Sprütze herbeizueilen, wenn es brennt, damit nicht durch Zögerung das große Verhängnis, das vor hundert Jahren über die Frankfurter Menschheit hereinbrach, sich erneuere. Glücklicher Staat! Wer fühlt wie ich, wird deine Hochherzigkeit zu würdigen verstehen. Nicht hiervon, von etwas anderem sei die Rede.

In der Verordnung, welche der Senat der freien Stadt Frankfurt wegen jener Säkularfeier ergehen ließ, heißt es am Schlusse: „Der Senat... *erwartet* von dem rechtlichen Sinne löblicher Bürger- und Einwohnerschaft, daß solche durch ernste Gottesverehrung den Dank gegen die Vorsehung ... laut aussprechen werde. Zu dem Ende *wird* Sonntags, den 27. l. M., in allen christlichen Kirchen feierlicher *Gottesdienst* gehalten werden, so wie in der jüdischen Synagoge *Gebete verordnet* sind."

1 Man sieht, daß es in der freien Stadt Frankfurt verschiedene Arten Seelen gibt, deren Beschaffenheit von den staatsrechtlichen Verhältnissen der Leiber abhängt.

Der Senat hatte mit Recht zur kirchlichen Feier eines irdischen Ereignisses nur aufgemuntert, sie aber nicht *anbefohlen*; denn dieses wäre eine Verletzung der Gewissensfreiheit gewesen. Aber warum ließ man diese gebührende Achtung nur den christlichen Bürgern widerfahren und versagte sie den jüdischen? Warum heißt es von jenen: es wird in allen christlichen Kirchen Gottesdienst *gehalten werden*; und von diesen: man habe in der Synagoge Gebete *verordnet*? Warum spricht man dort von *Gottesdienst*, hier von *Gebeten*? Gesteht man den Juden keinen Gottesdienst zu? Dieser Eingriff in die religiöse Freiheit der Juden kann selbst in der vorgeblichen Verschiedenheit ihrer bürgerlichen Rechte in Frankfurt weder Erklärung noch Entschuldigung finden. *Verordnete* Gebete! Erhörst Du sie, Vater des Lichtes? Wirst Du des Herzens warmes, inbrünstiges Gebet von dem polizeibefohlenen nicht zu unterscheiden wissen? Gewahrst Du nicht den bittern Fluch der Unterdrückten, den sie aus Furcht vor ihren Unterdrückern mit Segen überzuckern? Oder wie? ein Frankfurter Jude sollte sich liebend erinnern können der verwitternden Gebeine seiner Feinde, die vor hundert Jahren, da sie noch lebten, ein Unglück betroffen? Er sollte brüderlich der Menschen gedenken, die ihn schmähten, mißhandelten, mit Füßen traten; einer Zeit, wo er keine Vaterstadt hatte und sein Geburtsort ihm fremder war als jedes Ausland? Heißt es nicht in der Beschreibung der damaligen Feuersbrunst: „Täglich mußten 100 Mann Handwerkspursche, Bauern, Soldaten und *Juden* auf den Brandstätten arbeiten, räumen und den Grund wegschaffen, und den Judenbaumeistern wurde scharf anbefohlen, *so viel Juden als nur immer möglich* zu solcher Arbeit herbeizuschaffen". Und das Andenken jener Zeit soll ihn mit Menschenliebe erfüllen? Er soll das Unglück derjenigen beweinen, deren Urenkel ihn

heute noch verfolgen und ihn so viel als es nur geduldet wird, in schmählicher Erniedrigung halten?
Seit jenem Tage, da zum ersten Male die Befreiung Deutschlands in Frankfurt gefeiert worden, wurde stets in den obrigkeitlichen Festordnungen der sondernde Ausdruck gebracht: den Juden seien Gebete verordnet worden. O armes Vaterland, in dem solche Dinge geschehen!
Denn haßt oder liebt die Juden, drückt sie nieder oder erhebt sie, erzeigt ihnen Gutes oder verfolgt sie. Dies alles sei eurer Willkür überlassen. Aber eins sage ich euch: Seht zu, wie weit ihr kommt mit der Freiheit des deutschen Landes, solange die Freiheit nicht sein soll für alle.

41.

Über etwas, das mich betrifft

[1819]

Ich und der Zensor der freien Stadt Frankfurt (nur des Wohllautes wegen nenne ich mich zuerst) sehen uns ganz verdutzt an und sind erstaunt, daß wir schon seit länger als sechs Wochen Ruhm haben und parallel der Unsterblichkeit zulaufen. Die Zeitungen aller Länder erwähnen unserer Namen. Es ist ganz vergebens, wenn wir sagen: wir sind gar nicht wert, daß man von uns spreche; Europa glaubt's nicht und meint: hier wäre die Bescheidenheit doch wirklich ein wenig zu weit getrieben. Als Leuten von Ton bleibt uns nun nichts anders übrig, als die neueste Torheit der Welt mitzumachen und an unserer eigenen Wichtigkeit so wenig als möglich zu zweifeln. Der Umstand, daß wir Feinde haben, beweist klar genug, daß wir Verdienste besitzen. Wir hoffen aber erstere mit letzteren zu schlagen. Der Herr Zensor wird seinerseits nicht ungerügt lassen, daß

ihn die Londoner *Times* vor einigen Tagen *„Master Savenas“* genannt, welches im Persischen *Weiberfeind* heißt (s. Adelungs „Mithridates“) –, wahrscheinlich in der boshaften Absicht, durch diese Namensentstellung die Geschichtsschreiber der künftigen Jahrhunderte irrezuführen. Was aber mich betrifft, so habe ich kaum Zeit genug, meine eigenen Kriege durchzufechten, umso weniger die anderer. Mein jüngster Widersacher ist das *Journal des Débats*, welches am 4. Juli folgendes von mir erzählte, welches ich gut deutsch wieder erzähle:

Frankfurt, den 28. Juni (Auszug eines Briefes). „Die ‚*Renommée*‘ hat ganz kürzlich ein vorgebliches Schreiben aus Frankfurt mitgeteilt, das von Irrtümern wimmelt. Hier folgt eine Auseinandersetzung der Tatsachen, auf die Sie sich verlassen können.

Es ist allerdings wahr, daß Herr v. Handel, der Ministerresident Östreichs bei unserer freien Stadt, sich gegen den Zensor Herrn Severus bei dem Senate beschwert hat, weil dieser einen unschicklichen Artikel, der sich über die vorgeblichen Absichten Östreichs auf ein neues *Königreich Rom*, mit welchem man jetzt einen *Erzherzog* beschenken möchte, verbreitete, in der Zeitung der freien Stadt hatte durchgehen lassen. Der Zensor hat sich nicht entschuldigt, wie es das erwähnte Blatt behauptete; er hat bewiesen, daß er den Artikel gestrichen habe, daß ihn aber demohngeachtet der Redakteur der Zeitung habe stehen lassen. Er hatte diese Übertretung nicht angezeigt, um sich nicht der Unannehmlichkeit auszusetzen, daß ihn der Redakteur von neuem zum Gegenstande seiner Bemerkungen mache. Dieser nämlich gibt noch ein anderes Blatt heraus, das der Zensur nicht unterworfen ist und worin er die von der Zensur gestrichenen Artikel wieder zum Vorschein bringt und sie mit Anmerkungen begleitet, welche alle jakobinischen Journale in Deutschland wiederholen.

Der Senat hat den Redakteur zu einer Gefängnisstrafe, deren Dauer ich nicht kenne, verurteilt; und in Erwägung der häufigen Unannehmlichkeiten, zu welchen er Anlaß gegeben, verlangt der Senat von denjenigen, welchen er das Zeitungsprivilegium erteilt, daß sie ihm, bei Verlust ihres Privilegiums, einen andern Redakteur vorschlagen: Der Redakteur hat von diesem Urteile appelliert."

So weit das *Journal des Débats*. Wäre der Einsender vorstehenden Artikels ein Fremder, so würde ich ihm sagen, er sei falsch unterrichtet von dem Hergange der Sache. Da er aber selbst zu verstehen gibt, daß er in Frankfurt wohnt, und er mir überdies namentlich bekannt ist, so kann ich mich nicht anders ausdrücken, als daß er *gelogen* hat. Ich hoffe, daß er das Deutsche genug versteht, um zu verstehen, was ich mit diesem Worte sagen will.

Daß Herr v. Handel seine Beschwerde gegen den Zensor gerichtet habe, dieses ist mir erst durch Hörensagen bekannt geworden; denn bei der gegen mich geführten polizeilichen Untersuchung hieß es immer, die Beschwerde sei gegen *mich* angebracht worden. Es ist nicht wahr, daß der Zensor den betreffenden Artikel *gestrichen* hat; er hat dieses nicht einmal behauptet, sondern vorgegeben, er habe die Aufnahme desselben nur für den Fall bewilligt, wenn er *aus einer deutschen Zeitung* entnommen wäre; ich aber hätte den Artikel stehen lassen, ungeachtet er *aus einem französischen Blatte* übersetzt gewesen. Es ist nicht wahr, daß der Zensor diese seine Behauptung *bewiesen* hat; den Beweis dafür, nämlich das Zensurblatt, gab er vor, verloren zu haben, und mir wurde der Beweis der Schuldlosigkeit aufgelegt, und da ich diesen nicht führen konnte, so verurteilte man mich zu einer vierzehntägigen Arreststrafe. (Die Leser danken es mir gewiß, daß ich ihnen das von

dem Frankfurter Polizeigerichte ergangene Erkenntnis unten nachfolgend mitteile.)

Der Frankfurter Korrespondent hat dem dortigen Zensor keinen freundschaftlichen Dienst erwiesen, daß er von ihm erzählte, er habe die Übertretung der Zensurvorschrift, der ich mich angeblich schuldig gemacht, darum nicht angezeigt, weil es ihm *unangenehm* war, sich deswegen von mir in meinem zensurfreien Journale (Die Wage) zu Rede stellen zu lassen. Das ist ein gewissenloser Beamter, der seine Pflicht nicht erfüllt, weil deren Erfüllung mit Unannehmlichkeiten verknüpft ist!

Der Frankfurter Korrespondent sagt ferner, daß die von mir in meinem zensurfreien Blatte angestellten Betrachtungen von allen jakobinischen Journalen Deutschlands wiederholt würden. Es fällt mir nicht auf, daß jener Frankfurter Briefsteller alle deutschen Blätter *„jakobinisch“* nennt, deren Herausgeber keine Orden tragen und nur von ihren Lesern gegen offene Quittung halbjährlich, und nicht monatlich, bezahlt werden. Die Keckheit gewisser feilen, schuldbewußten Menschen ist ganz unerklärlich. Sie sollten doch froh sein, wenn man sie in Ruhe läßt, und sollten keinen Angriffskrieg führen wollen.

Aber wahr ist's, daß ich außer der Gefängnisstrafe auch noch zu zwanzig- bis vierundzwanzigtausend Gulden Geldstrafe verurteilt worden bin. Denn da die Eigentümer der „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“ genötigt worden sind, mich von der Redaktion zu entfernen, so habe ich hierdurch, das von ihnen bezogene Honorar als Zinsen eines Kapitals berechnet, jene Summe verloren. Auf diese Weise bin ich, ohne richterlichen Spruch, zu einer lebenslänglichen, jährlichen Strafrente verurteilt worden. Für diese Summe, denke ich, hätten tausend der schönsten Spitzbübereien be-

gangen werden können, und ich habe für mich und meine Kinder auf alle mögliche Polizeiübertretungen, die wir während unseres ganzen Lebenslaufes begehen könnten, reichlich und auf die kostbarsten prachtexemplarischen Strafen pränumeriert.

Anhang

Erkenntnis des Polizeigerichts, wodurch der Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt wegen Verdachts einer Übertretung der Zensurvorschriften, und weil er den ihm aufgelegten Beweis seiner Unschuld nicht führen konnte, zu 14tägiger Einsperrung unter Gaunern, Bettlern und Dieben verurteilt worden.

„In Untersuchungssache gegen Dr. *Börne*, Übertretung der Zensur-Weisung betreffend, ist der Bescheid:

Nachdem

1. der in Nr. 107 der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unter der Aufschrift: Italien, Rom, 15. März enthaltene Artikel an sich schon so geartet ist, daß die Redaktion solchem in keinem Fall eine Aufnahme hätte gestatten sollen.
2. Der Redakteur *nicht mit Bestimmtheit zu behaupten vermag*, daß die Zensur diesen Artikel habe passieren lassen, auch die Vorlegung des Zensurblatts *unter dem unstatthaften Vorgeben*, solches nicht mehr zu besitzen, hartnäckig verweigert, nicht minder auf die wiederholt an ihm, mit umständlicher Erklärung des ihn treffenden Präjudizes, gestellten Frage sich gar nicht eingelassen hat.
3. Die früher gegen den Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gepflogenen Untersuchungen allerdings zu dem *Verdacht* berechtigen, daß er *auch* bei diesem Artikel die Zensurvorschriften unbeachtet gelassen, welcher *Verdacht* durch die Verweigerung der Vorlegung des Zensurblattes – als des Dokuments, womit jeder Redakteur bei vorkommenden Fällen sich über die Befolgung der Zensur-Weisungen legitimieren muß – *zur Gewißheit erhoben wird.* Als wird derselbe wegen dieser wiederholten Nichtbefolgung der Zen-

sur-Vorschriften bei einem Artikel, der ohnehin, seines höchst anstößigen Inhalts willen, nicht hätte in der Zeitung aufgenommen werden dürfen, in eine 14 tägige Arreststrafe auf der Polizei-Wache, sowie zur Bezahlung der Untersuchungskosten verurteilt, er *wolle* denn binnen 8 Tagen durch Vorlegung des Original-Zensur-Blattes beweisen, daß die Zensur diesen Artikel entweder *pure* oder unter einer von ihm erfüllten Bedingung habe passieren lassen, als worauf *anderweite Verfügung* ergehen soll.

Decretum Polizei-Gericht am 11. Juni 1819.

In fidem copiae.
Gravelius,
Aktuar."

42.

Oken

[1819]

Der Teufel kann seinen Pferdefuß nicht verbergen, so freundlich er auch schmunzelt, und so menschlich er sich auch gebärdet, wenn er, Beute suchend, unter Menschen wandelt. Es kömmt die Stunde der Versuchung, wo ihn eine Lage überrascht, auf die er nicht vorbereitet war: das umhüllende Gewand flattert auseinander, und die höllische Natur springt um so erboster hervor, je ängstlicher sie sich verborgen gehalten.
So wandelt der böse Geist der Zwingherrschaft unter dem deutschen Volke, das, fromm und gut, aber leichtgläubig und unerfahren, sich ihm zutraulich anschmiegt, weil er die lockende Maske der Freiheit trägt, bis es mit Schrecken erwacht und zu spät erkennt, daß es seine Seligkeit für gleisnerische Worte, sein höchstes Gut für Kindertand hingegeben.
Mancher edle Fürst ist umringt von Dienern, in welchen jener höllische Geist nistet und Verderben brütet.

Sie, deren Macht sich nicht vererbt, leben nur im Augenblicke; unbekümmert um die Zukunft, verzehren sie mit der Frucht auch das Saatkorn und opfern ihrer Herrschbegierde und ihrer Habsucht Fürst wie Volk auf.

Der Großherzog von Weimar, der edelsten der deutschen Fürsten einer, der auf der Bahn des Rechts allen übrigen vorausgeeilt, der aus freiem Triebe seinem Volke die geraubte Menschenwürde wiedergab, auf den alle Deutsche mit Stolz und Hoffnung sahen, mußte von seinen treulosen Dienern seinen Namen zu einer Handlung mißbrauchen lassen, welche Deutschland schändet. Die Ehrfurcht, die man so gern diesem Fürsten zollt, macht es zur Pflicht, jeden daran zu erinnern, daß er außer dem Lande war, während man gegen Oken jene beispiellose Gewalttätigkeit verübte. Mit Zuversicht darf man erwarten, daß, wenn er zurückkehrt und das wahre Verhältnis der Sache selbst untersucht, er das mit Füßen getretene Recht wieder aufrichten und diejenigen, die sich dabei verschuldet, bestrafen wird.

Die Universität zu Jena hat sich mit Würde benommen — mit Würde, aber nicht mit Kraft. Mit dieser handelnd, hätten sie alle ihr Amt niederlegen sollen, ehe sie es duldeten, daß ihrem Genossen das widerfahre, was Oken geschah. Wie kann man ferner der Wahrheit ihrer Lehren vertrauen, wenn sie sich nicht schämen, ihre Worte von einer Zuchtrute bewachen zu lassen?

Daß Oken den Zwingherren mißfiel, wen sollte das wundern? Seine Reden waren der anmaßlichen Gewalt gefährlicher, als sie ihm sich gezeigt. Aber sollen die Schlechten sagen dürfen: er war ein Narr, daß er sich für dreißig Millionen Deutsche aufgeopfert. Oder sollen wir ihnen zurufen dürfen: Seht! er hat es nicht für Undankbare getan. Ich weiß nicht, ob Oken ohne Amt sorgenfrei ist; aber es wäre schön, wenn er es nicht

wäre, damit wir doch endlich einmal beweisen können, daß wir so schlaffe, ängstliche und erbärmliche Menschen nicht sind, als viele behaupten. Ich erbiete mich mit Freude und nicht ohne Hoffnung des Erfolgs, die Beweise guter deutschen Gesinnung solcher Art, wie sie hier erforderlich sind, zu sammeln und dem, dem sie gelten, mitzuteilen.

N. in Offenbach unterzeichnet ... 10 Gulden.

43.

Noch etwas über Oken

[1819]

Der Großherzogliche Weimarische Beamte für die Angelegenheiten der Universität Jena hat eine „Berichtigung der Ansichten über die Entlassung des Hofrats Oken zu Jena" bekanntgemacht. Diese der öffentlichen Meinung dargebrachte Huldigung, so wie sie diejenigen ehrt, die sie gebracht, muß auch jedem, dem es obliegt oder der es freiwillig übernommen, die Stimme des allgemeinen Willens zu verbreiten und geltend zu machen, aufmuntern, in solchem preiswürdigen Bestreben nicht zu ermüden, immer wieder zurückzukehren und durch keine Gefahr und durch keine teilweise Niederlage sich abschrecken zu lassen. Es wird immer dabei gewonnen; und vieles ist erreicht, wenn man die Willkürherrschaft dahin bringt, daß sie sich verteidige; denn heller als die Anklage bringt oft die Rechtfertigung die Schuld zutage.
Oken, sagt man, habe unter der Ägide der Preßfreiheit häufig die Geißel der Satire geschwungen und dadurch ein allgemeines und ärgerliches Aufsehen gemacht. Er habe sich unanständiger Äußerungen bedient, denen es häufig an wissenschaftlicher Bedeutung und Wirksam-

keit fehlte; er habe sich plumpen, Geschmack und Sitte beleidigenden Ausfällen hingegeben, und darum mußte man ihn von seiner Stelle entfernen. Allein sind dieses Vergehen, welche das Gesetz bedrohte und daher bestrafen darf? Wann und wo war es untersagt, die Geißel der Satire zu schwingen? Ist Oken hierbei ohne Geschmack und plump zu Werke gegangen, so kann ihm nur auf wissenschaftlichem Wege zurechtweisend begegnet werden, aber der Staatsgewalt steht es nicht zu, den Mangel an Witz zu bestrafen, und es steht ihr nicht an, als Kunstrichterin aufzutreten. Die Weise Okens hat vielen mißfallen, aber die Gutgesinnten verziehen ihm die ästhetischen Mängel seiner Schreibart, weil sie wußten, daß auf Deutsche mit ihrer dicken Elefantenhaut kein leichter satirischer Kitzel wirke, und daß man, um Eindruck zu machen, sich zuweilen grober Kartätschen bedienen müsse.
Die Verabschiedung Okens soll damit beschönigt werden, daß ihm ja die Wahl freigestellt worden wäre, seine Stelle oder die „Isis“ aufzugeben. Allein grade hierin liegt die Gewalttätigkeit jener Handlung. Oken würde, wenn er sich gefügt hätte, sich als ein ehrloser Mann gezeigt haben, der seine Freimütigkeit für Geld hingibt. Man hat seine Antwort grob gefunden, aber sie war nur männlich. Sie war die Antwort eines Festungskommandanten, den man zur Übergabe auffordert; höfliche Redensarten in solchen Fällen verraten Furcht und Neigung zum Kapitulieren und dienen nur, die Belagerer zuversichtlich und mutig zu machen.

44.

O närrische Leute, o komische Welt!

[1819]

Gott weiß, welche Klapperoper das Liedlein in mein Gedächtnis abgesetzt; aber es ist etwas Vertrauliches, Umschlingendes in dieser Weise, und sie verläßt mich nicht mehr. Wenn ich sehe der Menschen ruchloses Treiben, und will ihnen nicht fluchen; ihr tolles Beginnen, und möchte sie nicht gewaltsam bändigen; ihren Weisheitsdünkel und ihr lächerliches Machtgepränge, und will ihrer nicht spotten; will ich die Menschen tadeln, ohne ihnen wehe zu tun, sie lieben, ohne ihnen zu schmeicheln, sie kennen und nicht an Gott verzweifeln; bedarf ich eines freimachenden Wortes, das klagt und tröstet, schmerzt und heilt, mißbilligt und versöhnt zugleich — dann rufe ich laut oder leise: *O närrische Leute, o komische Welt!*

Sittliche Freiheit, bürgerliche Sklaverei — Mutter und Tochter; im Schlafe empfangen, im Wachen geboren. Unseliger Traum, fluchbringende Verblendung! Die schöne blanke Münze für Papiergeld hingegeben, das wohlverwahrte Vermögen für lockende Zinsen ausgeliefert. Und dieser plumpe Betrug, fast zweitausend Jahre dauernd, und Pfaffen und Gewaltherrscher lachen noch immer fort. Als die Menschen begannen, sich frei zu dünken, da reichten sie wie zum Spiele ihre Glieder den Fesseln hin; da traten sie lächelnd in die Kerker der Tyrannei, deren Mauern sie nicht sahen, weil das Licht des Glaubens sie durchsichtig gemacht. Und da sie ihre Freiheit erproben und sich bewegen wollten, zerstießen sie wie Sperlinge sich die schwachen Köpfe an den Fensterscheiben. Wie klein ist nicht der menschliche Körper, wie klein für euch, die ihr Sterne kennt und ihren Lauf berechnet. Nun erkrankt dieser Leib.

Millionen Male habt ihr das Übel gesehen und seinen Ausgang. Tretet zum Kranken hin und sprecht: Leidender, sei vernünftig und fasele nicht! Schwitze, und die Krankheit ist vorüber; wir haben Erfahrung in solchen Dingen. Er hört euch nicht. Am einundzwanzigsten Tage kömmt Schweiß und Heilung, oder der Tod erfolgt. Oder ihr seid des Kranken Anverwandte und lieben Freunde und sagt zum Arzte: Helfen Sie schnell! Der kluge Arzt erwidert: Die Natur hat ihre abgemessene Zeit, und sie läßt sich nicht einhalten noch treiben in ihrem Gange. So spricht er, und doch, wie klein ist nicht der Leib eines Menschen, gegen einen Volkskörper gehalten! Deutschland ist siech und voller bösen Säfte; die Geschichte (die Menschennatur) will es durch ein Fieber heilen. Da sagen die Staatsärzte zum Kranken: Habt nicht so viel Hitze, und Ihr werdet gesunden! Die lieben Anverwandten sagen zum Doktor: Geben Sie ihm gleich eine gute Konstitution, wie sie Frankreich hat. Warum sollen wir erst das Fieber der Revolution durchmachen? Weise Reden! Hat je eine Mutter ohne Wehen geboren, weil sie tausendmal andere gebären sah? Hat sie den Schmerz vermeiden gelernt? *O närrische Leute, o komische Welt!*
Sie brüsten sich mit ihrer Freiheit; aber sooft sie das Schlechte getan, machen sie sich schuldlos und sagen, sie wären Sklaven des Schicksals. Wie oft wurde zu diesen und jenen gesagt: Ihr sehet euer Unrecht ein, ihr begreift euren Irrtum. Warum macht ihr jenes nicht gut, warum kehrt ihr nicht von diesem zurück, warum entsaget ihr nicht eueren Vorurteilen? Sie antworteten: Das wird sich mit der Zeit machen, das kömmt nach und nach. Aber warum nicht gleich? Dünkt ihr euch frei, so setzt euch nicht in den Wagen des Schicksals, um das Ziel der Reifheit zu erreichen. Die rasche Fahrt macht euch schwindeln, Millionen stürzen heraus, der

Huf der Rosse und die eisernen Räder zermalmen ganze Menschengeschlechter. Darum geht bedächtig zu Fuße, und ihr erreicht mit Schonung aller ja schneller das Ziel. Denn das Schicksal hat auch in andern Welten zu tun, und wenn ihr zum Gehen zu träge seid, läßt es euch Jahrhunderte warten, bis es euch abholt. Seid ihr frei, so greifet der Zeit vor! Seid ihr es nicht, so murrt nicht! *O närrische Leute, o komische Welt!*

Religion ist Liebe und Versöhnung; schon im Worte liegt es: sie *verbindet wieder,* was getrennt war. Wären alle Menschen gleich weise, gleich begabt, mit gleichen Neigungen erfüllt, dann bedürfte es keiner Religion. Sie ist die Einheit des Mannigfaltigen, die Ewigkeit des Vergänglichen, die Schwerkraft des Unsteten; sie verzeiht die Schuld und löst die Sünde auf in das allgemeine Licht. Aber was haben die Menschen daraus gemacht! Ein Blutstrom fließt durch achtzehn Jahrhunderte, und an seinen Ufern wohnt das Christentum. Wie haben sie das Heiligste geschändet! Religion war eine Waffe in räuberischer oder meuchelmörderischer Hand. Wie haben sie den Gott der Liebe herabgewürdigt und seine Lehre zum Gesetze ihrer Herrschsucht, zum Regulative ihres habgierigen Krämerrechts mißbraucht! Hat das Christentum je zu etwas anderem gedient als zum Werkzeuge der Verfolgung, wenn nicht zum letzten Troste wehrloser Schlachtopfer? Versöhnt seine Sekten, und es wird ohnmächtig, vertilgt das Judentum, und es stirbt. Vernichtet die Religionen, und ihr habt die Religion zerstört. Oder ist die Christuslehre nur die zerreißende Pflugschar der Menschheit? Wie mühsam und schmerzlich war dann der Bau des Landes, und bis der frohe Tag der Garben erscheint, rufe ich leise und mit erstickter Stimme: *O närrische Leute, o komische Welt!*

45.

(Eingesandt)

[1819]

Kuhschnappel, den 20. August

Der durch amerikanische, asiatische, afrikanische, europäische und australische, sowohl unter Zensur als zensurfrei geschriebene, ministerielle, Oppositions- und independente Blätter rühmlich bekannte Augenarzt Sr. Maj. des Königs von Haiti, Eigentümer und Direktor der Königl. Dispensary zu Cap Henry, Herr Dr. *Boaster,* ist in hiesiger Stadt angelangt und wird sich, ehe er nach Karlsbad geht, wohin er sich aus Menschenfreundlichkeit begibt, einige Monate hier aufhalten. Die Ankunft desselben wird den vielen Augenkranken hiesiger Stadt und Umgegend zum großen Troste gereichen. Die Fälle seiner gelungenen Kuren, selbst bei solchen Personen, welche unheilbar waren, sind zu häufig, als daß sie ohne ungeheuere Inseratgebühren hier alle angeführt werden könnten. Der Kaiser von Marokko hat dem Herrn *Boaster* wegen seiner unzähligen Kuren den Titel eines *Kurfürsten* erteilt. Derselbe heilt die hartnäckigsten Augenkrankheiten, indem er den Leidenden einen feinen, von ihm erfundenen Sand in die Augen streut; auch wendet er mit vielem Glücke einen blauen Patentdunst an. Er heilt die dazu geeigneten Blinden durch den tierischen Magnetismus und macht sie hellsehend; jedoch müssen Personen, die auf solche Weise behandelt sein wollen, zuvor all ihr Metall ausliefern, sonst hilft es nichts. Auch hat Herr *Boaster* einen Zauberspiegel, der Blindgebornen auf der Stelle das Gesicht wiedergibt, wenn sie sich darin sehen. Viele Personen, die nach Sonnenuntergang nichts deutlich unterscheiden konnten, heilte er gründlich durch Anzündung eines elektrischen Talglichtes. Junge Mädchen, die

aus Schwäche der Augenlider und aus Kongestionen nach dem Kopfe oft die Augen niederschlagen, stellt er wieder her, so daß sie jedem starr ins Angesicht sehen können. Junge Leute, denen ein schönes Mädchen in die Augen gestochen, heilt er sympathetisch durch Ringewechseln. Richter und Beamte, die unwillkürlich ein Auge zudrücken, eine gefährliche Krankheit, die aus zu häufigem Hinsehen auf glänzende Gegenstände entspringt, stellt er durch einfache diätetische Mittel wieder her, indem er sie von augenanstrengenden Amtsgeschäften entfernt. Auch das bei diesen Personen nicht selten vorkommende *durch die Finger Sehen* heilt er durch mehrmaliges Schlagen auf die Finger. Der Aufenthalt des Herrn *Boaster* in hiesiger Stadt ist zu kurz, als daß er allen Kranken vollendete Heilung zusagen könnte, doch können die Blinden, die sich ihm anvertrauen, versichert sein, daß ihnen bald nach seiner Abreise die Augen aufgehen werden. Herrn Boaster ist wegen seiner Verdienste die Auszeichnung widerfahren, daß er in hiesiger Stadt praktizieren und seine topischen Mittel anwenden darf, ohngeachtet nach § 55 und 62 der kuhschnappelschen Medizinalordnung 1. kein Arzt Arzneien bereiten und Arkana verkaufen soll und 2. auswärtige Ärzte, welche von dortigen Kranken konsultiert werden, durch einen dort rezipierten Arzt zur Verhütung aller Mißbräuche die Rezepte unterzeichnen lassen müssen. Herr *Boaster* behandelt alle Armen *ohne Nutzen*. Auch verfertigt derselbe verschiedene Arten künstlicher Augen, als: schmachtende für verliebte Mädchen, tränende für junge Witwen, wachsame für Polizeibeamten, kurzsichtige Augen für Kuhschnappler Schutzjuden, womit dieselben, wo sie auch wohnen mögen, nie in eine christliche Bürgerstraße sehen können, und andere mehr.

Herr *Boaster* wohnt in der Henkerstraße Nr. 18.

46.

Französischer Kunstfleiß

[1819]

Unter den Erzeugnissen der französischen Industrie, die gegenwärtig in Paris öffentlich ausgestellt sind, sieht man folgende merkwürdige Stücke:

1. Eine *sympathetische Druckerschwärze*, die nach einem Jahre wieder verschwindet. Gut zu gebrauchen zum Drucke der Konstitutionen, Proklamationen, Aufforderungen zu Befreiungskriegen u. dgl.

2. Eine *Zensur-Säure*, die, wenn man die Zeitungen damit bestreicht, alles Staatsgefährliche ausätzt.

3. *Akustischer Apparat*, wodurch man hören kann, was in allen Häusern gesprochen wird. Der Erfinder ist Herr Mouchard in Lyon.

4. *Revolutions-Gewitterableiter*, die den Blitz in eine *große Sandbüchse* abführen.

5. Eine *Spieluhr*, welche zu jeder beliebigen Stunde, auf welche man den Zeiger stellt, die Wachenden einschläfert.

6. Ein *Taschenapparat für Freunde des Selbstmordes*, der Werkzeuge zu allen möglichen Todesarten enthält — Messer zum Halsabschneiden — Pistolen zum Erschießen — wässerige Schriften zum Ersaufen — deutsche Protokolle zum Sterben durch Langeweile — ein Pulver, dessen Genuß augenblicklich zum Diebe macht, für Liebhaber des Galgens — Automat einer Xantippe zum Totärgern — ein desgleichen, das seinem Eigentümer auf öffentlicher Straße Schimpfreden nachruft und ihn darauf im Duelle ersticht — ein künstlicher Akzise-Einnehmer, zum Hungertode — Verschwörungsgeschichten (gedruckte), zum Ersticken vor Lachen — eine sinnreiche Chaussee zum Halsbrechen — ein Schächtelchen voll Verleumdungspillen zum Vergiften

— ein ungeschickter Arzt aus Stahl und ein dergleichen Chirurgus zu vermischten Todesarten — Ernennungen zu Gesandtschaftsposten, um an diplomatischen Indigestionen zu sterben. — Eine Büchse voll Wahrheiten. Sobald man sie öffnet, fällt man in Ungnade und stirbt aus Verdruß. — Ein Blatt des Londoner Kuriers mit der Lüge, Buonaparte sei entwischt, zum Selbsterschrekken — falsche Briefe aus Haag mit der Nachricht vom Gewinste des großen Loses zum Sterben vor Freude. — Eine Marionettentruppe, die Schillers Don Carlos aufführt, zum Sterben vor Ungeduld — das französische Preßfreiheitsgesetz zum Sterben vor Neid. — Ein Regiment hölzerner preußischer Douaniers zum Bewirken einer tödlichen Auszehrung — ein Luftballon, durch Versprechungen aufgeblasen, der in einer gewissen Höhe platzt und mit dem Aeronauten herabfällt.

7. *Hölzerne Feudal-Stiefelknechte* für hohe Herrschaften, die den Fuß, der hart darauftritt, sanft bedienen.

8. *Soldatenröcke* neuer Art, die so knapp gemacht sind, daß die Soldaten, die darinstecken, sich auf Kugeln und Säbelhiebe freuen, um Luft zu bekommen, und daher unerschrocken der Gefahr entgegengehen.

9. *Puder* für unruhige Köpfe, um sie weise, weiß, und ihnen was weiszumachen.

10. Modell eines langsam fahrenden *diplomatischen Wagens* zur Herbeiführung der Instruktionen, sehr bequem eingerichtet.

11. *Der kleine Orthograph* für Frauenzimmer; eine mechanische Figur, die, auf den Schreibtisch gestellt, jedesmal die Hand aufhebt, wenn ein Wort unorthographisch geschrieben wird.

12. Eine *Luftpumpe* zur Ausleerung der Windbeutel. Das Otto Guerickische Experiment zeigt die Wirksamkeit dieser Maschine aufs schönste. Der Künstler ließ am Kopfe und den Füßen eines englischen Augen-

arztes zwölf Pferde spannen und diese nach entgegengesetzter Richtung ziehen, ohne daß sie vermochten, den leeren Windbeutel auseinanderzureißen.
13. *Wasserdichte Filzhüte,* die Wasser weder ein- noch auslassen.
14. *Elektrisiermaschine* für freiwillige Landstürmer. Sind aus Papiermaché verfertigt und darum nur einmal zu gebrauchen.
15. *Eau de Congrès.* Ein Waschwasser und augenstärkendes Mittel. Das Kistchen mit 39 Gläsern kostet vier Gulden.

47.

Taschenbücher

[1819]

Manna in der Wüste! Der Gott Israels verläßt seine Kinder nicht. Warum weint ihr um die Fleischtöpfe Ägyptens? Waren sie mit ägyptischer Finsternis nicht zu teuer erkauft? Die Nacht liegt hinter euch und auch das Rote Meer mit seinen stillen gleisnerischen Blutwellen. Mut! Unsere Kameraden in Frankfurt haben wir schon *septembrisieren* sehen, und auch wir entgehen dem Schicksale nicht. Es tut nicht weh, ein leichter Sprung, und aus dem rauhen, dornigen Pfade der Staatsnarrheit stehen wir in den romantischen Blumengefilden der Almanache: Welche heitere Lüfte! Wie sie säuseln! Welche Blume duftet mir am süßesten zu? Ich breche sie zuerst. Die garstige Zeitungsraupe hat sich eingepuppt, und ein tändelnder schönfarbiger Schmetterling gaukelt hervor und wiegt sich und koset und schlürft Nektar ein. Schon kann ich mich nicht fassen vor Wonne und Liebe. Ach! . . .
Komm her Erinnerung, kleines goldgelocktes Mädchen, ich will dich auf meinen Knien schaukeln. Ja weit, recht

weit reisen wir Wann geschah es, Louise, daß auf deinen erglühenden Wangen die Morgenröte meines Glücks aufflammte und der volle Frühling mir plötzlich aus dem dunkeln Boden hervorsprang, früher erreicht als ersehnt? Es war in einer feierlichen Sommernacht, da der Himmel seinen goldgestickten Königsmantel trug. „Dort oben wohnt Gott" — „Bist du ihm gut?" — „Ach, *der* ist ja gar zu fern von mir!" ... Jetzt stopfst du Strümpfe, zahlst keifend eine Küchenrechnung aus und reichst mit Blicken ohne Zärtlichkeit dem fünften Säugling deine Brust. Und ich sitze hier mit ausgeleerter Brust und trocknen Augen, oder sie tränten aus Zorn und ohnmächtiger Wut. Meine Empfindung ist matt und farblos, im Treibhause der Phantasie kärglich auferzogen. Sehen wir uns wieder, so erkennen wir uns nicht; erkennen wir uns, so freuen wir uns nicht. Unsere Liebe liegt begraben, und tiefer noch als sie, unsere Trauer über die verlorne ... Steig ab, Kleine, ich bin schon müde.

Ihr seht es, Leser, ich bin zu schwach und zu weich und müßte vergehen unter Wonnen und Leiden und Sehnen und Tränen, wollte ich alle die rührenden Almanache lesen, welche, wie ich hoffe, die Herren Verleger mir zum Kosten zuschicken werden. (Bis jetzt habe ich erst das *Gesellige Vergnügen* von Herrn Gleditsch in Leipzig und von den Herrn Gebrüdern Wilmanns in Frankfurt *Liebe und Freundschaft* erhalten.) Darum habe ich eine Werkstätte errichtet, in der ich von jungen Leuten und Mädchen alle erscheinenden Taschenbücher lesen und beurteilen lasse. Ich verteile die Wolle unter sie, und sie bringen mir das Gewebe zurück. Auf diese Weise erspare ich mir die Rührung und bleibe bei Kräften. Eine meiner Fabrikarbeiterinnen, namens *Guste*, aus dem Fuldischen gebürtig, hat in nachfolgendem Briefe das *Taschenbuch*,

der Liebe und Freundschaft gewidmet, herausgegeben von Schütze rezensiert. Das Mädchen ist noch jung und bittet um Nachsicht.

„Meister und Brotherr!
Ich verstehe zwar nur die Hälfte des Titels, aber mein Bruder sagt, das sei genug, um ein Buch beurteilen zu können. Schon der Name ist schön, und darum möchte ich vor allen übrigen dieses Taschenbuch, was auch darin stehen möge, als Geschenk geben oder empfangen. Nun habe ich aber vieles darin gelesen, das mich durch Lust oder Trauer angezogen und festgehalten hat. *Ludchens Heimkehr*, von Schütze, erklärt angenehm die zwölf allerliebsten Zeichnungen, und die weißen Blätter dazwischen können mit den denkwürdigen Tagen der Bälle und Konzerte, der Schlittenpartien und Sommerfahrten zweckmäßig ausgefüllt werden, so daß, wenn das Jahr verflossen ist, man einen schönen Freudenkalender hat. Doch lieber noch hätte ich zwölf Liebhaber, die mir ebenso viele zärtliche Gedichte darunter schrieben, die nirgends noch gedruckt worden. — Nach diesem kömmt *Das Fräulein von Scudery*, eine Erzählung von Hoffmann, dem Verfasser der Phantasiestücke. Dieser Mann machte mir ebenso große Freude als Furcht. Ich war erstaunt, am Ende der Erzählung zu finden, daß dieses Ende so nahe war, und bewunderte die Kunst, mit welcher ein kleiner Park, bald durch sich verschlingende Wege, bald durch bedeckende Gesträuche, zu großen und immer abwechselnden Lustgängen eingerichtet worden. — *Hans Leu*, von Langbein, ist ein ganzer tüchtiger Mann; ich möchte so einen wohl lebendig nicht haben, aber sehen. Eines schönen Mädchens Lächeln hat den Riesen besiegt. Ach, das waren noch herrliche Zeiten; jetzt werden wir Ärmsten ja kaum mit Zwergen fertig. — Das *Nachtabenteuer* von Graf

von Löben habe ich zweimal gelesen, nicht bloß weil die Geschichte etwas verwickelt ist, sondern auch weil sie mir gut gefiel. – Dem Herrn *Nänny* bin ich sehr freundlich, weil er einen harten Menschen, der eine Rose mit Füßen getreten, wie er es verdiente, ausschalt. Aber so fluchen, wie er getan, hätte er doch nicht sollen: die Strafe ist viel zu grausam. Ihre Dienerin, Meister.“

48.
Nachträge zum Konversationslexikon
[1819]

Hogarth

Er war so kunstgeübt, daß er die Lächerlichkeiten, die er in Gesellschaften wahrnahm, auf seinem Fingernagel unbemerkt szenierte und mit nach Hause trug, um dort die entworfene Zeichnung zu vollenden. Wenn Hogarth zu unserer Zeit lebte und in solchen satirischen Absichten manche gesetzgebende Versammlung besuchte, so müßte er sich die Nägel unausstehlich wachsen lassen.

Inquisition

Die sinnlose alphabetische Weltordnung hat den unschuldigen, liebenswürdigen *Insekten* im Wörterbuche den nächsten Platz nach der Inquisition angewiesen. Aber sie sind glücklich, denn sie fühlen ihre Schande nicht. *Wir* aber, wir dulden sie neben uns! Vater des Alls! Deine Kriege, deine Peste, deine Gifte, deine Kindermorde begreife ich; aber deine Inquisition erfasse ich nicht. Auch die Fürsten und ihre Räte, auch die Genossen des heiligen Bündnisses, verstehe ich nicht. Wo liegen die Floridas? Wo liegt die Insel Kuba? Fraget Millionen Deutsche, Franzosen, Russen, und sie

wissen es nicht. Und dennoch kann es dahin kommen, daß sie Herd, Weib, Kind und Vaterland verlassen und wegen jener ungekannten Dinge ihr Blut versprützen müssen! Aber um die ruchlose Inquisition bleiben sie unbekümmert; es wird geduldet, daß sie die Menschheit schände und die Majestät des deutschen Volkes beleidige. Wir haben gelesen, daß sie so schamlos war, der badischen Regierung kundzutun, sie haben den Hauptmann *Rutschmann* im Bilde verbrannt; und keine diplomatische Feder von Lissabon bis nach Stockholm, ob sie zwar noch alle naß und gerüstet sind, wegen der Mediatisierten und der Floridas, wird jenen Schimpf rächen! Noch einmal, ich begreife sie nicht, die Gewaltigen dieser Erde. Sie sehen, daß die Pulvermine Spanien sich täglich furchtbarer ladet, und sie bleiben ruhig. Aber wenn sie springt, dann bersten die Pyrenäen, dann wird verschüttet die Meerenge von Gibraltar und die ungeheuern Trümmer stürzen auf die Bewohner zweier Weltteile zermalmend herab.

Correggio

Man erfährt doch mancherlei, wenn man mancherlei liest. Noch vor zwei Minuten wußte ich nicht, was ich jetzt weiß, nämlich folgendes: Was hat ein Kuhschnappler Zensor Aehnliches mit dem Maler Correggio? – „Sie sind beide Meister in *Verkürzungen.*"

Gerichtsverfassung

„Vermummte Femschöffen" werden gewisse deutsche *„Urtelsverfasser"* genannt. Aber in diesem Ausdrucke ist mehr Bosheit als Wahrheit. Es gibt in Deutschland mehrere Gerichte, bei welchen die Öffentlichkeit durch Angabe der Entscheidungsgründe so weit getrieben wird, daß man nicht bloß diese, sondern auch die *nichtentscheidenden* Gründe mitteilt und nicht allein das begangene Verbrechen genau angibt, sondern sogar be-

merkt, wenn ein Beklagter bloß wegen Verdachts verurteilt worden ist. Auch sind die Abschriften der Protokolle gegen die Bezahlung der Gebühren zu jeder Zeit bei ihnen zu haben. Ist das nicht Öffentlichkeit genug, ja mehr als gut ist — für die Gerichte?

Kästner

Es wird von ihm erzählt, daß, je größere Fortschritte er in der Mathematik gemacht, je schwerer sei ihm das Addieren und das Einmaleins gefallen. Jetzt begreife ich, warum große politische Köpfe das kleine tägliche Regieren nicht verstehen; und wenn mir ferner ungerechte Richtersprüche vorkommen, werde ich schließen, daß deren Verfasser große Juristen waren.

Falsche Rechnung

Ein Schreiben aus Paris, welches die „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" vom 29. Juni mitteilt, enthält den Satz: „Die Minister fühlen und wissen, daß sie die königliche Gewalt und sich selbst aufs Spiel setzen, dächten sie daran, die Nation um dreißig Jahre zurückführen zu wollen." Hierzu macht die genannte Zeitung folgende Note: „Zurückführen? Was das Zurückführen betrifft, so getrauten wir eine Wette einzugehen, daß wir, Umfrage von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf haltend, immer unter zehn Stimmen wenigstens sieben für den Zustand vor dreißig Jahren im Vergleiche mit der Gegenwart finden wollten." — Wie gut wäre es, wenn allen falschen Ansichten so wie hier ein mathematischer Ausdruck gegeben würde; deren Widerlegung zum Frommen der Blödsinnigen wäre dann sehr leicht. Nun wohl, ich nehme die Wette an und ersuche den Herrn Bemerker, die Umfrage in ganz Frankreich, sobald als möglich, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus anzustellen. Natürlich nehme ich dabei aus, daß die fünfzigjährigen Französinnen

nicht über die Sache befragt werden; denn es läßt sich leicht denken, daß diese den Zustand vor dreißig Jahren, wo sie noch jung waren, dem jetzigen vorziehen müssen. Was aber die übrigen Einwohner betrifft, so will ich die Wette verloren haben, wenn sich unter Tausenden mehr als einer findet, der die Bastille der Öffentlichkeit der Gerichte, die *Lettres de Cachet* der Jury, ein Jesuitenkollegium dem wechselseitigen Unterrichte, eine Mätressenregierung der Gesetzgebung der Kammern und die Feudalität der Gleichheit vorziehe. Die Ultras und ihre Söldlinge, die Missionäre, machen gewiß nicht sieben Zehnteile der französischen Bevölkerung aus. Wäre dieses, dann müßte ja durch eine solche überwiegende Mehrzahl notwendig der Zustand vor dreißig Jahren wieder herbeigeführt werden.

KLUBS

Im vorigen Jahrhunderte gab es in London mehrere Klubs von sehr sonderbarerer Bestimmung. Da war einer, dessen Mitglieder nur aus *dicken Personen* bestanden. Das Zimmer, in welchem die Gesellschaft zusammenkam, war sehr geräumig und hatte zwei Eingänge, von welchen der eine von mittelmäßiger Größe, der andere aber sehr breit war und aus zwei Flügeltüren bestand. Konnte ein Kandidat dieses korpulenten Klubs durch die erstere Tür hereinkommen, so ward er als untauglich verworfen; blieb er aber stecken und konnte den Durchgang nicht erzwingen, dann öffneten sich ihm die Flügeltüren zu seinem Empfange, und er ward als Bruder begrüßt. – Ein anderer Klub bestand bloß aus mageren Personen. Unter der Regierung Karls II. ward der Klub der *Duellisten* errichtet, deren Mitglieder jemanden im Duell umgebracht haben mußten. Für die, welche nur erst Blut abgezapft hatten, war einstweilen ein Seitentisch bestimmt.

48. Nachträge zum Konversationslexikon

Herostratus

Wollt ihr Herostrate bilden, so fesselt nur die Kraft des Genius und verschließet ihm die Bahn des Ruhmes. Schnell trifft des Henkers Beil, und die Nachwelt flucht keiner Asche. –

Komet

Die abscheulichen Philosophen haben sogar die Sterne vom Himmel verführt, so daß man sie zu keinen guten Werken mehr gebrauchen kann. Die sonst so gottesfürchtigen Kometen sind von der Aufklärung des 19. Jahrhunderts angesteckt worden. Früher waren sie wohltätige Vorboten von Hungersnot, Krieg und Pest, und ihr langer Schweif diente der Geistlichkeit und den Gewaltsherrschern zur Zuchtrute, womit sie das kindische Volk wegen seiner Unarten abstraften und auf viele Jahre schreckten. Jetzt aber sind die Kometen nichts Schlimmeres als Festprogramme. Der gegenwärtig sichtbare verkündet der frohen Erde und den Millionen andern Weltkörpern, denen er sich zu erkennen gibt, *die Geburt eines französischen Prinzen.* Diese astronomische Belehrung gibt der *Mémorial Bordelais* vom 4. Juli des 19. Jahrs des 19. Jahrhunderts. Dort heißt es wörtlich: „Gestern und vorgestern zeigte sich ein hellstrahlender Komet am Himmel. Das Volk, gewohnt, solche Erscheinungen als glückliche Vorbedeutungen anzusehen, sieht den Kometen als den Boten an, welcher ihm die Erfüllung seiner Wünsche für die Geburt eines Herzogs von Bordeaux verkündigt." Das sind doch wieder einmal echte, legitime Kriechereien aus den schönen Zeiten Ludwigs XIV.! Es ist aber sehr zu bezweifeln, ob es dem Herzoge von Berry willkommen sein möchte, daß ihm ein Sohn und künftiger König der Franzosen von Sternen verkündigt werde, die, wie das Konversationslexikon sagt, „gemeiniglich nur ein

schwaches Licht haben und in eine Art von Nebel eingehüllt sind".

Lit de Justice

Das Bett der Gerechtigkeit. Der schwierigste Philolog muß bekennen, daß diese ob zwar sklavische Übersetzung dennoch schöner sei als das ehrsame, gepuderte und publizistische Original. Im *alten Französischen* bedeutete dasselbe Wort: *Bett und Thron.* Aber die Franzosen, diese Vandalen, haben ihre schönsten Altertümer zerstört. Wir Deutsche sind antiquarischer gesinnt. Napoleon selbst hatte alle Eiderdunen aus den Thronpolstern geschüttet (damit sich kein Weichlicher darauf setze) und gesagt: ein Thron sei nur ein Stückchen Holz mit rotem Samt überzogen. Aber wir? Im alten Frankreich war der Bett-Thron oder das Thron-Bett im schlimmsten Falle ein zweischläfriges *Graham*bett und die Sache erträglich. Aber die 39 Krankenstuben des deutschen Hospitals sind voller Betten der Gerechtigkeit, wo das leidende Recht schläft und phantasiert. Wir haben 7schläfrige, 42schläfrige, ja 85schläfrige Betten solcher Art. Ein Jahr vor dem Ausbruche der Französischen Revolution hatte Ludwig XVI. das letzte *Lit de Justice* gehalten; aber jeder Tag des Menschen kann der letzte seines Lebens, jede Handlung seine letzte sein. Daran sollten auch Fürsten denken!

Aix

Im Departement der Rhonemündungen, ehemals Hauptstadt der Provence. Es macht mir herzlichen Verdruß, daß dieser Artikel gar nicht im Konversationslexikon steht. Stünde er darin, so könnte ich ohne weiteres folgenden Nachtrag dazu machen; jetzt aber werden sie sagen, ich suche Händel und wäre ein böser Mensch. Daß das *Senckenbergische* Hospital zu Frankfurt am

Main nach dem Willen seines Stifters nur zur Aufnahme kranker *Bürger* bestimmt ist, kann freilich nicht gelobt werden. Aber der menschenfreundliche Trieb und die wohltätigen Folgen des Vermächtnisses läßt uns das erwähnte Gebrechen leichter verzeihen. Auch hat diese Einrichtung wenigstens *die* gute Folge, daß, da die Zahl der Kranken auf eine kleinere Zahl beschränkt bleibt, die Pflege, die ihnen zuteil wird, um so aufmerksamer und vollständiger sein kann. Wenn aber auch das Spital für Dienstboten zu Frankfurt, eine Wohltätigkeitsanstalt, welche von der Regierung verwaltet wird, die *jüdischen* Dienstboten ausschließt, was soll man alsdann sagen? Man soll sagen: bei den gigantischen Fortschritten, welche der kolossale Frankfurter Geist zur menschlichen Versittlichung macht, läßt sich erwarten, daß in der kurzen Zeit von fünf- bis sechstausend Jahren diese Verhöhnung der kranken Judenmägde aufhören werde. Aber wenn man nicht bloß diesen letzteren, sondern den *christlichen* Mägden, wenn sie bei Juden dienen, in Fällen der Erkrankung die Aufnahme in das genannte Spital verweigern wollte, was soll man alsdann sagen? Dann soll man dulden, weinen, verzeihen, hoffen und — schweigen? — Nein, man soll nicht schweigen; man soll reden, laut, oft, bestimmt, zu aller Welt und ohne Scheu, damit die öffentliche Meinung, die Königin der Welt, richte, urteile, strafe und beschäme.

Aber meinen versprochenen Nachtrag zu *Aix* darf ich nicht vergessen. In dieser Stadt ist ein Krankenhaus, welches im Jahre 1515 von einem dortigen Einwohner namens *La Roques* gestiftet worden. Der Stifter hatte in seinem Testamente verordnet, daß „jeder leidende Mensch, welchen Glauben er auch habe, *etiam diabolus* (der Teufel selbst) — das sind seine eigenen Ausdrücke — in das Hospital aufgenommen werden müsse". Er

hat ferner erklärt, daß es sein Wille sei, daß man zu den Verwaltern des genannten Hospitals niemals „irgendeinen Geistlichen, welchen Rang er auch in der Kirche habe, *etiam Papa* (und wäre er Papst) nehme". — *„Cet homme-là connaissait son monde"*, sagt *Jouy*, der im „Erémite en Provence" vorstehendes erzählt.
Aber was tut ein echter Frankfurter Judenhasser, nachdem er dieses gelesen und sich zwei Viertelstunden auf einen derben Einfall besonnen? Was er tut? Ich sehe ihm in sein gutes Herz; er ist im stillen witzig und denkt: „Und wenn auch; ein Jude ist ärger als der Teufel, und er kömmt doch nicht hinein!"

49.

Der kleine Haman

[1819]

In dem vorigen Blatte der „Zeitschwingen" stand ein an mich gerichtetes Schreiben, welches von kranken Juden und ungesunden Christen handelte. Ich hatte versprochen, darauf zu antworten, und will jetzt mein Wort lösen. Anfänglich gedachte ich bei dieser Gelegenheit mein ganzes Herz auszugießen, das voller Spott und Trauer ist wegen einiger verstockten Narren, welche die friedlichen Gassen meiner Vaterstadt beunruhigen. Aber bald fiel mir ein, daß man schwache Köpfe und Magen schonen müsse und ihnen bittere Arzneien, auch wenn sie heilsam sind, nur in kleinen Gaben reichen dürfe. Draum will ich jetzt nur sagen, was für den Augenblick not tut.
Der Frankfurter Briefsteller beginnt sein Schreiben mit der Behauptung: in dem was ich über die Krankenanstalten gesagt, sei *„viel Unwahres"* enthalten; diese Behauptung ist unwahr. In einem einzigen Punkte habe

ich mich geirrt, und ich bekenne es offen. Darin nämlich: Am Schlusse des Artikels „*Aix*“ sagte ich: „Aber was tut ein echter Frankfurter Judenhasser, nachdem er dieses gelesen und sich *zwei Viertelstunden* auf einen derben Einfall besonnen? Was er tut? Ich sehe ihm in sein gutes Herz: *er ist im stillen witzig und denkt:...*“ Aber der kleine Haman, der mir gegenübersteht, hat sich *acht Tage* besonnen, war *vorlaut unwitzig* und schrieb, *ohne zu denken*. Was ich sonst behauptet, ist wahr und wird ja von dem Briefsteller selbst eingestanden. Ich hatte gesagt: christliche Mägde, welche bei Juden dienten, würden in das Spital nicht aufgenommen, und mein Gegner leugnet dies nicht. Gegen Bezahlung werden sie vielleicht aufgenommen, doch die Dienstboten der christlichen Einwohner finden unentgeltliche Pflege, und das ist eben die Härte und Ungerechtigkeit, worüber ich Klage führte. Ich hatte ferner gesagt: jenes Spital würde von der Regierung verwaltet. Natürlich wollte ich nichts anderes damit ausdrücken, als daß, da es der Regierung freistehe, diese Wohltätigkeitsanstalt nach den Regeln der Menschlichkeit zum allgemeinen Besten zu leiten, dieses auch ihre Pflicht sei. Daß dieses Spital sein eignes Vermögen habe, war mir wohl bekannt. Mein Gegner gesteht, der Staat habe die *obervormundschaftliche Aufsicht*. Hatte ich etwas anderes behauptet, und ist der Staat dieser Aufsicht zufolge nicht berechtigt, auch die unentgeltliche Heilung des kranken Gesindes der Juden zu fordern? Unter der großherzoglichen Regierung hatten die Juden auch hierin gleiche Rechte, und erst nach der Schlacht von Hanau wurden die geflüchteten und sieben Jahre lang verborgen gehaltenen politischen Reliquien wieder herbeigeholt und der alte abergläubische Bilderdienst dem Volke von Frankfurt, das den wahren Gott der Milde kennen und anbeten gelernt hatte, von neuem aufgedrungen.

Haman der Kleine findet etwas darin, daß die Juden mit den hohen Herrschaften und Postillionen gleiches Recht hätten, ihr Gesinde gegen Vergütung in das Spital zu schicken. Er sagt: „Doch das ist dem Judenfreunde in Num. 56 der ‚Zeitschwingen' nicht genug, er möchte in lebendiger Betriebsamkeit überall gern ernten und mitteilen, auch da, wo er nicht säete, auch da, wo er nicht mitgründen und erbauen half." – Zuvörderst bin ich kein Judenfreund, ich bin der Freund aller Menschen, ja sogar solcher, die dem Briefsteller gleichen. Denn nach meinem Systeme von der *besten Welt* weiß ich auch, wozu böse Narren darin dienen; doch rede ich nicht davon, damit mein Gegner nicht stolz werde über seine hohe Bestimmung. Ferner erscheint es mir nicht als etwas Besonderes, daß man in Frankfurt außer Verstand für Geld alles haben könne. In einer Handelsstadt ist dieses ganz nach der Ordnung. Die Juden in Frankfurt sollen und wollen nicht ernten, wo sie nicht gesäet haben. Da sie aber so reichlich als die christlichen Einwohner ihr jährliches Saatkorn in Abgaben und Steuern entrichten, so haben sie auch so viel als jene auf alle öffentlichen Einrichtungen Ansprüche zu machen, die im Staate zum allgemeinen Nutzen bestehen, und sie sollten nicht nötig haben, den einzelnen Gebrauch derselben besonders vergüten zu müssen. Der ironische Briefsteller will mich ärgern und schreibt: „Rechte, bei denen eine Zahlung stattfindet, scheinen den wahren Judenfreunden keine Rechte zu sein." Der kleine Haman, wie es scheint, ist ein großer Freund vom *Bezahlen* und *Erkaufen;* ich bin es nicht. Denn ich weiß aus Erfahrung, daß dort, wo das Recht bezahlt werden muß, auch das Unrecht erkauft werden kann.

Ins Irrenhaus zu Frankfurt werden, wie der Briefsteller versichert, die Juden aufgenommen, und dieses ist die

einzige öffentliche Anstalt, von der sie nicht ausgeschlossen sind. Es ist doch sonderbar, daß die Juden erst, wenn sie Narren geworden, gleiche Rechte mit den Christen genießen. Wenn ihnen keine andere als eine solche Befähigung zum Genusse des Frankfurter Staatsbürgerrechtes mangelt, so liegt doch viel Tröstliches in ihrer Zurücksetzung.
Der kleine Haman kam erst nach großen Ausschweifungen (Digressionen) in die Krankenanstalten hinein (solcher Weg führt oft zu solchem Ziele). Junge Leute verführen sich wechselseitig durch ihre Ausschweifungen; ich erfahre es jetzt, denn ich werde auch ausschweifen. Der Briefsteller vermutet, daß dasjenige, was ich über den betreffenden Gegenstand gesagt, „den Herrn Redakteur nicht zum Verfasser habe, da ihm die Verhältnisse der Frankfurter christlichen und jüdischen Hospitäler bei mehrjährigem Funktionieren auf der Polizei wohl bekannt sein können". Der Briefsteller hat falsch vermutet. Der Verfasser des betreffenden Aufsatzes und der Redakteur der „Zeitschwingen" sind eine und dieselbe Person. Aber es ist mir nicht gezeigt worden, daß mir die Verhältnisse der Frankfurter Spitäler unbekannt wären. Weil meine ehemalige Anstellung bei der Polizei zur Sprache gekommen, so will ich einer hierhergehörigen andern Erfahrung erwähnen, die ich während meiner Amtsführung gemacht habe. Nämlich, daß die Stimmung des Hasses, die gegen die Frankfurter Juden sich ausspricht, nur eine erkünstelte, scheinbare ist, welcher die eigentliche Gesinnung der dortigen christlichen Bürgerschaft gar nicht zugesagt, und die nur von einigen Regierlingen, aus Herrschsucht, und von einigen Krämern, aus Habgierde, bauchrednerisch hervorgebracht und als die Sprache vieler ausgegeben wird. Man hat nirgends bessere Gelegenheit als bei Polizeistellen, die Gemütsart eines Volkes, seine

Leidenschaften, Neigungen und Abneigungen kennen zu lernen; weil dort dieses alles in hundert Ausbrüchen, täglichen Zänkereien und Händeln sich offenbart und zur gerichtlichen Untersuchung kömmt. Aber während meiner dreijährigen Amtsführung ist mir weder in meinem eigenen Geschäftskreise noch in dem der übrigen Angestellten auch nicht ein einziges Beispiel vorgekommen, wo Juden und Christen, *als solche* einander feindlich gesinnt, sich gegenübergetreten wären. Der Frankfurter Bürger des Mittelstandes (und nur letzterer allein bildet den eigentümlichen Geist einer Volksgemeinde; denn der ungeschliffene Pöbel und die abgeschliffenen Vornehmen sind überall sich gleich) erschien mir zwar rasch und auffahrend, aber auch gutmütig, edelstolz, ohne Falsch und Gleisnerei und rechtschaffen im strengsten Sinne des Wortes. Diese sind es nicht, welche die Juden verfolgen; aber man läßt sie nicht zu Worte kommen und sucht sie über diesen Punkt sowie über manchen noch wichtigern des Frankfurter Gemeinwesens zu täuschen.

Ich kehre zu meinem kleinen Haman zurück; er wird unterdessen gewachsen sein. Er sagt, die Tendenz meiner in dem betreffenden Gegenstande geführten Klage gehe offenbar dahin, „bei den Juden Haß, Anmaßung, Grimm zu reizen und zu schärfen – so wird den Juden nicht geholfen". Die Juden haben wohl das Recht, ihre Unterdrücker zu hassen, und man braucht sie nicht erst dazu aufzureizen. Sie maßen sich nichts an, sie fordern nur die Rechte, die jeder Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft hat, und die man weder zu verdienen braucht, noch verscherzen kann. Grimmig sind sie gar nicht; aber der kleine Haman ist grimmig, und das nimmt sich gar zu närrisch aus. Aber geholfen wird ihnen auf jeden Fall durch öffentliche Rede. Es kömmt nur darauf an, die Mehrzahl der christlichen Bürger

zu enttäuschen, ihre Menschlichkeit aufzuregen, und wo dieses nicht gelänge, wenigstens zu zeigen, wie sie durch Unterdrückung der Juden und Einschränkung ihrer bürgerlichen Verhältnisse ihrem eigenen Vorteile in dem Wege stehen. Diesen Zweck zu erreichen ist leichter, als der kleine Haman denkt. Es haben mich mehrere sehr achtungswerte Mitglieder des Senates und des gesetzgebenden Körpers versichert, daß diese beiden Staatskorporationen wohl fühlten, wie unrecht sie den Juden täten, und daß sie selbst nicht hofften, ihre Absichten mit ihnen durchzusetzen, *daß sie sich schämten, die neue Judenordnung, die sie der Bundesversammlung vorgelegt, durch den Druck bekanntzumachen*, und daß manche Mitglieder des gesetzgebenden Körpers jenem Regulative nur darum ihre Beistimmung gegeben, weil sie hofften, daß, in solcher grellen Feindseligkeit abgefaßt, die Bundesversammlung dasselbe ganz verwerfen werde. Und dieses sei ihr Wunsch, den sie aber, offen verfolgt, nicht erreicht haben würden.

Es ist nichts lächerlicher als das Schreckbild, welches der kleine Haman den Juden vorhält, indem er ihnen Verderben droht, wenn sie in ihrem Streben nach Freiheit glücklich wären. Er sagt: dieses führe „zu einem entscheidenden Kampfe". Ferner: „Jede neue Hingabe von Rechten ist nur ein neuer Sporn, die blutige Entzweiung in den Staaten früher herbeizuführen." Man möchte des Teufels werden und sich totlachen (nämlich nach Umständen eins von beiden), wenn man diese Spießbürger sieht, wie sie ihre kleine Brabanter Elle an die großen Verhältnisse der Zeit legen und mit ihrem Lotgewichte Pfeffer und Weltereignisse abwägen. Sie sind so verrückt, daß sie ganz im Ernste glauben, es würde Europa in Flammen setzen und die Staaten zur *blutigen Entzweiung* führen, wenn die Juden *Eckhäuser* kaufen dürfen. Es gibt in Frankfurt Narren, die

einen leiblichen Eid darauf schwören, Napoleon wäre von Gott aus keinem andern Zwecke vernichtet worden, als damit die Juden von der Schnurgasse der großen Stadt Frankfurt verjagt würden; und wenn ihnen ein billiger Mann sagte: „Meine Herren, Sie haben in der Hauptsache recht, der Brand von Moskau und die Leipziger Schlacht mußten stattfinden, damit die Schnurgasse der großen Stadt Frankfurt von den darin wohnenden Juden gesäubert würde; aber vielleicht hat die Vorsehung noch ihre kleinen Nebenabsichten dabei gehabt", so würden sie ihn auslachen und sagen: das müßten sie besser verstehen.

Der kleine Haman haßt die Juden vorzüglich darum, weil sie mit den Christen nicht essen und weil sie die Ehe mit den Christinnen verbieten. Ich will ihm hundert Juden ins Haus schicken, die täglich mit ihm essen und nach Tische seine Töchter zu Frauen fordern sollen (vorausgesetzt nämlich, daß sie hinreichende Aussteuer erhalten), und jetzt frage ich ihn: ob er diesen Juden Bürgerfreiheit will gewähren lassen? Ich frage ernstlich und erwarte ernste Antwort. Keine Ausflüchte, keine altherkömmlichen Redensarten! Mein Gegner klagt: die Juden *isolierten* sich, durch Gebräuche und Gesetze. Er sagt: „Wenn die Juden ihr isolierendes System verlassen, als Brüder zu uns treten, so wird die Gesamtheit die Aufnahme, die Rechte, die Auszeichnungen erhalten, die vielen einzelnen, die sich zu uns gesellten, von allen Seiten zuteil wurden." Er erkläre mir auf eine unzweideutige Art, was die Juden zu tun haben, um ihr isolierendes Wesen aufzugeben, auf welche Weise sie sich den Christen als Brüder zu erkennen geben sollen und ob man ihnen, wenn sie es täten, oder denjenigen unter ihnen, die es tun, Bürgerfreiheit geben wolle. Er erkläre mir ferner, ob es keine Juden in Frankfurt gebe, welche jene Forderungen bereits erfüllten, und wenn es solche

gibt, warum man sie vor den übrigen nicht auszeichne. Aber noch einmal, ich erwarte Antwort in bestimmten Ausdrücken, und wir wollen diese wichtige Sache vor dem Gerichtshofe der öffentlichen Meinung als redliche Männer und im Vertrauen auf unser Recht mit aller Kraft verteidigen.

Aber ich weiß es vorher, daß sich der Gegner der Juden und der meinige zurückziehen oder wenigstens hinter die Hüllen altherkömmlicher Redensarten, die wegen ihrer dunstigen Beschaffenheit gar nicht zu zerreißen sind, weil sie immer wieder zusammenfließen, verstekken wird. Und wer ist dieser Gegner? Etwa ein handelsneidischer Krämer? Oder ein bigotter Christ? Oder ein unerfahrener, im Aberglauben auferzogener Mensch, der nie Juden gesehen und glaubt, sie wären eine Art Teufel mit Hörnern und Bocksfüßen? Nein; der Verfasser jenes Schreibens ist ein sogenannter gebildeter Mann, ein Mann, der recht gut weiß, daß den Juden unrecht geschieht, ein Frankfurter Arzt. Wie, ein *Arzt?* Ein Mann, der es weiß, daß ein neu gebornes Judenkind weint und begehrt wie und was die andern; ein Mann, der die Nieren kennt und das Herz und die Sinne und weiß, wie sie bei Juden und Christen gleichgebildet, und daß die Natur keinen Unterschied gemacht; ein Mann, der am Krankenbette sitzt und wahrnimmt die mannigfaltigen Schmerzen und Leiden des schwachen, leicht verletzlichen Menschen und begreift, daß er des Beistandes bedarf und der Liebe seiner Mitgeschöpfe; ein Mann, der Sterben sieht und sieht die Vergänglichkeit des Lebens, und wie es zu kurz sei selbst zur Liebe, geschweige zum Hassen, und sieht, wie der höhnische Tod des menschlichen Hochmuts spottet, und daß die Würmer den Leib des Bürgers so frech zernagen als den des Schutzjuden und des Beisassen — ein solcher Mann sollte befangen sein von den wahnsinnigen Begriffen

besinnungloser Menschen? Nimmermehr. Doch ich will Großmut üben und lieber an seinem Kopfe zu zweifeln scheinen, als den Zweifel an seinem Herzen verkünden.

[Aus einer späteren Nummer der „Zeitschwingen", in denen der vorstehende Aufsatz erschienen war:]
Herr *Dr. Varrentrapp* hat in einem mir zugesendeten und mit seinem Namen unterzeichneten Schreiben dasjenige zu widerlegen gesucht, was ich in einem früheren Blatte der „Zeitschwingen" unter der Aufschrift: *„Der kleine Haman"* gesagt hatte, und er forderte, daß es abgedruckt werde. Das Verlangen war billig, und es wäre meine Pflicht gewesen, es zu erfüllen. Aber der Verleger dieser Blätter weigerte sich standhaft, das Schreiben aufnehmen zu lassen, und zwar aus dem Grunde, weil es zu lang sei und sich die auswärtigen Leser mit Recht darüber beschweren könnten, daß man ihnen einen Gegenstand, für den sie keine Teilnahme haben, wiederholt und breit aufdringe. Das einzige, was ich daher tun kann und welches wahrscheinlich dem Herrn Einsender genug ist, besteht darin, daß ich die in dem Briefe mir gemachten Vorwürfe ausziehe und mitteile. Das ganze Schreiben ist ein Wermutaufguß; wenn ich nun das Wasser wegschütte und die Bitterkeiten trocken hinabschlucke, so zeige ich mich hinreichend als ein tugendhafter Mann. — Folgendes wird mir eingegeben... Ich hätte mich gemeiner Schimpfreden bedient. — Unter *deutsch* verstünde ich, was der Pöbel darunter versteht, dem *grob* und *deutsch* synonym wären. — Ich sei nicht wert, den Namen eines Deutschen zu führen. — Ich wäre kein Deutscher, sondern ein Fremdling, ohne Heimat, ohne Herd, von jedem patriotischen Gefühle entblößt und leer. — Ich hätte die Kardinaluntugend der Juden, den Eigensinn. — Ich wäre ein falscher Freiheitsapostel. — Ich hätte mich in meiner Blöße und Nichtigkeit gezeigt. — Ich

gebärdete mich wie ein Gesetzgeber und wäre doch keiner. – Es wäre von mir am ersten zu erwarten, daß ich eine Christin heuratete, wenn sie Geld hätte. – Ich hätte, um den Christen meine Abstammung zu verbergen, meinen Namen *Ludwig Baruch* in *Dr. Börne* verwandelt. – Aber nicht die Änderung des Namens, die aufrichtige, redliche Gesinnung sei es, die die Verheißung *dieses* und des zukünftigen Lebens hat. – Ich sollte mich unter eine freiwillige Zensur setzen; denn solange ich unter einem Zensor gestanden, hätte ich einen blühenden Stil und Witz gehabt, jetzt aber sei es nicht mehr so ... Aus diesem allen geht klar hervor, daß ich unrecht gehabt, zu behaupten, es sei hart, daß christliche Mägde, welche im Falle der Erkrankung im heil.-Geistspitale unentgeltliche Pflege und Heilung finden, diese Ansprüche verlieren, sobald sie bei Juden in Dienst treten.

50.

Freiheit und Gleichheit, ohne Revolution

[1819]

Das kurhessische Dorf *Bockenheim*, dessen Häuser eine halbe Stunde von Frankfurt entfernt liegen und dessen Weichbild noch um die Hälfte näher reicht, ist zur Stadt erhoben worden. Dort sollen alle Einwohner sich gleicher Rechte erfreuen und die Fremden, welche dahin ziehen, ohne Unterschied der Religion, *auch die Israeliten*, gleiche Freiheiten mit den alten Einwohnern genießen. So hat denn auch hier die gütige Natur neben der giftigen Wurzel das Heilkraut tröstend erstehen lassen. So ist dem verfogten, geschändeten, mit Füßen getretenen Rechte eine Freistätte geöffnet, wohin es sich flüchten und wo es gedeihen kann. So können die *Juden zu Frankfurt*, die von ihren christlichen

Mitbürgern mißhandelt werden, den Sitz ihrer Sklaverei ohne Zerstörung ihres Wohlstandes verlassen und in Bockenheim endlich ein Vaterland finden; sie müßten denn durch lange Knechtschaft so verknechtet worden sein, daß sie um wenige Jahre etwa geringern Handelsgewinstes ihre Freiheit nicht erkaufen wollen.

Es ist bekannt, daß die christliche Bürgerschaft zu Frankfurt (oder vielmehr diejenigen, welche sich das Wort für sie angemaßt; denn die Mehrzahl der Einwohner ist gut gesinnt und verabscheut den Geist der Verfolgung) gleich nachdem sie das wiedererlangt, was sie die Freiheit ihrer Stadt nannte, diese Freiheit dadurch mißbrauchte, daß sie den Juden die bürgerlichen Freiheiten entzogen, welche diese unter der großherzoglichen Regierung genossen. Seitdem führen diese beiden Religionsparteien einen Rechtsstreit, der von der Bundesversammlung entschieden werden soll. Kürzlich hat der gesetzgebende *Körper* in Frankfurt ein Regulativ entworfen, enthaltend die Rechte, welche künftig den Juden eingeräumt werden sollen, und diesen Gesetzesentwurf der Kommission der Bundesversammlung, welche mit diesem Gegenstande beschäftigt ist, überreicht. Ich werde darauf zurückkommen und das Regulativ den Lesern mitteilen. Bis dahin mögen sie mich einen Verleumder schelten, wenn ich sage, daß alles darin zusammengehäuft ist, was nur der Übermut der Macht Grausames und der spießbürgerliche Gewaltdünkel Lächerliches hat. Rechte der Natur und des Staates sind darin aufs grausamste verhöhnt und verletzt. Die alte pharaonische Polizei, die Bevölkerung der Juden zu vermindern, wird von Christen nachgegeahmt. *Kein Jude soll vor dem fünfundzwanzigsten Jahre heiraten dürfen.* Zu ihrem Handel sind ihnen einige der engsten, dunkelsten Gassen angewiesen. Der Handelsmann, dessen Haus zwei Seiten oder Ausgänge

hat, *der darf nur an der einen Türe Verkehr treiben.* In den Straßen, worin die Juden Läden besitzen, *dürfen sie keine Eckhäuser haben;* und dergleichen Narrheiten mehr. Ich bin ganz lustig geworden über diese Krähwinkelstreiche. Anfänglich war mir das Herz zusammengepreßt, da gedachte ich der lächerlichen Wut, mit welcher Menschen sich verfolgen, die dieses kurze Gasthausleben nur auf wenige Minuten zusammenführt. Ziehet nach Bockenheim, Kinder Israels. Nehmet euer Geld mit, aber euern Eigensinn und manches andere laßt in Frankfurt zurück! Und wenn ihr zu Macht kommt, so mißbraucht sie nicht und erinnert euch, wie Unterdrückung schmerzt.

[Aus einer späteren Nummer der „Zeitschwingen", in denen der vorstehende Aufsatz erschienen war:]
Wahrscheinlich ist es einer der *getreuen Bornheimer Nachtarbeiter* (denn er spricht mit großer Sachkenntnis von Schmutz und Ekel), der in der „Aarauer Zeitung" vom 18. August einen Bericht über die zu Frankfurt sich ereignete Judenverfolgung eingeschickt hat. Ich tue dessen Erwähnung, nicht um ihn zu widerlegen, sondern aus nationalökonomischen Gründen. Der Erzähler hat Tadel verdient, daß er für die Erzeugnisse seines Fleißes einen ausländischen Markt gesucht, und er verriet hierdurch wenig vaterstädtische Gesinnung. Die Witzausfuhr von Frankfurt sollte streng untersagt sein, und jene schändlichen Wucherer, die aus der Not ihrer Mitbürger einen Gewerbszweig machen, müssen gehängt oder gehenkt werden. Jener Bericht schließt mit den Worten: „Möge daher dieser Vorfall die hiesige Judenschaft belehren ... sonst würden sie besser tun, dem Rate ihres Fürsprechers, *Dr. Baruch, genannt Börne,* recht bald zu folgen und von hier nach der neuen Stadt Bockenheim in Frieden abzuziehen." ...

Dieses närrische Refrain habe ich schon einige Male in öffentlichen Blättern, von den Ufern des Mains her, singen hören. Meine Herren Feinde, denen das kritische Schießpulver ausgegangen, drehen ihr Gewehr um und gehen mit dem Flintenkolben auf mich zu; aber ich weiche ihnen geschickt aus, denn solch ein *blaues Vergnügen* ist meine Sache nicht. Diese bescheidenen Menschen bilden sich nämlich ein, ich hätte, um neutestamentarisch zu erscheinen und mit ihnen verwechselt werden zu können, meinen Namen verändert. Sie irren sich stark. Die Maskenfreiheit des Frankfurter Christentums ist zwar nicht ohne Lust, da sie das Recht gibt, tausend Torheiten zu sagen und zu begehen; aber für mich ist die dortige Fastnacht des Geistes zu lang und zu toll, und ich meide gern ihren Jubel. Weit entfernt, nach dem Scheine einer Ähnlichkeit mit ihnen zu streben, würde ich selbst diejenigen, die ich wirklich mit ihnen haben könnte, sorgfältig zu verbergen suchen, weil ich mich der Gesellschaft schämen müßte.
Seid boshaft, Kinder, das schärft zuweilen den Stumpfsinn; aber seid nicht abgeschmackt!

51.

Bauholz zu einem Roman

[1820]

Der Glückliche hatte sich in seinem Sinne ein schönes geräumiges Wohnhaus eingerichtet und es mit Behagen ausgeschmückt. Gedachte er Enkel darin zu wiegen, und hat ihm der Tod den geliebten Sohn entrissen? Oder wollte er das Weib seiner Seele hineinführen, und ward es ihm treulos vor den Stufen des Altars? Oder sollte es ihm selbst bequem werden, daß er sich seines Besitzes erfreue, und schlug ihn dann Armut nieder? Wie es auch sei — die Axt des Zimmermanns ruhte. Mannigfaltig

ist das Hoffen, getäuschte Hoffnungen sind sich alle gleich. Das Bauholz lodert düster im Kamine, und nicht alles hat der Unglückliche verloren, wenn eine zweite nackte Brust, wenn ein zitterndes Herz sich findet, das in rauhen Tagen die Wärme mit ihm teilt.

Sende mir die wildesten Stürme des Himmels, sende mir alle Qualen der Hölle, ich dulde sie aus, nur laß mich nicht einsam sein. Stelle den Mordbegierigsten gegen die unbewehrte Brust; er *sieht* doch das Herz, indem er es zerfleischt. Ungekannt leben – atmen im Grabe, das ist dein Bild. Wie viele Unglückliche werden wie Schiffbrüchige in diese Welt geworfen und finden ringsumher eine menschenleere Wüste. Vergebens stecken sie am Strande ihre Zeichen auf, den Notruf, mit ihrem Blute geschrieben – kein Schiff geht vorüber. Monde, Jahre verfließen. Spät entdeckt das ausgetrocknete starre Auge ein Segel am Rande des Himmels. Aber es ist zu fern. Sie hören sein Geschrei, sie sehen seine Zeichen nicht und streichen vorüber. Nur der Tod erlöst den Einsamen. Nach vielen Jahren wirft der Sturm einen andern auf die unbewohnte Insel; dieser findet die Leiche seines Vorgängers und liest die Erzählung seiner Leiden, um zu verzweifeln wie er.
Wozu nur die Sprache nütze! Sie versagt uns ihren Dienst, wenn wir sie am nötigsten gebrauchen. Forderte ich Brot, wenn mich hungerte, Wasser, wenn ich durstete, wohl auch eine Salbe, wenn mich der Finger schmerzte; das reichte man mir. Aber wenn mein Herz in Seligkeit überquoll und ich ein empfängliches Herz aufsuchte, meinen Überfluß zu fassen, wenn der Schmerz mein Innerstes zerriß und ich ein Ohr suchte zum Widerklange meiner Leiden, da verstand mich keiner, und sie gingen ungerührter an mir vorüber als an einem Baume, durch dessen Zweige die Winde seufzen.

Einsam steht der Mensch auf den Bergeshöhen des Geistes, einsamer sitzt er in den Tiefen des Herzens. Fandest du dich nicht auch manchmal einem rohen Zechgesellen gegenüber und spieltest mit ihm das lächerlichst-traurigste Possenspiel? Ihr tranket euch zu aus dem Becher der niedrigsten Lust; ihr spottetet des Heiligsten; ihr tratet das Unschuldigste mit Füßen; ihr suchtet in den gemeinsten spießbürgerlichsten Redensarten einer den andern zu besiegen und taumeltet spät in der Nacht lärmend durch die Gassen und wecktet die Schläfer. Und doch hattet ihr euch beide getäuscht! Euch schlug ein weiches, edles Herz in der Brust, euch erhellte ein aufflammender Geist, und ihr kanntet, ihr trautet euch nur nicht, und jeder vermummte seine gute Natur. Verstandet ihr euch, so hättet ihr euch ans Herz gedrückt und hättet in einer seligen Umarmung eure Wonnen und eure Leiden vermählt. Heuchler nennt ihr die Menschen? So sehr verbergen sie nie ihre Laster, als sie ihre Tugend verbergen.

Die närrischen guten Menschen! sie verwunden oft mit zitternder Hand, nur um ihre Härte darzutun; sie verschließen aus Furcht vor räuberischen Überfällen dem darbenden Bettler ihre Türe. Die edelsten Eingeweide, Kopf und Herz, hat die Natur mit Knochen umgeben, nur den Bauch nicht, und so ist der Mensch nie blöde, seine rohesten Lüste zu zeigen; aber was er Schönes begehrt, verschweigt er; er verschließt seine Leiden und duldet lieber den Schmerz als den Trost. Da fuhr ich neulich im Postschiffe am Rhein hinab. Was nur im Deutschen Reiche an Krämern, Juden und schlechten Dirnen Gemeines herumwandert, fand sich da zusammen. Einer der Reisegefährten war mir mehr als alle andern in tiefer Seele zuwider. Der Kerl war jung und Feldmesser. Er trug weiße, blaugestreifte leinene Beinkleider, Kamaschen von gelbem Nankin, und seine

schwarzseidene Weste hatte unausstehlich farbige Blumen. An seiner Tabakspfeife hingen große gelbe und rote Troddeln. Er drang der ganzen Gesellschaft die mit sich führende Wurst auf, schnapste mit jedem Postillion, konnte seine langen Beine nie zu erwünschter Gemächlichkeit bringen, ließ kein vorübergehendes Bauernweib ungeneckt und erschöpfte alle Saufgelage an schlechten Redensarten. Nach dem Essen schlief der Kerl und schnarchte im Sonnenscheine. Ein Buch fiel aus seiner Seitentasche, das ich in die Hand nahm. Es war Jean Pauls *Titan*, und tausend Anstriche und Punkte, und alle Ränder vollgeschrieben. Keine Ader hatte dieser Herzensgliederer beschrieben, die der Feldmesser nicht nachgezeichnet, keine Nerve aufgedeckt, die er nicht durchempfunden, kein Leid erzählt, dessen Schilderung er nicht als treu bekräftigt. Manchen Pinselstrich des Malers hatten die Tränen des anbetend Niedergefallenen ausgelöscht, und oft war der Schleier, mit dem der Dichter große Schmerzen umhing, von einer festen, selbstmörderischen Hand weggezogen. In dem frechen Gesellen war eine schöne Seele. Als er aufwachte und das Buch in meiner Hand sah, ward er rot und zornig und rief: „Dummes Zeug, ich gebrauch's zu Fidibus" und riß wirklich ein Blatt heraus, um seine Pfeife damit anzuzünden. Und so ist der Mensch!

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach! der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein.

Ja, den Harfner fassen sie deutlich; denn erst wenn man wahnsinnig geworden ist und sich den Bart wachsen läßt, kommen sie herbei und sperren uns ins Tollhaus, nicht den Unglücklichen zu heilen, nein, zu ihrer eigenen Sicherheit. Mit welchem Fleiße haben sie nicht

den menschlichen Körper durchsucht und jede Ader, jede Nerve, jede Muskel abgesondert. Wie sorgfältig haben sie die Entwickelungen der verschiedenen Alterstufen, alle Verrichtungen der einzelnen Teile beobachtet. Wie viele Krankheiten haben sie gefunden, von den Wehen der Mutter, vom Zahnen des Kindes an bis zur Hinfälligkeit des Greises, und für jede hundert Mittel. Wie zahlreich sind die Ärzte, wie reich die Apotheken! Hat man aber nur einen einzigen Heilkünstler für eine kranke Seele und einen Saft, ihre Leiden zu stillen? Sind die Nerven erschlafft oder überreizt, was wird nicht alle geraten und gegeben, sie zu stärken oder zu besänftigen. Aber wenn die Saiten des Herzens nachlassen oder überspannt sind, wer bekümmert sich darum? Man hat keine Linderung, ja keinen Blick dafür, und erst wenn die Saiten zerrissen sind, erkennen sie den Jammer, um ihn zu verspotten, und sagen: das sei die Folge törichter Überspannung. Jahrhunderte hat es gedauert, bis man so weise geworden, den unglücklichen Selbstmörder nicht vom Schinder wegführen und ihn wie einen Hund am Kreuzwege einscharren zu lassen. Und doch, wieviel besser waren jene Zeiten, da noch Liebe und Glaube alles verklärte und sogar den Leib vergeistigte! Wurde damals ein Kranker von Muskelkrämpfen hin und her geworfen, da meinte man, er wäre vom Teufel besessen, und die Priester sprachen dem Herzen zu. Jetzt hat man die Seele verknöchert, und wenn sie hundert Teufel ängstigen, kommen die Ärzte und sagen, das käme von Würmern im Leibe.

Die Menschen sind einsam mit ihrer Seele, nur mit dem Leibe hängen sie zusammen. Nur noch beim Schmausen findet man Liebe und Verständnis, aber wenn das Herz genießt oder entbehrt, da findet man keinen Tischgenossen und keinen Wirt, der den Hungrigen stille. O

irrende Liebe, falsches Mitleid! Was liegt daran, daß man eine kurze Zeit am Fieber darniederliege, um stärker und gesünder aufzustehen oder im bewußtlosen Taumel dahinzusterben? Und doch, wie sind dann die Freunde betrübt! Aber ein verwundetes Herz, das nie vernarbt und nie verblutet und uns durch das ganze Leben schmerzt, findet keine Sorgfalt.
Einsamkeit des Herzens, wie bist du so fürchterlich in Lust und Trauer!

Will ich mir eine Lust machen, dann lese ich ihre Erziehungsbücher; bin ich zu Trauerspielen geneigt, dann sehe ich mir ihre wohlerzogenen Menschen an. Es wäre zum Tollwerden, wäre man nicht schon früher toll. Wahrlich, auch mit den leisesten Wehen der Mutter ist das Leben eines Kindes schon viel zu teuer bezahlt. Die Mikropolitik jedes geisteigenen Bürgers – und das sind wir alle – ist ganz nach morgenländischer Despotie geformt. Da sitzt irgendeine erblich-herrschende Idee, ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Gelehrter, ein Kaufmann, als Sultan auf dem Throne und verfährt mit allen übrigen Sinnen, Gedanken und Empfindungen der menschlichen Natur wie mit toter Masse, die keinen Willen habe noch selbsttätige Kraft. Erhebt sich irgendeine Lust, gleich wird sie von den Janitscharensäbeln der Gesetze niedergehauen. Will man einen vornehmen Trieb mit Achtung töten, schickt man ihm die seidene Schnur der Moral, daß er sich selbst erwürge. Wie viele Kräfte im Menschen gehen ungebraucht zugrunde! Nein – gingen sie zugrunde, das wäre noch Heil; aber jede unbenützte Kraft versauert und verdirbt alles Blut des Lebens, wie schlecht verwahrter Wein zu Essig wird. Alle unsere Laster sind umgeschlagene Tugenden. Wie viele sind der Freuden unserer Tage? Glücklich sind die, welchen die Wiege gleich

zum Sarge wird; weiter als zum Schoppen Wein täglich bringen es wenige.
Die Kräfte des Menschen müssen demokratisch gebildet werden, so daß abwechselnd jede zur Sprache, zum Handeln und Genießen kömmt. Aber auch die glücklichsten Völker haben nur Stände: *Kopf, Herz, Magen*, und die tausend mannigfaltigen Farbenspiele, die dazwischenliegen, werden nicht gehört und beachtet. Ich weiß recht gut, woher der Jammer kömmt. Es ist die uralte Gaunerei des *Law* und unsere Altmutter Schlange, die gefräßige Habsucht. Sie legen ihr bares Geld auf eine gemalte Bank, und es fällt zu Boden und rollt ins Weite. Mississippi-Hoffnungen! Wo strömt der Mississippi? Wo liegt das gelobte Louisiana? Wenige wissen es, und diese lachen und teilen mit dem Beutelschneider.

Liebe ist süßes Mondlicht, dem Wanderer in der Nacht ein treuer willkommener Führer; aber die Glücklichern verschlafen das Dunkel.

Der eine Mensch ist Stahl, der andere Stein, der dritte Zunder. Träfen sie auf einander, dann entzündete sich ein schönes Licht, ihnen und andern zur Freude. Aber es geschieht nicht. Die Eigenliebe der Menschen schlägt sich selbst die tiefsten Wunden. Jeder sucht nur den Gleichgearteten, und so begegnen sich nur immer Stein und Stein, Stahl und Stahl, und kein Funke entspringt.

Die ältesten griechischen Künstler bildeten die *Gerechtigkeit ohne Kopf* ab. Es war ein Deutscher, der zuerst diese Bemerkung machte — Winckelmann.

52.

Briefe aus Frankfurt

1.

Frankfurt am Main, den 1. Oktober 1820

Unsere Messe ist jetzt verschieden; sie soll ein seliges Ende genommen haben, und man lobt sie sehr wegen ihrer guten Eigenschaften. Worin diese aber bestanden, das zu erzählen, muß ich andern Biographen überlassen. Uns Glückliche, die wir nur zum Essen geboren sind (*fruges consumere nati*), berührt der Großhandel gar nicht, und es ist uns sehr gleichgültig, ob die Seidenzeuge *flau* gingen, ob die Baumwollenwaren *überführt* waren, ob das Sohlleder stark gezogen, oder ob von allen dem das Gegenteil stattgefunden. Eine seidene Weste, Batist zu Halstüchern, ein Paar Stiefel, das behält seinen unabänderlichen Preis, der Handel mag gut oder schlecht gehen, sowie auch der Schoppen Wein in den hiesigen Gasthäusern nie wohlfeiler wird, und wenn hundert weinreiche Jahre aufeinander folgten. Wichtiger als etwas Kosmologisches ist der Staatspapierhandel, wobei von gedankenlosen Vätern der Wohlstand der Enkel auf dem Halme verschachert wird. Der Kurs schwankte seit acht Tagen wie ein Schiff auf stürmischem Meere, und dennoch wagt es die tollkühne Habsucht, selbst mitten im Sturme aus dem Hafen zu laufen. Der Handel mit Staatspapieren ist hier vorzüglich in den Händen der Juden, und bei der südlichen Beweglichkeit dieses Volkes und der Öffentlichkeit ihrer Empfindungen und Gedanken kann jeder, der sich nur etwas auf die Chiromantie versteht, an den Fingern der von der Börse zurückkehrenden Asiaten abzählen, ob eine feindliche Einmischung in die Sache Neapels erwartet werde oder nicht, und was man von Troppau hoffe oder fürchte.

Die besten Meßgeschäfte hat unsere Bühne gemacht, und zwar in Kolonialwaren; denn der *Indianische Gaukler* gehört unstreitig darunter. Das war ein Lekkerbissen! Ein wahres indianisches Vogelnest! Bei neun Vorstellungen war das Haus jedesmal übervoll; die Dividende unserer Ostindischen Kompagnie kann nie so hoch gestanden haben. Es ist wahr, der Äquilibrist hat das Mögliche getan, und es wäre zu wünschen, man stellte ihm Europa auf die Nase, damit es im Gleichgewichte erhalten werde, was jetzt not tut. Sein Spiel mit den Messern und Kugeln war so meisterhaft, wie selten ein Spiel auf diesen Brettern sich zeigt, und wenn er das lange Schwert verschlang, so hätten Ärzte schon das Zusehen als Vomitiv verschreiben können. Unser vortreffliches Orchester — das ganze vollständige von vierzig Mitgliedern, nicht wie bei gewöhnlichen Schauspielen von Schiller, Müllner, nur ein Teil desselben — hatte die Ehre, dem Indianer zu seinen Schwebekünsten Walzer, Menuetts und Hopsangloisen vorzuspielen, wozu jener sein „*Gigidi Gagidi*" halb sang, halb sprach, welches der Musik etwas Erhabenes verlieh. Die dramatischen Stücke, welche den Darstellungen des Gauklers jedesmal vorausgingen, waren gut gewählt, nämlich die allerschlechtesten; denn die Ostindische Kompagnie dachte mit Recht, sie müsse diese Gelegenheit benutzen, den alten Babel des Repertoirs an den Mann zu bringen. — Weniger glücklich war die Theaterdirektion mit den neuen Stücken, die sie zur Schau gab. Es waren deren vier an der Zahl; drei derselben wurden mehr oder weniger ausgepfiffen, und das vierte hätte verdient, ausgepfiffen zu werden. Den Anfang machte die Oper *Emma* von *Meyerbeer*. Es soll diesem jungen Tondichter nicht aller Wert abgesprochen werden; nachsichtige Kenner sagten, in der Instrumentierung sei er nicht ohne alles Talent; vielleicht hat

auch Herr Meyerbeer seitdem Besseres geliefert. Aber in der Oper *Emma* zeigte er sich als einen Petitmaître, der italienischen Weiberchen den Hof macht. So parfümiert, so überzuckert ist diese Musik, daß selbst die Rossinische Pfeffer und Salz dagegen ist. Dann kamen *Die beiden Gutsherren* von *Voß*. Wir Frankfurter sind sonst sehr genügsam und verzehren die dramatischen schwarzen Suppen, die man uns vorsetzt, gleich den besten Spartanern mit der größten Eßlust; aber dieses Mal war es gar zu arg, und wir konnten uns des Pfeifens nicht enthalten. Seitdem die liebe Sonne durch die Dachfenster der Poeten fällt, ist so etwas Abgeschmacktes nicht verfertigt worden. Das dritte ausgezischte Stück war *Das lustige Beilager*, ein komisches Singspiel von *Wenzel Müller*, dem berühmten Komponisten des *Sonntagskindes*. Ich tue dem Herrn Wenzel Müller ein klein wenig unrecht, wenn ich sage, er hat *Die beiden Gutsherren* in Musik gesetzt. Das vierte neue Stück, welches den Leuten gefallen mußte, weil es nicht ganz so schlecht war als die vorhergehenden war *Zieglers* vierundzwanzigjähriger *Hausdoktor*, der sich so lange unsern Kennerblicken bescheiden zu entziehen wußte. Indessen das wahre Verdienst dringt endlich durch. – Dem. *Fischer* vom Braunschweiger Theater hat einige Gastrollen gegeben; eine vortreffliche Sängerin, wie wir seit lange keine gehört haben. – Man hat den Verstand gehabt, den Herrn *Malß*, einen Mann, der Kunstliebe mit derjenigen Gabe verbindet, welche die Regel ins Leben einzuführen versteht, bei der Theaterverwaltung anzustellen. Wenn man auch den Verstand hätte, seinen Rat zu befolgen, dann ließe sich für die Wiederherstellung unserer kränkelnden Bühne noch Hoffnung schöpfen. –

Wir haben uns der willkommenen Besuche fremder Tonkünstler zu erfreuen gehabt. *Canongia*, ein Portugiese,

ließ uns sein Spiel auf der Klarinette bewundern; und der Flötenspieler *Drouet* aus Paris erwarb sich das einstimmige Urteil der Kenner und Kunstfreunde, daß er alle, die je hier auf diesem Instrumente gehört worden sind, weit hinter sich zurückläßt. Ein eigentliches *Konzert* konnten diese beiden Tonkünstler nicht geben, da ihnen sämtliche Mitglieder des Theaterorchesters ihre Begleitung versagten, obzwar an jenen Abenden keine Oper war. Diese Herren hatten von der Theaterdirektion die Weisung erhalten, während der Messe an keinem Konzerte fremder Tonkünstler teilzunehmen, damit letztere sich abschrecken ließen und die Leute genötigt würden, aus Mangel anderer Unterhaltung ins Theater zu gehen. Ich überlasse es der Empfindung und der Sprachkenntnis der Leser, für diese schimpfliche Schacherei mit der Kunst sich einen Ausdruck zu schaffen. Dahin wird es der hier so verderblich herrschende Zunftgeist noch bringen, daß man Frankfurter Bürger wird sein müssen, um einheimische Ohren mit einem Flötenadagio entzücken zu dürfen.

Auch an Schauspielen anderer Art fehlte es uns nicht, und ein *hoher Adel* und das *verehrungswürdige Publikum* (so lautete die Einladung) hatten kaum Zeit genug, alles zu sehen. Herr *Lion* aus Wien zeigte „eine große *akademische* Kunstgalerie, bestehend aus mehr als 130 *Statüen in natürlicher* Lebensgröße“. Daß aber diese Statüen aus Wachs waren, davon meldete der Anschlagzettel nichts. Die übrigen Künstler übergehe ich, um von Herrn Rovère zu sprechen: *„Monsieur Jules Rovère, prestidigitateur“*, wie er sich nannte, gab jeden Abend *„Spectacle des délassements à la mode“*. Die Athenienser hätten seine Ankündigungen besser verstanden als wir. *Scènes mimo-pyrotechniques, rabdomancie, pseudoplepsie, dactyliomancie, cartomancie, necromancie, phantasmagorie*, waren unseren deutschen

Ohren fremde Wörter. Die Augen mußten die Dolmetscher machen. Herr Rovère, ein schöner, artiger junger Mann, machte besonders bei der weiblichen Welt sein Glück, auch beschäftigte er sich immer mit derselben. Schlau war der Franzose. Sooft er mit einem Kasten einen Taschenspielerstreich machen wollte, gab er ihn schönen Mädchen in die Hände, um untersuchen zu lassen, *qu'il n'y a pas de double fond.* Aber die Innenseite des Deckels war mit einem Kristallspiegel bekleidet, und die Schönen hatten die flüchtige Minute besser zu benutzen als zur Erforschung des *double fond.* Die eine und die andere ward in Verlegenheit gesetzt, indem sie in das Spiel des Gauklers mit eingeflochten wurde. Ein *hoher Adel* war hier schon mehr auf seinem Platze, aber das *verehrungswürdige Publikum* kam nicht selten in große Not, wegen des Französischsprechens. Ein junges, schönes Mädchen ließ mich über drei Sitzreihen weg durch einen Knaben fragen, wie „*Kreuz sieben*" hieße. (Diese Karte hatte sie sich in den Sinn genommen, und sie müsse dieses öffentlich erklären.) Da ich in Paris war, konnte ich guten Bescheid geben. Ein ehrlicher Bürger in meiner Nähe war voreilig und reichte, als der Prestidigitateur ein Stück Geld forderte, einen Taler hin mit den Worten: la-voisi! Der gute Mann hatte das noch von der Einquartierung der alten Garde übrigbehalten. Aber der Satan von Franzose hielt ihn jetzt fest und hielt ganze meidingerische Gespräche mit ihm, daß man Mitleiden haben mußte. Herr Rovère hat wirklich geleistet, was von seiner Kunst gefordert werden darf. Aber mit dem zweiten Teile seiner Schauspiele hatte er sich sehr verrechnet. Nämlich nach Beendigung der magischen Vorstellungen im Saale wurden die Zuschauer in einen daranstoßenden Garten geführt. *Grande illumination en verres de couleurs représentante l'empire de Circé, parades,*

scènes mimiques, chant français et italien, dances, fanfares, scènes mimopyrotechniques, alles das ließ man sich einige Male gefallen. Herr Rovère aber hatte sich nicht sowohl Wirkung von der *glänzenden* Beleuchtung versprochen als von der Beleuchtung, da wo sie *aufhörte,* glänzend zu sein. In abgelegenen Lauben und Baumgängen sollten spärliche Lampen die Dunkelheit verraten und die Rückkehr der Besuchenden sichern. Wir soliden Frankfurter aber gingen mit Weib und Kind um 9 Uhr nach Hause, und der Franzose war ganz verblüfft, daß wir von der großen Armee so wenig Lebensart gelernt hatten.

Der stille Fleiß unserer hiesigen *Literatoren* hat einige wichtige Erzeugnisse an den Tag gebracht. Herr *Senator von Meyer,* einer der ersten Gottesgelehrten Deutschlands, hat ein Sendschreiben an den Professor *Marheineke* zu Berlin drucken lassen, worin er auf Verlangen Auskunft gibt, wie er als *Rechtsgelehrter* dazu gekommen, sich mit dem Bibelstudium zu beschäftigen. Der Verfasser kehrt zu den Jahren seiner Jugend zurück, da er die Akademie verließ und ins bürgerliche Leben eintrat. Er sagt: „Körperliches Mißbehagen stumpfte meine muntere Tatkraft ab, und die ernsthaften Schickungen der Zeit verwickelten mich endlich in ihre eisernen Netze. Ohne jemals an den politischen Weltveränderungen tätigen Teil zu nehmen, wurde ich von ihnen allen ein geschlagenes, obwohl dennoch geschontes Opfer. Die glänzendsten Aussichten auf mein weiteres Leben gingen mit dem vielfachen Umsturz der Dinge unter; der Besitz und die Anwartschaft von wichtigen deutschen Staatsämtern wurden mir durch Ländertausch und Aufhebung der Behörden zernichtet; ich wandelte zwischen den Schrecken des Kriegs und auf den Trümmern gewesener Herrlichkeit... Das Nachtstück der Zeit und meine verjährten Leiden, da

ich schon Hausvater war, brachten mich allmählich zu ernsterer und hellerer Besinnung." Da durchfurchte die Gnade des Herrn den Acker seines Herzens, und der Gedanke keimte hervor: „Vater, mache mich zu einem deiner Taglöhner!" Auf diese Weise wurde Herr von Meyer zum Bibelstudium geleitet, und die Vorsehung war ihm hierbei so behülflich, daß sie ihm alle philologischen Hülfsmittel zufließen ließ, deren er bedurfte. „Die besten ältern und neueren Bibelübersetzungen, lateinische Kommentarien und Scholien ... wurden mir wie durch unverkennbare Schickung in Versteigerungen und sonsten zugeführt." — Von demselben Verfasser sind erschienen: „Blätter der höheren Wahrheit, mit besonderer Beziehung auf Magnetismus". Zweite Sammlung. — Der Sänger des *Luther*, Herr Dr. *Friederich*, hat herausgegeben: „Heliodor, des Jünglings Lehrjahre". Die Oberpostamtszeitung vom 20. September hat zur würdigen Feier dieses Tages einen Auszug mitgeteilt, worin der Verfasser die Jünglinge belehrt, wie sie sich als Staatsbürger zu betragen hätten. — Von Professor *Hufnagel* ist erschienen: „Das Leben Jesu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfnis und Leben". Zwei Teile. Das Werk wird sehr gelobt wegen Gehalt und Form.

2.

Frankfurt am Main, den 3. November 1820

Der Kanzleistil der Begeisterung hat sich an *diesem* 18. Oktober nicht geübt, und das erste Stufenjahr der deutschen Freiheit wurde ohne Floskeln und um so schöner in unsern Mauern gefeiert.
Man legte unter gut geordneten Festlichkeiten den Grundstein zu einem großen Gebäude, worin die öffentliche Büchersammlungen der Stadt aufgestellt werden sollen. Rüstkammern solcher Art verbürgen (wenn nur die Waffenübung nicht fehlt) dem Vaterlande den

Sieg über Barbarei und feindliches Wollen mit größerer Sicherheit, als Schwerter und Mauern es vermögen. Daß endlich doch die Hand an dieses wohltätige Werk gelegt worden – an ein Werk, das ein großes Bedürfnis nicht bloß befriedigen, sondern bei vielen auch erregen soll – macht zweifelhaft, ob mehr zu loben sei die deutsche Beharrlichkeit, die einen guten Gedanken, einmal gefaßt, nicht wieder aufgibt, oder mehr zu tadeln sei die deutsche Langsamkeit, die so langer Zeit bedarf, den guten Willen zur Tat zu gestalten. Schon im Jahre 1782 wurde von dem Frankfurter Senate die Erbauung einer Bibliothek beschlossen; bald vierzig Jahre sind seitdem vorübergegangen, und wenn nicht das Vermächtnis eines guten Bürgers, des verstorbenen Buchhändlers *Brönner*, der 25 000 Gulden dazu bestimmte, der Sache einen Antrieb gegeben hätte, so wäre sie wohl jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen. Das Gebäude wird nahe an zweimalhunderttausend Gulden kosten, und es soll in vier Jahren vollendet sein. Dessen Leitung ist dem einsichtsvollen Baukünstler *Heß* übertragen, und da seine Geistesfreiheit hier keine Schranken fand und alle seine Entwürfe genehmigt worden sind, so läßt sich erwarten, daß das Gebäude nicht bloß ein Denkmal des Bürgersinnes und der wohltätigen Fürsorge der Regierung, sondern auch ein Denkmal der Kunst werde. Es gibt vielleicht keine Stadt in Deutschland, wo nach Verhältnis ihrer Größe so viel gebaut wird als hier. Seit dreißig Jahren sieht man jährlich zehn bis zwanzig neue Häuser entstehen. Aber so schön und prächtig auch die dem Reichtume der Besitzer angemessene Ausschmückung, so zweckmäßig auch die architektonische Einrichtung im Innern dieser Wohnungen sein mag, so wenig befriedigt doch deren Außenseite die Forderung der schönen Kunst. Ganze neue Straßen bilden einen einzigen rechtwinke-

ligen, nur mit Luft- und Lichtöffnungen versehenen Steinhaufen, und man würde glauben Kasernen zu sehen, wenn nicht die seidenen Vorhänge an den Fenstern die Art der Bewohner verrieten. Der Sinn für das Öffentliche, was zugleich schön ist (und *schön* ist nur das, was nützlich ist für alle), mangelt hier gänzlich. Das Leben hier ist keine Kunst, es ist ein Handwerk, und Frankfurt ist gewiß einer der engsten, spitzesten Kräh*winkel*, die es in Deutschland geben mag. Nur für das Gute, das gleich in der ersten Folge nützt, herrscht Empfänglichkeit; aber nur die Frucht, nicht die Blüte des Glückes, wird gewartet. Für Kranke und Notleidende, für die Erziehung der Jugend ist gut und reichlich gesorgt, wer aber zu etwas Höherem Lust trägt als zu Arznei und Speise, zu Schulwissenschaft und Schulkunst, der kann sein Sehnen nicht befriedigen. Die düstern Tore und ängstlichen Zugbrücken, die Wassergräben und hohen Wälle und Mauern sind endlich verschwunden, und ein freundlicher Garten umkränzt die erheiterte Stadt. Aber die Tore, Zugbrücken, Gräben, Wälle und Mauern, die in Gesetz und Sitte, in Ordnung und Gewohnheit herrschen, und die herübergekommen aus den Zeiten des Faustkampfes, das Bedürfnis jetzt schon Jahrhunderte überdauern — diese verfinstern und verengen das Leben noch immer. Alles hier ist zünftig, sogar die Freude ist es. Die Arbeiten sind geteilt, die Genüsse sind es auch, und wie die Grenzen benachbarter Handwerke so ängstlich gezogen sind, daß eine fußbreite Übertretung Rechtsstreit und Richterspruch bewirkt, so ist auch Lust von Lust geschieden, und ungeneckt mag keiner herüber- oder hinüberschreiten. Die Aufnahme in das *Kasino* ist mit so vielen Förmlichkeiten verknüpft, als es vormals die Aufnahme in ein Domkapitel war, und *kasinofähig* sein oder nicht sein hat hier eine wichtige gesellschafts-

rechtliche Bedeutung. Man ist hier kein Weltbürger, kein Europäer, kein Deutscher, nicht einmal ein Frankfurter; man ist Kaufmann, Handwerker, Krämer, Doktor, Kandidat, man ist Bürger, Beisaß, Permissionist, man ist Christ oder Jude. Gemeinwesen herrscht nur in Finanz und Polizei, nicht im geselligen Leben; jeder steht einzeln; die Stufen bilden keine Treppe und die Bäume keinen Wald. Daher der Mangel jener Weltanschauung, die uns über Raum und Zeit erhebt und die nur gewonnen wird, wenn die Besten *aller* Stände sich vermengen; daher jene Geisteigenschaft, die an das Pflaster des Geburtsortes bindet; daher die Unerquicklichkeit des hiesigen geselligen Treibens. Es mangelt nicht an Genüssen, aber am *Voll*genusse des Lebens. In den Mittelständen herrscht eine Treue und Biederherzigkeit, die vieles gutmacht, und in den untern eine gewisse Genialität, die nur irrt, weil die Menge ewig jugendlich bleibt und nur foppend unrecht tut. Die höhern Stände sind schlimm. Es gibt hier so viele verständige und gutmeinende, ja geistvolle und edle Menschen. Nun wohl, ihr sprecht mit ihnen; ihr lustwandelt mit ihnen durch die Blumen- und Fruchtwege der Wissenschaft, der Kunst, des sittlichen Lebens; Frage und Antwort, Rede und Gegenrede befreunden sich; ihr versteht euch und seid zufrieden. Plötzlich bleibt euer Begleiter stehen und ist nicht von der Stelle zu bringen. Erstaunt und fragend erhebt ihr den Blick und seht einen der vier Warttürme, die das Weichbild dieser Stadt begrenzen. Euer Mann ist nicht fortzutreiben; sein Wunsch, Wille und Kraft, sein Geist und Herz, sein Auge und Ohr enden hier. Innerhalb jener Warttürme ist er vollkommen. Jene Beschränktheit teilen die Frauen nicht. Geist und Gemüt, Witz, Anmut, Lebendigkeit besitzen viele, und oft gesellen sie zu der Liebenswürdigkeit, die ihr eigenes Erb-

teil ist, auch den Teil davon, der ihren Männern gebührt. Um so ängstlicher aber bemerkt man eine Gefahr, die allen jenen herrlichen Eigenschaften droht. Es ist die Schwärmerei, die Mystik, die sich als düsterer ungesunder Nebel um den Blick der Frauen gelegt hat und der im frömmelnden Wahne für den Himmel gehalten wird. Was Männern nur den Geist verwirrt, verwirrt bei Frauen auch das Herz. Die Frauen Frankfurts sind hierüber mehr zu beklagen als anzuklagen. – Wo es dem Geiste und dem Herzen an jenem Luftzuge fehlt, der die innern Flammen in das Freie führt, da muß die Flamme in sich selbst zurückschlagen, und jener Rauch und Qualm entsteht, der alle Umrisse und Farbe der Dinge verwirrt und verbleicht. Diesen freien Luftzug aber gewährt nur das öffentliche, gesellige Leben, dessen Verhältnisse von Männern geordnet und erhalten worden. Die *Frauenvereine*, welche zur Zeit des Befreiungskrieges hier wie im ganzen Vaterlande sich bildeten, haben jene mystische Neigung ausgebrütet. Es ist für liebevolle Herzen so süß, Wunden zu heilen, daß sie Wunden lieben lernen um der Heilung willen, und wenn sie alle vernarbt, die Krieg und Not geschlagen, wird das leidsüchtige Gemüt zu jener großen Wunde hingeführt, woran die Menschheit ewig blutet – an den klaffenden Abgrund, die Sein von Nichtsein, Zeit von Ewigkeit, die Sinne vom Übersinnlichen trennt. Das *magnetische* Treiben einiger hiesigen Ärzte und öffentliche Vorlesungen über den *tierischen Magnetismus* haben mitgeholfen, den Einklang des weiblichen Herzens zu zerstören. Man dürfte wünschen, jene gefährliche Lehre möchte nur naturkundigen Männern zugänglich gemacht werden, wenn nicht noch gefährlicher wäre, irgendeine äußere Gewalt zur Einmischung in das freie Schalten des Geistes aufzufordern. Wie sehr man sich bemüht, jene, wenn auch aus

reiner Quelle geflossene, aber in ihrem Laufe trüb gewordene Neigung der hiesigen Frauen zu benutzen, zeigt eine neuere Anregung. Die in London bestehende Gesellschaft *zur Bekehrung der Juden* hat einen Missionär hiehergesendet, und es hat sich als Folge dessen auch hier eine solche Gesellschaft gebildet. Seitdem sind in den hiesigen Blättern Aufforderungen zu lesen an jedermann, teilzunehmen an diesem Werke des Heils, Aufforderungen, in einer Sprache abgefaßt, die von der königlichen Natur nichts hat, nicht Kraft, nicht Hoheit, nicht Würde, nichts hat als die Salbung. In diesen Tagen hat „eine deutsche Jungfrau in Frankfurt am Main" eine englische Flugschrift übersetzt, benannt *„Einer englischen Predigerin ‚Worte Deborahs' oder Zuschrift an Frauen für die Londongesellschaft zur Verbreitung des Christentums unter den Juden"*. Die Frankfurter Frauen werden darin eingeladen, den englischen nachzutun und für die Bekehrung der Juden zu wirken, vorzüglich durch *Gebete* und *Groschengesellschaften*. In London hätten mehrere Frauen wöchentlich eine eigene Stunde bestimmt, um ganz besonders zu beten „für die Nachkommen des glaubensvollen Abraham". Wer wöchentlich einen Groschen bezahlt, werde Mitglied der Gesellschaft und ausschußfähig. Das solle man hier nachahmen. Aber unsere guten und verständigen Frauen werden sich nicht verwirren lassen, fühlend, daß es die wahre Heiligkeit nicht sein könne, die man so wohlfeil erkauft; begreifend, daß sie Besseres zu tun haben als zu beten, und wenn ja beten, daß sie zu beten haben für sich oder für alle; und bedenkend endlich, daß ihnen keine andere Bekehrung zukomme als die ihrer Männer von dem Hasse zur Liebe, von dem Dunkel zum Lichte, von der Verwirrung zur Besonnenheit. Das Haus sei ihre Kirche — und Gatte und Kinder ihre Gemeinde.

Es ist kein Sprung, wenn ich von der Mystik und Judenbekehrung zur Komödie übergehe. Unsere Bühnenverwaltung wandelt stolz und ruhig ihre Straße fort, unbekümmert um das „Hundegebell der Dramaturgen". Damit uns die Gewohnheit zahm mache, wird fremden Künstlern, sobald sie die Mittelmäßigkeit überschreiten, kein Gastspiel verstattet. So durften Herr und Frau *Weixelbaum* aus Karlsruhe, die der Ruf zu den besten deutschen Sängern zählt, hier nicht auftreten. Dieser Oktober gab uns zwei dramatische Neuigkeiten, die als Erzeugnisse des Weinmonats etwas von der Natur des Rebensaftes haben: Houwalds „*Leuchtturm*", den Rausch, den unmäßiger Genuß des Weines gibt, und Dr. Blumenhagens „*Simson*", die wehe Nüchternheit, die auf einen solchen Rausch folgt. Wenn die wahre Regel der dramatischen Dichtkunst einen Äquator bildet, so ist Houwald zum Südpole und Blumenhagen bis zum Nordpole der Kunst verschlagen worden. Alle dramatische Handlungen des ersteren sind fabelhafter Art; das Unnatürliche geschieht, das Undenkbare wird gedacht, das Unaussprechliche zu sagen versucht. In einem ältern Drama, im „*Bild*", hat jener Dichter seinen Stoff vom Galgen herabgeholt, im genannten Stücke wohnt der Held hoch in einem Leuchtturme. Das Steigen einer solchen luftschiffenden Phantasie muß mit dem Manne im Monde endigen. Was „*Simson*" betrifft, so muß jeder, der sich nur etwas hierein fühlen kann, in jene einfache Kraftmenschen einer vergangnen Zeit, wenigstens lächeln, wenn er sieht, wie sie von neuen Dichtern abgehobelt und gebohnt werden. Dieser Simson da war nicht der kühne Lümmel des Alten Testaments, das war ein zierlicher Theaterheld, der sentimentalisierte, reflektierte und manierierte wie unsereiner. Was haben jene glücklichen Menschen von unserer erbärmlichen Nervenphilosophie gewußt? Auf

der Bühne erschien Simson gekleidet mit weiten Gewändern, Turban und Zubehör, ohngefähr wie der Kalif von Bagdad in der Oper dieses Namens. Über sein Kleid eines Operntänzers trug er eine nachgeahmte Löwenhaut. Wie gekleidet, ist er gedichtet. — Die Familie *Kobler* gab diesen Monat über und gibt noch ferner Balette. Gute Solotänzer sind sie allerdings; aber an Pantomime, an dramatischer Tanzkunst fehlt es ihnen. Doch muß es zu ihrem Vorteile bemerkt werden, daß sie bei unserer Bühne die notwendigen Gehülfen vermissen; denn wir haben kein tanzendes Chor. — Der Flötenspieler *Drouet* gab ein zweites Konzert. Ich sage der Kürze wegen, seine Flöte ist eine löwenzüngige Nachtigall — obzwar die gute Schreibart solche aufgeblasene Redensarten verbietet. — Auch des berühmten *Moscheles* aus Wien hatten wir uns zu erfreuen. Gleich rauschender Beifall als ein früheres Mal, und wie er hier selten gegeben wird, wurde ihm gezollt. In einem Doppelkonzert, das er mit unserm *Alois Schmitt* spielte, war es so erfreulich als anziehend zu beobachten, wie diese großen Künstler *von verschiedenen Wegen* her am Ziele der Meisterschaft zusammentrafen.

3.

Frankfurt am Main, den 6. Dezember 1820

Wenn auch das „Morgenblatt“, seiner Bestimmung nach, der Verhandlung politischer Dinge nicht allen Platz verweigern müßte, so könnte es doch nicht Platz *genug* einräumen, um die *„Geschichte des preußischen Staates“*, die ohne Namen des Verfassers hier im Verlage der Herrmannschen Buchhandlung (der dritte und letzte Band im vorigen Monate) erschienen ist, nach der Fülle ihres Wertes zu loben! Aber dieses Werk hat eine Kunstseite, die mit einigen Worten berührt werden mag. Es ist so leicht zu erklären, warum die Deutschen

keinen Stil haben können, daß es verzeihlich wird, *daß* sie keinen haben. Der rohe Ausdruck des Gedankens verhält sich zum künstlerischen wie ungemünztes Metall zum Gelde. Was das Gepräge an der Münze, das ist an der Rede der *Stil.* Es gibt einen Nationalstil und einen Personalstil; jenen haben die Franzosen, diesen die Engländer. In Frankreich ist die Geistesbildung monarchisch; darum unterscheiden sich dort die guten von den mittelmäßigen Schriftstellern nur im Gedankenreichtume, nicht durch ihren Stil, der bei allen fast gleich ist. In England ist die Geistesbildung republikanisch. Aber in Deutschland leben die Männer der Kunst und Wissenschaft, ob sie zwar figürlich von einer Gelehrtenrepublik sprechen, den Wilden gleich, noch in keiner geselligen Verbindung; darum haben die Schöpfungen ihres Geistes einen Wert, aber keinen Preis – sie haben keinen *Stil.* Wir ermangeln sowohl einer Hauptstadt, die für alle Strahlen einen Brennpunkt, für alle Erzeugnisse des Geistes einen Markt bilde, als auch einer Volksrepräsentation, wobei die Besten aus der Menge, diese vertretend, raten und beschließen. Die kritischen Blätter könnten solche Kammern bilden, aber die meisten sind nur Wohnhäuser, worin die Familienväter-Redakteurs nach Belieben schalten und walten. Es geht nie eine öffentliche Meinung daraus hervor; denn wenn auch das eine kritische Blatt tadelt, was das andere lobt, so treffen doch diese feindlichen Ansichten nie auf einem Schlachtfelde zusammen, sie umgehen sich, und kein Werk der Wissenschaft erfährt einen entscheidenden Sieg oder eine entscheidende Niederlage. Das Beste findet seinen Tadler, und das Schlechteste seinen Lobredner. So können es die Deutschen zu keinem Stile bringen, weil sie einzeln stehen. Wohl bliebe es jedem frei, die Eigentümlichkeit *seines* Geistes auszuprägen mit dem Stempel *seines* Stils, aber die Deutschen sind zu

furchtsam, sie *wagen* es nicht, einen Stil zu haben, sie halten dieses für eine strafbare Falschmünzerei. Ihre Ängstlichkeit verrät sich gleich darin, daß sie in der didaktischen Rede *Wir* sagen, statt *Ich.* Die wenigen, die sich durch ihren Mut auszeichnen, haben nun freilich einen Stil, obzwar keinen musterhaften (klassischen). Dieses Wort, in dem einen und dem andern Sinne genommen, als Ausdruck des *Wertes* und als den des *Preises* der Gedanken, kann man sagen, daß es Schriftsteller gibt, die einen guten Stil haben, aber keinen Stil (wie Goethe), und andere, die einen Stil haben, aber keinen guten (wie Jean Paul). Johannes v. Müller hätte beides gehabt, hätte er sich dazu verstehen können, von der Gediegenheit seiner Gedanken einiges aufzuopfern. Denn wie keine Münze haltbar wird ohne Beimischung unedler Metalle, so kann man auch keinem Stile Haltbarkeit geben, wenn man nicht mehr Worte verwendet, als der Sinn erfordert. Alles bisher Gesagte gilt nur von der frühern Zeit; denn in der neuen sind Zeichen genug vorhanden, daß die deutschen Schriftsteller bald einen Stil bekommen werden. Den Anfang hierin macht das erwähnte Werk über die *„Geschichte des preußischen Staates“*. Ich sage, es macht den Anfang, die ersten Schritte – in der Zeit, nicht im Raume; denn es hat das Ziel der Vollkommenheit schon erreicht. Kein zweites deutsches Buch hat eine so herrliche Schreibart, die so viel Stärke mit so viel Anmut, so viel Gediegenheit mit so großer Behendigkeit und das Seelenvolle eines Gemäldes mit dem Muskelausdrucke eines plastischen Bildwerkes vereinigt. Man sollte das Buch, abgesehen von seinem übrigen Werte, zu rhetorischen Zwecken in Schulen einführen, damit die deutsche Jugend lerne, wie man Gedanken nicht bloß habe, sondern auch *wecke,* was nur die schöne Redekunst vermag.

Aber unsere Bühne rechnet noch immer nach dem Kalender *alten Stils,* sowenig sie auch übrigens dem griechischen Kultus anhängt. Doch fordert die Gerechtigkeit, daß ich ein Verhältnis nicht verschweige, welches ihre üble Lage sehr entschuldigt. Sie ist vielleicht die einzige in Deutschland, die von dem Staate nicht die kleinste Unterstützung genießt, ja, dieser zieht noch Vorteil von ihr; denn das Schauspielhaus, ein städtisches Eigentum, ist der Direktion verpachtet, und es heißt sogar, man wolle jetzt den Pachtzins erhöhen. Unser Freistaat hat es noch nicht zu der Einsicht gebracht, daß weniger die Befriedigung der tierischen als die der geistigen Bedürfnisse der Menschen diese genötigt hat, in eine gesellschaftliche Verbindung zu treten. Auch der einzelnstehende Mensch hat Verstand genug, zu begreifen, was seine Sinnlichkeit fordert, und Kraft genug, ihr zu gewähren. Der Selbsterhaltungstrieb überredet oder zwingt ihn. Aber der fastende Geist hungert nicht, und er stirbt dahin, ohne sich seines Lebens bewußt zu werden, wenn nicht mütterliche Sorgfalt ihn speist und tränkt. Die Regierungen haben diese Mutterpflicht zu üben. Braucht es aber wiederholt zu werden, daß die *Bühne* zugleich Schule und Sonntagsfeier der Erwachsenen ist, die ihnen nicht bloß Unterricht, sondern auch Erholung gibt von den langweiligen Lehrstunden des wahren Lebens? Man erwidere nicht: der Staat hat dringendere Ausgaben für das Wohl seiner Bürger zu bestreiten, eine Schaubühne aber ist entbehrlich. Was heißt entbehrlich? Der Wein, die Musik ist es auch. Die Luft ist unentbehrlich, und wer *genießt* sie? Nicht daß der Mensch atme, daß er froh atme, darauf kömmt es an. Wo die Notwendigkeit aufhört, fängt erst die Freiheit an, wo die rohe Sinnlichkeit endet, beginnt erst die menschliche Lust. Auch ist die hiesige Bürgerschaft reich genug, um jähr-

lich eine hinreichende Ausgabe für ihre Bühne machen zu können, ohne eine andere, notwendigere darum beschränken zu müssen. Daß sie es *nicht* tut, ist um so unerklärlicher, da sie sich selbst besteuert, indem Frankfurt einen Freistaat bildet und die alleinherrschende Ansicht einer Finanzkammer dort nicht hindernd in den Weg treten kann. So wird nun die Bühnenverwaltung auf ihre eigenen Quellen oder vielmehr auf ihre *Zisternen* angewiesen; denn das Wasser quillt nicht von selbst, es wird von Tage zu Tage gesammelt. Sind sie nun ausgeschöpft und wir verschmachten, dann mag die Verwaltung sich freilich etwas rechtfertigen können. Sich *ganz* lossprechen, das vermag sie nimmer; denn sie selbst hat sich in einen verderblichen Zirkel gebannt. Unzeitige Ersparnisse haben das Einkommen vermindert und eine Fehlsumme herbeigeführt, und diese zu decken, werden ferner unzeitige Ersparnisse gemacht, die den Verlust nur vergrößern. Man kann der Theaterverwaltung keineswegs eine übermäßige Gewinnsucht zum Vorwurfe machen; sie besteht aus reichen Kaufleuten, die von ihrem dargeliehenen Gelde nur den Ertrag der landesüblichen Zinsen fordern. Mangelnde Einsicht hat zu fehlerhaften Schritten verleitet. Man sucht die Schauspiellustigen zu *reizen*, man bemüht sich aber nicht, sie zu *fesseln;* denn das Neue reizt, und nur das Gute fesselt. Es geht kein Monat vorüber, ohne daß man uns neue Stücke gibt, aber sie sind, wie sie heutzutage sind. Die vielen guten ältern aber läßt man von den Mäusen zernagen. Ich habe das Opernverzeichnis der hiesigen Bühne vor Augen liegen, es ist so reich, als man es nur wünschen kann. Wird es wohl einer glauben, daß neben den vielen Meisterwerken von Paesiello, Cimarosa, Grétry, Simon Mayr, Zingarelli, Gluck, die man seit vielen Jahren nicht mehr gibt, sogar zwei Opern von Mozart sich befinden, die das ganze jetzige

Geschlecht fast vergessen hat? Daß *„Indomeneo“* seit dreizehn Jahren nur *drei*, *„Così fan tutte“* seit vierundzwanzige Jahren nur acht Male aufgeführt worden ist? Daß Spohrs *„Faust“* und *„Zemire und Azor“*, beide vortreffliche Opern, die er, als er hier Kapellmeister war, für unsere Bühne komponiert hat, seit seiner Entfernung gar nicht mehr zum Vorscheine kommen?

Die zwei neuen Stücke, die uns der Monat November gegeben, sind: *„Die Truhe“* von Fr. *Kind*, und *„Klara von Montalban“*, nach einem Roman der Frau v. Genlis, bearbeitet von *Elise Bürger*. „Die Truhe“ nennt der Dichter eine „dramatische Kleinigkeit“. Vor so einer höflichen Bitte kann die Kritik freilich nur eine stumme Verbeugung machen; aber sie denkt bei sich: ein Drama ist keine Kleinigkeit, man soll daher keine dramatische Kleinigkeit schreiben. In dieser Kleinigkeit ist mir nur eine Kleinigkeit aufgefallen — ein *Reim*. Auf *Geitz'gen* (Geizigen) wird gereimt *Reizgen* (das Verkleinerungswort von Reiz). Ich meine aber, das heißt nicht die Sprache bereichern, wenn man ihre Gold- und Silbermünzen gegen Kupfergeld auswechselt, damit die Zahl der Stücke sich vermehre. Das Schauspiel der Frau Bürger habe ich weder gesehen noch gelesen, ich kann aber doch mit Verstand darüber urteilen. Ein hiesiges Theaterblatt hat das Stück sehr getadelt, die Verfasserin selbst aber ist öffentlich aufgetreten und hat es sehr gelobt. Die Mitte zwischen *sehr schlecht* und *sehr gut* ist *mittelmäßig gut*, und dabei bleibe ich stehen. Man darf es der Verfasserin nicht zum Vorwurfe machen, daß sie sich selbst Recht verschafft, sie ist dazu genötigt worden. Sie sagt: „Da die Direktion mir noch ein Schauspiel in Jamben abgekauft hat und geben wird, so war ich es *derselben* schuldig, wenn ich auch um meinetwillen gern geschwiegen hätte.“ Wir erwarten die

Jamben und schweigen. Doch darf ich nicht zu erwähnen vergessen, daß Frau Bürger auch ein Deklamatorium gegeben hat. Eines Urteiles darüber enthalte ich mich, da ich meiner Unbefangenheit hierin nicht traue; denn das Deklamieren liebe ich schon darum nicht, weil man kein deutsches Wort dafür hat. Es hilft mich nichts, in *Heyses* Verdeutschungswörterbuche nachzuschlagen. Dort heißt es: „*Deklamieren,* 1. kunstmäßig lesen oder reden, mit Empfindung vortragen; 2. im rednerischen Tone von unwichtigen Dingen reden, ein Prunkgerede machen, sich in Schmuckrederei verlieren; 3. schreien, eifern, poltern, losziehen (z. B. gegen einen Fehler)." Frau Bürger ist weder gegen einen Fehler losgezogen, noch passen die übrigen Verdeutschungen auf ihre Vorträge. – Auch *Spohr* hat uns auf seiner Durchreise nach Frankreich und England mit einem Konzerte erfreut. Man braucht nur diesen Namen zu nennen, das übrige versteht sich von selbst.

4.

Frankfurt am Main, den 4. Januar 1821

Zur gemeinschaftlichen Übung und Ausübung des Gesanges bildete sich hier vor drei Jahren unter dem Namen *Cäcilienverein* eine Gesellschaft von Männern und Frauen, deren Art und Weise jede Aufmunterung verdient und schon entbehren kann. Der Gesang ist die Ursprache des Herzens, die Instrumentalmusik nur eine Übersetzung dieser Sprache, und so verehren die Frauen den Herrscher ihrer eigenen Natur, wenn sie der Muse des Gesanges huldigen. Daß jener Verein den Sinn und das Ziel seiner Bestimmung so wahr auffaßte und so schnell erreichte, verdankt er der Leitung des Herrn *Schelble,* ehemaligen Sängers bei unserer Bühne, eines Mannes, der mit der Fertigkeit eines öffentlichen Künstlers den Geist verbindet, welchen die Fertigen oft ver-

lieren, und die Liebe, welche die häusliche Kunst beseelt. Der Cäcilienverein, bedenkend, daß das allen Zugängliche etwas von seiner Würde verliere, beschränkt die Zuhörer bei seinen Darstellungen auf seinen eigenen an Übung, Lust und Zahl immerfort wachsenden Kreis. Nur selten gibt er von seiner schönen Ausbildung öffentliche und überraschende Beweise. Dieses geschah auch am 5. Dezember bei einer Aufforderung, welche verstanden zu haben das beste Lob verdient. Es war der Sterbetag des großen Mannes, der die Musik erschaffen hätte, hätte sie der Himmel nicht selbst geschaffen – *Mozarts*, und man wollte durch die Ausführung seines herrlichen Werks, des „*Requiems*", dieser schönsten Verklärung des Grabes, den Tod des Künstlers zugleich betrauern und erheitern. Der Saal war schwarz behangen und auch alles übrige sinnvoll und malerisch angeordnet. Die Zuhörer und Zuhörerinnen erschienen in Trauerkleidern, und nie war die innere Übereinstimmung der Gefühle auch äußerlich so sichtbar als hier. Die musikalische Ausführung geschah mit derjenigen Vollkommenheit, die nur erreicht wird, wenn Bekannte der Kunst zugleich ihre Freunde sind. Ging auch durch den Mangel der Instrumentalbegleitung, die zufällig an jenem Tage nicht zu haben war, einiges verloren, so ward dieses reichlich ersetzt, indem man den Gesang, den die immer herrschsüchtigen Instrumente nicht unterdrückten, stärker vernahm und genoß. Noch ein anderes erhöhte die Bedeutung dieser Feier: die Anwesenheit des jungen *Mozarts*, der als Sohn und Künstler sich der Verehrung seines Vaters und der Kunst erfreuen durfte. Er selbst gab kurze Zeit darauf ein Klavierkonzert, das so zahlreich besucht wurde als nie ein früheres. Auch hierbei zeigte der Cäcilienverein durch Aufführung einer Kantate warme und achtungswerte Teilnahme. Die Leistungen des Herrn *Mozarts*,

seine Tondichtungen sowohl als sein Spiel, befriedigten im hohen Grade, und gewöhnt, wie man ist, die Natur nach der Schaffung eines großen Vaters erschöpft zu sehen, war man überrascht, noch im Sohne so viel Kraft zu finden. Der Herbst der Tonkünstler – der Winter, brachte uns im vorigen Monate noch zwei andere Konzerte. Das eine gab Herr *de Groot*, Mitglied des hiesigen Orchesters, ein so kunstfertiger als gefälliger Klarinettspieler; das andere ward von dem vereinigten Orchester zum Vorteil des Theaterpensionsfonds gegeben. Am letzteren tadelte man die unüberlegte Auswahl der Musikstücke. *Hier* gerade wäre des wohltätigen Zweckes wegen erlaubt gewesen, durch das *Neue* zu reizen, und man hätte diese Erlaubnis um so eher benutzen sollen, da man die Würde der Kunst dem Geldvorteile nicht aufzuopfern brauchte; denn gar manche herrliche Musik ist uns noch neu. Die zwar ehrenwerten, aber ausgedienten Musiksachen, welche man spielte, brachten den ausgedienten Schauspielern kleinen Gewinst.

Einige Privatbühnen wollten den Winter durch die Kunst und die Zeit befördern, aber gleich nach den ersten Vorstellungen ließ die Polizei den Vorhang fallen. Ob darum, weil jene als Liebhabertheater zu sehr Wort gehalten, oder weil sie sonst auf andere Art zu natürlich gewesen, vergessend, daß die Bühne das Leben fernschaulich malen, aber nicht handgreiflich darstellen dürfe; oder weil die große Mutter-Bühne Zunftrechte geltend gemacht – das habe ich nicht erfahren. Aber unsere Großmutter-Bühne selbst hat von einigen hunderten, nicht bloß unbezahlten, sondern auch bezahlenden Liebhabern ein großes Lärmstück aufführen lassen. Eine hiesige Schauspielerin, an der man strafbar fand, daß sie die Gunst der Menge im gleichen Grade erwiderte als besaß, und deren häusliches Leben, da es

öffentlich geworden war, man zu untersuchen sich berechtigt fühlte, sollte, weil die Gesetze sie nicht erreichten, von einem Sittengerichte verurteilt werden. Als sie daher auf der Bühne hervortrat, wurde sie mit einem Donner des Mißfallens empfangen. Die Getroffene blieb aber unzerschmettert und berief sich kalt und ruhig auf ihr schuldloses Leben. Ob die Gewohnheit der Tugend oder die Tugend der Gewohnheit sie aufrecht erhalten, entscheide ich nicht; die Meinungen waren geteilt, aber die Mehrheit der Stimmen behielt und übte Recht. Spät, nachdem alle akustische Zeichen des Tadels erschöpft waren, kehrte die Ruhe zurück, und das Stück wurde zu Ende gespielt. Aber die gerichtete Schauspielerin unterlag doch dem Andrange; sie wird unsere Bühne nicht mehr betreten und Frankfurt verlassen. Die Liebe, auch nur zur Kunst, verliert viel an ihr, und sie wird schwer zu ersetzen sein. Die Theaterdirektion hätte die angeschuldigte Schauspielerin nicht sollen auftreten lassen, *so bald* nicht; denn, von der Verabredung unterrichtet und gewarnt vor dem herannahenden Ungewitter, wäre es menschlich gewesen, von einem wehrlosen Weibe die öffentliche Kränkung abzuwenden. Aber finanzschlau wie sie ist, sah sie an der Gewitterstange nur die vergoldete Spitze – ihr Herz war leer, und das Haus ward voll ... Außer dem erwähnten Stücke hatten wir noch zwei andere neue. Erstens: „*Abraham*", Melodrama mit Musik von Seyfried. Der Wein der Musik reichte nicht hin, die große Wassertonne des Dramas zu veredeln. Es ist doch eine strafbare Entweihung der biblischen Geschichten, wenn man den darin herrschenden guten Geist zu einem bald greulichen, bald lächerlichen Gespenste umwandelt. Wenigstens das Kunstgericht darf hierzu nicht schweigen. Das zweite neue Stück war: Voltaires „*Zaïre*", nach der Übersetzung von *Peuzer*. Es hat seinen be-

kannten Wert; aber wenn man endlich einmal die Hand nach dem Guten ausstreckt, warum nicht das bessere Vaterländische ergreifen? Solange unsere Dichtkunst einen Sommer hat, warum sich an den Treibhausgewächsen der Übersetzungen erfreuen? Frankfurt, das muß man rühmen, verzärtelt seine Kinder nicht. Unseres Goethes *„Egmont"* und *„Götz"* sind nie über unsere Bühne gegangen — *nie!* und sind uns so fremd, als es die „Sakontala" des Kalidas war, ehe Forster sie ins Vaterland verpflanzt.

Das sogenannte *neue Jahr* gibt mir Veranlassung, von den hiesigen Zeitschriften zu sprechen, diesen Kalendern der Wissenschaft. Unser Baum des Erkenntnisses ist blätterreich genug und wirft breiten Schatten. Über die vier politischen Zeitungen wüßte ich wenig zu sagen, auch wenn mich das „Morgenblatt" geduldig anhören wollte. Sie treiben bloßen Transito-Handel, und da sie nichts *wagen*, sind sie sichere Kaufleute, denen man vertrauen darf. Nur jedesmal am 1. Januar trinken sie etwas viel, und dann sprechen sie in Versen sowohl gereimte als ungereimte Dinge. Diese Neujahrsgedichte sind von großem humoristischen Werte, sie sind satirische Paraphrasierungen des *Prost Neujahr!*, welches um Mitternacht die Buben auf der Gasse schreien. Es ist schon an sich selbst drollig, eine ehrenfeste, politische Zeitung mit sehnsuchtsvollen Gedichten an Sonne, Mond und Sterne zu beginnen und die europäischen Staatsmänner durch Glaube, Liebe und Hoffnung zu rühren; es ist, als sähe man Soldaten in seidenen Strümpfen Schildwache stehen. Auch eine große Dichterin (ich nenne sie so, weil in Deutschland die Frau eines Geheimrats Geheimrätin genannt wird) hat eine unserer Zeitungen mit einem Neujahrsgedichte bräutlich ausgeschmückt, wie sie auch schon früher unsere Gastfreundschaft mit Versen erwiderte. Doch haben

wir auch eine schöne Literatur (so genannt, wie das weibliche Geschlecht das *schöne* heißt, weil es *manchmal* schön ist). Zuerst die „*Iris*", eine sonntägliche Beilage zur „Zeitung der freien Stadt Frankfurt", vorzüglich Theaterkritiken bestimmt, wobei sie zwischen der Lobsucht der Schauspieler und der Tadelsucht der Zuschauer (der Szylla Gebell und der Charybdis Geheul) mit vieler Geschicklichkeit durchschifft. Dann eine andere sonntägliche Beilage zum „Frankfurter Journal" unter dem Namen „*Wöchentliche Unterhaltungen für Stadt und Land*". Trotz dieses bäuerlichen Namens enthält dieses Blatt viele gute Erzählungen und Gedichte – ob eigene oder angeeignete, weiß ich nicht; denn die gefiederten Sänger des deutschen Apollohauses fliegen von Blatt zu Blatt, und man erfährt nicht, wo sie ihr Nest haben. Etwas Schönes haben diese wöchentlichen Unterhaltungen, was sie vor allen ähnlichen Blättern auszeichnet. Sie machen nämlich öffentlich die Namen derjenigen bekannt, welche die von ihnen gegebenen Scharaden und Rätsel zuerst erraten haben. Auch teilen sie zuweilen den glücklichen Sphinxtötern ansehnliche Preise aus. Von zehen Meilen weit in der Runde schicken kluge Ödipe ihre Auflösungen und Namen ein, um sich gedruckt zu sehen. Man glaubt es nicht, wie ungemein durch diese Anstalt der Scharfsinn im ganzen Maingaue gewetzt wird. Auch enthält das deutsche Journal selbst in der Mitte seines Textes eine regelmäßige Kritik des Mainzer Theaters, die nicht ohne Vorzüge ist. Endlich ist die „*Wage*" zu erwähnen, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, die aber das Recht der Zwangslosigkeit in jedem Sinne mißbraucht; denn sie erscheint so selten, als ein Lob in ihr. Wir huldigen also sehr der schönen Kunst; doch diese, unserer Bewerbungen müde, hat uns jetzt allen einen Korb gegeben – einen *Blumenkorb* nur. Mit diesen Namen

hat sich auf das beginnende Jahr eine neue Wochenschrift gemeldet, ein vaterländisches Volks- und Bürgerblatt. Sie sagt in ihrer Bekanntmachung: sie wolle es nicht den andern nachtun, die viel versprechen und wenig halten, sondern sie verspreche gar nichts, verspreche aber zu halten, was sie nicht verspreche, und das in folgendem bestehe usw. Unser *gesetzgebender Körper* ist angeregt worden, sich über zwei der städtischen Einrichtungen zu beraten, deren Abänderung wohltätig wäre. Beides sind Gegenstände, die alle berühren, da sie Tod und Leben, Gesundheit und die Heiterkeit des Lebens betreffen. Es ist von der Verlegung der *Kirchhöfe* außer der Stadt und von der Aufhebung der *Torsperre* die Rede. Wenn das erstere, wie es wahrscheinlich ist, zur Ausführung kömmt, wird man es dem warmen Eifer des Herrn Dr. *Hofmann,* ausübenden Arztes und Mitglieds des gesetzgebenden Körpers, zu verdanken haben. Durch mehrere Flugschriften, in einer Sprache geschrieben, die zugleich überzeugt und überredet, ist er der beabsichtigten Wirkung nahegekommen. Mit der *Torsperre* verhält es sich wie folgt. An den kürzesten Tagen um 5 Uhr, an den längsten um 9 Uhr abends, und in der Mitte früher oder später, je nach der Jahreszeit, wird an allen Toren der Stadt fürchterlich getrommelt. Das Trommelstück hat wie jedes andere Konzert drei Abteilungen und zwei Pausen. Die letztern werden dort zur Bewegung der Hände, hier zur Bewegung der Füße benutzt. Zuerst das besonnene, doch darum nicht minder kräftige *Allegro;* dann ein ruhiges *Andante;* endlich ein wütendes, auf Sturmesflügeln hineilendes *Rondo,* auch *Generalmarsch* genannt. Sobald der letztere anfängt, sieht man an schönen Sommerabenden, wenn die Nachtigall zu schlagen, wenn die Blume zu duften, wenn die Kühlung zu wehen beginnt, die Landstraßen, die Fuß-

wege heran, von den Dörfern herüber, unter den Bäumen, hinter den Hecken hervor, aus Feldern und Gärten, Alt und Jung, Mann und Weib, Arm und Reich herbeieilen, die Menschenmenge treibt sich, drängt sich, und die geduldige Schafherde wird in den städtischen Pferch – nein, Stall getrommelt. Mit dem letzten Wirbel schließt sich das dröhnende Eisentor. Der Schreiber mit gebogenem Rücken, der Handwerker, der erst vor einer Stunde seine Werkstätte verließ, die mondscheindurstigen Verliebten, sie müssen ohne Erbarmen herein. Da kömmt ein freudenarmer Taglöhner von seinem Sonntagsbier zurück; er lauft, er keucht, er ist noch wenige Schritte vom Tore entfernt, er könnte es mit Händen greifen – aber die Trommel hat ausgewirbelt, und will er nicht im Freien die Morgenröte erwarten, muß er *vier Kreuzer* bezahlen. Freilich hat diese Abgabe eine heilige Bestimmung; sie ist der Armut gewidmet und so beträchtlich, daß sie im vorigen Jahre fünfzehntausend Gulden eingetragen hat. Aber ließe sie sich nicht durch eine andere Steuer ersetzen? Man kann nicht einwenden, der Vermögendere könne leicht diese kleine Abgabe entrichten; dann bleibt sie um so verwerflicher, wenn sie den Armen allein belästigt. Doch auch dem Vermögenden ist die Freiheit hierin nicht minder beschränkt; erstens: weil auch die Reicheren aus einem erklärlichen und verzeihlichen Murrsinne sich nicht die Luft wollen besteuern lassen, und zweitens: weil man ungern einsam im Freien wandelt und die meisten, einer dem andern folgend, in die Stadt zurückkehren. Es ist mehr zu wünschen als zu hoffen, daß der gemachte Vorschlag zur Ausführung komme.

5.

Frankfurt am Main, den 6. Februar 1821

Entweder ist es erlogen, daß die Bühne jeden Ortes dieses Ortes Leben konterfeie, oder Mnemosynens Töchter sind boshafte Malerinnen, deren Pinsel froher verzerrt als schmeichelt. Auch die mäßigste Eigenliebe würde uns zwingen, das eine oder das andere zu glauben. Wenn es nicht so, wenn es wahr wäre, was behauptet wird, daß die Gemeinde einer Stadt ihrer Bühne gleiche (wie diese *geleitet* oder *geduldet* wird), dann stünde es schlimm mit uns. Ein Überblick der *erlittenen* Darstellungen im verflossenen Jahre müßte zu dem Urteile führen, daß uns Geist wie Herz und aller Sinn mangle für das Schöne und Erhabene. Man dürfte folgern, daß wir kein feines Ohr hätten für das zarte Saitenspiel der Lust, sondern nur ein barsches für jede krachende Fröhlichkeit; daß wir kein gesundes Auge hätten für die erhabene Pracht der aufgehenden oder untergehenden Sonne, sondern nur ein Blinzen für den Flitterglanz der Kunstfeuerwerke; und daß wir keine Mitempfindung hätten für einen großen Schmerz, sondern nur kindische Tränen für den Beinbruch einer Puppe. Aber solche Folgerungen sind falsch, und wir schieben jeden Vorwurf auf die Schuldigen zurück. Die Bühne suchte und fand unsern Beifall nie. Im verflossenen Jahre wurden 324 größere und kleinere Stücke aufgeführt. Darunter waren: *Trauerspiele* 44 (meistenteils nur traurige Spiele). *Schauspiele* (Fisch- und Mehlspeisen) 50, *Lustspiele* 107 und *Opern* 123. Also oben spitz und unten breit – eine ägyptische Pyramide, worin die Herrschergebeine unseres Geschmackes begraben liegen. Wie sich aus folgendem ergibt, zeigt der Nilmesser unserer dramatischen Kunst auf großes Wasser und befruchtenden Schlamm. Unter den Schauspielen in der allgemeinen Bedeutung (*rezitie-*

rende Schauspiele, wie man hinter den Kulissen sagt) waren, um nur der Demagogen des dramatischen Volks zu erwähnen: von *Iffland* 5, von *Ziegler* 11, von Frau von *Weissenthurn* 15 und von *Kotzebue* 59. Dagegen erscheinen: *Schiller* mit 8, *Voltaire* mit 2, *Moreto, Shakespeare, Lessing, Müllner* und *Grillparzer* jeder mit 1. Aus der Überschwemmung, welche im vorigen Jahre die ausgetretene Hippokrene verursacht hat, ragen nicht mehr als 8 Schauspiele höherer Art wie Bäume hervor. Nämlich: „Die Braut von Messina", „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orléans", „Donna Diana", „Emilie Galotti", „Hamlet" (zwar nur Schröders vierschrötiger), „Zaïre", „Graf Essex", „Sappho" und „Die Schuld". Am häufigsten wurden wiederholt, und zwar von Opern „Titus" und „Tankred", jede siebenmal, und „Joseph", „Der Kalif von Bagdad" und *„Das lebendige Weinfaß"*, jede sechsmal. Von Schauspielen: „Die eifersüchtige Ehefrau" und „Verlegenheit und List", Lustspiele von Kotzebue, siebenmal und Houwalds „Bild" und *Reinbecks „Quartierzettel"* sechsmal. Vergleicht man diese Übersicht mit dem neuesten Schauspielerverzeichnisse der uns nahen Darmstädter Bühne (in Lemberts Taschenbuch für Schauspieler auf das Jahr 1821 mitgeteilt), so muß man den Kopf schütteln und sich verwundern. Dort werden wöchentlich nur *zweimal* rezitierende Schauspiele gegeben, und Hof und Stadt wenden, wie bekannt, ihre Neigung und Sorgfalt mehr der Oper zu. Und dennoch bringen sie, außer den wenigen guten Stücken, die wir mit ihnen gemein haben, „Mahomet", „Merope", „Götz von Berlichingen", „Torquato Tasso", „Phädra", die „Wallenstein", „Das Leben ein Traum", „Minna von Barnhelm" und „Julius Cäsar" zur Aufführung. Dabei merkte der Berichterstatter aus Darmstadt an: daß in jenem Verzeichnisse nur die größern Stücke aufgezählt worden

wären, „denn die meisten kleinen Stücke gehören ohnedies nur zum Verderben der deutschen Schaubühne und werden hier nur im äußersten Notfall gegeben!“ *Weil* die kleinen Stücke nur zum Verderben der deutschen Schaubühne gehören, läßt sich schon denken, daß wir hier ganz damit überstreut werden. Die Stücke von nur zwei Akten nicht zu rechnen, die doch eigentlich auch zu den kleinen Stücken gehören, sind im verflossenen Jahre 48 Stücke von *einem* Akte, teils Singspiele, teils Schauspiele gegeben worden. Diese kleinen abgetröpfelten Gaben beweisen, daß man uns entweder für Kinder hält, welchen man ihren Milchbrei, oder für Kranke, welchen man ihre Tropfen in Zuckerlöffelchen reicht. Woher die Kränklichkeit unserer Bühne komme, ist schwer zu ergründen. Sie kann nicht daher rühren, daß wir zuviel *handeln* und die kommerzielle Kontemplation unsern Blick von gemeinen irdischen Dingen abwendet; denn in Leipzig handeln sie noch mehr, sie haben drei Messen und wir nur zwei, und dennoch läßt die dortige Bühne „Romeo und Julie“, „Macbeth“, „König Lear“ von Shakespeare u. dgl. m. spielen. Das Mainwasser kann nicht schuld am Übel sein; denn auch die Bühne zu Mainz, wo der Main als an seinem Ausflusse am breitesten ist, läßt Stücke jener Art aufführen, wie sie sich für Männer und für Geistesmündige ziemen. Auch sind wir nicht etwa zu gute Prosaiker, um das Papiergeld würdiger poetischer Freuden zu achten; denn wir versifizieren unser tägliches Leben täglich mehr und mehr, so daß es fast dithyrambisch geworden ist. Noch vor zwei Jahren wußten wir eine Wohnung, die wir zur Miete anboten, nicht besser zu empfehlen, als daß wir sagten, sie habe *die beste Meßlage*, jetzt aber rühmen wir von ihr, sie habe *eine romantische Aussicht*. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß sich unser Theater magnetisieren lasse,

um im somnambülen Zustand den Sitz seines Übels und das Kraut zu verraten, das gegen den Tod gewachsen ist.

Das war der Geist des verstorbenen Jahres! Jezt entschwindet er meinen Blicken; denn er witterte Morgenluft und hörte den Hahn schreien. Dieser Hahn ist der gespornte *Prolog*, der jedesmal am 1. Januar auf der Bühne erscheint und das schönste theatralische Wetter verspricht. Er rief dieses Mal unter andern:

> Wenn wir hinfort auf lichtumglänzter Bahn
> Dem Ideale der Vollkommenheit uns nahn,
> Wenn hier bei deutschem Witz, bei deutschen Melodien
> Aus deutscher Brust des Tages Sorgen fliehen,
> Wenn aller Mißmut, aller Tadel schweigt,
> Dann erst ist unserer Wünsche Ziel erreicht!

Unter *lichtumglänzter Bahn* ist hier nicht das gemeine irdische Licht zu verstehen, das von zahlreichen Öllampen ausströmt; denn in diesem Sinne ist unser Schauspielhaus höchstens licht*um*glänzt, in der Mitte aber dunkel. Der Hahn deutet auf jenes himmlische Licht hin, das die Nervenheiligen in der magnetischen Ekstase sehen. *Deutsche Melodien* sind uns immer willkommen, aber *deutscher Witz* muß sich selten machen, um gefällig zu bleiben. Die *deutsche Brust* haben wir aus dem Befreiungskriege übrigbehalten; denn wir Frankfurter tragen noch immer die Landsturmsuniform. Aber der Gespornte war hier zur Unzeit volkstümlich, das Herz und die Kunst haben kein Vaterland. *Die Kikiriki* (oder wie man sonst den Hahnenruf akustisch bezeichnen mag) am Schlusse sind zweideutig. Glaubt der Hahn seiner *Wünsche Ziel erreicht*, wenn *aller Tadel schweigt*, oder wenn der Tadel nichts mehr zu *verschweigen* findet? Wir sehen in diesem Theaterjahre nur schlechter Witterung entgegen und mögen uns zeitig mit Regenschirmen versorgen. Zu den bisherigen Mängeln unseres

Schauspiels haben sich noch neue gesellt. Unsere erste Kokette haben wir verloren, und unsern einzigen komischen Sänger werden wir verlieren, so daß wir nur Koketten des zweiten und dritten Ranges und Sänger übrigbehalten, die komisch singen. Der Oper steht jedoch eine andere Verbesserung bevor. Herr Kapellmeister *Guhr*, bisher in Kassel, wird sie künftig leiten. Unser jetziger Musikdirektor ist zwar ein vortrefflicher Geiger und sehr einsichtsvoller Mann; aber es fehlt ihm an jener Tatkraft, die nicht bloß für sich selbst genug ist, sondern auch noch einen Überschuß hat, um für die Trägheit anderer einzustehen. Herr *Guhr* soll ein feuriger Mann sein. Sein Feuer können wir brauchen, um uns daran von dem kalten Bade zu trocknen, in das die reizende *Nymphe der Donau* uns mitten im rauhen Januar schon *zweimal* gelockt hat. Nur die guten Opern werden bei uns geschont, die schlechten werden wie Mähren totgeritten. An *neuen* Stücken gab man im vorigen Monate: *„Die Reise zur Hochzeit"*, Lustspiel nach dem Französischen von Lembert – zwar etwas germanisierter Anstand, aber doch lustig und gut. Zweitens: *„Der Tausch"*, komisches Singspiel nach dem Französischen von Castelli, Musik von Herold. Die Musik dieses sonst gerühmten Tondichters hat keine Aufmerksamkeit erregt, die Handlung aber Tadel gefunden. Zwei Ehemänner, die beide mit ihren Weibern unzufrieden, diese und mit deren Einwilligung gegeneinander austauschen – mit Anmut behandelt, mag dieser Stoff zu einem Luftspiele nicht verwerflich sein. Aber zu jenen Handelsmännern *Bauern* zu nehmen, wie es hier geschah, ist wenigstens lächerlich. Auf dem Lande findet sich die Sittenverderbnis nicht so fein gedrechselt, und das Laster läßt sich nicht *idyllisieren*. – Am 15. Januar gaben Herr *Pillwitz*, ein vortrefflicher Baßsänger, und Herr *Reinhart*, ein ebenso vorzüglicher Klarinettspieler,

beide Mitglieder unserer Bühne, gemeinschaftlich ein Konzert bei fast leerem Hause. Zwar hatten die Konzertgeber nicht, etwa aus unziemlichem Künstlerstolz, das Zeitliche versäumt, sondern im Gegenteile eine Ouvertüre von *Meyerbeer* aufspielen lassen, um *die Judenschaft zu locken.* Aber die Judenschaft kam nicht. Es ist auch unter diesen Leuten keine Volkstümlichkeit mehr, und die christliche Ouvertüre des „Figaro" gefällt ihnen besser als die jüdische der „Emma von Rosbourgh". Wie traurig, daß alle Vorurteile aufhören und man Tadel oder Lob verdienen muß, um sie zu erlangen!

Zwei Schriften, kürzlich von hiesigen Gelehrten herausgegeben, verdienen großes Lob. Die eine, ohne Namen des Verfassers erschienen, ist religiösen Inhalts und heißt: *Lebensansichten, ein Buch für Jünglinge* (Frankfurt, in der Andräischen Buchhandlung). *Lebensansichten* sind zwar nicht darin; denn über das Sein in der Ewigkeit kann keine Erfahrung belehren. Gott, und was sonst zu den unvergänglichen Dingen gehört, wird mit Geist und tiefem Ernste besprochen. Nicht für Jünglinge ist das Buch, aber für Männer mit Jünglingsherzen, die noch nicht verdorrt sind von der Glut ihrer Tage und über die Lorbeerkränze irdischen Gelingens nicht die Palme verschmähen, die der innere Seelenfriede reicht. Die andere Schrift enthält *Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen*, von Dr. Johann Karl Passavant (Frankfurt, b. Brönner). Ein lehrreiches, man darf sagen, ein unentbehrliches Buch für alle, welche die Forschung der Menschennatur anzieht; und wen sollte sie nicht anziehen, da ja der Mensch, wie er auch seine Wissenschaften nenne, doch nur sich selbst weiß! Man mag den Magnetismus begreifen oder nur an ihn glauben, oder man mag weder das eine noch das andere, so ist es nötig, sich über eine anerkannte Wahr-

heit, und noch nötiger, sich über einen herrschenden Wahn zu unterrichten; denn dieser wirkt schneller und allgemeiner als jene. Der Verfasser hat mit dem redlichsten Willen und so besonnen und klar, als man nur bleiben kann, wenn man in den tollen Kreis der nächtlichen Erscheinungen der Seele eintritt, alle Erfahrungen und Meinungen der alten und neuen Zeit über den Magnetismus zusammengestellt, und seine eigenen Ansichten sind manchmal — um mich gelinde auszudrücken — *gelinder* als die der andern. Zwar vergaß auch er nicht selten, daß nur die Verwunderung die Wunder mache, und ließ sich verlocken an dem herkulischen Scheidewege, wo Gemüt und Geist, Kopf und Herz auseinander gehen. Aber nicht ohne Kampf unterliegt er; sein Verstand kapituliert auf eine würdige Weise und zieht mit Gepäcke und Kriegsehren ab. Eines aber hat er so wenig bedacht als die ihm Gleichgesinnten — es heißt Gott lästern, zu zeigen, wo er *anfängt*, und es heißt den Menschen lästern, ihm Gott erst im Wahnsinn erscheinen zu lassen. Wahnsinn ist Krankheit, er mag als Begeisterung des Sehers oder als Bluthitze des Betrunkenen erscheinen. Alles ist Geist und alles ist Körper, und wer dieses nicht weiß, sieht eine Welt ohne Gestalt oder eine Welt ohne Seele. So sind die Magnetisten! — Zu den neuen uns angehörigen Schriften können auch die „*Allgemeine politische Annalen*", herausgegeben von *Friedrich Murhard*, gerechnet werden; denn ob sie zwar in der Cottaschen Buchhandlung zu Stuttgart erscheinen, so werden sie doch von hier aus geleitet. *Allgemeiner* Beifall kann ihnen nicht entgehen, da der Herausgeber die Gabe besitzt, alles zu sagen, ohne sich zu verplaudern. — —

Frankfurt hat einen seiner besten Bürger, Wahrheit und Recht einen glühenden Verteidiger und die Wissenschaft einen Freund verloren, der ihr zwar stille, aber reiche

Opfer brachte. Senator *Schmid,* der am 31. Januar starb, war zu Schorndorf im Königreiche Württemberg geboren, eine kurze Zeit Professor in Tübingen und darauf, bis an seinen Tod, Syndikus der Stadt Frankfurt. In den vergangenen stürmischen Jahren des Krieges, der Angst und der Not hatte er für die Erhaltung und den Vorteil seiner Mitbürger ruhig, fest, besonnen — in unsern Tagen des nüchternen Friedens und stehender Gesinnungen ohne Abfluß, aufregend, treibend und erfrischend gewirkt. Schon zu den reifsten Jahren des männlichen Alters gelangt, war ihm ein jugendliches Herz für alles, was schön, wahr und gerecht ist, ungeschwächt geblieben. Wer auch nicht den Mut hatte, so zu reden, und nicht die Tugend, so zu handeln wie er, huldigte doch den Grundsätzen des Verstorbenen, und eine große Zahl Trauernder schloß sich seinem Leichenzuge an. Württemberg, das Vaterland des Heimgegangenen, hat viele solcher Männer zu verlieren; wir — haben jetzt einen weniger.

6.

Im August 1821

Ein Fremder, der am 13. August nach Frankfurt gekommen wäre und gesehen hätte die wogende Menschenmenge auf einem der größten und schönsten Plätze der Stadt, das lebendige Mienenspiel der Gruppen, alle Fenster mit vergnügten und neugierigen Gesichtern umstellt, die hundertfüßige Polizei ungemein beschäftigt, und was sonst bei großen Volksversammlungen erscheint — er hätte vielleicht gedacht: Sollte ich etwa im Tage irren? Wäre heute der 15. August, und man feierte hier immer noch wie vormals ganz Europa den Geburtstag des großen Mannes, der kürzlich und nach dem Ausspruche der englischen Rechtsgelehrten am Fideikommißübel seiner Familie, am Magenkrebse, gestorben ist? Wahrlich, Liebe und Ehrfurcht als Zeichen eines

empfänglichen Gemüts rühren immer, und das Frankfurter Volk ist so gut als erhaben.

Aber das ist es nicht – ich meine, das ist der Anlaß der allgemeinen Bewegung nicht. Der Fremde befand sich auf dem Platze des Komödienhauses, das heute eine Stunde früher geöffnet und zwei Stunden früher angefüllt war als gewöhnlich. Denn jeder, der ein vaterstädtisches Herz im Busen trug, drängte sich herbei, um den *„Alten Bürgercapitain“* zu sehen, *„ein Frankforter heroisch-borjerlich Lustspiel in zwei Aufzügen“*, das zum ersten Male gegeben wurde. In Paris, Wien und wahrscheinlich auch in andern großen Städten geschieht es oft, daß Szenen aus dem öffentlichen und Familienleben dieser oder jener Klasse der Ortsbewohner aneinandergereiht und auf die Bühne gebracht werden. Bei uns hat das noch kein Dichter gewagt, ob wir zwar Spaß verstehen und an Stoff zu Lustspielen gar keinen Mangel haben. Herr *Malß*, einer der hiesigen Theaterdirektoren, ist Verfasser des genannten Stückes. Das, worauf hier am meisten ankömmt, die Porträtähnlichkeit, ist ihm in hohem Grade gelungen. In einem ganzen Jahre mag vielleicht in Frankfurt nicht so viel gelacht werden, als während der Aufführung des „Bürgercapitains“ geschah, und das war nicht bloß das Verdienst der Neuheit und der Überraschung; denn das Stück ist schon längst gedruckt und bekannt – es war das Verdienst der naturgetreuen Darstellung desjenigen, was in Sprache, Gesinnung und in den gesellschaftlichen Verhältnissen des Frankfurter Kleinbürgers Launiges enthalten ist.

Was unser Schauspiel im allgemeinen betrifft, so ist es immer noch, wie es war; doch haben sich einige leichte Anwandelungen von Reue und Besserung von Zeit zu Zeit bemerklich gemacht. Der Stillstand eines Übels ist oft ein gutes Zeichen. Aber die Oper hat eine ganz

neue Richtung genommen, seitdem sie von Herrn Kapellmeister *Guhr* geleitet wird. Herr Guhr besitzt alle Gaben, die zu einer solchen Stelle erforderlich sind, Kunstsinn und Kunstfertigkeit, Ausdauer, Ernst und Gewandtheit, und bei dem allem auch jenen *Schein*, womit man die unkundige, ungelehrige und launische Menge leitet, blendet und verführt, jenen Schein, der nur von solchen Menschen nicht geachtet wird, die es nicht wissen, daß selbst die größten Männer der Geschichte ihn bedurften, um ihre Zwecke zu erreichen.
Aus öffentlichen Blättern ist bekannt, daß in dem uns nahen Offenbach deutsche Männer sich versammeln, um nach Griechenland zu ziehen. Wir besuchen täglich dieses angenehm gelegene Städtchen, aber nur um Pfeffernüsse zu kaufen; es hat sich noch keiner von uns anwerben lassen. Man glaube darum nicht, daß wir keiner Begeisterung fähig wären; wir haben nur unsere eigenen Waffen, mit denen wir für die gute Sache streiten. Die türkische Regierung wird gewiß bald eine Anleihe suchen, und dann wollen wir ihr solche Bedingungen machen, daß das Osmanische Reich unausbleiblich dabei zugrunde gehen soll. Bis dahin verhalten wir uns ruhig.

53.

Vollständiges Verzeichnis der Döringschen wissenschaftlichen Leihbibliothek

in der großen Sandgasse, der kleinen Sandgasse gegenüber

Drittes Heft, Frankfurt am Main, 1820
[1821]

Dieses Werk zeichnet sich nicht bloß durch seine Wohlfeilheit aus (es kostet nicht mehr als 12 Kreuzer), son-

dern auch durch eine gute Vorrede. Der Verfasser gibt darin die überzeugendsten Beweise, daß die zwischen einem Leihbibliothekar und seinen Lesern bestehende Verbindung keine Löwengesellschaft sei, bloß zum Vorteile des einen Teiles gebildet, sondern daß beide Teile dabei gewönnen, obzwar mit Unterschied. Das Lesen guter Bücher, sagt der Vorredner sehr treffend, bildet den Geist des Menschen, veredelt sein Dasein und macht ihn zum unumschränkten Herren seiner Sinnlichkeit und Leidenschaften. Aber „durch dieses allein gibt er zu erkennen, daß er kein Sohn des Staubes, sondern ein Göttersohn ist“. Wahrlich, der muß ein sehr armer Teufel sein an Geld und Geist, der nun die herrliche Gelegenheit vorübergehen läßt, sich seine Apotheose so wohlfeil zu erkaufen. Bei den Griechen konnte nur ein Mann, der zugleich groß und tot war, vergöttert werden; jetzt kostet es nicht mehr als 36 Kreuzer monatlicher Lesegebühr, um in den Olymp zu kommen. Wer hätte nicht so viel zu erübrigen, zumal wenn er in Anschlag bringt, was er hierbei an Ausgaben für seine Leidenschaften und seine Sinnlichkeit erspart, da ja, wie man weiß, alle fünf Spezies der Rechenkunst nur dazu dienen, das Wirtschaftsbuch der fünf Sinne in Ordnung zu halten?

Diese vortreffliche Schrift des Herrn Döring ist aber insbesondere für mich und einige andere von ganz unschätzbarem Werte. Ihre vierzehn Kapitel sind ebenso viele Ordenskapitel, worin wir Männer von Verdienste zu tapfern Rittern ernannt worden sind. Unsere Werke haben zu ihrer Ehre und Auszeichnung den Stern der Ehrenlegion erhalten. Nämlich, die Bücher aus dem Mittelstande werden gegen täglich 1 Kreuzer Lesegebühr ausgeliehen, für die unserigen aber muß 2 Kreuzer bezahlt werden, und diese Vornehmen unter der Menge sind mit einem Sternchen (*) bezeichnet. Man muß dem

Ordensverleiher die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nicht die *Verdienste,* sondern ohne Unterschied das Verdienst belohnt hat. Die „Wage" wie „Die Pferdelust zur Unterhaltung der Pferdeliebhaber", *Wolfs* „Geschichte und Beschreibung der Stadt Duderstadt" wie *Cäsars* „Spielalmanach", und *Francks* Übersicht des Hypothekenwesens zu Frankfurt am Main" haben den Stern der Ehrenlegion erhalten. Was dem Gnadenspender noch mehr Bewunderung zuzieht, ist der Umstand, daß er, obzwar ein Frankfurter — die seit fünf Jahren nur die Bekenner der drei christlichen Religionen als Menschen ansehen —, dennoch zwei türkische Werke zu Rittern ernannt hat, nämlich *Castellans* „Sitten, Gebräuche und Trachten der Osmanen" und „Das türkische Reich in allen seinen Beziehungen" von *Thornton.* Aber ich wollte, ein anderer machte die Bemerkung (von mir selber wäre sie unbescheiden), daß unter allen Werken der Ehrenlegion die *Wage* beinahe das einzige ist, das keine Kupfer hat; denn Hoffmanns *Kater Murr* hat wenigstens einen kupfernen Deckel.

Doch es ist Zeit, daß ich zur Hauptsache übergehe. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht, die, wie ich mir schmeichle, einen weltgeschichtlichen Einfluß haben wird. Ich habe nämlich für die schriftstellerische Handelswelt einen Seeweg nach dem goldreichen Indien gefunden, wobei man das schöne Vorgebirge der guten Hoffnung umschifft. Die beschwerliche Landreise nach Leipzig und zurück wird künftig erspart werden können. Es ist eine ebenso bekannte als befremdende Erscheinung, daß die Schriftsteller nicht nach Verdienst bezahlt werden. Ihr Ehrensold besteht mehr in Ehre als in Sold. Die Fuhrleute der Ware, die Buchhändler, gewinnen mehr an der Fracht als die Fabrikanten am Arbeitslohne. Ein wirksames Mittel, dieses unnatürliche Verhältnis auszugleichen, verdanken wir dem Herr Döring. Wir

lernen von ihm, daß wir unsere Werke *verleihen* müssen statt sie zu verkaufen. Ich will berechnen, was mir mein literarischer Kleinhandel auf diese Weise abwerfen müßte. Ein Heft der *Wage* zu lesen kostet, wenn ich Herrn Dörings billige Taxe annehme, täglich 2 Kreuzer, und da die auf ihren Schreibstuben sehr beschäftigten Frankfurter zwei Tage über einem Hefte zubringen würden, so würden sie 4 Kreuzer Lesegeld darauf verwenden. Nun ist es gewiß keine unbescheidene Schätzung meiner selbst, wenn ich annehme, daß in Frankfurt 15 000 Menschen für 3 Bogen meiner Werke gern 4 Kreuzer bezahlen. Dieses betrüge zusammen 1000 Gulden Lesegeld, und für einen Band von 8 Heften 8000 Gulden. Rechne ich nun 30 Millionen Deutsche und, nach dem Verhältnis von Frankfurt, den dritten Teil der Nation zu meinen Lesern, so würde ein Band der „Wage" jährlich 2 Millionen, und da ich aus Eigennutz dann jährlich 4 Bände schreiben würde, diese zusammen alle Jahre 8 Millionen Gulden Gewinst einbringen. Und wer wehrt es meinen Schreibgenossen, mir dieses nachzutun? Wahrlich, mir wird schwindlicht, ich habe den Kopf verloren und mache folgendes bekannt:
„Das dritte Heft der ‚Wage' ist unter der Kelter, und wird als guter 1820er in wenigen Tagen verschenkt werden oder so gut als verschenkt. Man zahlt für das Heft nicht mehr als 4 Kreuzer, wofür man es zwei Tage behalten kann. Es wird den verehrten Abonnenten nach Ordnung der Unterschrift zugeschickt werden. Da in jeder Stadt Deutschlands nur ein einziges Exemplar verliehen wird und in Frankfurt bei 15 000 Lesern 30 000 Tage oder 82 Jahre 2 Monate und 10 Tage erforderlich sind, bis es durch alle Abonnenten gelaufen ist, so bemerke ich ausdrücklich, daß die Abonnementscheine auch für die Erben in absteigender Linie Gültigkeit behalten. Ich hoffe, daß meine lieben Mitbürger mit

dieser Einrichtung um so zufriedener sein werden, da viele die Erhöhung des Preises der Zeitschrift nicht gebilligt haben; denn ich muß dieses annehmen, da ich mir die Abnahme meiner hiesigen Abonnenten nicht anders erklären kann. Der Grund dieser Verminderung kann nicht darin liegen, daß ich nicht mehr so offen verständigen Leser, und die alle gut rechnen können, muß es gleichviel sein, ob ich, wie sonst, geradeheraus sage, *sechs*, was ich nicht mehr darf, oder ob ich sage *zwei mal drei*, welches nicht verboten werden kann.

Der Herausgeber."

54.

Eine Kleinigkeit *

[1821]

Im vorigen Hefte der „Wage" hatte ich eine Beurteilung der *„Satirisch-humoristischen Gedichte"* von Döring, Leipzig 1820, in *Ernst Kleins Literar. Comptoir*, mit folgenden Worten angefangen: „Das kleine literarische Comptoir hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleichkommt." Hierauf bezieht sich nachfolgende Erklärung, die ich in den öffentlichen Blättern abgedruckt fand.

„Herr *Börne,* der jetzt wieder in dem von ihm so geschmähten Frankfurt lebt, findet für gut, seinen Witz jetzt in seiner ‚Wage' an Schriftstellern und Buchhändlern zu üben, und zwar an Schriftstellern wie *E. T. A. Hoffmann* und auf eine Art, die schon laute Mißbilligung erregt hat.

Auch Dr. *Heinrich Döring* hat er wegen *‚Satirisch-humoristische Gedichte, besonders in bezug auf neuere Zeitereignisse'*, dabei auch mich, den gewöhnlich neu-

* S. VII., Nr. 40 dieser Ausgabe

tralen Verleger, angegriffen. Herr *Börne* weiß wohl nicht, daß Witz auf *Namen* der *schlechteste* ist, und daß es scheint, als wenn das *kleine* Comptoir wenigstens so groß sei, daß es keine *Börnesche Wage* (die nirgends gesetzlich oder üblich eingeführt ist) zu verlegen braucht. Sollte Herr *Börne* unwillig auf mich sein, weil er aus einigen Verlagsartikeln etwa den Schluß zieht, ich sei auch ein *Judenfeind*?

Herrn *Börnes* Schreck vom 20. Spetember 1819 läßt ihn in Herrn Dr. Döring einen *Septembermann* erblikken. Sollte er darum meiner würdig sein? Dann hat der gescheute Herr *Börne* den Herrn Dr. *Döring* gar nicht verstanden, und von meinem Wirken weiß er gar nichts. Obgleich Dr. Döring einigen Unfug gerügt hat, so haben doch freimütige Kritiker seinen Freimut über die Gebrechen der Zeit gerühmt, und ich habe viel gegen Willkür zu kämpfen gehabt, ohne diesem durch eine Reise nach Paris auszuweichen.

Ernst Klein,
Buch- und Kunsthändler in Leipzig und Merseburg."

Ich weiß recht gut, daß Witz auf Namen der *schlechteste* ist und daß die Minderrechte, die man mit dem Zufalle der Geburt verbindet, ebenso grausam, als die Vorrechte, welche die Geburt sich anmaßt, lächerlich sind. Daher war auch *der* Witz ein schlechter, den ich auf Herrn *Klein* angewendet. Er war gegen den guten Geschmack, er wäre aber auch unsittlich gewesen, wenn ich den Zweck dabei gehabt hätte, Herrn *Klein* zu kränken, oder die Vermutung hätte haben können, daß er eine Beleidigung darin finden würde. Ich kann meine Übereilung damit rechtfertigen, daß der schlechte Witz ansteckend ist und ich nicht vorsichtig genug war, als ich die satirischen Gedichte des Herrn Döring beurteilte. Es würde mir sehr wehetun, den Herrn *Klein* gereizt

zu haben, wenn er nicht, indem er den Fehler, dessen ich mich schuldig gemacht, selbst, und weit stärker beging, mein Gewissen beschwichtigt hätte. Hr. *Klein* hat recht, der Buchhändler ist *neutral*; aber unter dem Vorwande einer *bewaffneten* Neutralität darf er an dem Krieg keinen größern Anteil nehmen, als die Verteidigung seiner Grenzen erfordert. Waren die Ausfälle weit in *mein* Gebiet hinein gerecht, sind die großen kriegerischen Zurüstungen notwendig gewesen? Herr *Klein* hat nicht bloß den ganzen Deutschen Bund feindlich gegen mich gestimmt, sondern auch mit den Mächten Frankfurt und Hoffmann Separatbündnisse gegen mich geschlossen. Nie habe ich *Frankfurt* geschmäht; denn Unrecht und Irrtum haben so wenig ein Vaterland als Recht und Wahrheit; wenn ich für diese, wenn ich gegen jene stritt, so mußte es wohl auf irgendeinem Schlachtfelde geschehen, aber der Ort des Kampfes ist nicht das Ziel des Kampfes. Habe ich an *Hoffmanns* Schriften meinen Witz geübt? Nun wahrlich, und hielt' ich mich auch für den besten Schützen, ich wüßte immer, daß die Armbrust so hoch nicht trägt, und ich versucht' es nicht. Ich habe „*Kater Murr*“ und die „*Serapionsbrüder*“ bestritten, und da ich hierin Mut gezeigt, so geschah es doch ehrenvoller, als wenn ich mich an einen schwachen Feind gewagt hätte. Hoffmanns Wissenschaft, nicht seiner Kunst bin ich entgegengetreten; beide achte ich, aber nur die letztere liebe ich, und ich wäre sehr zufrieden, wenn mich dieser geistreiche Schriftsteller nur um die Hälfte weniger schätzte, als er selbst von mir geschätzt wird. Wie konnte Herr *Klein* auf den Gedanken kommen, ich hätte den Umfang seines Buchhandels mit Geringschätzung bezeichnen wollen? Wäre dieser nicht von Bedeutung, dann freilich hätte Herr *Klein* recht, der Verlag meiner „Wage“ würde ihn nicht größer machen. Ich habe jedoch eine gute Meinung von seinen

Geschäften. Denn wenn ich die zwei Artikel erwäge, mit welchen Herr *Klein* in dem neuesten Leipziger Bücherverzeichnisse steht, und die beide in *neuen verbesserten Auflagen* erscheinen, nämlich: „*Die Heiratslustigen, ein kurzweiliges Lottospiel mit Karikaturkarten für frohe Gesellschaften*" und: „*Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Ein neues Würfelspiel für jung und alt*" – so schließe ich mit Recht, daß seine jungen wie seine alten Verlagswerke neue Auflagen teils verdienen, teils erhalten haben.

Herr *Klein* frägt ferner: ob ich vielleicht darum unwillig auf ihn geworden, weil ich aus einigen seiner Verlagsartikel den Schluß gezogen, daß er ein *Judenfeind* sei? Da ich so schuldlos bin wie ein Lamm und weder die Schlupfwinkel des Argwohns noch die Schleichwege der List kenne, so verstand ich diese Betonung gar nicht. Ein anderer mußte sie mir erst aufschließen. Man erzählte mir, eine Schrift *gegen* die Juden, von *Hartwig von Hundt-Radowsky* usw. usw. verfaßt, wäre im Verlage des Herrn *Klein* erschienen, und da mich dieser für einen Juden hielte, glaube er, ich sei deswegen böse auf ihn. Die bezeichnete Schrift kenne ich gar nicht; aber wenn sie so schlecht ist als eine andere des nämlichen Verfassers, als „*Truthähnchen*", so ist sie unter allen schlechten Schriften gegen die Juden die schlechteste. Ist Herr *Klein* selbst ein Judenfeind, so gestehe ich es, daß ich ihn verachte, wenn die Feindschaft aus seinem Herzen, und beklge, wenn sie aus seinem Kopfe entspringt. Dem deutschen *Volke* verzeihe ich den Judenhaß, weil es noch ein *Kindervolk* ist und darum eben wie die Kinder, um einst *frei* auf den Füßen stehen zu können, einer Laufbank bedarf, damit es an der Schranke der Freiheit die Schranke entbehren lerne. Das deutsche Volk würde hundertmal im Tage *umfallen*, wenn es ohne Vorurteile wäre. Aber dem ein-

zelnen *erwachsenen* Menschen kann ich den Judenhaß nicht vergeben. Doch woraus vermutet Herr *Klein,* daß ich selbst ein Jude sei? weil ich die Juden verteidige? Also Herr *Klein* schließt, alle die Menschen müssen meine Freunde oder Blutsverwandte sein, die ich nicht berauben und bestehlen helfe? Denn ist es etwas anderes als der gewaltsamste Raub, als der schnödeste Diebstahl, wenn man den Juden das heiligste, das unantastbarste, unersetzlichste Eigentum, das, was sie von der Natur selbst erworben, betrügerisch vorenthält? Gibt es etwas Ungerechteres als die *Minorate,* die wir zu unserem Vorteile gestiftet, und etwas Lächerlicheres als die Meinung, daß uns, weil wir die *jüngern* Söhne des Vaters sind, das Erbe allein gebühre? Und muß man ein Jude sein, um *christliche* Gesinnungen zu hegen?

Herr *Klein* sagt, die Beschlüsse des *20. September* hätten mich *erschreckt.* Wäre ich der, für den mich Herr *Klein* gewiß nicht hält, aber für den er mich geltend machen möchte, dann wäre ich nicht erschrocken, ich hätte mich *gefreut.* Er sagt, ich hätte Herrn Döring nicht verstanden, der nichts getan, als die Gebrechen der Zeit freimütig rügen. Ich habe Herrn Döring wohl verstanden, und er hat nicht die Gebrechen der Zeit gerügt. Die *Gebrechlichen* der Zeit hat er verspottet, statt *die* zu tadeln, welche durch ihre Mißhandlungen jene dazu gemacht. Herr *Klein* sagt, er selbst habe gegen Willkür zu kämpfen gehabt — das gesteht er, und doch zürnt er mit mir, daß ich Lehren verdamme, die der Willkür schmeicheln! Auch hat er die Wahrheit nicht gehört, wenn er sich erzählen ließ, ich sei nach Paris *entflohn.* Ich kenne nur eine Furcht — ich fürchte das *Verdienen* der Strafe, nicht die Strafe.

55.

Über die Beurteilung des „Manuskripts aus Süddeutschland“

in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ vom 20. November 1820.

[1821]

Das beurteilte Werk selbst werde ich so wenig als möglich berühren. Nicht darum, weil sein Inhalt bekannt und bekannter, als es selbst verbreitet ist (denn was tat es mehr, als die stille Gesinnung aller zur Sprache bringen? — es tat nur weniger), sondern aus *dem* Grunde rede ich nicht davon, weil die Grundsätze des Beurteilers verdammlich blieben, auch wenn es die des Manuskriptes nicht minder wären. Ich will das Buch nicht loben, ich will es nur tadeln — es war nicht aufrichtig genug. Es hat sich gescheut, die Schamteile der Wahrheit zu entblößen; aber wenn die Wahrheit krank ist, da ist nicht Zeit mehr zu sittsamen Bedenklichkeiten. Der Beurteiler ist ein kühnerer Wundarzt, er stößt die Senknadel in die Wunden — der *Seinigen*, bis er die Knochen spürt. Freilich tat er es unbedacht, nicht mit Vorsatz; denn an Wortgaukeleien ließ er es gewiß nicht fehlen. Er räucherte mit den stärksten Gerüchen, um die Sinne zu betäuben, um die Luft zu verdüstern, damit man an den Geisterspuk um so leichter glaube. Wenn ich einigen verlaufenen Reden des Beurteilers entgegentrete — unsere Hauptansichten selbst stehen so weit auseinander, daß es zwischen ihnen gar nicht zum Handgemenge kommen kann —, so geschieht es nicht, um sie zu widerlegen; denn man täuscht über das Wahre und Rechte nicht einmal die gedankenlose Menge, wo das wahre Rechte ihr auch irdischen Vorteil bringt; es geschieht, um dem Beurteiler zu zeigen, daß man ihn verstanden. Der *alte Adam* spricht aus ihm, die Erb-

sünde der gewaltlüsternen Menschen. Eines aber hat er uns verraten, was erfreulich ist — wo der Gewaltwille sich zu *rechtfertigen* anfängt, da ist seine Macht im Sinken. Redet nur immer was ihr wollt, aber *redet.* Die Wahrheit ist ein Magnet, selbst das Eisen des Feindes fliegt ihr zu, wenn auch der feindliche Arm zurückbleibt. Was vermag er waffenlos?
Der Beurteiler glaubt die jetzige Zeit erst schildern zu müssen, vergessend, daß sie kenntlich genug bezeichnet ist, wenn er erklärt, wie sie ihm und den Seinigen mißfalle. Er spricht: die einseitige Begriffskultur und die daraus hervorgehende vermeintliche Welterneuerung und Weltverbesserung dieser Zeit hätten die *Eigentümlichkeit der Völker* in eine gleichartige chaotische Masse aufgelöst, in der nur noch die wandelbare Parteimeinung des Tags und der ebenso *wandelbare und unsichere Geldbesitz* trenne und unterscheide. Was sonst Völker waren, wären jetzt Parteien, und der Parteimann in Deutschland *sei seinem Geistesverwandten und Bundesbruder in Frankreich, Spanien und Italien näher und befreundeter* als seinem andersdenkenden Landsmanne. Er spricht von der zerstörenden Wirkung der *Verstandesbildung* und von den *gewöhnlichen politischen Tagsschriftstellern,* deren ganze Schar verderblichen Lehren huldige. Ich habe das Erhebliche herausgehoben. Haben die Völker darum ihre *Eigentümlichkeit* verloren, weil sie angefangen, *übereinstimmende* Wünsche zu hegen? Man ist eher Mensch als Bürger und eher Bürger als Landsmann. Wir haben wohlgetan, die Wälder des Tacitus zu verlassen, aber kann die Freiheit nicht auch in Häusern wohnen? Die alten Deutschen hatten auch Könige. *Wandelbarer Geldbesitz!* — ja wohl, *dem* fließen die Tränen des Beurteilers. Geld ist ein Strom, aus dem jeder schöpfen kann, die Durstigen aber sind kraftlos, wie man sie wünscht. Es wäre freilich besser,

den Wert der Dinge mit leibeignen Menschen, Schafen und Grundstücken zu bezahlen. Leibeigene kann man binden, Schafe in den Stall sperren und Grundstücke mit einer Mauer umziehen — dann wandeln sie nicht. Hundert Jahre ohne Geld, und welche herrliche Zukunft! Dann kommt aller Reichtum und alles Land in die frommen Hände der gottvertrauten Leviten; denn die ganze Erde ist ihnen gelobt, uns nur der Himmel. Wenn der Beurteiler selbst keine Bundesbrüder mehr in Spanien sucht, ist das Vaterlandsliebe, ist das *sein* Verdienst? Es ist das Verdienst der Spanier, welche die Inquisition abgeschafft, Pfaffentrug entlarvt, die Oligarchie zertreten haben! *Verstandesbildung!* Ja freilich; denn eben der Verstand ist der Geldhaushalt des Geistes, der *wandelbare*; der unwandelbare Glaube aber ist besser, weil er der grundbesitzenden Aristokratie Frondienste leistet. Guter Gott, wir haben lange genug geglaubt, und schöner Lohn ist uns dafür geworden! Die Krankheit, die wir erduldet, und auch der Schmerz der Heilung, an dem wir gegenwärtig leiden — beides ist *euer* Verbrechen. Daß die *Tagsschriftsteller*, die jetzt für die gute Sache streiten, eine *Schar;* daß sie *gewöhnlich* sind und nur wenige unter ihnen sich zu feilen Söldlingen erniedrigen, das mag freilich dem Beurteiler keinen Mut machen. So klein ist die Zahl der Söldlinge geworden, daß, wie ehemals die Herrscher ein Triumvirat gebildet, jetzt die Knechte nur noch ein Triumvirat bilden.

Jenes „beständige Immundeführen des öffentlichen Wohls, dessen Name zu jedem Unrecht und jeder Gewalttat mißbraucht wird", ist dem Beurteiler eine der Farben, woran er das Schreckbild erkennt, vor dem wir schon dreißig Jahre die Phantasie furchtsamer oder schuldbewußter Menschen haben zittern sehen — des *Jakobinismus.* „Humanität, Aufklärung, Freiheit und

Gleichheit, Menschenrechte, Liberalität, *Konstitution* u. dgl., wobei sich eigentlich niemand etwas Bestimmtes und Klares denkt“, nennt der Beurteiler *Stich-* und *Modeworte*. Wenn der Deutsche das öffentliche Wohl nur im *Munde* führen darf, wessen ist die Schuld, und wessen ist die Schuld, daß er selbst dieses nicht mehr darf? Wenn, wie es wirklich geschah, verwerfliche (nicht immer *verworfene*) Menschen die Freiheit gemißbraucht, um in ihrem Namen Gewalttätigkeit zu bereiten, hätte es geschehen können, wenn die Völker etwas zu verlieren gehabt und nicht in dem Wechsel ihrer Zwanggebieter eine willkommene und eine um so willkommenere Erleichterung gefunden hätten, da Jugend, Leichtsinn und Unerfahrenheit der neuen Tyrannei sich für ihre kurze Dauer verbürgen? Wenn die Menge von Freiheit, Menschenrechten und Konstitutionen spricht, ohne zu wissen, was sie sich klar und bestimmt dabei zu denken habe – diese Einwendung, die der Beurteiler macht, denkt er uns damit zu täuschen? Er selbst muß es wissen, wie ausgedehnt und kraftlos solche Redensarten sind. Ist der Mensch darum weniger krank, weil er den *Sitz* seines Übels nicht kennt, fühlt er sich weniger gesundet, weil er nicht weiß, *wie* er geheilt worden? Die Arzneikundigen kennen jenen und wissen dieses. Wenn das Volk über den Druck der Abgaben klagt, ist seine Klage darum ungerecht, weil es nicht einsieht, daß es die stehenden Heere und die tausend Schmarotzer am Staatstische sind, die sich mit dem Schweiße seiner Arbeit tränken? Wenn Millionen Menschen keinen Acker finden, auch für die *Freuden* des Lebens zu säen und zu ernten, dürfen sie darum nicht murren, weil sie nicht begreifen, daß ihnen die Wälder von Stammbäumen den Boden entziehen? Wenn ein schlichter Bürger seufzt, daß er eingekerkert worden ohne Schuld; gefangengehalten ohne Untersuchung;

freigesprochen ohne Rechtfertigung, verdienen seine Seufzer darum kein Gehör, weil er die Quelle seiner Not nicht kennt, weil ihm unbekannt ist, daß sie daher entsprungen, daß es kein öffentliches Gericht und keine Geschwornen im Lande gibt? Dazu sind die Staatskundigen. Daß aber dem Beurteiler selbst Humanität, Aufklärung, Freiheit, Menschenrechte, Liberalität Worte sind, unter denen er sich nichts Bestimmtes und Klares denken kann, würde man ihm glauben, auch wenn er es nicht durch alle seine Reden bewiese. Aber was *Konstitution* sei, sollte er doch wissen; England, Frankreich, Bayern, Württemberg, Baden hätte[n] es ihn lehren können. Oder nennt er eine solche Konstitution auch eine *„Revolution von Oben"*, wie sich Fr. *Schlegel* in seiner „Konkordia" „trefflich" ausdrückt?
Endlich steigt der Beurteiler von seinen erhabenen Ansichten herab, nachdem er oben auf dem Berge wie Moses für die Sache seines Volkes die Hände gefaltet — er steigt herab, um nachzusehen, ob das Gebet den Sieg bewirkt, und schmäht nun den Feind, den er geschlagen wähnt. Er wirft dem Verfasser des *Manuskriptes* vor: er habe versucht, die Regierungen zu entzweien, doch vergebens, die Kabinette seien nie einiger, das Band gegenseitiger Achtung und befestigten Vertrauens sei nie stärker gewesen als jetzt. Er wirft ihm vor: jene verrufene *Rechenmeisterpolitik*, jene willkürlichen, weder Recht noch Geschichte beachtenden *Länderverteilungen*, jene Staatenmacherei, jene gewaltsame rücksichtslose Beglückung der Völker gegen ihren eigenen Wunsch und Willen. „In Deutschland zerschneidet man für das allgemeine Wohl Länder und Staaten, wie man in Frankreich deshalb Köpfe abschnitt. Die Gesinnung des Manuskriptes sei weniger die republikanische Art und Gestalt als die weit wirksamere Napoleonisch-despotische" ... Wenn der Verfasser des beurteilten Werks die

Regierungen zu entzweien gesucht, dann hat er unrecht getan und nicht bloß im Sinne des Beurteilers. Wo Schlimme und Gute sich gesellen, da verderben oft jene diese, aber nicht selten auch bessern diese jene; wir haben beide Erfahrungen. Wie man auch gesinnt sei, man darf sich der Einigkeit der Fürsten erfreuen, aber mehr noch darf man ihrer Einsicht und Tugend vertrauen, daß ihnen näher am Herzen liegen werde, mit ihren Völkern, als unter sich eng verbunden zu sein. Man rede uns doch nicht von *Kabinetten*, es gibt keine Kabinette mehr, seitdem die Fürsten selbst das Hausrecht aller Staatsbewohner anerkannt haben. Die Kabinette sind nur noch – doch nein, *sie sind mehr* – sie sind die Türwächter-Zimmer, worin über alle Teile und über alle Bewohner des großen Hauses gewacht wird. Wahrlich eine schönere und edlere Bestimmung, als die frühere war! Wenn der Beurteiler gegen die Rechenmeisterpolitik, gegen die weder Recht noch Geschichte beachtenden Länderverteilungen eifert, so danken wir ihm dafür, das war brav gesprochen, und kann er es nicht auf Erden, so wird er es im Himmel verantworten. Auch dafür danken wir ihm, daß er *despotische Art* verdammt, und wir glauben gern, er habe nicht bloß *Napoleonische* gemeint.

Endlich – endlich, nachdem es lange gesiedet, gebraust, gelärmt und gezischt, erhebt sich schwanenweiß der kühne Taucher aus der Flut und winkt, und hoch in seiner Rechten hält er den Becher, den *Kelch des Heils*, den er im Abgrund fand. Die *Preßfreiheit*, die seit Jahr und Tag wie Unkraut in Deutschland wuchernde Preßfreiheit, hat allen den Jammer verschuldet. Sie müsse ausgerottet werden. Zensurgesetze genügen nicht, man müsse die Preßfrechen bestrafen wie in – *England*. Ja, ihr könnt es lesen, England wurde zum Beispiel genommen! An Württemberg läßt der Beurteiler den

Befehl ergehen, es solle über den Verfasser des *Manuskripts*, wenn er sich im Lande sehen ließe, *das Geeignete verfügen.* O pfui! Ist das die Waffe, welche die Wahrheit führt? Wenn ihr Häscher sein wollt, so redet nicht, schweigt und schleicht, wie es die Diebe machen. Meister des Kerkers ist der Beurteiler, nicht Meister des Worts, und so rassele er denn mit Ketten, nicht mit Reden, die ihm gegen die eigenen Glieder schlagen. Wenn er in seiner blumengestickten Sprache ausruft: „Wie einst nach jener großen Flut Tauben ausgesendet worden, bis eine den Ölzweig des Friedens zurückbrachte, so senden sie ihre Zwietracht-Raben aus, daß einer ihnen endlich den ersehnten Zweig des Unfriedens bringe" – wenn der Beurteiler an den Raben erinnern mochte, so vergaß er sicher, daß er dadurch jene Fabel, ihm selbst unwillkommen, aufwecke:

Maître Corbeau sur un arbre perché
Tenoit dans son bec un fromage ...

Der Rabe ist der Gewaltwille, der Beurteiler ist der Fuchs, der Käse ist – der *Generaldirektor des Buchhandels,* welcher in Leipzig thronen soll. *Stempeln* (ihr erfahrt es jetzt) wollen sie die Bücher lassen! Nur immerhin. Die Zeit hat auch ihren Stempel, und wäret ihr von Erz und Stahl, flach wie ihr seid, ihr müßt ihn doch aufnehmen.

56.

Unvollständiges Verzeichnis der im vorigen Hefte der Wage befindlichen Druckfehler.

[1821]

Wenn ich nicht die Feldschützen fürchtete (denn auch die Witzjagd hat ihre Hegezeit), oder wenn ich ein belletristischer *Grec* wäre, der falsche Wortspiele triebe,

so würde ich ohne Umstände sagen: „Der geneigte Leser wolle die im zweiten Hefte der Wage vorkommenden Druckfehler wegen der Entfernung des Verfassers vom Druckorte entschuldigen; seine Entfernung vom Druckorte aber bedarf keiner Entschuldigung; denn er wohnt im Druckorte." Aber ich mag diese ungeschickte Volte nicht schlagen, sondern ich will die Fehler ganz einfach tadeln und bessern, und zwar dieses und jenes – ungleich den Hofpredigern und Großen – nur die großen. Seitdem Faust die Druckfehler erfunden hat, ist diese schöne Kunst sehr vervollkommnet worden. In gleichem Verhältnisse, als die Größe der Bücher abgenommen hat, ist die Menge der Druckfehler angewachsen; man findet deren in Folianten weniger als in Almanachen. Die eigentlichen Sprachfehler sind von keiner Bedeutung, sie nützen vielmehr der Jugend als negative Belehrung. Die sinnentstellenden Fehler werden von den Schriftstellern mehr gefürchtet als von den Lesern, welchen es auf eine Sinnlosigkeit mehr nicht ankömmt. Aber von großer und oft angenehmer Wichtigkeit sind die sinn*verstellenden Druck*fehler, und auf diesen typographischen Maskenbällen begeben sich die artigsten Verwechslungen. Zum Beispiel *Kuchenfreund* statt *Tugendfreund, Mädchen* statt *Märchen* und dergleichen andere, wie sie Goethe in einer Abhandlung über „Hör-, Schreib- und Druckfehler" („Kunst und Altertum", 2ten Bandes 2tes Heft) herzählt. Dort sagt Goethe: „. . . Ist man nun beim Lesen wissenschaftlicher Bücher nicht schon mit der Sache bekannt, so wird man von Zeit zu Zeit anstoßen und sich kaum zu helfen wissen, wenn man nicht eine divinatorische Gegenwart des Geistes lebendig erhält, sich den Verfasser als einen verständigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes sagen will noch darf. Aber ist man denn einer solchen Anstrengung fähig? und wer

ist es immer? Da nun die werte deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in diesem Punkte leider allen übrigen nachsteht, die sowohl in schönem prächtigen Druck als, was noch mehr wert ist, in einem fehlerfreien Ehre und Freude setzen, so wäre doch wohl der Mühe wert, daran zu denken, wie man einem solchen Übel durch gemeinsame Bemühung der Schreib- und Drucklustigen entgegenarbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre schon getan, wenn Personen, die ohnehin aus Pflicht oder Neigung von dem Ganzen der laufenden Literatur oder ihren Teilen ununterbrochene Kenntnis behalten, sich die Mühe nehmen wollten, bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu sehen und zu bezeichnen: aus welchen Offizinen die meisten inkorrekten Bücher hervorgegangen. Eine solche Rüge würde gewiß das Gefühl der Druckherren beleben; diese würden gegen ihre Korrektoren strenger sein; die Korrektoren hielten sich wieder an die Verfasser wegen undeutlicher Manuskripte, und so käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. *Wollten die neuerlich in Deutschland angestellten Zensoren, denen als literarisch gebildeten Männern ein solches Unwesen notwendig auffallen muß, wenn sie, wie das Gesetz erlaubt, Aushängebogen zensieren, die Druckherren auch von ihrer Seite unablässig erinnern, so würde gewiß das Gute desto schneller gefördert werden.* Denn wirft man die Frage auf: warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen als in Werken, zu denen man sich Zeit nehmen kann? so darf man wohl darauf erwidern: eben deshalb, weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angestellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerksame habe immer noch Aufmerksamkeit genug. Wie dem auch sei, wenn das Übel nur recht lebhaft zur Sprache

kommt, so ist dessen Heilung vorbereitet. Mögen einsichtige Druckherrn über diese sie so nahe angehende Angelegenheit in unseren vielgelesenen Zeitblättern sich selbst aussprechen, und was zur Förderung der guten Sache wünschenswert sei, ihrer nähern Einsicht gemäß die wirksamsten Aufschlüsse geben." Was sich doch ein rechtlicher Mann wie Goethe alles erlauben darf! Wir andern verdächtigen Spitzbuben hätten nicht den Rat geben dürfen, die Zensoren zu Staatskorrektoren zu machen, noch auch äußern dürfen, daß Zensoren als solche *literarisch gebildete Männer* wären; man hätte beides für Satire gehalten. Aber Goethes Vorschlag ist gut, nur müßte er weiter ausgedehnt werden. Ohnedies kann man der Polizei nicht Beschäftigung genug geben; denn Müßiggang ist aller Laster Anfang. Die Zensoren hätten nicht bloß auf die Fehler der Druckerei, sondern auch auf die grammatikalischen und stilistischen der Schriftsteller ein wachsames Auge zu haben. Gegen alle neologisch-grammatikalischen Umtriebe, wie die neuern, deren sich Jean Paul schuldig gemacht hat, hätten sie kräftig einzuschreiten. Staats-Korrekturhäuser wären zu errichten. In Mainz müßte eine typographische Zentral-Untersuchungskommission für ganz Deutschland *unaufstehlich sitzen* – und zwar aus keinem andern Grunde in *Mainz*, als weil von dort die Buchdruckerkunst ausgegangen ist. Diese stereotype Kommission hätte alle fünfzig Jahre über ihre Arbeiten an die Akademie der Wissenschaft in Wien oder Berlin zu berichten, was sie zu berichten hat; hat sie aber nichts zu berichten, nichts. Doch ich will mich eilen, die Druckfehler in der Wage zu verbessern, damit ich in kein Staats-Korrekturhaus abgeführt werde. Ich bitte um Aufmerksamkeit.

Seite 2, Zeile 13 muß es heißen *nie,* statt *mir.* – S. 3, Z. 15 steht: *tout le monde marchand ici;* es sollte aber stehen: *tout le monde est marchand ici.* Der Setzer konnte wahrscheinlich nicht klug

aus mir werden, ob ich ein guter oder ein schlechter Franzose sei. An der bezeichneten Stelle hält er mich für einen schlechten, weiter unten aber S. 8, Z. 15 läßt er mich wie einen echten Pariser, *Ick* sagen statt Ich. – S. 9, Z. 2 von unten, steht *Flaplan* statt *Flassan;* so heißt der französische Schriftsteller, welcher eine Geschichte der französischen Diplomatie geschrieben hat. – S. 12, Z. 11 steht *grune* st. *grunze*, und ebendort, Z. 12, *maue* st. *miaue*. Der Setzer sollte die Sprache der Haustiere besser kennen. – S. 20, Z. 8 steht *Kreuzwägen* statt *Kreuzwegen*. Postwägen kann man freilich Kreuzwägen nennen, weil das Kreuz ein Sinnbild des Leidens ist; aber ich nahm es nicht in diesem Verstande. – S. 22, Z. 5 steht *hatte* für *halte*. – S. 23, Z. 4 muß es heißen *jambon* (Schinken) st. *Jean bon*. Der kennt die Qualen des Tantalus nicht, der den Schmerz nicht kennt, den ein Spaßvogel empfindet, wenn ihm ein grausamer Setzer einen Spaß ausrupft. Auf der nämlichen Seite, Z. 15, steht *Thüler-Logen* statt *Töchter-Logen*. – S. 25 und folgende wurde st. *Grillparzer* immer *Grillparzor* gesetzt. Ich habe um so größeren Verdacht, daß diese Vorliebe zum o eine spanisch-italienische Tendenz und irgendeinen geheimen Tübinger Freiheitsvertrag zum Grunde habe, da auch S. 60, Z. 8 *Meißonisch* steht, st. *Meißenisch*. – S. 28, Z. 16 von unten, steht *umgrimter*, st. *umgrünter*. *Umgrimmte Lorbeerhaine* ist zwar schön gesagt; mancher Dichter geht um den Lorbeerhain herum und ist grimmig, daß er nicht hinein darf. – S. 29, Z. 11 muß es heißen *Wests*, st. *Weß*. – S. 30, Z. 11 steht *verlogenen*, st. *verlegenen; Lügen* kann man in keinem Konjugationsfalle mit Theaterdirektionen verbinden. – S. 31, Z. 17 v. unten steht *brauche* st. *braucht*. – S. 37, Z. 14 steht *Ecken*, st. *Erde*. – S. 40, Z. 8 steht ein Fehler, über den ich heftig erschrak. Die Worte: „Das Volk ist nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter tun«, stehen im Texte, und es sieht aus, als hätte ich sie gesagt. Aber solche gottlose Reden sind mir ein Greuel. Es ist ein Vers aus dem angezeigten Trauerspiele, den der Dichter zu verantworten hat. Er hätte in der Buchdruckersprache Petit gesetzt werden sollen wie die übrigen Verse. Solche karbonarischen Redensarten können nicht klein und unleserlich genug gedruckt werden. – S. 47, Z. 12 von unten muß es heißen *Sittenprunk*, st.

Ritterprunk, wie dort steht. – S. 54, Z. 13 steht *Theater-Bären*. Theaterbär ist gut gesagt, aber ich mag mich nicht mit fremden Federn schmücken;ich sprach bloß vom *Theaterlärm*. – S. 60, letzte Zeile unten steht *Ofen* st. *Osten*. – – – Man hat Beispiele, daß eingefangene Diebe während dem Verhöre ihrem Richter den Beutel aus der Tasche gezogen haben, und daß unter der Predigt solche Verbrechen begangen worden sind, gegen welche der Prediger eben eiferte. Vielleicht also werden auch in dieser Druckfehlerreinigung neue Fehler zum Vorschein kommen. Doch können wir zufrieden sein, wenn die Arznei nur so viel wirkt, daß sich die Krankheit nach außen auf unedlere Teile des Körpers wirft.

57.

Das Gespenst der Zeit

[1821]

Geht ein vornehmer Mann ins literarische Wirtshaus und wird er in die Balgereien der Zechlustigen mit hineingezogen, so hat er sich das selbst zuzuschreiben; denn er hätte wegbleiben können. Drängt er sich aber gar zu unserem Tische und sucht er Händel, dann freut sich gewiß jeder billige und bescheidene Mann, wenn es was absetzt. *Wir* sind die Kutscher der Zeit; die großen Herren können es bequem haben, sich in den Wagen setzen und sich fahren lassen. Zwar behaupten sie, Kutsche, Pferde und Kutscher, das gehöre alle ihnen eigen, und wir müßten fahren, wohin *sie* wollten. Ob sie das Recht haben, dieses zu fordern oder nicht, das zu untersuchen ist jetzt zu spät; genug, wir haben die Zügel in den Händen, wir achten den Zuruf nicht, wir halten nicht ein, und das Herausspringen aus dem Wagen ist mit chirurgischer Gefahr verbunden. *Was ist der Zeitgeist?* Diesen Gegenstand hat der Herr *Fürst Alexander von Hohenlohe* in einer zu Bamberg gehaltenen Advent-

rede besprochen. *Wie* er ihn besprochen, das hat er vor Gott zu verantworten, daß er aber seine Rede auch hat drucken lassen, hat er vor Menschen zu verantworten. Diese kleine Schrift ist zwar zu unbedeutend, ernste Aufmerksamkeit zu verdienen, und zu scheinlos, um täuschen und verführen zu können; doch möge sie als Anregung zu einer wichtigen Frage nicht ganz verworfen werden. Wie hat sich der Religionslehrer in unserer Zeit, wo die bürgerliche Gesellschaft — ich werde mich, dem Leser die freie Wahl überlassend, *beider* Sprachen bedienen — sich verjüngt oder hinfällig wird, sich erfrischt oder abwelkt, aufbaut oder zerstört, mündig oder geistesschwach, gesund oder krank wird, wie hat er sich da zu verhalten? Er muß über dieses alles hinaussehen; denn er hat den Menschen abzuziehen von der *sinnlichen*, das heißt von derjenigen Welt, welche nicht die ewige, beständige, wahre, sondern die vergängliche, wechselnde, falsche Welt ist, die, nur ein Spiegelbild der *Sinne*, im Ohre, im Auge, in jedem Menschen, in jedem Orte, in jeder Zeit, bei jedem Wandel des Lichtes sich anders abbildet und wie Schillertaffet unaufhörlich die Farbe wechselt. Der Geistliche soll lehren, daß nichts geschieht ohne Wissen und Einwilligung des erhabenen Lenkers aller Dinge und das alles, was geschieht, weise, gerecht und ersprießlich ist. Mag Despotie die Glieder des Volks zusammendrücken, mag Anarchie sie auseinanderzerren; mögen in Republiken tausend Blutigel, mögen in Monarchien nur wenige Raubtiere das Herzblut der Staaten trinken — das alles gehört in die Ordnung der Geschichte, wie Stürme, Erdbeben und Blitze in die Ordnung der Natur gehören. Wer den Zeitgeist, wer die allgemeine Beschaffenheit der jetzigen Welt lästert, der hat Gott selbst gelästert; denn gottlos ist jeder, welcher meint, die Menschen könnten handeln ohne Gott. Kömmt die Macht der Fürsten vom Him-

mel, so kommt auch deren Beschränkung vom Himmel. Es gibt nichts Verächtlicheres unter der Sonne als einen Geistlichen, der in dem Staube kriecht vor den Großen der Erde und die Religion zur schmutzigen Hantierung einer gemeinen Polizeimagd zwingt. Die Geistlichen sollen Achtung lehren vor den *bestehenden* Gesetzen, Gehorsam gegen die *bestehende* Obrigkeit; nicht darum, weil jene Gesetze die weisesten sind, weil diese Obrigkeit die gerechteste ist, sondern selbst dann, wenn sie es auch nicht wären. Denn der Mensch steht unter der mütterlichen Sorgfalt der Vorsehung, und er soll nicht murren, wenn ihm der bittere Trank des Lebens von der Hand der Liebe dargeboten wird, daß er gesunde und erstarke. Zu jeder Zeit hat die Religion auf die Verfassungsurkunden der Staaten ihr Siegel gedrückt, und die Priester waren immer die Siegelbewahrer. Wenn aber das Pergament von den Motten der Jahre zernagt oder von irgeneiner Gewalt zerrissen worden – was nützt dann noch ein Siegel ohne Unterlage, und welche Beweiskraft kann es fordern? Es ist fürder ohne Nutzen, und keinen Glauben kann es verlangen. Was hat die Religion zu tun, um sich selbst zu retten und durch ihr treues Zeugnis den Hader der Rechtsstreitenden zu verhüten? *Sie hat ihr Siegel der neuen Urkunde des bürgerlichen Vertrags aufzudrücken.* Weil dieses immer versäumt worden, weil die Priester, sie, die Lehrer der Unsterblichkeit, sie, die Gläubigen der Zukunft, immer ängstlicher die zerbrechliche Gegenwart umklammerten als alle Sünder der Erde, hat mit jedem Wechsel der innern Natur der bürgerlichen Gesellschaft auch die Religion gewechselt. Zittert, ihr Christuslehrer, daß der Haß, den eure Widerspenstigkeit erregt, nicht auf eure Lehre zurückfalle! Wenn ihr predigt, die christliche Religion könne nicht bestehen mit der neuen Ordnung der Dinge, so habt ihr gepre-

digt, die neue Ordnung der Dinge könne nicht bestehen mit der christlichen Religion. Aber sie kann es wohl, nur euere Herrschsucht kann es nicht. Die Religion soll nicht Wurzel sein der Staaten, die nur solche oder solche Früchte geduldig trägt, sondern befruchtender Tau, der alle Pflanzen erquickt. Sie soll nicht eine Öllampe sein, die diesen oder jenen Winkel erhellt, sondern die Sonne, die alles beleuchtet. Herrschbegierde und Freiheitsliebe werden ewig die menschliche Seele bewegen, sie sind die zwei Seiten *eines* Triebes, welchen die Natur allen lebendigen Geschöpfen eingeflößt hat. Leben heißt frei sein. Herrschsucht ist die Freiheitsliebe einzelner, Freiheitsliebe ist die Herrschsucht aller. Man will befehlen, um nicht gehorchen zu müssen, man will nicht gehorchen, um befehlen zu können. Die Völker des Altertums waren glücklicher; denn sie waren freier als wir, und sie waren freier, weil sie von dem *Grundvermögen* ihrer Freiheit lebten und, keine zukünftigen Tage hoffend oder fürchtend, alles der Gegenwart aufopferten. Der Christ ist minder frei, weil er nur die *Zinsen* seiner Freiheit verzehrt. Die christliche Religion lehrt frei sein in der Freiheit, sich glücklich fühlen in dem Glücke anderer. Wenn je die Welt in das Heidentum und in die Finsternis zurücksinkt, wenn verdorrt der Baum der ewigen Erkenntnis, wenn die Sonne der Liebe untergeht und wenn wir, an die Fortdauer des Lebens verzweifelnd, wieder wie tolle Verschwender in den Tag hinein leben — dann werden es jene herrschsüchtigen Priester verschuldet haben, die der Gewalt schmeicheln, um sie zu teilen, denen der Opferpfennig mehr ist als Gebet, und welche keck behaupten, alle Freiheit, die wir genössen, wäre nicht der schuldige Zins von dem Darlehen, das wir unsern Herrschern gaben, sondern nur das Almosen ihrer Gnade, steigend und fallend wie diese.

57. Das Gespenst der Zeit

Wer nicht *wahr* sprechen und überzeugen kann, der sollte wenigstens *schön* sprechen, um zu überreden, und wer beides nicht vermag, der sollte schweigen können. Schweigen ist eine große Kunst; doch gewöhnlich besitzen sie nur solche, denen sie nicht frommt, und die, welchen sie frommt, haben sie nicht. *„Was ist der Zeitgeist?"* frägt der Herr Fürst Alexander von Hohenlohe, und, diese Frage in zwei Hälfte teilend, teilt er auch die Antwort, die er sich selbst gibt. Er fragt: „I. Worin besteht der Geist unserer Zeit? II. Welcher Mittel müssen wir uns gegen ihn bedienen, um uns vor demselben *rein* zu erhalten?" Und wie beginnt er seine Untersuchung? – *„Die Nacht ist vergangen, der Tag aber ist angebrochen, hinweg denn mit den Werken der Finsternis und angetan die Rüstung des Lichtes!"* (Brief Pauli an die Römer, K. 13, V. 12). Mit diesem Spruche, ja wahrlich, mit diesem Spruche beginnt er seine Untersuchung. Nur der frömmste Priester kann sich so kasteien, – sich selbst so grausam zu verspotten, das verdunkelt den Ruhm aller Helden des Glaubens! Die Nacht ist wirklich vergangen, der Tag ist wirklich angebrochen, die Werke der Finsternis werden beleuchtet und verspottet werden, und vor der Rüstung des Lichtes taumelt ihr schon jetzt vollendet [B: geblendet] zurück und überstürzt euch selbst. Der Geist der Zeit, vor dem ihr zittert, ist nicht der Geist der *lebenden* Zeit, er ist das Gespenst der verstorbenen, der euerer erschreckten Einbildungskraft erscheint. Die fürchterliche Gestalt dieses Geistes beschreibt der Herr Fürst Alexander von Hohenlohe auf folgende Weise. „Er ist ein gewaltig mächtig wirkender Geist. Wer mit diesem Zeitstrome nicht fortschwimmen will, der stehe fest (mitten im Wasser, oder an den Ufern?) und sei auf seiner Hut! (Wer denkt nicht hierbei an Horazens Bäuerlein?) Leicht erkennbar ist derselbe; denn er mischt sich in alles,

bekrittelt alles (der Strom?) und trachtet alles unter seine Herrschaft zu bringen. Auch sind seine faulende Früchte zutage gefördert (also der Zeitstrom trägt Früchte!), sie heißen Ehrgeiz und Habsucht – Luxus und Sittenlosigkeit – Mangel an Gerechtigkeit im öffentlichen und Privatleben – willkürliche Änderungen sonst unantastbarer Regierungsformen – Intrigen im Innern und von außen – Untreue im Handel und Wandel – falsche Eidschwüre – Familienzwiste – gewaltsame Veränderungen durch falsche überspannte Aufklärung – Grundsätze, die nichts taugen (wie naiv!) – Trennung, Druck und Mißbrauch der Religion und ihrer Diener" ... Was sagt der heilige Hieronymus? Hieronymus sagt: „*Es gibt viele, welche nur den Glauben heucheln, ohne sich demselben zu unterwerfen. Aufgeblasen von eitlem Menschendunste sind sie, da sie nur an dem, was ihnen gefällt, einen Geschmack finden und nicht an der Wahrheit.*" Hieronymus war ein braver und kluger Mann und durchschaute die Heuchelei der Pfaffen. Warum richtet der Verfasser gegen uns diese Worte? Nicht uns treffen sie.

Was ist zu tun in solcher Betrübnis? Der Verfasser stimmt jetzt seinen Ton herab und gibt in der Bußprediger Weise allerlei Lehren. Wie er aber auch in diesem ihm zugehörigen Gebiete waltet, mag folgende eifertolle Rede zeigen: „Man spricht keck den Forderungen der Bekehrung Hohn, worauf denn doch Christus so oft und so nachdrücklich hinweiset, und viele bewaffnen sich mit Scheingründen, da sie sprechen: ‚Niemand wird verdammt; denn dies stünde im Widerspruche mit der unendlichen Liebe des höchsten Wesens.' So also macht man den Sohn Gottes zum Lügner. Ihn, der für alle Zeiten die ewig denkwürdigen Worte gesprochen: ‚*Weg von mir, ihr Verfluchten! Weg, ins ewige Feuer! welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist!*'" – –

Und ihr nennt euch Streiter des Herren? Ist Gott nicht barmherziger als ihr, dann wehe euch selbst!

58.

An die Redaktion der „Neckarzeitung“

München, den 24. Dezember 1821

Sie wünschen von meinen Mitteilungen „Ereignisse, Gerüchte, Ansichten“, und Sie sind so gut, mir überlassen zu wollen, wie ich das alle herbeischaffe! *Begebenheiten* frühe zu erfahren, dazu ist der Ort meines Aufenthaltes wenig geeignet. Wir haben keine Börse wie in Frankfurt, wo der besorgten kummervollen Verwandtschaft tagtäglich ärztliche Berichte über das Befinden der Staaten geliefert werden; noch haben wir wie in London und Paris einen diplomatischen Bazar, wo wenigstens vierzehnkaratige Wahrheit zu haben wäre. Was *Gerüchte* betrifft, so besitze ich nicht im niedrigsten Grade die Gabe, eine Lüge von gestern auf heute noch schmackhaft zu machen und sie morgen und übermorgen und jeden Tag der langen Wochen wie ein geschickter Koch die Kartoffeln auf eine neue Art zuzubereiten. Aber mit *Ansichten* kann ich Ihnen dienen, soviel Sie haben wollen. Bin ich nicht auch ein Deutscher? Zwar war ich immer geneigt, die Siebenhimmels-Politik der deutschen Schriftsteller blau zu finden, aber „es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten“. In diesem Augenblicke, da ich willens bin, selbst den Fehler zu begehen, den ich so oft getadelt, fühle ich mich voller Schonung und Nachsicht. Was liegt daran, ob man ein Ereignis drei Tage früher oder später erfahre? Die Zeit ist guter Hoffnung, eine Niederkunft *muß* erfolgen, welchen Geschlechts aber das Kind, oder ob es tot geboren ist, das wird sich nicht lange verheimlichen lassen. Die Ge-

schichte unserer Tage ist eine anerkannte Tochter der *Meinung,* und wer die Tochter haben will, muß es mit der Mutter halten. Viele irren darin, daß sie die neuen und neuesten Ereignisse als Kinder und Enkel der Französischen Revolution ansehen, da doch alle Begebenheiten der letzten dreißig Jahre, jene Revolution mitgerechnet, Geschwister sind, die noch sämtlich im unmündigen Alter stehen ... Doch da fällt mir bei, daß ich, um Gehör zu finden, *Griechisch* sprechen muß – so will ich es denn.

Wird Krieg sein oder nicht? Diese wie jede Frage an die Zukunft ist leichter beantwortet, als man glaubt. Denn Wünsche entspringen aus Bedürfnissen, da aber die Menge übermächtig ist, so kann ihr nicht lange verweigert werden, was ihr not tut oder auch nur scheint. Die Völker wünschen den Krieg gegen die Türken, also werden wir ihn haben. Ob dieser Wunsch töricht oder verständig, ob das Bedürfnis ein wahres oder ein falsches sei, darauf kömmt es nicht an; das Schicksal ist auch weltklug und heult mit den Wölfen wie der schlaueste Mensch. Wie also noch zu zweifeln wäre, ob die Beihülfe der europäischen Mächte zur Befreiung der Griechen zu wünschen ist? Nein, wenigstens *ich* zweifle nicht; ich halte jenes Verlangen für das tollste und krankhafteste, was je gehegt worden ist. Leuchtete mein Herz nicht durch meine Gesinnung, ich schwiege. Könnte meine Ansicht nur im geringsten einwirken auf die Beschlüsse der Mächtigen, ich unterdrückte sie. Aber da dennoch geschieht, was beschlossen worden, und da alles Reden fruchtlos ist, so ist es auch unschädlich.

Wenn zwanzig Männer, die Beschützer ihrer Gattinnen, die Ernährer und Erzieher ihrer Kinder, sich in einen tiefen Strom stürzen, um ein hineingefallenes Kind zu retten, wer würde dieses hochherzige Beginnen tadeln; wer wäre so kalt, zu berechnen, das Dasein eines Kindes

sei zu teuer erkauft mit der Lebensgefahr so vieler braven Männer! Aber wenn die Tat nicht gelingt, und jene Männer fallen als Opfer ihrer Großmut, oder wenn die Wellen das Kind zurückgeben, und auch nur einige der Beistandleistenden behält die Flut, wer trocknet dann die Tränen jener Witwen und Waisen? Wenn die Befreiung Griechenlands nicht gelänge, oder sie würde mit der Ruhe der Welt erkauft? Den Türken den Krieg erklären, das heißt den häuslichen Frieden Europens an allen Ecken anzünden. Die Diplomatik, welche den Krieg gegen die Türkei beschlösse, würde sich auf diese und auf jene Weise verrechnen. Sie führte den Krieg entweder auf die seit drei Jahrhunderten übliche Art, nämlich weil zu monarchischen Zwecken, auch durch monarchische Mittel, oder sie führte ihn durch demokratische Mittel, wie man sie in dem Kriege angewendet, der Napoleon stürzte. Vor letztern braucht man wohl nicht zu warnen, sie haben der Bedenklichkeiten vor Völkerbeschwörungen nur schon zu viele gefaßt, und Goethes „Zauberlehrling“ haben wir dramatisieren sehen. Also zu ersterem wird man sich entschließen. Wäre dann aber der Sieg so gewiß, als geschwärmt wird? Ein stehendes Heer unterlag noch jedesmal einem bewaffneten Volke, da jenes die Untertänigkeit zum Angriffe, dieses aber die Freiheit zur Verteidigung trieb. Man kann den Türken Schlachten abgewinnen, man kann vielleicht ihr Land erobern, wie will man aber diese Eroberung behaupten, da Christen ihre besiegten Feinde nicht vertilgen? Was ist es denn, was in Europa die so getreuen Untertanen treu, die besiegten oder eingetauschten Völker gehorsam erhält? Die stehenden Heere sind es nicht, die *Polizei* ist es, sie in der weitesten Bedeutung genommen, diese politische *Religion*, die uns schon mit der Ammenmilch eingeflößt, die uns von der frühesten Kindheit aner-

zogen wird. Wenn europäische Untertanen mißvergnügt sind, so ist es nicht die Furcht vor physischen Strafen der Gesetze, jener Aberglauben ist es, der sie bändigt. Weil sie wähnen, die Polizei sei allwissend, erfährt sie auch alles; denn es wird ihr alles gestanden; weil sie wähnen, die Polizei sei allmächtig, vermag sie auch alles; denn keiner wagt ihr zu widerstreben. Unerforschliche Gedanken werden ihr gebeichtet, geheime Sünden abgebeten. Aber den Türken, welche nichts von der Natur alter Weiber haben, ist jener Aberglauben fremd. In Europa bedarf es hundert Menschen, um einen einzigen *Mann* zu bilden, eines Großen, eines Niedrigen, eines Reichen, eines Armen, eines Gelehrten, eines Handwerkers, eines Jünglings, eines Alten, eines Staatsdieners, eines Krämers, eines Liberalen, eines Servilen, und so fort – eines Weibes sogar. Und besitzt auch ein ausgezeichneter Mensch mehrere, ja alle Bestandteile, die zu einem Manne gehören, so ist doch keine Verbindung unter ihnen. Gegen das empörte *Herz* eines Untertanen findet die europäische Polizei Verrat und Beistand bei seinem treu gebliebenen *Kopfe*, und hat auch dieser sich verschworen, so kann man wenigstens auf die Treue des *Magens* rechnen. Der Türke aber ist ein Mann für sich ganz allein. Wovor soll er zittern? Da er nicht einmal das Schicksal fürchtet... Und wo endigte der Krieg? Etwa mit der Eroberung Konstantinopels? Könnten jene hypochondrischen Professoren, die schon ein Magenkrampf befällt, wenn sie von hohem Ministerio einen kleinen Verweis bekommen, könnten sie nur einen Blick hinter den Vorhang werfen, an dem sie so kindisch unbedacht zerren – wie würden sie mit Entsetzen zurückfahren! Die Türkei ist das eiserne Gitter, welches Europa vor den wilden Tieren Asiens schützt – und ihr wagt es durchzubrechen? Europa in seinem Hochmute verachtet die rohe Kraft der Natur; es wähnt, mit dem

Geiste seiner Mechanik vermöchte es alles zu bändigen. Weil es euch gelingt, durch eure Wasserbaukunst eine Frühlingsüberschwemmung zu zähmen, meint ihr, es würde euch auch gelingen, dem Weltmeere Einhalt zu tun, das über seine Ufer träte? Weil ihr ein wankendes Haus zu stützten vermögt, glaubt ihr, ihr könntet es auch bei einem Erdbeben vor dem Einsturze bewahren? ... Sollte es wohl wahr sein, daß man die Perser zu Hülfe *gerufen?* Ich dächte doch, ein Heer von 150 000 Menschen und hinter ihm ein Volk von dreißig Millionen wäre ein gefährlicher Beistand! Ich verstehe zwar – sind die Türken vertrieben, und die siegende europäische Macht (dann mit England zerfallen) trifft mit den Persern zusammen, dann wird man sich mit ihnen abfinden und sie auf Indien anweisen. Ich sage es vorher: fünf Jahre nach Eroberung Konstantinopels ist Indien für England verloren. Was aber würde daraus entstehen? Nicht die Themse, der Ganges ist der Lebensstrom Englands. Geht es zugrunde, wird England, das, wenn nicht mehr, doch wenigstens der Ballast des hohlen Europens ist, über Bord geworfen, dann wehe dem Schiffe mit seiner Mannschaft!
So irrt die Diplomatik. Die Völker aber oder ihre Wortführer, die einen Krieg gegen die Türken wünschen, teilen alle jene Irrtümer und haben noch ihre eignen. Griechenland soll befreit werden! War es in Sklaverei? Nicht was den Griechen jetzt geschieht, das ist nur Folge ihres Aufstandes, ihre frühere Lage muß bedacht werden. Was jene Kanzlistenseelen, die von Quartal zu Quartal leben, unter Freiheit und Sklaverei verstehen, das ist mir wohl bekannt – sie würden aus Furcht vor Gewittern den Sommer hingeben. Das ist wenigstens nicht mein Geschmack. Ich zöge vor, in Neapel am Fuße des flammenspeienden Vesuvs zu wohnen, als in den unerquicklichen Steppen des Dons

nüchterne Tage durchzuschleichen. Ein Grieche unter türkischer Herrschaft konnte zuweilen sein Leben, zuweilen sein Vermögen verlieren; aber solange er nicht alles verlor, verlor er nichts und konnte schalten über sein Leben und über sein Vermögen nach Wohlgefallen. Der Gichtleidende, der in seinem Bette liegt, *der* ist krank, und werde er noch so sorgfältig gepflegt, und sei die Gefahr des Todes noch so fern. Der Soldat aber, der einer Batterie gegenübersteht, wo die Kugel ihn wahrscheinlicher tötet als jenen die Gicht, der ist *nicht* krank. Nicht daß man lang lebe, daß man gesund sei, solang man lebt, darauf kömmt es an. Laßt die Griechen durch eine europäische Macht befreit werden – dann wird man die Hetäristen auf Esel setzen, dann wird man Homer, Xenophon, Thucydides der Zensur unterwerfen und die Mütter nötigen, bei offnen Türen und Fenstern ihre Wiegenlieder zu singen, damit die Polizei das Eiapopeia mit anhören könne. Braver Türke, dir reich' ich meine Hand! Gespießt kann man nur einmal werden im Leben, aber mit Nadeln gestochen Millionen Male und Tag für Tag.
Man hat den Liberalen vorgeworfen, sie sehnten sich nach Krieg, weil sie hofften, dann würden sich die europäischen Mächte entzweien, und in dieser Verwirrung würde sich die innere Freiheit der Völker schneller entwickeln. Es kann sein; ein allgemeiner Krieg in Europa könnte etwas aufs Äußerste treiben, aber so gut wie die Freiheit auch die Despotie. Ich denke aber, es wäre töricht, wenn wir, die wir schon so viel gewonnen, um die Bank zu sprengen, alles aufs Spiel setzen wollten.

59.

Vertrauliche Briefe

[1822]

1.

Ich habe Ihnen alles auf das schönste besorgt, und Sie werden Ihren Diener loben. Doch nein, nicht alles, Oblaten von der Kleinheit, wie Sie sie wünschen, waren nicht zu haben. Vielleicht suchte ich auch nicht emsig genug; denn es war grade kein Geschäft, das mich erquickte. Zwanzig Male fragte ich mich auf dem Wege zum Papierladen: Für wen mögen sie wohl bestimmt sein? Das sind ja die größten Geheimnisse, die man mit den kleinsten Oblaten versiegelt. Und da schwebte mir Ihr Onyx vor, der auch klein, und worauf, ich weiß nicht, welches Kind eingegraben ist; ich glaube, Ihr Brüderchen. Daß Sie mich zu Ihrem Literaturminister ernannt haben, machte mich sehr lachen. Sie sind doch immer neu! Welcher Mensch hat sich je an einen Kriminalrichter gewendet, daß er ihm einen treuen Bedienten verschaffe? Und ich soll Ihnen gute Bücher empfehlen? Ich, ein Buchrichter, ich, ein Blutmensch? Was kümmern mich die guten Werke der Leute! Nicht ihnen verdanke ich Amt und Brot. Alle Fehler Goethes und Jean Pauls stehen in meinem Register verzeichnet, aber von dem, was sie Edles haben, erfährt nur mein Herz in den seltenen Stunden der Rührung. Doch es soll geschehen. Ich will meine Gerichtsferien benutzen, Leseproben für Sie zu halten. Sei'n Sie aber dankbar, und wenn ich einschlafe, entschädigen Sie mich mit angenehmen Träumen.

Haben Sie den „Freischütz" gehört und gesehen? Ich glaube gelesen zu haben, daß man euch diese Oper verkündigt. Hier wurde sie seit vierzehn Tagen dreimal aufgeführt. Die guten Leute waren entzückt davon,

und das hat mich etwas ängstlich gemacht; denn wenn man berauschte Menschen vor sich sieht, bedenkt man sich, auch nur zum mäßigen Genusse das Glas in die Hand zu nehmen. Ich habe aber doch getrunken und den Wein feurig genug, lieblich und ganz rein und zuträglich gefunden. Das ist ein *echt deutscher* Rebensaft, wie ihn nur der *alte Vater Rhein* schenkt; das ist – doch ich kann es vor Lachen nicht vollenden; nachher mehr davon, wenn ich wieder vernünftig geworden bin.

Wenn etwas, so ist es die Musik, worin die Gemütsart eines Volks sich ausdrückt, und behaupten, daß wir eine deutsche Musik gar nicht haben, das heißt behaupten, daß das deutsche Volk gar keinen Charakter habe. Und so ist es auch. Weber gab uns in seinem „Freischützen" die erste deutsche Oper, und weil sie so ist, haben wir durch sie noch mehr gewonnen als sie allein; ein schönes Zeichen einer schönern Sache. Ich bin eigentlich kein Musikkenner, ich vermag für die Wahrheit meiner Gefühle keine gerichtliche Beweise darzubringen, aber ich weiß, Sie vertrauen mir. Denken Sie sich einen *deutschen* „Don Juan", aber einen, der nicht Champagner trinkt und Donnas liebt, sondern Landwein und Landmädchen – so ist dieser Freischütz. Die Ouvertüre ist in einem sehr edlen Stile gedichtet und auch der Scherz darin, wie in allen Stücken der Oper, mit dem feinsten Anstande durchgeführt. Das Schelmlied, welches der böse Jäger singt, wird Ihnen gefallen; die Pickelpfeifen schreien so frech heraus – ein sehr guter Einfall. Ach, und das Brautlied! Man möchte verschmelzen vor Lust. Unsere jungen Mädchen husten schon vierzehn Tage und können die Kehle nicht frei bekommen von dem süßen Liede: „Wir winden dir den Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide." Welch ein Zauber in diesem *veilchenblauer Seide,* man könnte einen Simson damit binden! Den Jägergesang im dritten

Akte hört gewiß jeder, vornehm oder gering, mit großem Vergnügen. Die genannten Musikstücke sind vielleicht nicht die besten der Oper, aber sie sind die liebenswürdigsten, die sich durch Einschmeicheln vordringen. Der Geisterchor vor der Erscheinung der wilden Jagd und der diesen begleitende furchtbare Gesang sind von großer Wirkung; doch ist mir dieser Teil der Musik noch nicht recht klar geworden, weil die Aufmerksamkeit durch die mannigfaltigen Szenerien, die das wilde Heer darbietet, abgelenkt und das Ohr betäubt wird. Liebe Freundin, welch ein Tosen, welch ein Grausen, welch ein furchtbarer Anblick! In Kassel ist ein armer Mensch darüber verrückt geworden, so daß man ihn ins Tollhaus bringen und fesseln mußte. Hier aber ist so etwas nicht geschehen. –

Die Ritter schauten mutig drein
Und in den Schoß die Schönen.

Aber nicht alle in den Schoß. Mehrere Schönen haben den Kopf abgewendet und andere in der höchsten Angst und Verzweiflung recht starr in das Entsetzliche hineingesehen.

Einige Musikfreunde wollen bemerkt haben, daß Weber in seiner Oper sich manches ihm nicht Zugehörige angeeignet habe; aber vielleicht täuschten sie sich hierin. In jedem Werke deutschen Geistes muß sich Bekanntes finden; denn das ist ja eben die Art der Deutschen, daß sie die Farben der Kunst und Wissenschaft, worin das Völkerprisma sich geteilt, wieder versammeln, um das reine Licht der Erkenntnis darzustellen. Doch das heißt nicht, sich Ungebührliches zuwenden; denn Farben sind ja die Töchter des Lichts ... Sie werden sich langweilen bei meinem Prisma und wissen wollen, wie unsere Herren und Damen gespielt und gesungen, dann sind Sie auch eins von den neugierigen Kindern, die nicht einschlafen können, wenn sie nicht alle Tage erfahren,

wie jede Mad. Müller in ganz Deutschland jeden Abend gesungen und ob sie herausgerufen worden. Die Oper wurde trefflich aufgeführt. Die Intendanz, welcher die Leitung des Ganzen oblag, der Kapellmeister, der die Oper einstudiert, alle Sänger und Sängerinnen verdienen wegen ihrer Leistungen großes Lob, unter den Sängerinnen vorzüglich diejenige, welche die Rolle der Agathe hatte. Auch der Maschinist, der sich bei dieser Gelegenheit sehr lächerlich hätte machen können, hat sich mit Ehre aus der Teufelsverwirrung gezogen. Nur um von der Hahnenfeder eines Kritikers das Spitzchen zu zeigen, bemerke ich, daß, wie mir schien, das Lachchor mit zu vieler Bosheit zu Werke gegangen, welches besonders bei den Lacherinnen auffiel. Max hat zwar schon eine Braut, aber er bleibt doch immer ein schmucker Mensch, und später erfährt man ja, daß ihn alle Welt geliebt. Warum ihn so giftig necken in seinem gerechten Verdrusse? Ferner glaube ich, daß das Tempo des Jägerliedes zu schnell genommen worden ist. Fragen Sie mich aber nicht, was ich von dem poetischen Teile der Oper halte. Ich will meine Gerichtsferien genießen und es mir so bequem als möglich machen. — —
Warum ich vorhin so gelacht habe? Wie sollte ich nicht! Bin ich ja recht ins *Deutschen* hineingekommen, wie die andern. Hat es mich endlich auch erwischt! Aber bei mir ist es ein Fieber, das vorübergehen wird, bei den andern ist es ein schleichendes Übel. Die guten Leute sind zu bedauern und nicht zu tadeln. Voltaire hat gesagt: „Wenn es keinen Gott gäbe, müßte man einen erfinden.“ So könnte man sagen: wer kein Vaterland hat, erfinde sich eins! Die Deutschen haben es versucht auf allerlei Weise, sie haben es mit deutschen Röcken, mit den Nibelungen, mit der deutschen Malerschule versucht, und seit dem „Freischützen“ tun sie es auch mit der Musik. Sie wollen einen Hut haben, unter den

man alle deutsche Köpfe bringe. Man mag es den Armen hingehen lassen, daß sie sich mit solchen Vaterlandssurrogaten gütlich tun. Nur sollten sie nicht vergessen, daß es nicht Tugenden, sondern Fehler sind, die jedem Volke diejenige Eigentümlichkeit geben, die es von andern Völkern auszeichnet. Die Tugend ist das Gemeingut aller. Sie sollten nicht von deutscher Treue, von deutscher Beharrlichkeit, von deutschem Fleiße sprechen; das ist höchst lächerlich und gottvergessen. Welch ein ohrenzerreißendes Jubelgeschrei haben sie nicht über diesen „Freischützen" erhoben, bloß weil er ein *deutsches* Werk ist. Kann es Weber schmeicheln, wenn man ihn am meisten wegen seiner geographischen Verdienste lobt? Da haben sie geschrieben: von der Sehnsucht, „den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, dessen herrliches Talent *unserer in Nacht gehüllten Tonkunst eine neu aufgehende Sonne verspricht*". Ein anderer ließ sich vernehmen: „*Zur Ehre Deutschlands* ist es nun endlich einem *Deutschen* gelungen, die Parteien, die sich so lange leidenschaftlich befehdeten, unter dem Panier der einfachen Natur und Wahrheit zu vereinen." Ein dritter schrieb: „*Die Nation blickt auf ihn mit Stolz und Freude.*" Von Wien aus melden sie, der „Freischütz" habe „einen Enthusiasmus hervorgebracht, der bei jeder Wiederholung gleich der ins Tal rollenden Lawine sich vergrößert." (Das wäre also gefrornes Feuer!) Am lautesten aber hat die kleine „Abendzeitung" geschrien, die, wie gewöhnlich, nicht im langsamen Wege der Natur, sondern auf ägyptische Art im Backofen ihre Lobsprüche ausbrütet. Unter anderm enthält sie folgendes Sonnet an *Maria von Weber*.

Der freie Schütze hat ins Ziel geschossen –
Es war sein rastlos eifriges Bestreben,
Des Denkens Mut, was ihm das Ziel gegeben –
Ein Gott hat mächtig seinen Pfeil gegossen.

Er drang durch Wolkenschleier unverdrossen;
Ein Zauberschlag – erweckt' er neues Leben,
Zum Sinn der Töne Chaos zu erheben,
Das Joch zu brechen deutscher Kunstgenossen.

Es soll also ein musikalischer Befreiungskrieg geführt werden, um den Tyrannen Rossini zu stürzen. Daß es ihnen nur nicht ergehe wie mit Buonaparte – „den Bösen sind sie los, *die* Bösen sind geblieben"... Das Sonett fährt fort:

Wohl uns, wir dürfen einen Meister loben,
Mit Stolz ein deutsches Kunstwerk nun betrachten,
Die Mutter preisen, ob des Hochgeboren!

Doch ist es *deutsch* – den Edlen auserkoren,
Den Vater schweigend gleichsam zu verachten?
Ein *Kind* hat dich, *Maria*, hoch erhoben. –

An Brennholz hat es uns Deutschen nie gefehlt, aber an Feuer. Nun, da es flammt, werden die lieben Leute alle herbeigelaufen kommen, um ihren Reisbündel hineinzuwerfen. Der Himmel sei uns gnädig! Doch genug vom „Freischützen". – Lassen Sie sich nur noch erzählen, daß Weber mit der Komposition zweier neuen Opern beschäftigt ist, mit einer ernsten namens *„Euryanthe"* von Frau von Chézy, die schon die Wiener Zensur passiert hat, welches sehr schmeichelhaft ist sowohl für die Dichterin als für die ganze deutsche Nation; und mit einer komischen: *„Die beiden Pintos"*, von Th. Hell gedichtet. Man schrieb mir aus Dresden, der vielliebe Liederkreis dort habe sich in einen Opernkreis verwandelt, und die Mitglieder alle würden einer nach dem andern echt deutsche Opern anfertigen, um „das Joch zu brechen deutscher Kunstgenossen".
Leben Sie wohl, schönes Frauenzimmer... aber bald hätte ich es vergessen. Schon vor sieben Briefen haben Sie mich gefragt, für wie alt ich Sie hielte. Sie wollten

wahrscheinlich meinen Witz auf die Probe stellen. Freilich, so schnell ist er nicht wie der der indischen Gymnosophisten, die dem großen Alexander Rede standen. Ich habe mir diese wichtige Sache drei Monate lang reiflich überlegt. Ich habe Chesterfields „Briefe", Knigges „Umgang mit Menschen" und Wenzels „Mann von Welt" zu Rat gezogen. Ich habe mehrere alchimistische Bücher gelesen, um daraus die gehörige Mischung von Grobheit, Feinheit und Wahrheit zu lernen, — und ich habe endlich folgendes zustande gebracht: „An Verstand, Orthographie und Blüte der Schönheit gleichen Sie einem sechzehnjährigen Mädchen; Sie mögen aber schon fünfundzwanzig Jahre und mehr alt sein, sonst wäre Ihnen eine solche Frage gar nicht in den Sinn gekommen." — Das für die kleinen Oblaten!

2.

Zwei Wochen und zwei Tage haben Sie mich auf Ihren Brief warten lassen; Sie haben ein gepflastertes Herz. Jetzt auf dem Lande, was machen Sie denn nur mit all Ihrer eingewickelten Ewigkeit? . . . Sie wissen nicht, was *eingewickelte Ewigkeit* heißt? Sie wissen aber auch gar nichts. Eingewickelte Ewigkeit heißt: *Zeit.* „Die Zeit ist eine eingewickelte Ewigkeit und die Ewigkeit eine ausgewickelte Zeit" — hat kürzlich ein Marodeur im „Freimütigen" gesagt. Seien Sie brav, prägen Sie sich das ein, lernen Sie es auswendig, damit es Ihnen wohl ergehe. Was ist die Zeit? — eine eingewickelte Ewigkeit. Was ist die Ewigkeit? — eine ausgewickelte Zeit. Gut geantwortet, Sie sind ein feiner Kopf, Sie könnten Professor werden. Weil Sie so gelehrig sind, will ich auch von Büchern mit Ihnen sprechen.
Ich habe wegen Ihrer ein neues Werk von Fouqué gelesen: *„Der Verfolgte"*, eine Rittersage. Aber darf ich auch davon sprechen? Man kann nicht lieben, was

man nicht begreift, und ein redlicher Mensch mag nur seine Freunde tadeln. Wie könnte ich nun Fouqués Werke lieben, wie könnte das ein geborner Bürger oder sonst jeder andere, dem nur ein Herz schlägt für Freiheit und Recht, und der diebisch-falsches oder ungleiches Maß weder gibt noch annimmt? Wie zwerghaft schrumpfen wir zusammen neben Fouqués Rittern; wie erbärmlich quieken unsere Stimmchen zu jener *herrlich festen Stimme*; wie plump erscheinen wir zur Seite *zierlicher Rittersitte*; wie mattherzig ist unsere Lust, während jene mit *einem Zuge* den Becher leeren; und wenn sie mit *Schwungeskraft ihr gutes Schwert* führen, wie ohnmächtig ist unser Arm dagegen! Sogar ein Ritterpferd hat mehr Verstand als unsereiner, und man gäbe froh seine Menschlichkeit für ihr Pferdetum. Ja, Verstand haben sie! Fouqué sagt es in allen seinen Büchern, centaurisch sind seine sämtlichen Romane. Dieser gegenwärtige ist es auch. Mit welcher Freundschaft und Hochachtung wird vom Grauroß gesprochen, vom Rotroß, vom Braunroß, vom Silberrößlein, von Karols Schimmel und vom treuen Rossesherzen! Und weil sie Verstand haben, die Pferde, können sie ihn auch verlieren. Ein ganzes Kapitel handelt „Von dem rasenden Pferd". Es kommt mit geflügelten Schritten den Berg herabgestürzt. Das gemeine Volk entsetzt sich und flieht. Stellt euch nur hinter mich, ihr widrig furchtsamen Leute, spricht der Ritter und zieht sein gutes Schwert. Das rasende Pferd, alsobald es ihn gewahrt, bleibt in ehrfurchtsvoller Entfernung stehen, worauf der Ritter ruft mit herrlich fester Stimme: „Nun, Rotroß, so komm denn nur vollends heran. Was willst du denn eigentlich von mir?" Und das Rotroß kam und erkannte seinen verlornen Herrn, und da kam ihm auch die Vernunft zurück, und es schmiegte sein treues Rossesherz an die edle Brust des Gebieters.

„Die heilige Ehre" – Fouqués Göttin. Wie kann heilig sein, was geboren, was nicht immer war? Curtius, Leonidas, Brutus, Cäsar auch waren so ehrenwerte Männer als Bayard, Guesclin und der Vendeer Jacquelein; aber die heilige Ehre war ihnen fremd. Sie starben für das Vaterland und streckten nicht den geduldigen Hals auf die Schlachtbank der Laune und der Herrschsucht nieder. Schön und groß war der Tod des *einen*, welcher starb für alle, und weil er starb für alle, wird er ewig leben. Klein aber und häßlich ist der Tod aller für einen, und sie werden vergessen werden, die, welche ihn starben.

Wie uns der Himmel nur blau erscheint, weil wir tief unter ihm stehen, so erscheint uns die Zeit des Mittelalters romantisch, nur weil sie vergangen und entfernt ist. Sie war es nicht für die, welche darin lebten. Das ist der lächerliche Irrtum Fouqués und aller, welche dichten wie er, daß sie *ihre* Wehmut und *ihre* Sehnsucht in das Herz jener kräftigen Menschen hineinlügen, die stark waren, klar, lebensfroh und weder rückwärts noch vorwärts sahen gleich den Griechen und Kindern. Selbst die Frommheit jener Tage war nur im Volke, welches trostbedürftig, und in den Weibern, welche einsam waren; in den Rittern war sie nicht.

Wollen Sie den geschichtlichen Inhalt der Rittersage wissen? *Siegaminne*, ein Rittertöchterlein, wird in ihrem sechsten Jahre vom Sassenritter *Engelschall* aus räuberischen Händen befreit und dem Vater zurückgebracht. Das Kind hat herrlich blaue Augen und kann schon reiten. Der Ritter zieht auf Taten aus. Unterdessen wächst das Mädchen zu achtzehn Jahren, das Buch zu drei Bänden heran, und endlich heiraten sich die Liebenden, wie wir gemeine Bürgersleute es auch machen. Nur daß sich vor der Kapelle, worin getraut wird, die lieben Untersassen versammeln und froh durch die ge-

öffneten Türen hineinschauen. Später bekommen sie Wein und Kuchen. –
Ein junges Frauenzimmer aus Karlsruhe, „welches *Karoline Schleicher* geheißen ist“ (so würde Fouqué schreiben), hat sich vor einigen Tagen auf der Klarinette und der Violine hören lassen. Ich war sehr begierig, zu sehen, wie solche Instrumente als Kunkel-Lehen verwaltet werden. Aber die Künstlerin hat sich gut aus der Sache gezogen: den männlichen Teil der Klarinette ließ sie liegen und hielt sich bloß an den weiblichen. Mit der Violine machte sie es ebenso, doch war ihr Bogenstrich mutig und kräftig genug.
Morgen werden wir den ersten Maitag ganz herrlich feiern. Der Brunnen der Lust soll aus hundert Röhren springen. Wenn Sie mir recht bald schreiben und mich artig bitten, erzähle ich Ihnen auch ganz genau, wie es wird hergegangen sein; die Farbe keines Bandes soll mir entgehen. Dafür quälen Sie mich auch nicht mehr mit dem andern. Schelten Sie mich nicht leichtsinnig. *Schelten!* Ach, daß ich es noch wäre! So schön ist die Jugend, daß, hat man sie verloren, es noch ein Trost ist, wenn uns eine ihrer Schwächen bleibt. Aber ich bin es nicht mehr. Ich habe alles bis auf den kleinsten Bruch berechnet. Reden Sie mir nicht von Glück. Frei sein, nur das allein heißt glücklich leben. Der Tod ist unser aller König, ich brauche keinen anderen. Toren, welche zweimal sterben!

60.

Der „Allgemeine Anzeiger der Deutschen“

[1822]

In welchem Alter ist der Mann am liebenswürdigsten? Nicht bloß Frauen, sondern auch die Männer selbst werden, ohne sich zu besinnen, antworten: in den Jüng-

lingsjahren. *Ohne* sich zu besinnen – denn täten sie es, würden sie anders sprechen, sie würden sagen: in seinen reifern Jahren ist der Mann am liebenswürdigsten. Der Geist, ungleich den Pflanzen, trägt eher Früchte als Blüten, und nur wenn der Ernst fest gewurzelt steht im Herzen, kann der Scherz unschädlich durch seine Wipfel spielen. Erst in der Mitte, auf dem Gipfel des Lebens, erlangen wir die freie Aussicht, welche uns die Dinge der Welt in ihrer Ausdehnung, in ihrer Beschränkung und in ihrem Zusammenhange zeigt. Da verlernen wir zu verachten, zu tadeln, zu bewundern, und da gefallen wir jedem, weil uns keiner mißfällt. Der hinaufsteigende Jüngling sieht die Welt nicht, die vor ihm liegt, der herabkommende Greis die rückgelegene nicht mehr. Den Blick nur nach einer Seite frei, ist ihnen die halbe Welt fremd, und darum werden sie es ihr. Die Jugend ist zu rührend, um liebenswürdig zu sein; denn nichts, was rührt, gefällt; weil nur ein Zephir, der die Empfindung kräuselt, willkommen ist, nicht aber der Sturmwind, der das Herz in seinen Tiefen aufwühlt. Die Jugend ist rührend; denn das Heranwachsen zum Leben ist eine Auferstehung aus dem Tode, ein Glied bewegt sich nach dem andern, ein Sinn erwacht nach dem andern, und wie die Morgenröte, der Abendröte gleich, an die Nacht grenzt, so grenzt die Jugend, dem Alter gleich, an den Tod. Der Jüngling träumt, schwankt, liebt und haßt, und Liebe und Haß stören; denn sie machen störrig. Es gibt Tugenden, die nur schön sind, wenn sie angeboren; es gibt andere, die es nur sind, wenn sie erworben. So die Mäßigkeit, so die Sparsamkeit, so auch die feine Weltsitte, wodurch man gefällt. Wer die Kunst zu gefallen schon als Jüngling kennt und übt, den hat die Natur nur gering begabt, und mit der Blüte der Jugend wird sein ganzer Wert verduften.

Leserinnen werden meinen, das verstünden sie besser, und darüber lachen, daß ich die Liebenswürdigkeit so schwerfällig behandelt und gleich jener Bäuerin aus dem feinsten Karawanentee ein fettes Gemüse gekocht. Das muß ich geduldig über mich ergehen lassen; denn ich kann mich nicht rechtfertigen. Ich habe den Faden meiner Gedanken verloren und begreife selbst nicht, wie ich dazu kam, von der Liebenswürdigkeit zu sprechen, da ich mir doch vorgesetzt, von dem „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" zu reden. Da aber Frauen nur solche Fesseln lieben, die sie selbst angelegt, so werden sie, wenn ich sie darum bitte, sich willig zeigen, mich von den Banden der Logik freizumachen.

Vielleicht lag mir folgendes im Sinn. Wird der „Allgemeine Anzeiger der Deutschen", den ich in die weibliche Lesewelt einführen will, auch dort willkommen sein? Er gleicht einem bejahrten Manne, ist gar nicht flink, vielmehr vierschrötig zu nennen, trägt eine Perücke, ist schlicht in seinem ganzen Äußern und sieht nach der Uhr, ob es Zeit zu lächeln sei. Werden sich die Leserinnen nicht mit Kichern von ihm abwenden, ihn stehen lassen und zu ihren süßen, schmeichelnden, flatterhaften und tändelnden eleganten Blättern, zu ihren mutwilligen und zierlichen Gesellschaftern zurückkehren? Wagt es mit ihm, rufe ich den schönen Abgeneigten zu. Er reizt nicht, daß man sich ihm nähere, fesselt aber jeden, der sich ihm genaht. Er kann auch gefallen, aber nur den Verständigen; denn er will belehren, indem er unterhält. Er kann auch witzig sein, wirft aber die Pfeile seines Witzes nicht in die blaue Luft, nur um zu zeigen, wie hoch sie fliegen, sondern nach einem vorgefaßten würdigen Ziele ... wagt es mit ihm!

Nur vier Wochen von den Blättern des „Allgemeinen Anzeigers" liegen vor mir, aber des Lieblichen und

Scherzhaften ist so viel darin enthalten, daß ich nur einen Teil davon den Leserinnen darbieten kann. Freilich mußte ich, um zu diesen Rosen zu gelangen, mich durch einen Wald von Dornen winden, die mir Gesicht und Hände blutig ritzten – durch Ziffern, Steckbriefe, Verpachtungen, Kleesamen, Verschollenheitserklärungen, Ediktalladungen, Präklusivbescheide, Mittel gegen die Klauenseuche, Anerbieten von Apothekerschachteln und Todesanzeigen – aber im Dienste der Frauen darf man nicht ermüden.

I.

Drei Männer suchen drei Frauen, um sie zu heiraten, nämlich jeder eine. Da der dritte der Suchenden ein sehr vornehmer Herr ist, der mit den beiden andern Bürgern schicklicherweise nicht zusammengestellt werden kann, so soll von ihm an einem besondern Orte die Rede sein. Ich gestehe, daß, wenn ich eine Tochter hätte, ich diese Gelegenheit benutzen würde. Die Jünglinge unserer Zeit lieben zu rein, zu uneigennützig, und der bare Vorteil des Heiratens kommt ihnen bei ihren Bewerbungen niemals in den Sinn. Läßt die Mutter der Geliebten nur das leiseste Wörtchen von ehelicher Verbindung fallen, erzürnt sich der edle Anbeter, spricht mit aufgeregter Empfindsamkeit: „Madame, das habe ich nicht verdient, Sie verkennen mich“ – geht fort und läßt sich nicht wieder sehen. Findet sich nun ein seltener junger Mann, der weniger zarte Gesinnungen hat, dann sollte man eilig zugreifen. Ich kann die beiden Bewerber, von welchen hier die Rede ist, mit gutem Gewissen empfehlen. Doch wir wollen sie selbst hören. „Ein gebildeter, junger Mann, 33 Jahr alt, von gesundem Körperbau und gutem, sanften Charakter, in schönen Künsten und Wissenschaften geübt, wünscht, seinem heißen Verlangen gemäß, eine treue Freundin

und Lebensgefährtin baldigst zu heiraten. Er besitzt zwar nur weniges Vermögen, treibt aber ein einträgliches ehrenvolles Geschäft. Sollte ein Mädchen oder eine junge Witwe, welche 2 bis 3000 Rtlr. im Vermögen hat, geneigt sein, hierauf Rücksicht zu nehmen, so wird sie ergebenst gebeten, die diesfallsige Nachricht an die Expedition des ‚Allgemeinen Anzeigers der Deutschen' in Gotha franko einzusenden. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die heiligste Verschwiegenheit beobachtet wird." Der Bewerber hätte gar nicht nötig gehabt zu bemerken, daß er einen guten und sanften Charakter habe; denn da er in schönen Künsten und Wissenschaften geübt ist, so versteht sich das von selbst. Er sagt *geübt,* nicht *bewandert,* also ist er ausübender Künstler. Er spielt Klavier, zeichnet wohl auch und macht ohne Zweifel Verse; denn *heißes Verlangen* ist unstreitig Bruchstück eines Gedichts. Nicht genug zu loben ist die stilistische Zartheit, mit welcher er zu verstehen gibt, daß er von einer jungen Witwe 1000 Taler mehr fordert als von einem Mädchen; denn so meinte er es eigentlich. Wäre er grob gewesen oder ein Kanzleistilist, hätte er gesagt: „ein Mädchen oder eine junge Witwe, welche respective 2- und 3000 Taler hat". Daß er sich die brieflichen Anträge *franko* erbittet, zu welchen traurigen Betrachtungen gibt dies nicht Anlaß! Als Künstler kann er unmöglich so geizig, als ein Mann mit einem einträglichen Geschäfte nicht so unbemittelt sein, daß er das Porto für einige Dutzend Briefe nicht sollte bestreiten wollen oder können. Aber nicht unbekannt mit dieser lieb- und männerlosen Zeit, mußte er auf einige hundert Briefe gefaßt sein und sich vorsehen. – Der zweite Freier spricht aus einem ganz andern Tone. Auch ist er reicher und zehn Jahre jünger als der vorige. Heilige Verschwiegenheit gelobt er keineswegs, macht aber auch das Frankieren der Briefe nicht

zur Bedingung. Er *bittet* nicht *ergebenst*, sondern sagt kurz: „man beliebe sich zu wenden“. Er schildert sich, wie folgt: „Ein junger, wohlgebildeter Mann, schöner Statur und Ansehens (*schönen Ansehens*) von 23 Jahren und anerkannt gutem Charakter, welcher einen bedeutenden, sehr besuchten, wohleingerichteten Gasthof nebst Grundstücken, gerichtlich zehntausend Reichstaler taxiert, in einer der schönsten Städte des Herzogtums Sachsen ererbt hat, sucht eine Person von gleichem Alter, auch wohl jünger, zur Frau, welche sechstausend Reichstaler Vermögen mitbringt, um sich mit den Geschwistern gänzlich auseinanderzusetzen und noch einige Verbesserungen zu machen.“ Gewiß nicht aus abgeschmackter Kleinlichkeit habe ich die zwei eingeklammerten Worte verbessernd hinzugefügt, sondern nur, um zu zeigen, wie besucht ein Gasthof sein müsse, dessen Wirt nicht Zeit hat, seine Handschrift noch einmal zu überlesen, um die etwa eingeschlichenen grammatischen Versehen daraus zu vertreiben. Ich glaube, Sachkenner werden diesem Bewerber den Vorzug geben; er ist nicht so liebenswürdig, aber dauerhafter als der andere. Er spricht nicht von heißem, Verlangen, sondern gesteht offenherzig, daß er eine Frau suche, um vermittelst ihrer noch einige Verbesserungen in seinem Gasthofe anzubringen. Schwäbische Mädchen, in deren Landen man nach Gulden rechnet, danken es mir gewiß, daß ich für sie herausgebracht, wieviel 6000 Rtlr. Gulden machen; nämlich: 10800. Allerdings viel Geld!

II.

„Aber du hast ja keinen Bissen gegessen! Was fehlt dir, Alter, was geht dir im Kopfe herum? Hast gewiß wieder Verdruß mit dem Superintendenten gehabt!“ Der gute Pfarrer von Grünau schweigt, seufzt und geht mit

großen Schritten das Zimmer auf und ab. Am andern Morgen bringt der Bote den „Allgemeinen Anzeiger“ aus der Stadt, mit heißhungrigen Blicken durchfliegt ihn der Pfarrer, stutzt, lächelt, Eßlust und Heiterkeit kehren ihm zurück, und noch nie war er freundlicher gegen seine Konfirmanden gewesen als an diesem glücklichen Tage ... So male ich mir die Sache aus. Ich denke mir eine stille Pfarrwohnung, die leeren Stunden darin und den glücklichen Bewohner des Hauses, der seit dreißig Jahren an einer lyrischen Anthologie sammelt oder an einem Verzeichnisse sämtlicher deutscher Dichter und ihrer Werke. Jetzt findet er ein Lied, dessen Verfasser er nicht weiß. Keines seiner Bücher löst das Rätsel, er wird unruhig und frägt im „Allgemeinen Anzeiger“: „Von welchem Dichter mag das alte Lied sein:

Ich liebte nur Ismenen,
Ismene liebte mich –?“

Nach vierzehn Tagen kommt die Antwort, und – nicht die Moldau und Walachei, nicht das Ultimatum, nicht der „Freischütz“, nicht Herr Pustkuchen und die falschen Wanderjahre kümmern ihn; er weiß jetzt, von wem das Lied ist: „Ich liebe nur Ismenen“ – er ist glücklich.

III.

Der edle Fouqué wird schaudern, wenn er folgendes liest. Der Pfarrer von Bardewitz bei Treuenbrietzen kaufte sich auf dem Jüterbogker Markte eine Stute samt Fohlen, aus einem von dort vier gute Meilen entfernten Orte gebürtig, und nahm sie in seinen von Fichtenwäldern umgebenen Wohnort mit. In der darauffolgenden Nacht, während der Pfarrer im Bette lag und an nichts Böses dachte, machte sich die Stute mit

ihrem Jungen aus dem Staub, um in ihre Heimat zu ihrem angestammten Herrn zurückzukehren: schlug aber nicht den gebahnten Weg ein, den sie hergekommen, sondern nahm durch Gräben, Wiesen und Fichten die richtige von ihr noch nie betretene Seitenstraße, auf der sie in der kürzesten Zeit zu ihrem Geburtsorte gelangen konnte, und sie hätte auch diesen wirklich erreicht, wäre sie nicht eine Stunde davon angehalten worden. „Die heutige Naturphilosophie“, sagt der Maler dieses Pferdestückes, „findet hier ein reiches Feld.“ Allerdings! Aber Staatskunst ein noch reicheres, wenn auch nur trauriger Betrachtungen. War es ein Ritterpferd, das so schöne Treue und heilige Ehre gezeigt? Ach nein, es war nicht einmal ein Bürgerpferd. Es war das Pferd eines *Baumanns der Ähren,* das sich herausgenommen, so viel Verstand zu haben! Und so wuchern die Lehren, welche jene gottvergessenen Menschen ausstreuen, die sich Liberale nennen! Und so stürzen die Scheidewände ein, welche die weise Natur zwischen Ritter-, Bürger- und Bauernpferden aufgerichtet! Und so darf der Franzmann hohnlächelnd nach Jüterbogk weisen und sagen: das auch haben wir getan!

IV.

„Ein Frauenzimmer von guter Herkunft und nicht vernachlässigter Erziehung wünscht, nachdem sie bereits in mehrern herrschaftlichen sowohl als bürgerlichen Häusern Gelegenheit gehabt, sich auszubilden und ihren Grundsätzen Festigkeit zu geben, eine möglichst dauernde Anstellung.“ Wer sich nur etwas auf Menschen und ihre Sprache versteht, errät leicht, daß das ungenannte Frauenzimmer, welches sich hier als Gesellschafterin anbietet, niemand anders ist als die bekannte konstitutionelle Dame in Berlin. Ihre demokratische Gesinnung und Abneigung gegen die höhern Stände spre-

chen sich deutlich genug aus. Sie sagt, sie wäre von *guter* Herkunft und *nicht* vernachlässigter Erziehung. Sind denn die Leute von guter Herkunft etwa gewöhnlich vernachlässigter Erziehung, daß es dieser ausdrücklichen Bemerkung bedurfte? Ihr ironisches Vorhaben bringt die konstitutionelle Dame in der Äußerung, daß sie sowohl in herrschaftlichen als bürgerlichen Häusern Gelegenheit gehabt, *ihren Grundsätzen Festigkeit zu geben,* noch offener an den Tag. Denn natürlich hat sie damit sagen wollen, daß sie Gelegenheit gehabt, die Festigkeit ihrer Grundsätze zu *erproben.* Das Frauenzimmer, wie man sieht, hat gute Laune und wäre eine vortreffliche Gesellschafterin auf Reisen — nur nicht nach Italien, wegen ihrer höchstwahrscheinlichen karbonarischen Verbindungen.

V.

Neid, hungriger Rabe! ... Doch still. Wer nicht hat Shakespeares Aug' oder Buonarottis Farben oder Mozarts Töne — der kann den Neid nicht schildern. Ich hätte weinen mögen vor Schmerz und Zorn, als ich es las. Da liegt im Königreiche Sachsen ein Städtchen, *Schirgiswalde* genannt, und glückliche Menschen leben darin. Väter, Mütter, Kinder, Brüder und Schwestern scheinen sie alle zu sein, denn so stark wie ein verwandtschaftliches hält sie das Band der Liebe und Freundschaft umschlungen. Dort teilt der Reiche mit dem Armen, Mangel hilft dem Mangel, Überfluß wird gegen Überfluß getauscht. Auch der fremde Bettler verläßt freundlich begabt das Städtchen; denn kein hartes Gesetz verbietet, hungrig und menschlich zu sein. Die Treue ist dort zu Hause, kein Notar unterzeichnet die Verträge. Streit um Recht und Besitz, Betrug, Übervorteilung, Verweigerung des Schuldigen, das alles ist ihnen unbekannt. Nur der Tod, nicht der rauhe Spruch des Richters, scheidet

Gatten. An Festtagen, wenn Tanz und Wein das Blut erhitzen, geschieht es nie, daß die Lust in Zank und blutigen Streit ausarte... Ich weiß es nicht, ob die Bewohner von Schirgiswalde so glücklich leben, ich hörte es nicht erzählen, aber wie kann es anders sein? Wäre nicht Frieden unter ihnen, kennten sie Haß, Zank, Betrug, Rechtsstreit, blutige Händel, würden sie der Häscher, Gefängnisse, Richter und Amtleute nicht entbehren können. Aber sie haben das alles nicht, sie leben schon dreizehn Jahre *ohne Obrigkeit.* Ja, so ist es! Im Jahre 1809 kam das Städtchen Schirgiswalde durch den Wiener Frieden von der böhmischen Krone an das Königreich Sachsen, und die sächsische Regierung *vergaß*, es in Besitz zu nehmen. Doch vergaß sie es wohl nicht, sie wollte vielleicht den verwöhnten Menschen zeigen, daß das Herz auch ein Gesetz, daß Liebe so stark sei wie ein Schwert und Treue so richtig als die Waage der Gerechtigkeit. Wenn der Herr des Landes zur Freiheit von Schirgiswalde schwieg, wer hätte sonst noch das Recht, dagegen zu sein? Wer dürfte jene Menschen in ihrem Glücke stören? Aber da tritt ein Ungenannter im „Allgemeinen Anzeiger“ tückisch und giftig auf, der spricht ein langes davon, „daß dieser Ort weit und breit der einzige ist, der keine Landesobrigkeit hat und keine Landesabgaben zahlt...“, daß dieses auf die Umgegend nachteilig wirke und besonders die liebe Polizei gar sehr dadurch gekränkt werde. Er endigt seine Verräterei mit den Worten: „Es würde gewiß vielen angenehm sein, von Sachkundigen durch diese Blätter zu erfahren, was es mit dem politischen Verhältnisse des Städtchens Schirgiswalde für eine Bewandtnis habe“ — Frauen sollen nicht hassen, aber diesen bösen Mann haßt nur. Kein Blick, kein Lächeln, kein freundliches Wort werde ihm zugewendet. Nicht zum Altare, nicht zum Tanze reiche ihm eine ihre Hand.

Verschmäht und vergessen werden, das sei sein Los, bis er etwa erkrankt und hülflos wird. Dann wartet ihn schwesterlich, damit er beides erfahre: wie wehe Lieblosigkeit und wie wohl die Liebe tue.

VI.

Gleich Taschenspielern, Seiltänzern und Kunstreitern produziere ich mein schönstes Stück am Schlusse der Vorstellung, damit ein hoher Adel und das verehrungswürdige Publikum mitten in der Verwunderung nach Hause gehen und das nächste Mal wiederkommen. Denn allerdings sollen diese Auszüge des „Allgemeinen Anzeigers", wenn sie Beifall finden, fortgeführt werden. Die Sache, von der hier gesprochen werden soll, ist ernsthaft, doch heiter zugleich. Man höre: „Ein Edelmann, aus einem altadeligen Geschlechte, in einem der größern Staaten Deutschlands, fühlt sich in den Verhältnissen, in denen er gegenwärtig lebt, durch unverschuldete Zurücksetzung gekränkt und hegt daher den Wunsch, seine dermalige Lage mit einem andern anständigen Geschäftskreise zu vertauschen. Die Verwaltung des Hofstaates und der Kammer eines fürstlichen oder andern vornehmen Hauses, wobei er auch die Stelle eines Kavaliers zu bekleiden sich vermögend fühlt, die Intendantur und Aufsicht über Schlösser, Domänen und andere Besitzungen, die Begleitung hoher Personen auf Reisen würden seinen Wünschen vor allen andern Anstellungen entsprechen. Zeugnisse seines bisherigen Wohlverhaltens, seiner Pünktlichkeit und Ordnungsliebe und seines ganz arrangierten Etats dürften ihm nicht schwer fallen, von seinen zeitherigen Vorgesetzten beizubringen. Portofreie Briefe unter der Adresse: 6 × 7 = 42 nimmt die Expedition dieser Blätter zu weiterer Besorgung an." Schon oft habe ich gewünscht, acht Tage in jedem Jahre ein Hofmann zu

sein. Zu denken, zu fühlen, zu wollen, zu handeln — man wird es müde. Und warum sollten Geist und Herz nicht auch ihren Sabbat haben, an dem sie ausruhen? Warum soll der Mensch, um in der Untätigkeit neue Tatkraft zu sammeln, nicht von Zeit zu Zeit hinabsteigen dürfen in das Reich des Schlafes, zu Pflanzen und Steinen, die so glücklich sind, weil sie sorglos, und ohne Sorgen, weil sie keinen Willen haben? Ja, ich schmeichelte mir, als Hofmann meine Sache vorzüglich gut zu machen. Ich lächelte wie eine Frühlingslandschaft von Claude Lorrain; möchte es schneien oder blitzen, Winter oder Sommer sein, ich bliebe Mai und lächelte. Ich wäre noch geschmeidiger als ein Handschuh, denn ich paßte zu beiden Händen; und so schnell sollte mein lederner Daumen in einen Ohrfinger zusammenschrumpfen, daß es das schärfste Auge nicht wahrnehmen sollte. Ich rankte mich an den Nerven meines Gebieters hinauf, bis ich in sein Gehirn, und kröche durch die Höhlen seiner Adern, bis ich in sein Herz gelangte. Ich hätte nur ein Wort für ja und nein und hundert Worte für jede Gleichgültigkeit. Ich wäre wie gutes Wasser, ohne Geschmack und Geruch, und hätte keine andere Gestalt und Farbe, als die mir mein Gefäß gäb'. Auf diese Weise würde ich mich acht Tage behaupten, und mein Gebieter würde früher seinen Günstling als dieser die Gunst seines Gebieters verlieren. Ich wartete nicht wie unser Edelmann, bis ich gekränkt und zurückgesetzt würde. Aber aus dessen klagender Bekanntmachung sieht man doch wie Zeiten und Menschen sich gebessert haben. Die Hoflist schleicht nicht mehr im verborgenen, sie spricht sich frei und offen im „Allgemeinen Anzeiger" aus. Welcher kühne Sprung aus einer Antichambre in eine Wirtsstube! Was mit der Stelle eines *Kavaliers* für Geschäfte verbunden sind, ist mir nicht bekannt, doch muß viel dazu erforderlich sein: denn

der Edelmann drückt sich mit fast ängstlicher Bescheidenheit aus, daß er sich dazu *vermögend* fühle. Aufsicht über fürstliche Schlösser, wenn sie in einer reizenden Gegend liegen und eine Gemäldesammlung besitzen, möchte ich wohl selbst haben. Was ein *ganz arrangierter Etat* heißt, weiß ich nicht; ich denke mir zehn verschiedene Dinge darunter, und vielleich ist keines das rechte. Aber an der Feinheit der angegebenen Adresse „6 × 7 = 42" wird jeder den gewandten Hofmann erkennen. Wegen der Leserinnen, die oft große Kenntnisse haben, aber selten kleine, ist es nötig zu bemerken, daß jene Zahlen, aus der algebraischen Sprache in die arithmetische übersetzt, so viel heißen soll[en] als: 6 *mal* 7 ist 42. Nicht bloß zufällig wurde diese Adresse gewählt; der gekränkte Edelmann wollte vielmehr dadurch zu verstehen geben, daß er 42 Jahre alt sei. Sein Alter anzugeben, schien ihm notwendig, weil er, wenn er keine Anstellung finden sollte, nicht abgeneigt wäre, „eine Partie einzugehen". Dieser Herr nämlich ist einer jener drei Heiratslustigen, von welchen oben die Rede war, seine angeführte Bekanntmachung hat noch einen andern Teil. Darin erklärt er, daß er im Genusse einer vollkommenen Gesundheit stehe, daß seine Persönlichkeit nicht unter die unangenehmen gezählt werden und er überdies auch von sich selbst überzeugt sein dürfe, ohne den Grenzen der Bescheidenheit zu nahe zu treten, daß eine Frau, die keine überspannten Forderungen an einen Mann macht, durch ihn gewiß nicht unglücklich werden könnte. Briefe werden portofrei erbeten.

61.

Die Kunst, alt zu werden

[1822]

Was ist der Tod? *Ein sanfter Schlummer* — wird in verschiedenen Opern gesungen. Aber ach, dieser Schlummer ist nur gar zu sanft: von einigen Träumen ließ man sich im Grabe wohl gern beunruhigen! Der Tod wäre das größte Übel, wenn die Todesfurcht nicht wäre. Die Männer sprechen vom Tode, aber nur die Frauen verstehen ihn. Sterben ist viel, aber gestorben sein, das ist mehr. Von dem Leben nur die Erinnerung übrigbehalten, seinen eignen Tod überleben, das ist schrecklich. Nicht mehr lieben, heißt krank sein bei den Weibern, nicht mehr geliebt werden, heißt sterben. Die Sonne der Jugend von ihrer Mittagshöhe sinken zu sehen, unaufhaltsam, immer tiefer und tiefer hinab, einen langen schwülen Nachmittag; und dann von einer schleichenden Abendröte der Schönheit noch grausam hingehalten zu werden; und dann in das Alter langsam hineinzudämmern — ahnet ein Mann diesen Schmerz? Glücklich, daß er kein Weib ist, glücklich das Weib, das sich ermannt. Die Kunst, alt zu werden, ist die schönste und schwerste, die eine Frau erlernen kann; auch besitzen sie wenige. Selten gibt es eine Cäsaria, die vorzieht, die Jüngste unter den Alten als die Älteste unter den Jungen ihres Geschlechts zu sein. Das ist das ganze Geheimnis! Man höre, wie die berühmte Schauspielerin *Clairon* davon spricht.

„Meine liebe Pauline, Sie stehen von der betrübten Zeit, wo wir uns nicht länger verhehlen können, daß alles vergänglich ist, noch weit entfernt; aber Ihre Tochter wird, indem sie heranwächst und die Blicke auf sich zieht, Ihren Ansprüchen eine Grenze setzen und das Taufregister werden, wo man Ihr Alter nachschlägt.

Aus dem, was Sie über andere Weiber sprechen hören, lernen Sie, was man einst von Ihnen sagen wird. Damit Sie sich auf diese entscheidende Stunde so besser vorbereiten können, will ich Ihnen erzählen, wie ich selbst mit ihr zusammentraf.

Ich hatte mein vierzigstes Jahr erreicht, ohne die geringste Veränderung in meinem Äußern bemerkt zu haben. Sei es, daß der ungewöhnliche Putz, den meine Rollen erforderten, oder die Verschiedenheit der Personen, die ich darstellte, die Täuschung bei andern begünstigte, sei es, daß die Leidenschaften, die ich treffend zu malen mich bemühte, oder die Lichttäuschungen der Bühne ihren Zauber übten – alle meine Freunde fanden mich reizend, und mein Liebhaber war in mich vernarrt; kurz, ich dachte an nichts. Eines Tages wollte ich, von dem Wunsche zu gefallen mehr als je beseelt, zu meinen Reizen die Hülfe jener zierlichen Putzwerke herbeirufen, die wir immer im Hinterhalte haben, und die, wenn wir erscheinen, ein schmeichelndes Ach! hervorziehen. Indem ich mich unaufhörlich im Spiegel betrachtete, um zu sehen, ob mir meine Haare gut ständen, schien es mir, daß meine Kammerfrau sich nachlässig gezeigt, daß sie die Tonart meines Gesichtes nicht beachtet oder gar die Absicht gehabt, mich diesen Tag minder schön als gewöhnlich erscheinen zu lassen. Indessen verlangte ich mit Zuversicht die herrliche Haube, die alles überbieten sollte, aber wie ich sie auch setzen mochte, ich blieb unzufrieden, warf sie weg, ließ mir zwanzig andere geben, und, höchst verwirrt, keine zu finden, die mich nach Wunsche kleidete, stellte ich gewissenhafte Untersuchungen mit mir selbst an. Die Nase auf dem Spiegel, von dem hellsten Tag beschienen, entdeckte ich mehrere Runzeln auf meiner Stirne, in den Winkeln meiner Augen, in den Beugungen meines Halses! Meine Zähne waren nicht

mehr so glänzend weiß als sonst! Meine Lippen weniger frisch, meine Augen minder lebhaft, und zu meinem Jammer fühlte ich mich so gesund an diesem Tage!... Genötigt, einzugestehen, daß der Fehler nicht an meiner Kammerfrau noch an meinen Hauben liege, sondern daß ich selbst nicht mehr die nämliche sei, zerfloß ich in Tränen! Welche Schwachheit! werden Sie sagen. Ach, ich liebte! Um glücklich zu sein, mußte ich gefallen, und meine Vernunft gebot mir, nicht länger daran zu denken. Dieser Augenblick war fürchterlich; mein Schmerz dauerte fast sechs Monate und war um so peinlicher, da ich ihn verhehlen mußte, um dessen Grund nicht einzugestehen. Aber von dem ersten Augenblicke dieser traurigen Entdeckungen ergab ich mich der größten Einfachheit. Ich schmeichelte mir, den zergliedernden Blicken zu entgehen, wenn mein Putz nicht mehr die Augen auf sich zöge, da Neid und Tadel wenigstens von solchen schweigen, die sich selbst gerichtet. Ich verlangte nichts mehr, und indem ich die Bemühungen der Liebe verdoppelte, redete ich ihre Sprache nicht länger, bald unterdrückte ich auch ihre Begehrungen. Mein Betragen fiel auf, man bat mich um Erklärung und war gerührt von der, die ich gab. Auf diese Weise gelang es mir, noch fünf Jahre ein Herz zu fesseln, das viele Frauen mir abzustreiten suchten und das mir nur erst durch Verführungen großer Glücksgüter unwiederbringlich verloren ging."

62.

Der Spion

[1823]

Bleich und mit tropfenden Augen wankte Antonio in den Lorbeerhain, wo er jeden Morgen die Geliebte fand. Ihr hatte die geflüchtete Nacht den teuern Bruder ge-

raubt; auf der Feste St. Elmo hatten nordische Opferknechte sein gärendes Blut bei düsterm Fackelscheine vergossen. Giuliana ging dem zögernden Freunde mit festen Schritten entgegen. „Du weinst, Antonio, und ich bin Weib und Schwester?“ Der Jüngling stürzte wimmernd vor ihr nieder, umklammerte ihre Knie und stammelte aus hohler lechzender Brust: „Zu spät, zu spät!“ Giuliana sah ernst, doch mild auf ihn herab. „Erhebe dich, Antonio, zu mir und zu dir. Schau' in das goldene Himmelslicht — unser Auge ist ein geborgter Strahl — mit dem Leben geben wir ihn zurück — ewig ist die Sonne — wir werden die Freiheit sehen! . . . Folge mir, Antonio!“ Sie führte ihn die oft betretenen schwarzen Marmorstufen hinab in die Felsenhöhle, die ihr Licht von blutroten Scheiben empfing. Dort stand das gemalte Bild des Gekreuzigten. Giuliana füllte einen Becher mit rotem Weine. „Trinke diesen Kelch, Antonio, es ist das vergossene Blut unseres Meisters. Lege deine Hand auf diese offene Wunde; er duldete und starb, laß uns *nicht* dulden, sterben und ihn erlösen. Schwöre mir, Antonio, nichts zu unternehmen, nichts mit Worten, nichts mit Mienen, nichts mit Schriftzeichen, nichts mit den Waffen, ehe du mich beratet!“ — „Ich schwöre es dir, Giuliana!“ — „Jetzt komm, kranker Löwe, laß uns zum Vater gehen!“ Filippo Cassella, ein Greis in Silberhaaren und mit blühenden Wangen, öffnete den Eintretenden lächelnd seine Arme. „Du kommst, dein Erbe zu holen, Antonio? Knie nieder“ — er legte seine feste Hand auf des Jünglings Haupt — „empfange auch seinen Teil meines Herzens; er ruht im Schoße der Liebe und bedarf des irdischen Vaters nicht mehr. Komm an meine Brust, geliebter Sohn, und auch du, mein Heldenmädchen. Noch habe ich Jünglingsmark in meinem Arme und des Blutes Fülle in meinen Adern; aber in diesen kranken

Tagen stirbt die Kraft am schnellsten. Falle auch ich dem schönen Tode, setzt kein Denkmal auf mein Grab, keine Blume pflanzt darauf, die giftigen Winde dieser Zeit sollen durch Unkraut wehen, bis der Mai der Freiheit kömmt. Dann erhebe sich eine Säule, und mit Rosen umflechtet sie, ruft unsere Landleute zusammen, leert das älteste Faß im Keller, und Saitenspiel und Gesang und Tanz jauchze über meinem Sarge, und ich werde herabschweben von den Sternen und mich irdisch mit den Irdischen freuen!" Giuliana lag still weinend an der Brust des Vaters; über Antonios falbe Wangen schlichen kalte Tropfen. Der Marchese Grimaldi trat herein. Filippo wand sich aus den Armen seiner Kinder... „Herr Marchese, Ihr mißdeutet wohl unsere Tränen nicht. Um den siebzehnjährigen Sohn und Bruder trauern wir, um den achtzehnjährigen weinen wir nicht; er war ein gottloser Bube, es ist ihm recht geschehen." – „Herr Cassella?" frug der Marchese erstaunt. – „Ja, Herr Marchese, Ihr seid ein getreuer Untertan, aber auch wir sind gute gehorsame Bürger. Heute abend ist Musik und Tanz in meinem Hause; Ihr seid gebeten, Marchese." – „Mir das, Herr Filippo?" – „Verstellt Euch nicht; Ihr seid ein würdiger verdienstvoller Mann, Ihr wirkt Gutes im stillen. Aber in Zeiten der Not wird auch die Demut an ihren Platz gerufen; ob Ihr zwar bescheiden seid, Herr Marchese, erkenne ich Euch doch – seht selbst." – Er gab dem Marchese ein Zettelchen; dieser las es, errötete, erbleichte, gab das Papier zurück, sprach hohnlächelnd: „Glaubt, was Ihr wollt, Herr Filippo" – und ging mit einer stolzen Verbeugung fort. – „Ihr wart zu hart, mein Vater", – sprach Giuliana sanft verweisend – „Ihr verkennt den Marchese, er ist ein edler Mann. Daß Ihr ihm meine Hand verweigert, wie ich ihm mein Herz versagt, hat ihn geschmerzt, doch nicht beleidigt.

Er liebt mich treu und achtet Euch wie ein Biedermann den Biedermann. Ihr tut ihm unrecht, Vater." – „Meine Tochter, dein hohes Auge sinkt nicht zu solchen Würmern herab. Höre!" – Cassella las folgendes Schreiben vor: „Ein Sohn der Freiheit und Euer unbekannter Bruder warnt Euch. Traut dem Marchese Grimaldi nicht. Er steht im Solde der Gewalt. Er belauert Euere Schritte, hinterbringt Euere Reden; er war's, der Euern Sohn verraten. Ich will Euch ein Zeichen geben. Vorgestern Abend war der Marchese bei Euch im Lusthäuschen. Herr Antonio und Euere Tochter waren da. Die Lichter standen am offenen Fenster; Ihr löschtet sie aus Der Mond ist verschwiegener, sagtet Ihr, laßt uns vom Lande sprechen. Herr Antonio teilte Euch die letzten Beschlüsse in der grünen Stube mit. Das sei Euch genug! Hütet Euch, Cassella!" – Giuliana erhob stolz ihr königliches Haupt und schüttelte den Blitz von ihren unversengten Locken. Antonio knirschte mit den Zähnen, schlug sich die geballte Faust an das Herz. „Teufel, höllischer Teufel!" krisch er und stürzte der Türe zu. Giuliana ereilte ihn. „Antonio, gedenke deines Schwurs!"

„Wohlgesprochen, Heilige, ich will gedenken meines Schwurs!" Diese Worte wie ein stiller Wahnsinniger lispelnd und wieder lispelnd, schritt Antonio durch die brausenden Gassen Neapels. Er stürzte in eine Osterie, das geronnene Blut seines Herzens mit Wein abzuspülen. Dort auf einem Balkone, der nach dem Hafen ging, saß er und trank Vergessenheit. Der Himmel umwölkte sich, ein Sturm nahte heran. Die Fischerkähne, die die hohe See gesucht, kehrten zurück. „Warum so ängstlich, frommer Schiffer?" – rief Antonio in den Wind – „Neptun ist ein heidnischer Gott, und du mit deinem Christ im Herzen fürchtest Leid von ihm? Mutig, segle, glaube! Bleib nur, gläubiger Tor! Der Him-

mel ist ein Schelm, der Wind ein sich drehender Heuchler — und der Mensch will sich vermessen, besser zu sein als die Natur, seine Mutter? Dieser Feuertrank in meinem Herzen, der ist mein; nicht der Himmel, nicht die Hölle kann mir die Erquickung rauben, hat sie mich erquickt. Alles übrige ist Tand; die Tugend nur eine andere Schale für gleichen Trank, zerbrechlich wie das." Er zerschmetterte ein Glas gegen die Wand. Ein Lazzarone trat wild herein. „Du bist früh lustig, Kamerad. Ich such' Euch, mich schickt der Gewisse, zu fragen, was es Neues gibt bei Euerm Liebchen. Schaut das Gold hier, die Jagd war gut, ich habe ein Reh gewechselt, das baumelt jetzt schon in Satans Küche. Holla, Wein her; trink, Brüderchen, ich zahl's!" — Antonio sprach mit zornigem Angesichte: „Such' deinesgleichen, Lump!" — „Freundchen", erwiderte der Lazzarone, „Ihr seid heute sehr spröde. Seid klug und genießt Euer Leben; denn braten wir einmal, fürchte ich, werden wir in den ersten zehntausend Jahren nicht gar. Redet, habt Ihr eine schöne Nacht gehabt?" Antonio sprang wütend auf den Schwätzer und stieß ihm einen Dolch in die Brust. Ein Schrei, und er stürzte entseelt nieder. Das Hausgesinde stürzte herbei, Antonio entrann. Auf der Straße wurde er vom Volke festgehalten. „Mord, Mord!" schrie es von allen Seiten. Wie aus der Erde gesprungen, zeigten sich augenblicklich Schwadronen Reiterei, Kanonen wurden aufgeführt. Antonio sagte dem Anführer der Truppen, zu dem man ihn hingeschleppt, einige Worte ins Ohr. „Laßt ihn los, Gesindel", donnerte der Oberst. Antonio ging mit frecher Miene langsam durch die Menge; das feige Volk stob auseinander wie eine Lämmerherde, unter die der Wolf gefahren.

63.

Justus Völkleins Brunnenbuch

[1824]

I.

Über die Ärzte! Habe ich mich betören lassen, die weite Reise nach Paris zu machen, um dort jenen deutschen Wunderarzt um Rat zu fragen, der die Natur jeder Krankheit aus der Handschrift des Kranken erkennt. Ich zeigte ihm etwas Geschriebenes. Er schüttelte bedenklich den Kopf und sagte, er dürfe mir es nicht verhehlen, mit mir stünde es schlimm. Ich hätte die Amerikomanie, meine schwachen Nerven könnten das europäische Klima nicht vertragen, und es bliebe mir keine andere Wahl, als in die Neue Welt oder in die andere zu reisen. Ich bezahlte den Doktor und lachte ihn aus. Er nahm mein Geld und lachte mich auch aus. Ihm mag das Lesen der Handschriften und die Amerikomanie schon eine gute Summe eingebracht haben. Ich aber, statt mich der See zu nähern, zog landeinwärts, und mit jedem Tage, daß ich mich von meinem Arzte entfernte, ward ich gesünder. Jetzt bin ich ganz wiederhergestellt; nur mit meinen Ohren will es sich noch nicht bessern. Es sei, ich muß mich darein finden. Es ist eine allgemeine Maßregel zum Besten des Ganzen, ein jeder wird besteuert nach Vermögen, und da ich kein Geld habe, werden mir meine Sinne um ein Fünfteil reduziert.

Welche herrliche Nacht! Wie freundlich blinkt der Vollmond herab. Die Akazien im Garten duften zu stark. Ich höre den Strom brausen und zischen. Gestern sah ich ihn einen halben Tagweg fromm und still. Aber weil sie ihm dort, daß er ihrer Mühle diene, ein Wehr entgegengestellt, lärmt er, daß ihn selbst die Tauben hören ... Es ist schon dunkel im ganzen Hause. Ein einziges Licht am Ende des Flügels. Wer du auch

seist: gute Nacht! Wenn du liebst, träume glücklich; wenn du leidest, erwache spät. Ich will dich auch schlafen legen, mein Büchelchen. Noch sind deine Blätter weiß, rein und leer wie eine Kinderseele. Gott segne dich und gebe dir gute Tage! Sei mir freundlich, fließe nicht. So ich aber lüge, dann verwische meine Worte und zerspalte meine heuchlerische Feder.

II.

Ich bin der erste und noch der einzige Brunnengast, der Kurfürst dieses Bades. Warum die, welche gesund werden wollen, warten bis spät in den Sommer, das begreife ich nicht. Der Sommer ist die Zeit, Gesundheit zu ernten; im Frühling muß man sie säen. Der Frühling heilt alles, was heilbar ist. Gestern mußte ich allein zu Mittag essen. In dem ungeheuern Saale wurde mir am obern Ende des Riesentisches eine Serviette aufgelegt. Wer am entgegengesetzten Fenster gestanden, hätte mich für ein Kind angesehen, das auf einem Bogen Papier kritzelte. Einsam war ich nicht; ich las im Casanova. Schelm! zehnfacher Schelm! Einst mischte er sich — denn er mischte sich in alles — unter die Hofleute und Gesandten, die zu Marly einen ehrfurchtsvollen Kreis um den Tisch bildeten, an dem die Königinmutter allein frühstückte. Es herrschte die feierlichste Stille im Saale. „Herr von Russel!“ — rief die Königinmutter. Das war der holländische Gesandte. Herr von Russel nahte sich dem Tische auf vier Schritte und verbeugte sich tief. „Nicht wahr, Herr von Russel, dieses Ragout ist von einem Huhn?“ — Ich legte das Buch weg, um mich, bevor ich weiterlas, zu fragen: Was hättest du auf diese Frage geantwortet, da du, auf vier Schritte vom Tische entfernt, unmöglich hättest unterscheiden können, ob das Ragout wirklich von einem Huhne gewesen? Ei, dachte ich, und wäre das

Ragout von einem Hasen gewesen, ich hätte als der feinste Hofmann geantwortet: „Ja, Ew. Majestät, das ist Hühnerragout." Aber wie half sich der holländische Gesandte in dieser bedenklichen Lage? Nach Art der Diplomaten, die, um es weder mit Gott noch dem Teufel zu verderben, niemals lügen und niemals die Wahrheit sagen und darum nie die Wörtchen Ja und Nein hören lassen, antwortete Herr von Russel: „Ew. Majestät, es scheint mir so." Ich war von Bewunderung durchdrungen. „Es scheint mir so, Ew. Majestät", – und hätte es mein Leben gegolten, ich wäre nicht auf diese Antwort verfallen.

III.

Bin heute morgen zum ersten Male am Brunnen gewesen. Er liegt am Fuße eines Hügels, den hinauf sich anmutige Baum- und Blumenwege schlängeln. Die Quelle bedeckt ein ländliches aber zierliches Säulendach; aus acht Röhren strömt das Wasser. Wäre dieser Gesundbrunnen nur für Dilettanten und nicht für Kranke vom Fache? Oder heilte das Wasser so schnell? Ich bin noch in keinem Bade so vielen blühenden Gesichtern begegnet, und ich habe noch nirgends so rote süße Mädchenlippen Sauerwasser trinken sehen. Aber wie ich höre, sind es keine Gäste, sondern Einheimische, die jeden Morgen aus der Stadt kommen. Was nur die lieben Kinder mit noch mehr Gesundheit machen wollen! Und dann klettern sie wie Gemsen den Berg hinan. Es scheint dort oben eine weibliche Warte zu sein. Ich bemerke, wie sie scharf nach der Landstraße sehen, die aus der Stadt führt, und schnell herabeilen, sich zu rüsten, sobald Kriegsvolk naht.

An einer Säule der Brunnenhalle ist ein weißes Blech genagelt, worauf die dauerhafte Bitte geschrieben: man möchte hier nicht rauchen und nicht den Hut abnehmen.

Ich las und lächelte; denn man rauchte und grüßte unaufhörlich. „Sie lachen, mein Herr!" – sprach ein alter Mann, zu mir herantretend. – „Wie sollte ich nicht lachen, daß es hier Leute gibt, die noch nicht wissen, daß es gleich schwer ist, den Deutschen Höflichkeit ab- oder anzugewöhnen?" – „Sie sehen in mir den Verfasser jener Blechschrift. Als korrespondierendes Mitglied der Tübinger Gesellschaft zur Beförderung des Nicht-Hut-Abnehmens mußte ich meinen Beruf erfüllen. Vergebens! Die Gesellschaft hat in der Sitte noch nicht die geringste Veränderung hervorgebracht." – „Das überrascht Sie, und Sie haben sechzig Jahre? Zur Einführung des Neuen hat eine Gesellschaft selten, zur Abschaffung des Alten nie geholfen. Soll ein Verhältnis umgeschaffen werden, so müssen viele, aber sie müssen vereinzelt wirken. Gegen Vorurteile wie gegen jede geordnete Macht muß man den kleinen Krieg führen. So werden endlich die mächtigsten, zahlreichsten und tapfersten Heere aufgerieben. Für jedes Gute und Schöne, wie für die Freiheit, wirkt man nur *mit* Freiheit; aber frei ist nicht, wer sich einer Gesellschaft anschließt. Ein jeder wirke in seinem Hause, im Kreise seiner Freunde, in Briefen, in seinem Wochenblättchen – so vereinigen sich die Bäche von selbst zum Strome" ... Es trat ein Herr mit einem Orden in die Halle, vor dem das korrespondierende Mitglied tief seinen Hut abzog; dann kehrte er sich um und bekümmerte sich nicht weiter um mich.

– Es fahren Kutschen in den Hof; zwei, drei. Die Hausschelle wird gezogen, die Kellner eilen mit Lichtern herbei. Ich erkenne nichts, es ist zu weit von meinem Fenster. Froh bin ich, daß es anfängt unruhig zu werden. Vielleicht ist auch ein weibliches Wesen darunter. Gefällt sie mir, wird sie meine Kurfürstin, von welchem Stande sie auch sei. Nicht die Politik, wechselseitige

Neigung soll unsern Wasserbund schließen. Und welchem Hause meine Fürstin auch angehöre, unsere beiden Häuser werden bestimmt gewesen sein, sich zu lieben und zu achten, und unsere beiden Völker werden entzückt sein. Daß ich durch meine Bildung und mein leutseliges Betragen meiner Wasserbraut Familie ganz hinreißen werde, das versteht sich von selbst.

IV.

Wer mögen wohl die Fremden sein, die gestern abend angekommen sind? Mit diesem Gedanken erwachte ich um fünf Uhr. Die Hausdienerschaft konnte ich nicht fragen, diese schlief noch. Auch mochte ich es nicht, es wäre unbescheiden gewesen. Doch kam ich bald hinter die Wahrheit, ohne unbescheidenes Forschen, ohne tückisches Lauern und ohne anderer Verräterei. Die Polizei könnte von mir lernen; denn wahrhaftig, sie wird täglich ungeschickter, und mancher Polizeidirektor in unsern Tagen wird leichter selbst gefangen, als er fängt. Meine Fremdenpolizei übte ich nach folgenden Grundsätzen aus: Der Hausknecht hatte mir die Klugheitsregel gegeben, daß, wenn ich meine Stiefel blank zu haben wünschte, ich sie abends vor die Türe stellen sollte. Diese Lehre wird er andern auch gegeben haben – dachte ich. Ich brauche mich also bloß nach den ausgesetzten Stiefeln umzusehen, um zu erfahren, wer die angekommenen Fremden sind. Denn von dem Stiefel auf dem Fuß, von diesem auf den Wandel, von diesem auf die Gesinnungen und von diesen auf die Handlungen eines Menschen zu schließen, ist jeder Polizei ein leichtes Spiel. Ich trat meine Wanderung durch die Korridors an. Die ersten Stiefel die ich entdeckte, waren unförmlich, groß und ausgebogen. Sie dienten unverkennbar zu einem Futteral für Frostbeulen und Leichdornen. Ihr Besitzer ist ein alter Mann. Ein junger

Mensch peinigte sich lieber, als daß er so bequeme Stiefel trüge. Doch gehören sie vielleicht einem jungen armen Teufel, der auf Schmuck nichts verwenden kann? Nein; denn das Zimmer liegt im ersten Stock, hat die schönste Aussicht und ist teuer. Der Herr darin ist also ein bemittelter und betagter Mann. Er hustet schon so frühe! Da haben wir's ja. Er ist siebenzig Jahre alt. Das ist das Räuspern, womit der Buhle Tod seine Nähe zu erkennen gibt. Wirst aus dem Brunnen keine Jugend trinken, aber trinke nur, die Hoffnung ist auch eine Jugend und eine schönere ... Weiter. Vor einer andern Türe ein paar andere Stiefel. Die sind jung und schmuck; und sie liegen umgeworfen. Ei, dich kenne ich schon, Bruder Lüderlich! Wie! auf der Sohle ein gedruckter Zettel geklebt! *Au Temple du Goût?* kömmst von Paris und trittst den Geschmack mit Füßen? Nein; der Schuhmacher ist aus der nahen Stadt, ein Deutscher, und hat seine Bude *Au Temple du Goût* genannt. Er verkündigt auf dem Zettel ferner: er verfertige Schuhe und Stiefel à l'inst[*e*]r de Paris. Die Stiefel sind schön und gut, besser als das Französische. Will mit dem Hohenpriester des Geschmackes Bekanntschaft machen ... Welch ein reizender Anblick! Es ist unwahrscheinlich, aber es ist wahr: *sieben* Paar Schuhe vor *einer* Schwelle. Jetzt zeige dich, Verstand! Das erste Paar gehört einer bejahrten Frau. Das zweite und dritte Paar sind erwachsenen Mädchen. Das vierte, fünfte und sechste Knaben von zehn bis fünfzehn Jahren. Das siebente Paar wurde einem dreijährigen Kinde ausgezogen, dessen Geschlecht nicht zu bestimmen. Im Passe wird es stehen. Es gibt nichts Rührend[er]es als ein Kinderschuh, diese zarte Wurzel eines jungen Lebens. Bis er holziger, breiter und länger, bis er krumm wird wie der des hustenden Greises — wie viele Spiele, Sorgen und Jahre gehen nicht vorüber! Die Hand einer der ord-

nungsliebenden ältern Schwestern hat die Schuhe aneinandergereiht. Sie stehen wie die Orgelpfeifen in abnehmender Größe nebeneinander. Ganz gewiß, es ist eine Mutter mit ihren sechs Kindern. Schlafen sie auch nicht, so entkleideten sie sich doch in einem Zimmer. Die Frau ist Witwe. Lebte der Vater, hätte die Mutter schon aus Sorglichkeit sich nicht mit so vielen Kindern auf einer Reise beschwert. Vor drei Jahren starb der Mann; so alt ist der jüngste Schuh ... Ein Paar grüne Pantoffel! Was wäre an grünen Pantoffeln zu schwärzen? Sie stehen auch nicht vor der Türe, sich schwärzen zu lassen, sondern sich einzuschwärzen. Sie sind mit den Fersen nach dem Korridor gerichtet, und männliche Füße staken darin. Ich hörte von innen die Türklinke leise berühren, wendete die Augen weg und ging. Morgenstunde hat Gold im Munde. –

V.

Kranke Menschen sagen, Gesundheit sei das höchste Gut; aber kranke Menschen haben kein gesundes Urteil. Es ist, als sagte man: das Leben ist das höchste Glück, und es ist doch nur des Glückes Bedingung. Was nützen einem armen Teufel die schönsten Zähne? In Krankheit ist Poesie, Kampf, schönes Spiel um das Leben; man fühlt doch, selbst als Deutscher, daß man da ist. Ich wünsche mir und meinen Freunden bis in das späteste Alter im April jeden Jahres ein böses und gefährliches Nervenfieber; die Wiedergenesung in des Monats letzten Tagen, am 1. Mai den ersten Ausflug in den Frühling, und an diesem schönen Tage der Wiederversöhnung mit dem Leben auch die mit der grollenden Geliebten. Das wären acht selige Tage, und wer nur zu wirtschaften verstände, der reichte das Jahr mit aus und nährte und tränkte damit einundfünfzig hungrige und lechzende deutsche Wochen.

— Die sieben Paar Schuhe haben auf dem Zimmer gespeist; aber noch andere Gäste waren angekommen. Das Tischtuch war über Nacht um mehrere Ellen gewachsen. Ich freute mich als Patriarch meiner Nachkommenschaft. Während der Suppe zeigten wir uns bloß die Zähne, knurrten und wedelten mit den Löffeln; aber bald fanden wir uns, wie verabredet, auf dem Marktplatze der Geselligkeit zusammen. Ach! gäbe es kein Wetter in der Welt, wie traurig wäre das Leben! Du liebes Wetter! Du süßes Band, das den Königsberger an den Stuttgarter, den Frankfurter an den Bremer knüpft. Es wurde einstimmig beschlossen, daß es geregnet habe. Dann entschied die Mehrheit, das Wetter werde sich nicht aufheitern; man wolle nach der Stadt und den Abend ins Schauspiel. Man schickte nach der Zeitung, um zu sehen, welches Stück aufgeführt werde. Es war *„Fluch und Segen“* von *Houwald.* Vor Houwalds Stücken mögen mich die lichten Götter bewahren. Ich werde somnambul schon in der ersten Szene und sehe der Menschheit hell in die dunkeln faulen Eingeweide. Uns ergötzte der „Schwäbische Merkur“. Keiner von uns konnte die Folgeordnung der Seiten auffinden; unsere Augen waren wie behext. Ein rätselhaftes Blatt! Ein *junger* Mensch, der aufmerksam darin las — er mochte wohl Gymnasiast und Primaner sein; denn er trug keine Halsbinde, und eine Pfeife mit dicken Troddeln guckte aus seiner Tasche hervor —, fragte seinen wahrscheinlichen Vater, was das wäre: *Preußische Promessen?* „Eh!“ erwiderte der Alte — es schien, er habe *Esel* sagen wollen, und habe das Wort noch zeitig in eine Interjunktion abgekürzt — „weißt du nicht, was Promessen sind? Promessen sind Versprechungen, und preußische Promessen sind preußische Versprechungen.“ — „Aber von welchen Versprechungen ist hier die Rede?“ — „Mehr kann ich auch nicht

sagen ..." Dann wollte der Gymnasiast wissen, was *Kanzen und Restanten* wären? Kanzen und Restanten! Die Mädchen lachten laut auf. Der Alte wußte es nicht, die Frage umkreiste den Tisch und blieb bei mir stehen. Ich wußte auch nicht darauf zu antworten, zog aber die Hand von der Kuchenschüssel wieder zurück, eilte auf mein Zimmer und fragte das Konversationslexikon, was Kanzen und Restanten wären. Gleiche Unwissenheit, gleiches Stillschweigen. Wofür bezahlte ich denn meinen Geheimen Rat und ließ ihm eine prächtige Uniform machen, wenn er nicht klüger ist als ich? Als ich wieder herunterkam, war das Dessert rein verzehrt. So wird der Fleiß aufgemuntert! so werden die Studien belohnt! Nun opfere sich einer dem Wohle der Menschheit auf!
Nach dem Essen zeigte ich den Frauenzimmern die Schönheiten des Gartens. So ist Tivoli in Paris. Hier ein Rutschberg; nur ist der französische steiler, kecken Französinnen angemessener. Hier ein Balancierbalken. Hier eine Wage. Das ätherische Wesen wog nur siebenzig irdische Pfund. Hier sind Turnanstalten, verbrecherische Kletterbäume, verderbliche Springstöcke, aufrührerische Voltigierböcke. Wenn sie es nur bei mir zu Hause nicht erfahren! Das blonde Mädchen gefällt mir gar zu gut. Ich kehrte um keinen Preis zurück, und sie würden meinen unschuldigen Vater fiskalisch bestrafen ... Die Mädchen waren noch nie einen Rutschberg herabgefahren. Ich durchflog mit allen der Reihe nach die bedenkliche Bahn. Die, welche sich am meisten fürchtet – nahm ich mir vor – will ich lieben, solange ich hier bin. Die Erinnerung gemeinschaftlich überstandener Gefahr wird sie an mich fesseln. Mein ahnendes Herz hatte sich nicht betrogen. Es war die Blauäugige, die sich am meisten fürchtete und sich am festesten anklammerte. Sie soll meine Kurfürstin wer-

den. Ich sah sie bei Tische erröten bei jeder Frage, die man an sie richtete; sie ist schüchtern, sanft und gut; sie wird mich erweichen, sooft ich hart regiere.
– Ich ließ die Gesellschaft in die Stadt fahren und ging allein zu Fuße dahin. Ich war noch nicht dort gewesen; als ich hierher reiste, ließ ich sie seitwärts liegen. Ein herrlicher Park, fast eine Stunde lang, führt aus der Stadt bis in die Nähe des Badeortes. Der Hauspudel hatte mich ohne mein Wissen begleitet. Ein Aufseher hielt mich an und sagte, es koste einen Gulden Strafe, Hunde in den Park zu führen. Ich erklärte dem Mann meine Unschuld, und er ließ mich gehen. Fast tat es mir leid. Ich wäre begierig zu wissen, wie das Gericht entschieden hätte; es ist ein merkwürdiger Rechtsfall. Ein kriminalphilosophischer Richter hätte mich wahrscheinlich verurteilt und gesagt, so könnte man alle Vergehen entschuldigen; die Leidenschaften, die zu ihnen führen, laufen uns nach; man muß sie zurückjagen ... Die Stadt gefällt mir, sie ist freundlich, und in allen Straßen kann man die freien Berge sehen. Aber wie still und menschenleer! Um fünf Uhr nachmittags schlugen Nachtigallen vor den Fenstern. Ich suchte ein Haus, wo ich ein Empfehlungsschreiben abzugeben hatte, und ich begegnete niemand, der mich hätte zurechtweisen können. Endlich bemerkte ich ein Mädchen, das mit starken Schritten vor mir herging. Ich folgte ihr mit stärkern, es war mir sehr warm. Als ich ihr auf vier Schritte nahegekommen war, verschwand sie in ein Haus, und ich stand wieder allein. Schlafen denn die 24000 Seelen? Eine Schildwache, an der ich vorüberging, fürchtete ich mich zu fragen; denn in dem Lande, wo ich geboren, ist es ein Staatsgrundgesetz, daß keine Schildwache mit einem Bürge reden dürfe. Ich trat in eine andere Straße. Ein Mann mit einer Schelle und einem Papiere in der Hand kam mir ent-

gegen; den fragte ich. Das wäre weit ab, sagte er, ich solle ihm aber nur folgen, er ginge glücklicherweise in die nämliche Gegend. An der nächsten Ecke blieb der Mann stehen, schellte, ein Kreis bildete sich um ihn und mich. Dann las er einen langen Zettel ab. Er war ein Ausrufer. Das dauerte fünf Minuten, dann gingen wir weiter. Der Mann war gefällig. Allen alten Weibern, die außer der Klangnoten wohnten und, ihre Köpfe zu den Fenstern herausstreckend, ihn fragten, was es Neues gäbe, gab er Bescheid und teilte ihnen auswendig in freien Vorträgen, bald mit Abkürzungen, bald mit Zusätzen, den Inhalt der Versteigerung mit. Bei der nächsten Ecke blieb der Herold wieder stehen und las den Papierbogen abermals ab. Beim vierten Male kannte ich ihn auswendig. So mochte ich wohl die Verkündigung zehn Male mit angehört haben, und eine Stunde mochte darüber verflossen sein, als es mir wie Schuppen von den Augen fiel und ich bedachte, daß der Ausrufer, der mir den Weg zu zeigen versprochen, mich doch eigentlich zum besten gehalten. Gewiß war dieses die Absicht des guten Mannes nicht gewesen; aber für einen Gelehrten war es doch gar zu dumm.
— Abends, als die Badgesellschaft aus der Stadt und dem Theater zurückgekommen, riefen sie mir alle wie mit einer Stimme entgegen: „Ach, wie herrlich! wieviel haben Sie verloren!“ — So sind die Menschen! Dem gewonnen, dem verloren — Fluch und Segen . . . Gute Nacht, blondes Mädchen!

64.

Die Silvesternacht eines alten Herzens

* 1. Januar 1827

Dir, geliebte Freundin, weihe ich diese Blätter. Priesterin ohne Trug. Leuchtend führst Du mich durch die Wüste

dieses Lebens, wie einst vor dem Volke Israel die Feuersäule zog. Führe mich, solange ich wandere, leuchte mir, solang dieses Auge offen – ich folge Dir. Ihr aber, meine Brüder alle, was Ihr Euch wünschet, kenne ich nicht, doch wird Euch eine Freundin, die gleich der meinigen, so wird Euch mehr als Ihr begehrtet. Sie werde Euch!* [Einleitung eines zweiten handschriftlichen Originals]
Ich übe ein verlerntes Knabenspiel, ich koste alte Jünglingslust: *ich will ein Tagebuch schreiben! So* sagte ich mir oft in den Tagen meines Frühlings; doch das Herz war voll, und das Blatt blieb leer. Den Gedanken, den Sarg des Gefühls – jetzt kann ich ihn versilbern, jetzt mit Blumen bekränzen; aber schöner war es, als das Herz noch lebte und es stumm war. Die Seligkeit der Jugend, wer faßt sie, wer erklärt sie mir? Gütiger Vater, ich fordere keine der alten Freuden zurück, gib mir nur die Schmerzen, gib mir die Tränen meiner Jugend wieder. –
Ich war die Nacht auf einem Balle. In dem Tanzsaale leuchteten Kandelabern, die nämlichen, die gestern bei einer Leiche brannten. Junge Mädchen saßen darunter, Schäferinnen unter Bäumen, und schrieben munter die versprochenen Tänze auf. O haltet Wort, haltet alle Wort! Und du, strenger Tod, lächle einmal und bestrafe nicht den Übermut dieser Kinder . . .
Sind diese Mädchenlippen nicht so rot, blühen diese Wangen minder schön, tönt dieses Gekose so lieblich nicht mehr, als er war in den Tagen meiner Jugend? Wie hell sieht mein Auge, seit es der Tau der Sehnsucht nicht mehr befeuchtet! Was mich sonst gerührt, sehe ich jetzt mit Lächlen, ja mit Lachen an. Es gibt keine Welt, Wahrheit ist nur im Traume. Sechsundzwanzig Jahre sind vorübergegangen, seit ich jene Nacht, wo zwei Jahrhunderte sich begegneten, festlich und fröhlich begangen. Ich war noch ein Knabe und ward fern von der

Heimat erzogen. Meine Lehrer waren Jünglinge, und wie alt und grau erschienen sie mir. Ich hatte zwei Gläschen warmen Wein getrunken, und diese heißen Tropfen, wie Meereswogen warfen sie mich himmelwärts. Ich war mutig; stürmte das Herz noch so wild, ich zog nie die Segel ein. Jetzt liege ich furchtsam im Hafen und wage mich nicht hinaus beim stillsten Wetter. Mein Herz fürchtet, und ich fürchte mein Herz. Man scherzte damals, die Welt würde untergehen um Mitternacht. Es machte mich beklommen, ich kannte den Scherz, ich kannte den Ernst noch nicht. Als die Mitternacht nahte, trat ich mit offner Brust ans Fenster, Louise stand mir zur Seite. Nicht um alle Küsse Cytherens würde ich mich jetzt in solcher kalten Nacht meines Wämschens von Flanell entkleiden. Es ertönte der erste Schlag der zwölften Stunde. „Jetzt", sprach Louise. Es zitterten die Sterne, es zitterte eine Träne in meinem Auge. Der letzte Schlag ertönte. „Jetzt", sprach ich und umschlang Louisen, sie mich. Aber die Welt ging nicht unter, sie ging auf in mir... Kleine Freundin, lebst du noch? Doch du lebst mir nicht mehr. Du zogst bald darauf mit deinem Vater in den hohen Norden; ich blieb unter mildem Himmel, doch mich friert jetzt auch. Ich schenkte dir zum Angedenken eine kleine goldene Uhr. Vielleicht besitzest du sie noch, vielleicht hängt sie jetzt an deinem Gürtel und zeigt dir die Stunde, wenn der Fleischtopf an das Feuer zu stellen; oder sie liegt vor dem Krankenbette deiner Tochter und ruft dich, ihr die bittere Schale zu reichen. Auf blauem Schmelz war ein bunter, lächlender Amor gemalt. Noch glänzt, noch lächelt er gewiß; aber er schimmert uns, er lächelt uns nicht mehr.

Ein junges Mädchen saß still und traurig in einem Winkel des Saals. Dunkele Locken umschatteten ihr heißes Auge. Aber der Feind der Schönheit hatte noch auf sei-

ner Flucht sie tückisch verwundet. Sie war blatternnarbig. Keiner hatte sie zum Tanze aufgefordert. Ich setzte mich zu ihr; ich war verwegen; ich trug keine Krone und wollte ihr die Kränkung und die verlorenen Tänze vergüten. Bald lächelte ich meiner Mühe. Den Generalbaß des Herzens habe ich gelernt; aber ein Liedchen spielen, das jungen Mädchen wohlgefällt – ich vermag's nicht mehr. Was ich fühlte, war so vernünftig, was ich schmeichelte, so gediegen, was ich sprach, so ungemünzt. Der kluge Jude hätte es verstanden, aber kein Bettler dafür gedankt. Ihr nasses Auge streifte an einen Jüngling vorüber, der mit seiner lusta[t]menden Tänzerin koste. Ist es das, du armes Kind? Wende dich zum Himmel. Nicht die Erde, nicht die Freundschaft, nicht der reiche Frühling mit allen seinen Fluren bringt dir Balsam gegen diese Qualen. Ich habe sie auch gekannt. Die Liebe zog breite Furchen durch meine Brust und warf reichen Samen hinein. Doch nur wenige Körner sind aufgegangen, und wucherndes Unkraut bedeckte und belohnte nicht den tiefen Schmerz.

Wenn die Jugend und wenn der Tod nicht wäre, würde die Welt nicht alle Tage neu geschaffen; lebten die Menschen fort und fort, und keine würden geboren; häufte sich Sünde auf Sünde, Eis auf Eis, und die Menschenbrust wäre ein ewiger Gletscher und stürzte mit jedem Atemzuge eine zermalmende Lawine herab – o fürchterlich! Die Kinder sind es, die uns vor Gottes Strafgericht bewahren. Die Zeit ist zu kurz zwischen Wiege und Sarg, uns zur ewigen Verdammnis hinanzureifen. Darum liebet die Alten; sie brauchen Liebe, denn sie verdienen sie nicht. Darum ehret die Kinder, denn sie bitten für euch, sie beschirmen euch.

Als ich ein Knabe war, träumte ich von guten und von bösen Menschen. Ich ward ein Mann, suchte die Bösen und fand sie nicht – da suchte ich auch die Guten nicht

mehr. Ich träumte von edlen Rittern und von finstern Walde, worin grimmige Räuber hausen. Ich suchte den Wald und die schrecklichen Räuber und fand nur lächelnde Schurken in freundlichen Zimmern – da suchte ich keine edlen Ritter weiter. Ich träumte von Löwen und Tigern, die fromme Lämmer zerrissen, ich suchte den Kampf mit ihnen und fand nur dumme Schäfer, die dümmere Schafe schoren. – Da sank mein Arm, und ich spottete der Schafe. Ich träumte von Mut und Großmut, von Gerechtigkeit, von Freundschaft und Entsagung; ich träumte, man würde diese Tugenden alle von mir fordern, und ich versprach sie alle. Als ich ein Mann geworden, forderte man nichts als *Geduld* von mir; und ich entfloh. Ich träumte von Vaterland – wie liebte ich es! Ich ging in die Fremde und übertrat nichts als die Grenze der Polizei. Jetzt lächle ich auch dieses Traumes; wo Freiheit, da ist mein Vaterland, und allen Rebensaft des deutschen Rheins gäbe ich für den Tran eines freien Samojeden hin.

Wie sauer ist dieser Wein, wie lahm sind diese Tänze, Musik, wie bist du so alt geworden! Einst trugst du mich auf deinen goldenen Flügeln hinauf zur goldnen Sonne der Freude, und war ich lustentbrannt, fächeltest du meine heiße Brust und trugst mich wieder hinab und legtest mich sanft auf die kühle, blumenüppige Erde nieder. Wie bist du so alt geworden! Ich trinke noch, ich höre Flöten und Geigen, ich tanze; aber ich könnte Brüche dabei rechnen wie ein Krämer, und ich irrte mich nicht. Mein Leben ist hohl, die Schale ist leer, und ich ernähre mich kümmerlich von der armen Scharre meiner Jugend. Was vergütet die schwelgerische Blume des Frühlings? Die heiße hoffnungsfrohe Arbeit des Sommers. Was den Sommer? – Die fröhliche Ernte. Was die Lust des Herbstes? – Der Herd im Hause. So vergütet Freiheit den Wein, die Tat die Liebe und das Vaterland

die Jugend – und wo es nicht geschieht, wäre besser, zugleich zu sterben mit seinem Herzen und mit dem letzten Liebesseufzer den letzten Atemzug zu hauchen.
Wo dreizehn frohe Menschen sitzen, stirbt einer, und alle erkranken an der Furcht des Todes. Der Tod ist gewiß, ungewiß ist nur das Leben. Gefahrvoll ist die Freude, sicher macht uns nur die Trauer. Wir spielen um helle Augen auf schwarzen Würfeln, und wir werfen alle gleich. Wir spielen nur um oben und unten, um diese und jene Seite, um jetzt und einst. Sechs fallen immer, rechnet man die Freuden, die das Grab bedeckt, rechnet man die Hoffnung dem Genusse zu. Der Glückliche hat nichts zu fordern, der Unglückliche muß borgen.
Ich sah eine Braut weinen, weil sie glücklich war. Nichts schenkt uns das geizige Leben, mit Tränen bezahlen wir alles. Wer viel gekauft, hat viel geweint.
Frischer Morgenwind! Es schwellen die Segel, es schwillt das Herz in der Brust. Der Matrose raucht Gedanken, der alte Steuermann lächlet. Immer fort, immer fort. Wir suchen die Ruhe, wir suchen den Sturm; wir finden den Tod im Hafen oder in der Tiefe des Meeres. Nur fort, immer fort! Das Schiff steige oder sinke. Nur immer fort, nur keine Stille des Windes.

65.

Frankierter Brief an die Zwecklose Gesellschaft in Breslau

[1828 ?]

Sie, meine Herren, als mir bekannte vernünftige Menschen, die sich um Ursachen und Zwecke wenig bekümmern, Sie fragen gewiß nicht: was will dieser Brief, und wer hat ihn geschrieben? Sondern Sie lesen ihn oder

lesen ihn nicht, lassen die Sonne auf- und untergehen nach altem Gebrauche und schlafen, solange es dunkel ist. Ein Tor, wer wacht, während andere schlafen! Ich und meine Freunde haben es früher wohl getan; aber sooft wir *„Feuer!“* riefen, *„Mörder! Diebe!“* und die Schläfer davon aufwachten, schalten sie uns Unruhestifter, schliefen verdrüßlich wieder ein und träumten vergnügt von großen Galgen, geziert mit kleinen Ruhestörern. Seit der Zeit tun wir es nicht mehr, sondern schlafen auch und träumen wie jene, aber nicht von uns, sondern von jenen. Doch das sind ganz unzeitige Reden. Es ist sehr betrübt, daß Gedanken gleich den Troschken in Berlin in Menge zu haben sind, wenn man sie nicht braucht; braucht man sie aber, gar nicht. Ich habe sagen wollen: die Leser des „Morgenblattes“ hingegen sind gebildet, fragen wer? wie? was? und fordern Gründe. Mit welchem Grunde, das mag der Himmel wissen. Was berechtigt sie denn, einen Brief zu lesen, der gar nicht an sie, sondern an die Zwecklose Gesellschaft in Breslau gerichtet ist? Wahrlich, gebildete Stände sind noch weit in der Tugend zurück! Aber eine Zeit wird kommen, da wird alle Welt so ehrlich sein, daß man sich die wichtigsten Geheimnisse gedruckt mitteilen und daß niemand sie lesen wird als den es angeht. Dann werden unversiegelte und gedruckte Briefe ebenso sicher sein, als es früher versiegelte und geschriebene waren – ich wollte sagen, weit sicherer. Bis dahin aber muß man sich wohl dazu verstehen, frankierte öffentliche Briefe, die dunkel sind, auf Verlangen zu beleuchten. Es wird geschehen in spätestens acht Tagen; ich wollte aber, es geschähe später. Doch meine Bosheit, die Dinte zu diesem Schreiben, ist noch akuter als der Liberalismus eines Ministers, sie hat es nie wie jener bis zu vier Wochen bringen können; chronisch aber konnten beide niemals werden. Wäre dieses, und

hätte ich so viel Geduld, Fortsetzungen zu schreiben, als deutsche Leser, sie zu lesen in Tagesblättern, dann würde ich diesen Brief erst am 1. Januar des künftigen Jahres endigen und unterschreiben, so daß die neuen Abonnenten des „Morgenblattes" gar nicht erführen, was der Unterzeichnete, und die Austretenden nicht, wer den Brief geschrieben. Doch es ist Zeit, daß ich ihn anfange.

In den letzten Tagen der dreißig, die ich jedes Jahr in Icksbad zubringe, bin ich *gesund* und *dumm*. Als mir dieses vor vier Jahren zum ersten Male widerfuhr – ich merkte es bei Tische daran, daß ich die Unterhaltung zwar wie früher schon ganz unvergleichlich fand, aber aus entgegengesetzten Gründen als früher, nämlich sie gefiel mir ungemein –, erschrak ich auf das heftigste und schickte eilig zum Arzte. In wenigen Minuten war er da. Alle, die es wissen, daß der Ickser Brunnenarzt zwar von bürgerlichen Kranken Besuche und Gelder annimmt, aber nur Adlige besucht, werden sich wundern, daß er zu mir so schnell und überhaupt gekommen. Aber diese demokratische Eile hatte zwei gute Gründe. Erstens erhielt er die Botschaft, da er bei Tische war, also in einer erleuchteten Stunde, wo er aus der gleichen Eßlust aller Gäste und aus ihren gleichen Verdauungswerkzeugen auf eine ursprüngliche Gleichheit aller Stände mit einigem vorübergehenden Verstande schloß. Zweitens wurde ihm gemeldet, es sei einem Herrn beim Essen plötzlich übel geworden; es war also ein Schlagfluß aus Überladung zu vermuten und ein schneller Tod zu befürchten. Das Sterben aber in Icksbad ist von der Polizei streng verboten; es wird mit Recht als eine Injurie angesehen, indem dadurch dem guten Rufe des Bades geschadet wird und gegen die allgemein angenommene Meinung, daß es unsterblich mache, boshafterweise Zweifel erhoben werden.

Sooft daher ein Icksbader Kurgast in den letzten Zügen liegt, eilt der Brunnenarzt zu ihm und befiehlt ihm, sich munter auf die Beine zu machen und fortzureisen, denn er könne augenscheinlich die Ickser Luft nicht vertragen. Aus diesen Gründen kam der Doktor. Als er in den Speisesaal trat, geriet er in einen Wirbel von auf- und abtragenden Kellnern, aus dem er sich mit Mühe half. Endlich wurde er an den Bord des Tisches geworfen, sah umher und suchte seinen Kranken. Er warf auf einige sehr blasse Damen prüfende Blicke; da diese aber sich nicht um ihn bekümmerten, sondern fortaßen, ging er weiter den Tisch entlang, bis er zu mir kam. Mir war bange, wie ich mich dem halbgesättigten Doktor als seinen Tischfreudenstörer zu erkennen geben sollte; denn ich sah ihn die Stirne runzeln, da er keinen in Ohnmacht liegen sah. Ein Zufall half mir aus der Not. Nämlich der stark hustende und hypochondrische Professor der Logik, der neben mir saß, hatte drei Teller voll Himbeeren gegessen und, zerstreut wie alle Gelehrte, dieses gleich wieder vergessen. Als er nun wahrnahm, daß er rot ausspie, ward er blaß; denn er hielt es für Blut und sah den hinter ihm stehenden Doktor hoffnungslos und wehmütig an. Dieser glaubte, der Professor wäre der Kranke, der nach ihm geschickt, fühlte seinen Puls, verschrieb ihm eine Säuere, empfahl ihm Ruhe und legte ihm ein pythagoräisches Stillschweigen auf. Der Professor der Logik war in einer jämmerlichen Lage. Er wünschte auf sein Zimmer zu kommen, um sich mit philosophischer Ruhe auf den Tod vorzubereiten; aber der Arzt hatte ihm jede Bewegung untersagt. Er wünschte einen Bedienten zu haben, der ihn wegschleppte, aber er durfte nicht sprechen. So saß er wie zermalmt da, spie fort und fort hellrotes Himbeerblut aus und sah sich mit matten Blicken, die aber keiner verstand, nach Hülfe um. Der Doktor, der das

Seinige getan, überließ ihn seinen Ängsten, wandte sich dann zu mir und fragte mich lachend – ich blühte wie eine Rose, und wir waren gute Bekannte –: „Und Sie, Bester, wie geht es Ihnen?“ – „Schlecht“, sagte ich, „ich fürchte, ich bin dumm.“ – „Das sah ich gleich“, antwortete der Doktor. Ich freute mich sehr, daß er diesen Witz hatte und einige Lacher auf seine Seite bekam; denn auf seine gute Laune und seine Geduld zählend, wagte ich jetzt ihm umständlicher zu klagen. Ich sagte ihm, daß ich ganze Stunden umhergehen könnte, ohne an etwas zu denken, daß ich mit mir und der Welt sehr zufrieden und überhaupt dummvergnügt wäre. Endlich merkte er, daß ich keineswegs unzeitig habe spaßen wollen, sondern daß ich es ernst gemeint. Er tröstete mich und sagte, ich sollte mich meiner Dummheit freuen; denn es sei ein sehr günstiges Zeichen und ein Beweis, daß die Kur gut *angeschlagen*, wenn die Abdominalität (so sagte er höflich statt *viehische Natur)* über die geistige vorherrschend geworden. „Der Mensch hat nicht ungestraft Geist“ – schloß er mit einem tiefen Atemzuge und ging fort. Ich sah ihm nach, verwunderte mich im stillen über sein schlechtes Aussehen und seufzte: „Wieder ein Justizmord! O! . . .“

66.

Der schwarze Bär

Ein Gratisblatt für unbemittelte Stände

[1829 ?]

Ankündigung

Der Kriegsrat Reichard gibt es in zwei Sprachen deutlich zu verstehen, einem jungen Menschen, der mit Nutzen reisen wolle, seien folgende Kenntnisse und Übungen ganz unentbehrlich. Nämlich: 1. Naturge-

schichte; 2. Mathematik; 3. Mechanik; 4. Geographie; 5. Landwirtschaft; 6. Sprachen; 7. Zeichnen; 8. Leserlich und schnell schreiben; 9. Schwimmen; 10. Einige medizinische Kenntnisse; 11. Schöne Künste, besonders Musik, besonders Blasinstrumente, die man auseinanderlegen und in die Tasche stecken kann. Überdies müsse der junge Reisende durch Europa mehrere spirituose Dinge mit sich führen, als: 1. Eine Flasche Vierräuberessig; 2. Eine Flasche französischen Branntwein; 3. Eine Flasche Schußwasser oder peruanischen Balsam; 4. Ein Fläschchen Ammoniaksalz, gegen Ohnmachten und Übligkeiten; 5. Ein Fläschchen Hoffmännische Tropfen. Die Vortrefflichkeit dieser Reiseregeln hat der Herausgeber des *„Schwarzen Bär"* — (en) werden die Kritiker verbessernd einschalten, aber mit Unrecht — mehr als einer erprobt, indem er sie nicht befolgt und dadurch zu großem Schaden gekommen. Er durchreiste mehrere Länder Europens ohne Mechanik, ohne Hoffmännische Tropfen und ohne Nutzen. Als er seine Reisen antrat, war er so jung an Jahren als an Kenntnissen, und die eilf Unentbehrlichkeiten des Kriegsrats mangelten ihm zum großen Teile. Zwar war ihm von der Naturgeschichte das Wichtigste bekannt, nämlich deren Einteilung in das Tierreich, Pflanzenreich und Steinreich; aber in der Mathematik war er so fremd, daß er gleich dem ältesten Diplomatiker nicht einmal wußte, was eine gerade Linie sei. Ebenso unwissend war er in der Landwirtschaft, und er verstand Weizen von Roggen nicht eher zu unterscheiden, als bis sie auf dem Tische gebacken vor ihm lagen. Mit den übrigen Künsten und Wissenschaften ging es ihm nicht besser. Als er seine Reisen beendigt, besuchte er seinen lieben, guten, jetzt seligen Onkel, der am Rhein wohnte. Der gute Onkel nahm den verlornen Neffen mit großer Freude und Zärtlichkeit auf. Er hatte in seinen frühern

Jahren selbst große Reisen gemacht, und er dachte, der Neffe würde ihm seine alten Erinnerungen auffrischen und ihm die alten Erfahrungen verbessern und vermehren helfen. Aber ach! Der gute Onkel ward getäuscht. Er hielt viel auf Statistik, Staatsverfassung, Finanzen, Kriegsmacht, Polizei, Unterrichtsanstalten und öffentlichen Geist eines Landes, und der Neffe wußte von nichts zu sprechen als von Cimabue, dem St.-James-Park, der Demoiselle Mars und der Spielbank auf dem Rigi. Der Onkel fragte, wie viele Weine Frankreich jährlich ausführe, wie dort der Ackerbau beschaffen, wie viele Baumwolle England jährlich einführe? Der Neffe schwieg. – Der Onkel fragte: wie viele Einwohner die Länder unter österreichischer Herrschaft zählten? „Fünf und sechzig Millionen" antwortete der Neffe. „Acht und zwanzig und eine halbe" verbesserte der Onkel und schüttelte sehr den Kopf. Er frug: was das in der Lombardei für Gerichte wären, die sich *ökonomische* nennten, während sie doch mit so wenig Sparsamkeit die Carbonari zum Tode verurteilt. Der Neffe hatte nie davon sprechen hören. Er fragte den Neffen, wo er das merkwürdigste Echo gefunden? Der Neffe nannte ein schottländisches. Verwundert erwiderte der Onkel, ob er denn nicht in Frankfurt am Main gewesen und dort im berühmten Palaste, den der italienische Baumeister *de Opera* [recte: *Hauberat*] im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gebaut? Darin sei ein schöner Saal, und dieser habe das merkwürdigste Echo der Welt, nämlich ein achtunddreißigfaches. Der Neffe schämte sich. Der gute Onkel ward aber dem Neffen wegen seiner Unwissenheit gar nicht gram. Im Gegenteil wurde er täglich freundlicher und freundlicher, und als er ihn eines Abends gefragt, ob er einer Kammersitzung in Sternberg beigewohnt, und der Neffe nicht einmal zu sagen wußte, in welchem Weltteile die-

ser Ort liege, sprang der Onkel von seinem Lehnstuhle auf, breitete die Arme aus und sprach mit gerührter Stimme: „Komm an mein Herz, lieber Neffe, du bist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen finde, du besitzest *seltene* Kenntnisse, du mußt ein Zeitungsschreiber werden!" Der Neffe warf sich an die Brust des guten Onkels, sagte: dieses sei schon längst sein Wunsch gewesen, und bat ihn um fünfzig Dukaten, die er sehr nötig brauche. Der gute Onkel gab ihm fünfzig Dukaten und hundert gute Schreiblehren, die der Herausgeber des *Schwarzen Bär* mit seinen Lesern teilen will – nämlich die Lehren.

67.

Tischgespräch

[1829 ?]

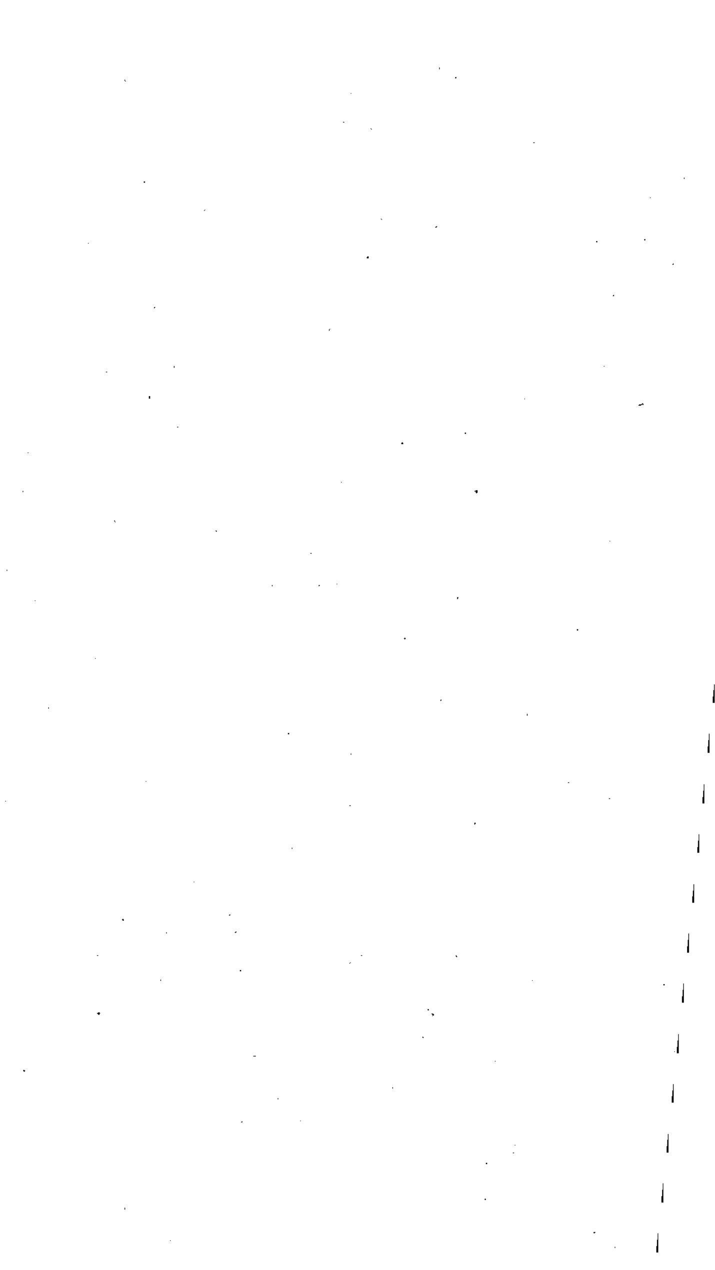
Nachdem während der Suppe einstimmig beschlossen worden, daß es geregnet habe, war der Mundvorrat erschöpft, und sechzig unsterbliche deutsche Seelen fielen in Ohnmacht aus Hunger; nur der Justizrat Cato, ein großer starker Mann, hielt sich aufrecht, erhob seine herrlich kräftige Stimme und sprach: „Müller in Bremen ist ein denkender Künstler, und seine Leistungen sind ganz erstaunlich." Da durchzückte sie ein Lichtstrahl, und sie fühlten sich wie neugeboren. Es waren fast halb so viele Völkerschaften als Gäste am Tische. Wir waren Hannovraner, Oldenburger, Mecklenburger, Lübecker, Hamburger, Badenser, Kurhessen, Darmstädter, Preußen, Detmolder, Österreicher, Frankfurter, Luxemburger und noch andere Zungen. Aber ein Bruderband umschlang uns alle, und wir verstanden uns. Wir sprachen von Demoiselle Lortzing und Herrn Franke in Weimar, von Katzianer und Madame Arthur in Han-

nover, von Cornet in Hamburg, von Madame Dürrer in Braunschweig, von Weidner und der Lindner in Frankfurt, von Madame Neumann in Karlsruhe und von Urban und Mademoiselle Sigl in München. Der Geheime Kirchenrat Blausaur erzählte, Vespermann habe die Sigl geheiratet, worüber alle erstaunten. Der freundschaftliche Streit, ob die Sigl jetzt Vespermann-Sigl oder Sigl-Vespermann heiße, belebte den ganzen Tisch. Unter solchen heitern und belehrenden Gesprächen vergingen uns zwei Stunden nur gar zu schnell. Endlich wurden die Stühle gerückt, man stand auf und rüstete sich zum Fortgehen. Da lächelte der Legationsrat von Flachs und sagte: „Es gibt zwei Schauspieler Löwe, aber der eine ist ein anderer als der andere." Wir waren alle auf das angenehmste überrascht, sahen uns einander an und fragten: „Warum gehen wir denn schon?" Da setzten wir uns wieder und ließen Champagner kommen. Darauf wurde gesprochen von Madame Maibutter in Danzig und Herrn List in Magdeburg, von der Peche in Hamburg, von Wild in Kassel, Miedke in Darmstadt und Franz in Freiburg. Auf dem Gange sprachen der Hausknecht und die Köchin von Griechen und Türken, und die Köchin weinte sehr, welches uns störte. Der Rittmeister Cäsar warf zornig die Saaltüre zu und sprach, vor dem unverschämten Geschrei draußen könne man kein vernünftiges Wort sprechen. Dann sprachen wir von der Schulz, der Milder, von Devrient, der Thebaldi, von Spitzeder, Madame Wolff und von Beschort in Berlin; von Bliz in Halberstadt, Madame Chipke in Würzburg, Hänsel in Aschaffenburg, von der Müller in Wien, dem Bassisten Kratzky in Prag, Werdy in Dresden, Madame Täubchen in Aachen, Klotz in Köln, der Mademoiselle Eiweis in Kiel, der Frau von Busch in Mannheim, von Brennse dem jüngern in Bamberg und endlich zwei

Stündchen von der Schechner. Ein lautes und schmerzliches Ach! das aus der Brust eines blassen Fräuleins drang, erschreckte uns sehr, wir wandten die Blicke hin und staunten. Sie hatte sich erhoben, stand auf den Fußzehen und schwebte wie verklärt mit Leib und Armen himmelwärts. Dann rang sie die Hände und sprach: „Ach! Wird das geliebte Vaterland die teuere Sontag niemals wiedersehen?“ sank auf den Stuhl zurück und vergoß einen Strom von Tränen. Wir waren alle gerührt und weinten. Da erhob sich der alte von Stryck, der die Spielbank hält, und sprach mit langsam-feierlicher Stimme: „Glaube, Liebe, Hoffnung!“ Wir sprachen alle nach: „Glaube, Liebe, Hoffnung“ und sanken uns schweigend und tiefbewegt einander in die Arme. Es war eine schöne Minute, welche gute Menschen feiern, und der Genius der Erde blickte aus den Wolken lächelnd auf seine Kinder herab. Jetzt schlug es sechs Uhr, und wir gingen an den Brunnen und tranken.

IV

Skizzen und Fragmente vor 1830



1.

Geschichten, Sagen und Meinungen

[1818]

Spanien. — Die bisherigen Minister sind abermals abgesetzt worden und andere an deren Stelle gekommen. Es wurde hierbei, wie es schon öfters geschehen, mit sultanischer Eigenmacht verfahren, da man die Verabschiedeten aus Madrid verbannte, sie innerhalb vier Stunden abzureisen zwang und ihnen ihren Aufenthaltsort vorschrieb. Man wechselt die Ärzte, und die Krankheit bleibt. Der spanische Hof wird so lange das Unmögliche versuchen, bis es dahin kömmt, daß ihm auch nicht einmal das Mögliche gelingt. Er sucht alte Zwecke durch neue Mittel zu erreichen. Er will an der Spitze der Verwaltung Männer sehen, welche den Geist der Zeit kennen, ohne ihn zu lieben, die Lehren der Gegenwart verstehen und die der Vergangenheit befolgen, welche aufgeklärt sind, ohne diese Klarheit weiter zu verbreiten, und den Thron der unumschränkten Herrschaft mit Waffen umgeben sollen, die nur eine freisinnige Staatsverfassung verschaffen kann. Wo gibt es aber Männer, die ihr Herz so ängstlich vor dem Einflusse ihres Geistes bewahren möchten oder auch nur könnten? Die vorigen Minister scheinen die Ansichten des Hofes über Südamerika nicht gebilligt zu haben; denn seitdem sie entfernt worden, wird die neue Kriegsrüstung dorthin mit größerem Eifer betrieben. Die verbündeten Fürsten sollten es nicht dulden, daß Spanien die törichten Versuche zur Unterjochung seiner amerikanischen Länder fortsetze; nicht wegen der fruchtlosen Schlachtopfer — was ist eine zertretene Menschensaat,

das nächste Jahr ersetzt sie euch! –, sondern weil es ihnen allen gefährlich ist, europäische Kinder (daß sie es noch sind, wessen ist die Schuld?) in die amerikanische Revolutionsschule zu schicken. Eigenmächtige Fürsten dürfen ihre Krieger weder in einem Kampfe *für* noch *gegen* die Freiheit gebrauchen. Wer auch immer obsiege, sie bringen in ihre Heimat Grundsätze zurück, die der Alleinherrschaft verderblich sind. Sieht ein Mann ernsten Sinnes der Musterung des Heeres zu, ehe es von Cadix absegelt, so frägt er sich gewiß in seinem Innern: Wer von euch wird der Lafayette werden seines Vaterlandes? – Gleichzeitig mit jenem Ministerialwechsel wurde auch ein neuer Großinquisitor ernannt; ein trauriger Beweis, daß in Spanien auch nicht einmal mehr die geistliche Macht ihren ruhigen, von der weltlichen Regierung unabhängigen Gang hat – *traurig,* weil diese allein dem schwankenden Hofe eine gewisse Haltung hätte zu geben vermocht.

Göttingen. – Es ist dort auf ausdrücklichen Befehl des Prinzregenten eine Kommission zur Untersuchung der sogenannten Verrufserklärung und ihrer Haupturheber und Beförderer niedergesetzt worden. Es soll dieser Hochschule eine ganz neue Einrichtung bevorstehen; man will dem akademischen Senate die Polizei und Gerichtsbarkeit über die Studierenden entziehen und diese der städtischen Obrigkeit unterwerfen. Es ist von der *Willfährigkeit fremder Regierungen, zu dem auf das ganze Universitätswesen in Deutschland bezüglichen Zwecke des Prinzregenten mitzuwirken,* mit kecker Zuversicht gesprochen worden. Erwägt man die großen und eilenden Schritte, welche die hannövrische Regierung macht, um zu einer entschiedenen Umgestaltung des deutschen Universitätswesens zu gelangen, und mit welcher Gegenwart nicht des Geistes, aber *ihres* Geistes dieselbe nach den Göttinger Vorfällen zu Werke

gegangen war, so ergibt sich vielleicht, daß alles vorbedacht und bereits angeordnet gewesen und man nur Ereignisse, die auf deutschen Akademien seit jeher häufig waren, abgewartet habe, um eine neue Macht, nach der man lüstern war, sich anzueignen. Wenn auch andere Regierungen von dem verborgenen Zwecke jenes arglistigen Krieges nicht zum voraus unterrichtet und damit einverstanden waren, so werden sie doch gewiß ihren Anteil an der Beute des Sieges nicht verschmähen. Denn wem ist es unbekannt, daß es Staatsmänner gibt, die seit dem 18. Oktober des vorigen Jahres nicht ruhig schlafen können, weil ihnen das Wartburgsfest wie ein Alp auf der Brust liegt und sie beängstigt, und die, wie sie es gewohnt sind, mit dem Gespenste ihrer Einbildungskraft auch die Fürsten von ihrer Ruhe aufschrecken? Sie danken es Hannover herzlich, ihnen ein heilsames Mittel zugeführt und dessen üblen Geschmack für sich allein behalten zu haben. Möchten sie es nie bereuen und nie zu spät einsehen lernen, daß Hannover Deutschlands Mund ist, der nicht bloß dazu dient, die bittern Arzeneien zu verschlucken, die das englische Ministerium dem deutschen Staatskörper einzugeben für gut findet, sondern sich auch mit der Zeit herausnehmen wird, für die übrigen Glieder das Wort zu führen. Doch mögen sie tun, was ihnen beliebt, es geschieht doch nur, was der Himmel für gut findet, und endlich wird es den Menschen klar werden, daß die Vorsehung, so oft sie große Zwecke erreichen will, den Beherrschern der Völker die Augen verbindet, um sie *leitsamer* zu machen, wie man Pferde blendet, die dazu gebraucht werden, durch Umdrehen im Kreise ein Triebwerk in Bewegung zu erhalten.

Großstädtische Gesinnung. – Eine Berliner Zeitungsnachricht meldete vor kurzem, was folgt: Eine Deputation der hiesigen Stadtverordneten machte dem neuen

Gouverneur der Residenz, General Grafen von Gneisenau, vor einigen Tagen ihre *Aufwartung* und *empfahl* Sr. Exzellenz das *Wohl* der Berliner *Bürgerschaft.* Die Deputation genoß das *Glück* einer *langen Audienz,* in welcher sich Se. Exzellenz mit vieler *Güte* und *Herablassung* äußerte usw.

So etwas ins Französische übersetzt, müßte drollig zu lesen sein. Fast zweimalhunderttausend Menschen machen durch Stellvertreter einem einzigen General ihre Aufwartung, empfehlen ihm ihr Wohl und rechnen sich's zum Glücke, daß sie so lange vor ihm stehen durften, und der General läßt sich herab, gütig mit ihnen zu sprechen. Wahrhaftig, der brave Gneisenau hat es nicht verdient, daß man so kriechend und balsamisch von ihm rede. Aber wäre ich der Gouverneur gewesen, ich hätte die Deputation der Berliner Bürgerschaft zur Türe hinausgeworfen; denn sie war gekommen, um sich die Befreiung von Wachtdiensten zu erbetteln. Diese Hauptstädter alle sind die gefährlichsten Feinde der deutschen Volksfreiheit; *sie* schmieden die Ketten, mit welchen die Provinzen belastet werden. Die winzigen, engherzigen Menschen! Um wöchentlich vielleicht *eine* Stunde länger ihrer Krämerei nachzugehen, geben sie freiwillig die letzte Waffe aus den Händen, und die Schwachköpfe wissen es nicht zu berechnen, daß sie in den sechzig Minuten, am Schilderhäuschen zugebracht, nicht den zehnten Teil so viel hätten erschachern können, als es ihnen an Abgaben mehr kostet, wenn sie die Oberherrschaft des Soldatenstandes wieder aufkommen lassen. Geht nur, ihr lustigen Feuerwerker vom 18. Oktober, ihr seid Taugenichtse, wie ihr immer waret. Das matte Lüftchen, das oberflächlich eure sumpfige Empfindung kräuselte, es ist nicht mehr, und die Pfütze – schläft.

Otaheite, den 30. Okt. 1818. – Se. Exzellenz der Fi-

nanzminister *Uhauga* haben sich gestern auf eine noch von keinem versuchte Weise zu entleiben geruht, nämlich durch freiwilliges Selbsterschrecken. Er saß, und anscheinend ganz ruhig, bei einer Tasse Tee, als er plötzlich, und ehe man ihn daran verhindern konnte, die Worte aussprach: *Die Presse ist frei, der Teufel ist los!* Darauf fiel er zurück, und tot war er. Dieser Staatsmann wird allgemein bedauert, und man begreift nicht, was ihn zu diesem Schritte bewogen haben möchte. Man hatte nie irgendein Zeichen von Geistesanwesenheit bei ihm bemerkt. Er hinterläßt eine zahlreiche Familie.

London. – Auf einer Maskerade, welche unter andern Hoffesten bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Elisabeth gehalten wurde, erschien auch eine erhabene weibliche Gestalt, die wegen der Schönheit ihres Schmuckes allgemeines Aufsehen erregte. Sie war als *heilige Allianz* gekleidet. Als der Parlamentsredner Brougham sie erblickte, näherte er sich ihr, schrieb ihr ein T in die Hand und sprach: *Ich kenne dich, schöne Maske*! Diese verließ darauf eiligst den Saal, und man hatte sie nicht wieder gesehen (Morning-Liar).

Cap Henri, vom 4. Oktober. – Se. Maj. der König von Haiti, stets auf das Beste seiner Untertanen bedacht, haben einen Preis von zwei Millionen Franken auf die Entdeckung des politischen *Perpetuum immobile*, das seit Jahrtausenden vergebens gesucht worden, auszusetzen geruht. Der glückliche Entdecker erhält außer der genannten Geldbelohnung noch die Stelle eines ersten Ministers als erbliche Würde in seiner Familie. Die betreffende Verordnung war schon am 25. Dezember 1816 vom Könige unterzeichnet worden.

2.

Weibliche Beiträge zum Konversationslexikon in alphabethischer Unordnung

[1818 ?]

Nicht wegen ihrer Unordnung oder weil sie etwa für das weibliche Geschlecht allein bestimmt wären, nenne ich diese Beiträge weiblich, sondern damit ich eingedenk bleibe, stets mild und lieblich zu schreiben. Die Erinnerung ist nicht zu entbehren. Als ehemaliger Zeitungs-Frühprediger führte ich eine männliche, von verzärtelten Philologen hart genannte Sprache. Ich bediente mich ihrer nicht aus Mangel an Erziehung, sondern aus Grundsätzen. Wenn das Saatkorn, dachte ich damals, zu feinen Zuckerbäckereien verbraucht wird, dann werden unsere Kinder Hunger sterben. Die Staats-Landwirtschaft wird mit groben Werkzeugen getrieben, mit Pflugscharen, Sensen, Dreschflegeln und Mühlengeklapper. Die schmucken Brabanter Spitzen, die unter der Erde geklöppelt werden, damit kein Lüftchen die zarten Fäden auseinanderhauche, kämen sie je zustande, wenn nicht zuvor der Flachs scharf gehechelt würde, und sind nicht die schönsten, feinsten Toilettenkünste alle bäuerischer Abkunft? Aber der Mensch, besonders der philosophische, ändert seine Grundsätze nie lieber als ungern, nämlich wenn er *muß*. Ich und die andern *mußten* zu unserem Glücke. Unsere Feldgüter wurden in Erbpacht genommen, und wir leben von dem Pachtzinse gemächlich in der Stadt. Jetzt ist es Zeit, das Leben zu genießen und artig zu werden. Aber die Gewohnheit, diese strenge Gebieterin, gibt uns nur langsam frei, man muß sich ihr gewaltsam zu entreißen suchen, und welche Hände sind behülflicher darin als schöne?

In den Zuckerplantagen der Almanache werden die Autoren leicht süß. Ich habe aber nie daran gearbeitet.

Eine Artigkeit zu sagen fällt mir nur etwas weniger schwer als eine zu denken. Die Aufsicht des schönen Geschlechts ist mir daher unentbehrlich; ich bitte darum und um Vertrauen auf meine Dankbarkeit. – Mit letzterer fange ich sogleich an, indem ich höflich behaupte, daß es in dieser Stunde mehrere hundert schöne Mädchen gibt, die alle gelehrter sind als ich. Die Leser werden sich wundern, sowohl über mein Geständnis als über die Sache selbst. Aber es ist nicht anders. Jene besitzen die ältern vollendeten Ausgaben des Konversationslexikons, und alles, was zwischen den Polen des A und Z liegt, ist ihnen gehörig bekannt. Ich aber bediene mich der neuesten Auflage des Buches, dessen achter und jüngster Band mitten im S stehenbleibt; daher all mein Wissen, ungleich den Engländern, nicht über das *Seerecht* hinausgeht. Diese gelehrten Beiträge können sich daher nicht weiter erstrecken als über 4/5 Teile des Gebietes menschlicher Erkenntnis, womit [man] sich einstweilen begnügen muß.
Die alphabetische Ordnung des Plauderlexikons werde ich aus zwei Gründen nicht befolgen. Erstens ist jene Rangordnung für die mich beschützende schönere Hälfte des lesenden Geschlechts ganz ohne Nutzen. Frauenzimmer haben sehr oft große Kenntnisse, aber selten kleine. Die wenigen unter ihnen, die sich auch in letztern auszeichnen, wissen zwar, wie die Buchstaben aufeinanderfolgen, aber doch nur dann, wenn sie vom A zu zählen anfangen und die ganze Buchstabenleiter, Sprosse nach Sprosse, hinabsteigen. Von der Mitte des Alphabets ausgehend, etwa vom Q, findet keine den Weg, und es ist zu wetten, daß auch die Behendeste nicht zu antworten weiß, wenn man sie mit der Frage überrascht: auf welchen Buchstaben das X folgt. Ich kann es beschwören, was ich erzählen will, daß ich sah, wie ein Frauenzimmer zwölf Bände des Konversations-

lexikons, also zwei mehr, als es hat, in die Hand nahm, um ein Wort vergebens darin zu suchen, das sie erst im dreizehnten fand. Aber das Wort war auch erstaunlich schwer, ein stockfinsteres, orthographisches Rätsel und *Casse-tête chinoise*, nämlich: *Czerny Georg*, der Serbier. Zweitens ist die alphabetische Ordnung der Konversationswissenschaften ungemein schädlich. Dinge, die getrennt gar nicht zu gebrauchen sind und so notwendig zusammengehören wie Suppe und Löffel, werden zu verschiedenen Zeiten dargeboten. Ein Mädchen lernt im Konversationslexikon die Ehe kennen, ehe sie noch weiß, was Liebe ist, und erst nach vielen Leipziger Ostermessen unterrichtet sie sich über die Treue. Bei den gelehrteren Männern, die ihre Kenntnisse aus der Quelle schöpfen, ist dieses ganz anders, und wenn sie zur Ehe schreiten, sind sie über Liebe und Treue schon längst hinaus. Letztere werden den gegebenen Wink verstehen und keine Frau von der neuesten Konversation heiraten. Andere Gründe gegen die alphabetische Ordnungen wie der: daß Dinge, die gar nicht zueinander gehören, nebeneinander zu stehen kommen, z. B. *Kanonen* und *Kanonikus*, *Ananas* und *Anarchie*, *Biskuit* und *Bischof*, übergehe ich, weil ich mich eile, diesen voralphabetischen Artikel zu schließen, da ich es gar nicht erwarten kann, mich bei den Weibern einzuschmeichlen.

3.

Höflichkeit

[1818 ?]

Ein wichtiger Artikel, der dem Konversationslexikon und mir fehlt, doch letzterem weniger. Aber Tugenden werden, gleich der Gesundheit und ungleich den Talenten, von solchen Menschen am besten gewürdigt und

verstanden, denen sie am meisten mangeln. Ich wünschte mir schmeicheln zu dürfen, daß die gebildeten Stände meine Gedanken über die Höflichkeit schlecht finden werden, kann es aber nicht, da ich weiß, daß Knigge, der ein gutes Buch über diesen Gegenstand geschrieben, ein ganz unausstehlicher Mann war.
Rochefoucault, der als Franzose (denn Frankreich ist der Gaumen Europens) Eßlust mit Hunger verwechselte, die Eitelkeit zur Firma aller menschlichen Handlungen machte, sagt: Die Höflichkeit ist der Wunsch, sie zu genießen und für höflich gehalten zu werden. Man könnte ebensogut sagen: Schönheit sei die Begierde, für schön gehalten zu werden; wäre dieses und jenes wahr, so gäbe es keine häßlichen Weiber und keine groben Männer. Theophrast sagt: Grobheit sei nichts anders als die Unwissenheit des Anständigen. Ich führe diese beide Definitionen an, nicht um eine bessere zu geben, sondern um mich zu entschuldigen, daß ich es nicht vermag. Definitionen und Flurbücher philosophischer Begriffe sind so veränderlich, als die Pedanterie der Deutschen, nach den Wegzeichnungen der Kataster spazierenzugehen, unveränderlich ist.

4.

[Paris]

[Fragment eines fingierten Briefes, 1819]

In Paris? ... Ihre Verwunderung, liebe Freundin, ist eine Schmeichelei; doch nein, ich glaube es verdient zu haben, daß Sie meine Ansicht überrasche. Aber wie ich sie Ihnen früher mitgeteilt, so hat sie sich bei mir erhalten, ja befestigt, und ich wiederhole es: Paris ist die Stadt, in der ich wohnen möchte, weil man dort am meisten lebt und dem schnellen Menschen, der das Leben nicht verlängern kann, nichts übrig bleibt, als es in der Breite zu genießen.

Vielleicht werden Sie jetzt, da ich wieder in Deutschland bin, meine Gründe zutraulicher aufnehmen als früher, da ich mich noch in dem tollen Kreise herumtrieb und darin, wie sie wohl dachten, befangen und eingezaubert war. Das weibliche Weib, das nur in einer frommen Häuslichkeit seine Welt findet und außer dieser nie oder vergebens sucht, begreift es schwer, was ein Mann ernsten Sinnes, der nach gestilltem Wandertriebe der Jugend endlich in sich selber wohnt und an den gellenden Mißtönen, dem Flitterwerke, den seelenlosen Teppichfiguren und dem ganzen gestickten Krame der großen Welt keine Freude hat – was er dabei gewinnen mag, sich zwischen gemeinschaftlichen Mauern mit einer Million Menschen einzuschließen, und was er in seinem beschränkten stillen Geburtsorte entbehrt? Aber groß ist diese Entbehrung.

Ich rede nicht von den gewerbtreibenden Menschen, deren Blick stets auf ihr Handwerk, deren Geist nur auf Gewinst gerichtet ist, und die, mehr beschäftigt, das Gewonnene zu zählen als zu genießen, auch in der geräuschvollsten Stadt, selbst unter den lockendsten Freuden, nie über ihren engen Kreis hinaussehen; auch von den Kaufmännern rede ich nicht, die niemals und nirgends zu Hause sind, und deren Gedanken mit ihren Waaren, Geldern und Wechseln alle Länder durchreisen, sondern von der *denkenden* Klasse der bürgerlichen Gesellschaft rede ich, die entweder durch Amt oder Wahl an einen bestimmten Gegenstand des Nachdenkens gebunden sind oder in glücklicher Geschäftslosigkeit, ihren Geist nach jeder reizenden Gegend der Kunst und Wissenschaft frei hinwenden. Diesen müssen zahlreiche, ewig wechselnde Stoffe geboten werden, soll nicht die Flamme ihres Genius sich in sich selbst verzehren; denn so reich und herrlich die Erzeugnisse der schöpferischen Einbildungskraft auch sein mögen, bleiben sie doch nur gemalte Wirklichkeiten und vermögen den Geist, der auch

einer Ernährung von außen bedarf, nicht zu sättigen. Wie oft, wenn ich in Paris die tausend mannigfaltigen Erscheinungen in einem engen Raume aneinandergereiht wahrnahm, die man außerhalb nur über ganze Länder spärlich zerstreut und weit auseinanderstehend findet; wenn ich sah alle die mannigfaltigen Menschennaturen, in ihrem aufsteigendem Werte, in ihren Unter- und Neben-Arten und Ausartungen; das ganze Reich der Begierden und Schmerzen; die Genüsse, die Entbehrungen, das volle Orchester der Jubel- und Klagetöne, die ausführlichste Seelen-Lehre, das Register aller Krankheiten des menschlichen Körpers und Geistes, alle Weisheit und Thorheit, jede Furcht und jede Hoffnung, die reichen Schätze der Kunst und Wissenschaft, die treueste Geschichte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem Zauberspiegel – wenn ich dieses alle sah, wie oft fiel mir da bei, zu wie vielen herrlichen Kunstwerken würden solche Stoffe in der Meisterhand eines Jean Paul Anlaß geben, und ich bedauerte, daß so edler Marmor als roher Block vielleicht Jahrhunderte lang unbenutzt im Wege liegt und halb verwittert, bis einst der Meißel ihn berührt. Es ist wahr, daß das kurze Leben eines großen Menschen früher verlischt, ehe der Genius, der ihn beseelt, erschöpft ist, und in der Geisteswerkstätte eines Jean Pauls, fänden sich in der Stunde seines [Todes] wohl noch Stoffe für viele Werke; aber auch dieses erwägend, und daß der enge Lebenskreis, in welchem deutsche Schriftsteller sich bewegen, sie antreibt, in die Tiefe zu arbeiten und die innersten Geheimnisse der Dinge aufzudecken, so wäre es doch erfreulicher, wenn ihnen alle gesellschaftlichen Verhältnisse zugänglich wären, weil es größeren Gewinst gibt, das Unverstandene begreiflich, als das Verstandene noch begreiflicher zu machen.

5.

Deutscher Sold

[nach 1819]

Als wir vernahmen, was in dem seligen England geschah, wie die edelsten Frauen sich dem grauen Helden an die Brust geworfen, gleich liebenden Bräuten, wie ihn Londons Volk und Rat geehrt, wie der König ihm gehuldigt; und als wir dann zurückgekehrt in das deutsche väterliche Haus – da war es uns, als kämen wir von der Alpe höchstem Gipfel, aus der reinen himmlischen Luft, in einen düstern feuchten Keller, wo das Bier gärt und Rüben und Kartoffeln uns zwischen den Beinen rollen. Wo nicht Herrscherwort die Schuld bezahlt, wo nicht Fürstenlohn den Glücklichen beleuchtet und ihn hervorrief aus der dunkeln Menge, was hat das deutsche Volk getan, welche Ehre seinen Helden zugewendet? Sie wissen nicht zu lohnen, sie wissen nur zu strafen. Schon schwebt der *Allgemeine Anzeiger* an unserm Geist vorüber; wir hören sie reden von der Völkerschlacht bei Leipzig und wie man sie verewigen soll. Baut eine Schule hin, ein Waisenhaus, eine National-Runkelrüben-Zuckerfabrik, damit das Nützliche sich mit dem Großen paare. Pflanzet Linden hin, werden noch die Besten sagen, sie kosten wenig, und schwitzende Schneidergesellen kommender Geschlechter sollen sich in dem Schatten deutscher Freiheit laben. So haben sie's mit *Schillers* Frau, so mit *Luther* auch gemacht. Wo sind die Pfennige hingekommen, die euch für letzteren auf deutschen Postwägen, langsam, langsam zugeschlichen? Habt ihr des Landes Schulden mit bezahlt? Habt ihr die Einquartierungslast erleichtert? Ja gewiß, so dergleichen ist geschehen. Nun, es sei geschehen. Wenn ihr ihn ehren wollt, vergesset nur, daß er ein Deutscher war; wie wohlfeil ist dies nicht! Das Geld ist euch wie ein Polyp

ans Herz gewachsen, daß ihr verbluten müßt, wenn man es abreißt. Ein Denkmal haben sie der Schwäche aufgestellt, ein *Fluchtor* haben sie gebaut – die Ohnmacht flucht, die Stärke rächt sich. Daß sie ihren Zollbuden Königsnamen beigelegt, daß sie Vivat riefen, das ist alles, was geschah. Charpieen haben sie gezäuselt, damit gute Heilung den Invalidensold erspare; bei allem andern haben sie geknaust und geknaust, daß ja nicht der Gemeindesäckel sich an der Dankbarkeit verzehre. Werden Helden so geehrt? Hätten sie der Tyrannei gedient, ihnen wären Königreiche worden; hat denn die Freiheit keinen Lohn? – Noch ist es Zeit, was geschehen soll, kann geschehen, und daran wird am meisten klar sich zeigen, ob wir die Zeit zu würdigen verstanden oder sie, wie manche spotten, nach dem Preis des Zuckers abgeschätzt.

6.

Geschichte meiner Gefangenschaft nebst Beschreibung der herrlichen Wandgemälde, die sich in der Hauptwache zu Frankfurt befinden

[1820]

Am 22. März wurde ich wegen Anschuldigung etlicher demagogischen Umtriebe auf Ersuchen der preußischen Minister verhaftet. Der Verdacht, daß ich vom Tertianfieber angesteckt sei und daher unter Quarantäne gesetzt werden müsse, war wirklich nicht ohne Schein. Ich habe in der Tat mit einem Tertianer mehrere auffallende Ähnlichkeiten. Erstens bin ich von kleiner Gestalt, obzwar wohlgebildet. Zweitens laufe ich gern Schrittschuhe. Drittens bin ich im Griechischen noch unwissender als ein Tertianer; denn dieser kann es noch lernen, aber ich nicht; denn ich habe es bereits vergessen.

Daher ist die Beschuldigung zu entschuldigen. Überhaupt ist der März zu jeder Zeit voller Verschwörungen gewesen – gegen den Menschenverstand und die Gerechtigkeit nicht allein, sondern auch gegen Fürsten und Völker. Die Märzluft ist von revolutionären Dünsten geschwängert, weswegen auch die Frauenzimmer in diesem Monate das Gesicht mit einem Schleier behängen, um nicht angesteckt zu werden. Am Idus des Märzes fiel Cäsar. Am 20. März kehrte Napoleon von Elba zurück. Am 23. wurde Kotzebue ermordet. Im März verschwor sich die französische Oligarchie gegen die Freiheit des Volks. Im März ward der König von Spanien gezwungen, die Alleinherrschaft niederzulegen. Noch viele Märzstürme wären anzuführen, da es mir aber in meinem Gefängnisse an der Aufwartung der Bücher, dieser unentbehrlichen Studier-Kammerdiener, fehlt und mein unbehülfliches Gedächtnis, ein schwächlicher Knabe, mich allein bedient, so muß ich es bei obigen Beispielen bewenden lassen. Der Grund, warum der März so voller gefährlicher revolutionären Umtriebe ist, wird aus der „Preußischen Staatszeitung" leicht erklärt. Der März ist nämlich der *Tertianer* der Monate.

Es war nachts elf Uhr, da ich ins Gefängnis abgeführt wurde. Zuvor wurden meine Papiere zusammengerafft, in einen Sack gelegt, den ich dazu hergab, und versiegelt. Es war ein Nachtsack, den ich einige Monate früher von Paris mitgebracht hatte; er war also zum Obskurantendienste bestimmt. Diese Papiere machen mich sehr zittern für meine literarische Ehre. Der winzigste Autor verblüfft manchmal, wenn die Minerva fertig und gerüstet aus seinem Jupitershaupte hervorspringt und sich in ihrem Glanze zeigt. Kömmt man aber in seine Werkstätte und sieht die Meisselabfälle und die rohen Blöcke, wie sie aus dem Schoße der Erde kommen; dann denkt man: an dem ist nicht viel. Besonders Angst macht mir

ein Aufsatz, überschrieben „*Humoralpathologie*“, der sich unter meinen Papieren befindet. Ich habe darin den *Kater Murr* beurteilt, ein Werk des geistreichsten deutschen Schriftstellers, des Herrn *Hoffmann* in Berlin, der zur Belohnung seiner großen Verdienste zum Mitgliede der dort zur Untersuchung der demagogischen Umtriebe bestehende[n] Kommission ernannt worden ist. Das Buch wurde von mir aus Übereilung und Unverstand herabgehunzt, und es würde mich sehr schmerzen, wenn ein so großer, wichtiger Mann gelegentlich erführe, daß ich keinen Geschmack habe.
Der Umstand, daß ich in der Nacht verhaftet worden bin und jetzt schon vier Tage sitze, ohne den Grund meiner Verhaftung erfahren zu haben und ohne verhört worden zu sein, stellt die persönliche Freiheit, welche ein Frankfurter Bürger genießt, in das schönste Licht. In mehreren monarchischen Staaten, wie in Frankreich und England, erlaubt das Gesetz nur bei Tage zu arretieren. Wie grausam ist diese Einrichtung! Hierdurch erfährt jedermann sogleich das Verbrechen, und die Ehre geht noch früher verloren als die Freiheit. Wird man aber im Dunkeln ins Gefängnis geführt, so merkt es keiner; ja, man kann jahrelang eingesperrt sein, ohne daß es die Stadt erfährt, und sie denkt, der Vermißte wäre auf Reisen. Und wie wohltätig sind auch die übrigen Folgen der nächtlichen Verhaftung! Der Gefangene vermißt nicht gleich anfänglich seine Freiheit, da ohnedies bei Nacht jedermann in seinem Zimmer eingesperrt ist. Im Schlafe vergißt er seine Leiden. Der Anblick des gestirnten Himmels flößt ihm wie jedem Unglücklichen Trost ein; er denkt: über den Sternen sitzt ein Kassationsgericht. Er sieht die Menschen aus seinem Fenster nicht spazierengehen, was ihm bei Tage Verdruß macht. Endlich weiß er aus dem tierischen Magnetismus und von seiner Amme her, daß

man bei Nacht ohnedies dem Teufel gehört, und frägt sich: was verliere ich dabei? ... Die Einrichtung, viele Tag ohne Licht über die Anschuldigung und ohne Verhör zu bleiben, ist nicht weniger edelmütig, zart und menschlich. Hierdurch gewinnt der Verhaftete Zeit, sich auf alle mögliche Fälle vorzubereiten und sich auf die Beschuldigung aller nur erdenklichen Vergehen, von der Verbalinjurie bis zur Mordbrennerei, mit Antworten zu versehen, so daß auch der geschickteste Kriminalrichter ihn nicht wird überraschen können.
In mein Gefängnis angelangt, durchdrang mich sogleich ein wohltuendes romantisches Gefühl. Ich hatte am nämlichen Abende Kotzebues „Ubaldo“ gesehen und ich dachte den sechsten Akt zu spielen. Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn eine Spinne dagewesen wäre, an die ich wie der Herzog eine schöne Rede hätte halten können! Ich sah aber keine andere als die hypochondrische, die mir schon viele Jahre vor den Augen schwebt. Da ich früher noch nie in männlicher Gefangenschaft war, so erfuhr ich jetzt zum ersten Male, welch ein herrliches Leben man in einem Justizpalaste führt. Die zarteste Aufmerksamkeit, die man sich nur wünschen kann. Als mir mein Bett aus meiner bürgerlichen Wohnung gebracht wurde, untersuchte und durchknetete es der Gefängniswärter aufs sorgfältigste, um zu fühlen, ob der Flaum weich genug wäre und nicht etwa ein stechendes Federchen mich im Schlafe stören könnte. Anfänglich hatte ich den Argwohn, es geschehe, zu untersuchen, ob nichts Gefährliches darin versteckt wäre, etwa ein befreiender Tertianer im Kopfkissen; da ich aber den wahren Grund entdeckte, ward ich gerührt. Ein Stiefelknecht wurde mir versagt, um das traurige Bild knechtischer Dienstbarkeit von mir entfernt zu halten. Messer und Gabel durfte ich nur im Beisein der Aufseher gebrauchen, damit ich mir kein

Leid antue. Stahl und Stein sowie selbst ein chemisches Feuerzeug wurde mir abgeschlagen, doch durfte ich Tag und Nacht ein angezündetes Licht haben, und wirklich brannte wie vor einem Heiligen beständig ein Licht vor mir. Schreibzeug und Papier wurde mir erst auf wiederholtes Bitten verabreicht und letzteres zugemessen. Man fürchtete, ich möchte durch vieles Sitzen und Schreiben meiner Gesundheit schaden. Jeden Abend untersuchte ein Wächter mit einer Laterne den Ofen, um zu sehen, ob er nicht etwa rauche und meinen schönen Augen lästig fiele, und das Gitter an den Fenstern, damit kein Dieb von außen hereinsteigen könne, mich zu bestehlen. Während dieses geschah, standen fünf Soldaten vor der aufstehenden Türe in Reihe und Glied, um zu verhindern, daß die Zugluft eindringe. Das Geld wurde mir bei der Verhaftung abgenommen, weil ich als Mann von Verdienst, den der Staat im Prytaneum verköstigt, keines nötig habe.

7.

Ferienreise eines deutschen Journalisten

[1820]

Ich hatte mich für die gute Sache hypochondrisch geschrieben. Will ein preußischer freiwilliger Jäger darüber spotten, behauptend, das wäre nicht viel, und er habe mehr getan, so werde ich das hingehen lassen und gar nicht mit ihm rechten. Das Vaterland hat unseren Verdiensten zugelächlet, und damit können wir beide zufrieden sein. Doch wer mein Übel an sich selbst erfahren, wem der schreckliche schwarze Geier je an den Eingeweiden nagte, wer jene Enzyklopädie der Höllenstrafen durchgelesen hat, der wird mir den vollern Lorbeerkranz gewiß nicht versagen.

Meine Leiden stiegen zuletzt auf eine furchtbare Höhe.

Da war keine Krankheit, die ich nicht zu haben, keine Todesart von der ich mich nicht bedroht glaubte. Tausend Einbildungen marterten mich bei Tage, tausend ängstliche Träume beunruhigten meinen Schlaf. Heute redete ich mir ein, gläserne Hände zu haben, und fürchtete beim leisesten Anstoße im Schreiben, mir die Finger zu zerbrechen. Den Tag darauf kam ich auf den lächerlichen Einfall, ich hätte einen Fehler an der Zunge und könnte das Wort *dreizehn* nicht aussprechen. Ich versuchte mich darin und begann von *eins* zu zählen an; aber sooft ich zwölf erreicht hatte, mußte ich (wunderbare Gewalt der Einbildungskraft!) einen Sprung machen und mit *vierzehn* fortfahren. In den letzten Tagen des Augusts kam ich, der Himmel weiß, durch welchen Aberglauben veranlaßt, auf den tollen Gedanken, am 20. September würde mich der Schlag rühren, und ich sah mit der größten Angst der Verfallzeit dieses strengen Wechsels entgegen. Dann träumte ich, Buonaparte hätte sich von der Insel Helena befreit, wäre mir vor dem Bockenheimer Tore zu Frankfurt begegnet und hätte mich vertraulich gefragt, wo die große Eschenheimergasse wäre, er wolle dort sein Gebet verrichten. Ein anderer schrecklicher Traum, den ich hatte, wird mir unvergeßlich bleiben. Ich glaubte in der Geschichte des Schinderhannes und seiner Bande zu lesen und fand zu meinem Entsetzen, daß er unter den Mitschuldigen, die noch nicht eingefangen wären, auch mich, obzwar unter einen andern Namen, angegeben hatte. Mich befiel die schrecklichste Angst, man würde mich entdecken und nach Mainz bringen, wo jene Untersuchung geführt wurde. Eines Morgens trat der Schneider zu mir ins Zimmer, um mir seine Meßrechnung zu bringen. Als er eine Bewegung mit der Hand machte, das Papier unter dem Rocke hervorzuziehen, tat ich einen lauten Schrei und lief entsetzt zum Zimmer hinaus. Mich hatte

die Furcht befallen, der ehrliche Mann wolle einen Dolch ziehen und mich ermorden. Ob ich nün zwar meinen Irrtum später einsah, so überlief mich doch lange nachher jedesmal ein kalter Schauer, so oft ein Handwerksmann mit einer Rechnung zu mir kam, und ich konnte mich nicht enthalten, davonzulaufen. Am meisten schmerzte mich hierbei, daß man diese meine Anwandlungen für eine spitzbübische Maske hielt und überall laut sagte, ich wollte meine Schulden nicht bezahlen und nur aus diesem Grunde stellte ich mich an, die ruhigsten und tugendhaftesten Bürger als Meuchelmörder zu fürchten, ob ich zwar im Herzen von deren redlichen Gesinnung völlig überzeugt wäre.
Auf diese Weise trieben meine zornigen Nerven ihr furchtbar lächerliches Spiel mit mir. Man floh meine Gegenwart; denn mit meinen Leiden stieg meine Unleidlichkeit. Da ward ich abermals genötigt, bei einem Arzte Hülfe zu suchen: es war der neunte, den ich seit einem Jahre zu Rate zog. Dieser aber, einsichtsvoller oder vielmehr menschlicher als seine Vorgänger, wußte mein Zutrauen schnell zu gewinnen. Er hörte die lange Erzählung meiner Träumereien geduldig an, sprach mir Mut ein und erklärte mir die Natur meiner Krankheit.
„Die Hypochondrie“, sagte er „entspringt nicht bloß aus sitzender, mit Geistesarbeiten verbundener Lebensart; denn man sieht täglich, daß Menschen, die ihrem Berufe nach viel zu sitzen und den Kopf anzustrengen haben, wie Ratsherren, Richter und sonstige Beamte, an dieser Krankheit nicht leiden, vielmehr jovialischer Natur sind und viel Spaß machen. Sie hat häufiger ihre Quelle in der Beschäftigung mit transzendentalen Wissenschaften. Dieses ist Ihr Fall. Sie haben sich politischen Untersuchungen ergeben und dadurch die Schranke übertreten, die der Staat und die Natur den Menschen des

dritten Standes angewiesen haben. Nur der hohe Adel vermag es, ohne ungesunde Anstrengung des Geistes die Tiefen der Politik zu ergründen, weil diese Wissenschaft bei ihnen von Vater auf Sohn forterbt und sie die große Kunst, Völker zu regieren und zu beglükken, fast spielend erlernen. Keine Beschwerde, die den gemeinen Bürger drückt, kann bei ihnen Eingang finden, weil die angenehmen Zerstreuungen, die häufigen Badereisen, die aufheiternden Gastereien, die ihnen ihre hohen Staatsämter zur Pflicht machen, ihren Geistesbeschäftigungen ein wohltätiges Gleichgewicht hält. Sie, mein Freund, haben durch frevelhaftes Eindringen in die Geheimnisse der Staatsweisheit Ihre Gesundheit zerrüttet. Sie müssen, um sie wiederherzustellen, Ihren bisherigen Beschäftigung[en] entsagen und eine Zeitlang reisen. Wenigstens fünf Jahre muß Ihre Reise dauern. Besuchen Sie die Hauptländer Europas; sehen Sie Frankreich, England, Italien, Spanien und die Türkei, und wenn Sie von dort zurückkommen" – endigte er, indem er mir freundschaftlich die Hand drückte – „werden Sie heiterer geworden sein, und die schwarzen Bilder, die Ihnen sonst im Vaterlande vor Augen standen, werden Sie dann hell finden, und [es wird] Ihnen alles im glänzenden Lichte erscheinen."
Eine Stunde darauf war ich über der Mainbrücke, sechs Tage später in Paris.
Ein Musterreuter, der auf seinem hohen Rosse alle Länder durchtrabt, Gelder einkassiert, Bestellungen empfängt und in seinem Büchelchen sauber und genau eingeschrieben hat, welche Gedanken und Empfindungen er in jedem Orte haben soll – ein reicher Engländer, welcher reist, um zu sparen oder um sich zugrunde zu richten – der heuchlerische Kunstfreund, der nach Italien eilt, um sich an bononischen Steinen zu wärmen, die untergegangne Sonnen einst mit ihren Strahlen ge-

schwängert und die ihm Licht geben, aber keine Glut, – der Jüngling, den die Basen und Mauern seines kleinen Geburtsortes einengen und der gern um die Liebe in der Heimat die Freiheit in der Fremde eintauscht, – diese alle verlassen froh oder gleichgültig das Vaterland, und der Gedanke daran überschreitet dessen Grenze nicht. Wer aber den Generalbaß des Lebens kennt, und dem alle die mannigfaltigen Melodien und [der] langsamere oder schnellere Takt den Grundton nicht zu verstecken vermögen, so daß er überall die alte Leier findet – wer es für bequemer achtet, die Welt in seinem Städtchen zu durchwandern, als über Berg und Meer – oder wer die Fremde sucht, um das Vaterland zu fliehen; der reißt sich nur blutig los, und tausend Wurzeln, die er selbst nie geahndet, ziehen ihn zurück und schmerzen ihm.
Auch das schmerzt, wenn wir die Heimat zum ersten Male verlassen und eine fremde Sprache, die nur eine gleichgültige Bekannte unseres Kopfes, aber keine Anverwandte und warme Freundin unseres Herzens ist, vernehmen; wenn alle die süßen wohlbekannten Worte, die uns so viele Jahre von den Liebkosungen der Mutter, von den Ammenliedern, durch das Jubelgeschrei des Knaben, durch die Wünsche, Forderungen und Träume der Jugend bis zu den Betrachtungen und ernsten Reden des reifern Alters begleiteten, wenn diese alle nach und nach schweigen und uns verlassen und wir die alten Gedanken mühsam in neue Formen zwängen. Ich habe es nie begreifen können, wie Deutsche so fröhlich und wohlgemut Französisch sprechen mochten und dieses oft ohne Not und aus Lust, selbst wenn sie nur unter Landsleuten waren. Mir war es unbehaglich. So wie eine Lampe, die dunkel und niedergedrückt brennt, bis endlich, ehe sie verlischt, sie noch einmal hell aufschlägt und das Auge erfreut, so erschien es mir, da ich über

der französische[n] Grenze weg schon mehrere Meilen kein deutsches Wort vernommen, bis plötzlich und zuletzt ein Postknecht wieder die Muttersprache mit mir redete. Diese Entbehrung verlernte ich in Frankreich nicht. Ich konnte *bonjour Monsieur* sagen so gut wie einer, und wenn ich beim Restaurateur Very in Paris *Vol-au-vent à la Financière* forderte, wußte ich schon beim zweiten Male recht gut, was ich wollte. Wenn ich aber das Herz, ein deutsches Herz, wollte hören lassen, wenn ich wortreichen, feurigen Franzosen begegnen wollte, ihnen, die unsern Geist nicht achten, unser Gemüt verspotten und unser Vaterland hassen, wenn ich ihnen begreiflich machen wollte, daß wir besser als sie, daß unsere Freiheit nicht gleich ihrer eine duftende Blume ist, schnell gewachsen, schnell verblühend, zum Genusse der Sinne bestimmt, sondern eine neugepflanzte Eiche, von der schützenden Vorsehung mit einem Dornstrauche stechender Tyrannei umgeben, damit sich ihr keiner nahe und sie, wenn auch pflegend, verletze – und daß Frankreich nur der Mist ist, den Boden unserer Freiheit zu düngen, kostbar wegen seiner befruchtenden Kraft, aber für sich ohne Wert; wenn ich gegen ihre Eitelkeit eifern mochte, daß unsere Sprache und Kunst und Wissenschaft ein stolzes, bewegtes Meer, das den kühnen Schiffer in fremde, noch unbekannte Welten führt, die ihre aber ein stiller Strom sei, der zierlich durch angebaute Gegenden führt, aber keine schwere Lasten trägt und dem Fußgänger nicht vorauseilt; wenn ich den Glanz unserer Fürsten durch den verdunkelnden Schleier zeigen wollte, den eifersüchtige Verschnittene über sie geworfen – da ermangelte mir das Wort, und ich saß ohne Teilnahme still und betroffen da.

8.

Mein Wanderbuch am Rhein

[1820]

Ich könnte sagen wie *Demian:* „Eigene und fremde Erfahrungen hatten mich belehrt, daß die vorhandenen Rheinreise-Werke die Anforderungen vieler Reisenden, besonders solcher, die nicht bloß zum Vergnügen reisen, nicht befriedigen"; oder wie *Gerning:* „Die schönsten und merkwürdigsten Länder Europens, *Italien* und *Rheindeutschland,* sind schon oft und viel beschrieben worden; doch ist manches von ihnen zu sagen übrig ... Freie Schiffahrt und freie Geistesfahrt gebühren dem befreiten deutschen Hauptstrom und seinen begeisternden Fluren. Den lieben *Rhein* hat wohl niemand *literarisch gepachtet* und ein *geistiges Privilegium d*arauf erworben!" oder wie *Friederich:* „Eine ganz eigene düstere Stimmung waltete während des Sommers 1820 in mir." Aber ich sage weder das eine noch das andere, sondern die Wahrheit, wie folgt.

Pythagoras, Buonaparte und eine große Zahl türkischer und christlicher Kaufherrn haben die weite Reise nach Ägypten gemacht, um sich Weisheit oder Ruhm oder Reichtümer zu holen, und ein bundesstädtischer Journalist, der weder weise noch berühmt noch reich ist, sollte, um dieses alles zugleich zu werden, nicht eine Rheinreise machen und seine Absicht eingestehen dürfen? Ich wüßte nicht warum. Zu Hause war mir der literarische Verstand ausgegangen, und da ich ihn nicht wiederkommen sah, machte ich mich auf den Weg, ihn aufzusuchen. Wahrlich, die Keckheit eines Journalisten, der gedruckt verspricht, er wolle zu bestimmten Terminen für wenigstens vierundzwanzig Bogen und im Werte von fünf Gulden Geist und Witz liefern — sie wird nur von der Unbesonnenheit der Abonnenten

übertroffen, die sich auf einen solchen Handel einlassen und vorausbezahlen. Ein Geistesbankerott ist so verzeihlich als unvermeidlich. Selbst Homer, dieser reiche und solide Sänger, wenn er in unsern Tagen lebte, müßte um ein fünfjähriges Moratorium einkommen oder sich mit seinen Gläubigern mit funfzig Prozent abfinden, da er keine Iliade mehr schreiben dürfte, sondern nur eine Odyssee, voll Liebesgeschichten und Reiseabenteuer.
Daher meine Zahlungsunfähigkeit. Die Bescheidenheit, mit welcher ich meine Not eingestehe, wird jeder fürs Erhabene empfängliche Leser gewiß bewundern. Er bedenke nur, mit welchem Rechte ich als ehemaliger politischer Schriftsteller stolz sein dürfte, da wir (die andern mit mir) täglich durch unser Nichtstun mehr verrichten als die größten Helden der Geschichte durch ihre Taten, nämlich: wir schützen Völker, Fürsten und Länder vor unvermeidlichem Untergange. Jeden Abend beim Entkleiden darf ich die Hand auf das Herz legen und mir sagen: heute wieder einmal hast du das deutsche Vaterland gerettet, indem du schwiegst! Wahrlich, es schläft sich sanft darauf.

9.

Gespräche im Museum

[1821]

1.

A. Es steht im „Gesellschafter“: Das Kärntnertortheater ist an einen Italiener verpachtet; eine *Opera seria*, eine *Opera buffa*, auch eine deutsche Oper und ein glänzendes Ballett werden eingerichtet. Die Preise der Plätze werden erhöht, und die Bänke im Parterre weggenommen.

B. Unglaublich! Werden sich die Wiener gefallen lassen, daß man ihre Bäckerläden in Konditoreien verwandele, daß man ihnen statt deutschen Brodes Marzipan gebe? Wird sich keine Stimme dagegen erheben?

C. Gewiß nicht. Die Wiener sind gute Kunstkenner, aber noch bessere Bürger. Was die Obrigkeit tut, finden sie jederzeit löblich.

B. Die heilige Asche Mozarts so zu entweihen! Die Kunst . . .

C. Die Kunst ist eine Polizeidienerin. Hätten die Italiener mehr Konsonanten in ihrer Musik, wären die Neapolitäner nicht wie die Hasen davongelaufen. Die deutsche Musik ist zu männlich. *Mozart war ein Schwärmer und gefährlicher Sektierer.* Beethoven ist ein musikalischer Riego, seine Ouvertüre zum „Egmont" ist eine sieggekrönte Verschwörung, den freiheitsjauchzenden Schluß kann kein getreuer Untertan ohne Seufzen anhören.

A. Ich habe mich schon oft darüber gewundert, daß sich die Zensur nicht auch über Werke der Tonkunst erstreckt.

B. Das wird noch kommen. Man kann sich dabei auf Plato berufen.

A. Ist es aber nicht eine jeder großen und reichen Stadt unwürdige Knickerei, daß man, um mehr Platz zu gewinnen, die Zuschauer im Parterre zum Stehen zwingt?

C. Das geschieht auch sicher nicht des Geldvorteils willen. Aber die Sittlichkeit und die Ruhe des Staates gewinnen, wenn man die Bänke im Parterre wegnimmt.

A. Wieso?

C. Wegen der glänzenden Ballette, die man einzuführen denkt, ist es schicklicher, wenn man nur von oben herab sehen kann. Die öffentliche Ruhe gewinnt, indem die Leute von Vermögen und Bildung außer Gemeinschaft gesetzt werden, da sie künftig das Parterre nicht mehr

besuchen, sondern sich familienweise in Logen absondern werden.
A. Sie scherzen. Glauben Sie ernstlich, daß man bei der beabsichtigten Veränderung im Kärntnertortheater an solche Dinge gedacht hat?
C. Das glaube ich nicht; aber jeder alte und festbegründete Staat wird mehr nach dunklen angebornen Naturtrieben als mit Überlegung regiert. Es ist weise, der Stimme solcher Triebe zu folgen. In diesen Zeiten ist es nicht gut, wenn drei Menschen von Geist und Gemüt einige Stunden beisammen sind; die bilden schon einen Staat im Staate. Traurig genug, daß die Natur jedem Menschen zugleich Augen und Ohren, Kopf und Herz gegeben hat. Es wäre für die Ruhe der Welt viel besser, wenn *diese* Menschen nur Ohren, *jene* nur Augen, *diese* nur Köpfe, *jene* nur Herzen, andere wieder nur Mägen hätten.
B. An letztern fehlt es nicht.

10.

Von einem Notizblatt

München 1821 — 8. bis 10. Oktober

Kirche zu *U. L. Frau* nächst der Kauffungergasse. Beiden Türme 333 Fuß hoch, mystische Zahl. Einfach, ohne Schnörkel. Keck aufsteigend, im Aufsteigen begriffen wie eine Rakete. Bei Mangel des bei antiken Baudenkmälern herrschenden einfachen Geschmacks gibt die gotische Schnörkelei doch einigen Ersatz. Die kleinliche Menschenhand wagt es, mit den Felsenmassen in solcher Höhe zu spielen! Das Siegel seines Muts. Bei *diesen* Türmen aber scheint der Weg der Natur nicht gestört worden zu sein: Die Steine streben von selbst, sich übereinander zu türmen, der Sieg blieb ihnen ... Im Mondschein wie Ausrufungszeichen.

Häuser hoch, tief, weniger Fronte. Altherkömmlicher Schönheit Ansehens, nicht wie in Stuttgart *dazugekömmene* parvenues.

Wohnungen suchen. Kapitel Jony – Einer im Hause kennt den andern nicht.

Württemberg. *Sechskreuzerstücke* nicht angenommen, die man von mir zu erhalten anderwo Gott dankte; freute mich der Einheit Deutschlands.

Der nämliche einfache *Brief*, der von Stuttgart nach Frankfurt 12 Kreuzer kostet, kostet hier nur 18. Also die Hälfte wohlfeiler. Hier keine Taxische Post.

Brunnen längst der Häuser wie Grabsteine.

Wachtparade, Musik. Das Herz klopft mir freudig, so sehr ich auch diese Werkzeuge der Tyrannei hasse. Die Macht auch mißbraucht ist schön.

Zapfenstreich. Vierundzwanzig Trommeln wirbelten gemeinschaftlich. Dann zerteilten sie sich nach den vier Winden. Dann bliesen Trompeter vor der Hauptwache. Das ist der Abendsegen, d. h. Moral, Gehorsam predigen, daß die Bürger auch im Traume sich nicht vergessen.

Briefe aus München. Die Briefe berühmter Männer werden nach ihrem Tode gedruckt. So zeige ich mich gehörig als ein bescheidener Mann, wenn ich die meinigen schon bei meinem Leben drucken lasse. *Aus* München geschrieben bezeichnete ich sie, nicht bloß über. Denn man muß wenigstens so ehrlich sein, einzugestehen, daß man es nicht immer sein kann. Überall findet man sich und sieht die Dinge mit seinem Auge.

Bad an der Roßschwemme bei Chirurgus Stöckel. Geräumig Zimmer. Bett. Wäsche. Feuer. 48 Kr. u. 6 Kr. Trinkgeld.

Englischer Garten. – Statue, harmlos etc. O armer Graf, du hast es gut gemeint, aber die Stickluft christlichen Lebens hielt auch deine Brust eingeengt. Weil unsere Pflichten ohne Lust, darf uns die Lust nicht Pflicht sein. — Chinesischer Turm erhebt sich nicht über die höchsten Bäume und dient nur, die trostlose Flachheit der Gegend zu zeigen, die man unten sich wegträumen kann (vielleicht sind Berge hinter den Bäumen).

Abends im Hirsch. Zwei Husarenoffiziere, ein Blondkopf u. ein Schwarzkopf traten in die Stube, von ihren Bedienten begleitet, die Zivilröcke und Hüte nachtrugen. Die Söhne Mars' kleideten sich um zum Friedensdienst. Ich nahm mir vor, nach dem Essen ihrer Heldenbahn zu folgen. Welchem aber? Da sprach der Blondkopf: „Wenn es so fortgeht, muß man bald Feuer machen". Und er fühlte nicht einmal, daß wirklich im Zimmer schon geheizt, noch wußte er, daß schon seit 8 Tagen überall gefeuert wird. Da ich an dem Heldenmute und Siege *dieses* nicht mehr zweifelte, folgte ich dem andern nach. In eine Straße gelangt, trat er vor ein Haus, wo ein Kammermädchen ihn erwartete. Der Zweck heiligt die Mittel, so daß er über dieses jenes vergaß. Lange unterhielt er sich mit ihr, endlich ging er hinein. Das Mädchen hielt Schildwache. Ich trat zu ihr. 4 Augen, sagte ich, sehen mehr als zwei. etc. etc.

Müller über München. In Lindaus Leihbibliothek Sammlung der Bleistiftzeichen als Rezension.

Kaffeehaus Schindler. Dunkel. Kellnerinnen.

„Wozu sind Kammerherren auf der Welt?“ fragte ich an der Grenze zwischen Herz und Zunge, als mich Kellner und Zufall zwischen zwei solche Fragezeichen gesetzt hatte. Aber o! der lästerlichen Verblendung! Als das Werk der Krebse geendigt war, säuberten sich die kammerherrlichen Finger mit Salz. Dieses Reinigungsmittel war mir unbekannt, und ich zeigte der Göttin Teleologie meine aufrichtige Reue.

Man zeigte mir das Haus des Feldmarschall Wrede. „Also hier wohnt der Scharfrichter der heiligen Allianz?“ murmelte ich zwischen den Zähnen. Wie doch das Licht der Freiheit verblenden kann! . . . Ich dachte an Wellington.

---

11. Oktober

Das ehemalige Stadtwappen war ein *Mönch*. (Als im Verlaufe der Zeiten aber die Sitten aufhörten, klösterlich zu sein, mußte sich dieses verändern.) 1808 erteilte d. König d. Stadt ein neues Wappen.

Die Münchner Polizei, ehe sie Erlaubnis zum Aufenthalt erteilt, verlangt die Ausfüllung einer gedruckten Personalbeschreibung folgender Rubriken. — 1. Vollständiges Signalement des Passes. Dann: Viertel, Straße, Nr., Stock des Hauses. — Namen des Wirts. — Stand, Charakter, Gewerbe. — Geboren wo? — Ansässig wo? — Religion. — Alter. — Woher gekommen? — Auf welcher Route? — Zu welchem Zwecke hier? — Wann hier eingetroffen? — Seit wann in gegenwärtiger Wohnung? — In welcher Wohnung vorher gewesen? — Ob schon öfters hier gewesen? — Wann das letztemal? — Wie lange sich hier aufzuhalten willens? — Ob mit Paß versehen, und woher? — Datum des Passes? — Auf wie lange ausgestellt? — Ob und von welchen

königlichen Behörden visiert, und Datum der Visierung. — Auf welche hiesige Einwohner sich weiterer Auskunft und Rechtfertigung halber berufen werden könne? — Wohin von hier zu reisen gesinnt? — Auf welcher Route? — Ob mit Gefolge hier? — Namentliche Angabe des Gefolges — — — Da ist doch keine Spalte gelassen, wodurch die kleinste Spitzbüberei schlüpfen könnte! In Paris wird man nach dem allen nicht gefragt. Und dennoch, wenn mich ein Taugenichts fragte, wo er am sichersten sein Gewerbe treiben könnte — ich würde ihm München vor Paris anraten.

Den 13. Oktober

Akadem. Sammlung der Naturalien, Optik etc. — Gestern öffentl. *Sitzung der Akademie* an des Königs Geburtstag. — *Spix* über Brasilien. — Üblicherweise bei allen Akademien ein gelehrter Gegenstand; aber die Blüten, nicht die Früchte der Wissenschaft sollten dargebracht werden. —

Kirche U. L. Frauen. „Hofnarr und Rat begraben."

Das Artillerie-Exercitium auf dem Max-Josef-Platz.

11.

Der Wochenmarkt in St. Brice

[Montmorency 1823]

Landleuten erscheint die Stadt, Städtern das Landleben als eine Mummerei. Auch konnte die junge Gräfin Ivry gar nicht aufhören mit Lachen, als sie sich und ihren Bruder Heinrich Körbchen am Arme hängen sah, mit Spargel, Artischocken, Erdbeeren und andern zierlichen Mundbedürfnissen angefüllt, die sie unter Lust und Scherz und nach wirtschaftlichen Hin- und Herbedingen auf

dem Wochenmarkte eingekauft hatten. Ihr Ergötzen stieg, als sie an eine Austernbude kamen. Sie hatten die geliebte Speise seit acht Tagen, daß sie Paris verlassen, nicht gekostet und begegneten hier froh und verwundert, unter einfachen ländlichen Erzeugnissen, dieser städtischen Näscherei. Sie verfielen leicht darauf, sich welche öffnen zu lassen und sie aus freier Hand und unter freiem Himmel als Vorfrühstück zu genießen. Die Austernverkäuferin war ein Weib von riesenhafter Gestalt. Ihr roter Rock, ihr rotes Kamisol, ihr rotes Kopftuch, bildeten ein Ganzes mit ihrem glutroten Angesichte und schienen nur eine Ausbreitung und Fortsetzung desselben zu sein. Ihre schwarzen Augen dunkelten gleich gelöschten Kohlen aus dem Brande hervor. Auch ein Mann hätte diesem Weibe im Dickicht des Waldes nicht begegnen mögen. Ihr zur Seite stand ein blasses Mädchen von wunderlieblicher Gestalt. Schwärmerisch süße Lippen, veilchenblaue Augen, blonde Locken, durch welche der Morgenwind spielte, gaben ihr etwas unaussprechlich Rührendes, das der zierlich seidene Mieder und die um den Hals geschlungene herabtändelnde Bajadere nicht mildern konnten. Mutter und Tochter trugen lederne Gürtel umgeschnallt, an welchen, von messingnen Kettchen gehalten, die Austernmesser herabhingen. Das blasse Mädchen konnte den leckern Geschwistern nicht schnell genug die Schalen öffnen. „Geschwind, mehr, noch mehr“, rief die ungeduldige Gräfin dem schweratmenden Kinde zu. Die Alte fuhr das Mädchen barsch an: „Was zappelt sie heute wieder? Hat die Demoiselle noch nicht ausgeschlafen? Geht’s nicht mit dem Messer? Da, nimm das meinige, das ist schärfer!“ Das blasse Mädchen zuckte mit der Hand nach dem Herzen, ihre Lippen verzogen sich krampfhaft, ihre Augen wurden starr und tot. Die Alte warf ihr einen stechenden Blick zu, stieß sie vom Korbe weg und setzte

das Werk selbst fort. Die Gräfin sah mit Widerwillen auf die groben und schmutzigen Hände, „genug jetzt – sagte sie – wir wollen keine mehr“. – „Junge Schönheit, – erwiderte die Alte – Sie werden sich doch vor dem Messer nicht scheuen? Es ist sauber. Der Rostflecken da hat nichts zu bedeuten; wir haben zu Ostern ein Vögelchen damit geschlachtet.“

Die Gräfin Ivry wollte bezahlen; ihr seidenes Beutelchen fand sich leer, auch das ihres Bruders reichte nicht; die Markteinkäufe hatten das Geld aufgezehrt. „Es hat gar nichts zu sagen – sprach das blasse Mädchen mit sanfter Stimme – Sie können uns auf den kommenden Markttag bezahlen.“ Die Geschwister gingen fort. Nach einigen Schritten kehrte Heinrich zur Bude zurück und sagte zur Alten: „Gute Frau, vielleicht führt Euch Euer Weg an unserm Hause vorbei, es ist das zweite Haus linker Hand auf dem Wege nach Groslay; Ihr könntet da wohl einsprechen und unsere Schuld holen. Fragt nach dem Grafen Ivry; die Dame, meine Schwester, ist seine Gemahlin.“ Heinrich hatte die letzten Worte mit abgewendetem Kopfe gesprochen, um seine Schwester, die im Gedränge vorausgegangen war, nicht aus den Augen zu verlieren. Da traf ein gellender Schrei sein Ohr. Er blickte hin – das blasse Mädchen lag ohnmächtig über den Stuhl gesunken, die Alte hatte sie mit ihrer linke Hand beim Arme gefaßt, mit der rechten hielt sie ihr Messer gezückt – es war nicht zu entscheiden, ob gegen die Tochter oder gegen den Landmann, der ihr abwehrend in die Arme gefallen war. Der Platz kam in Bewegung, es bildete sich ein Kreis, die Marktleute schimpften und lachten: „Es ist die besoffene Françoise, schlagt sie tot“ – riefen die einen; „sperrt sie in den Eselsstall“ – schrien andere. Heinrich wurde weggedrängt und eilte seiner Schwester nach. Er fand sie schon zu Hause angekommen; sie saß mit verweinten Augen

in der Laube und hielt einen Brief in den Händen, den ihr der Bote soeben gebracht. Ihr Gemahl schrieb ihr aus Paris, er könne auch heute noch nicht zurückkehren, sein Geschäft sei noch nicht beendigt; morgen komme er unfehlbar.
Die schöne Gräfin Ivry stand im Mai ihrer Ehe, aber die kalte Rechnung der Zeit zählte nur und bezahlte die Schulden nicht. Graue Winterwolken jagten über ihrem Herzen, die Sonne winkte ihr nur mit schnellen Blicken den Frühling zu, und sie lauschte vergebens auf das Liebeslied der Nachtigall. Ihr Gatte gehörte zu jenen gefürchteten Männern, welchen sich das geängstigte eingeschlossene weibliche Herz auf Tod und Leben ergibt, harrend, ob man es lieben oder zerreißen werde. Der Graf hatte das Auge und die Tatze eines Löwen; seine Liebkosungen ließen Wunden zurück, seine Küsse waren Dolche. Oft, wenn die heißliebende Braut wie ein Lämmchen an seiner Brust lag und sich sonnte, zischte etwas in ihren Ohren; sie wand sich erschrocken aus seinen Armen, floh weit weg und verbarg ihr Erröten und ihre Tränen. Der Graf sendete ihr dann einen siegeshöhnischen Blick nach, schwang sich auf sein wildes Roß und jagte fort. Bald kehrte er zurück, streichelte dem harrenden Mädchen die Wange – „lieb ich dich nicht?“ lockte er mit schmelzender Stimme, und die Taube flatterte wieder ihrem Würger zu. Jetzt waren seit wenigen Wochen alle ihre Wünsche erfüllt; aber die höchste war auch die letzte Stufe ihres Glückes. Der Graf zerrte nicht schüchtern und lange am Bande der Ehe; er zerriß es rasch und machte sich frei. Das Haus war ihm nur die willkommene Herberge in der späten Nacht. Wo er herumwanderte, nach welchem Ziele, wußte die Gräfin nicht. Anfänglich dachte sie, er sei dem Spiele ergeben; als aber bald die Überzeugung ihr diesen Argwohn nahm, begann sie vor einer Nebenbuhlerin zu zittern.

Die Schlangenbrut der Eifersucht wuchs stärker und stärker in ihrem Herzen heran, bis sie es ausfüllte und zenagte.

12.

Ems, im Juli 1827

Die Wahrheit zu sagen, liegt Ems sehr romantisch, und es wäre für Liebende und Selbstmörder ein ganz unvergleichlicher Ort. Aber was nützt uns das? Die Krankheiten, deren Heilung wir in Bädern suchen, treffen uns gewöhnlich in einem Alter, wo wir die Empfindsamkeit des Herzens verloren haben; wo wir weich gekochte Gemüsse den schönen, aber rohen Früchten der Natur vorziehen; wo wir bequeme Freuden suchen und ein Stück Lüneburger Heide, sich darauf Verdauung zu ergehen, uns lieber wäre, als ein entatmender Steg, der erst nach Sonnenuntergang mit einer entzückenden Aussicht lohnt. Dann seufzen wir bei dem Anblicke himmelküssender Berge und drohender Felsen, über nichts als über die Mühe, hinauf zu klettern; fühlen in schattigen, traulichen Tälern nur deren Feuchtigkeit und meiden jedes Flüßchen — gar nicht neugierig auf das, was es lispelt — wegen der Winde, die darüber streichen. So romantisch und verdrießlich ist Ems. Es liegt in einem Kessel, am Ufer der kleinen und dampfenden Lahn, lang hingestreckt, und einem Luftschiffer müßte es als ein stattlicher Hecht erscheinen, über den man Kochwasser ausgegossen und der im Kessel siedet. Bis gegen die Mitte des Junius ist hier die Witterung rauh und trübe, und hat der Sommer sich endlich Platz gemacht und der Himmel ist heiter, wird die Hitze unerträglich. Abends kömmt von den Öffnungen der Berge herüber und den Rhein herauf eine kalte und schädliche Luft, und selbst der

Unachtsamste lernt die Warnung des Arztes, vor acht Uhr Abends auf sein Zimmer zu gehen, bald befolgen. Morgens legen die langschläfrigen Berge oft vor sieben Uhr nicht ihre Nebelmützen ab, und sinkt der Nebel, ist er so dick und undurchsichtig, daß man auf zehn Schritte weit keinen bürgerlichen von einem adeligen Kurgaste unterscheiden könnte, hätte nicht die weise Natur dafür gesorgt, daß diese so verschiedenartige Geschöpfe noch durch andere als optische Zeichen sich ihre Nähe wechselseitig zu erkennen geben. Ems bildet eine einzige Gasse, und von den Häusern bis an das Wasser sind keine dreißig Schritte. Dem Badhause gegenüber liegt ein kurzer und schmaler Garten, und in diesem engen Raume bewegen sich täglich viele Stunden lang mehrere hundert Menschen. Man ist sich so nahe, man begegnet sich so oft, daß man alle Gesichtszüge und die tausend Kleiderverwandlungen aller Frauenzimmer auswendig lernt. Der Garten schließt den sogenannten Kursaal ein, der aber, zur Geselligkeit vergebens rufend, nichts einschließt, als einige Spielfreunde und Sonntags das Koblenzer Volk, das in der Mittagshitze geldbeladen herüberkömmt, sich an die grünen Tische drängt und in der Abendkühle ganz leicht zurückfährt. Eine verkehrte Lebensordnung! Über die Lahn führt ein Schiffbrückchen, das man seinen Kleinen, als artiges Spielzeug, gern mit nach Hause bringen möchte. Jenseits sind zwei Spaziergänge, der eine anmutig, aber zu kurz, sich darauf satt zu gehen; der andere sehr reizend, herrliche Ruheplätze und Aussichten darbietend, der aber, weil er romantisch die Waldhöhe hinaufführt, wenig besucht wird. Man sieht sich dort so einsam wie nur auf dem Gotthard im Monat Januar. Weitere Ausflüge, die aber wenig Abwechslungen darbieten, erleichtert eine Herde gut zuberittener Esel, von einer Schar wohldisziplinierter Jungen geführt. Die Neulinge unter den Gästen, die

weiblichen zumal, erkennt man leicht an ihrer Wonne und ihrem Erstaunen, daß sie ohne Furcht die oft unerbittlichen Tiere reiten. In Wagen kann man nur zu zwei Punkten gelangen, nach Koblenz, wohin eine herrliche, großartige Kunststraße über einen hohen Berg führt, und nach Nassau, wo man die alte Stammburg und die andern Besitzungen des Herrn von Stein besucht. Nur zur letztern Lustfahrt reichen die Nachmittagsstunden hin; aber Braubach am Rhein, Lahnstein und das erwähnte Koblenz zu besuchen, dazu ist der ganze Tag erforderlich, den der Kurgast nur selten der eigentlichen Bestimmung seines Aufenthaltes entziehen darf. Für die Lektüre ist durch zwei kleine Leihbibliotheken, deren nur möglich trinkbares Wasser man bald ausgeschöpft hat, spärlich gesorgt, und im Kaffeesaale findet man nur die französische *Etoile* und die deutsche, die *Frankfurter Postzeitung* — zwei Blätter, die uns von dem Geiste des fünfzehnten Jahrhunderts sehr genaue Nachrichten geben, von den Geschichten des neunzehnten aber nur falsche oder gar keine. Sooft ich von Ems nach Hause zurückkehrte und die Zeitungen des verflossenen Monats durchblätterte, erwachte ich wie Epimenides aus einem fünfzigjährigen Schlafe, suchte die alten Schafe und fand sie nicht. So wenige Zerstreuungen bietet dieser Badeort dar, und man tut wohl, sich mit Weisheit auszurüsten, die sich selbst genügt. Ems ist noch aus andern als den schon angegebenen Gründen, die später besprochen werden sollen, ein unangenehmer Aufenthalt. So kömmt es, daß der Brunnen, der freilich oft Wunder tut, homöopathisch heilt — man nimmt jeden Tropfen Wasser in einem großen Becher Langeweile. Wehe dem, dem die Tropfen nicht geholfen und der die vielen Becher vergebens ausgehalten!

13.

[Über Goethes Kommentar zum Diwan]

[ca. 1830]

Merkwürdig ist der Kommentar zum Diwan. Durch ihn wird Goethe deutlicher, als er sich selbst gemacht in seinem beschriebenen Leben. Darin ist alles Wahrheit und nirgends Dichtung. In dem Garten der Poesie hat der Dichter einmal die Blumen mit der Wurzel ausgerissen; wir sehen den Farbenglanz der Blüten, wir sehen die dunkle Erde. Er hat nicht gut getan, aus dem Schweigen seines ganzen Lebens zu treten; er hat nicht gut getan, eine Brücke zu bauen, die von der Bewunderung zur Untersuchung führt. Vieles hat man ihm vorgeworfen; doch fehlte das eigene Geständnis seiner Schuld. Nach dem Diwan fehlte es nicht mehr.

Meinungen sind frei. Philosophie und Kunst mögen sie beurteilen, verurteilen darf man sie nie. Ganz persönlicher Art, stehen sie unter keinem Gesetze und übertreten kein Gesetz, wohin sie auch schweifen. *Gesinnungen* aber stehen unter dem Gesetze der Sittlichkeit und werden gerichtet. Nicht was Goethe meint, wie er gesinnt ist, zeigt der Diwan.

Mahomet hat beteuert: er wäre Prophet und kein Poet. Goethe will nun den Unterschied zwischen Propheten und Poeten näher andeuten und sagt: „*Der Poet vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen; allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke versäumt er* ... Der Prophet hingegen sieht nur auf einen einzigen bestimmten Zweck... Irgend eine Lehre will er verkünden. Hierzu bedarf es nur, daß die Welt glaube, er muß also eintönig werden und bleiben." – Nein – den Propheten und den Poeten unterscheidet nur ein Wort. Für den Poeten gibt es keine Zukunft, denn

ihm ist alles gegenwärtig; für den Propheten gibt es keine Gegenwart, denn sie ist ihm die Hülle der Zukunft. Beide lehren, beide sind eintönig; doch eintönig nur, wie der gleiche Himmel sich über alle irdische Mannigfaltigkeit verbreitet. Man kann im gleichen Tone verschiedene Melodien spielen. Der Prophet zeigt seinen Gott überall, die Kunst die Einheit in der Mehrheit. Wehe dem Dichter, der nicht wie der Prophet Glauben sucht und findet; dreifach wehe ihm, wenn er nur Genüsse erstrebt und gibt, und um schnöden Beifall und um schnödern Gewinst des Himmels heilige Gunst vermäkelt!

Mit der seeleninnigsten Behaglichkeit preist Goethe in seinem Diwan die *Despotie*. Kein Liebchen im Leben und im Gedichte war ihm je so wert als diese stolze Schöne, die ihre Verächter in eisernen, ihre Verehrer in goldenen Ketten nach sich schleppt und sich feilbietende Menschenwürde mit nichts als einer dummen Farbe bezahlt. Wer noch sonst als der einzige deutsche Goethe war je so schamlos, das Knechtische in der Natur des Menschen zu verherrlichen und nackt zu zeigen, was ein edler Mensch mit Trauer bedeckt? Tyrannen hat schon mancher Dichter geschmeichelt, der Tyrannei noch keiner.

Da will er einmal zeigen, wie unter den verschiedenen Regierungsformen die Charaktere sich auf verschiedene Weise ausbilden, und er sagt: „In der *Republik* bilden sich große, glückliche, ruhig-rein tätige Charaktere; steigert *(steigert!)* sie sich zur *Aristokratie*, so entstehen würdige, konsequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewunderungswürdige Männer. Die *Despotie* dagegen schafft große Charaktere; kluge, ruhige Übersicht, strenge Tätigkeit, Festigkeit, Entschlossenheit, alles Eigenschaften, die man braucht, um den Despoten zu dienen, entwickeln sich in fähigen Geistern und verschaffen ihnen die ersten Stellen des Staats, wo sie sich zu Herrschern ausbilden."

14.

Die Zwecklose Gesellschaft in Breslau[1]

[1828]

In Hattersheim fragte ich einen Postillion, ob Wiesbaden schon lebhaft von Badegästen wäre, worauf er mir erwiderte: jawohl, er habe mehrere drei- und vierspännige Herren und Damen dahin gefahren, auch zwei sechsspännige. Diese Antwort machte mich nachdenklich. Wie! ich habe, murrte ich, eine schöne Zeit und gutes Geld auf eine Reise durch das winterliche Deutschland gewendet; mich haben die tödlich schleichenden heillosen Mietkutscher, welche glauben, der liebe Gott habe die Pferde nach seinem Ebenbilde geschaffen und wegen ihrer die Welt, unendlich geplagt; mich haben die Eilwagen, die kein anderes Bedürfnis kennen und anerkennen als pünktlich einzutreffen, krank gemacht; siebenmal mußte ich vierzigminutige Quarantänen, als käme ich aus der Barbarei, in den Zollspitälern erdulden, und jetzt kehre ich, trotz der häufigen Pratica, die man meinem Koffer erteilt, wie der verlorene Sohn ohne gesunden Strumpf von meiner Wanderung zurück — und für alle diese teuern Mühen und Leiden habe ich mir nichts eingetauscht, habe nichts gewonnen und gelernt als das einzige Schöne, Wahre und Gute, das ich soeben von einem Postillione gehört und das ich mir vier Stunden von meiner Heimat hätte holen können! Drei-, vier- und sechsspännige Menschen! Postillion, wäre ich Minister des Kultus und des öffentlichen Unterrichts — diese beiden Ämter sind miteinander

1 Diese Gesellschaft, von Hoffmann von Fallersleben und Dr. Runge gestiftet, gab eine Sammlung zwangloser Hefte heraus, für welche der nachstehende Aufsatz als Beitrag bestimmt war. [Anmerk. der Hgb. der Nachgelassenen Schriften.]

verbunden, damit wechselseitig das eine Amt wieder gutmache, was das andere verdorben –, ich würde dich zum Professor der Naturgeschichte in Göttingen ernennen; denn besser als Blumenbach, der die Menschenrassen nach den Köpfen unterscheidet, sonderst du sie nach der Zahl der Pferde, mit welcher sie fahren. Seitdem es Menschen und Pferde gibt, wurde diese Einteilung hochgehalten, und man sollte, was so tief in die Sitten und den Glauben eingedrungen, gesetzlich und feierlich anerkennen. Durch diese Sonderung würden auch endlich die Fußgänger, die sich zu einer Zeit, da Sittenlehre und Naturgeschichte noch in ihrer Kindheit waren, in die Menschheit eingeschlichen und die ein altes Vorurteil darin geduldet, daraus entfernt werden, und das gereinigte Geschlecht würde seinen ursprünglichen Adel wiedergewinnen, und der Mensch würde wieder sein wie zur Zeit der Schöpfung, das Meisterwerk des Schöpfers. Meisterleben – Schülerleben! Ja, wer mit acht Pferden fahren, wer mit zweiunddreißigfüßigen Versen über die holprige Prosa dieser Erde jagen dürfte, schnell an allen Krüppeln und Bettlern vorbei, ungehindert von schlechten Wegen, Zöllnern, Schlagbäumen und Polizeiknechten! Doch vielleicht auch nicht. Daß man mit acht Pferden gewiß in den Himmel kömmt, das ist gewiß; aber wie hier? Sage mir, Weisheit, welche Menschen sind die glücklichsten, die zweispännigen, dreispännigen, vier-, sechs- oder achtspännigen Menschen? Ich glaube, diejenigen sind die glücklichsten, welche zwischen wandernden und hausenden Komödianten die Mitte bilden, die vierspännigen. Wer mit weniger als vier Pferden fährt, muß schon vieles entbehren, wer mit mehr, entbehrt der so heilsamen magenstärkenden Entbehrungen und leidet an jener Unruhe, die der Größe immer zugesellt ist. Ich habe beides erfahren; das eine sehr oft, das andere ein einziges Mal,

als ich einst mit sechs Pferden in den großen Gasthof einer großen Stadt einfuhr. Es waren Retourpferde, die mir der weinlustige Postillion trotz meiner Weigerung vor den Wagen gespannt; denn es war ein kalter Winterabend, und er wollte, gegen gefährliche Schläfrigkeit geschützt, schneller nach Hause kommen. Die Pferde flogen, es flogen schwarze Wolken der Besorgnis durch mein Herz. Ich sah alles kommen, wie es kommen mußte. Ich sah mir schnell, ehe ich es verhindern konnte, im Gasthofe eine ganze Reihe Zimmer aufgeschlossen, sah zwanzig Kerzen angezündet, drei Ofen geheizt; ich berechnete die Kosten einer einzigen Nacht, und dann die Beschämung. Zwar hätte ich gleich beim Aussteigen erklären können, daß von den sechs Pferden nur zwei meine eigenen und daß selbst diese nur Kommissionspferde wären, die mein Kommittent, ein starkgläubiger und schwachsichtiger westfälischer Domänenkäufer, bezahlen müsse; aber ich wußte vorher, daß ich nicht den Mut haben würde, mitten unter den vielen Gaffern, die einen leeren sechsspännigen Wagen mehr anstaunen als einen zweispännigen, in dem Luther und Shakespeare säßen, meine Zweispännigkeit zu bekennen. Jetzt kamen wir an; das erste Gespann Pferde wurde zehen Sekunden früher bewillkommt als ich; ich hörte die Glocken tönen, die dicksten, die im Hause waren; jetzt hielten wir still; es stürzte atemlos der Wirt herbei, hinter ihm eine Schar von Kellnern, unzählige Lichter in den Händen und mit Serviettenfahnen freudig und ehrfurchtsvoll wehend; fünf Hausknechte erkletterten die Kutsche, herabzuholen, was nicht oben war; beide Wagentüren wurden aufgerissen; ich kam fast stückweise heraus, die einen boten meinem rechten Arme, die andern meinem linken Beistand; endlich stand ich auf festem Boden, und es war nötig, daß der Oberkellner mit vier

Gehülfen mich unterstützte: denn mir schwindelte sehr. Aber ich hatte von der Menschenkenntnis eines Wirtes und eines Oberkellners noch nicht die gehörige Vorstellung! Man hatte mich kaum gesehen, so waren auch meine Pferdeverhältnisse, der Himmel weiß wie, völlig aufgeklärt, der Wirt schlich davon, die Kellner stürzten fort bis auf einen, der mir mit stiller Höflichkeit in den zweiten Stock hinaufleuchtete und mir ein artiges, aber philosophisches Zimmerchen anwies. Dann setzte er gastfreundlich eine Flasche Wasser auf den Tisch und fragte, ob ich sonst noch etwas zu befehlen habe? Ich sah ihn mit einem wehmütigen, welthistorischen Blicke an, antwortete *nein,* warf meine Stiefel vor die Türe, schloß diese ab, und gracchische Phantasien hielten den Schlaf lange von mir zurück.

15.

Geschichte der Deutschen

[ca. 1828]

Ein Glas Zuckerwasser und ein kleiner Ärger nach dem Essen befördern die Verdauung ungemein. Als ich daher am zweiten Weihnachtsfeiertage aus dem Schwanen, wo der Tisch besser gewesen als gut war, nach Hause gekommen, nahm ich beides. Ich brauche wohl keinem Leser erst zu sagen, wie ich mir das Zuckerwasser bereitet, aber wohl wie den Ärger. Ich las eine Geschichte der Deutschen, in der neuesten Zeit abgefaßt. Dieses Schmunzeln, dieses Blinzeln, diese fetten Küsse eines aufgedunsenen Gecken, der sich in die runzlichte Vergangenheit verliebt hat, das alle wirkte sehr wohltätig auf die Leber. Andre Menschen und Völker, die Ehrgeiz haben, suchen etwas zu werden, der echte Deutsche sucht etwas gewesen zu sein. Das ist eine bequeme Hel-

denbahn, dabei bin ich auch. Man legt sich klein zu Bette und schlafend und träumend wächst man und erwacht als ein sehr großer Mann. Es wird von den alten Deutschen mit der größten Wohlgefälligkeit erzählt, sie wären sieben bis acht Fuß hoch gewesen. Nun, was half ihnen das? Sie konnten doch nicht ohne Leiter ihre Holzäpfel brechen, denn die Bäume waren damals noch größer als ihre Nutznießer. Man rühmt die Tapferkeit der alten Deutschen! Diese hatten sie mit allen Wilden gemein, die, weil sie nichts haben als einen Leib, nur leben, wenn sie ihn versuchen. Wahrhaft tapfer sind solche nicht zu nennen, welchen es gleichgültig ist, wofür sie kämpfen. Man preist die Freiheit und die Freiheitsliebe der alten Deutschen. Freiheit! Wer ist frei? Frei ist, wer alle Kräfte seines Leibes und seiner Seele und alle seine Güter gebrauchen darf wann und wie er will, der nicht zu heucheln, nicht zu lügen, sich nicht zu verstellen braucht, und der reden und schweigen kann, was er will. Waren die wilden Deutschen frei, sie, die nichts zu gebrauchen hatten, keinen Geist, keine Bildung, keine Kunst noch Wissenschaft, keine Reichtümer, sie, die nichts zu sagen und nichts zu verschweigen hatten? Und wäre Nero Kaiser der alten Deutschen gewesen, er hätte ihnen nichts zu verbieten, nichts zu befehlen gewußt, er hätte nicht gewußt, wie er sie unterdrücken sollte. Und ihre Freiheitsliebe! Liebt der die Freiheit, der, nachdem er beim Würfel alles verloren, sich selbst auf das Spiel setzt, und sich erst zum Sklaven der Spielsucht, dann zum Sklaven des Gewinners macht? Die Freiheit ist nur eine Frucht des Südens, keine des Nordens; von dem Norden kam immer nur Befreiung, kam der kalte Wintersturm, der lustmatte Völker zu neuen Genüssen stählte. Man rühmt die Keuschheit der deutschen Frauen! Wie, keusch wären diese Mädchen gewesen, die in Frost und Sturm und Nebel ihrer Wälder nackt heranwuchsen,

wie Männer jagten und kriegten, keinen Tee, keinen Kaffee, keine Schokolade tranken, nicht stickten, kein Kasino hatten und erst im fünfundzwanzigsten Jahr ihres Alters die Entdeckung machten, daß sie keine Männer sind? Man rühmt die Treue der alten Deutschen! War es jene schöne Freundestreue, jene Liebe zwischen Gleichgestellten, von der die Fabelgeschichte der alten Griechen uns erzählt? Nein, es war nur Dienertreue, die, sobald sie den Sold genommen, die verkaufte Freiheit ehrlich hingab. – „Der Führer kämpft für den Sieg, das Gefolge für den Führer", sagt Tacitus. Lebt der aber, der nur so lebt in einem Andern? Man rühmt, daß die Deutschen, und nur sie allein, von den Römern nicht wären unterjocht geworden! Darüber weine, wer sein deutsches Vaterland liebt. Darüber sind wir hinter so manche Völker Europens zurückgeblieben, darum hat uns selbst das feuchte Belgien überholt. Was bedarf es noch vieler Worte? Es war ewig in den Völkern, selbst in den Fürsten Deutschlands, ein Sehnen und Trachten, aus Deutschland weg zu kommen, die Deutschtümlichkeit los zu werden. Den klugen und gemütreichen Franken ist es gelungen, und wir andern, die zurückgeblieben, sind nicht viel. Nur nicht so geschmunzelt! Wie oft habe ich mir nicht vorgenommen, auch eine Geschichte der Deutschen zu schreiben, eine ganz kleine für große Kinder; aber ich tue es nicht. Ein mäßiger Ärger nützt, ein großer ist schädlich.

16.

[Notizen zum Tagebuch von 1830]

[1829]

Ich liebe die Bourbons, ich bewundere sie, und nicht die Anklagen ihrer Feinde, ja nicht einmal das Schmeichel-

lob ihrer Freunde konnte mir je deren Wert verdächtig machen. Sie haben durch den tiefen Schlamm allgemeiner Verdorbenheit, sie haben in Schwelgerei und in Entbehrungen, in späterem Mißgeschicke, gleich beispiellos wie früheres Glück, ein edles fürstliches Gemüt bis auf unsere Tage herabgetragen, und das achthundertjährige Königsgeschlecht ist mit der jungen Zeit wieder jung geworden. Ludwig der Vierzehnte war von so übermenschlicher Seelenstärke, daß er über die Vergötterung, die ihm geworden, nicht den Verstand verloren. Er war mäßig genug, die Macht, welche ehrlose Sklaven ungeheißen zu seinen Füßen schleppten, nicht alle zu verbrauchen. Er hatte einen königlichen Anstand, der selbst seinen Verirrungen den Schein von Würde gab. Er hatte einen schönen Geist, nur fehlte ihm das Wissen und die Jugendzucht, der sich der Niedergeborene erfreut. Er wäre ein großer König geworden, hätte ihn sein Glück nicht so hoch emporgehoben, daß eigene Kraft ihn nicht höher hätte tragen können. Ludwig der Funfzehnte war nicht der Schlimmste an seinem Hofe, und Ausschweifungen, die seine Sinne verdarben, hatten ihm das Herz nicht verdorben, das allen Bourbons angeboren ist. Ihn mit Fürsten zu vergleichen, die eines bessern Rufes genießen, wollen wir warten, bis andere Staatsumwälzungen auch die geheimen Sünden jener anderen Fürsten aufdecken und bis dort freie Schriftsteller das Vergrößerungsglas der Schadenfreude vor menschliche Verirrungen halten. Ludwig der Sechzehnte war der Vater seines Volkes, gerecht und gut. Nur lebte er in einer so unglücklichen Zeit, daß die Tugenden des Menschen zu Verbrechen des Königs wurden. Unter seiner Herrschaft, ihm zum Ruhme und zum Verderben, war die Tyrannei tyrannenlos. Nur weil Frankreich nicht gefesselt, frei war, konnte es nach der Freiheit streben. Vor allen bewundere ich Ludwig den Achtzehnten. Nach

einer fünfundzwanzigjährigen Verbannung zurück[ge]-kehrt, nicht hülfsbedürftig, nicht als Bittender, sondern von gewaltliebenden Königen beschützt, gab er seinem Volke, was ihm zu verweigern jeder andere Fürst wenigstens versucht hätte. Mit der schmerzlichen Erinnerung eines gemordeten Bruders, umrast von rachedürstigen Höflingen, blieb er fest und besonnen und blieb es auch, als er, zum zweiten Mal verraten und verjagt, zum zweiten Male zurückgebracht wurde. Er tat nichts Schlimmes, was er unterlassen, er unterließ nichts Gutes, was er tun konnte. Von mannigfaltigen Verschwörungen gereizt, zeigte er und erweckte er keine Furcht. Als Louvel mit kalter Berechnung den Thronerben mordete, wurde er gerichtet wie ein anderer Mörder auch, die Freiheit der Presse wurde auf einige Zeit beschränkt — und das war alles. Was wäre in Deutschland geschehen, wenn Sands Dolch einen Fürstensohn getroffen? Man hätte das F aus dem Alphabete gestrichen, weil die Freiheit damit anfängt; man hätte alle Gänseeier zerschlagen, daß nie mehr eine Feder erwachse, die den Fürstenmord lehrte. Tausende wären verfolgt worden — aber Sand lebte noch! Denn nicht hundert Jahre hätten hingereicht, die Untersuchung tief gründlich bis zur letzten Wurzelfaser des Verbrechens zu führen und die Nation Mann für Mann zu verhören, ob keiner an dem Verbrechen Teil genommen, keiner dazu gereizt und keiner darüber frohlockt habe. Karl der Zehnte zeigt sich seiner Ahnen würdig. Sooft die Stimme der Wahrheit von dem Geschrei gewaltsüchtiger Menschen nicht übertäubt worden, hat er immer darauf gehorcht; und er wird auch jetzt wieder zu seinem Volke zurückkehren, wenn dieses sich stark genug zeigt, die Mauer niederzuwerfen, die man aufgerichtet, es von seinem Könige zu trennen. Karl der Zehnte wohnte erst in diesen letzten Tagen (1. Juni) willig und heiter beim Herzoge von

Orléans einem Feste bei, wozu auch die Deputierten geladen waren, die kurz vorher ihn vor Frankreich, vor ganz Europa so streng und schonungslos zurechtgewiesen hatten! So kann nur ein König handeln, der guten Glaubens ist.

Wenn *Frankreich* seine Armeen vermehrte, seine Festungen verproviantierte, welch eine Besorgnis wäre überall! Wenn es aber seine innere Kraft vermehrte – darüber gleichgültig. – Die Form zum Reiche Karls des Großen ist noch nicht verloren. – Die kleinen deutschen Fürsten unter Napoleon. Es war ein Unglück, aber keine Schmach, ihm zu gehorchen. Es lag nicht Unfürstlichs darin, in seinem Gefolge zu sein; ja es ist echt fürstlich, der Größe zu huldigen. Nie demütigte der Kaiser die deutschen Regenten des 2. und 3. Ranges. Nie haben seine Gesandten mit ungezogenem Hochmute auf die Macht ihres Herrn gepocht – die Grobheit präsidierte nicht dem rheinischen Bunde. Die mindermächtigen deutschen Fürsten waren unter Napoleon lange nicht so unfrei, als sie es jetzt unter dem deutschen Bunde sind; der deutsche Kaiser übte im Reiche nicht den Einfluß, als ihn jetzt der östreichische Kaiser auf seine Bundesgenossen übt. Die deutschen Fürsten sind in den edelsten und schönsten Herrscherrechten beschränkt: sie dürfen ihren Völkern nicht alles Gute erzeigen, das sie möchten; nur für Handlungen der Willkür stehen sie unter keiner Vormundschaft. Jeder Freund seines Vaterlandes hat gewiß mit Schmerz gelesen, mit welcher Ängstlichkeit der jetzige Herzog von Weimar bei seinem Regierungsantritte die Verfassung des Landes beschworen und wie er das bißchen kümmerliche Freiheit seines Volkes nur unter dem ausdrücklichen Vorwande zu schützen gelobt: solange es die Bundesversammlung dulden werde... Die frühern Züge der französischen

Heere durch Deutschland (Europa), waren nur ein Rekognoszieren; sie werden überall hinkommen, wo sie schon gewesen, und dann länger bleiben. Man erobert nicht mehr mit Kanonen, man erobert nur mit sympathetischen Mitteln. Sollten wir je wieder so unglücklich sein, von Frankreichs Waffen oder Einflusse besiegt zu werden, es würde uns dann wenigstens zum Ersatze seine Gesetzgebung bringen. Wenn es gut geht, sind die Franzosen in hundert Jahren die erste Nation Europens, wenn schlimm, die einzige ... Napoleon konnte nur Land erobern, kein Volk ... Preußen könnte sein das Frankreich des Nordens, wenn es sich vom deutschen Bunde losmachte. Das Schleppkleid, das ihm der Wiener Kongreß angezogen, sollte ihm wahrlich nicht zum Putze, sondern dazu dienen, es bei den Zeitgenossen ungefällig erscheinen zu lassen und seinen Gang zu hindern. – Die Ängstlichkeit, mit welcher die großen deutschen Mächte den Frieden zu erhalten suchen, hat das Geheimnis ihrer Schwäche offenbart. Nur Frankreich darf ohne Mißdeutung friedliche Gesinnungen zeigen; denn die französische Regierung würde in jedem Kriege, wenn einverstanden mit seinem Volke, alles, wenn nicht, vielleicht sein Volk selbst besiegen.
Deutsche ministerielle Sprache, die alte kindliche, immer die nämliche, dem Schreibbuche eines Schulbübchens gleich, wo das nämliche Wort, wiederholt, ganze Seiten füllt. — Deutschland: das Leben in einem Zimmer; Frankreich: auf der Gasse.

Zensur. – Zur Verweigerung der Preßfreiheit können drei Ursachen bewegen. Entweder man fürchtet, die Deutschen würden die Preßfreiheit gebrauchen, die Gewalttätigkeiten oder Mißbräuche der Regierungen aufzudecken; dann gestünde man ein, daß man solche Ge-

heimnisse zu bewahren habe. Oder man fürchtet, die Preßfreiheit werde mißbraucht werden, Unruhen im Vaterlande zu stiften; dann bekennt man, das deutsche Volk sei unaufgeklärter und unsittlicher als das französische, englische und niederländische, und zugleich gesteht man ein, daß das Volk mit seiner Verfassung oder Regierung nicht zufrieden sei. Oder drittens, man will durch Verweigerung der Preßfreiheit das Volk in der Gewohnheit erhalten, sich nicht in Staatsangelegenheiten zu mischen; dann aber beginge man den größten politischen Fehler, den man heute nur begehen kann. Die deutschen Fürsten werden an der Spitze unmündig und rechtlos erklärter Völker in Zeiten des Krieges mit den konstitutionellen Staaten Europas erfahren, daß Kinder mit Männern nicht streiten können.
Durch die Errichtung der Mainzer Zentraluntersuchungskommission [ist] ein ganzes Volk der Büberei angeklagt. Als die Bundesversammlung die Akten der russischen Verschwörung erhielt, wurden sie nach Mainz geschickt, als gebe es kein Verbrechen, woran die Deutschen nicht teilnehmen. Der Plan, eine allgemeine Staatsinquisition für Deutschland zu errichten, scheiterte an der Weisheit und dem Edelmute des Königs von Bayern, der, als diese Kommision, die mit so großem Gepolter aufgetreten, sich beschämt und ganz im stillen wieder auflöste, seinen von Mainz zurückkehrenden Gesandten dafür belohnte: *„daß er die Rechte des Königs und des Volks von Bayern gegen die Anmaßungen der Kommision geschützt“*. Das deutsche Volk wurde öffentlich angeklagt, aber nachdem man genötigt war, es unschuldig zu finden, ging das Gericht schweigend auseinander und hat den Beschuldigten nicht öffentlich freigesprochen. Deutschland ist nur von der Instanz absolviert und kann bei dem nächsten politischen Vergehen eines Einzelnen als Mitschuldiger wieder vorgeladen werden.

Es kömmt darauf an, daß es zur Schlacht komme und daß die Freiheit wie die Herrschaft nicht ewig kränkle und sich in wechselseitigen Scheltworten abmatte.
Die Macht (in Deutschland) muß viel Berauschendes, Betäubendes, Giftiges haben; denn man verliert den Verstand, sobald man Minister wird.

Druckfehlerberichtigung im Anhang Band 5